Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Zweite Section.

H—N.

Herausgegeben von

August Leskien.

Achtunddreißigster Theil.

KOCHER—KÖPPEN (FRIEDRICH).

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1885.

Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.
Zweite Section.
H—N.

Achtunddreißigster Theil.

KOCHER — KÖPPEN (FRIEDRICH).

K.

(Artikel, die unter K nicht stehen, suche man unter C.)

KOCHER (Kochen, der Koch), Fluß in Würtemberg, entspringt mit seinen zwei Hauptquellen bei Ober- und Unterkochen im Oberamte Aalen. Oberhalb des Dorfes Oberkochen am Fuße des Albuchs entspringt der Schwarze Kocher, der sich in zahlreichen Krümmungen durchs Thal nach Unterkochen zieht und unterhalb des Dorfes mit dem Weißen Kocher, der am Härdtsfeld entspringt, sich vereinigt. Der Fluß wird von nun an vielfach zu Wasserwerken benutzt und zieht an Aalen (1880: 6491 Einwohner) und Wasseralfingen (1880: 3049 Einwohner) vorüber von Süden gegen Norden in den mannichfachsten Krümmungen. Bei Hüttlingen, wo der Kocher den Keuper betritt, wendet er sich gegen Westen und nimmt bei Abtsgemünd die Lein auf, wodurch seine Wassermasse verdoppelt und er selbst floßbar wird. Das Bett des Flusses ist ziemlich seicht und das bisher klare Wasser ist von nun an selten vollkommen hell, da die Keuperschichten leicht löslich sind. Bei Fach tritt der Kocher in das Oberamt Gaildorf ein, dessen gleichnamige Amtsstadt (1880: 1755 Einwohner) hart an demselben liegt. Bei Unterroth nimmt der Fluß links die untere Roth auf. Bei Westheim erreicht der Kocher den Bezirk Hall und bildet oberhalb der Stadt Hall (1880: 9161 Einwohner) mehrere Inseln. Oberhalb Geislingen nimmt er die Bühler auf und tritt bald darauf in das Oberamt Künzelsau ein, welches er in einem Viertelskreise in nordwestlicher Richtung durchzieht. Auch in diesem Bezirke nimmt der Kocher zahlreiche kleinere Flüßchen und Bäche auf, zieht an Künzelsau (s. d.) vorüber und erreicht oberhalb Kochersteinfeld das Oberamt Neckarsulm, um eine Viertelstunde unterhalb Kochendorf (1880: 1636 Einwohner) nach einem Laufe von 184 Kilom. in den Neckar einzumünden.

Das Kocherthal bietet infolge seiner vielfachen Krümmungen manche interessante Punkte. Einen romantischen Punkt bildet der Ursprung des Weißen Kochers, dessen zahlreiche Quellen in dem prächtigen Buchenwalde einer Thalschlucht mit großer Wasserfülle aus dem Boden sprudeln. Das eigentliche Kocherthal beginnt erst bei Wasseralfingen, von wo an der Fluß sich sein Thal gegraben hat. Die Wände desselben werden immer höher und die Thalsohle breitet sich gewöhnlich da weiter aus, wo Seitenbäche einmünden, so beim Einfluß der Lein. Wo der Fluß starke Wendungen macht, treten die Thalwände wieder näher zusammen. Den Oberamtsbezirk Gaildorf trennt das Thal in zwei ungleiche Hälften und ist von seinem Eintritte an vielfach gekrümmt und enge. Bei Obergröningen hat das Thal malerische Seiten. Im Haller-Bezirke erweitert sich das Kocherthal, noch mehr im Oberamte Künzelsau. Hier, wo Muschelkalk vorherrscht, ist die Vegetation frischer und üppiger als im Keupergebiete, die Thalabhänge sind sonniger und der Weinbau wird reicher und lohnender. Das Thal ist besetzt mit freundlichen Städtchen, Dörfern und Weilern und reich an Schlössern und wohlerhaltenen Burgruinen.

Die Kocherbahn führt von Heilbronn über Hall nach Crailsheim und überschreitet den Kocher oberhalb Hall, bei Aalen wird derselbe von der Remsbahn (Cannstatt-Nördlingen) überschritten. *(Wilhelm Höchstetter.)*

KÖCHER, Behältniß aus Leder oder anderm Material zum Aufbewahren der Pfeile für die Bogenschützen des Alterthums und des Mittelalters und der Krieger der Volksstämme, die sich noch heute des Bogens als Waffe bedienen. Der Köcher ist so alt als der Bogen, schon 1 Mos. 27, 3 heißt es: „So nimm nun deinen Zeug, Köcher und Bogen, und gehe aufs Feld und fange mir ein Wildpret." Der Köcher hatte zuweilen einen Deckel und war nicht selten kostbar mit Gold u. s. w. verziert, wie man aus 2 Sam. 8, 7 und aus Chronik. 18, 7—8 geschlossen hat.

(von Löbell.)

KOCHERSBERG, ein durch Dialekt, Sitten und Tracht seiner Bewohnerinnen vor dem übrigen Elsaß sich auszeichnender Landstrich zwischen Straßburg und Zabern, in den Vorbergen, resp. in der Hügelkette, die sich zwischen den kleinen Flüssen Zorn und Mossig gegen die Alluvialebene absenkt. Die Landschaft blieb bis zur Zeit der Französischen Revolution bischöflich und ist noch jetzt katholisch, während sie fast ringsum von protestantischem, früher hanau-lichtembergischem Gebiete umgeben ist.

(G. A. von Klöden.)

KOCHKUNST. Geist und Wesen der Kochkunst besteht nicht darin, eine gewisse Anzahl erlernter Kochrecepte auszuführen, ohne nach den Gründen zu forschen, weshalb so und nicht anders gekocht wird, sondern das Wesen der Kochkunst muß darin gipfeln, daß Köche und Köchinnen, wenn sie irgendein neues Gericht gesehen und gekocht haben, die Fähigkeit besitzen, dasselbe in ganz gleicher oder doch ähnlicher Weise herzustellen; es muß sie ferner die Geschicklichkeit in Bereitung eines bestimmten Gerichtes nebst dem Bewußtsein für die Gründe des Gelingens desselben in den Stand setzen, eine große Zahl verschiedenartiger ähnlicher Speisen zu bereiten, die sich mit ein wenig Erfindungsgabe so vielfach im Geschmacke verändern lassen, daß man statt eines Receptes deren zwanzig kennt. Von größter Wichtigkeit hierbei ist es, stets eine der beiden Hauptgrundsätze der Kochkunst ins Auge zu fassen, entweder den Saft und Wohlgeschmack eines zur Speise bestimmten Gegenstandes in demselben zu erhalten, oder diesen Wohlgeschmack herauszuziehen, damit er sich dem ganzen Gerichte mittheilt. Der Grundsatz von der Erhaltung des Saftes und Wohlgeschmackes in einer Speise ist aber schwerer durchzuführen und erfordert mehr Nachdenken als das Entziehen des Geschmackes; er läßt sich auf unzählige Gerichte anwenden, welche sowol in der einfacheren wie in der feineren Küche vorkommen. Kochen kann allerdings jeder und jede lernen, am besten durch Uebung und Erfahrung; selbst sonst völlig ungebildete Personen vermögen sich im Kochen eine große mechanische Fertigkeit anzueignen, allein mit Verstand zu kochen ist eine Kunst, die sich nicht jede Person anzueignen vermag, wenn sie auch noch so viele Bücher über diesen Gegenstand lesen wollte; man erlernt diese Kunst nur durch eine kluge Vereinigung der Theorie mit der Praxis. Kein Theil dieser Praxis ist jedoch so wichtig als das richtige Verständniß dafür, wie die gegebenen Recepte den verschiedenen Gelegenheiten anzupassen sind; denn kein Buch über Kochkunst ist im Stande, seine Vorschriften für die Erfordernisse jeder Familie in Quantität und Qualität einzurichten. Es ist z. B. unmöglich, jedes Recept einmal für eine Familie von zwei, dann für eine von vier bis fünf und nochmals für eine von acht bis zwölf Personen, noch weniger aber für eine größere Gesellschaft herzurichten. Hierzu genügt nicht die bloße Routine, sondern es gehört Umsicht und Verständniß dazu, um zu berechnen, wie man die in einem Recepte angegebenen Quantitäten für eine größere oder geringere Personenzahl auszudehnen oder einzuschränken hat. Bei Fleisch- und Mehlspeisen ist diese Berechnung nicht so schwierig, weil man hier, je nach Anzahl der Gerichte, ungefähr 250—500 g Fleisch oder ein bis zwei Eier auf die Person rechnet; weniger leicht ist dieses dagegen bei Saucen und Gemüsen, wenn dieselben für eine größere Personenzahl ausreichen sollen; am schwierigsten ist es aber, die Recepte für eine sehr kleine Personenzahl einzurichten, überhaupt für eine kleine Familie gut zu kochen, ohne die erforderliche Sparsamkeit aus den Augen zu setzen. Es kommt indeß bei der Kochkunst nicht allein hierauf, sondern auch auf die Kenntniß der Nahrungsmittel und ihre Vorbereitung für die Küche mit Gewürzen und andern Zuthaten, ferner auf die Wahrnehmung einer Menge von Rücksichten an, die sich nach Oertlichkeit, Jahreszeit, Geschmack und andern Verhältnissen verschiedenartig darbieten; auf Leitung des Feuers beim Kochen und Braten, auf die Länge der Zeit, welche eine Speise dem Feuer auszusetzen ist, auf die Verhältnisse der Zuthaten zu den Speisen, welche nach der Verschiedenheit ihrer Qualität ebenfalls abweichend sind; auf die Kenntniß der Feuerstätte (Küche, Kochöfen, Kochherde), Auswahl des Brennmaterials, Kenntniß und Auswahl der Kochgeräthe nach den Erfordernissen besonderer Speisezubereitungen. Vor allem ist auch auf Geschmack, Lebens- und Gesundheitszustand derer, für welche die Speisen zubereitet werden, Rücksicht zu nehmen. Man kann sich deshalb nicht immer nach den Regeln, welche in den Kochbüchern angeführt sind, streng richten, da der Appetit gar verschieden ist; manche Personen können nicht viel Salz, andere manche Gewürze, wiederum andere Zwiebeln oder Butter nicht vertragen; deshalb ist beim Kochen Rücksicht auf die Tischgenossen zu nehmen und das wegzulassen, was dem Gaumen zuwider ist. Von ganz besonderer Wichtigkeit beim Kochen ist Sparsamkeit. Dieselbe besteht jedoch weniger darin, billige Nahrungsmittel zur Bereitung der Speisen einzukaufen, als vielmehr in der Kunst, von den verschiedenen angewendeten Bestandtheilen den möglichsten Nutzen und Nährwerth zu ziehen, nichts wegzuwerfen, was zu gebrauchen ist, nichts zu verwüsten, sondern alles klug anzuwenden und zu verwerthen. So lassen sich viele hübsche und schmackhafte Gerichte aus Fleischresten und übriggebliebenen Kartoffeln herstellen. Mit der Sparsamkeit müssen Ordnung und Reinlichkeit Hand in Hand gehen. Dieselben sind in der Küche fast nothwendiger als im Salon und für das häusliche Wohlbehagen von größtem Einflusse. Selbst die bestzubereitete Speise verliert ihren Reiz, wenn man nicht überzeugt ist, daß bei ihrer Zubereitung die größte Sauberkeit geherrscht hat. Ueberdies verderben die Speisen, büßen ihren Wohlgeschmack ein, werden wol gar gesundheitsschädlich, wenn sie in schlecht gereinigten Geschirren bereitet oder aufbewahrt werden. Ohne Ordnungssinn ist aber an keine Reinlichkeit zu denken und umgekehrt; beide Eigenschaften gehören zueinander und ergänzen sich; ohne Ordnung ist kein Fertigwerden möglich. Namentlich bei Herstellung eines guten Mittagsessens gilt der Satz: man verschiebe nie etwas auf morgen, was heute verrichtet werden kann. Endlich ist es noch das Anrichten der Speisen, welches bei der Kochkunst sehr wesentlich ist. Es ist unbestritten, daß der Gaumen durch das Auge beeinflußt wird, denn ein appetitlich aussehendes Gericht schmeckt stets besser als ein unappetitlich oder auch nur ganz gewöhnlich angerichtetes, mag die Zubereitung ganz dieselbe sein. Zum hübschen und appetitlichen Anrichten der Speisen gehören nur geringe Hülfsmittel; Hauptsachen dabei sind Geschmack und natürlicher Schönheitssinn. Garnirung mit Petersilie, Citronenscheiben, gebratenen Kartoffeln, Klößchen, geriebenem Meerettig, gedämpften Kohlköpfchen, nett zugeschnittenen Möhren, Kohlrabi, hart-

gekochten Eiern, Kapern, Gelée, Aspic, Blumen aus rothen Rüben und Radischen machen großen Effect, ohne wesentliche Kosten zu veranlassen. — Die Kochkunst war sicher im Alterthume im hohen Grade ausgebildet, zunächst in Asien, wo frühzeitig eine ungewöhnliche Schwelgerei für künstliche Zubereitung der ausgesuchtesten Speisen sorgte. Von Asien aus verbreitete sich die Kochkunst über Chios, Sicilien, Griechenland und Rom, wo sie sich bis zur Uebertreibung steigerte. In Asien wurde sie nur von Männern, bei den Griechen von Frauen, besonders Leibeigenen, bei den Römern anfangs nur von Sklavinnen betrieben. Namentlich in Athen riß bei überhandnehmendem Luxus gleichzeitig der Aufwand für die Tafelfreuden ein; wie sehr hier zur Befriedigung derselben die Kochkunst beitragen mußte, beweist die ziemlich vollständige Aufzählung der ausgewählten Gerichte und der mannichfachen Küchengeräthe, die Athenäus in seinen „Deipnosophisten" geliefert hat, sowie der Umstand, daß man in Prosa und Poesie die Gegenstände einer feinen Tafel und die Regeln der Kochkunst abhandelte, wie dieses von Archestratus und andern geschah. Bei den Griechen, später auch bei den Römern schon während des zweiten Punischen Krieges gab es Köche, die in den Städten auf dem Markte öffentlich ausstanden und sich miethen ließen. Daher schlossen selbst die Vornehmen bei Aussicht eines Gastmahls mit dem Koch einen Vertrag, der dann mit einem Gehülfen und dem Küchengeschirr in das Haus einzog und alles besorgte. Die sicilianischen Köche waren in der ganzen Alten Welt die gesuchtesten. Sehr bald nahm aber seit Bekanntschaft mit der asiatischen Ueppigkeit der Hang zu kostbaren und ausländischen Tafelgenüssen so überhand, daß Cato einst ausrief: „Die Stadt kann nicht bestehen, in der ein Fisch theuerer bezahlt wird als ein Ochse!" Es erfolgten zwar mehrere Gesetze zur Beschränkung der Schmausereien, aber ohne besondere Wirkung. Die größte Pracht in Bezug auf Gastereien entwickelten Lucullus und Hortensius, welche glänzende Speisesäle errichten ließen und Mahlzeiten gaben, die oft ungeheuere Summen kosteten. Als ein noch auffallenderes Beispiel von Feinschmeckerei wird ein Schauspieler genannt, der die theuersten Sing- und Sprechvögel auftragen ließ, während sein Sohn bei anderer Gelegenheit für den Gaumenkitzel seiner Gäste sogar in Essig aufgelöste Perlen vorsetzte. Vorzüglich erstreckte sich die Leckerei auf Muscheln, Fische und Vögel, sodaß der Volkstribun Marcus Aufidius Lurco sich blos mit dem Mästen der Pfaue ein ungeheueres Vermögen sammelte. Zu einem feinen Gastmahle gehörten damals Pfauen aus Samos, Feigendrosseln aus Lydien, Hühner aus Phrygien, Kraniche aus Melos, Böckchen aus Aetolien, Thunfisch aus Chalcedon, Muränen aus Tartessus, Hechte aus Pessinus, Austern von Tarent, Muscheln aus Chios, Datteln aus Aegypten; dagegen waren alle inländischen Erzeugnisse verachtet. Nicht anders war es in der Kaiserzeit, in welcher zu Rom unter Augustus und Tiberius förmliche Schulen und Lehrer der Kochkunst erschienen, an deren Spitze Apicius stand. Von dem Kaiser Vitellius wird erzählt, daß er einmal in einer einzigen großen Schüssel, die über 1 Mill. Sestertien kostete, das Gehirn von Fasanen und Pfauen, die Zungen von Flamingos, die Milch und Leber der kostbarsten Seefische anfertigen ließ. In neuerer Zeit hat sich besonders seit Ludwig XIV. die französische Küche in ganz Europa verbreitet und an den Höfen Eingang gefunden. Die berühmtesten französischen Feinschmecker und Förderer der Wissenschaft des Gaumens waren Grimaud de la Reynière, in neuester Zeit Gambetta. Die französische Küche sucht durch Mannichfaltigkeit der Speisen bei geringerem Massengehalte derselben den Gaumen zu ergötzen, während die englische Küche mehr für festere nahrhafte Speisen sorgt und besonders in Bereitung des Fleisches, vornehmlich des Rindfleisches, sich in ihrer Art auszeichnet. Die Spanier und Italiener halten noch weniger auf die Freuden der Tafel; namentlich sind erstere sehr mäßig im Essen. Die Deutschen stehen in der Mitte. In Deutschland ist man in der Kochkunst in der Beziehung den andern Nationen voraus, daß es daselbst auch die vornehmste und reichste Frau nicht verschmäht, sich selbst in die Küche zu stellen, wie dies in England und Frankreich selten, in Rußland und Amerika gar nicht geschieht. Eine Revolution erregten unter den amerikanischen Damen die Vorlesungen von Karl Schmitz, in denen er den Amerikanerinnen sagt, es würde besser um das Land, wenn sie sich mehr um ihre Küche kümmern möchten. Geistreich ist die Kochkunst behandelt in J. König's „Geist der Kochkunst", überarbeitet von Rumohr (2. Aufl. Stuttgart 1832), ferner in A. Dumas, „Grand dictionnaire de cuisine" (Paris 1873). Vgl. außerdem Graf Münster, „Gute Küche" (Berlin 1873), Buenmaster, „Cooking lectures" (London 1874), „Universallexikon der Kochkunst" (2. Aufl. Leipzig 1881). (*William Löbe.*)

KÖCHLIN, berühmte Familie von Fabrikanten, Politikern und Gelehrten, leitet ihren Ursprung ab von der Familie Singenberg aus dem Thurgau (welche Truchsessen der Abtei St.-Gallen waren und auf der Burg Singenberg an der Sitter saßen). Der schweizerische Chronist Stumpf berichtet um 1430 in seiner Schweizerchronik, daß die Singenberg sich nach der Zerstörung ihrer Burg durch die Appenzeller 1405 nach St.-Gallen und Konstanz und ins deutsche Reich gezogen und den Namen Köchli angenommen hätten.

Um 1464 soll in Konstanz ein „Joseph von Singenberg genannt Köchli" gelebt haben. In Zürich findet man Köchli als Bürger um 1440, und ein Nikolaus Köchlin, geboren 1517, gestorben 1600, war zweiter Obmann des aufgelösten Convents der Barfüßermönche. Er hatte eine zahlreiche Familie. Von ihm stammt (I.) Hartmann Köchlin, welcher 1596 von Zürich nach Mülhausen kommt, dort 1604 das Bürgerrecht erwirbt, Küfer der Stadt (Herrenküfer) wird und verschiedene städtische Würden bekleidet: 1624 Schöffe, „Sechser" in der Zunft der Schmiede 1627—1641, Zunftmeister derselben Zunft 1643. Von ihm in vierter Generation stammt (II.) Samuel Köchlin, 1719—1776. Derselbe begründet zwischen 1743 und 1746 die erste Manufactur für bedruckte Leinenstoffe, die sogenannten „Indiennes" in Mülhausen mit Johann Jakob Schmalzer und Jo-

hann Heinrich Dollfus unter der Firma „Köchlin, Schmalzer und Comp.". Der Antheil der drei Genossen wird von Dr. Penot („Bulletin de la Société industrielle de Mulhouse", Bd. 41, Notice sur Daniel Köchlin) so dargestellt, daß die erste Idee Schmalzer gefaßt habe, welcher lange im Auslande gewandert war; er eröffnete sich dem Maler und Zeichner Heinrich Dollfus und beide wandten sich an Samuel Köchlin, einen gewiegten Geschäftsmann, der die Gelder hergab. Die drei Gesellschafter verfügten über einen Fonds von 40,000 Francs. Die genannten Zeuge waren bisher nur in Indien producirt, woher der Name, und von da nach England, Amerika und dem Continent gebracht worden. Dieselben waren schön, aber sehr theuer. Die mülhauser Manufactur brachte am Anfange nur Stoffe mit kleinen Farbenmustern auf weißem Grunde zu Stande; schon im zweiten Jahre nach der Begründung lehrte den Gesellschaftern ein Compagnon aus Hamburg die Zubereitung seiner haltbaren rothen Farbe (mordant rouge oder Alumine) und die Bereitung der schwarzen Eisenfarbe (bain noir). Beides wurde der Ausgangspunkt einer neuen Entwickelung. Einige Jahre später kam das Indigo hinzu. Von 1746 an wurde Frankreich durch die (damals noch nicht zu Frankreich gehörige) kleine Reichsstadt mit den genannten Stoffen versehen, die übrigens auch anderwärts großen Absatz fanden. Von 1752 traten auch die Nachahmer auf, welche der vorhandenen Industrie neue Zweige hinzufügten: 1752 das Haus Hartmann und Comp., welches die Bandweberei einführte, 1754 das Haus Hofer, Risler und Comp., welches die Baumwollen-Handspinnerei und Weberei neben dem Buntdrucke der Leinenstoffe betrieb. Von 1754 an begannen die Schwierigkeiten, welche sich in gefahrdrohender Weise gegen die neue Industrie erhoben und einzelne Vertreter derselben für eine Zeit lang selbst aus Mülhausen vertrieben. Die Heranziehung fremder Arbeiter wird durch ein strenges Reglement eingeschränkt; auf die Klage der Posamentierer verbietet die Stadt 1755 den Gebrauch des Posamentier-Werkstuhls bei der Bandfabrikation. Ein Theil der Bürgerschaft erklärt sich für die Posamentierer. Die Zünfte in Deutschland drohen die Stadt Mülhausen in Verruf zu thun, wenn die Stadt den Gebrauch der Werkstühle in den Manufacturen dulde. Im J. 1759 wird es jedem Bürger, der von seinem Geschäfte lebt, verboten, Geld in einer Fabrik anzulegen. Im J. 1763 verbot ein Decret den Fabrikanten, Kapitalien von auswärts in ihren Unternehmungen anlegen zu lassen. Dies war vor allem gegen das benachbarte reiche Basel gerichtet. Eine hohe Abgabe wurde nicht auf den Gewinn, sondern auf den Bruttoertrag der neuen Gewerbe gelegt. Auch Frankreich, auf dessen Consumenten die Industrie vorzugsweise angelegt war, zog aus politischen Gründen, um die Annexion vorzubereiten, starke Zollschranken um die Enclave Mülhausen. Bis 1785 zahlten die mülhauser Producte 135 Livres pro Centner Einfuhrzoll, in genanntem Jahre wurde in Paris eine „Compagnie des Indes" privilegirt und die Einfuhr ausländischer Producte verboten. Nach langen Petitionen wurden Erleichterungen gewährt und Mülhausen sollte noch 40,000 Stücke bedruckte Zeuge in Frankreich unter den früheren Bedingungen einführen dürfen, späterhin aber sollten nur solche zugelassen werden, die außerhalb Mühlhausens im Elsaß gewebt oder von der obengenannten Compagnie gekauft wären. So kam es, daß in dieser Zeit rings um Mülhausen an der Doller und der Thur, der Lauch und der Fecht und der Leber zahlreiche Manufacturen gegründet wurden, so z. B. in Sennheim, Wesserling, Markirch, an welchen ebenfalls die Familie Köchlin großen Antheil nahm (s. Jean Köchlin Nr. V.)

Samuel Köchlin hatte 12 Söhne und 5 Töchter. Die gesammte Nachkommenschaft dieses Begründers des industriellen Aufschwungs seiner Stadt beträgt, wenn man dazu diejenigen rechnet, welche durch Heirath in die Familie getreten sind, bis zum Ende 1880 insgesammt 2250 Personen. Von seinen unmittelbaren Descendenten widmeten sich nur zwei nicht den industriellen Geschäften, nämlich (III.) Johann Jakob Köchlin 1754—1814 Dr. med., Schöffe, und im J. 1790 einer der „Vierzig" des Stadtrathes von Mülhausen. Er ging 1794 im Auftrage seiner Vaterstadt nach Paris, einen Handelsvertrag mit Frankreich zu schließen. Im J. 1789 war er einer der Unterhändler in dem Vereinigungstractat mit Frankreich. — (IV.) Jeremias Köchlin, 1764—1840, bekannt unter dem Namen „der Controleur", war ebenfalls Unterhändler in dem Anschlußvertrage von 1798. In demselben war stipulirt, daß Jeremias Köchlin von den neuen französischen Behörden als Stadteinnehmer ernannt werden mußte.

(V.) Jean Köchlin, 1746—1836, ältester Sohn von Samuel Köchlin (Nr. II.). Jean Köchlin associirte sich mit zweien seiner Brüder, Josua und Hartmann, zu einem Geschäfte, wie es sein Vater betrieben hatte, verließ aber 1781 die industrielle Thätigkeit, um mit einem seiner Schwäger eine höhere Handelsschule zu begründen. Es ist dies die „Académie préparatoire au commerce, établie à Mulhouse, république alliée des Suisses", wie es auf dem ersten Programm hieß, und es war die erste Einrichtung dieser Art auf dem Continent, denn die Handelsakademie von Lübeck wurde erst 1793 gegründet. Jean Köchlin scheint angeregt gewesen zu sein durch das Beispiel der Militär- und Diplomatenschule, welche Pfeffel in dem nahen Colmar errichtet hatte. Die Schule wurde unter dem Namen „Institut de Mulhouse" bekannt, und eine Menge hervorragender Geschäftsleute Deutschlands und der Schweiz gingen aus derselben hervor. Den interessanten Lehrplan der Akademie s. Bull. XLV, S. 344. Als die Schlagbäume Frankreichs für die mülhauser Industrie unübersteigbar wurden, übergab er die Handelsschule an Reiser und trat 1787 in das Haus Senn, Bidermann und Comp. „Manufacture privilegiée du roi" in Wesserling (Amarienthal) als Director. Später gründete er eine neue Fabrik für Indiennes in Bosserville bei Nancy. Im J. 1802 kehrte er nach Mülhausen zurück und trat als Associé in das Haus „Nicolaus Köchlin et frères". Unter den 11 Söhnen des Jean Köchlin ragen hervor: die Brüder

Nikolaus, Jakob, Ferdinand, Daniel, Peter, von denen Nikolaus und Daniel die größte Bedeutung errangen. (VI.) **Nikolaus Köchlin**, 1781—1852, Sohn von Jean (Nr. V.) wurde auf einer Ferme bei Wesserling mit seinen zahlreichen Geschwistern erzogen. Als in den Revolutionsjahren auch die Kinder revolutionäre Clubs gründeten, wurde er, kaum 12 Jahre alt, zum „colonel des enfants de la patrie du canton de Saint Amarin“ ernannt. Seine Lehrjahre machte er in Hamburg und Holland durch. Im J. 1802 gründete er eine bescheidene Fabrik (Spinnerei und Weberei) unter der Firma „Nicolas Köchlin et frères“, die sich rasch zur Blüte erhob. Im J. 1809 gründete er mit den Merians von Basel eine Druckerei unter der Firma „Merian und Köchlin“. — In der Zeit von 1813 an tritt er als französischer Patriot und Politiker hervor. Er stellte sich der Napoleonischen Regierung zur Verfügung und sicherte durch Hergabe von 200,000 Francs die Verproviantirung der Festung Hüningen. Mit mehrern seiner Brüder machte er im Hauptquartier Lefèvre's den Winterfeldzug 1813—14 an der Marne als freiwilliger Adjutant mit. Nach den 100 Tagen unternahm er an der Spitze einer Anzahl von Verwandten und anderer mülhauser Bürger eine kriegerische Diversion in die südlichen Vogesen, bei welcher die zwei Kanonen der alten Republik Mülhausen mitgenommen wurden. Er suchte die Verbindung mit General Lecourbe aufrecht zu erhalten, der in Belfort ein österreichisches Corps im Schach hielt.

In der sogenannten „Verschwörung von Belfort“ von 1821—1822 war er von den Verschworenen für den Fall des Gelingens ihres Plans als Administrator des Departements Oberrhein ausersehen. 44 Personen, darunter ehemalige Offiziere des Kaiserreichs, Offiziere und Unteroffiziere im Dienste und Studenten hatten nach der Anklage sich verschworen, die Bourbonen zu stürzen und den Sohn Napoleon's als Napoleon II. auf den französischen Thron zu rufen. Ein Versuch am 1. Jan. 1822, die Garnison von Belfort zu gewinnen, mislang. Ein Theil der Verschworenen wurde gefangen und im Sommer 1822 abgeurtheilt. (Cours d'Assises du Haut-Rhin. Affaire dite conspiration de Belfort.)

Nikolaus Köchlin war seit dem Frieden von 1815 wieder in mannichfachen industriellen Unternehmungen thätig gewesen. Ende der zwanziger Jahre faßte er den Gedanken der Stadterweiterung Mülhausens und erbaute kurzerhand in Verbindung mit Jean Dollfus und Merian von Basel einen großen Theil des Quartiers. Durch eine großartige Schenkung an die 1828 gegründete „Industrielle Gesellschaft“ verschaffte er dieser sowie der Handelskammer und der Börse stattliche Räume und regte die Bauthätigkeit weiter an. Im J. 1830 ging er als Deputirter aus Anlaß der sogenannten Juliordonnanzen nach Paris und unterschrieb am 31. Juli das Schriftstück, durch welches Charles X. als abgesetzt erklärt wurde. Im selben Jahre begründete er die erste Fabrik für Runkelrübenzucker und erhielt den Preis der „Industriellen Gesellschaft“, bestimmt für Einführung einer neuen Industrie im Departement. Er gehörte unter Louis Philippe in der Deputirtenkammer der sogenannten „constitutionellen oder dynastischen Opposition“ an und nahm 10 Jahre lang an den parlamentarischen Arbeiten regen Antheil, stellte unter anderm den Antrag, daß bei etwa eintretenden kriegerischen Invasionen das *ganze* Frankreich für die Folgen dieser Unfälle aufzukommen habe, die bisher fast ausschließlich die Grenzprovinzen getroffen hatten. Von 1836 an interessirte er sich lebhaft für die Gründung von Eisenbahnen und drängte dazu, daß man mit dem Schienenwege links des Rheins dem Lande Baden zuvorkomme, da man annahm, daß aus Rentabilitätsgründen nur eine einzige Linie im Rheinthale möglich sei.

Im J. 1837 wurde die Untersuchung eröffnet und die Linie Straßburg-Basel von einer durch Nikolaus Köchlin gegründeten Gesellschaft in Angriff genommen, nachdem er zuvor zur Probe die Eisenbahn Mülhausen-Thann gebaut hatte. 1) „Bulletin de la Soc. industr. de Mulh.“ — 2) Charles Boersch, „Du project d'un chemin de fer le Strasbourg à Mulhouse et à Bale“ 1838.)

(VII.) **Jakob Köchlin**, 1776—1834, Sohn von Jean Köchlin (Nr. V.), war ein Gesellschafter seines Bruders Nikolaus, betheiligte sich von 1813 an lebhaft an dem Kampfe gegen die Verbündeten. Als Politiker war er ein energischer Gegner der Bourbonen. Er war Maire von Mülhausen 1815 und 1816, sowie 1819 und 1820. Im letztgenannten Jahre saß er auf der äußersten Linken der Deputirtenkammer. Die Militärverschwörung von Belfort (s. oben) beschäftigte ihn lebhaft. In die Kammer brachte er eine „Petition von 132 Wählern, welche eine Enquête verlangen über die militärische Promenade zweier Cavalerieescadrons im Departement Oberrhein“.

Ein Oberst Caron hatte nämlich mit Unteroffizieren von zwei in Colmar und Breisach stehenden Cavalerieregimentern Verbindungen angeknüpft, welche angeblich den Zweck haben sollten, die Befreiung der Gefangenen von Belfort vorzubereiten. Die Unteroffiziere wurden instruirt, zum Schein auf die Pläne Caron's einzugehen, und dieser wurde am 2. Juli gefangen. Jakob Köchlin beschuldigte die Regierung der unsittlichen Provocation und des Versuchs, durch die militärische Promenade der Chasseurs, welche beauftragt gewesen seien, zu rufen: „Es lebe Napoleon II.“, die Oberelsässer, welche man napoleonischer Sympathien verdächtigte, zu unklugen Schritten zu veranlassen. („Geschichtlicher Bericht von den Ereignissen, die sich am 2. und 3. Juli zu Colmar und in den benachbarten Städten und Gemeinden zugetragen haben“, von Köchlin, Deputirten u. s. w.). Die Petition erregte einen Sturm der Meinungen; sie kam in der Kammer nicht zur Verhandlung, aber Jakob Köchlin ließ sie drucken, wurde verurtheilt, appellirte und erhielt endgültig 6 Monate Gefängniß und 3000 Francs Strafe. Eine Subscription der politischen Freunde brachte die Summe auf und Jakob wurde 1824 wieder in die Kammer gewählt. Im J. 1826 zog er sich aus dem politischen Leben zurück. An gemeinnützigen Instituten betheiligte er sich lebhaft und war der erste Be-

gründer des mülhauser Waisenhauses, in welchem ihm ein Denkstein gesetzt ist.

Er schrieb außer der oben angeführten Schrift: „Relation historique des événements qui ont precédé, accompagné et suivi l'arrestation du lieutenant-colonel Caron", Paris 1822, „Reponse à l'accusation dirigée au nom de quelque fonctionnaires publics du Haut-Rhin contre M. Koechlin, au sujet de événements etc." Paris 1823.

(VIII.) Ferdinand Köchlin, 1786—1854, Sohn von Jean (Nr. V.), brachte seine Lehrjahre in Berlin und London zu und unternahm als Interessent des Hauses Georg Hyde von Wymuth große Reisen auf die Canarischen Inseln, die Azoren und an den Senegal. Im J. 1810 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, trat als Associé in das neugegründete Haus Nikolaus Köchlin und übernahm die kaufmännische Direction. Er machte den Winterfeldzug von 1813—14 im Hauptquartier des Generals Rapp mit, wurde in den Kämpfen an der Marne decorirt und machte im Frühjahre 1814 einige diplomatische Reisen im Interesse der Napoleoniden. Ins Geschäft zurückgekehrt, war er einer der ersten, der den Consumenten außerhalb des Continents aufsuchte. Im J. 1831, als das Haus Nikolaus Köchlin sich theilte, gründete Ferdinand mit seinem Bruder David die Firma „Frères Köchlin", welche gedruckte Zeuge fabricirte. Er nahm großen Antheil an der Schöpfung des Rhein-Rhône-Kanals, welcher die solide Basis für die Versorgung des industriellen Centrums des Oberrheins werden sollte. Ebenso arbeitete er lebhaft für die Schaffung von Eisenbahnlinien. Er schrieb zu diesem Zwecke: „Aperçu d'un projet de chemin de fer entre Sarrebruck et Strasbourg. Bull. VII, 189. Rapport sur les études d'un chemin de fer de Mulhouse à Dijon". Mulhouse XXVI, p. 132 etc.

(IX.) Daniel Köchlin, 1785—1871, Sohn des Jean Köchlin (s. V.), Enkel des Samuel Köchlin (s. II.), berühmter Technolog und Chemiker. Er leistete das meiste zum Ruhm des Hauses Nikolaus Köchlin, das er während 30 Jahre leitete.

Zwei seiner wichtigsten Entdeckungen wurden 1812 gemacht. Er brachte es zuerst zu Stande, mit Krapp ganze Stücke in Türkisch-Roth zu färben, während man bis dahin nur die Stränge gefärbt hatte; sodann erfand er das Verfahren der sogenannten „enlevage", durch welches einzelne Theile eines Stückes entfärbt werden können, um auf den entfärbten Theilen andere Farben aufzusetzen, „Couleurs d'enluminage". — Von 1819 an wendete er das von Lassaigne erfundene Verfahren an, die Stränge mit Bleilösung gelb zu färben und vervollkommnete dasselbe. Diese Entdeckungen beutete das Haus, dem Daniel Köchlin vorstand, lange Zeit ganz allein aus und producirte von 1820 an jene schönen gedruckten Mousselins, die unter dem Namen Merinos (genre mérinos riche) bekannt geworden sind, weil die Farbenzusammenstellung eine Nachahmung jener der aus Merinowolle verfertigten echten Cachemirstoffe war. Auf der Pariser Ausstellung von 1819 erhielt Daniel persönlich die seltene Auszeichnung einer Medaille in Gold, während sein Haus ebenfalls eine solche erhielt. (Rapport du Jury central de l'Exposition de 1819.)

Er schrieb: Rapport sur une note d'A. Penot: Sur un thermomètre à demeure pour les cuves de teinture. Bull. IV, 220 — Notice sur l'emploi de la gomme Sénégal comme épaissisant XVII, 323. Essais sur la garance I, 175. — Essais sur l'emploi du son dans le débouillissage des toiles peintes II, 227. — Rapport sur la découverte de l'impression sur les étoffes de laine et de soie VII, 195. Note sur une nouvelle application du chromate de potasse, pour enlevage sur indigo I, 83. Mémoire sur le mordant rouge I, 277. — Notice nécrologique sur M. James Thomson XXIII, 182.

Ueber ihn: Notice sur M. Daniel Koechlin par M. A. Penot. Bull. XLI, 1871, S. 237.

Im J. 1855 befand er sich noch an der Spitze des Hauses, in das seine Söhne eingetreten waren: Köchlin frères de Mulhouse und erhielt auf der Ausstellung des genannten Jahres die große Medaille.

(X.) Peter Köchlin, 1782—1841, Sohn von Jean Köchlin (Nr. V.) gründete in Lörrach (Großherzogthum Baden) eine Türkisch-Rothdruckerei. Mit dessen Söhnen Peter und Nikolaus Köchlin associirte sich Leon Baumgartner (Sohn des Jakob Baumgartner zu Lörrach und der Katharina Köchlin, der Tochter des obengenannten Jeremias (Controleur, Nr. IV) und verpflanzte die elsässische Indiennefabrikation auf deutsches Gebiet: Kattun- und Wollstoffdruckerei unter der Firma: Köchlin, Baumgartner und Comp. in Lörrach.

(XI.) Eduard Köchlin, 1793—1841, Sohn von Jean Köchlin (Nr. V.), eröffnet das für die Industrie des Oberrheins so wichtig gewordene „Bulletin de la Société industrielle de Mulhouse" 1828 mit einer Notice sur au perfectionnement dans la construction des cardes à coton I, 23. — Im J. 1829 richtete er heftige Angriffe gegen die Ingenieure am Rhein-Rhône-Kanal (Canal Monsieur) in einem Aperçu géologique sur les environs de Mulhouse. Bull. II, 258. Das Bulletin veröffentlichte von ihm außer den genannten Schriften: Notice sur un alliage de cuivre et d'étain I, 16. — Notice sur le zinc et son alliage avec l'etain I, 37. — Mémoire sur les produits des chaudières a vapeur dans les ateliers de teinture I, 61. — Notices sur le propriétés tinctorales des racines de garance I, 194. — Proposition relative à l'école de dessin IV, 211. — Note sur les medailles romaines IV, 391. — Réponse aux réflexions de Morin sur le aperçu géologique (s. oben) III, 16. — Notice sur un soudage fait au pied du vignoble, à Mulhouse III, 275.

(XII.) Isaak Köchlin, 1784—1856, Sohn von Hartmann Köchlin, Enkel von Samuel (Nr. II.), war der erste aus der Familie, welcher sich der Baumwollenindustrie zuwandte. Er gründete 1805 eine Maschinenspinnerei in Weiler bei Thann (Amarienthal), nachdem 1804 die ersten Etablissements dieser Art in Bollweiler

und Maasmünster entstanden waren. Aufschwung nahm jedoch diese Art der Industrie erst, nachdem man 1812 angefangen hatte, Dampfmaschinen zu verwenden.

(XIII.) Chr. Joseph Köchlin-Schlumberger, 6. Dec. 1796—25 Oct. 1863, Sohn von Josua Köchlin, dem siebenten Sohne des Samuel Köchlin (Nr. II.), erhielt den ersten Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt Mülhausen, die damals 6000 Einwohner zählte. Im Alter von 11 Jahren wurde er in die Anstalt geschickt, welche Pestalozzi zu Yverdon in der französischen Schweiz errichtet hatte. Die Form dieses Unterrichts war, außer auf Aneignung der nothwendigsten Kenntnisse, besonders auf die Ausbildung der Beobachtungsgabe gerichtet. Letzteres war für seine ganze Richtung entscheidend. Im J. 1811 kehrte Joseph Köchlin nach Mülhausen zurück und suchte seine Kenntnisse in der Physik, der Mineralogie, der Chemie, der Mechanik, dem Zeichnen zu vervollkommnen. Auch die deutschen Classiker Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Jean Paul las er mit Eifer. Mit Leidenschaft trieb er die Musik. — Sein erster Eintritt in das industrielle Leben war nicht glücklich; man fand, daß er nicht die genügenden Fähigkeiten besitze. Im J. 1818 jedoch übernahm er die Direction einer Spinnerei in Sulzmatt und zeigte sich bald als Meister seines Faches. Damals waren die oberrheinischen Fabriken noch auf die englischen Maschinen angewiesen; in England aber bestand das Verbot, ganze Maschinen auszuführen. Man ließ also einzelne Theile kommen und die fehlenden im Inlande herstellen. Joseph Köchlin wurde sein eigener Monteur und zeigte sich darin und in der übrigen Leitung des Geschäftes von so überlegener Tüchtigkeit, daß er 1822 in das Haus Schlumberger, Grosjean und Comp. berufen wurde. Er verheirathete sich mit der Tochter des erstern Gesellschafters, Karoline Schlumberger, einer durch Charakter und Geist hervorragenden Frau. Nach der Krisis des J. 1830 leitete er selbständig eine Kattundruckerei, die unter ihm einen großen Aufschwung nahm. Im J. 1831 wurde er Gemeinderath. Er nahm mit Dollfus-Ausset lebhaften Antheil an der Gründung und Entwickelung der für die Entwickelung Mülhausens so bedeutsamen „Société industrielle de Mulhouse“. Im Bulletin der Gesellschaft schrieb er „Ueber die Wasserleitung von Brunnstadt nach Mülhausen“, sodann: Notes sur l'emploi du baromètre a siphon et à cuvette pour mesurer la tension de la vapeur dans les machines a haute pression. Bull. I, 46. — Notes sur un instrument propre à mesurer la quantité d'air qui entre dans un foyer pendant la combustion; Bull. II, 344. — Notes sur la construction et les dimensions des cheminées à vapeur II, 442. III, 151. III, 453. Zu bemerken ist, daß er selbst der Erfinder der Maschinen und Vorrichtungen war, über welche er schrieb.

Er war es, welcher zuerst in Mülhausen die Weberei und Druckerei der „Chalys“ und der leichten Kleiderstoffe eingeführt hat und die ganz- und halbwollenen Stoffe herstellte, welche allmählich der Kattunindustrie eine andere Wendung gaben. Auch die Fabrikation der Möbelstoffe wurde durch ihn begonnen (Notice sur une machine à apprêter les étoffes légères III, 35).

Im J. 1852 wurde er Maire von Mülhausen, welche Stellung er bis 1863 bekleidete; auch wurde er Mitglied des Generalraths des Oberrheins. Neben all diesen Arbeiten hatte er immer einen Theil seiner Zeit und seines Interesses der ernsten Wissenschaft aufbewahrt. Er nahm die mineralogischen und geologischen Studien unter Fournet von der Akademie in Lyon und Merian von der Hochschule in Basel auf und gründete sich eine bedeutende Bibliothek und ein großes Museum. Seine Arbeiten erscheinen von 1853 an in den „Bulletins de la Société de Géologie“ und zwar: 1853 Études sur la Grauwacke métarmorphique de Thann“. — Sur les terrains des environs de Mende 1854. — Sur l'ammonite spinatus et magistratus 1855. — Sur la formation de St.-Cassian dans le Vorarlberg et Tirol septentrional 1855. — Sur la falaise entre Biarritz et Kidart 1855 etc. Ihnen folgten unter anderm 1856 zwei umfangreiche „Mémoires d'études géologiques sur le département du Haut-Rhin“. Nachdem er auch Chemie studirt hatte, machte er sich mit Wilhelm Schimper, Professor an der Akademie in Straßburg, an die abermalige Erforschung des Uebergangsgebirges der Vogesen und die Frucht der gemeinsamen Bemühungen war das große Werk „Le terrain de transition des Vosges“. Außerdem schrieb er in dieser Zeit im Jahre 1857: Nouvelles études sur les ammonites; 1858: Sur les fossiles tertiaires et diluviens du Haut-Rhin; 1859: Observations critiques sur un mémoire de M. Gras traitant de la comparaison chronologique de terrains quatermaires de l'Alsace avec ceux de la vallée du Rhône dans les Dauphiné. — Metamorphisme des roches de transition à Thann et dans ses environs. Rapport sur un mémoire de M. Delesse traitant de la serpentine des Vosges. — Rapport sur de roches frittés au haut du Hartmannswillerkopf attribuées indûment à l'effet d'un ancien volcan éteint. Bull. XXIV, p. 225, eine Untersuchung, welche um 1880 durch Bleicher und Faudel von neuem aufgenommen worden ist.

Neben dem oben genannten Werke über das Uebergangsgebirge der Vogesen ist sein bedeutendstes Werk: „La Carte géologique du Haut-Rhin“, an welchem er 15 Jahre gearbeitet hat und welches nach seinem Tode durch seine Gattin und den Geologen Delbos herausgegeben wurde (Karte, 2 Bände Beschreibung und Sachregister). Er stand im regsten brieflichen Verkehr mit seinen wissenschaftlichen Fachgenossen diesseit und jenseit der Vogesen, mit Leopold von Buch, d'Orbigny, Elie de Beaumont, Hérbert Delesse, Quenstedt, Hermann von Mayer, Heer in Zürich, Studer in Bern, Murchison-London, Oppel-Stuttgart, Sueß-Wien.

Von dem ungemein großen Vermögen, das Joseph Köchlin erworben hatte, machte er einen edeln und vernünftigen Gebrauch; die Volks- und Fachschulen, die Volksbibliotheken fanden an ihm einen wohlwollenden Förderer. Er schrieb außer den obenerwähnten Schriften

im Bulletin der industriellen Gesellschaft: Mémoire sur les tors de filés en coton II, 296. — Rapport sur un essai au frein II, 250. — Rapport sur l'emploi des marrons lors de la débâcle de 1830. III, 34. — Rapport sur une notice de Jérémie Risler: sur une machine a imprimer les toiles de coton III. 256. — Rapport sur l'école gratuite de dessin IV, 207. — Rapport sur un mémoire de Ed. Koechlin sur les machines a vapeur IX, 183. — Rapport sur une calandre perfectionnée, de l'invention de M. Dollfus VI, 329. — Rapport sur des lits en fer fournis par M. M. Risler frères II, 203. — Rapport sur un mémoire de Delesse: sur la serpentine des Vosges XXIII, 225. — Rapport sur une carte géologique du Bas-Rhin, présentée par M. Daubrée XXIV, 381. — Rapport sur un mémoire instituté: aperçu géologique du canton de Guebwiller XXVI, 75. — Rapport sur une notice de Josué Heilmann: sur les harnais en laine de Lancashir II, 12. — Rapport sur les nouveaux tissus en mousselins faconnées de M. M. M. M. Nicolas Koechlin et frères II, 437. — Rapport sur les tissus et nappages en fil de lin de M. M. G. Schlumberger-Schwartz XII, 187.

Schriften über Joseph Köchlin: Notice biographique par M. le Dr. Weber. Seance du 25. Nov. 1863. Bull. XXXIII, p. 535. — Nach demselben: „Ein Fabrikantenleben aus dem Elsaß", in dem Buche von von Etzel: „Aus dem Reichslande". Berlin, Springer, 1876, p. 149 fg.

(XIV.) André Köchlin, 1789—1875, Sohn des obengenannten Dr. med. Jean Jaques Köchlin (Nr. III.), Enkel des Samuel (Nr. II.), tritt mit 19 Jahren in das Haus Dollfus, Mieg und Comp., dessen Chef ihm seine Tochter gab. Dollfus starb 1818 und seine 4 Söhne waren noch unerwachsen. André Köchlin befand sich allein an der Spitze eines der größten Häuser, 1818—1830. Als die Söhne Dollfus das Geschäft übernahmen, begründete er 1830 eine große Maschinenfabrik mit Eisengießerei unter der Firma André Köchlin und Comp., in welcher die ersten französischen Locomotiven gebaut wurden. Er begünstigte den Anbau und die Verarbeitung von Leinen und Hanf und die Spinnerei von Kammgarn; für die entsprechenden Fabriken lieferte er die Maschinen. Im J. 1830, 1831 und 1832 bis 1843 war er Maire von Mülhausen. Im J. 1832 wurde er auch in das Parlament gewählt und gehörte zur conservativen Partei (Fraction Casimir Périer), 1841 wurde er wieder gewählt, 1846 fiel er jedoch in Mülhausen durch — die politischen Bewegungen der folgenden Jahre machten sich schon fühlbar, — worauf ihn der Wahlkreis Altkirch wieder in die Kammer brachte. Nach 1848 wurde er Präsident der französisch-belgisch-preußischen Gesellschaft der Bergwerke in Rheinland und Westfalen.

Im J. 1872 vereinigte er mit dem mülhauser Etablissement die Maschinenfabrik von Grafenstaden bei Straßburg. Er schrieb im Bulletin: Déscription et détails des pièces d'une machine à imprimer les rubans de soie à 6 couleurs, construite par M. M. André Koechlin et Comp. et Koechlin-Ziegler. XII, 190. — Notice d. M. A. K. & C. sur une nouvelle turbine hydraulique appelée à double effet. 1843. XVIII, 227. — Mémoire sur une locomotive de montagne, construit par M. André Koechlin et Co. d'après le systême Ed. Bengniot. XXXV. 1860, p. 377.

(XV.) Jean Köchlin-Dollfus, 1801—1870, Sohn von Rudolf, Enkel von Jean (Nr. V.), Industrieller und Kunstkenner. Seinen Bemühungen ist es besonders zuzuschreiben, wenn der künstlerische Geschmack in den mülhauser Producten auf der Höhe jeder Anforderung sich hielt. Er interessirte sich besonders für die Zeichenschule der Industriellen Gesellschaft und war lange Jahre Vorstand der Philharmonischen Gesellschaft von Mülhausen. Schrieb den Bericht über die Zeichnenschule. Bull. XXVII—Bull. XXXII, ferner: Communication sur les écoles et les bibliothèques de fabrique. Bull. XXXIV, p. 74. (Dr. *A. Schricker-Strassburg.*)

KÖCHLY (Hermann [1]) August Theodor) wurde den 5. Aug. 1815 in Leipzig geboren. Sein Vater, der eine wissenschaftliche Vorbildung in Grimma genossen hatte, war Buchhändler; von der Mutter wissen wir nichts als ihren unerwarteten Tod 1832. Einige seiner früheren Lebensjahre soll er in Berlin zugebracht haben. Genaueres wissen wir erst seit der Zeit, in welcher er auf der Landesschule in Grimma Aufnahme gefunden hatte. Am 22. Mai 1827 trat er als Extraner in dieselbe ein und verließ sie nach der gesetzlichen Frist am 4. Sept. 1832. In seinen späteren Jahren hat er sich recht dankbar über die hier genossene Bildung ausgesprochen [2]), obschon er in der Auffassung von einem humanistisch-rationalistischen Alt-Sachsen überhaupt und bei den Schulen mit dem „vollkommen zeitgemäßen Uebergange vom alten Princip der lateinischen Formalbildung zu dem neuen Princip der altclassischen Bildung" das Richtige nicht getroffen, sondern eigene Ansichten auf jene Zeiten übertragen hat, auf welche derartige Bezeichnungen der Parteirichtungen, namentlich auf theologischem Gebiete, nicht passen. Auch für die innere Einrichtung der damaligen Fürstenschulen paßt der Ausdruck nicht; es bestand noch die von J. A. Ernesti befestigte Anordnung der alten Lateinschulen mit wenigen Zugeständnissen an die Ansprüche der neueren Zeit. Die beiden alten Sprachen bildeten die Grundlage, regelmäßige schriftliche Arbeiten waren im Latein erforderlich, Mathematik und Französisch traten zurück, Deutsch und Geschichte fanden nur in guten Lehrern tüchtige Förderung, den Religionsunterricht ertheilte man nach A. H. Niemeyer's Lehrbuche und in der Oberlection nach wissenschaftlicher Methode in Dogmatik und Ethik, aber der Lehrer war Rationalist. Eigenthümlich waren die Recitationen, d. h. die ausdrucksvollen Vorträge in allen drei Sprachen, welche sicherlich die Grundlage zu einem charak-

1) Auf seinen lateinischen Schriften nannte er sich nur Arminius, dem landläufigen Irrthume über des Namens Herleitung folgend. 2) G. Hermann S. 107.

teristischen Vorzuge Köchly gebildet haben, zu der glänzenden Rednergabe, welche ihn auszeichnete; in den lateinischen Disputirübungen hat er Schlagfertigkeit erworben. Er hatte das Glück, gute Lehrer zu finden, unter denen, abgesehen von dem Rector Weichert vor allen Wunder mit seinem griechischen, Korb mit dem geschichtlichen, Hoffmann und Fritzsche mit dem deutschen Unterrichte kamen; auch Hartmann und Käuffer erwähnt er dankbar. So viel ist unzweifelhaft, daß er einen guten Schulsack in Grimma sich erworben hatte und namentlich im Lateinischen eine große Sicherheit, selbst in der Versification besaß. Dabei konnte er im Wettstreite mit seinen Mitschülern den Ehrgeiz befriedigen, der ihn zu allseitiger Ausbildung vorwärts trieb. Von einer Abneigung gegen diese Formalbildung findet sich in der Schulzeit bei ihm keine Spur. Im J. 1832 verließ er die Schule, nicht an dem gesetzlichen Valedictionstage, an welchem er mit einem griechischen Epos auf den Tod des Brasidas auftreten wollte, sondern bereits am 4. Sept. wegen eines Todesfalles in seiner Familie entlassen. Der Reifeprüfung gedenkt er nicht.

Der Siebenzehnjährige [3]) kehrte nach seiner Vaterstadt zurück, um daselbst Philologie zu studiren. Der Weg, welchen er fortan verfolgte, wich von dem damals üblichen wesentlich ab. Wenigstens hören wir nichts von dem Besuche philosophischer Vorlesungen bei Drobisch oder gar bei den jüngeren Lehrern Klotz und Westermann, nicht einmal von den viel bevorzugten Uebungen in der Gesellschaft Frotscher's oder in dem Seminare Beck's, der hodegetische Vorlesungen für künftige Gymnasiallehrer früher öfter gehalten hatte. Auch von Wachsmuth's griechischen Alterthümern oder von Dindorf's Metrik wird nichts erwähnt, wohl aber scheint er Weiske über Antiquitäten gehört zu haben, obgleich dieser durch Kränklichkeit veranlaßt war, häufig auszusetzen und überhaupt mehr anregte als wirklich förderte. Ihm ist 1835 zu seinem Geburtstage die Abhandlung „De Lacedaemoniorum cryptia" gewidmet.[4]) Auch das war vom gewöhnlichen Gange abweichend, daß er schon nach zwei Jahren promovirte, d. h. bei der üblichen Magisterbäckerei sich den Titel eines doctor philosophiae et artium liberalium magister erwarb, was durch Anfertigung einer in Clausur gefertigten lateinischen Chrie und Bestehung einer nicht eben schweren Prüfung bei 2—3 Professoren leicht gewonnen werden konnte.[5]) Nach allem scheint G. Hermann der einzige Mann gewesen zu sein, der auf den jungen Studenten den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt hat; hier ist er selbst in der Festschrift S. 72 fg. der beste Führer. Zunächst besuchte er regelmäßig die Vorlesungen, welche täglich vormittags von 11—12 Uhr über dem Convict in nun verschwundenen Räumen gehalten zu werden pflegten, einmal an vier Tagen das lateinische Interpretatorium, gewöhnlich über einen griechischen Dichter, und zweimal ein systematisches Collegium in deutscher Sprache. Die Kunst des Vortrags, auf die er selbst ein fast zu großes Gewicht gelegt hat, ist von ihm treffend geschildert und dabei mit Recht hervorgehoben, daß Hermann nicht nöthig gehabt habe, denselben besonders einzustudiren und einzuüben. Auch was er von der Uebersetzung und der Erklärung sagt, ist durchaus richtig; Hefte schreiben kannte man bei ihm nicht, gelehrte Citate am allerwenigsten. Wichtiger wurden die Uebungen in der Griechischen Gesellschaft, dieser Pflanzschule gründlicher Philologen, welche Hermann's Namen ein bleibendes Andenken in der Geschichte unserer Wissenschaft sichert. Unter den zahlreichen Schilderungen dieser Societätsübungen nimmt die lebendige Köchly's nicht die letzte Stelle ein [6]); uns interessirt sie besonders, weil sie auch seine Aufnahme in die Societät erzählt: „Coniecturas proposueram in Euripidis Helenam, temerarias, futiles. Adversarii partes agebat Th. Bergkius, multo ille me superior, severe et acute, sed humane. Equidem me defendebam satis fortiter, ut in causa sensim labante, sed tamen ut quaeque coniectura difflata concidit, minus minusque mihi meaeque coniectandi sollertiae confidens. Tandem Hermannus, cum ille ei libellum rubricae bene notatum reddidisset, recepimus te, inquit, vir humanissime, in societatem graecam propter rationem qua locos a te electos tractavisti, quamvis non propter effectum. Nam cum triginta locos emendaveris, accidit, ut nullum recte emendaveris. Speramus tamen fore ut recte aliquando emendare discas." Des Meisters Hoffnung ist erfüllt. Von seinen Commilitonen nennt er nur den Opponenten Th. Bergk; es sind damals wol Scheibe, Dryander (Halle), Palm, Kraner, Seiler, Weller, Minckwitz, Dietsch, Kreusler, Ladewig, Doberenz gewesen. Als im J. 1834 das philologische Seminar neu geordnet wurde, blieb die Griechische Gesellschaft erhalten und wurde nicht mit dem neuen Seminar verschmolzen. Einen noch allseitigeren Einfluß als selbst die Uebungen der Gesellschaft haben auf ihn die philosophischen Disputationen ausgeübt, deren Leitung Hermann im Sommer 1834 auf den Wunsch der Studirenden übernahm.[7]) Nicht blos die weitere Sicherheit im Lateinsprechen verdankte er diesen Uebungen, sondern auch, was viel folgenreicher war, die Anleitung zu politischen Erörterungen, die er mit Vorliebe pflegte. Fragen über die radicale Demokratie, über die Preßfreiheit, über die politischen Beschäftigungen der Studenten und die sehr allgemeine über Vaterlandsliebe haben ihn damals beschäftigt und ihm den Namen der Politikers zugezogen, den er später zu rechtfertigen bemüht gewesen ist. Von den sonstigen Bildungsmitteln der Universitätsstadt hat er wol nur durch den fleißigen Besuch des Theaters seine Bekanntschaft mit den Meisterwerken der Nationalliteratur, zu

3) G. Hermann S. 69. 4) Opuscul. p. 383. 5) Köchly's Erzählung (G. Hermann S. 117) über den Magistertitel und dessen Begünstigung durch die Staatsbehörde ist zum Theil unrichtig; bei den leipziger Geistlichen ist dieser erst in neuester Zeit verschwunden.

6) Im Index lect. Turic. aestiv. 1851, wieder abgedruckt in G. Hermann S. 241 und in Opuscula phil. 223. 7) Ameis, Hermann's pädagogischer Einfluß S. 19—22. — Köchly, G. Hermann S. 247.

der er auf der Schule den Grund gelegt hatte, erweitert und befestigt; daher stammte die genaue Erinnerung an Hauptstellen, die er in treuem Gedächtnisse bewahrte. Von musikalischen Neigungen ist keine Spur.

Die Universitätsstudien wurden 1837 beendigt, die Lehrerlaufbahn begann. In dem meiningischen Städtchen Saalfeld erhielt er auf Hermann's Empfehlung und noch mehr nach dem glänzenden Erfolge seiner Probelectionen, besonders auch in der Religion, eine ordentliche Lehrerstelle an dem Progymnasium, welches seinen streng philologischen Studien ziemlich fern stand. Hier an einer mehr realistischen Anstalt und unter den Einflüssen des geschäftlichen Lebens einer Fabrikstadt mag sich die Umwandlung in seinen pädagogischen Ansichten vollzogen haben. Inzwischen hatte er noch 1837 Hermann zu seinem Geburtstage mit „Observationes criticae in Apollonium et Oppianum" beglückwünscht und außerdem in Jahn's Jahrbüchern (V, S. 349—384) Tryphiodor behandelt; im October 1838 „Emendationes et adnotationes in Quintum Smyrnaeum" (in Acta societatis graec. II, p. 161—288), denen die „Epistola critica ad Spitznerum" in der Zeitschrift für Alterthumswissensch. 1841, Nr. 84 und 85 und das dresdener Schulprogramm von 1843 „De lacunis in Quinto Smyrnaeo quaestio" folgten — Früchte der Mahnung des Lehrers, seinen Fleiß den späteren Epikern zuzuwenden. Daß Treitschke nicht in Saalfeld Köchly's Schüler gewesen ist, wie Hug erzählt, bedarf keiner Berichtigung; er war dies in Dresden, wohin Köchly 1840 als Lehrer an der Kreuzschule berufen war. Noch in demselben Jahre betheiligte er sich im Auftrage seiner Collegen an der schönen Feier von Hermann's funfzigjährigem Magisterjubiläum.

Die schöne Elbstadt bot ganz im Gegensatze zu dem stillen thüringischen Landstädtchen Anregungen nach den verschiedensten Seiten des künstlerischen Lebens; er trat mit Wagner, dem Musiker, mit Semper, dem Architekten, mit dem Schauspieler Devrient, aber auch mit dem Philosophen A. Ruge in nähere Verbindung. Die Sucht der Sachsen, in zahlreichen Vereinen die verschiedensten Zwecke zu verfolgen, begünstigte den jungen Lehrer, zumal bei seinen ausgezeichneten Rednergaben und bei dem allgemein herrschenden Liberalismus, zu dessen eifrigsten Vertretern er gehörte. Schon 1844 bei der unter Hermann's Vorsitze gehaltenen Philologenversammlung trat er nicht eben taktvoll hervor. Es war dem Präses überlassen, sich einen Vicepräsidenten zu erwählen, allein dieser hatte auf dieses Ehrenrecht verzichtet und sich an das Cultusministerium mit der Bitte um geeignete Vorschläge gewendet. Dieses hatte ohne alle Berücksichtigung der Lehrer des städtischen Gymnasiums drei Männer vorgeschlagen, aus denen Hermann den Director Schulz gewählt hatte. Darin glaubte das Lehrercollegium eine principielle Zurücksetzung der gesammten Gymnasiallehrerstandes zu erkennen und erklärte, sich in keiner Weise an der Versammlung betheiligen zu wollen. An eine solche Verletzung hatte kein Mensch gedacht, und es gelang, die Unterzeichner von ihrem Widerstande zurückzubringen, nur Köchly blieb in demonstrativer Weise von den wissenschaftlichen Versammlungen fern, nicht aber von den geselligen Vereinigungen. Einen guten Eindruck hat das nicht gemacht, was nur als kleinliche Consequenzmacherei gelten konnte. Diesen Fehler hat er durch seine Betheiligung an späteren Versammlungen, solange die politischen Verhältnisse sie ihm möglich machten, vollständig gesühnt.

Nicht trotz, sondern vielmehr in dem Bewußtsein, daß er durch sein Auftreten viel Anstoß erregen werde, betrat er einen neuen Kampfplatz 1845 mit der „Skizze über das Princip des Gymnasialunterrichtes der Gegenwart und dessen Anwendung auf die Behandlung der griechischen und römischen Schriftsteller". Hatten sich auch die darin niedergelegten Ansichten unter dem Einflusse mannichfaltiger Lebensverhältnisse und Bildungselemente allmählich in ihm entwickelt, so wurden sie doch mit Rücksicht auf eine zur Berathung über den Gymnasialunterricht berufene Versammlung im August rasch und nicht ohne Schärfe niedergeschrieben.[8]) Während in den untern und mittlern Klassen wenig oder nichts in der Lehrverfassung geändert werden sollte, verlangte er in den obern Klassen einen vollständigen Neubau, keine Reformen, sondern eine Reformation auf Grund des von ihm nach dem Vorgange anderer historisch genannten Princips. Dies sollte in der Auswahl, der Reihenfolge und der Behandlungsweise der alten Schriftsteller zur Geltung kommen und das Lateinschreiben und -sprechen, namentlich die Erklärung in dieser Sprache gänzlich beseitigt werden.[9]) Einen Einfluß auf die Rectoren und auf die Behörde erreichte er nicht, wohl aber neben einigen zustimmenden Urtheilen vielfachen Widerspruch, der ihn veranlaßte, 1846 dagegen in einem neuen Heftchen „Zur Gymnasialreform" aufzutreten, welches er dem Prinzen, nachmaligem Könige Johann, in der Hoffnung widmete, daß derselbe seine Aufmerksamkeit und Theilnahme der Gymnasialreform schenken werde. Hier hat er Freunde und Feinde charakterisirt, hier die Nothwendigkeit realistischer Anstalten zur Vorbereitung auf die Naturwissenschaften, die Medicin eingeschlossen, dargelegt und flüchtige Bemerkungen über einige Lehrgegenstände, namentlich das Deutsche, vorgetragen. Aber weil ihn die Fachgenossen bei seiner Agitation ziemlich allgemein im Stiche ließen, bemühte er sich, einen „Gymnasialverein" zu gründen, der zunächst in Dresden aus Schulmännern, Studirten, besonders Aerzten und Naturforschern, aber auch aus Kaufleuten, Gewerbtreibenden u. s. w. zusammentreten und in streng parlamentarischen Debatten über die jetzige Aufgabe und über die Mittel, dieselbe zu erreichen, klar werden sollte. Am 20. Sept. 1846 erfolgte die Gründung des Vereins, zu welchem jeder Gebildete Zutritt hatte, am 17. April 1848 ist die Schlußsitzung gehalten. Während dieser Zeit wurden 25 Sectionsberathungen, 45 Ausschußsitzungen, 35 Hauptversammlungen gehalten und außerdem während der Winter mehrere sehr zahlreich besuchte Vortrags-

8) Er hat das, freilich nicht genau, erzählt in der Vorrede zu Manetho p. V und VI. 9) In dem Schriftchen „Zur Gymnasialreform" hat er S. 80 fg. diese Frage abermals behandelt, auf der Philologenversammlung in Jena aber keinen Erfolg gehabt.

abende veranstaltet. Welche Arbeitskraft Köchly dabei aufzuwenden hatte, läßt sich sicher vermuthen, denn er war die Seele des Ganzen. Die zahlreichen Berichte, welche Köchly in den „Blättern für Gymnasialreform" (drei Hefte 1847, 1848) veröffentlicht hat [10]), gipfeln in dem Gesammtberichte vom 6. Febr. 1848, der einen vollständigen Organisationsplan für das „moderne Gymnasium" enthält. Hier sollten in den untern Klassen die neueren (Französisch und Englisch), von Quarta an die alten Sprachen vorherrschen, jede Sprache bei ihrem Anfange in 8, nur das Englische als das Leichteste in 6 Stunden gelehrt werden. Einen praktischen Erfolg hat dieser Plan zunächst ebenso wenig gehabt als das Gesuch an die städtischen Behörden in Dresden, die Kreuzschule nach demselben umzugestalten. Wir stehen jenen Reformbestrebungen heute anders gegenüber als die damalige Zeit. Billigt auch kein Mensch das Anfangen des Unterrichts mit den modernen Cultursprachen, so hat doch das Französische einen früheren Anfang und auch das Englische facultative Geltung erhalten. Die Ansicht, daß das Lateinschreiben Ziel der Schulbildung sei, billigt keiner, und der Gedanke, daß die Lektüre den Mittelpunkt des Unterrichts in den alten Sprachen bilden müsse, ist jetzt allgemein, wenn man auch von den Köchly'schen Einleitungen nichts wissen will, um das sogenannte historische Princip zu verwirklichen.

Das Jahr 1848 mit seinem Sturm und Drang führte Köchly mit seinen Reformplänen aus den engen Kreisen des dresdener Vereins in die weiteren zunächst des engeren Vaterlandes, weil auch die sächsischen Gymnasiallehrer, wie damals alle Welt, darangingen, Heilung aller Schäden in allgemeinen Berathungen zu suchen. Vom 17.—19. Juli traten 55 Lehrer in Leipzig zusammen, über deren Verhandlungen Dietsch in den Jahrbüchern Bd. 53, S. 305 genau berichtet hat, und im December abermals in Meißen. [11]) Köchly beherrschte diese Berathungen durch sein parlamentarisches Geschick und die Kraft der Rede; einige seiner Ideen setzte er auch siegreich durch. In seinem Agitationseifer eilte er auch zu den Versammlungen in den benachbarten Provinzen Sachsen und Brandenburg und wußte hier einige Proselyten zu machen. Auch auf andere politische Gebiete trat er hinüber. Schon als Stadtverordneter hatte er in der damals üblichen Form allerlei Freiheiten beantragt; er wurde auch im Februar 1849 in den sogenannten Unverstandslandtag gewählt. Eine so hervorragende Persönlichkeit durfte in der Commission [12]) nicht fehlen, welche im December 1848 Minister von der Pfordten einsetzte, um einen das gesammte Schulwesen des Königreichs umfassenden Gesetzentwurf auszuarbeiten. Die Ideen der Neuzeit in ihrer Anwendung auf den Schulorganismus sollten ins praktische Leben eingeführt werden, die einschlagenden Paragraphen der Frankfurter Grundrechte, die in Sachsen Gesetzeskraft besaßen, die Grundlage bilden, die Ergebnisse der Lehrerverhandlungen Beachtung finden. Nach viermonatlicher Arbeit war die Commission zu ihrem vorläufigen Endziele gelangt, die Ausarbeitung des Entwurfs Köchly übertragen und auch der Druck (denn er sollte vor der ständischen Berathung der öffentlichen Beurtheilung übergeben werden) bereits begonnen und nach der Maikatastrophe zu Ende geführt. Nach der Vollendung hatte das Ministerium alle gedruckten Exemplare mit Beschlag belegt, einem Gerüchte nach sogar einstampfen lassen. [13]) Das Auftreten der Zweiten Kammer veranlaßte deren Auflösung, die Unruhen wuchsen, der König floh am 4. Mai aus seiner Residenz nach dem Königstein, Mitglieder der aufgelösten Zweiten Kammer wählten eine provisorische Regierung und Köchly erhielt wegen seiner Rednergabe und besonders wegen seiner kräftigen Stimme den Auftrag, vom Balkon des Rathhauses aus die Namen der Gewählten zu verkündigen und diese Verkündigung mit einer Ansprache zu begleiten. Die revolutionäre Herrlichkeit war von kurzer Dauer, Berlin sandte seine Garden zur Hülfe, und diese entschieden nach lebhaftem Straßenkampfe den Sieg der Regierung über den Aufstand. Daß Köchly selbst auf den Barrikaden gekämpft habe, wie mehrfach behauptet wird [14]), ist unrichtig; wegen seiner sonstigen Theilnahme wähnte er als Abgeordneter (die Kammer war ja aufgelöst) ganz im Rechte gewesen zu sein, sodaß er an eine heimliche Flucht gar nicht dachte. So harmlose Auffassung theilte die Regierung nicht: Köchly war der Strafe verfallen, und gewarnt durch einen hohen Freund der Familie, entzog er sich der ihm drohenden Gefahr. [15]) Das prachtvolle Haar wurde kurz geschnitten, der Bart entfernt, unter einer Bauernkappe die Rolle eines Augenkranken gespielt und der gefahrvolle Weg durch Sachsen nach Frankfurt a. O., Berlin, Hamburg, Bremen, Amsterdam, schließlich nach Brüssel gemacht, wo er einige Zeit zu verweilen gedachte. Damit war sein Leben in Sachsen beschlossen, wo er sich der Huld der königlichen Familie als Lehrer der Prinzen im Latein erfreut hatte.

In Brüssel lebte er mehrere Wochen einsam und nur mit wissenschaftlicher Arbeit beschäftigt. Aber er war bereits seit 1847 mit Anna Rosalie Saling, einer Jüdin aus Berlin, verheirathet und diese entschloß sich, von einem jüngeren Bruder begleitet, trotz der verwandtschaftlichen

10) Von ihm ist der Bericht über die Uebungen in Latein.-Schreiben und Sprechen (II. III. S. 1—31) und über den Unterricht in den alten Sprachen (S. 45—69). Sehr hyperbolisch sagt er von den Bestrebungen dieser Männer (Manetho p. V), a quibus viris lux illata est quam nos philologi afferre non potuissemus. 11) Auch über diese hat Dietsch in den Jahrbüchern 1849 berichtet. Beide sind auch besonders bei Teubner erschienen. 12) Es waren die Geheimräthe Weinlich und Meißner, der Director der Polytechnischen Schule Prof. Seebeck, der Seminardirector Steglich und Köchly.

13) Köchly sieht darin einen Eingriff in sein geistiges Eigenthum und wurde veranlaßt, von Brüssel aus (25. Febr. 1854) einen Abdruck unter dem Titel „Der ursprüngliche Entwurf zu dem allgemeinen Schulgesetze für das Königreich Sachsen" in Leipzig bei O. Wigand zu veranlassen. 14) Sogar von Stark. 15) Civilis discordiae procella Saxoniam quoque ingressa profugum me proscriptum extorremque patria eiecit (Manetho p. V) oder zu Quintus: Civilis discordiae flamma ambustus Bruxellas profugus proscriptusque deveni.

Bedenken ihm zu folgen. Wohl hatte er schwere Sorgen, cum aut patriam cogito misere oppressam, aut amicos partim in exsilium expulsos, partim in vincula coniectos, partim morte praematura raptos, aut rei scholasticae incrementa hominum, penes quos hodie potentia est, arbitrio intercepta. Aber solch elegisches Klagen über die Reaction[16]) paßt nicht zu der ernstlichen Umkehr von politischer Träumerei und zu der Wiederaufnahme der kritischen Studien, die nur zu lange unterbrochen waren. Zunächst wurde die große Ausgabe des Quintus Smyrnäus 1850 zum raschen Abschluß gebracht: recensuit, prolegomenis et adnotatione critica instruxit A. K. Die 1853 folgende kleinere Ausgabe bei Teubner bietet mancherlei Vervollständigung des Apparats und besonders auch einen index nominum propriorum, den Spitzner angefertigt, Köchly sorgfältig durchgearbeitet hatte. Dies waren die Früchte vieljähriger, oft unterbrochener Arbeiten[17]), deren Redaction ihn nicht so sehr in Anspruch nahm als das neue Werk, zu dem er sich auf Dübner's Rath im Interesse der Didot'schen Bibliothek entschloß. Es kam ihm auch darauf an, den Feinden seiner Reformbestrebungen zu zeigen, eorum armorum, quae quondam Hermanno duce tractare didiceram, usum nondum me deposuisse. In wenigen Monaten war die kritische Bearbeitung des Manetho mit ihren umfangreichen Prolegomenen vollendet und erschien mit Aratos, Maximos und andern astrologischen Fragmenten 1851 in dem zweiten Bande der „Poetae bucolici et didactici" in Paris.[18])

Die Zeit dieses belgischen Exils dauerte bis Ostern 1850. Sie gab ihn seinen philologischen Studien wieder, sie verschaffte ihm aber auch einen akademischen Lehrstuhl, den er wol niemals gehofft hatte. Im J. 1862 sagte er mir bei einem ernsten Gespräche über seine politische Vergangenheit: „Ich habe es unter keinen Umständen zu bereuen, denn, weißt du, hätte ich mich damals nicht so lebhaft betheiligt, wäre ich wol jetzt Gymnasialrector in einer obscuren Stadt Sachsens." Nun aber war er bei dem Concurse um die durch Orelli's Tod erledigte Professur im December 1849 zum außerordentlichen Professor für griechische und römische Literatur und Sprache in Zürich ernannt, ihm jedoch für seine Person Rang und Befugniß eines ordentlichen Professors ertheilt. Seine Reformpläne hatten auf die züricher Erziehungsbehörde besondern Eindruck gemacht. Aber das Vertrauen, welches die Behörde gerade auf ihn unter tüchtigen Mitbewerbern gesetzt hatte, theilten nicht alle, und gar manche, auch nicht conservative Männer, hegten Zweifel, ob er nicht mehr aufregend als anregend zu wirken bemüht sein möchte. Ostern 1850 traf er in Zürich ein, wohl bewußt der Größe und Schwierigkeit der ihm gestellten Aufgabe als Nachfolger eines ausgezeichneten Mannes und als Fremdling, der freilich als Schutzverwandter einer Republik jeden Gedanken an politische Thätigkeit fern halten mußte. Post longam demum annorum seriem, sagt er in der praef. zu Nonnus p. VI., cum ex funestissimo rerum nostrarum naufragio emersus in placidissimum hunc Helvetiae libertatis humanitatisque portum pervenissem atque ceteris curis abiectis omnibus inprimis a rebus publicis, quippe quas quotidie miseriores atque desperatiores fieri viderem, reliquam aetatem procul habendam decrevissem, in literarum studiis, quae vere rebus adversis perfugium atque solatium praebuerant, totus iam habitaturus — ad Nonnum reversus sum etc. Am 11. Mai 1850 hielt er seine Antrittsrede. Die Besorgnisse schwanden rasch, seine Herzlichkeit gewann, sein ganzes Wesen imponirte und selbst das jugendlich frische Gesicht bei dem grauen Haupte und Barte weckte Vertrauen. Die geringe Zahl der Philologie Studirenden schreckte ihn nicht, denn bald sammelten sich auch die Angehörigen anderer Facultäten zu seinen fesselnden Vorträgen. Und wie Verschiedenes hat er bei der großen ihm gestellten Aufgabe gelesen; die Verzeichnisse weisen 81 Vorlesungen auf, von denen 45 nie wiederholt sind. Und dazu hielt er an einem Abende der Woche eine philologische Gesellschaft, in der die einzelnen Mitglieder der Reihe nach einen zusammenhängenden Vortrag zu halten oder einen Schriftsteller zu erklären hatten. Als daraus das Philologische Seminar entstand, hielt Köchly für künftige Gymnasiallehrer Vorlesungen über Gymnasialpädagogik. Nicht alle hatten gleichgünstigen Erfolg, weil Köchly bei der Erklärung seine Sympathie oder Antipathie gegen den Schriftsteller nicht verbergen konnte und die Stoffe mancher systematischen Vorlesungen erst gesammelt werden mußten. War dies geschehen und der Vortrag wohldisponirt, so überließ er die weitere Gestaltung der mündlichen Rede, welcher die sorgfältigste Pflege gewidmet wurde. Den Neuling zog diese Form besonders an. Daß seine Amtsgenossen ihn ehrten, sieht man aus der Wahl zum Rector und aus den Aufträgen, die er in Bezug auf Berufungen auswärtiger Gelehrten erhielt, z. B. Hettner's für die Professur der Archäologie.

Zu dieser akademischen Thätigkeit gehörte auch die Abfassung der Programme, d. h. der Vorreden zu den halbjährlichen Lectionsverzeichnissen und der Gratulationsschriften. Sie hingen aufs engste mit seinen literarischen Arbeiten zusammen; erstere wurde lateinisch, die andere, mit Ausnahme der für die Universität Basel 1860 „De evangelii Joannei paraphrasi a Nonno facta", deutsch abgefaßt. Jene hat Kinkel in den „Opuscula latina" vereinigt, aber wenigstens fünf Abhandlungen, die sich auf die Taktiker beziehen, weggelassen; von diesen hat Böckh in den deutschen Schriften die Gratulation für Böckel 1857 über die Vögel des Aristophanes und die zu Welcker's Jubiläum 1859 „Hektor's Lösung" wieder abdrucken lassen. Auch mit weiteren Kreisen trat Köchly

16) Unberechtigt sind die Worte G. Hermann's S. 101 und die wiederholten Klagen über die silentiarii Saxones, die ihn nicht mehr kennen wollten, z. B. Nonnus praef. p. XI; Opusc. p. 501. 17) Cuius operis fundamenta ieci Lipsiae, specimina proposui Salfeldiae, initium feci Dresdae, id tunc ad finem perduxi Bruxellis, et nunc praefatus sum Turici. 18) Eine neue Durchsicht der Manethoniana nebst einigen astrologischen Fragmenten erschien mit der bescheidenen Aufschrift relegit A. K. in Leipzig 1858.

in nähere Berührung, indem er vor dem gebildeten Publikum Zürichs Vorträge hielt über verschiedene Gegenstände aus dem Gebiete des classischen Alterthums. Einige derselben hat er in sehr erweiterter Gestalt 1859 herausgegeben unter dem Titel: „Akademische Vorträge und Reden", 1. Band. Zwar die Abhandlung über Cato von Utica, gewidmet dem ehrwürdigen Hottinger, war nur eine Rectoratsrede vom 29. April 1857, die sich die Aufgabe stellt, den vielverkannten und auch von Mommsen parteiisch behandelten Mann in seiner Totalentwickelung und im lebendigen Wechselverhältnisse zu seiner Zeit als den Mann unerschütterlicher Festigkeit, strenger Tugend und patriotischer Hingebung zu zeigen. Schon im J. 1855 war der Vortrag gehalten „Sokrates und sein Volk", in welchem er den bereits von andern ausgesprochenen Gedanken durchführt, daß das athenische Volk recht gehabt habe, den Sokrates zum Tode zu verurtheilen. Im J. 1859 verlieh ihm Zürich in Anerkennung seiner Verdienste das Stadt- und Cantonatsbürgerrecht und mit Stolz nannte er sich in der Dedication der Ilias an die züricher Freunde Fasi, Keller, Meyer und Vögelin 1860 Turicensis. In demselben Jahre hatte er mit Ribbeck, damals in Bern, den Schweizerischen Gymnasiallehrer-Verein gegründet und auch an der Zeitschrift desselben, dem „Neuen Schweizerischen Museum" sich betheiligt. Ebenso war er ein sehr eifriges Mitglied der Antiquarischen Gesellschaft, mit deren Stifter Ferd. Keller sowie mit Meyer-Ochsner er in ein näheres Verhältniß trat und öfter Vorträge hielt. Auch die Organisation der höheren Schule sollte ihn beschäftigen, denn er war eine Reihe von Jahren Mitglied der Aufsichtscommission des Gymnasiums. In dieser Eigenschaft schrieb er 1859 das Schriftchen „Ueber die Reform des züricher Gymnasiums", eigentlich eine Eingabe an den Regierungspräsidenten und Erziehungsdirector Dr. Dubs, welche eiligst niedergeschrieben wurde, um auf die Berathung über ein neues Schulgesetz einzuwirken. Abgesehen von der Erneuerung des alten dresdener Modernen Gymnasiums mit dem Vorangehen der modernen Sprachen, das er selbst nur als eine beiläufige theoretische Betrachtung ansah, wollte er Abhülfe schaffen gegenüber den geringen Leistungen in den beiden alten Sprachen und namentlich dem Griechischen die gebührende Stellung verschaffen; deshalb mußte das Dispensiren von diesem Unterrichtsgegenstande abgeschafft, derselbe gemäß der Aufgabe der Gymnasien obligatorisch gemacht werden. Daß er gerade dies nicht erreichte, hat ihm den Aufenthalt in Zürich, den er gern als den schönsten Theil seines Lebens betrachtete, schwer verleidet und einen Grund zu seinem Weggange gegeben. Die Thesen und Bemerkungen zu einer einheitlichen Umgestaltung unserer Gymnasien [19]) sind eigentlich zwei Abschnitte aus einer Gymnasialpädagogik, einer über die eigenthümliche Zweckbestimmung des Gymnasiums, der andere der Lehrplan für den altclassischen Unterricht auf einem Untergymnasium von vier Klassen, in welchen einzelne Sätze aus den dresdener Arbeiten wiederkehren. Die in Aussicht gestellten Fortsetzungen über die Lektüre im Obergymnasium, über den deutschen Geschichts- und Religionsunterricht sind nie erschienen.

Daneben entwickelte Köchly eine rege wissenschaftliche Thätigkeit in schriftstellerischen Arbeiten, zunächst, wie die Programme zeigten, auf dem Gebiete der griechischen Poesie, der Homerischen Dichtungen, bei denen er als Anhänger der Lachmann'schen Liedertheorie sich bis zu dem Drucke „Iliadis carmina XVI scholarum in usum restituta" (Leipzig 1861) verstieg, ein Gebiet, auf welchem jetzt auch eine Ueberarbeitungs- und eine Umstellungstheorie sich geltend macht und allerneueste Forscher Köchly's kaum noch Erwähnung thun. Er ist im Anschlusse an den berliner Vorgänger nicht darüber hinausgekommen, Inconvenienzen in der Ilias nachzuweisen und hat sich schließlich 1862 und 1863 auch der Odyssee zugwendet. [20]) Auf die Hymnen und die Kykliker beziehen sich die „Coniectanea epica" 1856 und 1857, auf Nonnus die Programme 1851 und 1855, und 1857 folgte die Bearbeitung der Dionysiaca in 2 Bänden mit der gemüthlichen Widmung an den alten Helfer und Freund G. Thomas in München. Tryphiodor behandelt das Programm von 1850. Des Euripides Iphigenia in Taurien hatte er 1860 und 1861 in vier Programmen besprochen und 1863 eine Schulausgabe folgen lassen. Auf ein ganz neues Gebiet kam er in der Behandlung der Kriegsschriftsteller. Zwar hatte er schon als Lehrer in Dresden bei der Behandlung der griechischen und römischen Historiker in der sachlichen Erklärung um der Anschaulichkeit willen sich bemüht, die größte Klarheit zu erstreben, doch bot erst Zürich durch die militärischen Uebungen der Schüler, welche Köchly hochschätzte, ganz besonders aber der Umgang mit dem als politischer Flüchtling daselbst weilenden ausgezeichneten ehemaligen preußischen Genieoffizier W. Rüstow, Gelegenheit, auf die Sache genauer einzugehen. Ich meine weniger die beiden in die Sammlung der Opuscula nicht aufgenommenen Programme der Jahre 1851—1853 „De libris tacticis qui Arriani et Aeliani feruntur", in denen auch die Abweichungen von dem großartigen Plane Haase's in Breslau besprochen werden, oder aus 1834 „De scriptorum militarium codice Bernensi" und „Selecta quaedam ex ineditis Leonis tactici capita", sondern die von den beiden Freunden bearbeitete Geschichte des griechischen Kriegswesens mit Holzschnitten und Tafeln (Aarau 1852) und die griechisch und deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen herausgegebenen griechischen Kriegsschriftsteller (Leipzig 1853 und 1855) in zwei Theilen, deren zweiter aus zwei Abtheilungen besteht. [21]) Auch hier fehlt es nicht an passenden Abbildungen. Soldat und Philolog waren

19) Schweiz. Mus. I, S. 85—108; 192—203.

20) Auf die Ilias beziehen sich außer dem darmstädter Vortrage 1845 (Deutsche Aufs. S. 41) und Hektor's Lösung (a. a. O. S. 47) die züricher Programme bis zur Dissertatio VII. de Iliadis carminibus (Opusc. p. 1—152); auf die Odyssee der augsburger Vortrag 1862 (Deutsche Aufs. 67) und drei Dissertationes de Odysseae carminibus (Opusc. p. 153—212). 21) Als Ergänzung kann der Onosander gelten, dessen Text 1860 nach zwei Handschriften verbessert ist.

hier zusammengetreten, um ein für den Philologen, den Historiker und den Soldaten unentbehrliches Hülfsmittel zu schaffen, und hatten eine bisher noch ziemlich dunkle Seite des antiken Lebens erhellt. Diese Verbindung erwies sich auch für Cäsar fruchtbar; beide bearbeiteten die Einleitung zu den Commentarien über den Gallischen Krieg (Gotha 1857), beide übersetzten die Memoiren über den Gallischen Krieg (Stuttgart 1854 und öfter wiederholt), denen erst 1868 Köchly die Memoiren über den Bürgerkrieg folgen ließ. Im engsten Zusammenhange damit stand sein Interesse für die Cäsar-Arbeiten Napoleon's, besonders die typographischen und strategischen Studien. Als Meister in der Kunst zu übersetzen hat er sich auch bei den Ciceronischen Reden für Sestius und für Milo (gleichfalls in der stuttgarter Sammlung) bewährt, und daß dieses pathetische Element ihm zusagte, zeigt auch die Demosthenische Rede vom Kranze, welche griechisch und deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen 1857 ohne seinen Namen erschienen ist.

Aus vierzehnjähriger befriedigender Thätigkeit schied Köchly 1864 im März, als ihm die ordentliche Professur der classischen Philologie und die Mitdirection des Philologischen Seminars in Heidelberg übertragen war. In dem letzten Lectionsverzeichnisse (Opusc. p. 209) spricht er sich darüber ausführlich aus: „Illa venit summa dies et ineluctabile tempus, quo post quindecim annorum exilium ἑκὼν ἀέκοντί γε θυμῷ retrahor non in illam quidem quae me nascentem vidit adolescentem eduxit terram, sed, quod praestat, in aliam Germaniae patriae civitatem strenuissimam illam hodie communis libertatis concordiaeque tutricem.“ Nachdem er die Anhänglichkeit an Zürich ausgesprochen, macht er seinem Ingrimme gegen Sachsen Luft, das die Rückkehr gestatte „nisi quasi sub iugum missis, scilicet poenam deprecando peccatum professus“. Um Verzeihung zu bitten und das Unrecht gegen sein Geburtsland einzugestehen, sträubte sich sein Stolz. „Itaque nec miraturum quemquam nec indignaturum spero, si in posterum quoque quamquam Germaniae redditus non Lipsiensem me sed Turicensem me et esse volo et vocare pergam.“ Der sächsische Bann wurde erst später gelöst, sonst konnte er sich in Deutschland überall frei bewegen und er machte von dieser Freiheit zu Vorträgen in manchen Städten und zu dem Besuche der Philologenversammlungen häufig Gebrauch.

Mit stolzen Hoffnungen auf eine reformatorische Wirksamkeit in Schule und Universität trat er das Amt in Heidelberg an. Die Zahl der Studirenden war größer, aber die Badenser nicht besser vorbereitet als die Züricher; manche Norddeutsche, die zu seinen Vorlesungen kamen, konnten ihm besseres Hörermaterial bieten. Aber auch von jenen hat Böckel auf der karlsruher Versammlung S. 124 dankbar anerkannt, was die Schüler in den Vorlesungen von ihm erhalten haben. Die Hauptsache sollte das Philologische Seminar bieten, über das derselbe Schüler S. 127 fg. genauer berichtet hat. Köchly hatte die Einrichtung nach seinem Willen geordnet und es bis Michaelis 1872 dictatorisch geleitet; wissenschaftlich-praktische Vorbildung der künftigen Lehrer sollte die Aufgabe sein. Im Unter-Seminar sollten durch lateinische Stil- und Sprachübungen, durch griechische Schreibübungen und cursorische Lektüre die Lücken der Schulbildung ergänzt werden. Im Ober-Seminar wurde fast ausschließlich Lateinisch gesprochen; hier galt es, den Mund zu öffnen und zur klaren und deutlichen Aussprache in freien zusammenhängenden Sätzen anzuleiten. Sonst bieten die Anforderungen an genaue Wortbestimmung, sachliche Erklärung, Wortkritik nichts Eigenthümliches, entsprechen vielmehr ganz dem Verfahren Hermann's, der auch bei der Discussion sein Vorbild blieb. Selbst in Betreff der Lektüre bot er nichts Neues. Neu waren nur die schulmäßigen Erklärungsübungen der Schriftsteller, welche er mit dem gesammten Seminar veranstaltete in der Weise, daß ein Ober-Seminarist einen Abschnitt, der meist vorher kritisch behandelt und festgestellt war, von den Unter-Seminaristen, welche die Schulklasse vorstellten, übersetzen und erklären ließ. Wie ernst und ideal er seine Aufgabe nahm[22]), zeigen seine eigenen Worte, in denen er erklärt, daß diese Uebungen, weit entfernt davon, einseitig praktisch zu sein, auf dem Gedanken beruhen, daß stets selbständige wissenschaftliche Arbeit und schulmäßige Verwerthung bei einem Unterrichte, wie er sein soll, unzertrennlich sein müssen, daß daher auch die Erklärung des leichtesten Schriftstellers auf streng methodische Kritik sich stützen, diese Erklärung selbst aber bei resignirender Beschränkung auf das Nothwendige, von begrifflicher Wort- und anschaulicher Sacherklärung des Einzelnen ausgehend auf das Ganze nach Inhalt und Form sich' erstrecken müsse. Daß Köchly es ernst genommen, daß er seine Schüler für den Lehrerberuf begeistert hat, wird niemand bezweifeln, der ihn gekannt hat, und doch richteten sich die Angriffe hauptsächlich gegen dieses Seminar und nöthigten ihn, die Einrichtung aufzugeben. Auch nachher noch hat er Gymnasial-Uebungsschule, Gymnasial-Pädagogicum oder auch Seminar angekündigt, weil er um Wiederaufnahme der Uebungen angegangen war und, wie er sagte, einer Pflicht gehorchte, deren Erfüllung im Falle des Gelingens vielleicht auf die Erhaltung und Reform unserer deutschen Gymnasien nicht ganz ohne Einfluß bleiben dürfte. Zu seiner Verstimmung haben die Seminarhändel besonders beigetragen, wie denn auch er durch sein eigenmächtiges Eingreifen in Kayser's Thätigkeit im Seminar diesem, wie Usener („Vorrede zu den Homerischen Abhandlungen“ S. XXVII) sagt, in das Glück der letzten Jahre Wermuth gemischt hat.

An der Neugestaltung und Hebung der Gymnasien hat er einen einflußreichen Antheil genommen nicht als Mitglied der Aufsichtscommission über das heidelberger Gymnasium, sondern in der Prüfungscommission für Candidaten des höheren Schulamts und als außerordentliches Mitglied des Oberschulraths in Karlsruhe. Die zahlreichen Clausurarbeiten bei der Prüfung will ich ihm nicht zuschreiben, denn er war ein Gegner solcher Arbei-

22) Bei Böckel S. 130.

ten, dagegen wird er bei den vielen obligatorischen Vorlesungen und deren Anordnung keinen Widerspruch erhoben haben. Im J. 1868 regte sich wieder der alte dresdener Kampf gegen den „veralteten Formel- und Wortkram" mit der Forderung, das Latein-Schreiben und -Sprechen und gar die Verse abzuschaffen, und er wußte damit der würtembergischen Unterrichtsbehörde in höchst bedenklicher Weise zu imponiren.[23]) Auch bei den Versammlungen der mittelrheinischen Gymnasiallehrer, sobald sie in Heidelberg tagten, fehlte er nicht. Die größte Freude war es für ihn, 1865 die heidelberger Philologenversammlung zu leiten, die er mit der Festschrift „De Musaei grammatici codice Palatino", begrüßte, zu deren Eröffnung er die schöne Rede über die gemeinsame Aufgabe der Philologie und der Pädagogik hielt, seine Sehnsucht nach der Bildung zahlreicher Sectionen als Selbstherrscher ungehindert befriedigte, aber auch, und das war sehr anziehend, durch Gymnasiasten die antiken Marschordnungen und die Verwendung der Pila, durch badische Artilleristen Schießübungen mit Ballisten und Katapulten den staunenden Zuschauern vorführte. — Zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten kam er nicht mehr. Die zunehmende Schwerhörigkeit und andere körperliche Leiden machten ihn mistrauisch und vereinsamten ihn in dem Landsitze zu Neuenheim. Nur die „Carmina quae feruntur Hesiodea" erschienen in neuer Recension, zu der G. Kinkel die Varianten gesammelt hatte, 1870, aber die Arbeit blieb unvollendet. Den hundertjährigen Geburtstag G. Hermann's, zu dessen Feier Thomas in der „Allgemeinen Zeitung" vergebens aufgefordert und die sogar in Leipzig nicht beachtet wurde, feierte Köchly allein am 28. Nov. 1872 allein vor einem zahlreichen Publikum durch eine Rede in dem Pandektensaale der heidelberger Universität, die dann mit Belegen ausgestattet 1874 erschien. Der Minister von Falkenstein[24]), offenbar der berufenste Beurtheiler, nennt es ein treffliches Werk und die in den Beilagen mitgetheilten Einzelheiten für alle Verehrer und Freunde des großen Mannes von unschätzbarem Werthe. In seinem Streben, die Ideen des Alterthums in das jetzige Leben zu übertragen und diesem wahrhaft organisch anzueignen, hat er auch danach gerungen, die Neugeburt der antiken Tragödie auf die Bühne unserer Tage und ihren erhebenden Einfluß auf die Gemüther der Mitwelt zu übertragen. Der Einfluß der schweizer Freunde (Hug hatte über eine Aufführung des Aristophanischen „Plutos" 1531 geschrieben) veranlaßte ihn, in Heidelberg und später auch in Zürich 1875 den Euripideischen „Kyklops" vortragen zu lassen. Größer war die Aufführung der „Perser" des Aeschylos, von denen er eine Uebersetzung und eine eigene poetische Ergänzung des nach seiner Ansicht lückenhaften Schlusses geliefert hatte. Ein Vortrag auf der Philologenversammlung in Innsbruck 1874[25]) berichtet darüber, der Prinz von Meiningen componirte die Musik und auf dem Theater wie in mehrern Gymnasien ist das Werk zur Aufführung gelangt. Das hat Köchly nicht mehr erlebt; auch die Uebersetzung mit den Ergänzungen hat erst 1880 Bartsch in Heidelberg herausgegeben.

Die stolzen Hoffnungen auf eine reformirende Thätigkeit, mit welchen er nach Heidelberg gegangen war, wurden nicht erfüllt; auch das neue, voraussichtlich schönere Leben sah er nicht. Vertraute Briefe reden nur von Misère in der Universitäts- und in der Landeshauptstadt. Ein Brief von 1875[26]) gibt genaueren Aufschluß und erklärt das Misbehagen seinerseits höchst parteiisch und nicht ohne Eitelkeit. „Hatten die Schweizer — aufrichtig, neidlos und gern in Wort und That mir ihre Anerkennung geschenkt, so war hier die Folge des gleichen Ergebnisses (des Erfolgs) Neid, Intrigue, geheime und offene Feindschaft. Im züricher Exil befand ich mich wie in der Heimat, in dem vielbelobten Heidelberg wie im Exil." Die politischen Verhältnisse trugen nicht wenig dazu bei, ihn zu verstimmen, der die Preußen bei der Unterdrückung des Aufstandes von 1849 nicht vergessen hatte. Im J. 1866 hatten sich die Heidelberger an die siegreichen Preußen in einer Weise weggeworfen, die ihm geradezu ekelhaft erschien. Und nach der Neugestaltung 1870 unter dem neuen Reiche ärgerte ihn, daß dem vaterlandsfeindlichen Ultramontanismus nun ein „in Borussomanie und Bismarckolatrie" ersterbender Nationalliberalismus gegenüberstand. Alte politische Freunde in Sachsen setzten 1871 seine Wahl zum Reichstagsabgeordneten in Borna-Pegau durch. Er trat zu der Fortschrittspartei, hat aber trotz seiner Redegabe keine Rolle gespielt, sondern höchstens in irgendeinem Vereine einen wissenschaftlichen Vortrag gehalten und seinen Wahlkreis besucht. Die freie Eisenbahnfahrt, natürlich in erster Wagenklasse, benutzte er auch, um für sich eine andere akademische Stellung zu suchen. In Jena und Halle hat er angeklopft, der vorher angeführte Brief scheint auf Leipzig berechnet zu sein, vielleicht hat er noch andere Universitäten ins Auge gefaßt. Zu einer Verpflanzung war weder sein Lebensalter noch seine körperliche Beschaffenheit geeignet; dazu war von dem collegialischen Misverhältnisse zu viel auch anderwärts bekannt geworden. Bei so vergeblichen Bemühungen dachte er wol daran, sich ganz zurückzuziehen und wissenschaftliche Arbeiten zu fördern; den Ausdruck vom sexagenarius, aber nicht de ponte hat er wiederholt angebracht. Die „Perser" des Aeschylos mit Uebersetzung und Commentar, wie Müller's „Eumeniden" sollten vollendet werden, eine „Geschichte der griechischen Nationalliteratur" folgen. Das sagte er vielfach, weil er die Ueberzeugung ausgesprochen hatte, daß ein akademischer Lehrer vor allem verpflichtet sei, seine ganze Thätigkeit seinen Schülern zu widmen. Doch dazu sollte es nicht kommen.

Der Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen, der von seiner Universitätszeit her Köchly verehrte, forderte ihn auf, sein Begleiter auf einer griechischen Reise

23) Hirzel in Schmid's Encykl. X, S. 548; Teufel in Masius' Jahrb. 1869, S. 113. 24) Einige Randbemerkungen zu Köchly's Gottfr. Hermann in Fleckeisen's Jahrb. 1876, Heft 1. 25) Mit einzelnen Abänderungen der Uebersetzung in den Deutschen Schriften S. 128 abgedruckt.

26) Bei Wunder, Ecce p. 65.

zu sein, die im Herbste 1876 unternommen wurde.[27]) Nicht ohne eine gewisse ernste Vorahnung hatte er sich von seiner Familie verabschiedet. Die zahlreich versammelten Freunde fanden ihn in Zürich in bewegter Stimmung, doch munter und anscheinend rüstig. Mit dem Prinzen traf er am 17. Sept. in München zusammen und setzte in gehobener Stimmung die Reise nach Italien fort, dessen begeisterte Schilderungen ihm immer als Uebertreibung erschienen waren. Der Besuch überzeugte ihn vom Gegentheil. Von Verona an mit seiner Arena fesselte ihn in Bologna die Renaissance, in Florenz die Galerie und die Baudenkmäler, in Neapel das Museo Borbonico, in Pompeji die Reste antiken Lebens, ebenso wie die wundervolle Landschaft rings umher. Eine interessante Fahrt durch die Abruzzen brachte die Reisenden nach Brindisi, wo sie sich auf dem Loydbdampfer il Tritone nach Griechenland einschifften. Von Zante ging's nach Olympia, wo sie am 1. Oct. im Hause der deutschen Commission anlangten; von dort zu Pferde quer durch den Peloponnes und zwar durch die wildesten und unwegsamsten Theile Arkadiens. Auf der Ebene von Mantinea wurden genaue Studien über die Localitäten der Schlacht gemacht und dort sogar der Platz ermittelt, an welchem Epaminondas seinen Geist aufgegeben haben sollte. In Mykene wurden die Schliemann'schen Ausgrabungen genau besichtigt und die mannichfaltigen Funde durchforscht. Am 10. Oct. traf man in Athen ein und eine Menge neuer Eindrücke strömten auf den gewissenhaften Beobachter ein, die er in abgerissenen Notizen zu späterer Verarbeitung sammelte. Am 21. Oct. bei einem Besuche des Schlachtfeldes von Marathon ging das Pferd mit ihm durch und warf ihn ab; das Bewußtsein hatte ihn verlassen, aber er fand es unter ärztlicher Behandlung bald wieder und erholte sich so rasch, daß er in Athen rüstig weiter studiren konnte. Es wurde eine zehntägige Reise in das nördliche Griechenland gründlich vorbereitet, wo wieder Schlachtfelder zu durchsuchen waren. Aber bereits im ersten Nachtquartiere zu Vilia am Kithäron erkrankte er an einem Blasenkatarrh so heftig, daß die Rückkehr nach Athen angetreten werden mußte. Damit war allen weiteren Plänen ein Ende gemacht. Auf den Rath der Aerzte wurde der schwer Leidende nach Triest gebracht, zunächst in das Krankenhaus, dann in eine Privatwohnung, als die Gattin und einer seiner Söhne an das Krankenlager herbeigeeilt waren. Von dem Prinzen hatte er sich in lateinischen Distichen verabschiedet[28]); eine griechische Grabinschrift hatte er sich schon in Athen gemacht. Noch in den letzten Nächten hielt er, seiner Sinne nicht mehr mächtig, lange lateinische Reden mit volltönender Stimme oder weilte mit seinen Phantasien in Griechenland. Am 3. Dec. 1876 hat ihn der Tod dahingerafft durch ein acutes Stadium seines chronischen Blasenleidens, wie die Section festgestellt hat. Die Kunde von diesem Tode erregte auch in Triest und zwar nicht etwa blos bei den Deutschen oder Griechen die lebhafteste Theilnahme, noch mehr unter den Deutschen der Heimat und bei den Schweizern. Der Sarg mit der Leiche kam ziemlich spät nach Heidelberg, sodaß erst in den Nachmittagsstunden des 12. Dec. die Beerdigung stattfinden konnte.[29]) Zur Theilnahme an dieser Feier hatte der Großherzog von Baden seinen Sohn geschickt, den Erbprinzen von Meiningen hatte die Verehrung getrieben; aus Heidelberg und Karlsruhe waren die Behörden und Professoren, zahlreiche andere Theilnehmer in der Kirche zu Neuenheim erschienen mit der trauernden Witwe, zwei Söhnen und zwei Töchtern. Der Trauerchor aus der Antigone, von jungen Philologen in der Ursprache gesungen, eine warme Schilderung von der Persönlichkeit Köchly's durch den Ortsgeistlichen und im Auftrage der Universität die Trauerrede des trefflichen Stark, kurze Worte eines der Schüler waren der Inhalt der kirchlichen Feier, nach deren Schlusse der Sarg auf dem ziemlich entfernten neuen Kirchhofe beigesetzt wurde. Sein fürstlicher Freund hat ihm dort den Leichenstein gesetzt; auf diesem steht die vorher erwähnte griechische Inschrift:

Ἀρμίνιος Κοιχλύς, ὅ τ' ἀεί γ' ἐπόθησεν, Ἀθήνας
ὀψὲ τυχὼν ἰδέειν, μοῖραν ἴδεν θανάτου.

Freunde und Schüler haben dafür gesorgt, daß die kleinen zerstreuten Arbeiten gesammelt und in angemessener Form der Zukunft überliefert wurden. Unter der Leitung des alten Freundes Thomas haben zwei jüngere Philologen die Mühe übernommen. Gottfr. Kinkel hat die „Opuscula latina" (Leipzig 1881), Ernst Böckel die „Deutschen Aufsätze" (1882) zusammengestellt; K. Bartsch einen neuen Band „Akademischer Vorträge und Reden" (Heidelberg 1881) der älteren züricher Sammlung hinzugefügt und darin den berliner Vortrag „Cäsar und die Gallier", über den „Hippolytos" des Euripides, die „Iliaslieder", über die „Mondmythen" und „Sechs Vorträge über Demosthenes" vereinigt. Eins aber haben die Freunde nicht wiedergeben können, die Macht des lebendigen Wortes, welches Köchly in seltener Weise beherrschte. Das zeigte sich auch bei den Philologenversammlungen, denen er von Darmstadt (1845) an in Jena, Hannover, Augsburg, Würzburg, Innsbruck (1874) beiwohnte und die er 1865 in Heidelberg leitete.[30]) Wenn er sich das Verdienst zuschrieb, die pädagogische Section 1845 begründet zu haben, so ist das ein Unrecht gegen den wirklichen Urheber, den Seminardirector Curtmann in Friedberg; richtig ist nur, daß er diese Gründung mannhaft gegen K. F. Hermann vertheidigt und seine Voraussage, daß durch sie der Verein erst rechtes Leben gewinnen werde, glänzend bestätigt gesehen hat. Köchly war einer der besseren Schüler Hermann's, in dessen Fußtapfen als Kritiker er stets gewandelt ist; der diplomatischen Kritik stand er abwehrend entgegen. Die Verdienste um die späteren griechischen Epiker werden unvergessen bleiben, obschon er in der Annahme von Text-

27) Das interessanteste Document ist der Brief des Erbherzogs vom 12. Oct. 1877 in Wunder's Ecce S. 72. 28) Wunder's Ecce S. 75.

29) B. Stark in der Allgem. Zeitung 1876, Nr. 361. 30) Bindseil in dem General-Register unterscheidet S. 23 zwei Köchly, Armin und Hermann.

lücken zu weit gegangen ist. Ebenso sind seine Verdienste um das antike Kriegswesen unbestreitbar. In den griechischen Geist ist er mit seltenem Verständnisse eingedrungen, aber auch die vaterländischen Dichter und Denker haben sein ideales Streben gefördert. Viele hat er begeistert, weil er selbst begeistert war. Die Schwächen, an denen auch er litt, konnte man leicht nachsehen. Im Umgange zeigte er sich liebenswürdig, gegen seine Freunde treu, gegen seine Schüler fürsorgend.

Quellen: B. Stark in der Allgemeinen Zeitung 1876, Nr. 361, wieder abgedruckt in den von Kinkel herausgegebenen Vorträgen und Aufsätzen S. 427—436. — Prantl in den Sitzungsberichten der philos.-philologischen Klasse der bair. Akademie in München 1877, Heft 1, S. 56—61. — A. Hug, H. Köchly, Vortrag, gehalten in Aarau am 6. Oct. 1877 in der Jahresversammlung des Vereins schweiz. Gymnasiallehrer (Basel 1878). Derselbe in der Allgemeinen Deutschen Biogr. XVI, 410—414. — H. Wunder, Ecce, gehalten an der königl. Landesschule Grimma (1879), S. 35—77. — Uhlig auf der 18. Versammlung mittelrheinischer Gymnasiallehrer am 3. Juni 1879, in Zeitschr. für Gymnasialwesen XXXIV, S. 44. — E. Böckel, Gedächtnißrede auf H. Köchly, gehalten am 29. Sept. 1882 in Karlsruhe bei der Philologenversammlung, in den Verhandlungen S. 117—135. Dieser Schüler hat auch die Absicht, ein eingehenderes Lebensbild Köchly's auszuarbeiten und hat zu jener Rede genaue Nachweisungen über kürzere Mittheilungen gegeben. (*F. A. Eckstein.*)

KOCHOWSKI (Wespasian), polnischer Dichter und Historiker, wurde 1633 im Sandomirschen geboren und stammte aus dem alten Geschlechte der Sarnowie des Zeichens Nieczuja, von dem Stammgute Kochow Kochowscy genannt. Er besuchte in jungen Jahren die krakauer Universität und wurde ebenfalls in jungen Jahren, nämlich 1648, Soldat, wo er (nach eigener Aeußerung) an der Schlacht bei Beresteczko theilnahm, und blieb 10 Jahre lang unter den Waffen im Kampfe gegen die Kosacken und Schweden (decennio hastam tractavi, Vorrede zu Hypomnemata reginarum Poloniae); in der Schlacht bei Gnesen (Dziećmiarki) 1656, wo Czarniecki mit wenig Glück gegen Douglas kämpfte, trug er am rechten Arme eine Wunde davon (Lyrica II, Nr. 16), ein Ereigniß, welches in seinem poetischen Schaffen eine Wendung bewirkte, indem er nach der Heilung gelobte, seine Rechte nicht mehr leichtfertigen Gedichten zu leihen, sondern sie zur Verherrlichung des Höchsten und seiner Heiligen zu gebrauchen. Aus dem Kriege zurückgekehrt, ließ er sich auf dem Familiengute Gaj am Abhange des Kreuzberges (Kahlenberges, Góra Swiętokrzyska, Łysa Góra) bei Sandomir nieder, verließ aber nach wenigen Jahren (1663) dieses Gut, es den Landesgewohnheiten gemäß dem jüngsten Bruder überlassend, und zog in die krakauer Gegend, um sich in Goleniowy niederzulassen. Hier führte er, geachtet und geliebt von seinen Nachbarn, ein stilles Leben, dem Landbau und den Musen hingegeben, bis ihn die Erhebung des Marschalls Lubomirski gegen Joh. Kasimir und die französische Partei zu den Waffen rief, als Lubomirski nach dem Siege bei Czenstochowa im Triumphe das Krakauische durchzog; an der Schlacht bei Montwy mit den königlichen Truppen nahm er theil (memini nunc praesens cladem mihi visam, Annal. Clim. III, 232, 236). Kochowski gehörte zu der nationalen Partei, die gegen die Candidatur eines französischen Prinzen für den polnischen Thron mit aller Energie sich erklärte und es auch durchsetzte, daß nach der Thronentsagung Joh. Kasimir's fast unerwartet (auf die Anregung der Schrift des Bischofs Olszowski: Censura candidatorum etc.) ein Einheimischer („Piast"), Fürst Mich. Wiśniowiecki, zum polnischen König gewählt wurde. Kochowski begrüßte dieses Ereigniß durch ein polnisches Gedicht (Muza Słowieńska), durch einen lateinisch geschriebenen Panegyricus Munus civile, den er dem neugewählten Könige widmete, und die bald darauf erfolgte Verbindung Michael's mit der Erzherzogin Eleonore, Schwester Leopold's I. feierte er durch Hypomnemata reginarum Poloniae, welches er der Neuvermählten widmete. Vom Könige zum königlichen Secretär und zum Salinenbeamten (podżupnik) in Wieliczka ernannt (die Ernennung ist auf Empfehlung des Bischofs Olszowski am 29. Juli 1672 erfolgt), scheint er das erste Amt (eines Secretärs) mehr als Auszeichnung bekleidet, das zweite bald niedergelegt zu haben. Die Wahl des Königs Joh. Sobieski, sowie die Thaten dieses Königs, der dem patriotisch gesinnten Dichter als das Ideal eines polnischen Heldenkönigs erschien, feierte er durch mehrere Lyrica; die Sammlung seiner Lyrica, im J. 1674, widmete er dem ältesten Sohne des Königs, Jakob Sobieski und als der König 1683 nach Wien zum Entsatz zog, verließ Kochowski, obgleich 50 Jahre alt, sein stilles Haus und zog in den Kampf, den er in einem unvollendet gelassenen polnischen Gedichte verherrlichte und in einem lateinischen Commentar in lebendiger Weise schilderte (Commentarius belli adversus Turcas ad Viennam et in Hungaria a. 1683 gesti, Krakau 1684). Sobieski ehrte ihn durch Verleihung des Titels: historiographus privilegiatus (so unterzeichnete er sich schon im Commentarius), durch Ernennung zum königlichen Unterkämmerer und sicherte ihm ein Jahrgeld von 1000 Gulden aus den Einkünften der Salzbergwerke zu Wieliczka; der Adel der krakauer Wojewodschaft wählte ihn zum tribunus generalis Cracoviensis (wojski, tribunus, war ein Ehrenamt, dessen Träger in Kriegszeiten die Sorge für Frauen und Kinder der in den Krieg Gezogenen oblag). So durch das Vertrauen des Königs und der Mitbürger geehrt, verlebte er die übrigen Jahre seines Lebens in stiller Zurückgezogenheit in Goleniowy, seine Thätigkeit der Landwirthschaft und der Geschichtschreibung widmend; sein geschichtliches Werk Annales Poloniae, das er schon vor dem Jahre 1674 angefangen hatte, wie aus der Widmung der Lyrica an Jakob Sobieski zu sehen, erschien 1683—1698 in drei Bänden. Gegen Ende seines Lebens schrieb er, von lästiger Krankheit heimgesucht, seine Psalmodya, gleichsam ein Glaubensbekenntniß und

Testament. Kochowski starb am Sonntage Trinitatis 1699, nachdem er in Goleniowy ein Hospital für 5 ausgediente Bauern gestiftet hatte.

Kochowski gehört zu den polnischen Schriftstellern, welche ihr Talent in gleichem Maße der Poesie und der Geschichte widmeten, den beiden Zweigen der Literatur, denen in Polen zu jeder Zeit das größte Interesse geschenkt wurde. Aehnlich wie andere, deren Geist ebenfalls im Dienste beider stand, widmete er sich in jüngeren Jahren mehr der Poesie, in reiferen Jahren der Geschichtschreibung.

Von seinen zahlreichen Schriften ist unter den poetischen das wichtigste und beste Werk seine Lyrica und seine kleineren Gedichte: Nieprożnujące prożnowanie alba Lyricorum polskich ksiąg pięć, tudzież Epigrammata i wiersze wesołe, herausgegeben in Krakau 1674 mit der Widmung an Jakob Sobieski: die erste Sammlung enthält 170 lyrische Gedichte nach Horaz' Vorbild in 4 Bücher (zu 36 Lyrica) mit einem fünften Buche Epodon eingetheilt; die andere Sammlung umfaßt gegen 700 kleine Gedichte der Art, wie sie nach dem Vorgange der Humanisten in die polnische Poesie eingeführt und nach dem italienischen Worte frasche auch fraszki genannt wurde. Die Ausgabe, welche mit Genehmigung der akademischen Censurbehörde erschien, wurde wegen einiger anstößigen Scherze (multa obscoena et turpia hieß es in der Anklageschrift, Grabowski Starożytności I, 401) von der Diöcesanbehörde angefochten; der Dichter sah sich veranlaßt, eine Vertheidigungsschrift zu überreichen, welche von Erfolg gewesen zu sein scheint. Dies beweist die baldige unveränderte zweite Ausgabe unter demselben Titel im J. 1681, die kleinen Gedichte sollen außerdem noch besonders im J. 1678 erschienen sein; die letzte Ausgabe ist von Turowski in Biblioteka polska 1859. Die von Załuski (Bibliotheca poetarum Polonorum) und von Bentkowski I, 297 erwähnte Załuski'sche (und Jablonowski'sche) Handschrift, Ogród nie plewiony, bróg ale co snop innego zboża etc. scheint die vollständige Sammlung der Lyrica und der kleinen Gedichte Kochowski's oder eine Sammlung von zum Druck nicht bestimmten oder nicht geeigneten (die Censurbehörde hatte auch vieles gestrichen) enthalten zu haben. Die Lyrica sind der poetische Ertrag vieler Jahre, so sind einige Gelegenheitsgedichte aus den Jahren 1648—1656 und die leichten, Jugendlichkeit athmenden Gedichte von Wein, Liebe, Scherz und guter Laune als ältere an der unmittelbaren Frische, an der Lebendigkeit und dem melodischen Flusse zu erkennen, die andern, nach 1656 entstandenen, zeigen trotz der größten Mannichfaltigkeit, welche die Erscheinungen und Stimmungen verschiedener Zeiträume widerspiegeln, das Streben des Dichters, mehr der ernsten Lebensanschauung Rechnung zu tragen und dem poetischen Vorbilde anderer näher zu treten, besonders Kochanowski's und Twardowski's. Die Lyrica sind weder chronologisch noch nach innern Merkmalen und nach Kategorien geordnet, im allgemeinen aber sind exceptis excipiendis im ersten Buche die Gedichte enthalten, deren Gegenstand die politischen Ereignisse von 1648—1660 sind; im zweiten psalmenartige Gedichte, Hymnen, überhaupt Gedichte mit religiösem Charakter; im dritten heitere, leichte, launige, flotte Gedichte voll Lebenslust; im vierten Gedichte meist politischen Charakters 1660—1669 und in Epodon meist Gedichte zur Verherrlichung Sobieski's. Kochowski zeigt in den Lyrica eine bedeutende poetische Begabung, die durch die herrschende Geschmacksrichtung allmählich auf falsche Bahnen geführt wurde: eine Fülle von poetischen Gesichtspunkten, eine nicht geringe Fähigkeit der Darstellung in anschaulichen Bildern, eine große Fähigkeit, die poetische Form in Bau der Strophen, in Factur der Verse, in Rhythmus sich dienstbar zu machen, und eine warme Empfindung, die sich auch in der für seine Zeit in poetischer Literatur wenig gewöhnlichen Empfänglichkeit für Naturschönheiten zeigt, so in dem Gedichte Wiosna (I, 4) und der Schilderung der Lage Gaj's; in den panegyrisch gefärbten Gedichten, die er nach dem Geschmacke der Zeit schrieb, und in denjenigen, die er nach dem Vorbilde anderer verfaßte, ließ er sich mehr vom rhetorischen Schwunge fortreißen. Von besonderer Wärme sind die Gedichte, in denen er mit patriotischer Entrüstung gegen den Luxus, gegen kostspielige Passionen, gegen die Feigheit der jungen Generation, gegen die Verweichlichung der Jugend und gegen die Phrasenhelden eifert, welche in der Zeit der blutigen Auseinandersetzungen mit mächtigen Feinden an Lucullischen Tafeln prahlen (Do Biberonich i Bellisarów I, 6). Von den politischen Gedichten zeichnen sich die früheren des ersten Theils vor den späteren durch poetische Empfindung vortheilhaft aus (I, 17), von den gegen den Luxus gerichteten ist III, 22 das beste. Unter den religiösen Gedichten, die meist schwachen poetischen Flug zeigen, zeichnen sich nur wenige vortheilhaft aus, so Trenodya Jeremiasza II, 22, wo gegen das Ende über „den König ohne Königreich" (Joh. Kasimir) in unzweideutiger Weise der Stab gebrochen wird. — In den 700 kleinen Gedichten (in 2 Theile getheilt), zu denen der Dichter den Stoff oder die Anregung aus Oven, Sannazar, Inez u. a. entlehnte (II, 175), die er nur uniformirt haben will (I, 22), zeigt er seine freundlichen gesellschaftlichen Eigenschaften: Humor, Witz, gute Laune, er verliert aber darüber nicht den Ernst des Lebens, dessen Schäden er mit leise andeutendem Spotte oder durch ernüchternde Satire aufdeckt und dessen bessere Gestaltung er ans Herz legt. Selten verstand jemand in Polen im 17. Jahrh. in geflügelten Worten ohne Pfeil und Stachel, aber mit schalkhaftem Humor, dem der Ernst schattenhaft folgt, die polnische Gesellschaft des 17. Jahrh. zu schildern, zu unterhalten und zu belehren wie Kochowski; die Jovialitates von dem Zeitgenossen Potocki sind zu anekdotenhaft und anstößig.

Die andern Gedichte Kochowski's haben geringen Werth: zwei derselben erschienen 1668, Rożaniec und Kamień Swiadectwa, dieses ein Preisgedicht auf Lubomirski (die lange Einleitung, in der die Angriffe auf die politischen Freiheiten des Adels von seiten der französischen Partei als Eingebung der Hölle geschildert werden, ist eine Nachahmung Tasso's); jenes enthält in drei

Theilen mit je fünf Geheimnissen eine Darstellung der Verkündigung, der Leiden und der Freuden Mariä, das Ganze, etwa 2400 Verse stark, nach dem Rosenkranze in der Weise eingerichtet, daß jedes „Geheimniß" 12 Strophen hat, eine für Pater noster, zehn für Ave, eine für Gloria. Ein ähnliches Gedicht, Chrystus Cierpiący (Darstellung der Leiden Christi) in 15 Punkten ist 1681 erschienen, aber spätestens 1676 geschrieben (Grabowski l. l.), zeigt, wie das vorhergehende neben wenig ansprechender Darstellung eine große Meisterschaft der Form, namentlich der Strophenbildung. In derselben Zeit ist die ohne Jahreszahl erschienene, der Marienverehrung gewidmete Sammlung von kirchlichen Titeln Mariä mit kurzen Gedichten unter dem Titel Ogród panieński entstanden. — Der poetische Geist Kochowski's zeigt sich hier in seinem Niedergange, der Dichter fühlte es auch, denn jahrelang schrieb er keine Gedichte, und als er es unternahm, 1683 den Entsatz Wiens in einem episch-poetischen Gedichte zu feiern (Dzieło Boskie), brach er es nach dem ersten Gesange ab und zog es vor, die Geschichte des Krieges in einem Commentarius lateinisch zu erzählen. Er fühlte sich auch immer mehr zur Geschichte hingezogen: noch circa 1666 schrieb er in einem Gedichte an seinen Bruder Johann (Lyrica IV, 10), er ziehe es vor, Gedichte statt Geschichte zu schreiben, denn jene gewinnen die Herzen, diese errege Haß; im J. 1674 sagt er in der Widmung der Lyrica an Jakob Sobieski, er könnte ihm Lateinisch geschriebene vaterländische Annalen zu Füßen legen, indeß wolle er als Pole ihm, als polnischem Königssohne, polnische Gedichte überreichen, woraus zu sehen, daß eine gewisse Partie der Annalen in dem genannten Jahre schon geschrieben war, indeß erschien der erste Theil dieser gleichzeitigen Geschichten erst im J. 1683. Langsam und in längeren Zwischenräumen folgten die weiteren Theile des Werkes, an dem der König Sobieski das regste Interesse nahm (Decessor rex, erzählt Kochowski im dritten Climacter, qua litteris qua mandatis per submissos urget continuanda coepta). Nur noch einmal regte sich der poetische Geist Kochowski's, er schrieb kurz vor seinem Tode Psalmodya, ein psalmenartiges Erzeugniß in ungebundener Rede, aber von hohem poetischen Werthe, wo er seine Erlebnisse, die Schicksale und Heimsuchungen Polens schildert und die über ihm wachende Vorsehung in Buße und Ergebenheit preist. Diese Schrift, den Zeitgenossen wol wenig bekannt, ist zuerst in Bibl. ed. Turowski gedruckt worden.

Als Historiker hat Kochowski weder durch seinen Commentarius noch auch durch andere kleinere Schriften, sondern durch seine Annalen sich einen Namen erworben. Annalium Poloniae ab obitu Vladislai IV. Climacter I. scriptore Wespasiano a Kochow Kochowski, ist in Krakau 1683 in Fol. erschienen und enthält die polnischen Geschichten vom J. 1648—1654 einschließlich; der zweite Climacter (die Zeit von 1655—1662 umfassend) ist im J. 1688 und der dritte (1663 bis zum Convocations-Reichstag im November 1668) im J. 1698, ebenfalls in Krakau und in Fol. Dieses mit vieler Hingebung und Wahrheitsliebe (nur mit offener Sympathie für die nationale Partei), aber ohne genaue Kenntniß der geheimen Triebfedern der Politik geschriebene Werk ist durch die republikanische und nationale Gesinnung und durch die fromm-fatalistische Weltanschauung gefärbt, der er besonders in Psalmodya Ausdruck gegeben hatte. Die Heimsuchungen des Vaterlandes schreibt er dem Verfall der altpolnischen Sitte und der alten ritterlichen Lebensweise und Zucht zu; die fremden Sitten und die Reformen haßte er, weil diese von der französischen Partei und von Frankreich ausgingen. Der Dichter hinterließ einen vierten Climacter (eigentlich nur die Geschichte der weiteren fünf Jahre), welchen Adalb. Zabielski S. J., ein Verwandter Kochowski's, an sich nahm; eine Copie davon befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Dresden (andere Handschriften in Lemberg und in Kornik). Aus dem lateinischen Texte, der bisjetzt nicht edirt ist, wurde von einem Unbekannten (beendigt von Dr. Mosbach) eine wenig gelungene polnische Uebersetzung besorgt und erschien unter dem Titel Roczników Polski Klimacter IV, obejmujący dzieje Polski pod panowaniem Króla Michała przez Wesp. Kochowskiego, z łacinskiego tłomaczenie polskie (Leipzig 1853) eine von Zaluski vorbereitete polnische Uebersetzung ist nie erschienen (Bibl. poetarum polon.).

(W. Nehring.)

KOCHSTEDT, Städtchen in der preußischen Provinz Sachsen, Reg.-Bezirk Magdeburg, Kreis Aschersleben, an einem Zuflusse der Bode, 3 Kilom. im Südwesten von Schneidlingen gelegen. Die 2193 Bewohner, von denen 1057 männlichen und 1136 weiblichen Geschlechtes sind, führen in 280 Häusern 475 Haushaltungen. Zur Stadt gehören 1793 ha Land, wovon 1685 ha Acker sind. Der Ort hat eine Pfarrkirche, Postamt und Volksbank; es besteht eine Zuckerfabrik und eine Salpeterhütte. *(G. A. von Klöden.)*

KOCK (Paul de), einer der gelesensten französischen Romanschriftsteller, wurde am 21. Mai 1791 zu Passy bei Paris geboren. Sein Vater, der holländische Bankier, fiel als ein Opfer der Revolution auf der Guillotine, sodaß dieses tragische Ereigniß gewiß auf seine Knabenzeit einen düstern Schatten warf. Er sollte sich der kaufmännischen Carrière widmen, aber schon früh verrieth er Neigung und Talent für die Schriftstellerei, wenn auch nur für das leichteste Genre derselben und ohne anfangs mit seinen Localpossen den geringsten Erfolg zu erreichen. Noch unglücklicher war er in seinen Melodramen, die er mit der damals so beliebten schauerlichen Romantik im reichen Maße ausstattete. Bald versuchte er sich indeß in Novellen und Romanen und hier errang er dann schriftstellerischen Ruf und fand ein großes und dankbares Publikum. Ohne jede classische Bildung, ohne das Streben, in den höheren Gattungen der Dichtung sich auszuzeichnen, gab er sich ganz der Beobachtung des kleinbürgerlichen Lebens hin und was er mit unbefangenem Blicke erfaßt hatte, das skizzirte er mit gewandter Feder; er ist als der erste Vertreter des französischen Naturalismus zu betrachten, der aber bei

ihm nicht systematisch aufgebauscht, sondern in seiner cynischsten Form erscheint. Von dem Satze: naturalia non sunt turpia, machte er in seinen Romanen den ausgedehntesten Gebrauch; ein gewisser jovialer Sansculottismus ist für dieselben durchaus charakteristisch. Gegenüber den hochgehenden Tendenzen der romantischen Schule, die alles phantastisch überkleidete, konnte diese Natürlichkeit, die alles beim rechten Namen nannte, ihre Wirkung nicht verfehlen. So hatten diese ersten Romane, die seit 1820 erschienen, großen Erfolg, „Georgette“, „Gustave“, „Frère Jacque“, „La femme, le mari et l'amant“, „La pucelle de Belleville“ und viele andere wurden eifrig, wenn auch oft im Verborgenen, gelesen, etwa wie früher Clauren's Erzählungen in Deutschland, man scheute sich, diese Lektüre einzugestehen; die Gesellschaft, in die der Autor seine Leser führte, war doch etwas plebejischer Art und er belauschte sie noch dazu in ihren intimsten Lebensgewohnheiten. Man darf indeß seine schriftstellerischen Vorzüge nicht unterschätzen: er besitzt eine sehr glückliche gute Laune, ist sehr gewandt in wechselnden Erfindungen, im kaleidoskopischen Zusammenschieben verschiedener Bilder aus dem gesellschaftlichen Kreise, den er beherrscht, und seine Schilderungen aus dem kleinbürgerlichen Leben haben als Sittenschilderungen unbestreitbaren Werth: wie köstlich weiß er Volksbelustigungen zu schildern, wie in der „Prairie aux coquelicots“, wo besonders der Eselsact eine ergötzliche Burleske ist. Eine Schilderung des pariser Kleinbürgerthums enthält auch neuerdings Zola's „Pot-bouille“; doch welch ein Unterschied zwischen der Beleuchtung der Bilder, bei Paul de Kock rosenfarbige Gedanken, bei Zola düsterer Pessimismus, dort behagliche Naturwahrheit, hier ein Raffinement der Psychologie, die wie in der Entbindungsscene sich in alles unschöne Detail vertieft, und dabei erscheint Zola überall mit feierlichem Ernst, wo Paul de Kock mit scherzhaften Geberden seine lustigen Geschichten erzählt. So ist es auch mit den geschlechtlichen Verhältnissen; Paul de Kock hat freilich ein Feigenblatt dafür wie Zola, aber er liebt weder verweilende Schilderungen noch tiefsinnige Betrachtungen wie dieser, er knüpft an dieselben oft lustige Verwickelungen, sodaß man über die scherzhafte Einkleidung das Anstößige vergißt. Eine Fülle kleiner Sittenschilderungen hat Kock gesammelt in seinem „Mercur de Paris“ (8 Bde.). Seine Lieblingsheldinnen sind Grisetten, Ladenmädchen, Nähterinnen, sehr selten spielen die Koketten der höheren Demi-Monde in die Handlung mithinein; diese Liebschaften haben alle, so wenig sie gesetzlich sanctionirt sind, doch einen bürgerlichen Zug. Niemals freilich nimmt der Autor die Partei der betrogenen Ehegatten, die stets eine lächerliche Rolle spielen: der bunte Jahrmarkt des pariser Lebens wird dann durch intime Familienbilder illustrirt, die mit rückhaltsloser Derbheit ausgeführt sind. Zu rühmen ist es, daß Kock die Grenzen seines Genre genau innehält und nicht in höhere Gebiete hinübergreift. Einmal hat er freilich versucht, einen großen Roman im Stile der Eugen Sue zu schreiben: „L'amant de la lune“; diese acht Bände sind überreich an sensationellen Scenen, doch nur diejenigen Kapitel sind ihm gelungen, in denen er Kleinbilder aus dem Leben des französischen Philisters malt. Einer derjenigen Romane, in denen er das meiste Erfindungstalent bekundet, ist wol „Moustache“; der Held desselben gehört dem Hundegeschlechte an, aber die Abenteuer, in die er verwickelt wird, sind meistens drollig und glücklich miteinander verknüpft. Paul de Kock ist kein geistreicher Schriftsteller; aber er ist dafür auch ganz frei von der Sucht, geistreich zu sein; was er gibt, ist baare Lebensprosa, aber sie ist mit großer Gewandtheit ab- und aufgefaßt. In die Literatur gehört Paul de Kock nicht; dazu ist sein Stil zu flüchtig, zu trivial, aber er gehört zu den Autoren, die ein großes Lesepublikum finden, weil sie durch Lebendigkeit der Darstellung und burleske Schilderungen und Einfälle zu unterhalten wissen. Seine Werke sind in 56 Bänden erschienen (1844); eine Prachtausgabe mit Kupfern von Raffet erschien 1834 in zwanzig Bänden. Paul de Kock hat aus vielen seiner Romane Vaudevilles gemacht; auch unsere deutschen Operettendichter haben diese Fundgrube nicht verschmäht und selbst in deutschen Lustspielen finden sich Charaktere, die mit denen Paul de Kock's frappante Aehnlichkeit haben. Aus seinem Leben ist wenig zu berichten: er hat in der Politik, in der Gesellschaft nie eine Rolle gespielt; er lebte nur an seinem Schreibtische. Gestorben ist er in Paris am 29. Aug. 1871. Sein Sohn Henri de Kock (geb. 1821) zu Paris trat ganz in die Fußstapfen des Vaters mit seinen zahlreichen Romanen. Doch die Zeit war nicht mehr so günstig für dies Genre wie damals, als Paul de Kock zuerst auftrat; die vollendete Harmlosigkeit in der Schilderung der mittlern und niedern Lebenskreise ist nicht mehr Mode, seit dem man in diese allerlei sociale Tendenzen hineinträgt. *(R.)*

KÖDER, Ankirrungsmittel für Wild und Fische, für **Wölfe** todte Thiere, für **Füchse** ebenfalls todte Thiere mit einer Schleppe nach dem Luderplatze. Man nimmt dazu Hasengescheide, das einige Tage in Heringslake gelegen hat, bindet es zusammen, zieht es hin und her und wirft es schließlich dicht beim Luder hin. Einen andern Köder für Füchse bereitet man, indem eine kleingeschnittene Zwiebel nebst etwas frischem Gänseschmalz in einem neuen glasirten Tiegel langsam und unter öfterem Umrühren mit einem neuen hölzernen Spatel über gelindem Kohlenfeuer so lange kochen gelassen wird, bis die Masse eine bräunliche Farbe bekommt; dann werden zwei Erbsen groß Kampher und einige in Würfel geschnittene Brotstückchen hineingelegt, einige Zeit darin liegen gelassen, dann mit dem Spatel herausgenommen, auf reines Papier zum Abtrocknen gelegt und in reinen Lappen zum Verwittern des Eisens aufbewahrt. Für **Marder** dient als Köder gebackenes Obst, für Iltis kleine Vögel, Eier, Fleisch, für **Wildschweine** Malz, Erbsen, Kartoffeln; zur **Fliegenfischerei** Nachbildungen verschiedener Insektenformen aus Federn, Pelzhaaren, Wolle, Seide, wobei man die Farben der lebenden Insekten gründlich zu studiren und die Farbe der Stoffe danach zu wählen hat. Zum **Senken** und **Schweifen** bei der

Angelfischerei braucht man als Köder ein lebendiges Fischchen, am besten einen Gründling; damit der Köder die Raubfische besser lockt, wird ihm eine der vordern Brustflossen abgeschnitten, damit er immer im Kreise herumschnellt. Zum Grundangeln dienen als Köder Regenwürmer, Maden, Teig. Pasten werden folgendermaßen bereitet. Allgemeine Pasten zum Angeln: 1) Man reibt Weizenbrotkrume zwischen reinen Fingern und knetet zum bessern Zusammenhalten etwas rohe Baumwolle darunter. 2) Süße Paste. Brotkrume wird mit Honig zur gehörigen Consistenz zusammengeknetet. 3) Grundköder. Einige Weizenbrotschnitte ohne Rinde werden mit Wasser vollständig gesättigt, ausgedrückt, eine gleiche Menge feine Weizenkleie und Hafermehl hineingeknetet und die Masse zu festen Kugeln verarbeitet. Diese Paste dient hauptsächlich für Karpfen, Dickkopf, Lauben, Rothauge. Barbenpaste. Weizenbrotkrume wird mit Wasser angefeuchtet, in dem man Grieven von Schöpsentalg hat maceriren lassen. Ein vorzüglicher Köder für Fische ist auch Lachsrogen. Man streut davon etwas in das Wasser nahe der Angel und schmiert auf den Angelhaken 2—3 Rogenkörner. Käsepaste wird dargestellt, indem man altbackenes Brot mit frischem Käse und frisches Brot mit altem Käse zu einem klebrigen Teige zusammenknetet. Zum Fangen vieler Fische ist ein Grundköder zum Ankirren durchaus nothwendig. Der Grundköder muß in der Regel von derselben Art sein wie der Köder, welcher an den Angelhaken gesteckt wird, aber von geringerer Qualität. In schnell strömenden Flüssen muß der Grundköder schwer und gut, deshalb mit Thon vermischt sein. Man arbeitet Thon und Kleie gut durcheinander und wirft Klumpen so groß wie ein Hühnerei an der Stelle aus, wo man zu angeln gedenkt. Wo es viele Arten Fische gibt, macht man eine Paste von Thon, Kleie und Weizenmehl, indem man diese Materialien zu einer sehr guten Masse mischt und daraus Kugeln formt. Mitten in diese Kugeln bringt man möglichst viel Maden und Würmer. Für stille und stehende Gewässer bereitet man einen Grundköder aus Sand, Thon und abgebrühter Gerste oder abgebrühtem Weizen, oder einen Köder von zerkleinerten Regenwürmern, Maden, Grieven und Käse. Eingeweide ziehen Hechte und Aale an. Durch Kleie, Kleiemehl, Mehl, Malz, Getreidekörner lassen sich Lauben, Dickköpfe und Bleie, durch Fettgrieven und Käse Barben und Dickköpfe anködern. (*William Löbe.*)

KODROS (*Κόδρος*), der letzte König der Athener, dessen Opfertod den Rückzug der Athen bedrohenden peloponnesischen Dorer zur Folge hatte. Die Sage wurde in den charakteristischen Grundzügen schon von Pherekydes (Fragm. 110 Müller) erzählt. Nach dem ausführlichst erhaltenen Berichte des Lykurgus (in Leocrat. 84) hatte der delphische Gott den Dorern Sieg verheißen, wenn sie den König nicht tödteten. Ein Delpher Kleomantis verrieth den Athenern das Orakel; Kodros, durch Verkleidung unkenntlich gemacht, suchte und fand den Tod durch das Schwert eines Dorers vor den Stadtmauern (vgl. Bekker, Anecdot. I, 192, 32), worauf die Athener den Leichnam ihres Königs zur Bestattung verlangen, die Peloponnesier ihn herausgeben und die Belagerung aufheben. Nach *Paus.* I, 19, 6 wurde am Ilissos die Stätte gezeigt, wo der König den Tod gefunden hatte. Vielleicht geschah die Meldung durch die Inschrift eines in ein Haus am Lysikrates-Denkmal verbaut gefundenen Steins (Kaibel, Epigr. Gr. 1083).[1]) Diese besagt in ihrer zweiten Hälfte, daß die Athener den Leichnam aufhoben und unterhalb der Akropolis zu ewiger Ehre beisetzten, wodurch ohne Zweifel die in einer Grabkapelle dargebrachten üblichen heroischen Ehren angezeigt werden. Daß aber das Epigramm von eben jenem Heroon stamme, ist, da es die Aufmerksamkeit des „Fremdlings“, des Wanderers der Landstraße, nur auf ein Bildwerk lenkt, von der weggetragenen, nicht der zur Stelle ruhenden Leiche spricht, nicht wahrscheinlich. Indem wir für den historischen Kern der Sage — Zurückweisung des dorischen Angriffs unter Beistand der durch die dorische Invasion vertriebenen messenischen Geschlechter, Abschaffung der Königswürde — auf Duncker, Geschichte des Alterthums (3—5. Aufl. V, 175), Curtius, Griechische Geschichte I[5], 295 verweisen, soll hier nur der mythische Kern der attischen Volkssage kurz erörtert werden. Der Opfertod des Königs durch Feindeshand, der den Seinigen vollen Sieg verschafft, erinnert an die römische Ueberlieferung von der Devotion der Decier, welche die schon fast verlorene Schlacht zu Gunsten der Römer wendet. Bei dieser wird die Grundanschauung unverhüllt ausgesprochen in der Devotionsformel: für das Gemeinwesen der Quiriten u. s. w. weihe ich die Legionen und Hülfsvölker der Feinde mit mir zusammen den Manengöttern und der Erde (*Liv.* VIII, 9, vgl. Preller Römische Mythologie, S. 466); sobald der Geweihte den Tod gefunden, gehören auch die Feinde den Mächten des Todes an, dieser zieht sie nach sich.[2]) In der attischen Sage ist die Beziehung auf die unterweltliche Macht, welche die römische Religion in ihrem klar und consequent offen gehaltenen Ursprunge aus dem Seelencult mit den eigentlichsten Worten ausspricht, mythologisch zugleich verhüllt und angedeutet: Kodros stammt aus dem Hause des Neleus (s. Hellanik., Fragm. 10 M.), der als heroische Hypostase des Hades, des Stammgottes der Kaukonen (s. den betreffenden Artikel zweite Section XXXV, S. 23) erkannt ist.[3]) Auch trägt er selber wahrscheinlich einen Hadesnamen, Kodros=*κυδρός*, *Κλύμενος*, Beiname des Hades, z. B. in Hermione. Für die Annahme, daß der bedeutsame Name als Anzeichen der altreligiösen Idee

1) Diese lautet: *Κόδρου τοῦτο πέσημα Μελανθείδαο ἄνακτος ξεῖνε, τὸ καὶ μεγάλην Ἀ[σ]ίδα τειχίσατο, σῶμα δ' ὑπ' ἀκροπόληι φέρων τάρχυσεν [Ἀθήνης λαὸς ἐς ἀθανάτους δόξαν ἀειράμε[νος.* Vgl. Wachsmuth, Rhein. Mus. 23, S. 21, 3. — Lugebil, 5. Supplem. von Fleckeisen's Jahrb. S. 542, der *τοῦτο πέσημα* sehr wahrscheinlich auf eine Darstellung des Todes bezieht und in *Ἀσίδα* einen Namen von Attika vermuthet. 2) *Liv.* X, 9 Gallos ... Telluris matris ac deorum manium esse; rapere ad se ac vocare Decium devotam secum aciem. 3) Vgl. H. D. Müller, Mythol. I, 158. — Hartung, Religion und Mythol. der Griechen II, 220.

der Devotion stehen geblieben sei, liefert uns aus nächster Umgebung die attische Sage eine Parallele: der Sieg des Erechtheus über die eleusinischen Thraker wird durch die Opferung seiner Tochter Chthonia d. i. der Unterirdischen erkauft. — Die sogenannte Kodrosschale[4]) zeigt auf dem Innenbilde laut der Beischrift den gewappneten Kodros im Gespräche mit dem älteren, mantelbekleideten, auf einen Krückstock gestützten Ainetos; hierin wollte man die Meldung des verhängnißvollen Orakelspruches sehen. Die beiden Außenbilder zeigen in genauer Responsion der Personen Auszugs- und Abschiedsscenen, einmal des Theseus mit seinem gerüsteten Genossen in Gegenwart von Aigeus, Medea, Aitra; auf der andern Seite ist Athena selber beim Auszug des Ajas (?) und Menestheus zugegen, während die Zurückbleibenden durch den greisen Lykos und Melite vertreten sind. Der Abschied der jugendlichen Krieger mit den immer wiederkehrenden Zügen und Figuren, also — nach Heydemann's (Comment. in hon. Mommseni p. 178) Erklärung — ein Genrebild ist dargestellt, aber der Held und sein treuer Gefährte, die zurückbleibenden Greise und Frauen sind durch die beigeschriebenen mythologischen Namen, für den Athener werthen und stolzen Klanges, in das höhere Gebiet heroischen Lebens emporgehoben. Hier stellt auch das Innenbild einfach eine heroische Genrescene des kriegerischen Auszugs dar; weder der Auszug zum Opfertod, der ja die ärmliche Verkleidung erfordern würde, noch die — durch nichts indicirte — Meldung des Orakels fügen sich so einfach den Außenbildern an.

(*F. A. Voigt.*)

KOEKKOEK (sprich Kukkuk, Barend Cornelis) holländischer Landschaftsmaler, geboren zu Middelburg, Provinz Zeeland, am 11. Oct. 1803, gestorben zu Cleve 5. April 1862. Sein Vater Johann Hermann (geboren am 27. Aug. 1778, gestorben am 12. Jan. 1851) war ein sehr geschätzter Marinemaler und von diesem erhielt er die erste Unterweisung in den Anfangsgründen der Kunst. Aber nicht auf die bewegte See hinaus war, wie beim Vater, sein Blick gerichtet, sondern nach den Naturschönheiten, wie sie sich auf dem festen Lande, auf den Bergen, im Thale, auf den Wiesen und in Wäldern offenbaren, und auf diesem Gebiete wußte er bald durch andauernden Fleiß und angeborenes Talent jeden Naturreiz zu entdecken und so schön auf der Leinwand darzustellen, daß er bald als einer der ersten Künstler seines Faches gefeiert wurde. Er studirte zuerst auf der Akademie zu Amsterdam, hielt sich dann in Hilversma auf, machte eine Studienreise durch den Harz, die Rheinprovinzen und Belgien und nach dreijähriger Abwesenheit zurückgekehrt, siedelte er sich in Cleve, an der Grenze des preußischen Staates an. Hier gelang es seinen Bemühungen, eine Zeichenakademie ins Leben zu rufen. Im J. 1829 erhielt er für eine Landschaft mit strömendem Regen die goldene Medaille von der Verbindung Felix Meritis in Amsterdam, auch war er Mitglied mehrerer Akademien, wurde im J. 1839 Ritter des Ordens des niederländischen Löwen und 1842 Ritter des Leopoldordens. Auch der König von Preußen zeichnete den Künstler 1844 durch Ertheilung des Rothen Adlerordens aus. Für den Großfürsten-Thronfolger von Rußland malte er 1840 ein Kapitalbild: Waldansicht mit Vieh. Seine Bilder befinden sich in den vornehmsten Sammlungen und werden auch, wenn sie auf dem Kunstmarkte vorkommen, hoch bezahlt. Im J. 1841 wurden beim Verkauf der Sammlung Toelaar in Amsterdam für eine Winterlandschaft 3025 Gulden bezahlt. Koekkoek ist besonders in der Darstellung der winterlichen Natur glücklich. Eine Sommerlandschaft aus einer andern Sammlung erzielte den Preis von 3100 Gulden. Das städtische Museum in Leipzig besitzt zwei Hauptwerke des Künstlers, Frühling und Winter. Auf ersterem sieht man einen Waldweg, der sich durch den Eichenwald zum Vordergrund zieht, wo ihn ein Bach durchkreuzt, über den die Kuhheerde vom Hirten getrieben wird. Im Mittelgrunde sieht man einige Andächtige vor der Waldkapelle. Alles ist so frisch, sonnig, idyllisch, wie auf allen seinen Bildern; das Einzelne ist ganz bestimmt betont, aber durch die Behandlung und durch Verschmelzung der Farbentöne das Ganze poetisch verklärt. Da auch die Perspective und die figürliche Staffage sehr sorgfältig beobachtet ist, so müssen seine Bilder zu den besten ihres Genres, ihr Künstler zu den ausgezeichnetsten seines Landes gerechnet werden. Im J. 1841 gab Koekkoek auch ein Werk heraus: „Erinnerungen und Mittheilungen eines Landschaftsmalers", das in Amsterdam erschien und dessen Inhalt eine ebenso angenehme Lektüre für Kunstfreunde liefert, wie es anregend und nützlich für junge Künstler ist.

(*J. E. Wessely.*)

KOESFELD oder COESFELD (sprich Kohsfeld), preußische Kreisstadt der Provinz Westfalen, Reg.-Bezirk Münster, Kreis Münster, an der Berkel in 81 Meter Höhe, 16 Kilom. im Nordnordwesten vom Bahnhofe Dülmen gelegen. Die 4154 Bewohner, von denen 1969 männlichen und 2155 weiblichen Geschlechts sind, führen in 569 Wohnhäusern (29 haben andere Bestimmung) 911 Haushaltungen. Im J. 1871 zählte man unter der katholischen Bevölkerung 108 Evangelische und 82 Juden; 11 Blöd- und Irrsinnige; 168 konnten weder lesen noch schreiben. Zur Stadt gehörten 666 ha Land, wovon 451 ha Acker und 62 ha Gärten waren. Die Stadt hat Post-, Telegraphen- und Kreisamt, Kreisgericht, Gasanstalt, eine evangelische und zwei katholische Kirchen, seit 1828 ein königliches Gymnasium in dem 1628 gegründeten Jesuitencollegium (früher außerdem 1 Mönchs- und 4 Nonnenklöster) und 2 Schlösser, von denen eins die Ludgeriburg heißt, ehemals Residenz der Bischöfe von Münster, später die des Fürsten und Rheingrafen zu Salm-Horstmar, der jetzt in Schloß Varlar 5 Kilom. von Koesfeld residirt. Koesfeld ist Hauptstadt der 31 geogr. □Meilen großen Grafschaft Horstmar, eines Fideicommisses. (Die beiden alten Familien der Salm sind getheilt worden in: Haus Ober-Salm, aus dem Hause der Wild- und Rheingrafen, zu denen Salm-Horstmar,

---

4) Herausgegeben von E. Braun (Berlin 1848). Die Literatur bei Heydemann S. 178, N. 61.

Salm-Salm und Salm-Kyrburg gehören, und in Haus Nieder-Salm, aus dem Hause der Dynasten von Reyfferscheidt, zu welchen a) Salm-Reyfferscheidt-Krautheim, vormals Bedbur, nebst b) Nieder- oder Alt-Salm in den Ardennen und Salm-Reyfferscheidt-Dyck gehören.) Die Stadt hat Lederfabrikation, Färberei, Bierbrauerei.

Das Amt (Landgemeinde, Kirchspiel) Koesfeld zählt 2704 Bewohner (1381 männlichen und 1323 weiblichen Geschlechts), welche in 435 Häusern 435 Haushaltungen führen; sie sind katholisch; im J. 1871 zählte man 9 Blödsinnige; 136 konnten weder lesen noch schreiben. Dazu gehörten 3117 ha Acker und ausgedehnte Weiden. Das fürstliche Schloß Varlar liegt darin.

Der Kreis Koesfeld, 13,689 □Meilen oder 753,3 □Kilom. wird an der Ostseite von den 125 Meter hohen, im Schöppinger Berge 157 Meter hohen Baumbergen berührt, von denen aus sich ein Plateau bis nahe an Koesfeld heranzieht. Von da nach Südwesten beginnt eine weite Heide mit großen Oeden, die mit ockergelbem Sande bedeckt sind. „In diesem senneartigen Boden findet man unter der spärlichen Rasendecke eine ganze Schicht scherbenförmiger Bruchstücke eines eisenhaltigen Steines, bestehend aus Kieselstücken, Sand u. s. w., durch Eisenoxydhydrat zusammengekittet. Darunter liegt ein ockergelber Sand und in demselben große nierenförmige Knauer von Quarz, gewöhnlich nesterweise. An den Versteinerungen erkennt man die Formation der weißen Kreide, man steht also auf dem Boden der jüngeren Kreide, welche das ganze Gebiet der untern Lippe ausfüllt. Etwa 7 Kilom. in Südwesten von Koesfeld ersteigt man einen Sandhügel, den Hünsberg, welcher dieser Formation angehört; sein Gipfel bietet eine Aussicht, welche den grellen Gegensatz gegen die Landschaft der Baumberge bildet. Um den Fuß nach Westen, Süden und Osten liegt eine vollständige Ebene, das Becken von Koesfeld, ein über eine □Meile großes Moor; unmittelbar im Süden am Fuße einer Oase in der Wüste, die bewohnte und cultivirte Bauerschaft Stevede im Kirchspiele Koesfeld. Diese ganze Niederung zieht sich von Nordwesten nach Südosten und ihre Umgebung bildet durchweg die sandige Formation der jüngeren Kreide, im Norden der Hünsberg, im Nordosten und Osten der Höhenzug von Koesfeld über Darup, Rorup nach Dülmen, im Süden die Borkenberge und die Hohe-Mark. Die Borkenberge erheben sich als ein vom Plateau von Seppenrade getrenntes Gebirge in dem vom Heubache und Stever gebildeten Winkel. Sie bestehen aus drei parallelen Ketten, getrennt durch tiefe Thäler und aus mehrern isolirten, im Umkreise der Ketten liegenden Hügeln. Nur 50 Meter hoch, erscheinen sie wegen der Steilheit ihrer Abhänge, der scharfen Zeichnung ihrer Gipfel und der vollständigen Ebene im Norden als ein kleines Gebirge. Ihre Formation zeichnet sich aus durch besonders massenhafte Entwickelung der Eisensteine, welche dort in großen Platten und röhrenförmigen Stücken vorkommen. Die Umgebungen, bedeckt mit Abschwemmungen dieser Berge, sind meist unfruchtbar. — Die Hohe Mark bildet mit den Reckenschen Bergen und den Bergen von Borken ein zusammenhängendes Ganzes. Der nördliche, dem Koesfelder Becken zugewendete Theil ist steil, erreicht 125 Meter Höhe und verflacht sich nach Süden und Südosten allmählich zur Lippe. Die weiten, in seine Massen eingreifenden Thäler trennen die Erhebungen. Hier ist die Sandsteinbildung häufiger und die mergelige Bildung in einigen Thälern ausgezeichnet." — In dem Kreise entspringen die Münstersche Aa, die Steinfurter Aa, die Vechte, die Dinkel; die Berkel fließt auf 31,4 Kilom. hindurch. Die Venlo-Hamburger-Bahn (Köln-Minden) und der Zweig Wanne-Haltern durchziehen den Kreis. — In den 4 Städten Koesfeld, Dülmen, Haltern und Billerbeck und den 24 Landgemeinden führen die 42,001 Bewohner, von denen 21,003 männlichen und 20,958 weiblichen Geschlechts sind, in 6719 Häusern (69 haben andere Bestimmung) 7759 Haushaltungen. Im J. 1871 zählte man 39,676 Katholiken, 299 Evangelische und 355 Juden; 36 Blinde, 11 Taubstumme und 102 Blöd- und Irrsinnige; 1653 konnten weder lesen noch schreiben. — Von der gesammten Fläche haben 38,7% Lehm- und Thonboden, 19,6% sandigen Lehm, 37,7% Sand, 3,9% Moorboden. — 44% sind Acker 4., 5., 3., 6. Klasse; 28% Weiden, 16,5% Holzungen, 5,5% Wiesen. — Im J. 1865 zählte man 5615 Pferde (zur Zucht 17 Hengste und 147 Stuten); 21,922 Rinder (12,782 Kühe und 421 Bullen); 13,618 Schafe (940 Merinos); 11,342 Schweine; 1454 Ziegen. — Die städtischen 1031 Morgen erbrachten 1199 Thaler; die ländlichen 10,177 Morgen 3585 Thaler; die kirchlichen 4298 Morgen 7364 Thaler; 643 Morgen der Schulen 566 Thaler; die 1129 Morgen der Stiftungen 1959 Thaler; die 39,530 Morgen der Lehn- und Fideicommißgüter 53,596 Thaler. Alle 282,217 Morgen der gesammten ertragfähigen Liegenschaften 377,574 Thaler.

(G. A. von Klöden.)

KOEVORDEN oder COEVORDEN, niederländische Stadt, Gemeinde in der niederländischen Provinz Drenthe, grenzt nördlich und östlich an Dalen, westlich an Hoogeveen, südlich an Gramsbergen in Overyssel und an Laar und Emblicheim (Preußen); zum Gebiet der Gemeinde gehören noch Steenwyksmoer und einige Weiler. Im Süden von Koevorden vereinigen sich das Schoonebekerdiep, das Drostendiep und das Loodiep zur kleinen Vecht und der Grund ist hier sehr fruchtbar. Die Einwohnerzahl ist in diesem Jahrhundert ziemlich stationär geblieben: im Jahre 1811 zählte die Gemeinde 2014 Einwohner und bei der letzten Volkszählung im Jahre 1880 nahe an 2800, worunter etwa 2000 Reformirte.

Koevorden ist eine Herrschaft, die zu der Zeit entstand, als die Bischöfe von Utrecht, als Grafen und Herren von Drenthe, in ihrer Burg zu Koevorden Castellane ernannten. Im J. 1262 wurde Koevorden vom Bischofe Heinrich I. an den damaligen Castellan verpfändet, aber als Friedrich von Blankenheim 1394 das Pfand einlösen wollte, weigerte sich der damalige Castellan, dasselbe herzugeben, er wurde aber durch Waffengewalt dazu gezwungen und die Herrschaft Koevorden, die bis dahin ein bischöfliches Lehn gewesen war, wurde nunmehr eine

bischöfliche Domäne und theilte auch in der Folgezeit die Schicksale des übrigen Theils von Drenthe.

Die Stadt Koevorden selbst am Zusammenflusse der drei genannten Bäche (kleine Vecht) hat etwa 1750 Einwohner, ist sehr alten Ursprungs und wurde wol schon von den Römern als Standlager gebraucht; sie blieb ziemlich lange ohne Mauern, wurde aber durch das Schloß beschützt, worin die Castellane und Drosten von Koevorden und Drenthe residirten. Dies geschah erst im 16. Jahrh., doch wurden die Mauern unter Karl V. und Philipp II. geschleift; im J. 1579 wurden von Johan van den Cornput neue Wälle angelegt, aber erst durch Zuthun von Wilhelm Ludwig, Statthalter von Friesland, der die wichtige Lage von Koevorden alsbald erkannte und in ihm den Schlüssel von Drenthe, Gröningen und Friesland sah, wurden die großartigen Festungswerke angelegt, welche Koevorden zu einer niederländischen Festung ersten Ranges machten; erst 1607 waren die Anlagen vollendet. Die Stadt wurde oft belagert und hat viele Schicksalswandlungen aufzuweisen. Von 1222—1227 lag sie im Streite mit dem Bischofe Otto von der Lippe, 1228 wurde das Schloß von Bischof Willebrand von Oldenburg erobert, dagegen 1229 durch Rudolf von Koevorden wieder zurückerobert; ein Jahrhundert später (1394) fiel sie in die Macht des Bischofs von Blankenheim; durch Roelof von Münster wurde sie in der Nacht vom 16. Oct. 1512 überrumpelt u. s. w. Während der ersten dreißig Jahre des Kampfes gegen Spanien hatte die Stadt sehr wechselvolle Schicksale; am 18. Juni 1580 wurde sie von den Staatischen verlassen und von Marten Schenk besetzt, dagegen im folgenden Jahre vom Grafen von Hohenlo für die Staaten wieder zurückerobert, worauf die elftägige Belagerung derselben durch Renneberg und die Spanier folgte; dann wurde sie im J. 1592 von Moritz von Oranien belagert, der sie auch eroberte; während der Jahre 1593 und 1594 vertheidigte sie sich tapfer gegen Verdugo, im J. 1605 rückte Moritz wieder heran, um sie gegen Spinola zu decken; bekannt ist ihre Belagerung und Eroberung durch Bernhard von Galen, Bischof von Münster (vom 4.—11. Juli 1672); in der Nacht vom 29. auf den 30. Dec. 1672 wurde sie nach dem Plane des Schulmeisters Meindert Minnes van der Thynen von den Staatischen wieder zurückerobert und endlich wurde die von den Franzosen besetzte Festung nach langem Widerstande am 3. Mai 1814 den verbündeten Truppen übergeben.

(*Th. Wenzelburger.*)

KÖFLACH, Marktflecken im Herzogthume Steiermark, Bezirkshauptmannschaft Graz, Gerichtsbezirk Voitsberg, liegt 32° 45′ östl. von Ferro, 47° 4′ nördl. Breite, in einer Meereshöhe von 442 Meter am Grabenbache, zählt 2397 Einwohner und ist die Endstation der Graz-Köflacher-Eisenbahn. Köflach besitzt mehrere industrielle Etablissements, darunter zwei bedeutende Glasfabriken, ein großes Eisenwerk, eine Sensenfabrik und mehrere Kalköfen. Einen großen Reichthum hat Köflach und Umgebung in dem großen Braunkohlenlager, welches sich über das weite Thalbecken von Köflach, Lankowitz, Piber und Voitsberg ausdehnt. Die Kohle, welche sich in ihrer Hauptmasse zwischen Köflach und dem 7 Kilom. entfernten Voitsberg als ein einziges Lignitlager von 6—40 Meter Mächtigkeit ausdehnt, eignet sich wegen ihrer Reinheit sowol zum häuslichen Gebrauch als zu industriellen Zwecken. Dieses Lager wurde 1766 von Abbé Poda und Johann Geist entdeckt, aber lange Zeit nur sehr schwach ausgebeutet, bis Erzherzog Johann die Hauptmulde zwischen Voitsberg und Köflach durch ein Netz von Bohrlöchern sorgfältig untersuchen ließ. Gegenwärtig gehört dieses Kohlenrevier der Vorderberg-Köflacher-Montanindustrie-Gesellschaft, außer welcher noch auf dem gesammten Kohlenlager etwa dreißig Gewerkschaften bauen. Während die Ausbeute im J. 1818 etwa 300 Centner betrug, wurde gegenwärtig täglich bei 10,000 Centner per Bahn verführt. Für den Transport dieser Kohlen ist im J. 1860 von der Kohlenbergbau- und Eisenbahn-Actien-Gesellschaft die 41 Kilom. lange Graz-Köflacher Bahn angelegt worden, deren Betrieb von der Südbahn besorgt wird. (Vgl. Schrötter, Ueber die chemische Zusammensetzung der Steinkohlen des Kaimachthales, in der Steiermärkischen Zeitschrift, redigirt von Kaldberg, Jahrg. 1834, Heft 2, S. 67—75. — Ettingshausen, Die fossile Flora von Köflach, im Jahrbuche der k. k. geologischen Reichsanstalt, Wien, Jahrg. 8, 1857, S. 738—756).

(*Ferdinand Grassauer.*)

KOG (Groden), in Schleswig-Holstein, namentlich im Jeverlande, solches Land, das von dem Meere angeschwemmt worden ist. Es geschieht mittels der täglichen Flut, die, stets mit Sand, Lehm, Klei und Dammerde angeschwängert, dem flachen Seeufer zuströmt und jene Stoffe daselbst absetzt. Zuerst läßt diese Strömung den schweren Sand fallen; derselbe bildet den Ur- oder Mutterboden; darauf setzt sich der Lehm von circa $^1/_2$—$^2/_3$ Meter Höhe. Sand sowol als Lehm sind mit kleinen Seemuscheln gemischt, welche viel zur Fruchtbarkeit des Bodens beitragen. Auf diese Lager setzt sich nun zuerst die bessere Erde $^1/_3$—$^1/_2$ Meter hoch; sie ist ein Gemisch von leichtem Sand, Klei und Dammerde, die sich abwechselnd in Lagen auf- und übereinanderschichten; je höher der Kog wird, desto mehr fruchtbare Erde setzt sich an. Sobald der Schlamm nur noch von der täglichen Flut überströmt wird, setzt sich Salicornia maritima an, abgestorben macht sie Poa maritima, Glau maritima, Arenaria maritima Platz und das Land wird nun Außergroden genannt. Es wird nun schon zum Futterbau benutzt. Ist der Kog lange ganz auf diese Weise benutzt worden, so wird er eingedrückt und in die Rotation aufgenommen. (*William Löbe.*)

KOHÁRY DE CSÁBRÁGH ET SZITNYA, erloschenes ungarisches Magnatengeschlecht, das in letzter Stufe den Fürstenrang erhalten hatte. Der Ursprung des Geschlechtes ist unbekannt, wahrscheinlich war es slawischer Abkunft. Die ersten Spuren leiten bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrh. zurück. Damals (um 1470) war nach Lehoczky[1]) ein Georg Koháry Höfling bei

---

1) Stemmatographie II, 217.

König Matthias (Corvinus). Sichere Nachrichten über das Geschlecht besitzt man erst aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Im J. 1560 erscheint Emerich Koháry als ein Großgrundbesitzer im honter Comitate. Derselbe war durch seine Frau Kata (Katharina) aus dem Geschlechte der Jákóffy von Kábó zu einem schönen Besitzthume gelangt.[2]) Aber erst unter seinem Sohne Peter Koháry hob sich die Familie aus dem Stande des gewöhnlichen Adels empor.

Peter Koháry hatte sich dem Waffenhandwerke gewidmet und bei der Erstürmung von Fülek (1593) und Gran (1594) wiederholt ausgezeichnet. Aber auch auf diplomatischem Gebiete leistete er vortreffliche Dienste. Bei den Vorverhandlungen zur Herstellung des Wiener Friedens (1606) fungirte er als königlicher Bevollmächtigter und hatte auch in sonstigen Missionen glänzende Erfolge. In Anerkennung seiner Verdienste erhielt er unter dem 15. Febr. 1616 von König Matthias II. (als Kaiser Matthias I.) die Baronie. Drei Jahre später (1619) vertheidigte er heldenmüthig Neuhäusel gegen den Fürsten Gabriel Bethlen, verlor aber infolge der Verrätherei seiner Soldaten die Festung und gerieth in Gefangenschaft des Fürsten. Aus dieser befreit, wurde er zum Oberkapitän von Neuhäusel ernannt; überdies verlieh ihm die Krone die Herrschaften von Csábrágh und Szitnya als königliche Donation. Peter Koháry starb als königlicher Personal (d. i. Stellvertreter des Königs in obersten Gerichtsangelegenheiten) im J. 1629. Aus seiner Ehe mit Bora (Barbara) von Kazy stammt Stephan I. Koháry, der gleichfalls die militärische Laufbahn erwählte. Derselbe wurde im J. 1647 Oberkapitän von Szécseny, 1657 von Fülek, 1658 Obergespan von Hont und 1664 Commandant des Heeres gegen die Türken; doch verlor er in demselben Jahre am 9. Juli bei Léva (Lewenz) sein Leben. Durch seine Gemahlin, Juditha Balassa, deren Mutter dem angesehenen Hause der Bosnyáb angehört hatte, erbte Stephan einen Theil der kecskeméter Herrschaft. Von seinen vier Söhnen erwarb den hervorragendsten Namen Stephan II. Koháry. Derselbe wurde am 11. März 1649 im csábrágher Schlosse geboren. Der begabte Jüngling beendigte die philosophischen Studien an der Universität zu Wien, wo er bei einer Gelegenheit die persönliche Bekanntschaft des ungarischen Dichters und Helden, des Grafen Nikolaus Zrinyi, auf sich zog, der ihn zur eifrigen Pflege der Wissenschaften aufmunterte. Das Talent und der Fleiß des Studirenden hatten auch die Aufmerksamkeit des Kaisers Leopold I. auf sich gezogen, der ihn mit einer goldenen Kette beschenkte und ihn bereits 1661 zum Obergespan des honter Comitats ernannt hatte. Nach dem Tode seines Vaters (1664) erhielt der kaum 15jährige Jüngling auch das Oberkapitaneat von Fülek. Nach Beendigung seiner Studien übernahm er diese Oberkapitänstelle, mit welcher ein bewegtes, verantwortliches Leben verbunden war, da die Feste an der Grenze des kaiserlichen Ungarns lag und fast unaufhörliche Einbrüche der benachbarten Türken abzuwehren oder zu vergelten hatte.

Neue Sorgen und Unruhen kamen über das Land durch die Erhebung Tökölyi's, dessen Heere im J. 1678 auch Fülek beunruhigten. Gern hätte Emerich Tökölyi den angesehenen und einflußreichen füleker Oberkapitän für seine Partei gewonnen; allein keinerlei Anlockungen oder Versprechungen machten Stephan Koháry in der Treue gegen seinen Herrn und König wankend. Leopold lohnte diese Treue auch sichtbarlich durch die Verleihung seines Porträts an goldener Ehrenkette. Schlimmer wurde die Situation, als Tökölyi mit den Türken sich verband. Koháry ließ indessen mit der Verfolgung des doppelten Feindes nicht nach, sodaß sein Name zum Schreckensruf der Feinde wurde. Zur Belohnung wurde Stephan Koháry im J. 1681 zum königlichen Rath, dann zum Obersten und Kämmerer ernannt.

Von da ab wandte dem tapfern Helden das Glück den Rücken. Tökölyi suchte das wichtige Fülek, diesen Schlüssel zu den oberungarischen Bergstädten, um jeden Preis in seine Hand zu bekommen. Sein Feldherr, Michael Apafy, schloß im August 1682 die Feste ein. Koháry vertheidigte sich jedoch mit ungebrochener Tapferkeit und trotzdem er die Stadt bereits verloren hatte und das Schloß nur mehr einem Steinhaufen glich, wollte er doch nichts von Uebergabe hören. Gegen seinen Willen hißte die Besatzung die weiße Fahne auf; allein Koháry verweigerte beharrlich die Unterzeichnung des Uebergabedocumentes und nahm die erneuerten Anträge Tökölyi's, zu seiner Partei überzutreten, nur mit Schmähungen gegen den Anführer der Aufständischen entgegen. Er wurde deshalb auf ein Pferd gebunden und nach Regécz in die Gefangenschaft geschleppt (am 11. Sept. 1682). Seine ungebeugte Seelengröße bewog seine Wächter, ihn freizulassen; allein er gerieth abermals in die Gewalt seines Gegners, der ihn nun in strenger Haft auf dem Schlosse Munkács (später in Sárospatak) gefangen hielt. Hier wurde er in den tiefsten unterirdischen Kerker geworfen, von jedem Verkehre mit der Außenwelt abgesperrt, mit eisernen Ketten belastet und dem Hunger, Durst und der Kälte preisgegeben. Tökölyi hoffte noch immer, ihn fügsam zu machen; allein vergebens. Nach drei Jahren unsaglichen Leidens befreite der kaiserliche General Caprara im J. 1685 den vielgeprüften Mann.

Nachdem Stephan Koháry auf seinem Stammsitze Csábrágh seine Gesundheit wieder erlangt hatte, begab er sich nach Wien, wo Kaiser Leopold ihn angesichts des Hofes umarmte mit den Worten: „Es lebe der Spiegel der Treue!" Er ernannte ihn zum erblichen Oberkapitän von Fülek. Papst Innocenz zeichnete den charakterfesten Mann durch ein Breve und einen Ehrenhut aus. Stephan Koháry übernahm die Stelle eines Unterbefehlshabers in den ungarischen Theilen diesseit der Donau und in den Bergstädten und wurde mit seinen Brüdern Wolfgang, Johann und Emerich am 15. Juli 1685 in den erblichen Grafenstand erhoben. Im folgenden Jahre verlor er vor Erlau seinen rechten Arm, wurde aber trotz-

2) Mocsáry, Nógrád vármegye esmertetése (Darstellung des neograder Comitats) Bd. III.

dem am 2. Jan. 1687 zum Oberkapitän der Montangrenze ernannt.

Nun trat eine Zeit der Ruhe ein, bis Franz II. Rákóczi im J. 1703 neuerdings die Fahne des Aufruhrs erhob. Stephan Koháry wurde zur Theilnahme am Kriegsrathe nach Wien berufen, er rüstete sodann auf eigene Kosten ein Heer aus und kämpfte gegen die Aufständischen. Diese occupirten allmählich ganz Oberungarn und verwüsteten insbesondere auch die Koháry'schen Besitzungen daselbst. Stephan Koháry nahm seinen Aufenthalt in der Wasserstadt in Ofen. Mittlerweile erhob Kaiser Joseph I. ihn zum Feldmarschallieutenant und im J. 1711 zum Erbobergespan des honter Comitats, im J. 1712 trat er mit vollem Gehalte in Pension, erhielt im J. 1714 die Würde eines k. k. Wirkl. Geheimen Rathes und wurde im December desselben Jahres zum obersten Landesrichter (Judex Curiae) ernannt.

Seitdem lebte Stephan Koháry auf seinem wiederaufgebauten csábrágher Schlosse, das er nur selten mehr verließ; sein ganzes ferneres Leben war der Gerichtspflege, der Wohlthätigkeit[3]) und der Wissenschaft geweiht. Er starb unvermählt am 29. März 1731 im 82. Jahre seines Lebens.

In den Tagen der munkacser Gefangenschaft beschäftigte sich sein Geist auch mit der Dichtkunst, die er dann auch später pflegte. „Seine zahlreichen poetischen Werke", urtheilt der ungarische Literarurhistoriker Franz Toldy[4]), dem wir auch im Vorstehenden gefolgt sind, „welche die besondern Zustände seines wechselreichen Lebens schildern, sind theils philosophischer Natur, theils haben sie religiösen und patriotischen Charakter. Im J. 1720 begann er deren Veröffentlichung durch den Druck unter dem Titel: „Sok ohajtás közben inségviselésben, éliségszvedésben, keserves rabságban Munkács kővárában szerzett versek (emlékezetből irva)", d. i. „Unter vielen Seufzern, Ertragung von Elend und Hunger, in bitterer Gefangenschaft auf der Steinfeste Munkács verfaßte Verse (aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben)", in fünf Heften. Außerdem erschienen noch vier andere Gedichtsammlungen. Ungedruckte Verse in ungarischer Sprache und einige lateinische Hefte befinden sich in der Bibliothek des Budapester National-Museums. „Die Meditation ist eine der Hauptquellen seiner Poesie, welche gepaart mit tiefer Empfindung in elegischen Farben dem eigenen Leiden und späteren Erfahrungen Ausdruck leiht und an vielen Stellen mächtig ergreifend wirkt. Doch stört oft die vordringliche gelehrte Manier seiner Zeit, das Allegorisiren, der Gebrauch mythologischer Ausdrücke, der Schwulst im Ausdrucke bei Magerkeit des Inhaltes, wodurch diese Dichtungen flach und langweilig werden. Die Sprache ist übrigens edel und sorgfältig.[5])

Von seinen Brüdern besaß **Wolfgang** seit 1704 die Feste Murány sammt der dazugehörigen Herrschaft. Er war mit einer Comtesse Rechberg vermählt. Sein vierter Sohn war **Andreas**, geboren 1694, der sich gleichfalls dem Soldatenstande zuwendete; er wurde Oberstlieutenant, 1731 erblicher Obergespan von Hont, 1741 Feldmarschallieutenant und 1748 General der Cavalerie. Er zeichnete sich bei jeder Gelegenheit durch Tapferkeit und Freigebigkeit aus; so hatte er im J. 1733 auf eigene Kosten ein ganzes Regiment aufgestellt, außerdem noch Militärspitäler errichtet. Nach dem Tode seines Bruders Johann II. (1689—1717) wurde er der reichste Gutsbesitzer des Landes. Seine Güter lagen in Ungarn und Oesterreich. In Ungarn waren dieselben in acht Comitaten vertheilt. Die bedeutendsten waren: die Schlösser und Herrschaften von Csábrágh, Szitnya und Murány, ferner Balogvár, Fülek, Gömör, Derencsin, St.-Anton, Rimaßécs, Edelény, Jolsva u. a. In Niederösterreich: die Herrschaften Ebenthal und Walterskirchen. Graf Andreas Koháry war mit einer Baronesse Marie Thavonet vermählt. Aus dieser Ehe stammen: 1) **Nikolaus**, geboren am 6. Juli 1721 zu St.-Anton; trat gleichfalls in Kriegsdienst und wurde 1757 Generalfeldzeugmeister. Die honter Erbobergespanwürde bekleidete er seit 1758. Er starb im J. 1769. 2) **Ignaz**, geboren am 2. Dec. 1726; derselbe brachte es im Militärdienste bis zum Kapitän, seit 1769 übernahm er die Erbobergespanschaft des honter Comitats. Er starb im J. 1777. Aus seiner Ehe mit Maria Gabriela Comtesse von Cavriani entsproß **Anton Franz**, der letzte männliche Nachkomme des Geschlechtes, geboren am 4. Sept. 1760. Er widmete sich abweichend von dem Gebrauche seiner Vorfahren dem Civildienste, wurde k. k. Kämmerer, nach seines Vaters Tode Erb- und wirklicher Obergespan des honter Comitats, Ritter des goldenen Vließes, wirkl. geh. Rath, königlich-ungarischer Oberstmundschenk und Hofkanzler. Im J. 1815 erhielt er den Fürstenstand. Er starb am 27. Juni 1826. Seine Gemahlin, eine Fürstin Waldstein-Wartenberg, gebar ihm am 2. Juli 1793 eine Tochter, **Maria Antonia Gabriela**, welche sich im J. 1816 mit dem Herzoge Ferdinand Georg von Sachsen-Koburg vermählte. Nach dem Tode des Fürsten Anton Franz Koháry hätten die Herrschaften Csábrágh, Szitnya und Murány an die Krone zurückfallen sollen; doch mittels königlicher Donation erhielt sie Herzog Ferdinand und dessen Nachkommen, die einige Zeit auch den Titel „Koburg-Koháry" führten. Das **Wappen** der Koháry ist im blauen Felde auf grünem Grunde ein doppelt-geschwänzter gekrönter Löwe, der in der rechten vordern Pranke ein entblößtes Schwert hält. Aus dem gekrönten Helme erhebt sich derselbe Löwe. Die Embleme sind rechts blaugold, links roth-weiß.

Literatur: Außer den genannten Werken noch **Istvánffy**, Rerum hung.; **Petheö Gergely**, Kronika; **Feßler**, Geschichte von Ungarn, Bd. 8; **Schönfeld's** Adels-Lexikon; **M. Bél**, Notitiae nov. IV.; **J. Nagy**,

3) Für Wohlthätigkeitsanstalten verwendete er die damals ungeheuere Summe von 713,800 Gulden, trotzdem er durch die Rakóczyschen Unruhen an seinem Vermögen schwere Einbuße erlitten hatte. 4) Vgl. **Toldy**, A magyar költészet kézikönyve, d. i. Handbuch der ungarischen Poesie (2. Aufl., Budapest 1876), I, 256 fg. 5) **Toldy**, A magyar nemzeti irodalom története, d. i. Geschichte der ungarischen National-Literatur (Pest 1864—65), p. 75.

Magyar családok, d. i. „Ungarische Adelsfamilien“ u. a.; S. Tomašik, Denkwürdigkeiten des Schlosses Murány.

Stammtafel der Familie Koháry.

(Nach Nagy, Magy. családok.)

Emerich 1560.
Gemahlin Kath. Jákoffy.

Peter, Freiherr, 1564—1629.
Gemahlin Bora Kazy.

Stephan I., Honter Obergespan, † 1664; Oberkapitän von Fülek. — Magdalena. — Katharina.

Stephan II., 1649—1731, Graf, Erboberkapitän von Fülek. Judex Curiae. — Graf Wolfgang 1685—1704. Gemahlin Gräfin Marie Rechberg. — Johann. — Emerich.

Andreas 1694—1757, Obergespan von Hont, General.
Gemahlin Maria von Thavonet.

Ignaz 1726—1777. Gemahlin Gräfin M. Gabriela Cavriani. — Nikolaus 1721—1769.

Anton Franz 1760—1826, Kanzler, Fürst.
Gemahlin Fürstin Waldstein-Wartenberg.

Maria Antonia Gabriela 1793—1862,
vermählt mit Ferdinand, Herzog von Koburg.

(*J. H. Schwicker.*)

KOHELETH ist der Titel eines alttestamentlichen Buches, welches sich in der hebräischen Bibel an siebenter Stelle unter den sogenannten Ketubhim (d. i. Schriften) oder Hagiographa, also in der dritten Abtheilung des jüdischen Kanons, befindet. Uebrigens gehört das Buch Koheleth gleichzeitig zu den fünf sogenannten Megilloth oder Festrollen, da es am dritten Tage des Laubhüttenfestes in den Synagogen verlesen werden muß. In der Luther'schen Bibelübersetzung ist Koheleth (nach dem Vorgange der lateinischen Bibel, der sogenannten Vulgata) als „Prediger Salomo's“ unter die Lehrbücher gestellt und hat hier seinen Platz zwischen zwei gleichfalls dem Salomo zugeschriebenen Büchern, den Sprüchen und dem Hohenliede.

Der Name Koheleth kann nur als ein Participium des hebräischen Verbums kahal, d. i. „versammeln“, dann aber auch „zu einer Versammlung reden“, erklärt werden. Danach würde das Wort eigentlich „Versammlerin“ oder „Predigerin“ bedeuten und in der That haben manche Ausleger die Femininform durch Ergänzung des weiblichen Substantivum chokhmā, d. i. Weisheit, erklären wollen. Für diese Deutung würde sprechen, daß das Buch Koheleth in der That der sogenannten Chokhmā- oder Weisheitsliteratur angehört und daß auch anderwärts (vgl. Sprüche Salomo's 1, 20 fg. und besonders 8, 1 fg.) die Weisheit rufend und predigend eingeführt wird. Erwägt man aber, daß das Wort, wie in der Ueberschrift, so überall im Buche als Masculinum construirt wird (denn auch 7, 27 ist statt der falschen Wortabtheilung vielmehr āmar hakkoheleth [1]) zu lesen), so erweist sich obige Erklärung als unhaltbar. Die Femininform ist vielmehr auf Rechnung einer Eigenthümlichkeit der semitischen Sprachen zu setzen, nach welcher die Bezeichnungen der Träger von Aemtern und Geschäften nicht selten die weibliche Endung haben. Danach bezeichnet Koheleth eigentlich ein „predigendes“ Wesen; der Sprachgebrauch aber versteht in solchem Falle nicht ein beliebiges Wesen, sondern einen Mann als Ausüber der betreffenden Thätigkeit. So hat offenbar schon der griechische Uebersetzer (in den sogenannten Septuaginta) das Wort verstanden, wenn er Koheleth durch *Ἐκκλησιαστής* wiedergibt. Die lateinische Bibel, die sogenannte Vulgata, hat statt des entsprechenden lateinischen Wortes (concionator) den griechischen Ausdruck beibehalten; dagegen hat ihn Luther passend durch „Prediger“ ersetzt. Ehe wir nun die Frage nach dem eigentlichen Zweck, dem Verfasser und der Entstehungszeit dieses merkwürdigen Buches beantworten können, wird es nöthig sein, den Leser zuvor über den Inhalt desselben in Kürze zu orientiren.

Die Ueberschrift (1, 1) bezeichnet das Buch als „Worte des Predigers, des Sohnes David's, Königs in Jerusalem“. Dieser Ueberschrift folgt aber auch sogleich der Ausruf, den man als das Programm und die Zusammenfassung des gesammten Buches betrachten kann: „O Eitelkeit der Eitelkeiten, spricht der Prediger; o Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel! Welchen Gewinn hat der Mensch von aller seiner Mühsal, mit der er sich abmüht unter der Sonne!“ Es ist klar, daß diese Worte nicht etwa eine Ankündigung sein wollen, daß nun untersucht werden soll, was doch vielleicht an Vortheilen und Erfolgen bei der menschlichen Mühsal herausspringe. Vielmehr ist die Antwort schon gegeben: es kommt nichts dabei heraus, denn „alles ist eitel“! Mit diesem Ergebnisse beginnt der Prediger und mit ihm schließt er (12, 8) seine Ausführungen; dem Beweise für die Wahrheit des Satzes von der Eitelkeit und Nichtigkeit aller Dinge ist das Buch selbst gewidmet. Diese Nichtigkeit offenbart sich erstlich in dem endlosen Entstehen und Vergehen, in dem ruhelosen und doch fruchtlosen Kreislaufe der Naturdinge: es gibt gar nichts Neues unter der Sonne (1, 4—11); dieselbe Nichtigkeit hat sich aber dem Prediger auch auf andern Gebieten offenbart, wo man ein anderes Ergebniß hätte erwarten sollen: er trachtete nach Weisheit und brachte es weit in solchem Streben; aber er mußte auch das als ein windiges Streben erkennen, denn „wer Erkenntniß mehrt, mehret auch den Schmerz“ (1, 12—18). So wollte er es denn mit der

---

1) Wenn Kleinert (in Herzog's Protestant. Real-Encyklopädie, 2. Aufl. XII, 169) unter Berufung auf das *Ἐκκλησιαστρια* das Graecus Venetus gleichfalls chokhmā ergänzt und die Aenderung in Kap. 7, 27 für einen Gewaltstreich erklärt, so ist natürlich zu fragen, warum Koheleth nur dieses eine mal als Feminin, sonst überall als Masculin gebraucht ist?

Freude und dem Sinnengenusse versuchen; er baute und pflanzte, häufte einen ungeheuren Besitz auf an Sklaven, Heerden und edeln Metallen, erfreute sich an Kunst- und sinnlichen Genüssen aller Art — aber das letzte Ergebniß war auch hier kein anderes als die Erkenntniß: Alles ist eitel und ein windiges Streben (2, 1—11). Freilich hat der Weise etwas vor dem Thoren voraus, der vollends im Finstern tappt; aber dieser zweifelhafte Vorzug wird durch das gleiche Schicksal im Tode wieder aufgehoben; der Weise wird vergessen gleich dem Thoren (2, 13—16). Der Weise hat keine Bürgschaft dafür, daß sein Werk von seinem Nachfolger in gleichem Geiste fortgesetzt werde (2, 17—23; vgl. schon Vers 12) — Grund genug, das Leben mit aller seiner fruchtlosen Mühsal zu hassen. — So bleibt schließlich nur noch Ein Rath: daß man diesem armseligen Leben die bestmögliche Seite abgewinnt, indem man ißt und trinkt und inmitten aller Mühsal sein Herz guter Dinge sein läßt. Freilich steht auch das nicht in des Menschen Macht, sondern ist eine Gabe Gottes (2, 24—26). Ueberhaupt geschieht alles, was da geschieht, nach einer festen Ordnung Gottes; er hat jeglichem Geschehen seine Zeit angewiesen, so zwar, daß für den Menschen immer wieder nur Mühsal herauskommt (3, 1—10). Aber so wenig der Mensch die Schönheit und Zweckmäßigkeit der göttlichen Weltordnung leugnen kann, zumal Gott selbst ihm die Ewigkeit, d. h. wol die Ahnung eines höheren Weltzweckes, ins Herz gelegt hat, so hilft ihm das alles doch wenig. Denn die Erkenntniß des innern Zusammenhangs im göttlichen Thun ist dem Menschen völlig verschlossen (3, 11); so bleibt ihm abermals nichts, als sich zu freuen und gütlich zu thun, solange er dieses Leben hat, dieses alles aber in Gottesfurcht, wie sie durch die Vollkommenheit des göttlichen Thuns nahegelegt wird (3, 12—15). Allerdings scheint dem die Herrschaft der Ungerechtigkeit unter den Menschen zu widersprechen (3, 16), aber dieser Widerspruch ist nur scheinbar: Gott wird gerecht richten, wenn erst seine Zeit gekommen ist (3, 17). Die Herrschaft des Unrechts soll den Menschen zur Prüfung gereichen und sie zu der demüthigen Erkenntniß führen, daß sie nicht besser sind als das Vieh und jedenfalls im Tode das Schicksal des Viehes theilen; wo gäbe es also etwas Besseres, als daß der Mensch sich freue inmitten seiner Mühsal (3, 18—22). Und wie ist doch die Erde so voll der Mühsal! Im Hinblick auf die Thränen der Unterdrückten, denen Trost und Hülfe fern bleibt, muß der Prediger die Todten glücklich preisen vor den Lebendigen und glücklicher als beide den, der nie geboren ward (4, 1—3). Und welche Thorheit offenbart sich nicht in dem ruhelosen Jagen, durch welches sich die Menschen gegenseitig zu überbieten trachten (4, 4—6), sowie in dem rastlosen Anhäufen von Gütern, sogar von seiten solcher, die keine Erben hinterlassen; in ihrer Vereinsamung drohen ihnen allerlei Gefahren, die von Zusammenstehenden leicht überwunden werden (4, 7—12). Ein warnendes Beispiel für den Wechsel der Dinge und das rasche Eintreten der Enttäuschung ist auch die Erfahrung, die gemeiniglich bei einem Thronwechsel gemacht wird. Alle Welt jauchzt dem Emporkömmlinge zu, bis man sich schließlich, wie bei jedem seiner Vorgänger, enttäuscht sieht (4, 13—16).

Ganz unvermittelt geht jetzt der Prediger von diesen mislichen Wahrheiten zu klugen Rathschlägen über, wie sie Lebensweisheit und Erfahrung eingibt (4, 17—5, 8). Er empfiehlt aufmerksames Zuhören im Gotteshause; dies sei besser als das Opferbringen der Thoren; er warnt vor unbesonnenem Plappern beim Beten und vor leichtsinnigem Gelübde: besser als geloben ist Gott fürchten! Durch den scheinbaren Sieg der Ungerechtigkeit soll sich niemand beirren lassen, denn über jedem Gewalthaber steht ein noch mächtigerer als Richter und den mächtigsten von allen richtet Gott. Die Herrschaft eines Königs ist bei allen ihren Mängeln immer noch ein Segen (nämlich im Vergleich mit Anarchie und Bürgerkrieg).

Mit 5, 9 kehrt der Prediger von dieser Abschweifung wieder zu seinem eigentlichen Thema zurück. In längerer Ausführung schildert er die Unsicherheit und die Gefahren des Reichthums; nur dann hat derselbe einigen Werth und kann eine Gottesgabe heißen, wenn er von dem Besitzer genossen wird, anstatt daß sich derselbe in rastloser Gier bis an sein Lebensende verzehrt (5, 9—6, 9). Aber freilich: so gewiß dem Menschen sein Schicksal während dieses unbeständigen Lebens von einer höheren Hand zugemessen wird, so wenig weiß er doch, was ihm gut ist, noch auch was nach ihm geschehen wird (6, 10—12). Abermals unterbricht sich hier der Prediger, um eine Reihe von Lebensregeln und weisen Grundsätzen einzuflechten. Er redet von dem Werthe eines guten Namens, von dem Ernste des Lebens, der den Gang ins Trauerhaus räthlicher macht als den zu einem Trinkgelage (7, 1—7); er warnt vor Ungeduld und Unmuth: nur der Thor fragt nach dem Warum; der Weise fügt sich geduldig in Gottes unumstößliche Schickung und hütet sich in allen Dingen, selbst in der Gerechtigkeit und dem Trachten nach Weisheit vor dem Uebermaße. Die Gottesfurcht lehrt den rechten Mittelweg finden; die Weisheit gibt dem Menschen Stärke. Zu den Rathschlägen der Weisheit gehört endlich auch der, daß man fremden Reden nicht allzu viel Beachtung schenken soll; leicht wird man sonst auch hören müssen, was man nicht hören möchte, nämlich Verwünschungen, wie man sich deren ja selbst gegen andere schuldig gemacht hat (7, 8—22).

Zu solchen Erkenntnissen ist der Prediger bei seinem Streben nach Weisheit gelangt; freilich von der völligen Erlangung der Weisheit ist er weit entfernt geblieben. So viel aber hat er erkannt, daß das gefährlichste Hemmniß auf dem Wege zur Weisheit im Weibe zu erblicken ist; unter tausend Menschen mag man etwa noch einen rechten Mann finden, nicht aber ein tugendhaftes Weib. Nicht Gott trägt die Schuld daran; er hat die Menschen gerade erschaffen, sie aber suchten viele Ränke (7, 23—29). Im achten Kapitel gibt der Prediger Anweisung zu klugem Verhalten gegenüber dem Könige (8, 1—4) und warnt vor aufrührerischen Gelüsten, zumal es keinem Menschen gegeben ist, den schließlichen Ausgang vorherzusehen oder dem Tode zu entrinnen (8, 5—8).

Einen überaus drastischen Beleg für das Hin- und

Herschwanken der Reflexionen des Predigers bietet der Abschnitt 8, 9—15. Nachdem er zuerst constatirt hat, daß auf Erden oft Bedrückung im Schwange geht, daß die Frevler in Ehren begraben, die Gerechten aber vergessen werden, warnt er doch sogleich vor dem verderblichen Irrthume, als ob der Aufschub des Gerichts über die Sünde zu leichtfertigem Sündigen verführen dürfe. Denn es bleibe doch dabei, daß es nur dem Gottesfürchtigen wohlgehe, während die Frevler vor der Zeit dahingerafft werden. Aber in demselben Athem erklärt es der Prediger doch für ein misliches Ding, daß manche Frevler den Lohn der Gerechten erhalten und umgekehrt manche Gerechte den Lohn der Frevler. Und so gelangt er schließlich doch wieder zu seinem alten Spruch: es gibt für den Menschen nichts Besseres als inmitten aller der unvermeidlichen Mühsal des Lebens zu essen und zu trinken und fröhlich zu sein! Derselbe Rath wird sodann aufs neue begründet mit dem Hinweis auf die Unzulänglichkeit der menschlichen Erkenntniß und die zweifellose Gewißheit des allgemeinen Todesloses (8, 16—9, 10). Weder Stärke noch Weisheit, Reichthum und Gunst kann den Menschen von dem plötzlichen Verhängnisse erretten (9, 11—12), und wenn die Weisheit gelegentlich doch einmal augenfälligen Nutzen stiftet und sich besser erzeigt als Heldenkraft, so wird doch ihrem Träger nur mit Undank gelohnt (9, 13—16). Dies hindert freilich nicht, daß die Weisheit, mit der Thorheit verglichen, in vieler Hinsicht den Preis davonträgt und besonnenes Verhalten lehrt (9, 17—10, 4); aber betrübend ist's freilich, daß bei jähem Glückswechsel nicht selten auch die Thorheit obenaufkommt. In solchem Falle bleibt dem Klugen nichts übrig, als sich vor übereilten Kundgebungen seines Unmuths über die Machthaber zu hüten (dies wol der Sinn des etwas dunkeln Abschnitts 10, 5—15). Mag es immerhin gar schlimm stehen, wenn ein Knabe herrscht und die Fürsten von frühem Morgen an schwelgen — der Kluge vergißt doch nicht, daß selbst seine Gedanken von Spionen belauert werden (10, 16—20). Es folgen erneute Rathschläge zu umsichtiger Thätigkeit, obschon der Erfolg derselben nicht in des Menschen Hand steht, sowie zu heiterm Lebensgenusse, solange es zu solchem Zeit ist (11, 1—8); letzterer Rath gilt vor allem der Jugend, daß sie — freilich immer eingedenk der Gottesfurcht und künftiger Rechenschaft — die flüchtige Zeit genießen soll, ehe die bösen Tage und Jahre kommen, die uns nicht gefallen und deren Wirkungen am Menschenleibe der Prediger in drastischen Bildern zu schildern weiß (11, 9—12, 8).

Nachdem so der Prediger mit dem Ausrufe: „O Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel" wieder zum Anfang seiner Darlegung zurückgekehrt ist, wird der Leser schließlich durch einen Epilog (12, 9—14) überrascht, dessen Zugehörigkeit zu dem ursprünglichen Buche später noch näher zu erörtern sein wird. Dieser Epilog rühmt die Weisheit und Lehrthätigkeit des „Predigers" und die hohe Bedeutung, welche den Worten der Weisen zukommt, warnt aber den Leser vor allzu vielem Bücherlesen; vielmehr möge er beherzigen, was als Summe der ganzen Rede zu betrachten sei, die Mahnung zur Gottesfurcht und zum Halten seiner Gebote, zumal Gott alles Thun, auch das verborgenste, ins Gericht bringen wird.

Zweierlei dürfte sich aus vorstehender Uebersicht über den Inhalt des Buches zur Genüge ergeben. Erstlich: von einem wohlangelegten, durchgreifenden Plane des Buches kann in keiner Weise die Rede sein. Dafür würde schon beweisend sein, daß alle die zahlreichen, auf die Anlage des Buches gerichteten Bemühungen zu ganz verschiedenen Resultaten gekommen sind. Wäre wirklich eine beabsichtigte Ordnung in dem Buche zu erweisen, so dürfte dieselbe doch nicht jeweilen nur Einem Ausleger in die Augen springen. Aber auch abgesehen davon zeigt der Thatbestand zu deutlich, daß jede noch so zuversichtliche Rubricirung des Inhalts unter wohlberechnete Kategorien immer nur auf Selbsttäuschung beruht, ganz zu geschweigen der Verkehrtheit (Köster's und Vaihinger's), den Prediger ähnlich wie die Psalmen in wohlgemessene Strophen zu zerlegen. Damit soll nicht geleugnet werden, daß sich nicht selten gleichartige Gedanken in Gruppen beisammenfinden, sowie daß hier und da Ansätze zu einer zusammenhängenden Ausführung gemacht werden. Aber deshalb ist doch der Prediger weit entfernt, sich selbst an einen festen Plan zu binden. Die Berührung des eben von ihm Ausgesprochenen mit einer andern Gedankenreihe wird ihm Anlaß, auf letztere überzuspringen und sie eine Zeit lang zu verfolgen, selbst dann, wenn sie mit dem Vorangegangenen in Widerspruch stehen sollte.

Damit haben wir bereits auf die andere Thatsache hingedeutet, welche dem Leser aus obiger Uebersicht über den Inhalt entgegentritt. Es ist eine merkwürdige Zwiespältigkeit des Urtheils in dem Buche, eine Inconsequenz, welche das eben erst mit Schroffheit Behauptete kurz darauf entweder ganz negirt oder doch bedeutend abschwächt. Es fragt sich: ist dies eine Folge der innern Haltlosigkeit des Verfassers, seines Hin- und Herschwankens zwischen den heterogensten Urtheilen, oder hat es einen tiefer liegenden Grund? Ist es vielleicht nur ein Schein, der bei richtigem Verständnisse der Tendenz und Anlage des Buches hinwegfällt?

Letzterer Ansicht haben von jeher alle diejenigen beigepflichtet, welche nicht begreifen konnten, wie der Prediger eine Stelle unter den biblischen Büchern verdiene, wenn man alle seine Aussprüche buchstäblich als seine Meinung fasse. Ist es denkbar, fragte man, daß ein Buch als heilig und als Gotteswort betrachtet wurde, welches in grundstürzender Skepsis die Nichtigkeit aller Dinge behauptet, auf alle Erkenntniß verzichtet und der Weisheit letzten Schluß darin erblickt, daß man esse und trinke und guter Dinge sei? Solche Meinung könne nimmermehr einem biblischen Schriftsteller zugetraut werden; somit gelte es, sein Buch anders und richtiger zu verstehen. Die thatsächliche Zwiespältigkeit der Urtheile des Predigers kam diesem Verlangen nach vermeintlich richtigerer Erkenntniß aufs beste entgegen. Man brauchte nur die heterogenen Aussprüche auf zwei Stimmen zu vertheilen, einen Dialog oder richtiger eine Disputation zu statuiren, bei welcher natürlich alle anstößigen Stellen

dem unterliegenden Streiter zugewiesen wurden, so schien jedes Bedenken endgültig gehoben. Es lohnt nicht der Mühe, den zahlreichen Hypothesen dieser Art im einzelnen nachzugehen. Meist wird dabei der Stoff auf einen fragenden oder zweifelnden Schüler und einen belehrenden oder zurechtweisenden Meister vertheilt (so nach dem Vorgange des Hieronymus die meisten, unter den Neuern besonders Herder im elften seiner „Briefe, das Studium der Theologie betreffend"). Andere dachten an einen Dialog zwischen der wahren und der Scheinweisheit (so zuletzt noch Schenkel in seinem Bibellexikon III, 554 fg., mit der Motivirung, daß ja Salomo selbst in seiner Jugend ein Repräsentant der wahren Weisheit, in seinem Alter ein solcher der falschen gewesen sei) oder gar an die zwei Seelen, die glaubende und die zweifelnde, die sich in des Predigers eigener Brust bekämpfen (so wesentlich Umbreit). Eichhorn in seiner Einleitung ins Alte Testament (V, 251 der vierten Auflage) erörtert sogar ernsthaft die Frage, ob nicht Qoheleth vielleicht eine von Salomo gestiftete Akademie bezeichne und der Prediger Reste von den Werken dieser Akademie enthalte; ähnlich ist die (schon von Grotius geäußerte) Ansicht, daß der Prediger als eine Sammlung philosophischer Wettgesänge zu betrachten sei, oder auch daß in ihm zwei ganz verschiedene Weltanschauungen von einem dritten verschmolzen seien. Tyler endlich (Ecclesiastes, London 1874) erblickte die Tendenz des Predigers in der gegenseitigen Vernichtung der stoischen und epikuräischen Philosophie, sodaß nur die Gottesfurcht als die allein heilsame Philosophie auf dem Plane bleibt. Alle diese Hypothesen sind mit Recht fast allgemein aufgegeben worden, denn jeder Versuch ihrer Durchführung konnte nur mit den ärgsten Künstlichkeiten stattfinden.

Letzteres Urtheil trifft aber auch die Hypothesen derer, welche die Anstöße an dem Buche dadurch heben zu können meinten, daß sie als letzten Zweck desselben irgend eine wichtige neue Lehre ausfindig machten, in deren Lichte alles scheinbar Anstößige zu betrachten sei. So Vaihinger (in Herzog's Protestantischer Realencyklopädie, 1. Aufl. XII, 92 fg.), der den Prediger durch den Zweifel zur Gewißheit, durch den Irrthum zur Wahrheit hindurchdringen und hindurchführen läßt. Zu diesem Behufe müsse er einen Einwand um den andern beseitigen, bis er schließlich die Hauptlehre des Buches, die Hoffnung der Unsterblichkeit und des künftigen Gerichts, zur vollsten Gewißheit erhebe. Aehnlich, wie Vaihinger, ist auch Bidder („Ueber Koheleth's Stellung zum Unsterblichkeitsglauben", Erlangen 1875) zu dem Resultat gelangt, daß „wir an Koheleth eine der kostbarsten Schriften des alttestamentlichen Kanons besitzen", weil in dem Hinweis dieses Buches auf das aller Menschen wartende Gericht nothwendig die Voraussetzung eines Lebens nach dem Tode enthalten sei. Man braucht indessen nur Stellen, wie 2, 16; 3, 19 fg.; 5, 15; 6, 6; 9, 3—6 zu lesen, um sich zu überzeugen, daß der Prediger bezüglich des Schicksals nach dem Tode genau auf demselben Boden steht wie das übrige Alte Testament. „Es gibt kein Thun und keine Berechnung und keine Erkenntniß und keine Weisheit in der Scheol (der Unterwelt), wohin du gehst" (9, 10). Und wenn es 3, 21 wenigstens als eine Zweifelsfrage hingestellt zu werden scheint, ob der Odem der Menschenkinder (nach dem Tode) aufwärts steige, der Odem der Thiere aber hinab in die Erde fahre, wenn 12, 7 sogar von dem Menschengeist gesagt wird, daß er zurückkehre zu Gott, der ihn gegeben hat, so wäre es doch ganz irrig, darin eine Unsterblichkeitshoffnung ausgesprochen zu finden. Denn nicht davon ist die Rede, daß der Menschengeist als ein individueller, seiner selbstbewußter zu Gott zurückkehre, sondern der Gottesgeist, dessen Einhauch den Leib des Menschen zu einem lebendigen Wesen machte, vereinigt sich wieder mit dem göttlichen Gesammtgeiste, aus welchem er seinen Ursprung genommen hatte.

So bleibt es also dabei: die Anstöße, die der Prediger dem religiösen Gemüthe bietet, lassen sich nicht durch künstliche Umdeutung seiner Worte hinwegräumen. Man muß unumwunden anerkennen, daß hier eine Skepsis das Wort führt, die trotz ernstlichen Ringens in keiner Weise mit dem Welträthsel fertig zu werden vermocht hat, die auf die Frage, ob es überhaupt ein bleibendes Gut gebe, dessen Erstrebung der Mühe werth sei, nur ein trostloses Nein hat. Denn wenn der Prediger bei allem Festhalten an der Gottesfurcht den möglichsten Lebensgenuß empfiehlt, so ist dabei nicht die Meinung, als ob nun beides den Besitz wahrhafter Güter verbürge, sodaß man mit Ewald sagen könnte, der Prediger wolle in den Finsternissen und Verkehrtheiten des Lebens das wahrhaft Belehrende und Aufrichtende zeigen, — vielmehr sind Gottesfurcht und Lebensgenuß nur die besten Mittel, sich noch so leidlich durchs Leben zu schlagen, die schwere Bürde des Lebens verhältnißmäßig leicht zu ertragen. Daran aber, daß schließlich alles eitel ist, daß die Todten glücklicher zu preisen sind als die Lebenden, und glücklicher als beide der, der nie geboren ward, — daran vermögen auch Gottesfurcht und Lebensgenuß nichts zu ändern.

So steht also das Buch auf der äußersten Peripherie alttestamentlichen Glaubens und alttestamentlicher Weltanschauung. Die letztere macht in diesem Buche gleichsam ihr Testament; sie bekennt ihre Unfähigkeit, mit den Mitteln der Erkenntniß, welche Gesetz und Propheten an die Hand geben, Gerechtigkeit und Vernunft in der göttlichen Weltordnung nachzuweisen. Und es mußte so kommen, sobald die Lösung des Problems nicht mehr (wie bei den Propheten) vom Standpunkte des Gesammtvolkes Israel, sondern vom Standpunkte des einzelnen Individuums aus versucht wurde. Dort konnte man das untergehende Individuum auf den Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit in dem schließlichen Schicksale des Gesammtvolkes verweisen; welchen Trost aber hatte das Individuum, wenn es sich mit solcher Verweisung nicht mehr abspeisen ließ und doch auch inmitten des allgemeinen Verfalls und eigener schwerer Leiden keinen andern Halt und Trost erblickte? Mit Recht hat Köstlin („Koheleth-studien" in den „Theolog. Studien aus Würtemberg" 1882, S. 110 fg.) darauf hingewiesen, daß vor allem

in dieser Lösung des Einzelnen aus dem Verbande des Volksthums die Bedeutung des Koheleth zu suchen sei. Trotz alledem ist es nun aber doch unberechtigt, den Prediger für ganz außerhalb der alttestamentlichen Weltanschauung stehend zu erklären. Er ist weder „das Hohelied der Skepsis", zu welchem ihn Heinrich Heine hat stempeln wollen, noch „das Brevier des allermodernsten Materialismus und der äußersten Blasirtheit", für welches ihn Eduard von Hartmann erklärt hat. Denn es ist wohl zu beachten: die Skepsis des Predigers erstreckt sich keineswegs auf die Thatsache einer vollkommenen Weltordnung in physischer und sittlicher Hinsicht, sondern lediglich auf die Begreiflichkeit derselben. Er constatirt aufs stärkste den Widerspruch zwischen der Allmacht und Allweisheit Gottes, die man unbedingt glauben und voraussetzen muß, und der Nichtigkeit und Eitelkeit aller Dinge, die man täglich und stündlich erfährt, aber er vergreift sich deshalb nicht an jener Voraussetzung selbst: die Grundpfeiler der alttestamentlichen Religion, nämlich der Gottesbegriff und die unbedingte Heiligkeit der sittlichen Forderungen Gottes, bleiben auch ihm völlig unangetastet bestehen. Wenn es danach grundverkehrt ist, von einem Materialismus des Predigers zu reden, so nicht minder, wenn man ihm sittliche Laxheit und Frivolität hat unterschieben wollen. Den Rath, dieses elende Leben thunlichst zu genießen, gibt er nicht mit lachendem Munde, sondern mit düsterer, schwermüthiger Miene; das Dringen auf Gottesfurcht ist dabei nicht blos ein Anhängsel zur Beschwichtigung ängstlicher Gemüther. Vielmehr ist es ihm heiliger Ernst mit dem Hinweis auf die sittliche Verantwortlichkeit des Menschen (7, 18; 8, 12 fg. und ganz besonders 11, 9), mit der Forderung wahrhaftiger Gottesverehrung (4, 17 fg., 5, 6), mit der Warnung vor leichtfertigem Wesen (7, 1—4), wie er denn auch trotz allen Verzichts auf Erkenntniß den relativen Werth der Weisheit (vergl. 2, 13 fg.; 7, 4 fg.; 7, 11 fg.: 7, 19; 8, 1) keineswegs verkennt. Kurz, die jüdische Synagoge war in vollem Rechte, wenn sie sich trotz schweren Bedenkens (s. u.) doch schließlich für die Aufnahme des Predigers in den Kanon entschied.

Wenden wir uns nun zu der Frage nach dem Verfasser und der Entstehungszeit des Buches, so muß fürs erste constatirt werden, daß es nach 1, 1 als ein Werk des Salomo gelten will, denn einen andern Sohn David's, der König in Jerusalem gewesen wäre, kennt die Geschichte nicht. Ebenso bestimmt kann man aber auch behaupten, daß diese Zurückführung des Buches auf Salomo eine bloße literarische Einkleidung ist, die sich ein weit späterer Schriftsteller gestattet hat, da er seine Lehren keinem so passend hätte in den Mund legen können wie dem Könige, dessen Weisheit ebenso sprichwörtlich geworden war wie sein Glanz, sein Reichthum und seine Ueppigkeit, der also über die Eitelkeit aller Dinge am besten aus eigener Erfahrung urtheilen konnte (vgl. bes. 2, 4 fg.). Unmöglich aber konnte Salomo schreiben: Ich, der Prediger, war König über Israel zu Jerusalem (1, 12); unmöglich konnte er von allen reden, die „vor ihm gewesen waren über Jerusalem" (1, 16; 2, 7), noch konnte er so über seinen Nachfolger urtheilen, wie es 2, 12 und 18 geschieht; am allerwenigsten aber hätte er solche Klagen über Bedrückung und schlechte Rechtspflege, wie 3, 16; 4, 1 und anderwärts niederschreiben können, ohne sich selbst aufs ärgste bloßzustellen; man vergleiche auch Aussprüche, wie 8, 2 fg. und 10, 16 fg. Diesen Thatsachen gegenüber muß die Beschwerde, daß die Leugnung der Salomonischen Abfassung nur eine bedauerliche Concession an die rationalistische Kritik sei (so z. B. Hahn in seinem Commentar, Leipzig 1860), ungehört verhallen, ebenso die thörichte Rede, daß der Prediger, wenn man ihn dem Salomo abspreche, für eine Lüge erklärt werde (so noch 1881 der Engländer Robert Watts in einer Polemik gegen Robertson Smith). Denn schon die einzige Stelle 1, 12 würde zum Beweis ausreichen, daß der Prediger die Fiction der Salomonischen Abfassung gar nicht so ängstlich wahrte, vielmehr die richtige Beurtheilung derselben seitens seiner Leser voraussetzte. Sicher würde das letztere der Fall sein, wenn sich die ursprüngliche Zugehörigkeit des Epilogs (12, 9 fg.) zu dem Buche wider jeden Zweifel erweisen ließe. Dann könnte man sagen, daß der Verfasser schließlich die Maske vollends fallen lasse, sich lediglich für einen Weisen und Volkslehrer der späteren Zeit erkläre. Aber die Echtheit des Epilogs unterliegt doch starken Bedenken, die nach dem Vorgange Döderlein's immer wieder (u. a. auch von Umbreit und Knobel, zuletzt von Reuß in seiner Geschichte der heil. Schriften des Alten Testaments, Braunschweig 1881, S. 545) geltend gemacht worden sind. Man kann sich des Eindrucks kaum erwehren, daß hier ein Späterer unter Voraussetzung der Salomonischen Abfassung die innere Nöthigung empfunden hat, den möglichen Anstoß an dem Buche zu beseitigen, indem er erstlich dem Verfasser (12, 9—11) ein günstiges Zeugniß ausstellt, dann aber doch den Leser vor übereifrigem Lesen und Grübeln warnt und schließlich in dem „Fürchte Gott und halte seine Gebote" eine solche Quintessenz des Buches aufstellt, die um so sicherer alle Bedenken beschwichtigen mußte, als der beigefügte Hinweis auf eine künftige Rechenschaft (Vers 14) im Sinne dieses Lehrers kaum anders als von einem jenseitigen göttlichen Gerichte und Ausgleiche verstanden werden kann. Sobald man sich aber auf diesen Boden stellt, ist der Skepsis ihr Stachel genommen![2]) — In Bezug auf die Person des Verfassers wird man Eins mit Sicherheit behaupten können: er war ein Greis, und es ist geradezu unbegreiflich, wie Eichhorn (a. a. O. S. 256) urtheilen konnte, der Ausdruck in jeder Zeile sei spielend und jugend-

2) Obiges Urtheil würde auch dann noch gelten, wenn sich die Hypothese von Grätz bewahrheiten sollte, daß der Epilog des Predigers nicht zu diesem Buche allein, sondern zu den Hagiographa überhaupt gehöre. Auch Kleinert (a. a. O.) hält daran wenigstens so viel für wahrscheinlich, daß der Prediger zur Zeit der Anfügung des Epilogs einen Anhang zu den Sprüchen Salomo's bildete, da sich der Epilog auf diese deutlich mitbeziehe. Dafür spreche auch der Umstand, daß die Kanonverzeichnisse des Melito, Epiphanius, Hieronymus den Koheleth hinter den Sprüchen stehen haben; die jetzige Stellung rührt daher, daß die Synagoge den Prediger zu den übrigen Megillen oder Festrollen stellen wollte.

lich und weit von aller Kraft und männlichen Stärke entfernt. Vielmehr bewahrheitet sich in jeder Zeile das entgegengesetzte Urtheil von Delitzsch (Commentar, S. 223): „das ganze Buch ist greisenhaft, ein Erzeugniß des im Altern und Ersterben begriffenen Alten Bundes". Uebrigens wäre schon die Schilderung des Alters Kap. 12, 1—7, die nur zu deutlich Selbsterfahrenes beschreibt, in anderm Munde als dem eines Greises psychologisch undenkbar.

Bezüglich der Entstehungszeit des Koheleth ist längst mit Recht bemerkt worden, daß als frühester Termin die Zeit des Propheten Maleachi zu betrachten sei, da Koheleth 5, 5, wo der Priester kurzweg als „der Bote" bezeichnet wird, Mal. 2, 7 nothwendig vorausgesetzt werde. Als spätester Termin aber muß die Zeit der Abfassung des Buchs der Weisheit gelten, welches einerseits eine weitere Entwickelung der im Koheleth vorgetragenen Anschauungen, andererseits eine zweifellose Polemik gegen dieselben (und zwar kaum nur eine Polemik gegen die libertinistischen Ausmünzungen derselben, wie Kleinert a. a. O. behauptet) enthält. Da nun das Buch der Weisheit nicht vor der Mitte des 2. Jahrh. vor Christo verfaßt sein kann, vielleicht aber aus noch späterer Zeit stammt, so erhalten wir für die Entstehung des Koheleth einen Spielraum von circa 440 bis circa 150 v. Chr. oder selbst noch weiter herab.

Unter den Näherbestimmungen der Abfassungszeit können diejenigen kein großes Gewicht beanspruchen, welche das Buch deshalb in die Zeit Ezra's und Nehemia's (also circa 440) verlegen, weil angeblich von diesen Männern der Kanon des Alten Testaments abgeschlossen worden sei; so z. B. Hengstenberg, der das Buch sogar von dem Propheten Maleachi verfaßt sein läßt, Keil und Zöckler. Andere (so u. a. auch Delitzsch, Schultz) wollen wenigstens die Abfassung im persischen Zeitalter, also zwischen 440 und 332, festhalten, zum Theil mit der offenbaren Tendenz, das Buch, wenn man es einmal nicht dem Salomo zuschreiben kann, doch wenigstens sonst möglichst früh anzusetzen. Wieder andere, wie Knobel, Ewald, Oehler, denken an das Ende der persischen Zeit. Noch weiter, bis in das Ende des 3. Jahrh. rücken Hitzig, Nöldeke, Nowack, in der Hauptsache auch Kleinert (zwischen 320 und 217) u. a. das Buch herab.

Kuenen (in der Histor.-krit. Untersuchung u. s. w.) glaubt den Charakter des Buches, seinen Universalismus und seine Verwandtschaft mit dem Sadducäismus, dessen Vorläufer er sei, am besten aus dem makkabäischen Zeitalter erklären zu können. Dagegen hat jedoch Nowack (in der Einleitung zu seinem Commentar, S. 195) mit Recht erinnert, daß dann schwer zu begreifen sei, wie der Koheleth zu einer Zeit, wo die beiden Richtungen des Pharisäismus und Sadducäismus zur vollen Ausbildung gelangten, Anerkennung finden konnte, wenn dies nicht im großen und ganzen schon früher geschehen wäre. In der That, fügen wir bei, wäre solches viel eher bei einem Buche von pharisäischer Richtung als bei dem Prediger denkbar. (Ueber die jetzige Stellung Kuenen's vergleiche die Notiz am Schlusse dieses Artikels.) Renan, welcher früher (Histoire générale des langues sémitiques, p. 133 der 3. Aufl.; vgl. jedoch auch die stark restringirende Anmerkung daselbst) für möglich gehalten hatte, daß der Prediger die jüngere Redaction einer weit älteren Schrift sei, setzt das Buch in seinem Ecclésiaste von 1882 (s. u.) um 125 v. Chr. unter Johannes Hyrkanus an. Grätz endlich hat in dem Tyrannen, auf welchen das Buch anspiele, Herodes den Großen entdeckt und läßt demgemäß das Buch erst gegen das Ende der vorchristlichen Zeit entstanden sein.

Im allgemeinen muß nun constatirt werden, daß es an einem Anhalte zur definitiven Entscheidung der Streitfrage über die Abfassungszeit durchaus gebricht. Damit soll keineswegs geleugnet werden, daß Stellen wie 4, 13 fg. und 9, 14 fg. Anspielungen auf gleichzeitige Ereignisse enthalten; aber wir sind über die in Betracht kommende Geschichte viel zu wenig speciell unterrichtet, daß wir behaupten könnten, wer mit dem vom Gefängnisse zum Thron gelangten Prinzen (4, 14) gemeint sein müsse. Ebenso wenig wird man aus 10, 16 mit Schenkel herauslesen können, daß der knabenhafte König gerade Ptolemäus Philadelphus sein müsse, welchem Ptolemäus Lagi noch bei Lebzeiten die Herrschaft übergab; andere (Hitzig, Reuß) finden diesen König vielmehr in Ptolemäus Epiphanes wieder, welcher 204 in einem Alter von 5 Jahren den Thron bestieg. Wenn man sich dagegen für die Ansetzung im persischen Zeitalter auf Stellen wie 8, 8 („nicht gibt es Entlassung im Kriege") und 10, 20 (Warnung vor ausgedehnter Spionage) beruft, so dürfte doch zu fragen sein, ob denn die ganze ptolemäisch-seleucidische Zeit von solchen Plagen befreit war? Ebenso precär sind so allgemeine Behauptungen wie die, daß sich die mehrfach im Buche beklagte Unterdrückung von Recht und Gerechtigkeit am besten von der persischen Satrapenwirthschaft verstehen lasse. Umgekehrt freilich wird man gegen die persische Zeit auch nicht mit Nöldeke 8, 3 anführen können. Denn abgesehen davon, daß eine häufige Berührung mit dem Könige für die ptolemäische Zeit ebenso wenig vorausgesetzt werden kann wie für die persische (wenigstens wenn man das Buch in Palästina geschrieben sein läßt), ließe sich 8, 3 mit Nowack auch als eine nützliche Warnung überhaupt, eine allgemeine Regel der Lebensklugheit erklären.

Ist man somit für die Bestimmung der Abfassungszeit vornehmlich auf allgemeine Eindrücke angewiesen, so wird man allerdings sagen dürfen: es muß eine Periode gealterter Kraft und desolater Zustände gewesen sein, in der der Koheleth entstanden ist, eine Periode des Wirrsals, in der sich endlich und zwar endgültig die Fruchtlosigkeit der bisherigen lange fortgesetzten Bestrebungen ergab, eine Periode der allgemeinen Ermüdung, des gänzlichen Mangels an Initiative. Das alles aber paßt nicht auf das Juda der persischen Zeit. Nach allem, was uns darüber bekannt ist, erfreute sich Juda unter den persischen Königen einer milden Behandlung und im ganzen ungestörter Ruhe. Der Verfall des persischen Reiches vollzog sich bis zur macedonischen Invasion stetig und allmählich, ohne die gewaltsamen Erschütterungen und

Umwälzungen, welche das Buch Koheleth voraussetzt (man vergleiche z. B. 10, 6 fg., welche Stelle doch schwerlich blos von abgesetzten Satrapen zu verstehen ist). So werden auch wir zu dem Resultate gedrängt, daß bei der Abfassung des Koheleth die Zeit der ersten Ptolemäer bereits dahinten lag, das Buch somit etwa der zweiten Hälfte, vielleicht erst dem Ausgange des 3. Jahrh. zuzuweisen sein wird.

Diesem Resultate gereicht endlich auch die Sprache des Buches in starkem Maße zur Bestätigung. Dieselbe zeigt einen solchen Grad von Zersetzung des althebräischen Stils und dabei einen solchen Einfluß des Westaramäischen auf die Bildung der Wortformen und die Bedeutung der Wörter, daß man das Buch in sprachlicher Beziehung nur als den äußersten Grenzstein althebräischer Schriftstellerei betrachten kann, ja in nicht wenigen Punkten ist der Uebergang zu dem neuhebräischen Idiom, wie es in der Mischna vorliegt, bereits vollzogen. Dagegen kann nicht eingewendet werden, daß das ohne Zweifel ziemlich viel spätere Buch Daniel in seinen hebräischen Bestandtheilen keineswegs eine gleichstarke Zersetzung der Sprache aufweise, daß also auch der Koheleth noch ein reineres Hebräisch hätte schreiben können, wenn sich nicht bei ihm infolge von Umständen, die sich unserer Beurtheilung entziehen, ein besonders starker Einfluß des Aramaismus geltend gemacht hätte, welcher besondere Einfluß aber auch schon im 5. oder 4. Jahrh. statuirt werden könne. Dieser Einwand ist deshalb nicht zutreffend, weil aus der historischen Prosa des Danielbuches kein sicherer Schluß auf das gewöhnliche Schrifthebräisch des 2. Jahrh. gezogen werden kann. Denn die erzählende Prosa schließt sich am natürlichsten älteren Mustern an. Für dialektische Erörterungen würde sich sicherlich auch der Verfasser des Danielbuches einer mit dem Koheleth verwandten Prosa, wie sie in der gebildeten Conversation dieses Zeitalters üblich war, bedient haben. (Noch sicherer würde sich der Sprachcharakter des Buches als ein sehr später erweisen lassen, wenn es mit den schon 1792 von Zirkel, dann wieder von Hitzig und Grätz behaupteten Einflüssen des Griechischen seine Richtigkeit hätte. Dieselben sind bis in die neueste Zeit fast allseitig bestritten worden; doch hat neuerdings Kleinert wiederum an die Wendung ásoth tobh 3, 12 = εὖ πράσσειν, sowie an jōm tōbha = εὐημερία und anderes erinnert; a. a. O. S. 173). — Schon Grotius hatte im Hinblick auf die zahlreichen Wörter, die sich außer im Koheleth nur noch in Daniel, Esra und den chaldäischen Uebersetzern fänden, das Buch dem Salomo abgesprochen; am gründlichsten ist der Beweis für die späte Sprachgestalt des Buches geführt worden von Delitzsch S. 197—206 seines Commentars. Dem gegenüber kann die von Böhl (De aramaismis libri Koheleth, Erlangen 1860) aufgestellte Ansicht, Salomo habe durch die Einstreuung zahlreicher Aramaismen seine Gelehrsamkeit zeigen wollen, nur den Werth eines Curiosums beanspruchen. Eine andere Frage ist dagegen, ob nicht gewisse Abschnitte, die ein verhältnißmäßig reines Hebräisch zeigen, mit Derenbourg (s. u.) als Entlehnungen aus älterer Quelle zu betrachten sind. Schon Delitzsch machte die Bemerkung (a. a. O. S. 208), daß sich der Verfasser beim Maschal (der Sentenz) in Sprache und Wortstellung zuweilen zu wahrhaft classischer Form erhebe.

Bezüglich des Ortes der Abfassung wurde bislang allgemein angenommen, daß als solcher Jerusalem, jedenfalls aber Palästina zu betrachten sei. Erst vor kurzem hat Kleinert (s. u.) auf außerhebräische Impulse und Bildungselemente in der ästhetischen Eigenthümlichkeit des Buches hingewiesen; letztere aber weise nicht auf das Jerusalem der Diadochenzeit, sondern (besonders wegen 11, 1) auf eine Seestadt und zwar auf Alexandria, wohin ja auch das dem Koheleth in mancher Hinsicht verwandte Buch der Weisheit führe. Andere Belege für diese Hypothese findet Kleinert in 1, 7. 12; 12, 5 (dem ewigen Hause), sowie nicht minder in der überall vorausgesetzten Nähe des Königshofes 8, 2 fg.; 10, 4 fg.; 10, 16 fg.; 5, 8. Dagegen könne sich die herkömmliche Ansicht nur auf 4, 17 berufen, wo indessen unter dem Gotteshause auch eine Synagoge und unter den opfernden Thoren auch Heiden verstanden werden könnten. Wenn endlich Herodot II, 78 von der ägyptischen Sitte berichte, bei Gastmählern ein Todtenbild herumzureichen und dadurch zum Lebensgenuß aufzufordern, so werde man an solche ägyptische Festmahlgesänge lebhaft durch Stellen, wie 1, 2 fg.; 5, 17 fg.; 7, 2 fg.; 9, 7 fg.; 11, 9—12, 6 erinnert; dazu habe der Koheleth in Aegypten die Impulse empfangen. — So viel Beachtenswerthes diese Hypothese Kleinert's hat, so dürfte sie sich doch nur in Verbindung mit einer anderweitigen Hypothese behaupten können. Schon die einfache Thatsache, daß sich bei den alexandrinischen Juden gegen die Mitte des 3. Jahrh. das Bedürfniß nach einer griechischen Uebersetzung des Alten Testaments regte, kann zum Beweis dienen, daß von den in der Diaspora geborenen schwerlich in hebräischer Sprache geschriftstellert wurde und jedenfalls nicht für die Diaspora. Somit bliebe nur die Annahme, daß der Verfasser des Koheleth erst später, vielleicht erst in seinem Alter, aus Palästina nach Alexandrien gekommen und daselbst, ähnlich wie der Siracide, das Buch für den ihm nächststehenden Kreis von Neueingewanderten sowie für Palästinenser verfaßt habe.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die Geschichte des Buches und seiner Auslegung, so haben wir hier vor allem des Streites zu gedenken, der noch im ersten nachchristlichen Jahrhundert über die Kanonicität des Koheleth in den Kreisen der jüdischen Gelehrten geführt wurde. Dieser Streit drehte sich nicht um die Authenticität des Buches, denn der Salomonische Ursprung desselben galt beiden Parteien als ausgemacht; auch nicht um die Frage, ob das Buch nachträglich in den Kanon aufgenommen werden solle, denn es wird bereits um die Zeit kurz vor und nach Christi Geburt als Bestandtheil der Heiligen Schrift citirt. Vielmehr stritt man darüber, ob das Buch bei seinem vielfach bedenklichen Inhalte mit Recht im Kanon stehe. Diese Frage wurde von der Schule Schammai's verneint, von derjenigen Hillel's bejaht; letztere Ansicht siegte schließlich auf der Synode zu

Jabne gegen Ende des 1. Jahrh. n. Chr.; am meisten trug dabei der Hinweis auf den streng moralischen Schluß des Epilogs (12, 13 fg.) zur Hebung der Anstöße an dem Buche bei (vgl. den hebräischen Wortlaut der Notizen über diesen Streit im Talmud und Midrasch in Nowack's Commentar, S. 206 fg.). Auf christlichem Boden wurden besonders von Theodorus von Mopsuestia aufs neue Bedenken gegen das Buch geäußert; die Verdammung derselben auf dem 5. Oekumenischen Concil (553) ließ um so mehr den Widerspruch verstummen, als fortan unter den Christen niemand mehr zu einer selbständigen Beurtheilung des Buches im Grundtexte befähigt war. Erst Luther hat (in seinen Tischreden) wieder eine selbständige und zwar merkwürdig freie Ansicht über den Koheleth aufgestellt (vgl. Delitzsch's Commentar, S. 196 fg.). Nach ihm ist das Buch nicht vollständig auf uns gekommen und eher von Sirach, als von Salomo geschrieben; es sei, wie ein Talmud, aus vielen Büchern zusammengezogen, vielleicht aus der Liberey des Königs Ptolemäus Euergetes in Aegypten. Allerdings erinnert Delitzsch mit Recht, daß diese Aeußerung fast so laute, als ob Luther hier den Ecclesiastes (Koheleth) und Ecclesiasticus (Sirach) vermenge. Doch sei Luther später wenigstens dabei stehen geblieben, das Buch enthalte eine nicht von Salomo selbst bewerkstelligte Zusammenstellung Salomonischer Aussprüche. Dieses Urtheil erschien jedoch dem starren Inspirationsbegriffe der nach-Lutherischen Theologen viel zu kühn, um sie zu näherer Prüfung des Thatbestandes herauszufordern. Erst Grotius machte, wie bereits erwähnt, den sprachlichen Charakter gegen die Authenticität geltend; seitdem ist die späte Entstehung des Buches mehr und mehr von allen unbefangenen Theologen als eine zweifellose Thatsache anerkannt worden und selbst Kritiker, wie Hengstenberg und Keil, die sonst fast jede Concession an die Kritik verabscheuen, haben sich dieser Thatsache beugen müssen.

Eine Aufzählung der gesammten Literatur zum Koheleth würde bei der Weitschichtigkeit derselben an dieser Stelle unmöglich sein. Wir begnügen uns daher, für die ältere Literatur, in welcher namentlich die Commentare von Knobel (Leipzig 1836), Hitzig (Leipzig 1847), Ewald (in den Dichtern des A. Bundes, 3. Aufl. Göttingen 1866), Ginsburg (s. unten) und Kleinert (Berlin 1864) hervorragen, auf die zum Theil erschöpfenden Literaturangaben in folgenden Werken zu verweisen: Ginsburg, Coheleth, commonly called the Book of Ecclesiastes, with commentary historical and critical (London 1861); Zöckler, Das Hohelied und der Prediger, theologisch-homiletisch bearbeitet (in J. P. Lange's „Theologisch-homiletisches Bibelwerk des Alten Testaments" 13. Theil, Bielefeld und Leipzig 1868; mit überaus reichhaltiger Literaturübersicht; noch vermehrt erscheint die letztere in der amerikanisch-englischen Ausgabe von Zöckler's Werk durch Tayler-Lewis, New-York und Edinburgh 1872); C. H. Wright, The Book of Koheleth (London 1883), Introduction, p. XIII fg. — Von Zöckler ist die Uebersicht über die Literatur bis Ende 1867 gegeben; nachstehend versuchen wir nun eine Uebersicht über die seitdem erschienene Literatur, welche von 1877 an auf annähernde Vollständigkeit Anspruch machen kann. Besonderes Augenmerk haben wir dabei naturgemäß der neuesten seit dem Commentar von Delitzsch (Leipzig 1875) erschienenen Literatur zugewendet und daher die bezüglichen Erscheinungen mit kurzen Charakteristiken versehen. Für die Zeit von 1868 bis 1877 verdanken wir einige Titel dem obenerwähnten Werke von Wright sowie der Geschichte der heil. Schriften Alten Testaments von Reuß.

1) Commentare und Uebersetzungen seit 1868 a) in Deutschland erschienen: Der Prediger, übersetzt und erklärt von Adolf Kamphausen, in Bunsen's Bibelwerk, 3. Theil (Leipzig 1868), S. 586 fg., eine sorgfältige Uebersetzung mit erläuternden Anmerkungen unter dem Texte. — H. Grätz, Koheleth oder der Salomonische Prediger, übersetzt und kritisch erläutert (Leipzig 1871; nicht ohne mannichfache exegetische und kritische Willkür). — Frz. Delitzsch, Biblischer Commentar über die poetischen Bücher des Alten Testaments. 4. Band: Hoheslied und Koheleth (Leipzig 1875, zugleich 4. Band des 4. Theils von Keil's und Delitzsch's biblischem Commentar über das Alte Testament). Das sprachliche und biblisch-theologische Verständniß des Buches dürfte in unserm Jahrhundert durch diesen Commentar von Delitzsch am meisten gefördert worden sein. — J. E. Veith, Koheleth und Hoheslied, übersetzt und erklärt, Wien 1877 (aus dessen hinterlassenen Handschriften herausgegeben). — W. Nowack, Der Prediger Salomo's (als zweite Auflage von Hitzig's Commentar in der 7. Auflage des „kurzgefaßten exegetischen Handbuchs" zum Alten Testament herausgegeben, Leipzig 1883). Dieser Commentar zeichnet sich ebenso durch seine gedrängte Kürze wie durch seine kritische Unbefangenheit und Besonnenheit aus; die früheren Exegeten sind sorgfältig verwerthet. — Fast werthlos ist dagegen: F. Bergmann, Eine Kette von Liedern (bisher das Hohelied Salomo's betitelt) und der Greis Salomo (bisher der Prediger Salomo benannt) aus dem Urtexte übersetzt und erklärt (Straßburg 1883). — b) Im Auslande erschienen: ein hebräischer Commentar von Ephraim Hirsch (Warschau 1871). — Wordsworth, Proverbs, Ecclesiastes and Song of Solomon (London 1872 als Bestandtheil der Holy Bible in the authorized version with notes and introductions). — Dale, Commentary on Ecclesiastes (London and Cambridge 1873). — Thomas Tyler, Ecclesiastes. A contribution to its interpretation, with introduction, exegetical analysis and translation, with notes (London 1874). Dieser Commentar hat durch die Behauptung, daß im Koheleth Einflüsse der nach-Aristotelischen (stoischen und epikuräischen) Philosophie zu constatiren seien, eine noch heute fortwirkende Debatte veranlaßt; vergleiche hierzu die unten unter Nr. 4 zu besprechende Abhandlung von Kleinert. — Leale, Homiletic commentary on the book of Ecclesiastes. With critical and explanatory notes (London 1877). — Bullock, Commentary and critical notes on Ecclesiastes (Bestandtheil des sogenannten Speaker's Commentary, London 1878). — Kalisch, Path and Goal etc. (mit einer Uebersetzung

des Koheleth, London 1880; so nach Wright, a. a. O. S. XVI). — Plumptre, Ecclesiastes or the Preacher. With notes and introduction (Cambridge 1881, Bestandtheil der Cambridge Bible for Schools). Im Anschlusse an Tyler (s. oben) versucht auch Plumptre im Koheleth, den er zwischen 240—180 vor Christus ansetzt, die Einflüsse stoischer und epikuräischer Philosophie nachzuweisen; Näheres darüber vergleiche man wiederum unten bei Kleinert. — E. Renan, L'Ecclésiaste traduit de l'Hébreu avec une étude sur l'âge et le caractère du livre, 1. und 2. Aufl., Paris 1882 (die Étude etc. erschien bereits in der Revue des deux Mondes, am 15. Febr. 1882, p. 721—751). Nach Renan ist der Verfasser des Koheleth, obschon praktischer Skeptiker und Vorläufer des allermodernsten (Schopenhauer'schen) Skepticismus, doch ein galant homme, ja das Muster eines vollendeten Weltmenschen, der, von allem zurückgekommen, alle Dinge mit wohlwollender Gleichgültigkeit beurtheilt. Somit ist das Buch eine „deliciöse Phantasie", welche in echtem Eklekticismus und Skepticismus auf jede Ueberzeugung verzichtet, ein Ausfluß der gebildeten Blasirtheit, welche alle Lebensgenüsse mit größtem Behagen durchkostet, indem sie dieselben zugleich für eitel erklärt (so wesentlich nach dem Referat von Kleinert). Wenn Renan zu alledem bemerkt, daß der Typus des Verfassers des Koheleth am ehesten in den feingebildeten und liebenswürdigen jüdischen Börsenfürsten wiederzufinden sei, so hat dagegen Ledrain („Mr. Renan et l'Ecclésiaste", Versailles 1882, extrait de la „Philosophie positive", September bis October 1882) nicht übel bemerkt, Renan habe in jenem weltmännischen Skeptiker vielmehr sein eigenes Porträt gezeichnet. — Ch. H. Wright, The book of Koheleth, commonly called Ecclesiastes, considered in relation to modern criticism and to the doctrines of modern pessimism with a critical and grammatical commentary and a revised translation, London 1883 (Donnellan lectures for 1880—81). Dieses überaus gründliche Werk untersucht zuerst in acht Kapiteln die Geschichte des Streits über die Kanonicität des Buches innerhalb der Synagoge, das Verhältniß des Koheleth zum Buch Jesus Sirach's und zum Buch der Weisheit, die Frage nach dem Verfasser, dem angeblichen Pessimismus des Buches und nach der Bedeutung des Epilogs. Hieran schließen sich die Uebersetzung des Buches, der grammatische und kritische Commentar und vier Excurse. Der Standpunkt des Verfassers ist in kritischer Beziehung ein ziemlich conservativer, wie denn z. B. die Abfassung des Buches deshalb zwischen 444—328 angesetzt wird, weil nach jüdischer Ueberlieferung bereits die „Männer der großen Synagoge" (welche Behörde gegenwärtig fast allgemein als eine Fiction der jüdischen Ueberlieferung erkannt ist) das Buch in den Kanon aufgenommen hätten. Nichtsdestoweniger hat sich Wright durch seine gründlichen Einzeluntersuchungen, besonders diejenigen zur Geschichte der Auslegung, große Verdienste um das Buch erworben.

2) Zur Textkritik und zu den alten Uebersetzungen des Buches: Janichs, Animadversiones criticae in versionem Syriacam Peschittam librorum Koheleth et Ruth (Breslau 1871). Die Reste des hexaplarischen Textes sammelte Field in Origenis Hexaplorum quae supersunt, tom. II, Oxf. 1875; den aramäischen Targum edirte de Lagarde in seinen „Hagiographa chaldaice" (Leipzig 1873), den sogenannten Graecus Venetus O. Gebhardt, (Leipzig 1875). — Der „Midrasch Koheleth" wurde zum ersten mal ins Deutsche übertragen von Aug. Wünsche in dessen Bibliotheca Rabbinica, 1. Lieferung, (Leipzig 1880).

3) Uebersichten über den Inhalt und die kritischen Fragen siehe in den Einleitungen des Alten Testaments von Eichhorn, 4. Auflage V, 251 fg.; J. Fürst (Der Kanon des Alten Testaments nach den Ueberlieferungen in Talmud und Midrasch) Leipzig 1868; de Wette, 8. Auflage, herausgegeben von Schrader (Berlin 1869) S. 538 fg.; F. A. Keil, 3. Auflage (Frankfurt 1873); F. Bleek, 4. Auflage, herausgegeben von Jul. Wellhausen (Berlin 1878), S. 525 fg.; P. Kleinert (Abriß der Einleitung, als dritte Ausgabe von Hertwig's Einleitungstabellen), Berlin 1878, S. 54 fg.; E. Reuß (Geschichte der heil. Schriften Alten Testaments), Braunschweig 1881, S. 541 fg.; Strack's Einleitung ins Alte Testament in Zöckler's Handbuch der theologischen Wissenschaften, Band I (Nördlingen 1883), S. 161 fg. — Vergleiche ferner die biblischen Theologien von Schultz (2. Auflage, S. 759, 809; Oehler II, 318 fg.; Kuenen, De Godsdienst van Israël, Band II (Haarlem 1870), S. 306—312; endlich die Artikel: Prediger Salomo von Vaihinger in Herzog's protestantischer Realencyklopädie, Band XII (in Bd. XII, 169 fg. der 2. Aufl. 1883 ersetzt durch den oben mehrfach citirten Artikel von P. Kleinert); „Koheleth" von Schenkel in dessen Bibellexikon, Band III (Leipzig 1871), S. 550 fg.; der Prediger Salomo von Riehm in dessen Handwörterbuch des biblischen Alterthums, S. 1342 fg.

4) Monographien und Abhandlungen: Wetzel, Unvorgreifliche Bemerkungen über das Buch Koheleth (in Behrend's lutherischer Monatsschrift 1869, S. 54 fg.); Grätz, Entstehungszeit und Charakter des Buches Koheleth (in dessen Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums 1869); B. Schäfer, Neue Untersuchungen über das Buch Koheleth (Freiburg 1870); F. Hitzig in Hilgenfeld's Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie 1871, H. 4; Martin Stier, Ueber den Verfasser des Buches Koheleth (in Rudelbach und Guericke's lutherischer Zeitschrift 1871, S. 409—456; Stier versucht in dieser Abhandlung die gegen die Authenticität des Koheleth sprechenden Gründe mit einem natürlich nutzlosen Aufwande von Gegengründen zu entkräften); Bost, Essai d'introduction etc. Straßburg 1871 (Titel nach Reuß); Thomas Tyler, Some new evidence as to the date of Ecclesiastes, London 1872 (über den Commentar Tyler's von 1874 s. oben unter Nr. 1); Bloch, Ursprung und Entstehungszeit des Buches Koheleth, Bamberg 1872 (vgl. auch desselben „Studien zur Geschichte der Sammlung der althebräischen Literatur", Leipzig 1875); C. Taylor, The dirge of Coheleth in Eccles. XII, discussed and literally interpreted, London 1874; Perowne in der Zeitschrift „The

Expositor" Jahrgang 1879; W. Grimm, Ueber die Stelle Koheleth 3, 11b (in Hilgenfeld's Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie 1880, S. 274 fg.); Grimm faßt hier das streitige Wort ôlām wesentlich wie Delitzsch als notio aeternitatis. — [D. Johnston] A treatise on the autorship of Ecclesiastes, London 1880 (der Verfasser dieses 590 Seiten starken Buches sucht die Möglichkeit der Abfassung des Koheleth durch Salomo dadurch zu erweisen, daß er aus Driver's Werke über den Gebrauch der Tempora im Hebräischen syntaktische Parallelen zwischen dem Koheleth und den andern älteren Büchern herausklaubt!!). — J. Derenbourg, Notes détachées sur l'Ecclésiaste, als Nr. 2 seiner Études bibliques veröffentlicht in der Revue des études juives, October bis December 1880, p. 165—185. Derenbourg trägt hier wieder die Ergänzung von Koheleth durch das Feminin chokhmā, die Weisheit, vor, sodaß das Wort also die Weisheit, die sich an die Gesammtheit wende, die philosophie populaire bedeute. Uebrigens solle Koheleth Salomo vorstellen (gegen die Herodes-Hypothese von Grätz). Nach einer Analyse des Inhalts des Buches erklärt sich sodann Derenbourg für die Ansetzung des Buches im 2. Viertel des 2. vorchristlichen Jahrh. unter den Hohenpriestern Jason und Menelas. Als Sentenzen aus älterer Quelle (s. oben) betrachtet Derenbourg die Stellen 7, 1—8; 9, 17; 10, 8 fg.; 12, 3 fg. — Bruston, Le prétendu Epicurisme de l'Ecclésiaste (in der Revue théologique, October bis December 1881, p. 310—342). — David Kohn, Einleitung in das Buch Koheleth (in hebräischer Sprache), Wilna 1881. — F. Köstlin, Koheletstudien (in den theologischen Studien aus Würtemberg, 1882, S. 110 fg.); vergleiche die oben angeführte Stelle aus diesen gehaltvollen Studien, welche es mit Recht als eine hervorragende Eigenthümlichkeit des Koheleth bezeichnen, daß hier die Loslösung des Individuums vom Land und Volk Gottes vollzogen ist; das Individuum steht, vaterlandslos geworden, seinem Gott allein gegenüber, in Schmerz und Ahnung nach einer Zeit ausschauend, wo es wieder auf eine feste Basis gestellt werden sollte, nicht mehr die Naturbasis, sondern die des Reiches Gottes. — E. Ledrain, Mr. Renan et l'Ecclésiaste, Versailles 1882 (s. oben). — P. Kleinert, Sind im Buche Koheleth außerhebräische Einflüsse anzuerkennen? (in den Theologischen Studien und Kritiken 1883, 4, S. 761—782). Kleinert wendet sich hier gegen die Hypothesen Tyler's und Plumptre's (s. oben), nach welchen der Koheleth auf einer Mischung hebräischer Denkart mit hellenischer Philosophie beruhen, also auf eine Popularphilosophie aus den vorhandenen Mitteln der stoischen und epikuräischen Schultheorien hinauslaufen soll. Zwar habe Plumptre nicht ohne Geist eine ideale Biographie des Verfassers des Koheleth entworfen, den er unter Ptolemäus Philopator in Alexandrien unter Hetären und Philosophen zu seinen schließlichen Resultaten gelangen läßt, zu rügen sei jedoch, daß Plumptre wie Tyler nur auf die jungen Autoritäten der Stoa wie des Epikuräismus Rücksicht nehmen. So seien Tyler die Belege für den stoischen Hauptgrundsatz vom „naturgemäß leben" misglückt. Und wenn der Determinismus des Buches allerdings den Grundsätzen der Stoa entspreche, so sei er doch andererseits auch dem semitischen Geiste nicht wurzelfremd; ebensowenig braucht die Unterscheidung der Weisen und Thoren von der Stoa entlehnt zu sein. Uebrigens aber stehen diesen Aehnlichkeiten zwischen Koheleth und den Stoikern die stärksten Differenzen gegenüber; der Koheleth weiß so wenig etwas von einer Immanenz Gottes in der Welt wie von dem sittlichen Idealismus der Stoa. Ebensowenig lassen sich im Koheleth die specifischen Schullehren des Epikuräismus nachweisen, wie der Atomismus, die Leugnung des Geistes, die Lehre von der Vielheit der Welten, die Ablehnung jeder Furcht, die Forderung absoluter Gemüthsruhe. Bei alledem erkennt auch Kleinert, wie schon oben bemerkt, specifische Einflüsse des griechischen Wesens auf den hebräischen Geist in unserm Buche an; die von Tyler und Plumptre vorgetragene culturgeschichtliche Auffassung des Buches habe einen bleibenden Werth besonders durch den Hinweis auf die merkwürdige Analogie der gleichzeitigen Philosophenschulen, die, auch losgelöst vom nationalen Boden, kosmopolitisch und fast rein praktisch geworden sind. Trotzdem aber sei der Versuch Plumptre's, den schulmäßigen Skepticismus des späteren Hellenenthums an der Entstehung des Buches mitbetheiligt zu denken, undurchführbar. Im weiteren Verlaufe seiner Abhandlung wendet sich Kleinert sodann gegen die Aufstellungen Renan's und gibt dann seine eigenen Vermuthungen über den Abfassungsort, deren wir bereits oben Erwähnung gethan haben. Die Abhandlung Kuenen's über „Qoheleth" in der holländischen theologischen Tijdschrift, März 1883, S. 113—144, enthält eine Auseinandersetzung mit Renan's „Ecclésiaste" und dem 1871 erschienenen Commentar von Grätz. Dabei erklärt sich Kuenen jetzt für die Möglichkeit, daß das Buch erst in den Zeiten des Alexander Jannäi (also etwa um 100 v. Chr.) entstanden sei. *(E. Kautzsch.)*

KOHISTAN, auch KUHISTAN, ist kein Eigenname, sondern bedeutet Gebirgsland; die Kohistaner sind somit Gebirgsbewohner. Speciell nennt man so das Bergland in der Mitte Persiens, im Nordwesten der Wüste Lût, wo der Chus-Rûd von Osten kommt, sich nach Süden wendet und in der Wüste endet. An demselben liegt in 1340 Meter Höhe der Ort Chus.*) Ferner das Bergland, ehemals zu Balutschistan gehörig, am südöstlichen Ende von Persien, aus welchem sich der Maschkid-Rûd heraus nach Nordwesten windet und wo in 1130 Meter Höhe Dizak liegt: eine noch sehr unbekannte Region. Ferner das Bergland gerade nördlich von der Stadt Kabul in Kabulistan, dem nördlichen Afghanistan, wo der aus dem Gorbandthale, zwischen dem Hindu-Kusch und der Paghmankette herkommende obere Ka-

*) Dieser südliche Theil der großen persischen Provinz Chorasân, 35 geogr. Meilen im Nordwesten des Hamun-Sumpfes, eine wasserarme, gebirgige, steinige Landschaft, muß nach H. Kiepert das Land der Sagartier gewesen sein, welche im Heere des Xerxes als wilde, mit der Schleuder bewaffnete, skythisch gekleidete, aber Persisch sprechende Reiter beschrieben werden.

bul um das letztere Gebirge seine Krümmung macht. Es ist also das Längenthal Gorband, Parwan, Pandschîr, von etwa 200,000 räuberischen Tadschiks bewohnt. Gorband ist außerordentlich reich an den mannichfaltigsten Blumen und Sträuchern; Parwan, ähnlich auch Pandschîr, ein enges, gewundenes Felsenthal mit Burgen an den Abhängen und reich an Maulbeerbäumen. Da, wo sich die drei Ströme vereinigen, heißt die Ebene Kôh-i-Damân, d. h. Saum des Gebirges; sie mißt 6,7 und 1,5 geogr. Meilen. Das von Dörfern und Burgen erfüllte Ländchen ist überaus fruchtbar und ebenfalls von räuberischen Tadschiks bewohnt. In der östlichen Ecke, am Pandschîr, ist das berühmte Reig-Rawân, Höhen aus losem Wüstensande, der eine Musik hören läßt wie der tönende Sand am Sinai. Der nordwestliche Theil, die Ebene von Bagrâm, ist von größter landschaftlicher Schönheit, nahe von Bagrâm, bei Opiân, hat fast zweifellos das Alexandria ad Caucasum gelegen. Der Hauptort ist Tscharikar; das terrassenförmige Istalif liegt reizend.

Kohistan heißt auch eine Abtheilung oder ein Taluk des Karatschi-Districts in Sind, im Nordwesten des britischen Ostindiens, 191 geogr. □Meilen mit 5681 Einwohnern, wovon 4713 Mohammedaner waren (1877). Es ist ein unfruchtbares Bergland, voll Ausläufer der Kirtharkette; den Süden bilden einige ausgedehnte, durch Höhenzüge voneinander getrennte Ebenen, welche nach dem Regen reichlich Viehfutter für die Indusheerden bieten. Die hauptsächlichen Flüsse sind der Hab, Baran und Malir. Ackerbau gibt es nicht; die Balutschen-Stämme leben fast allein von ihren Schaf- und Ziegenheerden. Die Bevölkerung ist nomadisch und fluctuirend, sodaß nur 6 permanente Dörfer vorhanden sind. Die Balutschen bewohnen hauptsächlich den nördlichen Theil; die Numrias und Dschokias, welche Sind-Stämme sind, die Berge der Mitte und die südlichen Ebenen. Höchstens werden Mattenhütten errichtet, die binnen wenigen Stunden wieder abgebrochen werden können. Namentlich die Numrias mögen nichts mit der Regierung zu thun haben und alle Stämme sind große Viehdiebe. Unter den Balutschen-Stämmen besteht eine Art von Blutrache, welche sich aus dem geringsten Verstoße entwickelt und oft Veranlassung zu großer innerer Verwirrung gibt, die selbst jahrelang währt. *(G. A. von Klöden.)*

Kohl, s. Brassica.

KOHL (Johann Georg), ausgezeichneter Schriftsteller und Geograph, in Deutschland der eigentliche Begründer der Reisebeschreibung, die den Ton populärer Unterhaltung mit wissenschaftlicher Beobachtung und Darstellung zu vereinigen bestrebt ist, wurde am 28. April 1808 in Bremen geboren und gewann frühzeitig Eindrücke und Anregungen, die ihn auf das eigentliche Feld seiner späteren außergewöhnlich reichen und fruchtbaren Thätigkeit hinwiesen. Schon der Stand seines Vaters (er war Kaufmann), der Charakter seiner Vaterstadt, die nahe Berührung mit dem Meere, der Zuzug und Fortgang der Auswanderer lenkte seine jugendliche Phantasie in die Weite und man glaubt es ihm, wenn er in seinem anziehenden selbstkritischen Werke „Aus meinen Hütten. Oder Geständnisse und Träume eines deutschen Schriftstellers" (Leipzig 1850), Band I, S. 192, sagt: „Wenn ich jetzt an alles das, was mir schon von Jugend auf durch den Kopf ging, zurückdenke, so scheint es mir, als hätte ich nie andere Gedanken als Reisegedanken, nie andere Pläne als Reisepläne, nie andere Phantasien als Reisephantasien gehabt und gehegt." Ein alter Oheim, Johann Kohl, der als Supercargo portugiesischer Schiffe im 18. Jahrh. Ostindien gründlich kennen gelernt hatte, gab mit seiner Atlanten- und Seekartensammlung und mit seinen Reisejournalen, deren Lektüre sich Kohl nach seinen eigenen Worten unvergeßlich einprägte, bremische Seekapitäne mit der Erzählung ihrer Fahrten dem kindlichen Gemüthe weitere erwünschte Nahrung, und eine kleine Sammlung, die ethnographische Curiositäten und Gegenstände aus allen Zweigen der Naturgeschichte umfaßte, war das erste praktische Resultat dieses Verkehrs und des angeborenen Sammeleifers des Knaben. Seine Schulbildung empfing er auf der Vorschule (1818—1824) und dem Gymnasium (1824—1827) in Bremen. Sein Vater hatte ihn zum Advocaten bestimmt und obwol ohne stark ausgesprochene Neigung widmete Kohl sich doch seinen juristischen Studien fleißig, zunächst in Göttingen, das er zu Ostern 1827 bezog, im nächsten Jahre in Heidelberg, das ihm die Freundschaft Thibaut's, bei dem er Pandekten hörte, eintrug, zuletzt (seit Ostern 1829) in München. Der Tod des Vaters rief ihn jedoch plötzlich (1830) von seinen Studien ab und dieser den Jüngling anfänglich so hart treffende Schlag wurde indirect die Veranlassung zu dem glücklichen Erfassen seines wahren Berufs. Da die Aufhebung des väterlichen Geschäfts die Folge des Todesfalls war und die Advocatencarrière in Bremen für den wenig Begüterten in ihren Anfängen zu kostspielig schien, nahm er eine Hauslehrerstelle in Kurland an, die ihm Muße genug zu ausgiebigen geographischen und psychologischen Betrachtungen ließ und ihm den Weg zur Schriftstellerei und zur Berühmtheit bahnte. Während seines fünfjährigen Aufenthalts in Kurland sammelte er das reichhaltigste auf die Ethnographie der Letten bezügliche Notizen- und Objectenmaterial, das er sich späterhin, als er es wissenschaftlich verarbeiten wollte, fast gänzlich zu reconstruiren gezwungen sah: es war auf einem Transport mit der Kiste, die es barg, verschwunden. Der kurländer Aufenthalt brachte übrigens noch eine bedeutsamere Frucht, einen, wie Kohl sich ausdrückt, „mehr allgemeinen geographischen Versuch", der den Titel: „Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche" führt und der in seinen Grundzügen das Bedingtsein des Verkehrs der Menschen, ihres Handels, ihrer Eroberungszüge, ihrer Wanderungen und Städtegründungen von der Beschaffenheit der Erdoberfläche, vorzugsweise von dem Gegensatze des Flüssigen und Starren überzeugend und wegweisend darthut. Die Arbeit, die im J. 1841 in der Arnoldischen Buchhandlung (Dresden und Leipzig) erschien, fand mehr als dreißig Jahre später ihre werthvolle Fortsetzung und Ergänzung in seinem

Werke über „Die geographische Lage der Hauptstädte Europas“ (1874). Minder theoretisch als in der ersten Schrift und mit weiser Stoffbeschränkung kritisirt er nach denselben Gesichtspunkten darin die vornehmsten Hauptstädte Amerikas und Europas, um (nach seiner Erklärung im Vorworte) „bei jeder die Beschaffenheit ihres Bauplatzes und seine zu einer menschlichen Ansiedelung einladenden Qualitäten zu kennzeichnen, ferner die Richtung der auf sie zielenden Flußläufe und Thäler, oder zu ihr hinführenden Bodendepressionen und Gebirgspässe oder der bei ihr zusammentreffenden Küstenlinien und Meerbusen und die durch diese veranlaßten Verbindungen mit benachbarten oder entfernten Gegenden herauszustellen, sowie auch aus der Geschichte jedes Ortes nachzuweisen, wie solche von der Natur gebotenen Vortheile von den Landeskindern benutzt wurden und wie sie auf seine Hebung und sein Wachsthum einwirkten“. Es ist gewissermaßen die praktische Nutzanwendung der in dem „Verkehr der Menschen“ angeknüpften Gedankenreihe, die nach allen Seiten hin auf fruchtbaren Boden gefallen ist und die zu dem Bleibenden in Kohl's Werken gehört.

Auch Kohl's Arbeit über die „Geographie und Geschichte der Ströme Rußlands“, die er nach seiner Abreise aus Kurland in Dorpat unter reger Benutzung der Schätze der dortigen Universitätsbibliothek begann, beutet den Grundgedanken des „Verkehrs der Menschen“ im Speciellen aus. Er fing an, alle Stromgebiete Rußlands, von der Wolga bis zur Indigirka in Sibirien, zu beschreiben, suchte in die Geschichte der allmählichen Ausdehnung des russischen Staatsgebiets, der ganzen räumlichen Bewegung der Bewohner einzudringen, um den Nachweis zu führen, daß und inwieweit dies alles durch die Ströme des Landes bedingt sei. Das eine praktische Beispiel zog andere nach sich. Kohl besuchte Petersburg, Moskau, Charkow, Poltawa, benutzte an jedem Orte die vorhandenen Bibliotheken und arbeitete an seinem fast unerschöpflichen Thema weiter, bis das Material so stark angeschwollen war, daß er die Arbeit abschließen zu können und das Interesse der Petersburger Akademie dafür anrufen zu dürfen glaubte. Die Aussichten, dieselbe für den Druck des Werkes zu gewinnen, waren jedoch gering, und der Verfasser mußte sich entschließen, sie vorläufig aufzugeben und seine Reisen fortzusetzen.

Von jetzt an begann Kohl's Thätigkeit sich immer mehr in die Breite zu erstrecken. Er reiste (im Sommer 1838) nach Odessa, durch Bessarabien, in die Krim, kehrte im Winter durch Polen nach Deutschland zurück, nahm sein Domicil in Dresden und publicirte im Zeitraume von drei Jahren (1839—1842) seine „Reisen in Südrußland“ (3 Theile), „Petersburg in Bildern und Skizzen“ (3 Theile), „Reisen im Innern von Rußland und Polen“ (3 Theile) und die zweibändige „Schilderung der russischen Ostseeprovinzen“. In rascher Reihenfolge erschien bald nachher (nachdem der „Verkehr der Menschen und ihrer Ansiedelungen“ publicirt war) in den Jahren 1843—1847 die Ausbeute seiner mittlerweile unternommenen neuen Wanderfahrten: die „Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten“, 2 Theile (1842), die „Reise in Steiermark und dem bairischen Hochlande“ (1842), „Reisen in Ungarn“, 2 Theile (1842), „Reisen in England und Wales“ 3 Theile (1844), „Reisen in Schottland“, 2 Theile (1844), „Reisen in Irland“, 2 Theile (1844), „Land und Leute der britischen Inseln“ 3 Theile (1844), „Englische Skizzen“ (1845), „Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein“ (1846), „Bemerkungen über die Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogthume Schleswig“ (1847). Die Arbeiten hatten alle dieselbe Tendenz: die Erlebnisse des Reisenden auf eine für Land und Leute charakteristische Weise darzustellen und auch der Wissenschaft specielle Beobachtungen zuzuführen. Zwar sehnte Kohl sich inmitten dieser geschäftigen Schnellarbeit, die vorwiegend doch der Unterhaltung in gefälliger und belehrender Weise entgegenkam, nach wissenschaftlicher Vertiefung, und das alte in Rußland von ihm verfolgte Thema ließ ihn auch außerhalb des Zarenreichs nicht ruhen. Wie er es mit den russischen Strömen gethan, trug er sich nun auch mit dem Gedanken, die Flüsse Frankreichs und Deutschlands, zunächst die Deutschlands, in ihrem Einflusse auf die Menschen zu behandeln, aber die Umschau nach einem Verleger war wiederum vergeblich, und so blieb dem Reisenden nichts übrig, als von seinen geographisch-historischen Beobachtungen in seine Unterhaltungswerke so viel einfließen zu lassen, wie für das allgemeine Verständniß irgend thunlich war. „Der Rhein“ (1851) und „Die Donau von ihrem Ursprunge bis Pesth“ (1853) tragen deutliche Spuren davon, zum Theil auch die „Reisen in den Niederlanden“ (1850), die „Reisen nach Istrien, Dalmatien und Montenegro“, 2 Theile (1851), die „Reisen im südöstlichen Deutschland“ (1852). Zwischen diese fallen als Arbeiten leichteren Genres die „Alpenreisen“ (1849—1851), die „Naturansichten aus den Alpen“ (1851), die „Skizzen aus Natur- und Völkerleben“ (1851) und die schon erwähnte anziehende psychologische Selbstbetrachtung „Aus meinen Hütten“, liebenswürdige und offene Geständnisse, die das Wesen ihres Autors anschaulich klar legen und über die zwei Seelen in seiner Brust, die scheinbaren Widersprüche seines Wandertriebes und seines Hanges zur Einsamkeit, seiner Neigung zum Umherspüren in der Außenwelt und zum grüblerischen Sichversenken in das geheimste Innere feine und fesselnde Aufschlüsse geben.

Das dreibändige Werk erstreckt sich unter den Kapitelüberschriften „Ueber Selbstbeobachtung“, „Einsiedeleien“, „Reisen“, „Erfahrung“, „Kunsttrieb“, „Phantasie“, „Zeit und Tod“ u. a. in freier aphoristischer Manier so ziemlich über alle Kammern des Kopfes und Herzens und gehört auch rein schriftstellerisch zu Kohl's besten Leistungen, jedenfalls zu denen, die ihm die ungetheilteste Anerkennung eingetragen haben. Geht er in seinen Reisebeschreibungen oft zu sehr ins Weite und vermißt der Eingeweihte in ihnen zu Zeiten die Gründlichkeit der Forschung, so erfreut hier das bedächtige Schürfen in die Tiefe, das manchen kostbaren Edelstein an den Tag fördert. Einige Sätze des Werkes sind hier schon darum an ihrer Stelle, weil sie den Verfasser, wenn man sie

zusammenhält, besonders treffend charakterisiren. Für seine Reiselust wurde schon oben ein Citat beigebracht. Ein anderes lautet: „Humani nihil a me alienum puto. Dies ging mir schon als Knabe beständig durch den Kopf. Ich sprach dies tausend mal nach. Ich schrieb es auf hundert Papierchen nieder. Ich hatte es immer in Gedanken. Es wurde ein Wahlspruch meines Lebens. Alles, was die Menschen angeht, alles, was auf die Menschen eine nahe oder auch nur die entfernteste Beziehung hätte, wollte ich wissen, wollte ich kennen, wollte ich erspüren" (II, 234). In engem Zusammenhange damit steht das Wort: „Meine Ohren hatten schon frühzeitig das Wort „Polyhistor" aufgefangen und ich hörte mit Entzücken von Menschen, die es versucht hätten, den Umfang des ganzen menschlichen Wissens zu erschöpfen. Obgleich ich bald einsah, daß dies zu dieser Zeit nicht mehr möglich sei, so hörte ich doch nicht auf, dem Phantom, das mir vorschwebte, nachzujagen, und ich habe dies eigentlich bis auf diesen Augenblick herab immer unwillkürlich gethan, weil meine Natur einmal danach war. Ich hielt geradezu nichts, was den Schatz meiner Kenntnisse auf irgendeine Weise vermehren konnte, für fremdartig. Es kam mir vor, als gehörte alles zu meinem Fache. Und wenn ich auch nur erfuhr, wie auf Japanisch eine Heugabel hieß, so merkte ich es mir und freute mich darüber wie über eine Vermehrung des Kapitals meines Wissens" (II, 236). Wenn Kohl im 1. Bande S. 292 das „Reisen und Schweifen auf diesem Sterne, den wir unsere Erde nennen, als seinen ihm stets vorschwebenden Lebenszweck" bezeichnete, so bezeichnet ein anderer Ausspruch die völlige Kehrseite dieser Neigung: „Solange ich denken kann, habe ich einen unwiderstehlichen Hang zur Einsamkeit in mir gespürt und dieser Hang hat mich in allen Perioden meines Lebens aus den volkreichen Städten, die ich zu Zeiten bewohnen mußte, in die Wildniß hinausgetrieben und hat mich stets von den großen Heerstraßen der Welt, die ich zuweilen bewandelte, auf die einsamen Feld- und Fußpfade der versteckten Thäler und der unbewohnten Berge geführt" (I, 101). „Eine lange Zeit meines Lebens hielt ich an dem Plane fest, ich wollte mich in ein Kloster zurückziehen, und als ich als junger Mensch reiste, suchte ich immer nach einem solchen Kloster, wie es mir gefallen möchte" (I, 102). Ebenso interessant ist das Eingeständniß, daß er, für den auch die kleinste Aeußerung des menschlichen Lebenstriebes Reiz hatte, findet, „daß er von Jugend auf Todesgedanken in sich gehegt und gepflegt habe" (III, 403). Ausgeglichen erscheint diese Zweitheilung seiner Natur in den treffenden Sätzen: „Meine Seele ist wie ein Magnet von zwei entgegengesetzten Kräften durchwebt, von einer anziehenden und zurückstoßenden Kraft. Ich fühle die Expansion nach außen, die unwiderstehlich ist, und eine Concentration nach innen, die mich eben so ganz zu beherrschen scheint." Aber: „Keine Leidenschaft kämpfte bei mir die andere nieder. Ich glaube, daß meine Phantasie der eigentliche Schlüssel zu diesem Phänomen ist. Sie baute mir Hütten und Häuser und Schlösser und spiegelte mir süße Erinnerungen vor und sättigte damit während des Schweifens meinen Heißhunger nach dem stillen Umfange fester und friedlicher Mauern, sodaß er mich nicht daran hinderte zu genießen, was der Augenblick mir bot" (II, 433). „Alle meine Erfahrungen haben unausgesetzt eine doppelte Richtung gehabt. Sie waren erstlich auf die mich umgebende Außenwelt und dann auf meine innere Welt gerichtet. Und ohne diese Duplicität der Richtung hätten sie mir alle nichts helfen können" (I, 299). Kohl beweist damit, wie hell er es erkannt hat, daß gerade in diesen Contrasten seines Wesens seine ungewöhnliche Berufung zum Reiseschriftsteller involvirt liegt; sie erklären auch seine erstaunliche Productivität; seine Wanderlust und seine Phantasie flogen um die Wette: kaum zur Ruhe gekommen, ließ er seinen Geist schweifen und durchlebte in seiner häuslichen Einsamkeit die Wechselfälle seiner Wanderfahrten zum zweiten mal. — In einer späteren Aphorismensammlung „Am Wege. Blicke in Gemüth und Welt" (Bremen 1866) hat er seinem Hang zu psychologischen Betrachtungen in derselben subtilen Weise wie in seinen „Hütten" Ausdruck verliehen.

Im J. 1852 trug ihm Graz den zu stiftenden Lehrstuhl für Geographie an, den Kohl auf Zurathen Karl Ritter's anzunehmen entschlossen war. Da sich die Errichtung desselben aus Mangel an Fonds und Zuhörern jedoch zerschlug und Kohl seinen Wunsch, ein größeres rein geographisch-historisches Werk zu publiciren, in Europa nicht zu realisiren vermochte, wandte er sich, zunächst noch ohne den Continent zu verlassen, der Geschichte und Geographie Amerikas zu und reiste, nachdem er sich für eine in den Jahren 1852—1854 geschriebene Geschichte der Entdeckung des neuen Welttheils (für die er später, 1859, gleichfalls vergebens, die göttinger Universität zu interessiren suchte) umsonst nach einem Verleger umgesehen hatte, nach kurzem Aufenthalte in Paris zum zweiten mal nach London. Hier fand er im British Museum unter anderm für seine Arbeit werthvollen Material auch eine im J. 1489 in Lissabon hergestellte Karte der Alten Welt, die mit einer Erklärung von Kohl in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" facsimilirt zur Veröffentlichung gelangte. Da im übrigen aber auch in England trotz der freundlichen Aufnahme, die Kohl überall fand, niemand für seine große Arbeit zu gewinnen war, reiste er endlich (im Herbste 1854) nach den Vereinigten Staaten ab, wußte in Neuyork durch seine Vorträge in der Historischen Gesellschaft über die lissaboner Karte und amerikanische Kartographie die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise auf sich zu lenken, nahm seinen Wohnsitz in Washington und bereiste während der längsten Zeit der vier Jahre, die er in Amerika verweilte, das Land, die gewonnenen Eindrücke in derselben Weise wie früher verwerthend. Seine „Reisen in Canada und durch die Staaten von Neuyork und Pennsylvanien" (1856) und die „Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten" sind die Früchte dieser Wanderungen. Das Ansehen Kohl's steigerte sich rasch, er gewann den Ruf einer Autorität in der Kenntniß der Geographie Amerikas und erhielt in der Folge von dem Coast Survey Office, dem Bu-

reau der Küstenvermessungen, den Auftrag, eine Geschichte der pacifischen Küste der Vereinigten Staaten zu schreiben — nach Kohl's Plane der Anfang einer „vollständigen und speciellen Geschichte der amerikanischen Küsten, die auf einer speciellen hydrographischen Schilderung derselben basirt und durch von Kohl componirte historische Karten und chronologisch geordnete Copien aller Darstellungen der Küsten aus verschiedenen Zeiten illustrirt werden sollte". Das Werk gedieh in den ersten Stadien vortrefflich. Nach der Westküste der Vereinigten Staaten behandelte Kohl den Mexicanischen Meerbusen in ähnlicher Weise, ließ eine Abhandlung über die bei Hakluyt Vol. III beschriebenen oder erwähnten Karten amerikanischer Entdecker und Reisender drucken, übersandte dieselbe der Hakluyt-Society in London und regte den Gedanken an, sämmtliche bei Hakluyt erwähnten und zur Erläuterung seiner Documente dienlichen Karten aufzusuchen, resp. zu reconstruiren und so einen historischen Atlas als Beigabe zu dessen Werke zu schaffen, dem eine historische Kritik der Karten anzuschließen sei. Die Hakluyt-Society konnte auf diesen Vorschlag leider nicht eingehen. Dafür bewilligte der Congreß der Vereinigten Staaten jedoch die Summe von 6000 Dollars für die Copirung der von Kohl gesammelten Karten, die mit seinen Erläuterungen versehen in einer Abtheilung des Staatsdepartements deponirt werden sollten. Die Copien wurden auch genommen, die Handelskrisis im J. 1857 verhinderte jedoch ihre Veröffentlichung, wie sie bedauerlicherweise auch das begonnene Küstenwerk sistirte. Schon hatte Kohl auch die Bearbeitung der atlantischen Küste in Angriff genommen und der ganzen Arbeit den Gesammttitel „The Seacoasts of the United States. Their History and Hydrography" zugedacht, als ihm seitens des Superintendenten des Coast Survey Office die Mittheilung zuging, daß seine Arbeit schwerlich in der begonnenen Weise zu Ende geführt werden könne. Nichtsdestoweniger blieb Kohl auch ohne nahe Aussicht auf Veröffentlichung seinem Vorhaben getreu, beendigte das Werk und schrieb (gleichfalls auf Anregung des Coast Survey Office) eine „Geschichte des Golfstroms und seiner Erforschung von den ältesten Zeiten bis auf den großen amerikanischen Bürgerkrieg", welche mit drei Tafeln versehen 1868 in Bremen erschien, während das erstgenannte große Werk unpublicirt blieb.

Nach Deutschland zurückgekehrt (1858) ließ Kohl sich in seiner Vaterstadt nieder, vorderhand damit beschäftigt, weitere Ergebnisse seiner amerikanischen Studien auszuarbeiten und dem Drucke zu übergeben: „Kitschi-Gami oder Erzählungen vom Obern See. Ein Beitrag zur Charakteristik der amerikanischen Indianer" erschien 1859 in deutscher Sprache in Bremen, 1860 in englischer in London, „Die beiden ältesten Generalkarten von Amerika, ausgeführt in den Jahren 1527 und 1529 auf Befehl Kaiser Karl's V." 1860 in Weimar, die „Geschichte der Entdeckung Amerikas von Columbus bis Franklin" 1861 in Bremen. Acht Jahre später verfaßte Kohl im Auftrage der Historischen Gesellschaft von Maine die „History of de discovery of the east coast of North America" (Portland 1869), 1877 erschien zu Berlin seine „Geschichte der Entdeckungsreisen und Schiffahrten zur Magellansstraße" — ein Werk, das Kohl's amerikanischen Ruf nur noch erhöhte und ihm in der Neuen Welt die Huldigung eintrug, der einzige ebenbürtige Nachfolger Alexander von Humboldt's zu sein.

Daß Kohl's Drang in die Ferne auch in seinem Vaterlande neue Nahrung suchte, war begreiflich; aber er zog sich mit den zunehmenden Jahren seine Kreise nach und nach enger. Die „Nordwestdeutschen Skizzen", 2 Bde. (Bremen 1864), die „Deutschen Volksbilder und Naturansichten aus dem Harze" (Hannover 1866) sind die letzten Ergebnisse seiner Wanderstudien. In seiner Geschichte des „Hauses Seefahrt zu Bremen" (Bremen 1862), seinem Buche über den „Raths-Weinkeller zu Bremen" (Bremen 1866), den „Episoden aus der Cultur- und Kunstgeschichte Bremens" (1870), und „Alte und neue Zeit. Episoden aus der Culturgeschichte der freien Reichsstadt Bremen" (Bremen 1871) bleibt er ganz und gar in seiner engeren Heimat und in der „Pilgerfahrt des Landgrafen Wilhelm von Thüringen zum heiligen Lande in dem Jahre 1461" (Bremen 1868), den wichtigen Schriften „Die Völker Europas" (Hamburg 1868), „Die geographische Lage der Hauptstädte Europas" (1874) — diese letztere wurde oben mit der Arbeit über den „Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen" zusammengestellt — und der geistreichen Abhandlung über „Die natürlichen Lockmittel des Völkerverkehrs", die in den bremer „Naturwissenschaftlichen Abhandlungen" zum Abdruck gelangte, verfolgt er mit Consequenz und Schärfe die Gedanken seiner älteren wissenschaftlichen geographischen Arbeit.

Ein besonderes Verdienst um das geistige Leben seiner Heimat erwarb sich Kohl durch den Eifer und die Umsicht, mit der er das ihm im Herbste 1863 übertragene Amt eines Stadtbibliothekars verwaltete. Der bedeutende Bücherschatz, dessen Grundstock die durch einen günstigen Gelegenheitskauf im J. 1646 vom bremer Rathe erworbene reichhaltige Sammlung des Melchior Goldast von Heimingsfeld bildet, war vor seinem Amtsantritte selbst den Gelehrten nur schwer zugänglich; die weiteren Kreise sahen sich fast gänzlich von seiner Benutzung ausgeschlossen. Zudem wurde die Verwaltung der Bibliothek nur als ein Nebenamt betrachtet, eine Art Sinecure, und weder sonderliche Aufwendungen seitens des Staats noch bemerkenswerthe Bemühungen seitens des Bibliothekars darauf verwandt. Kohl reorganisirte das Institut von Grund aus. Die wenig übersichtliche frühere Ordnung der Bücher ersetzte er durch eine auf sorgfältiger Katalogisirung beruhende neue, wußte den Bestand durch seine weitverzweigten Beziehungen zu auswärtigen Bibliotheken und Gelehrten beständig zu vermehren und das Interesse des Publikums durch seine gewinnende Freundlichkeit, durch die Bereitwilligkeit, mit der er Auskünfte ertheilte und besonders jüngere Leser berieth, beständig zu steigern. Auf seinen Antrag wurden auch die Mittel für Neuanschaffungen nicht unerheblich erhöht. Die übrigen Bibliotheken der Stadt, die staatlichen und die der größeren

Privatgesellschaften, vereinigte er mit der Stadtbibliothek zu einem Bibliothekverein. Trotzdem die geringe Dotirung der Stelle in keinem Verhältnisse zu der von ihm dafür aufgewandten Zeit und Arbeit stand, betrachtete er sie doch, lediglich von der Liebe zur Sache geleitet, als von seinem Leben unzertrennlich. Sie war ihm ans Herz gewachsen und er hat ihr in treuer Ausdauer auch noch seine letzten Kräfte geschenkt. Nur ein so ruhiger und rüstiger Arbeiter konnte bei der Arbeit, die er auf das Amt mehr fast als erforderlich verwandte, noch Muße und Frische genug zu den größeren Werken, deren Abfassung in die Zeit von 1863—1877 fällt, und zu den zahlreichen Aufsätzen finden, die in den bedeutendsten wissenschaflichen, belletristischen und politischen Zeitschriften verstreut liegen. Neben Artikeln leichteren Genres, wie sie sich u. a. in der „Gartenlaube" und „Ueber Land und Meer" finden, schrieb er geographische, historische und ethnographische Abhandlungen für das „Ausland", „Aus allen Welttheilen", „Petermann's Mittheilungen", die berliner „Zeitschrift für Erdkunde", die „Weser-Zeitung", die augsburger „Allgemeine", zahlreiche Recensionen und Anzeigen hervorragender Reisewerke u. a. für die „Göttingischen gelehrten Anzeigen". Daneben unterhielt er die regste Correspondenz mit seinen auswärtigen Verwandten, den zahlreichen Freunden, die er sich auf seinen Reisen in der Alten und Neuen Welt erworben, Gelehrten und gelehrten Gesellschaften. Seine gesammte schriftstellerische Thätigkeit ist schwer übersehbar und selbst in den Händen seiner Verwandten finden sich seine selbständig erschienenen Werke nicht vollzählig vereinigt — nicht einmal (trotz vielfachen Suchens nach den im Buchhandel vergriffenen) in der bremer Stadtbibliothek.

An Anerkennung seiner schriftstellerischen Leistungen und seiner Verdienste um die Erdkunde hat es ihm nicht gefehlt. Nur der historische Theil seiner Schriften will, da die Sichtung der Quellen nicht immer mit der nöthigen kritischen Vorsicht geübt ist, mit Reserve aufgenommen und controlirt sein. Königsberg und Brunswick (Maine) ernannten ihn zum Doctor honoris causa. Die deutsche Presse hat ihn auf seinen Wanderungen mit gleichmäßigem Wohlwollen begleitet und trotz des veränderten Zeitgeschmacks sind seine populären Reiseberichte noch immer eine gern aufgesuchte Unterhaltungslektüre. Das größte wissenschaftliche Ansehen genoß er in England und Amerika, und die fruchtbringenden Gedanken, die er entwickelt, werden noch lange vielfach nachwirken und ihm in der Geschichte der Geographie ein ehrenvolles Andenken sichern.

Kohl war unverheirathet, aber der herzliche Verkehr mit seinen Geschwistern und deren Familie ersetzte ihm das häusliche Glück. Eine seiner Schwestern, Ida (geb. am 25. Juli 1814), die ihn nach Frankreich und England begleitete, nahm auch an seiner literarischen Thätigkeit mitschaffenden Antheil. In dem dreibändigen Werke „Paris und die Franzosen" (Leipzig 1845) trat sie selbstständig als Schriftstellerin auf, an den „Englischen Skizzen" ihres Bruders fällt ihr ein nicht unerheblicher Antheil zu. Ihre Verheirathung mit dem Grafen Hermann Baudissin (1846) führte sie nach Freiburg. Seit Kohl's Rückkehr nach Bremen führte er anfangs mit seiner Mutter und einem Bruder, dann mit einigen jüngeren Verwandten ein gemeinschaftliches Hauswesen. Unter der Pflege der Seinen verschied er am 28. Oct. 1877 sanft, nachdem ein zunehmendes Rückenmarksleiden ihn im letzten Jahre seinem Amte und jeder anstrengenden Beschäftigung entzogen hatte.

Außer seinen für seine Biographie belangreichen Werken sind in diesem Artikel neben verschiedenen Nekrologen, u. a. in der Wochenschrift „Aus allen Welttheilen" von Dr. W. Wolkenhauer, handschriftliche autobiographische Aufzeichnungen Kohl's zu Grunde gelegt.

(Heinrich Bulthaupt.)

KOHLE, in reinem Zustande **Kohlenstoff** oder Carboneum, vierwerthiges zur Klasse der Metalloide gehöriges Element, Zeichen: C., Atomgewicht: 12 (11,97 nach Stas), findet sich in der Natur außerordentlich verbreitet in freiem Zustande und zwar seltener rein als Diamant und Graphit, in größter Menge dagegen als fossile Ueberreste organischer Substanz, meist in Verbindung mit mehr oder weniger Sauerstoff und Wasserstoff, als Anthracit, Steinkohle, Braunkohle und Torf. Häufiger tritt der Kohlenstoff in gebundenem Zustande, so namentlich in seiner Verbindung mit Sauerstoff als Kohlensäure auf. Dieser gasförmige Körper macht einen wesentlichen Bestandtheil unserer Erdatmosphäre aus; er ist auch in den meisten Quell- und Mineralwassern gelöst und bildet hier und da Exhalationen des Erdinnern. Noch massenhafter ist das Vorkommen des Kohlenstoffs in Form kohlensaurer Salze im Mineralreiche, namentlich als kohlensaurer Kalk im Kalksteine und der Kreide, als kohlensaure Magnesia im Dolomit und Magnesit, als kohlensaurer Baryt im Witherit, als kohlensaurer Strontian im Strontianit, als kohlensaures Eisenoxydul im Sphärosiderit u. s. w. Ferner begegnet man diesem Element noch in den verschiedenen natürlich vorkommenden Kohlenwasserstoffen, gasförmig, flüssig oder fest, im Sumpfgase oder Grubengase, Petroleum, Erdöl, Naphtha, Asphalt, Bergwachs, Ozokerit. Kohlenstoff bildet auch einen nie fehlenden Bestandtheil aller organischen Körper; die organische Chemie wird daher auch vielfach als Chemie der Kohlenstoffverbindungen bezeichnet. Kohlenstoff ist eine Lebensbedingung für Pflanze und Thier. Unter Mithülfe des Sonnenlichts findet in der chlorophyllhaltigen Pflanzenzelle die Zersetzung der atmosphärischen Kohlensäure statt; es entstehen kohlenstoffhaltige organische Körper, welche in der Pflanze weiter verarbeitet werden und zum Aufbau ihrer eigenen Organe Verwendung finden, der Sauerstoff der Kohlensäure dagegen kehrt in die Atmosphäre zurück. Das Thier ist hinsichtlich seiner Ernährung auf die Pflanze angewiesen. Der Pflanzenfresser producirt aus Pflanzensubstanz Fleisch und Fett, der Fleischfresser verzehrt das von jenem Gelieferte und lebt also indirect wieder von der Pflanze. Bei dem Athmungsprocesse wird von dem erwachsenen Thiere aber der bei weitem größte Theil des in der

verdauten Nahrung enthaltenen Kohlenstoffs wieder in Form von Kohlensäure abgegeben und kann nun aufs neue pflanzlichen Gebilden zur Ernährung dienen. So findet in der Natur ein ewiger Kreislauf des Kohlenstoffs statt, in welchen auch die Verwesungsüberreste ausgestorbener Floren, die in Gestalt von Steinkohlen im Innern der Erde vor Jahrtausenden aufgespeichert, dem Dienste des Menschen durch die Verbrennung nutzbar gemacht und hierdurch wieder in Kohlensäure übergeführt wurden, hereingezogen werden.

Von Interesse ist auch das Vorkommen des Kohlenstoffs in gewissen Meteorsteinen und gewisser Verbindungen desselben im Kern der Kometen, welches letztere durch die Spectralanalyse nachgewiesen wurde.

Als Element ist der Kohlenstoff zuerst von Lavoisier J. ums 1780 aufgestellt worden, als dieser Chemiker die Natur der Kohlensäure ergründete. Das letztere Gas war schon Paracelsus und van Helmont, als beim Brennen des Kalks und bei der Gärung auftretend, bekannt.

In der Natur tritt der Kohlenstoff dimorph auf. Er findet sich als Diamant in Formen des Tessaralsystems und als Graphit in sechsseitigen Tafeln krystallisirt, welche nach Kenngott als hexagonale, nach Nordenskiöld als monokline zu bezeichnen sind. Diese beiden krystallinischen Formen des Kohlenstoffs, Diamant und Graphit, haben wenig Aehnlichkeit miteinander, nur durch das gleiche chemische Verhalten werden sie als dasselbe Element erkannt. Der meiste Kohlenstoff findet sich jedoch im amorphen Zustande vor, namentlich in den natürlich vorkommenden Kohlenablagerungen mehr oder weniger rein. Amorph tritt er auch bei der Abscheidung aus seinen Verbindungen und bei Erhitzung pflanzlicher Producte unter Luftabschluß auf. Diese drei Arten von Kohlenstoff, früher Alpha-, Beta- und Gammakohlenstoff genannt, pflegt man als drei allotropische Modificationen zu bezeichnen, welche, hinsichtlich ihrer physikalischen Eigenschaften außerordentlich verschieden, doch dieselben chemischen Producte bilden. In der Folge sollen diese verschiedenen Zustände einer nähern Betrachtung unterzogen werden.

Diamant (Demant)[1]. Schon seit den ältesten Zeiten wurde dieses Mineral wegen seines hohen Glanzes, seines starken Lichtbrechungsvermögens und seiner großen Härte als Edelstein hoch geschätzt. Früher aber standen nur Steine von schönem Aeußern in hohem Werthe, da man dieselben noch nicht zu bearbeiten verstand und deshalb nur im rohen natürlichen Zustande benutzen konnte. Erst im J. 1456 entdeckte Ludwig von Berquem zu Brügge die Kunst, den Diamant mit seinem eigenen Pulver zu schleifen und zu poliren. Die chemische Natur des Diamants wurde ebenfalls erst spät erkannt. Bis zum J. 1777 hielt man den Edelstein nur für eine reinere Art von Bergkrystall; dann aber wies Bergmann mit dem Löthrohre nach, daß er keine Kieselerde enthalte, und nahm eine besondere Erde, terra nobilis, darin an, stellte ihn aber später, als die Verbrennlichkeit des Diamants erwiesen war, zu den Erdharzen. Schon Newton hatte aus dem starken Lichtbrechungsvermögen des Diamants geschlossen, daß derselbe ein brennbarer Körper sein möge, eine Vermuthung, welche durch einen Versuch der Akademie zu Florenz im J. 1694 bestätigt wurde: man fand, daß der Diamant im Focus eines kräftigen Brennspiegels verschwindet. Im J. 1773 ermittelte Lavoisier, daß bei dieser Verbrennung Kohlensäure entsteht. Smithson Tennant zeigte 1796, daß Kohle und Diamant bei der Verbrennung gleichviel Kohlensäure geben, und Mackenzie fand 1806, daß Graphit ebenso viel Kohlensäure gibt wie das gleiche Gewicht Kohle und Diamant.

Die ersten Diamanten, welche nach Europa gelangten, kamen aus Ostindien und Borneo. In Ostindien sind nach Ritter fünf Gruppen Diamantgruben auf der Hochebene von Dekan zu unterscheiden, südlich gelegen die von Cuddapah am Pennarflusse, auf der Westseite der Nalla-Malla-Berge zwischen Pennar und Kistnah die Nandialgruppe, am untern Kistnah die Elloragruppe, welcher letztern die früher so berühmten, jetzt in Verfall gerathenen Gruben von Golconda angehören, endlich die Sumbhulpurgruppe und die fünfte Gruppe im Bundelkund um Pannah. Die Diamanten finden sich in Indien theils im Lehmlager zwischen Rollsteinen, theils im eisenschüssigen Sandsteine und im Alluvium. Im J. 1727 begann die Einfuhr aus Brasilien. Die mächtigste Lagerstätte des Edelsteins in diesem Lande ist die von Sao Joao do Barro, wo derselbe in verwittertem Kalkquarzschiefer vorkommt, außerdem sind die Diamantfelder von Minas-Geraës zu nennen, welche bisjetzt eine Ausbeute von etwa 2000 K. ergeben haben. Weitere Fundstätten sind die Arena-Goldfelder in Australien, wo 1861 Diamanten entdeckt wurden, 1869 fand man auch im Innern von Neu-Süd-Wales in einer Tiefe von 20 Met. in einer 0,3—1 Met. mächtigen Schicht Waschsand abbauwürdige Lager. Im alluvialen Kiese in Südafrika ist im J. 1867 ein außerordentlich ergiebiger Fundort ermittelt worden. Derselbe befindet sich zwei Stunden vom Potchofstrome längs der Vaal bis zu ihrer Vereinigung mit dem Orangeflusse und liefert Diamanten von beträchtlicher Größe, aber weniger schön als die von Brasilien. Auch in Nordamerika sind

1) Literatur: Petzholdt, Naturgeschichte der Diamanten (Dresden 1842). — Blum, Edelsteinkunde (Stuttgart 1834), 100. — Walker, Ueber die Minen von Golconda, Ann. des sc. phys. et nat. Genève, 22, p. 178. — Ueber Vorkommen und Gewinnung der Diamanten in Brasilien s. Spix's und Martius' Reise II, 433 und Eschwege's Reise II, 105. — Damour, Ueber Vorkommen sehr großer Diamanten in Minas-Geraës (einen von 247 Karat), l'Institut 1853, p. 159. — Heusser und Claraz, Lagerstätte der Diamanten in Minas-Geraës, Zeitschr. für deutsche Geol. II, 448. — Zerrenner, Vorkommen am Ural und Borneo, Horner's und Leonard's Jahrb. für Mineral. 1838; Vorkommen am Ural, G. Rose's Min.-Geognost. Reise nach dem Ural I, 352. — Patterson, Vorkommen in den Vereinigten Staaten, Zeitschr. f. deutsche Geol. II, 61; Sill., Am. J. [2] VIII, 294. — Rose, Beschreibung verschiedener ausgezeichneter Diamanten, Ber. der Berl. Akad. 1853, S. 633; 1856, S. 65. — Gladstone, Fluorescenz und Phosphorescenz der Diamanten, Report. of 29 Brit. Assoc. p. 69.

in verschiedenen Goldwäschereien Diamanten gefunden, das Vorkommen derselben im Ural dagegen ist ein so beschränktes, daß ein directer Betrieb sich nicht gelohnt haben würde, sie werden daher nur bei der Gold- und Platinwäsche gelegentlich gewonnen. Der Diamant findet sich gewöhnlich in angeschwemmtem Boden, dem sogenannten Seifengebirge. Da man in Brasilien Diamanten im Itacolumit, einem quarzhaltigen, biegsamen, zerreiblichen Glimmerschiefer eingewachsen vorgefunden hat, ist man zur Annahme geneigt gewesen, daß dieser Schiefer das Muttergestein des Diamants sei. Wahrscheinlich aber ist diese Felsart selbst eine secundäre Bildung und es läßt sich mit Sicherheit über die primäre Lagerstätte des Diamants nichts sagen. Im diamantführenden Sande finden sich stets eine Anzahl von andern Mineralien, namentlich Gold, Platin, Topas, Chrysoberyll, Turmalin, Zircon, Korund u. a. In Brasilien treten zwei Mineralien so regelmäßig als Begleiter des Diamants auf, daß man aus ihrem Dasein sichere Schlüsse über das Vorkommen des Edelsteins macht.

Der Diamant krystallisirt regulär und zwar tetraëdrisch-hemiëdrisch, selten tritt er als regelmäßiges Octaëder auf, häufig als Rhombendodekaëder, als Hexakisoctaëder und Hexakistetraëder, oft in Combinationen und Zwillingen derselben. Die gewöhnlichen Formen sind $\frac{O}{2}$ und $-\frac{O}{2}$, beide häufig im Gleichgewicht (gewöhnlichste Form in Ostindien), ∞O (Brasilien), $\infty O \infty$, $\infty O\frac{3}{2}$, $\infty O\frac{4}{3}$, $2O$, $3O\frac{3}{2}$. In der Regel sind die Krystallflächen gekrümmt und die Gestalten durch ungleiche Ausdehnung einzelner Flächen verzerrt; die Zwillingskrystallbildung erfolgt häufig nach dem Gesetze: Zwillingsebene = O, wobei die Krystalle in der Richtung der Zwillingsaxe sehr oft verkürzt sind, seltener sind die Durchkreuzungszwillinge mit parallelen Axensystemen. Mit Leichtigkeit nach den Octaëderflächen spaltbar.

Die Farbe variirt vom absoluten Farblos durch alle Töne der Farbenscala bis zum intensiven Schwarz; meistens finden sich farblose, durchsichtige, oft wasserhelle Krystalle, die gewöhnlichsten Sorten sind gelbliche bis braune, seltener sind blaue, grüne, rothe und schwarze Diamanten.

Das specifische Gewicht liegt zwischen 3,5 und 3,6, das der schwarzen brasilianischen Diamanten ist ein etwas geringeres (3,012—3,255). Specifische Wärme nach Regnault 0,1469. Der Diamant besitzt einen ausgezeichneten eigenthümlichen Glanz (Diamantglanz), eine stark lichtbrechende Kraft, infolge der er das bekannte schöne Farbenspiel zeigt, das um so schöner, je farbloser er ist; er pflanzt die Wärme schlecht fort und ist ein Nichtleiter der Elektricität.

Der Diamant ist der härteste aller Körper (sein Name leitet sich von *ἀδάμας*, unbezwingbar, ab); er wird nur von sich selbst geritzt, weshalb er in der mineralogischen Härtescala die höchste, nämlich die zehnte Stelle einnimmt. Von den übrigen sehr harten Körpern kommt ihm hinsichtlich dieser Eigenschaft nur das krystallisirte Bor nahe. Die natürlichen Flächen des Diamants besitzen, wie das meistens bei Krystallen der Fall ist, eine größere Härte als die künstlichen, durch Spaltung erzeugten. Der schwarze Diamant ist etwas weniger hart, aber immer noch härter als Topas.

Der sogenannte Carbonado oder Carbonat der Steinschleifer ist ein poröser derber Diamant, welcher schwarze oder braune Körner oder Bruchstücke bildet bis zur Schwere eines Kilogramms. Derselbe besitzt mikroskopische Hohlräume mit kleinen Octaëdern. Specifisches Gewicht 3,012—3,255. Sogenannter anthracitischer Diamant, wahrscheinlich aus Brasilien stammend, gleicht äußerlich dem Anthracit, hat aber Diamanthärte und besteht aus 97,0 Proc. CO,5H und 1,5O. Specifisches Gewicht = 1,66.

Bei der bedeutenden Härte des Diamants ist er doch leicht zerbrechlich, ohne Schwierigkeit kann er im Stahlmörser zu einem feinen Pulver zerstoßen werden.

Wird der Diamant bei Luftabschluß erhitzt, so bleibt er auch bei den höchsten Temperaturen unverändert. Beim Erhitzen im Leuchtgasstrome wird er schwarz, zeigt unter dem Mikroskope eine krystallinisch-blätterige Structur von der Farbe des Graphits, nimmt an Gewicht zu und leitet Elektricität; im Flammenbogen einer kräftigen Batterie, zwischen Kohlenspitzen, erglüht er mit intensivstem Lichte, bläht sich auf seine acht- bis zehnfache Größe auf und nimmt ein kohksartiges Aussehen an. Wird er bei Weißglut im Kohlensäurestrome erhitzt, so tritt partielle Verbrennung ein, indem Reduction des Kohlensäuregases zu Kohlenoxyd vor sich geht. An der Luft ist dagegen der Diamant ziemlich leicht verbrennlich. Die Verbrennung gelingt schon, wenn man ihn auf einer Platinblechunterlage mit einer Glasbläserlampe erhitzt; er entzündet sich dann und verbrennt, solange man fortfährt, die Unterlage im Glühen zu erhalten. Bringt man ihn glühend in eine Atmosphäre von Sauerstoffgas, so verbrennt er darin von selbst fort. Die bei diesem Oxydationsprocesse gebildete Kohlensäure läßt sich leicht durch Trübung von Kalkwasser und durch Röthen von Lackmustinctur nachweisen. Bei vollständiger Verbrennung hinterläßt ganz reiner Diamant nur eine Spur von Asche. Weniger rein und klar, erhöht sich der Aschengehalt. Nach Dumas und Stas beträgt derselbe 0,05—0,20 Proc. Petzholdt[2]), welcher in dieser Asche Kieselsäure und Spuren von Eisenoxyd nachwies, fand mittels des Mikroskops, daß sie kleine Schuppen und Blätter, oft auch ein feines dunkelbraunes Netzwerk, welches sechsseitige, bisweilen mehrfach übereinanderliegende Maschen zeigte, enthielt. Da derartige Formen bei der mikroskopischen Untersuchung des Pflanzenparenchyms auftreten, so ist man zu der Ansicht gekommen, daß der Diamant durch langsame Zersetzung von Pflanzenstoffen entstanden ist.[3]) Unter dem Mikroskop zeigen die meisten Diamanten dunklere, wolkenartige Stellen und oft dunkle Flecke. Diese letztern hat Sorby für kleine Krystalle von viel geringerm Brechungsvermögen, als der Diamant besitzt, erklärt.

---

2) Journ. pr. Chem. XXIII, 475; XXVIII, 474. 3) Agriculturchem. 1840, S. 285.

Auch auf nassem Wege kann die Verbrennung des Diamants erreicht werden, nämlich durch Erhitzung desselben mit chromsaurem Kalium und Schwefelsäure auf eine Temperatur von 180—230° C.

Ueber die Entstehungsweise des Diamants gehen die Ansichten vielfach auseinander. Während man früher sich der Annahme zuneigte, daß er durch Schmelzung der Kohle bei hoher Temperatur sich gebildet habe, ist jetzt mehr die Ansicht verbreitet, daß derselbe bei gewöhnlicher Temperatur durch langsame Zersetzung kohlenstoffhaltender Körper entstanden sei. Andere glauben, daß eine Reduction kohlensaurer Salze durch Alkalimetalle bei hoher Temperatur stattgefunden habe, wieder andere, daß diese Metalle auf Chlorkohlenstoff oder Kohlenwasserstoff einwirkten. Jedenfalls ist es bisjetzt nicht möglich gewesen, eine Erklärung abzugeben, die nur einige Wahrscheinlichkeit für sich hätte.

Es ist eigentlich selbstverständlich, daß es nicht an Versuchen gefehlt hat, einen so werthvollen und hochgeschätzten Körper wie den Diamant künstlich zu erzeugen. Dieselben sind hauptsächlich in der Weise angestellt, daß man starke galvanische Ströme auf Kohle wirken ließ (Hare, Sillimann, Cagniard de Latour). Ein positives Resultat ist aber bisjetzt noch nicht erzielt worden.

Der Werth des Diamants ist abhängig von seiner Farbe, seiner Größe und der durch die künstliche Bearbeitung ihm gegebenen Form. Vollkommen farblose Steine stehen am höchsten im Preise, es folgen dann die immerhin sehr seltenen roth-, blau- oder grüngefärbten. Gelbliche oder bräunliche Diamanten werden weniger hoch bezahlt. Das Gewicht, nach welchem der Diamant als Edelstein verkauft wird, ist das Karat (etwa 0,205 G.). Der Name Karat stammt von einer in Afrika wachsenden Schotenpflanze, Kuara, deren Samenkörner früher im indischen Diamanthandel als Gewichtseinheit verwendet wurden. Der Preis des Diamants stieg früher im Quadrat seines Gewichts, eine Maßnahme, die seit dem häufigern Vorkommen größerer Diamanten beseitigt ist, denn der Werth der Steine steigt jetzt im Verhältnisse wie das Gewicht.

Die Bearbeitung der Diamanten, die hauptsächlich in Paris und Amsterdam vorgenommen wird, zerfällt in zwei Abschnitte, die äußere Zurichtung und das Schleifen. Um Glanz und Farbenspiel, das sogenannte Feuer, vollkommen wirken zu lassen, ist es unerlaßlich, den Diamant in bestimmte, vielflächige Formen zu schneiden. Die hierbei auftretenden Schnittflächen oder Facetten müssen vollkommen polirt sein. Man unterscheidet den Brillantschliff und den Rosetteschliff. Für den erstern ist die Grundform, die dem Steine im Rohen durch die äußere Zurichtung zu geben ist, das Octaëder, für den letztern die Pyramide. Zum Zweck der Zurichtung wird der Diamant mittels Schellack an das Ende eines hölzernen Stäbchens, Kittstock, befestigt und an diesem Halter über der sogenannten Schneidebüchse angebracht. Nachdem nun zuerst mit einem andern ganzen Diamant, dann mit einem scharfkantigen Splitter eine Furche in die Oberfläche des zuzurichtenden Steins eingerissen ist, kann durch Einsetzen eines feinen Stahlmeißels, auf den mit einem Hämmerchen ein Schlag geführt wird, eine Zerspaltung in der Richtung der Furche erfolgen. Hierbei ist immer zu berücksichtigen, daß die Spaltung nach der Richtung der Octaëder unschwer vor sich geht. Ist es bei der Zurichtung nicht möglich, daß die Spaltung unter Berücksichtigung dieser Umstände geschieht, so wird der Stein mit Hülfe eines feinen Drahts, der mit Olivenöl und Diamantstaub bedeckt ist, nach Wunsch zersägt. Jedenfalls richtet man sein Augenmerk vor allem darauf, durch Spalten oder durch Sägen dem Diamant möglichst annähernd die Gestalt zu geben, die er später haben soll. Das Schleifen erfolgt auf der Schleifscheibe, einer horizontalen Stahlscheibe von circa 25 Centim. Durchmesser, welche durch Maschinenkraft in schnelle Umdrehung gesetzt (3000 Touren pro Minute) und nach Einölung mit Diamantstaub überpudert wird. Nachdem nun der zu schleifende Stein mit Hülfe einer geschmolzenen Mischung gleicher Theile Blei und Zinn in das Futter (Hülse oder Doppe), einen kleinen halbkugelförmigen Löffel, fest eingepaßt ist, sodaß die zu schleifenden Flächen aus der Umfassung hervorragen und das Futter in geeigneter Weise mit einem keilförmigen Holzstücke, das auf dem Schleiftische ruht, in Verbindung gebracht ist, drückt der Arbeiter den Diamant durch Auflegung eines kleinen Gewichts gegen die rotirende Scheibe. Sobald an demselben eine Fläche genügend abgeschliffen ist, nimmt der Schleifer eine Drehung des Futters um einen bestimmten Winkel vor, um eine zweite Fläche damit anzulegen. Diese Drehung genau zu bestimmen, ist lediglich dabei Sache der Uebung und der Geschicklichkeit. Sind alle Flächen in die nach aufwärts gekehrte Seite eingeschliffen, so wird der Diamant aus dem Futter genommen und in umgekehrter Lage wieder eingesetzt. Den zum Schleifen dienenden Diamantstaub oder Diamantbort erhält man theils aus dem beim Spalten gewonnenen Abfall, theils aus den wegen Fehlern nicht zu verwerthenden Diamanten durch Pulverisiren in einem sogenannten Diamantmörser von Gußstahl.

Am fertigen Brillantschliffe sind zu unterscheiden: Obertheil (Krone, Pavillon), nämlich der nach der Fassung aufwärts gekehrte Theil, ferner Untertheil (Unterkörper, Külasse) und Rundiste (Rand, Einfassung, Gürtel), d. i. der Theil des Steins, an welchem die Befestigung beim Fassen angebracht wird. Der Brillant stellt im wesentlichen zwei mit der Basis verbundene abgestutzte Pyramiden dar. Ober- wie Untertheil sind von Facetten begrenzt, welche nach ihrer Lage Tafel, Kalette, Stern- und Querfacetten genannt werden. Die Tafel ist die Fläche, die oben zu liegen kommt, also sich zu der durch die Rundiste gedachten Durchschnittsfläche in paralleler Lage befindet. Die Kalette liegt auf der Unterseite der Tafel parallel. Sternfacetten grenzen an die Tafel, Querfacetten im Ober- und Untertheile an die Rundiste. Nach der Anzahl der Flächen unterscheidet man weiter: dreifachen und zweifachen Brillant. Der erstere besitzt zwischen Tafel und Rundiste 32 Facetten in drei übereinanderliegenden Reihen, im Untertheile dagegen 24

Facetten in zwei Reihen. Dem letztern sind im Obertheile 24 Facetten in zwei Reihen, in der Külasse 8—12 Facetten in zwei Reihen eingeschliffen.

Außerdem ist die Form der Brillanten verschieden, nämlich je nach der frühern Gestalt des Steins rund, oval oder quadratisch. Auch beobachtet man gewisse Verhältnisse: Höhe des Obertheils gleich $^1/_3$, Höhe des Untertheils gleich $^2/_3$ der ganzen Höhe, die Kalettenfläche gleich $^1/_5$ der Fläche der Tafel, der Durchmesser der letztern gleich $^4/_9$ des Durchmessers der Rundiste.

Die Rosette stellt der Hauptform nach eine Pyramide dar. Der untere Theil ist flach, der Obertheil trägt zwei Reihen Facetten, von denen die obern in eine Spitze auslaufen. Wie beim Brillant unterscheidet man bei der Rosette je nach der Lage Stern- und Querfacetten; nach der Anzahl der Facetten: holländische Rosetten mit 6 Stern- und 18 Querfacetten, brabanter Rosetten (hier liegen bei der gleichen Anzahl der Facetten wie bei den vorigen die Sternfacetten flacher), Blackke Moderoosen mit 6 flachliegenden Stern- und 6 Querfacetten, Kruinige Moderoosen mit 6 flachliegenden Stern- und 12 Querfacetten, Rose recoupée mit 12 Stern- und 24 Querfacetten. Bei der Rosette verhält sich die Höhe zum Durchmesser der Grundfläche wie 1:2. Selbst sehr kleine Steine werden als Rosetten geschliffen; auf der Weltausstellung von 1867 waren 1500 Rosetten auf 1 Karat, die unter der Lupe noch regelmäßigen Schliff zeigten; 1000 Rosetten auf 1 Karat werden mit etwa 40 Pfennig pro Stück bezahlt.

Der Brillant wird stets à jour gefaßt, d. h. oben und unten frei, bei ihm kommt das Feuer des Steins am meisten zur Geltung. Sehr große Brillanten heißen auch wol Solitärs, Parangons, Nonpareils.

Von berühmten Diamanten mögen hier Erwähnung finden:

Ko-hi-noor (Berg des Lichts) aus den berühmten Gruben von Golconda in Ostindien. Früher im Gewicht von 672 Karat, wurde er von einem ungeschickten Steinschneider auf 250 Karat reducirt. Nachdem der Edelstein mehrmals seinen Besitzer gewechselt, gelangte er in die Hände der Englisch-ostindischen Compagnie und kam 1850 in den englischen Kronschatz. Nach der Ausstellung in London wurde er in Amsterdam von Coster umgeschliffen und in einen außerordentlich schönen Brillant von 106 Karat verwandelt.

Der Diamant des Rajah von Matun auf Borneo, von eiförmiger Gestalt, 367 Karat Gewicht. Der größte aller bekannten Steine.

Pitt oder Regent, im Besitze der französischen Krone, 136 Karat wiegend, nächst dem Ko-hi-noor der schönste Diamant von vollkommener Klarheit. Vor dem Schnitte wog er 410 Karat, er wurde vom Herzoge von Orleans dem Regenten von dem Engländer Pitt für $2^1/_2$ Millionen Francs gekauft und ist im Inventar der Krone mit 8 Millionen Francs eingetragen.

Orlow oder Amsterdamer Diamant, 195 Karat, an der Spitze des russischen Scepters, von ausgezeichneter Schönheit, wenn auch etwas unvortheilhaftem Schliff.

Großherzog von Toscana, von etwas gelblicher Farbe, mit einem Gewichte von 140 Karat. Er wurde in der Schlacht von Nancy von einem Soldaten erbeutet. Im Besitze des Kaisers von Oesterreich.

Ein in den Händen des Großmoguls befindlicher Diamant von 279,6 Karat ist als Rosette geschliffen.

Alle diese Steine stammen aus Ostindien. Brasilien hat bisjetzt nur zwei Exemplare von bedeutendem Gewichte geliefert. Ein noch ungeschliffener Diamant, 95 Karat schwer, ist im Besitze der Krone von Portugal. Ein anderer, der Südstern, wog roh 254 Karat, jetzt geschliffen 125 Karat, er wird auf 7 Millionen Francs geschätzt. Ein im Caplande gefundener Stein von $288^1/_4$ Karat Gewicht ist bisjetzt noch ungeschliffen.

Auch schön gefärbte Diamanten werden hoch bezahlt. Sehr selten sind namentlich die blauen. Berühmt sind: der Hope-Diamant, von prachtvollem Glanze und schöner blauer Farbe, er wiegt nur $44^1/_4$ Karat, hat aber einen Werth von 25,000 Pfund Sterling; der grüne Diamant, $48^1/_2$ Karat, in Dresden; endlich ein rubinrother von 10 Karat im Schatze der russischen Krone.

Zur Gewinnung des Diamanten wird das den Edelstein führende Material mit Wasser geschlämmt und abschlämmbare Theile, wie Thon, Mergel, Staubsand, beseitigt. Der Rückstand muß dann mechanisch ausgelesen werden, eine mühselige und zeitraubende Procedur, die nur dann von Vortheil sein kann, wenn entweder sehr billige Arbeitskraft zur Verfügung steht oder, wenn gleichzeitig, wie es häufig der Fall ist, edle Metalle, Platin oder Gold, mitgewonnen werden können.

Außer zu Schmucksteinen wird der Diamant noch vielfach angewendet. Die Technik zieht Vortheil aus seiner außerordentlichen Härte. Längst und allgemein bekannt ist seine Benutzung zum Glasschneiden. Hierzu dient der rohe Diamant mit etwas gekrümmten Kanten, welcher beim Aufdrücken keilartig wirkt, wenn er über das Glas hinweggeführt wird und dasselbe spaltet (Glaserdiamant). Spitze Diamanten eignen sich zum Schreiben auf Glas (Diamantfeder), zum Eingraviren feiner Schrift und Zeichnung in Glas, Kupfer, Stahl u. s. w. Bei der Anfertigung astronomischer Instrumente dreht man den harten Stahlzapfen mit Drehwerkzeugen nach, an denen sich spitze Diamanten befinden. Geringere Steine sind in der Uhrmacherkunst für Herstellung der Zapfenlager von Chronometern geschätzt. Die Bohrmaschinen der Neuzeit haben eine wesentliche Verbesserung erfahren, seitdem nach Erfindung des genfer Uhrmachers Lechot die Spitzen der Bohrer aus schwarzem Diamant angefertigt werden.

Die Ausbeute an Diamanten ist eine bedeutende, da schon seit den ältesten Zeiten eine große Arbeitskraft auf das Aufsuchen der Steine verwendet wurde. In den Gruben von Golconda in Ostindien sollen 1622 schon an 30,000 Arbeiter beschäftigt gewesen sein. In Brasilien werden durchschnittlich jährlich 20,000—30,000 Diamanten (wobei aber nur 800—900 Schmucksteine) gesammelt. Der Werth aller in den Jahren 1867—1875

in Südafrika gefundenen Steine wird von Tennant auf 240 Millionen Mark geschätzt.

Graphit, Reißblei, Plumbago, Wasserblei, hat seine Beinamen der frühern Annahme zu verdanken, daß er bleihaltend sei. Auch mit Molybdänglanz ist er vielfach verwechselt worden. Scheele wies 1779 nach, daß er Kohle enthalte, nachdem dieser Chemiker schon ein Jahr vorher seine künstliche Erzeugung beim Ausschmelzen des Eisens aus seinen Erzen im Hohofen beobachtet hatte. Später wurde der Graphit für eine Verbindung des Kohlenstoffs mit Eisen gehalten, da er beim Verbrennen stets Eisen hinterließ. Karsten zeigte dann, daß der Eisengehalt aus demselben vollständig entfernt werden könne, bald darauf fand man auch im Graphit von Barreros in Brasilien kaum Spuren von Eisen.

Der Graphit kommt in krystallinischen Gesteinen, in dem ältesten Gebirge vor, besonders in Gneis, Glimmerschiefer, Urkalkstein, auch im Granit und Thonschiefer. Er bildet Gänge und Lager, abgerundete Nester und ist schieferig oder säulenförmig gesondert. Ferner tritt er im körnigen Kalke auf. Oft verdrängt er im Gneis und Glimmerschiefer den Glimmer, so z. B. im Gneis von Passau. In solchen Graphitschiefern häuft er sich bisweilen zu Lagern von bedeutendem Umfange an, zumal an der Grenze von Kalksteinlagern. Auch im Granit ist mitunter der Glimmer durch Graphit vertreten. Die neuerdings in Sibirien entdeckten mächtigen Graphitlager sind zwischen Granit und Syenit eingeschlossen und werden meist von Kalkspat begleitet. Bei Wunsiedel in Baiern findet er sich dicht, im Kalksteine kleine, derbe Partien bildend, ebenso bei Passau. Berühmte und älteste Fundorte sind die Graphitgruben von Barrowdale und Keswick in Cumberland, welche seit 1540 im Betriebe stehen. Die ergiebigen Gruben sind jetzt fast erschöpft. Der Graphit fand sich dort, im Uebergangsthonschiefer eingebettet, von solcher Reinheit, daß er direct zu Bleistiften zerschnitten werden konnte. Im 16. und 17. Jahrh. wurde aus diesen Gruben nicht selten ein jährlicher Reingewinn von 40,000 Pfund Sterling erzielt, trotzdem nur während sechs Wochen im Jahre dort gearbeitet wurde.

In Deutschland kommt der Graphit bei Passau in der jüngeren Gneisformation neben Porzellanerde vor. Diese Lager sind ebenfalls seit Jahrhunderten im Abbau, sie liefern aber nicht alle ein Product von solcher Güte, wie es die Bleistiftfabrikation verlangt; geringere Sorten mit viel erdigen Beimengungen können deshalb nur zur Herstellung von Schmelztiegeln Anwendung finden. Als weitere deutsche Fundstätten des Graphits sind noch zu nennen: Groß-Klenau am Mühlbühl in der Oberpfalz; Arzberg, Hohenberg, Wunsiedel und Sinnathengrün in Oberfranken; Friedrichsroda in Thüringen.

Oesterreich besitzt reiche Graphitlager im böhmisch-mährischen Gebirge in krystallinischen Schiefern, meist im Gneis, gewöhnlich in der Nähe von Kalksteinlagern; ferner in Niederösterreich bei Krems, in Steiermark bei Kaisersberg und in Kärnten bei Klamberg.

Vor allem ist der erst in neuerer Zeit erschlossenen Graphitgruben in Sibirien Erwähnung zu thun. Dieselben sind durch die unermüdliche Ausdauer eines Kaufmanns J. P. Alibert in Ostsibirien, 400 Werst von der Stadt Irkutsk auf der Höhe des Felsengebirges Batougol, nahe der Grenze von China, entdeckt. Der Graphit findet sich hier zwischen Syenit und Granit in einer 2 Met. mächtigen, senkrecht abfallenden Ader von vorzüglicher Reinheit. Nur der Transport, welcher wegen morastiger Wege nur im Winter vor sich gehen kann, bietet große Schwierigkeiten. Weitere sibirische Graphitablagerungen kommen an den Nebenflüssen des Jenisei: Tuguska, Bachta und Kuzika, im Thonschiefer vor in einer Mächtigkeit von 5 Met., aber weniger rein als der Graphit vom Alibertsberg.

In Californien ist die „Eureka Black Lead Mine“ in der Nähe von Senora, der Hauptstadt von Tuolmune County, welche einen 7—10 Met. mächtigen Gang im Diorit und weichen Thonschiefer besitzt und einen sehr reinen Graphit liefert, zu nennen.[4]) Im J. 1868 wurden, ohne besonders starken Betrieb, monatlich 100,000 Kilogr. gefördert.

Ausgezeichnet kommt auch der Graphit auf Ceylon vor. Er findet sich dort nesterweise dem Gneis eingelagert.

Der natürliche Graphit enthält gewöhnlich einen größeren oder geringeren Procentgehalt an Asche, welche im wesentlichen aus Kieselsäure und Eisenoxyd besteht. Getrocknet enthält er keinen Wasserstoff.[4a]) Nachfolgende Zusammenstellung mag ein Bild von der Zusammensetzung verschiedener Graphitsorten geben:

4) Chem. News 1868, 209. — Dingler, Journ. 189, 175.

4[a]) Cloëz hat im Widerspruche mit den Untersuchungen aller neueren Forscher in verschiedenen Graphitsorten Wasserstoff gefunden. Vgl. Jahresber. der Chem., 1866, 22.

Fundort	Flüchtige Bestandtheile	Kohlenstoff	Asche	Zusammensetzung der Asche				
				Kieselsäure	Thonerde	Eisen	Kalk, Magnesia	Alkalien, Verlust
Cumberland, sehr schöne Sorte	1,10	91,55	7,35	52,5	28,3	12,0	6,0	1,2
„ gewöhnliche . .	3,10	80,85	16,05	—	—	—	—	—
Passau	7,30	81,08	11,62	53,7	35,6	6,8	1,7	2,2
„	4,20	73,65	22,15	69,5	21,1	5,5	2,0	1,9
Mugrau in Böhmen . . .	4,10	91,05	4,85	61,8	28,5	8,0	0,7	1,0

Fundort	Flüchtige Bestandtheile	Kohlenstoff	Asche	Zusammensetzung der Asche				
				Kieselsäure	Thonerde	Eisen	Kalk, Magnesia	Alkalien, Verlust
Mugrau in Böhmen . . .	2,85	90.85	6,30	—	—	—	—	—
Ceylon, krystallisirt	5,10	79,40	15,50	—	—	—	—	—
„ Handelswaare . . .	5,20	68,30	26,50	50,3	41,5	8,2	0,0	—
Altstadt in Mähren	1,17	87,58	11,25	—	—	—	—	—
Zaptau in Niederösterreich . .	2,20	90,63	7,17	55,0	30,0	14,3	—	0,7
Ural	0,72	94,03	5,25	64,2	24,7	10,0	0,8	0,3
Roheisengraphit von Creusot .	—	90,80	9,20	22,5	17,5	37,5	25,5	0,5
„ „ Givors .	—	84,70	15,30	55,9	15,5	12,0	15,5	0,1
„ „ Vienne .	0,15	88,30	11,55	—	—	—	—	—
Gasretortengraphit	0,25	95,25	4,50	72,0	24,3	3,0	—	0,7
Anthracitgraphit, durch Calciniren von Anthracit . .	0,82	95,63	3,55	—	—	—	—	—
Sibirischer Graphit	—	94,28	5,72	—	—	—	—	—
Russischer Graphit von Ajaguß .	2,80	40,55	56,56	—	—	—	—	—

Das specifische Gewicht schwankt von 2,105 bis 2,586 bei natürlichen, von 1,666 bis 2,583 bei künstlichen Graphitsorten.

Der Graphit krystallisirt in hexagonalen (monoklinen nach Nordenskiöld), meist tafelartig ausgebildeten Formen. Die Krystalle sind seltener kurz und säulenförmig, meist undeutlich ausgebildet. Natürlich vorkommend ist er derb, der vorherrschenden Basisfläche parallel leicht spaltbar, meist blätterig bis feinschuppig. Die parallelstengligen und faserigen Aggregate erinnern oft an Holzstructur, ohne jedoch eine solche zu beweisen. Sehr mild, fettig anzufühlen, in dünnen Blättchen biegsam. Farbe eisenschwarz bis stahlgrau, metallisch glänzend, undurchsichtig, bei Berührung mit den Händen oder beim Streichen auf Papier abfärbend, welcher letztern Eigenschaft er seine wichtigste Anwendung zur Fabrikation der Bleistifte verdankt. H=0,5—1,0. Spec. Gewicht 2,1—2,58, doch sehr schwankend je nach dem Aschengehalte. Vollkommener Leiter der Elektricität. Der natürliche Graphit ist bald von mehr blätteriger Beschaffenheit und weniger zerreiblich, bald weicher und leichter zerreiblich, der erstere ist schwieriger verbrennlich und eignet sich aus diesem Grunde mehr zur Herstellung von Schmelztiegeln, der letztere mehr zum Färben. Die erdigen Beimengungen können zum Theil vom Graphit durch Schlämmen abgeschieden werden, ganz rein erhält man ihn nur auf chemischem Wege. Gegen Einwirkung chemischer Agentien zeigt sich der Graphit sehr widerstandsfähig. Schmelzendes Kalihydrat oder kohlensaures Kalium ist auf ihn ohne Einfluß. Bei der Verpuffung mit Salpeter verbrennen nur gewisse Graphitsorten (z. B. einige Sorten von Ceylon, Barrowdale, vom obern Jenisei, Upernivik [Grönland], Arendal), andere werden wenig oder gar nicht angegriffen (Ticonderoga, Ceylon, Hohofengraphit). Ein Gemisch von chromsaurem Kalium und Schwefelsäure führt ihn, ebenso wie den Diamant, beim Erhitzen in Kohlensäure über, dagegen sind Flußsäure, Salpetersäure und Salzsäure ganz ohne Einfluß auf Graphit.

Dieses indifferente Verhalten gegen alle diese Agentien gibt ein Mittel in die Hand, ihn von seinen erdigen Beimengungen vollkommen zu befreien.

Nach Brodie[5]) werden 14 Theile feingepulverter blätteriger Graphit mit 1 Theil gepulvertem Kaliumchlorat und 2 Theilen Schwefelsäurehydrat im Wasserbade so lange erhitzt, als sich noch Chlorgeruch bemerklich macht. Man wäscht den Rückstand mit Wasser aus und trocknet denselben; beim Erhitzen entläßt er Schwefelsäuredämpfe, wodurch der Graphit aufschwillt und zu einem lockern Pulver zerfällt, welches, auf Wasser geworfen, nicht benetzt wird und auf der Oberfläche schwimmt, während erdige Beimengungen zu Boden sinken.

Nach einer andern Vorschrift schmilzt man den gepulverten Graphit mit Kalihydrat und einem Gemenge von kohlensaurem Natrium und Kalium, laugt die Schmelze mit Wasser aus, um kieselsaures Alkali zu entfernen, und digerirt den Rückstand zur Beseitigung der Basen mit starker Salzsäure. Die Operation muß nöthigenfalls wiederholt werden. Durch Zusammenpressen des nach dem Trocknen zarten Pulvers in angefeuchtetem Zustande in Formen unter starkem Drucke resultiren cohärente Massen vom Ansehen und den Eigenschaften des natürlichen Graphits, deren Leitungsfähigkeit für Elektricität nach Matthießen die des natürlichen Graphits um das Achtzehnfache übersteigen soll.

Stingl[6]) reinigt den Graphit durch Schmelzen mit Kalihydrat, Auswaschen mit Wasser und Trocknen, Behandlung mit Königswasser, hierauf mit Flußsäure. Zur vollständigen Entfernung aller Aschenbestandtheile sollen die Operationen mehreremal wiederholt werden.

Der Graphit, welcher bei dem Reinigungsverfahren von Brodie resultirte, hinterließ beim Verbrennen einen

5) Ann. Chem. Pharmac. 97, 128. 6) Berl. Ber. 1873,391.

fast unwägbaren Rückstand und besaß einen Kohlenstoffgehalt von 99,66 Proc. Gereinigter Graphit verhält sich in chemischer Beziehung wie Kohlenstoff, er verbrennt beim Erhitzen im Sauerstoffgase, und zwar der dichte Graphit leichter als der blätterige und als Diamant.

Graphit kann auf mehrfache Weise auch künstlich erzeugt werden. Es ist oben schon einer Beobachtung Scheele's aus dem J. 1778 Erwähnung gethan, daß beim Ausschmelzen der Eisenerze in den Hohöfen eine künstliche Bildung von Graphit erfolge. Geschmolzenes Roheisen, eine Verbindung von Eisen mit Kohlenstoff (annähernd Fe_4C.) ist im Stande, weitere Mengen Kohlenstoff, bis zu 4 Proc., aufzulösen, welche bei langsamer Abkühlung in breiten, glänzenden, sehr dünnen Platten auskrystallisiren (Hohofengraphit), welche $^1/_{25}$ vom Gewichte des Eisens ausmachen können. Das Eisen wird durch diesen Gehalt an Kohlenstoff zu grauem Roheisen. Behandelt man dasselbe mit einem Lösungsmittel, z. B. mit Salzsäure, so bleibt ebenfalls Graphit in zarten Blättchen zurück, welcher auf eine der oben beschriebenen Weisen leicht von anhaftender Kieselsäure gereinigt werden kann. Der mit dem Eisen chemisch gebundene Kohlenstoff geht beim Auflösungsproceß in Gestalt unangenehm riechender Kohlenwasserstoffe fort. Nach Untersuchungen von R. Wagner[7]) ist es wahrscheinlich, daß der Graphit im Roheisen durch eine Zersetzung von Cyan und Cyanverbindungen entsteht. Bekannterweise wirkt beim Hohofenprocesse außer Kohlenoxydgas Cyanwasserstoffsäure als Hauptreductionsmittel der Eisenerze. Es findet dabei eine Spaltung des Cyans in seine Elemente statt. Der Kohlenstoff tritt dabei als Graphit auf, der Stickstoff bildet massenhaft Ammoniak. Wagner gelang es, aus dem braunen Absatze, welchen die Cyanwasserstoffsäure bei der freiwilligen, allmählichen Zersetzung fallen läßt, den man mit dem Namen Azulmsäure bezeichnet hat, durch Auskochen mit verdünnter Salpetersäure Graphit in Blätterform zu isoliren. Auf dem Frischherde scheiden die Garschlacken ebenfalls Graphit aus.

Eine andere, höchst interessante Bildung des Graphits aus Cyanverbindungen ist von P. Pauli[8]) beobachtet worden. Die bei der Fabrikation der Soda erhaltenen Mutterlaugen werden, um Aetznatron zu gewinnen, verdampft. Bei einem gewissen Concentrationsgrade tritt unter Aufschäumen eine Zersetzung der vorhandenen Cyanverbindungen ein. Es entweicht Ammoniak und Graphit scheidet sich auf der Oberfläche als zartes Pulver ab. Diese 1861 zuerst beobachtete Erscheinung hat dazu geführt, bei der Sodafabrikation (in Außig nach Schaffner's Verfahren) Graphit als Nebenproduct zu gewinnen.[9]) Stingl[10]), welcher bei der Analyse des in der außiger Sodafabrik gewonnenen Graphits einen Gehalt von 11,49 Eisenoxyd constatirte, glaubt hieraus annehmen zu müssen, daß der Graphit nicht direct aus Cyanverbindungen entstehe, sondern das Product eines secundären Processes sei. Cyannatrium und Ferrocyannatrium zerfallen durch Einwirkung des Sauerstoffs der Luft in Kohlenoxyd, Stickstoff, Natriumhydroxyd und in Eisenverbindungen. Durch Einwirkung des Kohlenoxyds auf Eisenoxydoxydul wird das Oxydul in Oxyd übergeführt und Kohlenstoff in Form von Graphit abgeschieden. Für die Wahrscheinlichkeit dieser Erklärung spricht allerdings der Umstand, daß früher, als man die Rohlauge mit Salpeter oxydirte und man die unlösliche Eisenverbindung durch Absetzenlassen entfernte, keine Graphitbildung beobachtet worden ist.

Vollständig hiermit harmonirt eine Mittheilung von H. Gruner[11]): leitet man bei 300—400° über ein Eisenerz Kohlenoxydgas, so wird dasselbe oberflächlich reducirt. Ist an einem Theile der Oberfläche Eisen frei gemacht, so bekommt das Erz nach allen Richtungen hin Risse, bläht sich auf und bedeckt sich mit pulverförmigem Graphit. Mit Erhöhung der Temperatur sinkt die Graphitbildung und hört bei Rothglut ganz auf.

Deville[12]) erhielt Graphit in hexagonalen, irisirenden und glänzenden Blättchen, als er dampfförmigen Chlorkohlenstoff auf geschmolzenes Gußeisen wirken ließ. Hierbei wird der sich zuerst abscheidende Kohlenstoff vom Eisen gelöst und später, nachdem dasselbe gesättigt ist, in dem Maße wieder ausgeschieden, wie seine Menge zu- und die des Eisens abnimmt. Bei gleicher Behandlung scheiden Metalle, wie Aluminium, Natrium, Zink, welche Kohlenstoff nicht zu lösen vermögen, denselben im amorphen Zustande ab. Ueber die Bildung des Graphits sind die Ansichten der Geologen noch getheilt. Im Gegensatz zu der frühern Annahme, daß er plutonischen Ursprungs sei, herrscht jetzt mehr die Meinung, ihn als organisches Product anzusprechen. Zu Gunsten letzterer spricht sein Vorkommen in Kalksteinen und das Auftreten von Pseudomorphosen.

Gegenüber gewissen Oxydationsmitteln verhält sich der Graphit verschieden von Diamant und amorphem Kohlenstoff. Unter gleichen Umständen zeigen hierbei verschiedene Graphitsorten ebenfalls ein unter sich abweichendes Verhalten. Behandelt man Graphit mit einer Mischung von 1 Theil Salpetersäure und 4 Theilen Schwefelsäure, so nimmt er nach Brodie[13]) eine schöne Purpurfarbe an und zerfällt in der Flüssigkeit zu Stücken. Nach dem Entfernen der sauren Flüssigkeit und Auswaschen mit Wasser resultirt ein Präparat von etwas dunklerer Farbe als der Graphit, welches in allen Reagentien unlöslich ist. Es enthält neben Kohlenstoff Sauerstoff, Wasserstoff und Schwefelsäure. Beim Erhitzen zur Rothglut schwillt es unter Gasentwickelung auf und zerfällt zu einem Pulver von äußerst fein zertheiltem Graphit, eine Erscheinung, die Marchand[14]) und Schafhäutl[15]) schon früher gemacht hatten. Durch Kochen mit Alkali kann dem Oxydationsproducte die Schwefelsäure nicht entzogen wer-

7) Wagner, Jahresber. 1869, 230. 8) Phil. Mag. [4] 21, 541. — Dingler, Journ. 161, 129. 9) Wagner, Jahresber. 1869, 250. 10) Berl. Ber. 1873, 392; Wagner, Jahresber. 1873, 308.

11) Compt. rend. LXXIII, 28. 12) Ann. chim. phys. [3] 49, 72. 13) Ann. chim. pharm. 114, 6. 14) Journ. pr. Chem. 35, 320. 15) Ebenda 21, 153.

den. Gottschalk[16]) gelang es, durch anhaltendes Kochen mit Wasser einen Körper zu erhalten, der sich frei von Schwefelsäure zeigte und beim Erhitzen sich nicht mehr aufblähte, aber Graphit im Zustande der äußersten Zertheilung hinterließ. Dieser Körper ist Graphitsäure genannt worden. Behandelt man hingegen amorphen Kohlenstoff mit obigem Oxydationsgemisch, so entsteht eine schwarze Substanz, die aus dem Säuregemenge durch Hinzufügung von Wasser niedergeschlagen werden kann. Der ausgewaschene und getrocknete Niederschlag löst sich in reinem Wasser und in Alkali.

Berthelot[17]) hat sich in eingehendster Weise mit dem Studium der Graphitsäure beschäftigt. Zu ihrer Darstellung wird 1 Theil feingepulverter Graphit mit 5 Theilen feingepulvertem chlorsaurem Kali gemengt und nach und nach in rauchende Salpetersäure eingetragen. Nachdem man das Gemenge einige Stunden sich selbst überlassen, wird es 3—4 Tage ununterbrochen im Wasserbade auf höchstens 50—60° erwärmt, bis sich keine rothen Dämpfe mehr entwickeln. Durch wiederholtes Auswaschen mit warmem Wasser und Decantiren, Trocknen zuerst im Vacuum, dann bei 100°, resultirt ein Präparat, das gewöhnlich noch viel unveränderten Graphit enthält, weshalb die Operation mehreremale wiederholt werden muß.

Die Graphitsäure hat nach Brodie die Formel $C_{11}H_4O_5$ (nach Gottschalk $C_{11}H_4O_6$) und bildet, wenn aus blätterigem Graphit von Ceylon, von Passau oder aus Sodalauge erhalten, ein gelbes, staubtrockenes, lockeres, krystallinisches Pulver, welches sich am Lichte braun färbt. Graphitsäure röthet Lackmus und ist in allen Lösungsmitteln unlöslich. Beim Erhitzen zersetzt sie sich unter Flammenerscheinung. Beim vorsichtigen Erhitzen auf 250° geht die Säure in ein leichtes, schwarzes Pulver über, welches Berthelot mit Pyrographitoxyd bezeichnet (Berthelot gebraucht statt des Namens Graphitsäure Graphitoxyd). Durch Erhitzen von Graphitsäure mit der achtzigfachen Menge Jodwasserstoffsäure (von 2,0 specif. Gew.) auf 280° bildet sich Hydrographitoxyd, eine wasserstoffreichere Verbindung.

Durch Oxydation des Graphits aus Gußeisen erhält man eine grünlichgelbe, schuppige Masse, die beim Trocknen die Farbe behält und nicht zusammenbäckt. Erhitzt, zersetzt sich diese Graphitsäure unter lebhaftem Erglühen und Aufschwellen; der Rückstand, Pyrographitoxyd, löst sich fast vollständig in dem Gemenge von chlorsaurem Kali und Salpetersäure. Bei Behandlung mit Jodwasserstoff entsteht eine braune Masse, die beim Erhitzen unter Aufblähen und Ausgabe von Joddämpfen zerfällt.

Graphitsäure aus elektrischem Graphit (wie er sowol aus Diamant als aus gewöhnlicher Kohle beim Glühen im elektrischen Flammenbogen entsteht) ist ein kastanienbraunes Pulver, das beim Erhitzen unter Verpuffung zersetzt wird, wobei schwarzes Pyrographitoxyd hinterbleibt. Die durch Behandlung mit Jodwasserstoff erhaltene Verbindung zersetzt sich beim Erhitzen nicht unter Aufblähen. Der Diamant verhält sich dem oxydirenden Säuregemische gegenüber indifferent.

Der natürlich vorkommende Graphit, wie ihn direct die Gruben liefern, ist nicht ohne weiteres für die Bleistiftfabrikation oder andere Verwendungen geeignet; er findet sich meistentheils mit Gangart durchsetzt, mit Eisenoxyd, Thonerde und Kieselsäure verunreinigt oder von harter, fester Beschaffenheit und muß deshalb einer Aufbereitung unterworfen werden. Die Reinigung des Graphits geschieht entweder auf mechanischem oder auf chemischem Wege. Reinere Stücke werden von unreinern, mit Gangart durchsetzten soweit als möglich durch Auslesen getrennt. Letztere bringt man unter einen Kollergang, wo sie unter Wasserzufluß fein gemahlen werden. Die Trübe gelangt von hier aus durch ein System schwach geneigter Rinnen in ein Reservoir (Sumpf). Die gröberen Beimengungen setzen sich in den obern Rinnen ab, leichtere in der Nähe des Absatzbehälters. Man läßt den Graphit sich absetzen, zieht das darüberstehende Wasser ab, trocknet den Schlamm in Formen und preßt ihn schließlich unter hydraulischem Drucke zu dichten Massen zusammen. Durch ein solches Verfahren lassen sich aber nur gröbere Beimengungen vom Graphit trennen. Eisenoxyd und Silicate sind zu innig mit dem letztern gemischt, als daß es gelingen könnte, durch einen Schlämmproceß diese unerwünschten Begleiter zu beseitigen. Wo es sich also um einen absolut reinen Graphit handelt, ist man gezwungen, auf chemischem Wege das Ziel zu erreichen. Nach einem sehr bewährten, von A. Winkler[18]) angegebenen Verfahren wird der fein gepulverte Graphit mit der gleichen oder doppelten Gewichtsmenge eines Gemisches von Soda und Schwefel zu gleichen Theilen geglüht, die Masse nach dem Erkalten mit Wasser ausgekocht, ausgewaschen und der Rückstand mit verdünnter Salzsäure behandelt. Hierdurch werden Silicate aufgeschlossen und Eisenoxyd in durch Säuren leicht angreifbares Schwefeleisen umgewandelt. Die Methode soll aus den schlechtesten Graphitsorten sehr reine Producte erzielen lassen. Zu erwähnen ist noch das Verfahren von Brodie[19]), welches weniger dazu bestimmt ist, die natürlichen Graphite von fremden Beimengungen zu reinigen, als ein an sich reines Product in einen äußerst feinzertheilten Zustand überzuführen, welcher durch mechanische Mittel in dem Grade nicht zu erreichen ist. Nach Brodie's Methode wird der gepulverte Graphit mit einem Alkali-Nitrat, -Chlorat, -Chromat oder -Bichromat gemischt; am besten eignet sich Kaliumchlorat, von dem $^1/_{20}$ bis $^1/_{16}$ von dem Gewichte des Graphits genügt. Die Mischung erhält einen Zusatz von concentrirter Schwefelsäure (1,8 spec. Gewicht), der das doppelte Gewicht des angewendeten Graphits beträgt. Nachdem der Brei in einem eisernen Gefäße vorsichtig bei niedriger Tempe-

16) Ebenda 95, 326. 17) Compt. rend. LXVIII, 183, 259, 334, 392 und 445. — Wagner, Jahresber. 1869, 231.

18) Wagner, Jahresber. 1866, 200; Journ. pr. Chem. 98, 244. 19) Wagner, Jahresber. 1865, 276. — Dingler, Journ. 139, 215; 166, 398.

ratur (höchstens 60° C.) erhitzt ist, bis die reichliche Entbindung Unter-Säure aufgehört hat, läßt man ihn erkalten, wirft die Masse in Wasser und wäscht sie durch Decantation aus. Das trockene Pulver wird in einem Ofen zur Rothglut erhitzt, wobei es aufschwillt und einen außerordentlich feinzertheilten Graphit hinterläßt, welcher durch Behandlung mit Wasser von erdigen Beimengungen, welche zu Boden sinken, während der vom Wasser nicht benetzte Graphit auf der Oberfläche desselben schwimmt, befreit werden kann. Besonders ist diese Reinigungsmethode empfehlenswerth für den blätterigen Graphit von Ceylon. Zweckmäßig setzt man dem Gemische von Schwefelsäure, chlorsaurem Kali und Graphit etwas Fluornatrium hinzu, da in diesem Falle die Kieselsäure in Form von entweichendem Siliciumfluorid beseitigt wird.[19a])

Der Werth einer Graphitsorte ist meist abhängig von ihrem Kohlenstoffgehalte. Bei der Schwierigkeit, mit welcher der Kohlenstoff des Graphits verbrennt, ist eine Ermittelung desselben keine so einfache Sache wie eine derartige Bestimmung unter gewöhnlichen Umständen. Auch ist noch zu berücksichtigen, daß viele Graphite chemisch gebundenes Wasser enthalten, welches erst bei höherer Temperatur entweicht, ferner daß sie oft, namentlich wenn ihre Fundstellen im Kalksteine lagen, kohlensauren Kalk führen oder auch Glimmer. In allen diesen Fällen wird, wenn man nicht den beim Glühen eintretenden Verlust durch Entweichen von Wasser, von Kohlensäure (aus dem Calciumcarbonat) und von Fluorsilicium (aus dem Glimmer) vom gesammten Gewichtsverlust, der bei den gewöhnlichsten Bestimmungsmethoden des Kohlenstoffs im Graphit durch Verbrennung ermittelt wird, in Abzug bringt, das Resultat leicht zu hoch ausfallen.

Die älteste Anwendung des Graphits ist die zur Anfertigung von Bleistiften. Die Erfindung derselben fällt zusammen mit der Entdeckung der Graphitgruben in Cumberland, also in die Zeit von 1540—1560. Die ehemals so berühmten englischen Bleistifte wurden direct aus den Graphitblöcken geschnitten. Später versuchte man die losen Graphitmassen, mit Klebemitteln versetzt, zu Stiften zu formen. Auch sind solche durch Zusammenschmelzen von Graphit und Schwefel oder Antimon hergestellt worden, welche sich aber als zu hart und ungleichmäßig erwiesen. Eine wesentliche Verbesserung in der Bleistiftfabrikation wurde durch den Franzosen Nicolas Jean Conté im J. 1795 eingeführt. Nach demselben stellte man durch Mischung von Graphitmehl und höchst feingeschlämmtem Thon eine plastische Masse her, welche durch einen kurzen eisernen Cylinder gedrückt wird, an dessen unterer Seite sich ein kleines Loch von der Dicke und Form des gewünschten Stifts befindet. Die so erhaltene Schnur schneidet man in Stücke von der erforderlichen Länge, welche gut getrocknet und geglüht werden. Durch geeignete Abänderungen in der Menge des Thonzusatzes werden Bleistifte von verschiedener Härte und Schwärze hervorgebracht. Die neue Erfindung fand in Deutschland im J. 1800 zuerst Eingang. Für die Bleistiftfabrikation eignen sich nur erdige Graphite, schuppige wegen ihrer zu geringen Deckkraft weniger. Durch das Brodie'sche Reinigungsverfahren sollen sich aber auch die schuppigen Varietäten zu einem geeigneten Material der Bleistiftfabrikation verarbeiten lassen. Durch ganz besonders hohe Deckkraft sind die sibirischen Graphite ausgezeichnet. Die weltberühmte Bleistiftfabrik von Faber in Nürnberg bezieht gemäß eines im J. 1856 abgeschlossenen Vertrags auf alle Zeiten die Gesammtausbeute der Graphitgrube des Alibertbergs in Sibirien. Die feinsten Graphitsorten kommen diesem Etablissement auf etwa 1700 Mark pro 50 Kilo zu stehen.

Eine andere wichtige Verwendung findet der Graphit zur Herstellung feuerfester Schmelztiegel. Die sogenannten Passauer oder Ipser Tiegel sind seit langer Zeit wegen ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Temperaturwechsel bekannt, welche ihren Grund darin hat, daß die Tiegelmasse die Wärme gut leitet. Bei der glatten Oberfläche der Wände kann auch das geschmolzene Metall ohne Verlust vollkommen ausgegossen werden. Die Passauer Tiegel werden aus einem Gemenge von Graphit und der gemeinsam mit letzterm bei Passau vorkommenden Porzellanerde angefertigt. Sie dienen fast ausschließlich zum Schmelzen von Gold und Silber, in neuerer Zeit auch zur Verflüssigung des Gußstahls. Zu ihrer Herstellung eignet sich besser ein blätteriger als ein erdiger Graphit. Jener ist dichter und widersteht deshalb besser dem Feuer und die Blätterstructur wirkt dem Reißen des Tiegels entgegen. Die Krupp'schen Hüttenwerke in Essen besitzen eine eigene Tiegelformerei, in welcher hauptsächlich Graphit von Schwarzbach zu Gußstahltiegeln verarbeitet wird. In neuerer Zeit ist den Passauern eine Concurrenz durch englische Fabriken erwachsen. Obenan steht namentlich die große Fabrik der Patent Plumbago Crucible Company zu Battersea bei London, wo alljährlich Tausende von Centnern Ceylongraphits verarbeitet werden. Der feingemahlene Graphit wird mit dem vorzüglich feuerfesten Thon von Stourbridge in den verschiedensten Verhältnissen gemengt, die trockene Mischung mäßig angefeuchtet und behufs der gleichmäßigen Durchfeuchtung einige Zeit liegen gelassen. Durch einen Thonschneider findet nunmehr die vollkommene Durcharbeitung der Masse statt, die man, in Blöcke geformt, wieder mehrere Wochen liegen läßt. Durch dieses lange Lagern wird die Plasticität der Masse bedeutend erhöht. Das Formen der Tiegel findet auf der Drehscheibe statt. In der Tiegelfabrik von F. H. Gautier und Comp. zu Jersey in Nordamerika wird der plastische Graphitklumpen durch Centrifugalkraft in einer aus Gips gebildeten Form, welche auf einer schnell rotirenden Scheibe angebracht ist, in wünschenswerther Weise verarbeitet.

Nach dem Trocknen müssen die Tiegel, in Kapseln eingeschlossen, um eine oberflächliche Verbrennung des Graphits zu vermeiden, in Porzellanöfen gebrannt werden.

In der Schießpulverfabrikation dient der Graphit zum Poliren oder Lüstriren der Pulverkörner. Durch

19a) Ann. chim. phys. 4, 69.

einen derartigen Ueberzug soll die Hygroskopicität des Pulvers vermindert und die Bildung von Pulverstaub, welcher leicht Veranlassung zu Explosionen geben kann, verhindert werden; durch diese Maßnahme findet aber auch gleichzeitig eine Verminderung der Explosionskraft statt. Nach den Versuchen von Abel, Director des chemischen Laboratoriums im Arsenal zu Woolwich, ist, wenn die Wurfkraft von nicht geglättetem Pulver gleich 107,6 gesetzt wird, die des mit gewöhnlichem Graphit lüstrirten nur 89,9, dagegen bei Anwendung von dem nach Brodie's Verfahren gereinigten Graphit 99,7. Fadéjeff[20]) hat eine Mischung von Graphit und Holzkohle in fein gepulvertem Zustande als Einbettungsmaterial für Schießpulver bei der Verpackung und dem Transport empfohlen. Hierdurch wird dasselbe schwerer entzündlich und verbrennt angezündet langsam ohne Explosion, auch nimmt es weniger Feuchtigkeit auf als reines Pulver. Vor dem Gebrauche ist der Zusatz an Graphit- und Kohlenpulver durch Absieben zu entfernen.

Durch Zusammenpressen des Brodie'schen Graphits erhält man feste Platten, welche die Elektricität nach Matthießen 18 mal besser leiten als aus gewöhnlichem Graphit hergestellte. Solche Platten sind deshalb besonders geeignet zur Verwendung in der Bunsen'schen Batterie. Das Leitungsvermögen derselben übertrifft das der Platten aus Gaskohks um das 29fache.

Die Galvanoplastik macht von dem elektrischen Leitungsvermögen des Graphits, da sich derselbe außerdem in die Form des feinsten, unfühlbaren Pulvers bringen läßt, ausgiebigen Gebrauch, indem durch einen fast unmerklich dünnen Ueberzug von Graphit jedes beliebige Material für die Ablagerung der Metalle durch den galvanischen Strom geeignet wird. Ohne die Verwendung von Graphit wäre der gewaltige Aufschwung der Galvanoplastik, die Vervielfältigung von Kunstwerken aller Art nicht möglich gewesen.

Graphit wird ferner angewendet zum Anstrich eiserner Gußgegenstände, denen man dadurch ein metallisch glänzendes Aeußere gibt und sie gleichzeitig vor Rost sichert. Eine Mischung von Talg und Graphit dient als Maschinenschmiere. Endlich sei noch erwähnt, daß in der Papierfabrikation Graphit benutzt wird, als Staub der Papiermasse kurz vor dem Schöpfen zugesetzt, um dasselbe grau zu färben. Das so dargestellte graue Papier heißt Nadel- oder Rostpapier; es dient vorzugsweise zum Verpacken kleiner, feiner Stahlwaaren, welche dadurch vor dem Rosten geschützt sein sollen.

Amorpher Kohlenstoff, Kohle, ist diejenige Modification, in welcher sich der Kohlenstoff fast stets aus seinen Verbindungen abscheidet. In dieser tritt derselbe hauptsächlich bei der Zersetzung organischer Körper, welche ausnahmslos dieses Element enthalten, bei hoher Temperatur auf. Wird ein organisches Gebilde bei Luftabschluß stark erhitzt, so findet, falls es nicht verdampfbar ist und sich der Einwirkung der Hitze entzieht, Zersetzung desselben statt, wobei der größere Theil des darin enthaltenen Kohlenstoffs als poröse, schwarze, amorphe Kohle zurückbleibt, welche, wenn der betreffende organische Körper vor seiner Zersetzung nicht schmilzt, wie z. B. Holz, oder reich an Mineralsubstanzen ist, wie z. B. Knochen, die Structur des ursprünglichen Körpers beibehält, im andern Falle aber, wie z. B. bei Zucker, eine leichte, aufgeblähte poröse Masse bildet. Auch flüchtige organische Verbindungen erleiden eine Spaltung in ihre Elemente oder in einfache zusammengesetzte Körper, wenn man ihren Dampf durch glühende Röhren leitet. Die Producte, die dabei auftreten, sind von der Natur und der Elementarzusammensetzung der betreffenden Substanz abhängig.

Die bei diesen Processen resultirende Kohle ist nicht vollkommen rein, sie enthält je nach der Stärke des Erhitzens noch Wasserstoff und Sauerstoff, außerdem die anorganischen, feuerbeständigen Bestandtheile, wenn solche in der zersetzten organischen Substanz vorhanden waren, welche beim Verbrennen der Kohle bei Luftzutritt als Asche zurückbleiben. Organische Verbindungen, welche Stickstoff enthalten, hinterlassen eine stickstoffhaltige Kohle.

Amorpher Kohlenstoff in reiner Form entsteht, wenn man Kalium oder Natrium in einem Strome von Kohlensäure erhitzt, oder wenn in schmelzendes kohlensaures Natron Natrium, Bor oder Phosphor eingetragen wird; ebenso bei der Zersetzung des Kohlenoxydgases oder des Cyans durch den elektrischen Funken. Aus aschefreien organischen Körpern, z. B. aus Zucker, kann durch anhaltendes starkes Glühen auch eine fast reine Kohle erhalten werden. Eine mehrstündig dem heftigsten Gebläsefeuer ausgesetzte Zuckerkohle enthielt noch 0,2 Proc. Wasserstoff und 0,5 Proc. Sauerstoff. Nach Berthelot läßt sich der Wasserstoffgehalt durch Glühen im Chlorstrome beseitigen. Stark geglühte Holzkohle liefert bei dieser Behandlung ebenfalls ein sehr reines Product, da durch die Einwirkung des Chlors auch die Aschenbestandtheile zum großen Theil entfernt werden: die Kieselsäure wird in Chlorsilicium verwandelt, Eisenoxyd in Eisenchlorid, Thonerde in Aluminiumchlorid, die sämmtlich im Chlorstrome verdampfen. Sehr reiner Kohlenstoff ist die bei der Darstellung des Leuchtgases im obern Theile der Retorte sich absetzende Kohle, Gas- oder Retortenkohle, welche neben amorphem Kohlenstoff nur einige Tausendtheile Wasserstoff und Sauerstoff enthält, ferner die schwarzgrauen, langen, dünnen Fäden, welche sich in schlecht ziehenden Porzellanöfen wasserfrei ablagern, die Abscheidungen, welche bei der Stahlbereitung nach Mackintosh durch Einwirkung von Leuchtgas auf glühendes Stabeisen, und die, welche beim Durchleiten von ölbildendem Gase durch ein mit Eisendraht gefülltes weißglühendes Porzellanrohr entstehen.

Die Kohle zeigt je nach der Natur des angewendeten Materials und der Temperatur bei der Darstellung sehr verschiedene physikalische Eigenschaften, sie bildet ein außerordentlich feines, weiches, kaum fühlbares Pulver (Ruß) oder auch härteste Massen, die am Stahle Funken geben und Glas ritzen. Auf die Verschiedenheit in der

20) Vgl. Upmann, Das Schießpulver (Braunschweig 1874), 114.

äußern Beschaffenheit sind Abweichungen in ihren Eigenschaften, die zum Theil auf Oberflächenwirkung beruhen, zurückzuführen. Während Holzkohle und Knochenkohle die Eigenschaft haben, Gase und Wasserdämpfe in ihren Poren zu verdichten, geht dieses Vermögen den dichteren Kohlen, z. B. Kohks, fast vollständig ab. Die bei Glühhitze dargestellte Kohle hat die Fähigkeit, mehr Gase zu absorbiren als die bei Weißglut entstandene.

Die Verbrennlichkeit der Kohlen ist auch eine sehr ungleiche. Gaskohle verbrennt schwierig, sie nähert sich in dieser Beziehung den Graphiten, Holzkohle verglimmt bereits bei Luftzutritt, wenn sie nur sehr gelind erhitzt wird. Alle Kohlen leiten die Elektricität und zwar um so besser, je dichter sie sind. Das specifische Gewicht schwankt von etwa 1,5 bis 2,35. Die specifische Wärme ist am größten bei der Holzkohle (0,241), am kleinsten beim Diamant (0,1469). Nach Weber und Dewar[21]) wächst die specifische Wärme des Kohlenstoffs mit der Zunahme der Temperatur. Die chemischen Eigenschaften der Kohle sind die des reinen Kohlenstoffs. Durch Schmelzen mit Kalihydrat findet Oxydation, durch Erhitzen mit Salpeter leicht Verbrennung statt. Mit 5 Theilen chlorsaurem Kalium und einer entsprechenden Menge rauchender Salpetersäure mäßig (auf 50—60°) erhitzt, verwandelt sich amorphe Kohle in lösliche, humusähnliche Substanzen, während Graphit unter diesen Umständen Graphitsäure bildet, Diamant dagegen unverändert bleibt. Uebermangansäure in alkalischer Lösung verändert nur den amorphen Kohlenstoff, welcher dadurch in Mellithsäure übergeführt wird.[22]) Kohlenstoff ist unschmelzbar und nicht flüchtig. Nach Desgretz soll Kohle, im luftleeren oder luftverdünnten Raume der Wirkung einer Batterie von 500—600 Paaren oder einem kräftigen Inductionsstrome ausgesetzt, in Graphit übergehen, sich biegen und zusammenschweißen lassen, schmelzen und zuletzt flüchtig werden, wobei sich ein schwarzer, krystallinischer Anflug bildet, der sich unter dem Mikroskop als schwarze und weiße Octaëder vom Glanze und von der Härte des Diamantstaubs herausstellt. Diese Angabe steht jedoch bisher ohne irgendeine Bestätigung allein da. Kohle ist in allen gewöhnlichen Lösungsmitteln unlöslich, nur schmelzendes Gußeisen nimmt, wie wir beim Graphit sahen, eine gewisse Quantität auf, die sich beim Erkalten in schwarzen Blättchen als Hohofengraphit wieder abscheidet. Amorpher Kohlenstoff verbindet sich direct mit Wasserstoff, beziehungsweise Stickstoff unter dem Einflusse elektrischer Entladungen zu Acetylen, beziehungsweise Cyan. Er geht auch leicht mit Schwefel eine Verbindung ein, aber nicht mit den Halogenen. Die Kohlenwasserstoffe zerfallen bei sehr hoher Temperatur in Wasserstoff und Kohle, die kohlenstoffreicheren Verbindungen bei einer weniger hohen Erhitzung in kohlenstoffärmere Kohlenwasserstoffe und Kohle. Die gleiche Zersetzung erleiden kohlenstoffreiche Kohlenwasserstoffe bei der Verbrennung, dabei geben sie eine Flamme von kohlenstoffarmen Kohlenwasserstoffen, in welcher der abgeschiedene Kohlenstoff sich in feiner Zertheilung befindet und, zur Weißglut erhitzt, das Leuchten der Flamme veranlaßt. Kühlt man die Flamme durch hereingehaltene kalte Körper ab, oder geschieht die Verbrennung bei mangelhaftem Luftzutritte, so scheidet sich die Kohle als Ruß (Rußkohle) ab. Chlor bewirkt, indem es den Kohlenwasserstoffen Wasserstoff entzieht, ebenfalls Abscheidung von Ruß.

Die verschiedenen Arten des amorphen Kohlenstoffs: Kohks, Gaskohle, Rußkohle, Glanzkohle, Holzkohle, Knochenkohle und Thierkohle mögen nachstehend einer speciellen Betrachtung unterworfen werden.

Kohks (Kokes, Cokes, Coacs).[23]) Mit diesem Namen wird die Kohle bezeichnet, welche bei der Erhitzung der Steinkohlen bei Luftabschluß zurückbleibt, sie stellt eine concentrirte Form derselben dar. Zweck der Verkohkung der Steinkohlen ist ein mehrfacher. Es wird durch diese Operation eine rauchfrei brennende Kohle von hohem pyrometrischen Wärmeeffect erhalten, welche fast frei von Schwefel und zur Erzeugung sehr hoher Temperaturen ungemein geeignet ist.[24]) Die Kohks stellen je nach der Qualität der Steinkohlen und nach dem angewendeten Gewinnungsverfahren eine großblasige bis dichte, mürbe bis klingendharte Masse dar, bald dunkelgrau, matt und glanzlos, bald metallischglänzend. Sie bilden unregelmäßige Klumpen, oft von stengeligem Gefüge, leiten die Wärme gut und zwar um so besser, je dichter sie sind, und lassen sich infolge dieser Eigenschaften schwierig entzünden, brennen auch nur bei starkem Luftzuge fort, entwickeln aber infolge des Umstandes, daß bei ihrer Dichte eine große Menge Brennstoff auf einmal in den Feuerungsraum eingetragen werden kann, außerordentliche Heizkraft. Kohks sind gute Leiter der Elektricität und kommen in dieser Beziehung dem Graphit gleich. Je nach dem Verkohlungsverfahren enthalten sie schwankende Mengen von Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff. Der Aschengehalt variirt von 1—30 Proc. Gute Kohks sollen nicht mehr als 3—8 Proc. Asche geben, solche mit mehr als 12 Proc. Asche sind als schlechte zu bezeichnen. Der Gehalt an Kohlenstoff beträgt ungefähr 83—94 Proc., der an Feuchtigkeit bis zu 20 Proc. (infolge des Ablöschens). Völlig trockene Kohks absorbiren an der Luft bei gewöhnlicher Temperatur 1—$2^1/_2$ Proc. Wasserdampf. Durchschnittlich ist an eine gute Handelswaare die Anforderung zu stellen, daß sie enthält: 85—93 Proc. Kohlenstoff, 0,3—0,5 Wasserstoff, 2—2,5 Sauerstoff und Stickstoff, 3—4 Proc. Asche, 5—10 Proc. hygroskopische Feuchtigkeit, und Schwefel in nur sehr geringer Menge. Der Wärmeeffect ist nach Scheerer folgender:

21) Berl. Ber. 1872, 303. Pogg. Ann. 154, 367. — Phil. Mag. [4] 44 p. 461; Berl. Ber. 1872, 814. 22) Berl. Ber. 1871, 802 und 806.

23) Nach Gurlt (Berggeist 1873, Nr. 94, 107) von to coke abzuleiten, nach andern von coagere oder coquere. 24) Man unterscheidet Backkohks, Sinter- oder Sandkohks, je nachdem zu ihrer Darstellung Backkohle, Sinter- oder Sandkohle diente. Gaskohks wird die bei der Bereitung des Leuchtgases in den Retorten zurückbleibende Kohle genannt, die wegen ihrer lockern Beschaffenheit hauptsächlich zur Feuerung der Oefen in Wohnhäusern geeignet ist.

	Absol.	C = 1 Specif.	Pyrometr. Wärmeeffect
Kohks . . mit 10 Proc. Wasser und 5 Proc. Asche	0,84	—	2300° C.
„ . . „ 5 „ „ „ 3 „ „	0,92	—	2400 „
„ . . „ — „ „ „ 3 „ „	0,97	—	2450 „
Backkohks „ „ „ 5 „ „	—	0,33	—
Sinterkohks „ „ „ 5 „ „	—	0,41	—
Sandkohks „ „ „ 5 „ „	—	0,46	—

Bei Versuchen von Brix lieferten 1 Kilogr. Kohks (mit einem Gehalte von 5,9 Proc. Wasser und 2,5 Proc. Asche) 7,15, getrocknet 7,81 Kilogr. Dampf. Nach Berthier reducirten französische Kohks 22—28,5 Theile Blei und erwärmten 50,3—65,6 Theile Wasser von 0° bis 100° C.

Zum Verkohken ist eine Steinkohle anwendbar, welche die Fähigkeit hat, in der Hitze teigig zu werden und zusammenzubacken und deren Aschengehalt nicht zu hoch ist, da sich derselbe in den Kohks concentrirt. Vielfach wendet man Backkohlen, namentlich Klein an, dessen Verwendung bei Kesselfeuerungen wegen schwieriger Behandlung des Rostes der magern Kleinkohle nachgestellt wird. Dem Verkohken der Steinkohlen geht häufig eine nasse Aufbereitung derselben voraus. Durch diese Operation sucht man ein möglichst aschenarmes Product (mit 5—7 Proc. Asche) zu erzielen. Die Kohlenflötze sind nämlich vielfach mit Klüften durchsetzt, die sich im Laufe der Zeit mit Mineralstoffen füllten, und ferner nicht scharf abgegrenzt den sie einschließenden Gebirgsschichten eingelagert; es findet vielmehr eine Durchdringung beider in der Lettenkohle statt, welche letztere, oft kaum von der Kohle im äußern Aussehen unterschieden, doch bis zu 50 Proc. unverbrennliche Stoffe enthält. Durch die nasse Aufbereitung der Steinkohlen sucht man nun die specifisch leichteren Kohlen von Thonschiefer, Schwefelkies u. s. w. möglichst zu befreien, ehe man sie dem Verkohken unterwirft. Die Kohlen werden vor dem Waschen durch Aufwerfen auf ein System von vier schräg übereinanderliegenden Sieben sortirt, hierdurch die auf dem ersten Siebe liegenbleibende Stückkohle und die das zweite oder dritte Sieb nicht passirende Nußkohle ausgeschieden. Das Kohlenklein, welches durch das letzte Sieb gegangen ist, bringt man in Mühlen- oder Walzwerke und scheidet, nachdem das Zermahlene abermals einer Separation in Sieben unterworfen ist, die leichtere Kohle von schwereren Beimengungen durch gewöhnliche hydraulische oder continuirlich wirkende Setzmaschinen von ähnlicher Construction, wie sie zur nassen Aufbereitung von Erzen Anwendung finden. Zu erwähnen sind: die Setzmaschine von Marsilly, der Meynier'sche und Frölich'sche Waschapparat.[25]) Vielfach werden jedoch die Steinkohlen zur Erzielung sehr gleichmäßiger Kohks überhaupt gemahlen. Die bei der Schlämmung erhaltenen Rückstände finden, wenn sie sehr reich an Schwefelkies sind, mitunter, wie z. B. in England, Anwendung in der Schwefelsäurefabrikation. Die Verkohkung der Steinkohlen kann erfolgen in Meilern, Haufen, Oefen und in Retorten.

Die Meilerverkohkung ist der Meilerverkohlung sehr ähnlich; sie liefert eine wenig gleichförmige und feste Kohle, erfordert auch ein Rohmaterial, was sich sonst gut verwerthen läßt, dagegen aber keine kostspielige Ofenanlage. Den Mittelpunkt des Meilers bildet eine 1—2,5 Met. hohe gemauerte Esse, welche oben einen Durchmesser von 0,3 Met., an der Basis gewöhnlich einen solchen von 0,9 Met. hat und Zuglöcher in mehrern übereinander befindlichen Reihen besitzt. Man legt nun die größeren Steinkohlenstücke um diesen als Quandelschacht dienenden Kanal, die kleineren nach der Peripherie und füllt die Zwischenräume der größeren Stücke mit Steinkohlenklein (Cinder) aus. Auf der Meilersohle werden Kanäle, von der Peripherie zur Esse führend, gebildet; häufig erhält der Meiler eine Decke. Die Entzündung erfolgt dadurch, daß man Reisig in den Schornstein einfüllt und von unten in Brand steckt. Manche entzünden auch den Haufen von außen, was aber weniger rationell ist. Nachdem der schwarze Rauch verschwunden, wird die Essenmündung mit einem eisernen Deckel verschlossen und die Zugkanäle bedeckt. Häufig beschleunigt man die Abkühlung durch Anwendung von Wasser, weil durch die Wasserdämpfe der Rest des Schwefels, der sich nicht verflüchtigt hat, entfernt wird. Blackwell[26]) hat eine Vorrichtung angegeben, wodurch bei der Meilerverkohkung die flüchtigen Producte (Theer, flüchtige Oele u. s. w.) gewonnen werden können.

Bei der Haufenverkohkung gelingt eine gleichförmigere Erhitzung der Kohlen als in runden Meilern. Die Haufen erhalten eine Länge von 15,69 bis 47,1 Met., eine Höhe von 0,94 bis 1,22 Met. bei einer Breite von 1,88 Met. In Abständen von 1,88 bis 2,51 Met. werden Quandelpfähle befestigt. In der Hauptlängenrichtung des Hau-

25) Vgl. Meynier, Dingl. Journ. 144, 91; Bessemer, ebendas. 152, 286; Lebleu, Polyt. Centralbl. 1860, 1358; Bauer, Ebendas. 1862, 1265; Lührmann, Berggeist 1865, Nr. 35; Kohlenwäsche in Saarbrücken, Berggeist 1854, Nr. 51, 61, 63; 1866, Nr. 27; Kohlenwäsche bei Dortmund, Berggeist 1864, Nr. 7, 48; Geinitz, Fleck und Hartig, Ebendas. 2, 331; Evrard's Aufbereitung bei St.-Etienne in der Berg- und Hüttenm. Zeitung, 1865, S. 225; Polyt. Centralbl. 1867, S. 950, 1386; Verbindung der Kohlenwäscherei mit Kohkerei im Siegenschen, Zeitschr. der Ver. deutscher Ingenieure 18, 381; Havrez in Revue un vers. 1870, livre 3, Vol. 27; Rittler in der Kärntner Zeitschr 1871, Nr. 1.

26) Dingler, Journ. 160, 301.

fens läuft auf der Meilersohle ein aus großen Kohlenstücken erbauter Kanal, in welchen seitwärts weitere Luftzüge münden. Nachdem der Haufen aus kleineren Kohlenstücken bis zur erforderlichen Höhe aufgebaut ist, werden die Quandelpfähle herausgezogen und der Haufen an mehrern Stellen durch in den Hauptkanal und in die Seitenöffnungen eingebrachte brennende Kohlen angezündet. Sollte das Feuer zu heftig werden, so sperrt man einzelne Luftkanäle durch Aufwerfen von Cinders (Steinkohlenklein, Kohksabfall) ab und stößt mit einer eisernen Stange an andern Orten neue Oeffnungen ein (namentlich bei stark backenden Steinkohlen). Schlägt aus den senkrechten Zuglöchern nicht mehr eine dunkelgelbe, rußende, sondern eine bläuliche Flamme, das Zeichen des nahezu vollendeten Destillationsprocesses, so werden die untern Zuglöcher zuerst geschlossen, die Decke, wo es nothwendig erscheint, ausgebessert, hierauf auch die obern Luftkanäle zugeworfen und der Meiler zur Abkühlung sich selbst überlassen. Häufig löscht man zur möglichst vollständigen Abschwefelung die glühenden Kohks mit Wasser ab. Um vorzugsweise das billige Kohlenklein durch Verkohkung zu verwerthen, sind auch Meiler und Haufen angewendet, welche bei der Construction eine temporäre Einfassung von Bretern erhalten, die vor dem Anzünden beseitigt werden. Die Luftkanäle sind durch eingesetzte hölzerne Pfähle gebildet, die man aus dem fertigen Meiler oder Haufen herauszieht. Auch Meiler mit gemauerten Umhüllungen (Schaumburger Kohksöfen[27])) sind im Gebrauch.

Bei dem Verkohken in Meilern und Haufen ist es schwierig, das Feuer zu reguliren und einem starken Verbrennen der Kohle vorzubeugen. Um diese Uebelstände zu beseitigen, nimmt man gegenwärtig fast allgemein die Operation in geschlossenen Oefen vor, welche entweder die entstehenden Gase unbenutzt in die Luft entlassen (Kohksbacköfen), oder bei denen dieselben zur Heizung von Dampfkesseln, von Winderhitzungs-Vorrichtungen, von Kalköfen oder endlich von Verkohlungsöfen selbst dienen.

Die geschlossenen Oefen lassen sich eintheilen in:

A. Oefen, bei welchen die entweichenden Gase nicht zur Heizung der Oefen selbst dienen; backofenartige Apparate verschiedenster Construction für Chargen von 750—5000 Kg.

B. Oefen, bei denen die Verkohkungsgase zur Heizung der Sohle und der Seitenwände des Ofens verwendet werden. Diese zerfallen in:

1) Oefen mit einer Thür, in denen die Verkohkungskammern liegen:

a) parallel nebeneinander. System Jarlot[28]),Smit[29]), Dulait[30]), Talabot[31]);

b) parallel übereinander. System Frommont[32]), Bourg[33]), Gendebien[34]);

c) radial nebeneinander. System Eaton[35]), Laumonier.[36])

2) Oefen mit zwei Thüren:

a) mit horizontal nebeneinanderliegenden Verkohkungskammern, aus denen die Kohks herausgekrückt werden. System François[37]), François-Rexroth[38]), Francois-Gobiet[39]), Coppée[40]), Haldy[41]), Fabry[42]), Smit[43]), Ringel.[44])

b) mit geneigt gegeneinanderliegenden Verkohkungskammern; die Kohks fallen nach dem Oeffnen der untern Thür von selbst heraus. System Dubochet[45]);

c) mit vertical nebeneinanderstehenden Verkohkungsräumen, aus denen die Kohks nach dem Oeffnen der untern Thür von selbst herausfallen. System Appolt[46]), Bauer.[47])

C. Oefen, bei welchen die Verkohkungsgase, bevor sie zu Heizungszwecken Anwendung finden, Condensatoren passiren. System Knab[48]), Pernolet.[49])

Die sub A angeführten Verkohkungsöfen, Kohksbacköfen, sind zur Zeit fast außer Gebrauch, da durch die Nichtbenutzung der Verkohkungsgase bedeutende Wärmeverluste entstehen und außerdem die Umgebung durch die entweichenden Destillationsproducte sehr belästigt wird. Sie sind hauptsächlich noch in England in Benutzung, haben eine viereckige Herdsohle von 3,766 Met. Breite und 3,138 Met. Tiefe, eine Höhe von 0,941 bis 3,138 Met., und sind oben durch einfache Gewölbe geschlossen, in denen sich eine Oeffnung zum Entweichen der Gase befindet. Der Luftzutritt findet durch die eiserne, an mehrern Punkten durchlöcherte Thür statt. Die Kohlen werden in den zuvor glühend gemachten Ofen theils durch die Thür, theils durch die obere Oeffnung eingebracht und der Zug durch die letztere, welche man mittels eines eisernen Deckels beliebig weit öffnen oder schließen kann, regulirt. Zwölf Stunden nach beendigter Destillation können die noch glühenden Kohks aus dem Ofen gezogen

27) Dingler, Journ. 99, 428; 121, 97; Berg- und Hüttenm. Zeitung 1871, 217, 390; Berggeist 1867, 11; Percy-Knapp, Metallurgie 1, 176. 28) Dingler, Journ. 166, 119. 2) Polyt. Centralbl. 1864, 1021. 30) Berg- und Hüttenm. Zeitung 1855, 233; 1864, 157; 1874, 242; Rittinger's Erfahrungen 1863, 30; Studienreise der Studir. des Berliner Gewerbeinstituts 255. 31) Ebendas.

32) Ebendas. 33) Berg- und Hüttem Zeit. 1855, 233. 34) Polyt. Centralbl. 1864, 1021; Berg- und Hüttenm. Zeit. 1864, 48. 35) Dingler, Journ. 164, 420; Berg- und Hüttenm. Zeitung 1862, 392; 1864, 217; Polyt. Centralbl. 1862, 1137. 36) Oesterreich. Zeitschr. 1866, 172; Berg- und Hüttenm. Zeitung 1867, 183. 37) Berggeist 1861, Nr. 91; 1864, Nr. 58; Polyt. Centralbl. 1871, 203. 38) Berg- und Hüttenm. Zeit. 1860, 83, 424; 1862, 239; 1864, 218, 225; 1865, 103; 1866, 76. 39) Berg- und Hüttenm. Zeitung 1862, 329; 1867, 12; Kerpely, Eisenhüttenwesen Ungarns S. 258. 40) Berg- und Hüttenm. Zeitung 1864, 125, 218; 1870, 30; 1872, 156, 310; 1873, 211. 41) Berggeist 1864, 39; Kärntner Zeitschr. 1870, Nr. 2. 42) Berg- und Hüttenm. Zeitung 1864, 224. 43) Ebendas. 1864, 224; 1865, 103; 1874, 242. 44) Ebendas. 1872, 339. 45) Dingler, Journ. 142, 414; Berggeist 1861, Nr. 69. 46) Berg- und Hüttenm. Zeitung 1856, 137; 1859, 100, 161, 224; 1860, 83, 424; 1864, 224; 1865, 103, 139; 1869, 363; 1872, 157; 1874, 272; Dingler, Journ. 141, 350; Polyt. Centralbl. 1872. 1345; Berggeist 1871, 70; Oesterr. Zeitschr. 1871, Nr. 46. 47) Berggeist 1872, Nr. 53; Berg- und Hüttenm. Zeitung 1872, 157, 319. 48) Berg- und Hüttenm. Zeitung 1860, 371; 1864, 225. 49) Dingler, Journ. 197, 411.

und mit Wasser abgelöscht werden. Der Ofen wird nach dem Entleeren sofort wieder gefüllt und besitzt noch Wärme genug, um sofort den Verkohkungsproceß wieder einzuleiten. Je gleichmäßiger der Ofen erhitzt war, desto besser fallen die resultirenden Kohlen aus.

Am verbreitetsten sind der Appolt'sche und der Coppée'sche Kohksofen. Der erstere, namentlich im Rheinland und in Westfalen vielfach in Benutzung, hat die Form eines stehenden Schachtes, welcher von außen durch die bei der Verkohkung sich entwickelnden und angezündeten Gase geheizt wird. Zur besseren Ausnutzung der Wärme sind je 12 Schächte in zwei Reihen zu einem Gesammtofen vereinigt. Die flüchtigen Destillationsproducte eines Schachtes dienen zur Verkohkung des Inhalts des Nachbars. Die Füllung mit je 1250 Kg. geschieht durch die obere Oeffnung, über welche eine Eisenbahn hinwegläuft, die Entleerung durch die im untersten Theile befindliche Klappe in eiserne, gleichfalls auf einem Schienenwege laufende Wagen. Der Proceß dauert 24 Stunden, sodaß also alle 2 Stunden eine Abtheilung entleert und neubeschickt wird. Die Ausbeute an Kohks beträgt 67 Proc. gegenüber einer solchen von höchstens 61 Proc. in liegenden Oefen.

Der Coppée'sche Ofen besteht aus einer Reihe horizontaler, parallel laufender Kanäle, welche durch verschließbare Oeffnungen in der Decke mit Steinkohlen beschickt werden können und an beiden Seiten während des Betriebs geschlossen gehalten werden. Je zwei solcher Kanäle bilden eine Gruppe. Die Destillationsproducte von zwei Oefen derselben Gruppe vereinigen sich unter der Sohle eines Ofens und gelangen an die Wandungen der folgenden Abtheilung, wo sie durch vorgewärmte Luftströme verbrannt werden; die aus dieser Gruppe entweichenden Gase verkohken den Inhalt der dritten u. s. w. Die Kohlenentleerung der Oefen wird durch einen Dampfschieber bewirkt; die Oefen müssen schnell aufs neue gefüllt werden. In Preußen sind gegenwärtig 2500 derartiger Oefen im Gebrauche.

Das Verkohken von Staubkohlen erfolgt auf überwölbten Herden, die nach Art der Backöfen gebaut sind.

Im übrigen sei auf die Originalangaben verwiesen.

Die Kohks finden hauptsächlich Anwendung in der Metallurgie, namentlich bei der Gewinnung des Roheisens in den Hohöfen. Es ist hier ein Brennmaterial nothwendig, welches vermag, den in der Rast und im Gestelle herrschenden Druck auszuhalten und der dabei Dichtigkeit genug besitzt, die Anwendung eines starken Winddrucks zu gestatten, somit einen höheren Hitzegrad zu geben und ein schnelles Niederschmelzen der Erze zu bewirken. Außerdem dienen Kohks auch zur Feuerung von Dampfkesseln, der mannichfachsten Heizungsanlagen und in der chemischen Großindustrie, wo sie wegen ihres geringen Gehalts an Schwefel besonders schätzenswerth sind. Die Production ist eine sehr bedeutende. In England gibt es Kohkereien, die wöchentlich über 10,000 Tonnen erzeugen.

Gaskohle, Retortenkohle ist das Product der Zersetzung von Kohlenwasserstoffen bei sehr hoher Temperatur. Sie bildet sich bei der Darstellung des Leuchtgases, wo ihre Ablagerung namentlich im obern Theile der Retorten erfolgt. Ist nämlich gegen das Ende der Destillation der Steinkohlen der obere Theil der ovalen oder halbcylindrischen Retorten sehr heiß geworden, so wird ein Theil der sich noch entwickelnden Kohlenwasserstoffe in Wasserstoff und Kohle zerlegt.

Gaskohle ist nach dem Ruß die reinste Form des amorphen Kohlenstoffs, sie bildet eisengraue, metallisch glänzende Massen von so großer Härte, daß sie am Stahle Funken gibt, leitet die Elektricität und Wärme gut und ist sehr schwer entzündlich. Sie kann auch erhalten werden, wenn man ölbildendes Gas C_2H_4 durch eine weißglühende Porzellanröhre leitet. Nach Marchand's und Meyer's Untersuchungen[49a]) hatte die direct der Retortenwand angelagerte Kohle das spec. Gewicht 2,356 und die spec. Wärme 0,2036 (in dieser Hinsicht also fast genau dem Graphit gleich), sie enthielt keinen Wasserstoff und hinterließ beim Verbrennen nur 0,3 Proc. Eisenoxyd. Die weiter abliegenden Schichten sanken im Gewichte bis zu 1,723 herab und enthielten etwas Wasserstoff, gaben auch etwas mehr Asche. Gaskohle dient zur Herstellung von Kohlenplatten für die Bunsen'sche Batterie, zur Anfertigung von Kohlentiegeln und von Kohlenpolen für das elektrische Licht. In zerkleinertem Zustande ist sie zur Erzeugung sehr hoher Temperatur geeignet.

Rußkohle (Kienruß, Lampenruß). Es ist schon erwähnt worden, daß beim Verbrennen von kohlen- und wasserstoffhaltigen Körpern eine Flamme erzeugt wird, welche durch den abgeschiedenen, feinzertheilten, glühenden Kohlenstoff Leuchtkraft erhält, und daß dieser Kohlenstoff bei mangelndem Luftzutritte, oder wenn man einen kalten Körper in die Flamme bringt, sich als Ruß abscheidet. Ist der verbrennende Körper sehr reich an Kohlenstoff, so rußt die Flamme schon ohne Abkühlung und um so stärker, je weniger rasch Luft zutreten kann. Man benutzt dieses Verhalten zur Darstellung von Rußkohle im großen und nennt diesen Fabrikationszweig selbst Rußschwelerei.[50]) Zur Darstellung von Kienruß dienen harzreiche Substanzen (Kienholz, Kienbrände vom Theerschwelen, Abgänge von Theer, Pechgrieven vom Pechsieden, Rückstände von der Petroleumraffination) herrührend, welche man am Anfange eines in der Rußhütte befindlichen gemauerten Kanals verbrennt. Derselbe ist etwa 4,7 Met. lang und hat einen Querschnitt von 0,25 Met., er ist gebogen und mit mehrern hölzernen oder gemauerten quadratischen Kammern von 60—90 Cubik-Met. Inhalt verbunden. Das Dach der Kammern hat Pyramidenform und besteht aus Wollenzeug; es kann mittels einer über eine Rolle gleitenden Schnur auf und ab bewegt werden. Beim Beginn des Schwelens läßt man zur Erwärmung des Kanals die Luft voll in diesen eintreten, später wird der Zutritt durch

49a) Journ. pr. Chem. 54, 313; 59, 332; Dingler, Journ. 123, 117, 185, 291; 129, 42. 50) Dingler, Journ. 21, 266, 351; 117, 319.

einen an der Mündung desselben befindlichen Schieber vermindert. In der gemauerten Röhre setzt sich theerhaltiger Glanzruß ab, während der schwarze Flatterruß in die Kammern übergeht und sich Dach und Wänden anhängt. Da der Zug durch das wollene Dach der Kammern erfolgt, so muß von Zeit zu Zeit durch leise Schläge der Ansatz aus der Haube entfernt werden. Der feinste Ruß wird erhalten, wenn man die Luft stärker zu den verbrennenden Rohmaterialien treten läßt, wobei allerdings die Ausbeute abnimmt; reichlicher, aber auch gröber und weniger schwarz, fällt dieselbe bei Anwendung von harzreichen Körpern, die mit stark rußender Flamme verbrennen, aus. Einen für Buchdruckerschwärze geeigneten Ruß gewinnt man aus dem Steinkohlentheeröl, welches in eisernen Pfannen bei mangelhaftem Luftzutritte verbrannt wird. Der Ruß setzt sich in einem Systeme großer cylindrischer Säcke ab. Bessere Rußsorten werden von noch anhängenden theerartigen oder empyreumatischen Stoffen durch Ausglühen in eisernen Cylindern befreit.

Der Lampen- oder Oelruß, die feinste und reinste Sorte, wie sie zur Tuschebereitung dient, entsteht bei der Verbrennung fetter Oele, in deren Flamme kalte Metallplatten gehalten werden; man verbrennt auch wol die betreffenden Oele (Terpentinöl, Harzgasöl u. a.) in Lampen und hängt über den Flammen derselben Metalldeckel auf.

Einen Apparat zur Fabrikation von Lampenölruß hat O. Thalwitzer[50a]) angegeben. Derselbe besteht im wesentlichen aus einer rotirenden, durch Wasser gekühlten Metallplatte, an die sich an der einen untern Seite der Ruß anlegt, um an der andern Seite durch einen Schaber abgekehrt und entfernt zu werden. Der Ruß wird in einer Anzahl von Oellampen durch unvollständige Verbrennung erzeugt.

Unter den Namen Diamantschwarz stellt P. Neef[50b]) durch Verbrennung natürlicher, der Erde entströmender Kohlenwasserstoffe einen Lampenruß dar, der sich namentlich zu feinen Buchdruckerarbeiten eignet.

Reiner, ausgeglühter Lampenruß enthält immer noch geringe Mengen schwerflüchtiger Kohlenwasserstoffe. Er kann von denselben nur durch Glühen im Chlorstrome befreit werden. Kubel fand in mit Aether ausgezogenem, dann stark geglühtem Ruße aus Terpentinöl 99 Proc. Kohlenstoff und 0,6 Proc. Wasserstoff.

Ruß ist infolge seiner äußerst zarten Vertheilung und der Widerstandsfähigkeit gegen chemische Agentien als schwarze Farbsubstanz sehr geschätzt. Unreine Arten dienen zur Bereitung von Stiefelwichse, reinere zur Herstellung der Buchdruckerschwärze (wesentlich gekochtes Leinöl mit Kienruß), als Steindruckfarbe (sogenanntes Frankfurter Schwarz, eine tiefschwarze Kohle aus Weinhefen oder Weintrestern, dient beim Kupferdrucke) und zur Bereitung von Oel- und Anstrichfarben. Der reinste und feinste Ruß wird zur Bereitung der chinesischen Tusche verwendet.

Die meisten Rußschwelereien befinden sich in Thüringen und im Schwarzwalde, von wo der Kienruß in länglichen, kleinen Tönnchen aus Tannenspänen in den Handel kommt.

Glanzkohle bleibt beim Verkohlen oder der trockenen Destillation schmelzender organischer Verbindungen rückständig. Sie bildet eine glänzende, blasige Masse, deren Dichtigkeit mit der Höhe der Temperatur, bei der sie gewonnen, zunimmt. Auch wenn der betreffende organische Körper, aus welchem die Kohle dargestellt wurde, keine unorganischen Bestandtheile enthielt, stellt die Glanzkohle nicht chemisch reinen Kohlenstoff dar, sondern enthält immer noch, wenn auch geringe Mengen, Sauerstoff und Wasserstoff.

Holzkohle. Man bezeichnet hiermit den Rückstand von der trockenen Destillation der verschiedenen Holzarten.

Den wesentlichen Bestandtheil des Holzes bildet die Holzfaser, Pflanzenfaser oder Cellulose. Dieselbe hat bei allen Holzarten dieselbe Zusammensetzung: 52,65 Proc. Kohlenstoff, 5,25 Proc. Wasserstoff und 42,10 Proc. Sauerstoff. Wie man sieht, ist also das Verhältniß des Wasserstoffs zum Sauerstoff dasselbe (1 : 8), in welchem diese Elemente sich zu Wasser vereinigen. Nimmt man an, daß bei der Verbrennung des Holzes dieses Wasser als Dampf fortgeht, so kann, da luftleeres Holz im Durchschnitte nur 40 Proc., ganz trockenes 50 Proc. Kohlenstoff enthält, nur ein verhältnißmäßig geringer Wärmeeffect erzielt werden, weil der Wasserdampf etwa viermal so viel Wärme absorbirt, um gleiche Temperatur hervorzubringen, als die übrigen Verbrennungsproducte. Deshalb ist man schon seit langer Zeit bestrebt gewesen, für alle die Zwecke, wo es sich um Erzeugung hoher Temperaturen handelt, aus dem Holze durch Verkohlung einen Brennstoff von höherer Heizkraft zu erzeugen. Bei der Gewinnung von Holzkohlen kommt es darauf an, ob man nur diese als Hauptzweck verfolgt, oder ob man diesen mit der Darstellung von Nebenproducten, als Theer, Holzessig u. a., combinirt. Die Ausbeute und die Qualität der Holzkohle hängt wesentlich von der Temperatur ab, bei welcher sie gewonnen wurde. Bei der trockenen Destillation entweicht zuerst das hygroskopische Wasser (Holz verliert dasselbe erst vollständig bei 150° C.), dann gehen Essigsäure und Theer über, später folgen Kohlenwasserstoffe und Kohlenoxydgas. Hält man bei der Holzverkohlung die Temperatur längere Zeit unterhalb des Punktes, wo eine lebhaftere Zersetzung des Holzes eintritt, so entweicht das hygroskopische und chemisch gebundene Wasser und kann keinen zersetzenden Einfluß mehr auf den Rückstand ausüben, die Ausbeute an Kohle ist hierbei die höchste. Wird dagegen das Holz rasch auf eine hohe Temperatur erhitzt, so zerlegt die glühende Kohle die noch nicht entfernten Wasserdämpfe, es entsteht Kohlenoxydgas und Wasserstoff und die Menge der schließlich rückständigen Kohle wird dadurch vermin-

---

50a) Dingler, Journ. 237, 132. 50b) Ebendas. 231, 178. — Chem. News 1878, XXXVIII, 44.

dert. Violette[51]) hat eine umfangreiche Untersuchung über den Einfluß verschiedener Temperaturen auf die Kohlenausbeute gemacht. Derselbe verkohlte Faulbaumholz und gelangte zu folgenden Resultaten:

Verkohlungstemperatur des Holzes	Menge der aus 100 Theilen des bei 150° C. getrockneten Holzes entwickelten flüchtigen Substanz	Gewicht der gewonnenen Kohle	Bemerkungen
160° C.	2	98,00	Nicht ausgebrannte Kohle (Brände) (160–250°)
170 „	5,45	94,55	
180 „	11,41	88,59	
190 „	18,01	81,99	
200 „	22,90	77,10	
210 „	26,86	73,14	
220 „	32,50	67,50	
230 „	44,63	55,37	
240 „	49,21	50,79	
250 „	51,33	49,57	
260 „	58,77	40,23	
270 „	62,86	37,14	
280 „ [1]	63,84	36,16	[1] Sehr rothbraune Kohle, von beginnender Zerreiblichkeit. Anfangsglied der Rothkohlen.
290 „	65,91	34,09	
300 „	66,39	33,61	
310 „	67,13	32,87	
320 „	67,77	32,23	
330 „	68,23	31,77	
340 „ [2]	68,47	31,53	[2] Diese u. die folg. Kohlen sind sehr schwarz.
350 „	70,34	29,66	
432 „ [3]	81,13	18,87	[3] Schmelzpunkt des Antimons
1023 „	81,25	18,75	„ Silbers
1100 „	81,60	18,40	„ Kupfers
1250 „	82,06	17,94	„ Goldes
1300 „	82,54	17,46	„ Stahls
1500 „	82,69	17,31	„ Eisens
Schmelzen des Platins	85,00	15,00	„ Platins

Die unter 280° erzeugte Kohle ist unausgebrannt, von 280° an und darunter beginnt sie zerreiblich zu sein, nimmt bei diesem Temperaturgrade rothbraune Farbe an (Rothkohle) und ist sehr entzündlich. Bei 350° wird sie schwarz (Schwarzkohle). Bei hoher Temperatur, zwischen 1300° und 1500° gewonnen, ist sie dicht, compact, schwer entzündlich und wird bei den höchsten Verkohlungstemperaturen klingend hart. Unter den letztern Umständen gewonnen, enthält sie noch Sauerstoff und Wasserstoff, wie folgende Tabelle von Violette zeigt:

Verkohlungstemperatur	Die gewonnene Kohle enthält in 100 Theilen			
	Kohlenstoff	Wasserstoff	Sauer- u. Stickstoff	Asche
280° C.	71,6	4,7	22,1	0,563
350 „	76,6	4,1	18,4	0,613
432 „	81,6	1,9	15,2	1,163
1032 „	81,9	2,3	14,1	1,598
1160 „	83,3	1,7	13,8	1,225
1250 „	88,1	1,4	9,2	1,199
1300 „	90,8	1,6	6,5	1,152
1500 „	94,5	0,7	3,8	0,664
über 1500 „	96,5	0,6	0,9	1,946

Aus Violette's sämmtlichen Versuchen ergeben sich folgende Schlüsse:

1) Auf die Ausbeute an Kohlen ist die Verkohlungstemperatur von großem Einfluß; es resultirt eine um so geringere Menge von Kohlen, je höher die Temperatur gestiegen ist. Bei einem und demselben Holz beträgt die Ausbeute bis 50 Proc. bei einer Verkohlungstemperatur von 250° C., bis 33 Proc. bei einer solchen von 300° C., bis 20 Proc. bei 400° C. und bis 15 Proc. bei 1500° C.

2) Die Kohlenausbeute ist bei derselben Verkohlungstemperatur der Dauer der Verkohlung, der Kohlenstoffgehalt der Kohle der Temperatur der Verkohlung proportional.

3) Das in vollkommen geschlossenen Gefäßen verkohlte Holz läßt weniger Kohlenstoff austreten als beim gewöhnlichen Verkohlungsverfahren, daher gewinnt man zwischen 150 bis 350° C. ungefähr 80 Proc. Kohle auf ersterm Wege, also fast die dreifache Menge, die auf letzterm zu erzielen ist. Bei einem Ertrage von 90 Proc. entsteht in vollkommen geschlossenen Verkohlungsgefäßen bei 180° C. rothe Kohle, bei 300 bis 400° C. unter Eintritt vollkommener Schmelzung eine schwarze, glänzende Masse, die alle organische Textur verloren hat.

4) Durch Verkohlung in Cylindern oder eisernen Töpfen lassen sich nicht Producte von gleichförmiger Zusammensetzung herstellen, wohl aber durch Anwendung überhitzter Wasserdämpfe je nach der angewendeten Temperatur mit beliebigem Kohlenstoffgehalt.

Die Verkohlung des Holzes kann ausgeführt werden unter beweglichen Decken in Meilern und Haufen, oder in Oefen. Die Köhlerei läßt sich, wie folgt, eintheilen in:

A. Waldköhlerei oder Verkohlung unter beweglicher Decke ohne Rücksicht auf Nebenproducte.

Diese zerfällt in:

1) Grubenköhlerei,

2) Meilerverkohlung;

a) in stehenden Meilern,

b) in liegenden Meilern.

51) Dingler, Journ. 123, 417.

B. Waldköhlerei mit Gewinnung der Nebenproducte, wo wieder zu unterscheiden ist:

1) Grubenköhlerei,

2) Meilerverkohlung.

C. Ofenverkohlung; diese kann vorgenommen werden:

1) in Meileröfen mit regulirbarem Luftzutritte in das Innere;

2) in Meileröfen mit Zutritt von sauerstofffreien Feuergasen in das Innere;

3) in Gefäßöfen, wo Verkohlung durch äußere Hitze stattfindet;

4) in Oefen mit Heizung durch überhitzten Wasserdampf.

Die Grubenverkohlung, das älteste Verfahren Holzkohle zu gewinnen, wird nur noch selten angewendet zur Verkohlung von geringwerthigem Holz, Reisig und Prügeln. In eine etwa 1 Met. tiefe, oben bis 2 Met. breite, nach unten zu sich kugelförmig verjüngende Grube, wirft man einen Haufen Reisig, zündet denselben an und läßt, sobald die Flamme rein, ohne Rauch brennt, weiteres Holz nachfolgen; auf diese Weise fährt man so lange mit Holzzugeben und Zusammenstoßen fort, bis die Grube voll ist, gibt eine Rasendecke und erstickt das Feuer durch Aufwerfen von Erde. Die Verkohlung dauert 24—36 Stunden. Der durch de la Chabeaussière verbesserte Verkohlungsapparat von Baillet besteht im wesentlichen aus einer schwachkonischen Grube, welche mit einem eisernen Deckel geschlossen werden kann und seitliche, durch Thonröhren gebildete Luftkanäle besitzt, die auf der Sohle der Grube münden. Der Rauch wird durch eine obere seitliche Oeffnung fortgeführt. Beim Füllen der Grube bringt man einen Quandelpfahl von 105 Millim. Durchmesser in den Ofen, umgibt ihn am untern Theile, um die Entzündung des Holzes zu erleichtern, mit Kohlenlösche und bildet durch Holzscheite Kanäle von den Luftlöchern bis nahe zum Quandel. Ist alles vorbereitet, so wird der letztere herausgezogen, der Deckel aufgelegt und durch eine mittlere Oeffnung desselben das Holz mittels eingetragener glühender Kohlen entzündet. Bei einer Tiefe von 2,82 Met. hat der Ofen einen obern Durchmesser von 3,14 Met. Die Verkohlung dauert 60—80 Stunden, nach derselben bleibt der Ofen zur Abkühlung ungefähr ebenso lange sich selbst überlassen. Die Ausbeute beträgt 20 Proc. des angewandten Holzes.

Bekannter und allgemeiner im Gebrauche ist die Verkohlung in Meilern. Unter einem Meiler versteht man einen nach gewissen Regeln aus gestellten oder gelegten Holzscheiten aufgeschichteten Kegel, dessen bewegliche Decke aus Kohlenlösche (Kohlenstaub mit Erde) hergestellt ist. Zum Aufbau desselben wählt man einen Ort, der möglichst vor Wind geschützt, also durch Bäume oder eine Bergwand gedeckt liegt. Der Boden, der weder zu trocken noch zu naß sein darf, wird fest gestampft und erhält nöthigenfalls einen Rost von Bohlen, Zweigen oder Aesten, welche mit einer Lage von Erde und Kohlenklein 100—150 Millim. hoch gleichmäßig bedeckt werden. Man errichtet in der Mitte der Meilersohle zuerst einen geraden starken Stamm, den Quandel, um welchen das Holz nach zwei verschiedenen Methoden geschichtet wird, indem man entweder die Scheite aufrecht stellt, oder sie theilweise horizontal legt. Vortheilhaft ist es, beide Methoden zu combiniren. Den Quandel umgibt man mit Bränden (halbgar gebranntes Holz von einer vorhergehenden Operation), Reisig und andern leicht feuerfangenden Substanzen und läßt im untern Theile des Meilers beim Aufbau zu ersterm einen Kanal frei, die Zündgasse. Nun wird das Holz so dicht als möglich in concentrischen Schichten aufrecht stehend, um den Quandelschacht gestellt (Richten des Meilers) und der Rest desselben, horizontal liegend, so vertheilt, daß die spitzern Enden nach innen zu liegen kommen, um so wenig wie möglich Zwischenräume zu erhalten. Wo dieselben sich indessen nicht vermeiden lassen, werden sie mit kleinen Scheiten oder Astholz ausgefüllt (Schlichten). Zur Abrundung der Haube dienen oben aufgelegte kleine Holzstücke. Der gerichtete Meiler erhält nun eine Decke. Rings um seinen Fuß wird eine 157 Millim. hohe Schicht von Reisig, durch in dem Boden befestigte Gabeln zusammengehalten, ausgebreitet. Diese sogenannte Rüstung hat den Zweck, sowol den Lufteintritt in das Innere wie den Dämpfen Austritt zu gestatten, endlich die Decke zu halten. Die letztere bildet man am besten so, daß der Meiler erst einen Beleg von Rasen erhält (Bewerfen), auf welchen ein Gemenge von Erde mit Kohlenklein zu liegen kommt. Ueber der Haube muß die Decke wegen des Gas- und Dampfdrucks am stärksten ausgeführt werden. Die Entzündung geschieht von oben durch den Quandelschacht oder durch die Zündgasse. Der Meiler geräth in seinem innersten Theile zuerst in Brand, der im Anfange noch verstärkt wird, indem man oben und an den Seiten Löcher anbringt und so den Zug befördert. Diese Oeffnungen werden nach einiger Zeit geschlossen; die Gase und Dämpfe sind nun gezwungen, sich durch die ganze Holzmasse zu verbreiten, sie entweichen schließlich durch die Rüstung. Es tritt die erste Phase des Kohlenbrennens ein: durch die Wärme wird das hygroskopische Wasser ausgetrieben, welches sich an der Decke verdichtet, sodaß diese äußerlich feucht erscheint — das Schwitzen, Bähen des Meilers. Geschieht das erste Anfeuern nicht rasch, sodaß die Wasserdämpfe bei zeiten zu entweichen beginnen, so können später leicht Explosionen, welche die Decken abwerfen oder auch den ganzen Meiler zertrümmern, eintreten — das Werfen, Schlagen. Der Dampf verliert nun allmählich sein dunkles Aussehen, er wird leichter und beginnt aufzusteigen, die Decke fängt an zu trocknen und erhält Risse. In dieser Zeit ist der Quandel und ein großer Theil der Haube verzehrt, der stärkere Luftzutritt ist nun nicht mehr nothwendig, im Gegentheil, er könnte jetzt sogar schädlich wirken, deshalb wird die Rüstung bis auf wenige kleine Oeffnungen bedeckt. Der Köhler steigt auf den Meiler, stößt den Quandel nach rascher Entfernung des obersten Theils der Decke zusammen, schiebt neue Scheite ein und stellt die Decke wieder vollständig her.

Dieses Erneuern der Decke nennt man das Umfassen des Meilers. Der zweite Abschnitt des Processes naht nun heran, wo die Verkohlung von innen nach außen rüstig fortschreitet — das Treiben, durch die hohe Temperatur des Innern unterhalten. Jetzt hat der Köhler sein Hauptaugenmerk darauf zu richten, daß die Verkohlung gleichmäßig geschieht. Bemerkt derselbe ein Einsinken der Decke an den Feuerlöchern, so müssen die Zuglöcher durch Rasenstücke, Sand und Kohlenklein geschlossen und an der entgegengesetzten Seite des Meilers neuangelegt werden. Hat das Treiben 2—4 Tage gewährt, so ist bis auf die äußerste Holzschicht unter der Decke und am Boden der größte Theil des Holzes verkohlt. Um auch diese Schichten in den Bereich der bezweckten Umwandlung zu ziehen — was man als letzte Phase der Operation mit Zubrennen bezeichnet —, wird ein Ring von Oeffnungen am Meiler in gewissen Zwischenräumen angebracht. Diese im Abstande von 30 Centim. voneinander gebildeten Zuglöcher beginnen am Saume der Haube und rücken allmählich bis zum Fuße vor, ihr Schließen hängt von der Beschaffenheit des entweichenden Rauches ab. Derselbe, anfangs schwarz, dann lichter, leichter und durchsichtiger, wird endlich blau, ein Merkzeichen für den Köhler, daß die Verkohlung in der betreffenden Region des Meilers vollendet ist. Die Verkohlung des Holzes ist als vollendet zu betrachten, sobald man mit dem Räumen an den Fußlöchern angekommen und sobald diese blau gehen. Nunmehr werden sämmtliche Räume zugeworfen und der Meiler sich selbst überlassen. Seine Abkühlung erleidet durch Umschaufelung der Decke unter Erneuerung derselben durch nasse Erde, natürlicherweise ohne Bloßlegung der Kohlen, einen willkommenen Vorschub.

Etwa 36—48 Stunden nach der Gare des Meilers macht man an seinem Fußende eine Oeffnung und schafft eine Quantität Kohlen heraus — Ziehen der Kohlen. Diese werden sofort mit feuchtem Sande bedeckt oder mit Wasser abgelöscht, wobei man aber das Loch im Meiler sofort wieder schließt. Nach Erkaltung der Kohlen geht die Entnahme einer neuen Portion vor sich und so fort, bis der Meiler abgeräumt ist. Je nach der Größe unterscheidet man: Ziehkohlen bis zu etwa 18 Centim. Größe, Lese- oder Staufkohlen, Quandelkohlen, die kleinsten, und Grösekohlen, die allergeringste Sorte, welche man meist mit zur Stübbe nimmt. Unvollkommen ausgebrannte Stücke von röthlicher Farbe, die Brände, werden aussortirt.

Die Meilergröße variirt von 25 Cubikm. Inhalt (Thüringen) bis zu 310 Cubikm. (Steiermark). Die zweckmäßigste Größe ist die von 93—155 Cubikm.

Die stehenden Meiler heißen je nach ihrer Bauart:

welsche oder italienische Meiler, mit einem aus drei oder vier Stangen bestehenden Quandel und zwei bis drei aufrecht übereinanderstehenden Holzschichten (die Entzündung erfolgt von oben durch das Einbringen glühender Kohlen in den Quandelschacht),

slawische Meiler, von der oben näher beschriebenen Einrichtung,

Schwartenmeiler, in Norwegen gebräuchlich, aus Schwarten, d. i. unregelmäßig geformten dünnen Bretern bestehend, von denen drei der größten den Quandelschacht bilden.

Das Ausbringen an Kohlen, dem Gewichte nach, schwankt zwischen 15 und 28 Proc., gewöhnlich beträgt es 22 Proc.

In beträchtlicherer Weise sind die Volumenprocente Schwankungen unterworfen, wie aus folgender Zusammenstellung erhellt:

	Gewichtsprocente:	Volumenprocente:
Buchen- u. Eichenscheitholz nach v. Berg	20—22	52—65,5
Birkenscheitholz . . . „ „	20—21	65—68
Kiefernscheitholz . . . „ „	22—25	60—64
Fichtenscheitholz . . . „ „	23—25,8	65—74,5
Fichtenstockholz . . . „ „	21—25	50—65,3
Fichtenknüppelholz . . „ „	20—23,6	41,7—50
Astholz . . . . . . „ „	19—22	38—48
Laubholz nach v. Hagen. . . .	—	56,76
Fichtenholz „ „	—	65,91
Eichenholz nach Beschoren . .	21,3—23,4	71,8
Rothbuchenholz „ „	22,7	73,0
Birkenholz „ „	20,9	68,5
Hainbuchenholz „ „	20,6	57,2
Kiefernholz „ „	25,0	63,6

Für die Verkohlung in liegenden Meilern oder in Haufen ist theilweise Langholz nothwendig, welches besser als Bau- oder Nutzholz dienen kann. Dieses Verfahren wird daher jetzt nur noch in untergeordneter Weise, hauptsächlich in Rußland, Schweden und Steiermark, angewendet. Der Haufen erhält die Gestalt eines länglichen Vierecks, man wählt zu seiner Anlage gewöhnlich eine etwas geneigte Ebene, legt auf ihr zuerst drei starke Stangen oder Bäume, die Unterlager, in gleichen Abständen und begrenzt die Kohlenstätte durch Pfähle, der Höhe des Haufens entsprechend, welche inwendig eine Belattung zum Halt der Decke erhalten. Die ungespaltenen, entrindeten Holzstämme werden dann quer über die Unterlager gelegt, wobei die stärksten zu unterst zu liegen kommen und alle Zwischenräume mit kleinen Scheiten ausgefüllt. An dem vordern Ende (Fuß) befindet sich ein ausgesparter Raum, welcher, mit leichtentzündlichen Stoffen angefüllt, zur Entzündung dient. Die diesem gegenüber befindliche Hinterwand heißt Segel. Die Decke des Haufens besteht aus Reisig, Laub und Lösche, sie wird zwischen Scheiten und Verschalung eingestampft, wozu ein Raum von 157 Millim. ringsum frei gelassen ist. Hat sich das Feuer aus dem Zündungsraume in die Holzmasse verbreitet, so schließt man denselben durch Aufwerfen von Erde und regelt den Gang der Verkohlung in analoger Weise wie bei der Meilerverkohlung, nur mit dem Unterschiede, daß sich hier das Feuer nicht von einem Mittelpunkte nach der Peripherie, sondern nach einer einzigen Richtung, vom Fuße zum Segel, verbreitet. Ist die Verkohlung 1,8—2,5 Met. vorgeschritten, können vorn schon Kohlen gezogen werden, natürlicherweise unter steter Erneuerung der Decke. Das geschieht

so lange, bis der zurückbleibende Haufe kubische Gestalt angenommen hat, den man erst nach vollkommen vollzogener Verkohlung zieht. Die Vortheile der liegenden Meiler gegenüber den stehenden sind in dem schnelleren und bequemeren Aufrichten, der einfacheren Bedienung und in der größeren Leistungsfähigkeit zu suchen.

Die Meilerverkohlung besitzt den Nachtheil, daß die dabei auftretenden flüchtigen Nebenproducte vollständig verloren gehen. Es hat nicht an Vorschlägen[51])gefehlt, auch diesen Punkt zu berücksichtigen und bei der Erzeugung einer guten Meilerkohle die nutzbaren Nebenproducte zu gewinnen, aber häufig zeigte es sich, daß durch Einrichtungen, welche die Gewinnung von Holztheer, Holzessig u. a. ermöglichten, nur zu leicht der Gang der Meiler gestört, oder daß der Vortheil, der dadurch erreicht wurde, nur in der Ansammlung einer großen Quantität der flüchtigen Producte, nicht aber in Güte und Menge der gewonnenen Kohlen lag. Erwähnenswerth ist die von Foucand angegebene Meilereinrichtung. Bei derselben wird die Meilerdecke mit Horden, welche durch einen Bewurf von Lehm gedichtet sind, umgeben, und die zwischen den Rahmen bleibenden Spalten mit Lehm verstrichen. Die Haube ist durch eine runde Decke aus starken Bohlen überdeckt, in welcher sich zwei Oeffnungen befinden, die mittlere zum Entzünden des Meilers und zum Entweichen der Dämpfe in der ersten Phase der Operation, die seitliche, mit einem Ableitungsrohre versehen, zur Fortführung der Destillationsproducte, welche in einem Kühlapparate aufgefangen werden. Die Luftzufuhr erfolgt durch am Fuße des Meilers befindliche Oeffnungen. Bei einer andern, hauptsächlich in Südfrankreich und in Rußland benutzten, Meilerconstruction ist die Meilersohle aus Mauerwerk in Trichterform gebildet und besitzt im untersten Theile eine Oeffnung, durch welche die condensirbaren Destillationsproducte in einem schwach geneigten Kanal einem Sammelbehälter zugeführt werden.[52]) Durch diese Einrichtung gewinnt man bei harziger Beschaffenheit des Holzes bis zu 20 Proc. Theer und kleine, aber sonst brauchbare Kohlen.

Bei der Ofenverkohlung liegt der Hauptvortheil zumeist in der ergiebigen Ausbeute der flüchtigen Verkohlungsproducte; die gemauerten Oefen bedingen einen größeren Zeitverlust, da die Mauern lange Zeit die Wärme zurückhalten und erst bis zu einem gewissen Grade abgekühlt sein müssen, ehe man Kohlen ziehen kann, dagegen ist die Witterung ohne Einfluß, die bei der Waldköhlerei oft sehr hinderlich und lästig sich bemerklich macht. Die in feststehenden Oefen gewonnene Kohle soll, was Güte und Menge anbetrifft, der in Meilern erzeugten nachstehen. Meileröfen, die analog den Meilern construirt sind, in denen also die Verkohlung des Holzes bei mangelhaftem Luftzutritt in das Innere erfolgt, bestehen gewöhnlich aus einem gemauerten Gewölbe mit einem an der Basis befindlichen Rost. Die Füllung erfolgt durch eine Oeffnung an der Seite und durch eine solche an der Decke des Gemäuers. Die Gase und flüchtigen Verkohlungsproducte entweichen durch ein in der Decke des Gewölbes angebrachtes Abzugsrohr in geeignete Kühlvorrichtungen. Auch oblonge Oefen, bei denen der Betrieb ganz dem der liegenden Meiler gleichkommt, werden angewendet und zwar vorzugsweise in Mexico.[53])

Um die Kohlenausbeute zu erhöhen, führt man die Verkohlung des Holzes in Meileröfen durch Zutritt von sauerstofffreien Feuergasen aus. Es findet bei dieser Einrichtung nur eine Verkohlung, keine Verbrennunng statt. Diese sogenannten schwedischen Verkohlungsöfen besitzen an ihrer Basis ringsherum mäßig große Oeffnungen, durch welche die Flammen kleiner Holzfeuerungen, die vor denselben angebracht sind, hereinschlagen. Da die Feuerungen keinen Rost haben, so wird auch kein Sauerstoff, der eine Verbrennung der Kohle bewirken könnte, eingeführt. Constructionen, die auf diesem Princip basiren, sind von Grill und Christian[54]) gemacht worden.

Die Verkohlung in Gefäßöfen durch äußere Erhitzung geschieht theils in eisernen stehenden Cylindern, theils in horizontalliegenden Retorten, theils in gemauerten Oefen, in welchen das aufgeschichtete Holz durch die Wärme verkohlt wird, welche ein von Feuergasen durchströmtes eisernes Röhrensystem innerhalb des Ofens ausstrahlt.[55]) Sie sind überall da am Platze, wo eine möglichst große Ausbeute an Holzessig und Theer bezweckt wird.

Die gleichmäßigste Verkohlung des Holzes bei verhältnißmäßig niederer Temperatur kann durch das von Violette eingeführte Verfahren, durch überhitzten Wasserdampf erreicht werden; es resultirt hierbei ein leichtverbrennliches Product von gleichförmiger Beschaffenheit, wie es nach den übrigen Verkohlungsmethoden nicht zu erreichen ist. Man bedient sich hierzu eines Apparats, der im wesentlichen aus zwei concentrischen Cylindern von Eisenblech besteht, von denen der innere zur Aufnahme des zu verkohlenden Holzes, der äußere zum Gehäus des erstern dient. Unter den Cylindern befindet sich ein spiralförmig gewundenes schmiedeeisernes Rohr, dessen eines Ende mit einem Dampfkessel, das andere mit dem äußern Cylinder in Verbindung steht und durch eine passend angebrachte Feuerung erhitzt werden kann. Die heißen Feuergase dienen gleichzeitig zum Erwärmen des äußern Cylinders, sie entweichen, das Dampfrohr bis zu seinem Eintritte in den letztern umspielend, von hier aus direct in den Schornstein. Durch einen Blechdeckel mit Schraubenverschluß wird die offene, also die dem Dampfrohreintritte entgegengesetzte Seite, der Cylinder, durch zwei eiserne Thüren der ganze Apparat geschlossen. Dieser doppelte, luftdichte Verschluß dient, um Abkühlung der Cylinder zu verhüten. Ist der Apparat mit Holz (25—30 Kilogr.) beschickt und in Thätigkeit

51[a]) von Berg, Verkohlen des Holzes 1860, 216. — Dingler, Journ. 139, 443. — Wagner, Jahresber. 1856, 452. 52) Vgl. Nessel, Dingler's Journ. 159, 377.

53) Dingler, Journ. 147, 20. 54) Percy-Knapp, Metallurgie 1, 141; Polyt. Centralbl. 1862, 323. 55) Illustr. Gewerbe-Zeitung 1873, Nr. 41, 42. — Dingler, Journ. 209, 449. — C. Vincent, La carbonisation des boies en vases closets etc. (Paris 1873). — Dingler, Journ. 159, 379; 188, 188; 161, 102.

gesetzt, so tritt der auf 300° C. und darüber erhitzte Dampf an der Hinderseite des äußern Cylinders ein, umströmt den innern Holzbehälter, um an der Vorderseite in denselben überzugehen und, nachdem das Holz seiner ganzen Länge nach durchdrungen ist, mit den Destillationsproducten durch ein Rohr zu entweichen. Die Spannung des Dampfes darf nicht unter einer halben Atmosphäre betragen, am besten arbeitet man mit doppelt so hohem Drucke. Für die Beobachtung der Temperatur im Verkohlungsraume dienen Metalllegirungen aus Blei und Zinn. Sobald der Dampf geruchlos entweicht, was durchschnittlich nach $1^1/_2$—2 Stunden eintritt, ist die Verkohlung beendet. Die Entleerung des Apparats muß sehr schnell unter gewissen Vorsichtsmaßregeln geschehen, damit die heiße Kohle nicht Feuer fängt, dieselbe bleibt bis zu ihrer Erkaltung in Blechbüchsen eingeschlossen. Die Verkohlung mit Dampf liefert eine größere Ausbeute als sämmtliche übrigen Verkohlungsverfahren. Bei einiger Aufmerksamkeit erhält man fast ausschließlich Rothkohle. Diese Methode ist deshalb von unschätzbarem Werthe für die Herstellung des Schießpulvers, wo es vor allem darauf ankommt, eine durchaus gleichmäßige, leichtentzündliche Kohle zu erzeugen.

Auf die Ausbeute an Kohlen ist nicht nur der raschere oder langsamere Verlauf der Verkohlung und die Temperatur, bei der die letztere erfolgt, von Einfluß, sondern auch die Art der verkohlten Hölzer. Karsten[55a]) erhielt aus 11 verschiedenen lufttrockenen Hölzern im Durchschnitt: bei schneller Verkohlung 14,8 Proc., dagegen bei langsamer 25,6 Proc. Kohle. Nach Violette[56]) gab Eichenholz 46,09 Proc., Faulbaum 33,61 Proc., Roßkastanie 30,86 Proc. der bei 150° C. getrockneten Holzart bei einer Verkohlungstemperatur von 300° C. Die Beschaffenheit der Holzkohle wird, wie schon oben bemerkt, durch die Verkohlungstemperatur bedingt, aber auch durch die Beschaffenheit des Holzes. Während harzfreie und saftarme Hölzer, wie Linde und Buchsbaum, bei der gewöhnlichen Verkohlungstemperatur eine glanzlose, höchst poröse Kohle geben, welche die Holzstructur noch vollständig erkennen läßt, liefern harz- und saftreiche ein Product, welches zwar auch noch die Holzgestalt zeigt, aber das mit der durch die Zersetzung der schmelzenden Harze und Saftbestandtheile entstandenen Glanzkohle durchsetzt ist. Die bei relativ niedriger Temperatur dargestellte Kohle ist ein schlechterer Wärmeleiter als die bei hohem Wärmegrade gewonnene, infolge dieses Umstandes ist die erstere auch leichter entzündlich als die letztere. Nach Violette verhält sich die Entzündungstemperatur zur Verkohlungstemperatur wie folgt:

Verkohlungstemperatur:	Entzündungstemperatur:
260—380° C.	340—360° C.
290—350 „	360—370 „
432 „	circa: 400 . . „
1000—1500 „	600—860 „
Schmelzpunkt des Platins	1250 „

55a) Karsten, System der Metallurgie 3, 34. 56) Dingler, Journ. 123, 117.

Im allgemeinen kann man sagen, daß je leichter ein Holz, desto poröser, also auch leichter entzündlich die daraus gewonnene Kohle unter sonst gleichen Umständen ist. Mit der Erhöhung der Verkohlungstemperatur, oder was auf dasselbe hinauskommt, mit der Dichte der Kohle wächst auch das Leitungsvermögen für die Elektricität. Das specifische Gewicht des Holzkohlenpulvers ist etwa 1,5, das scheinbare von poröser, lufthaltiger Kohle etwa 0,16 bis 0,17 bei leichten und 0,20 bis 0,23 bei harten Kohlen. Violette fand, daß das specifische Gewicht von Faulbaumholzkohle mit der Verkohlungstemperatur steigt, bei einer solchen von 150° C. war dasselbe 1,507, bei der über 1500° C. gewonnenen Kohle dagegen 2,002. Das Holz bleibt, auf 150° C. erhitzt, noch unverändert, das Product zeigt demnach ein dem Holze entsprechendes specifisches Gewicht, dasselbe nimmt aber ab in dem Maße, wie die Verkohlung fortschreitet und erreicht bei einer Temperatur von 270° C. ein Minimum. Bei derselben Temperatur geht das Holz auch in Rothkohle über. Bei 350° C., wo das specifische Gewicht der Kohle wieder mit dem des zur Verkohlung verwendeten Holzes zusammenfällt, beginnt die Bildung von Schwarzkohle.

Wie alle porösen Körper hat auch frisch ausgeglühte Holzkohle die Eigenschaft, Gase und Wasserdämpfe zu absorbiren und in ihren Poren zu verdichten. Diese Fähigkeit wächst mit der Porosität der Kohle, im höchsten Grade besitzt sie die ungemein feinporige Buchsbaumkohle. Nach Saussure verdichtet 1 Volumen der letztern 90 Volumen Ammoniak, oder 85 Volumen Chlorwasserstoffsäure, oder 65 Volumen schweflige Säure, oder 55 Volumen Schwefelwasserstoff, aber nur 1,75 Volumen Wasserstoff. Es werden somit von derselben Kohle verschiedene Gase in verschiedenen Mengen absorbirt und zwar von den leichter condensirbaren Gasen größere als von den schwerer zu verdichtenden. Auch Stenhouse[57]) hat neuerdings Versuche in dieser Richtung angestellt. Dieses Absorptionsvermögen zeigt Kohle nur im frisch ausgeglühten Zustande. Durch Glühen werden die absorbirten Gase ausgetrieben, ebenso unter der Luftpumpe, im Vacuum.

Wasserdampf wird von poröser Holzkohle mit der größten Begierde verschluckt. Frisch ausgeglühte Holzkohle nimmt, feuchter Luft ausgesetzt, schnell an Gewicht zu, bis das Maximum ihrer Absorptionsfähigkeit erreicht ist, dann bleibt ihr Gewicht constant. Natürlicherweise ist die Temperatur, bei welcher die Kohle gewonnen wurde, oder ihre durch diese bedingte Dichte von großem Einflusse auf die Quantität des verschluckten Wasserdampfes. Violette setzte Faulbaumholzkohle, die bei verschiedenen Verkohlungstemperaturen dargestellt war, feuchter Luft so lange aus, bis ihr Gewicht nicht mehr zunahm. Er fand:

Verkohlungstemperatur:	100 Theile frischer Kohle absorbiren Wasser:
150° C.	20,862
160 „	18,220
170 „	18,180
180 „	16,660

57) Ann. Chem. Pharm. 90, 186.

Verkohlungstemperatur:	100 Theile frischer Kohle absorbiren Wasser:
190 C.	11,626
200 „	10,018
250 „	7,406
300 „	7,608
350 „	5,894
440 „	4,704
1025 „	4,676
1100 „	4,444
1250 „	4,760
1300 „	2,224
1500 „	2,204

Durchschnittlich absorbiren frische Kohlen 12 Proc. Feuchtigkeit und Gase. Da besonders Sauerstoff lebhaft verschluckt wird, so verbrennen abgelagerte Kohlen energischer als ganz frische.[58]) Die Absorption ist von einer Wärmeentwickelung begleitet, welche sich bis zur Entzündung der Kohlen steigern kann.

Kohle wirkt Fäulniß beschleunigend, insofern sie durch den in ihren Poren verdichteten Sauerstoff eine rasche Oxydation organischer Stoffe einleitet und fördert. Cadaver von Hunden und Katzen, die man in Kohlenpulver eingebettet, viele Monate lang aufbewahrte, zeigten sich nach dieser Zeit vollständig verwest; nur die Knochen waren übriggeblieben, die organische Substanz war vollständig zerstört worden, ohne daß die Umgebung durch übelriechende Producte belästigt worden wäre. Es hatte hiernach ein so lebhafter Oxydationsproceß stattgefunden, daß die schädlichen Gase verbrannt waren, ehe sie in die Atmosphäre gelangen konnten. In der angewendeten Kohle fanden sich bedeutende Mengen von salpetersauren Salzen, Schwefelsäure, Ammoniak u. a. Auf Grund dieses Oxydationsvermögens der Holzkohle hat Stenhouse[59]) Respiratoren, welche, im Innern mit grobem Kohlenpulver gefüllt, die Mund- und Nasenöffnung bedecken, für Arbeiter, die in mit schädlichen Gasen geschwängerter Atmosphäre (z. B. in Latrinen) zu thun haben, vorgeschlagen; dieselben sind von der englischen Regierung eingeführt worden.

Kohle wirkt auch antiseptisch, indem dieselbe Fäulnißproducte absorbirt. Bekannt ist ja, daß man verdorbenes Trinkwasser durch Benutzung von Kohlenfiltern wieder genießbar macht, daß man Pfähle an dem Ende, mit welchem sie in die Erde geschlagen werden sollen, zur Erhöhung ihrer Widerstandsfähigkeit gegen das Morschwerden ankohlt. Kohle nimmt auch aus Flüssigkeiten riechende Stoffe auf, hierauf beruht ihre Anwendung zur Entfuselung des Rohspiritus. Diese Wirkung ist aber nur der matten, porösen, frisch ausgeglühten Holzkohle eigen, denn hat dieselbe sich durch Liegen an der Luft mit Gasen und Dämpfen beladen, so vermag sie nicht noch andere Stoffe aufzunehmen.

Eine weitere Eigenthümlichkeit der Holzkohle ist die, daß sie gefärbten Flüssigkeiten die färbenden Substanzen entzieht. Wenn man eine möglichst neutralisirte Lösung von Indigo in Schwefelsäure durch eine genügend große Schicht von Holzkohlen filtrirt, so wird der Farbstoff vollständig aufgenommen; Aetzkalilauge entzieht der Kohle denselben wieder. Diese entfärbende Eigenschaft der Holzkohle ist in der Technik vielfach ausgenutzt worden. Kohle, welche einmal zum Entfärben gedient hat, erlangt nach dem Glühen meistens nicht die volle entfärbende Wirkung wieder, weil sich durch Verkohlung der abgelagerten organischen Substanzen eine der Zuckerkohle ähnliche, glänzende Kohle bildet und in den Poren ablagert, die diese Eigenschaft in nur geringem Grade oder gar nicht besitzt. Aber nicht nur Farbstoffe, sondern auch anorganische und organische Verbindungen, von den letztern namentlich Alkaloide, werden durch Holzkohle aus Lösungen absorbirt; da diese Eigenschaft der Knochen- und Thierkohle in besonders hohem Grade eigen ist, so soll an betreffender Stelle näher auf diesen Gegenstand eingegangen werden. Man muß dieselbe als eine sogenannte Flächenwirkung ansprechen, da die absorbirten Substanzen unzersetzt und ohne ihre Natur zu ändern auf der Oberfläche der Kohle abgelagert werden. Bleiben die aufgenommenen Substanzen längere Zeit in inniger Berührung mit der Kohle, so kann dieselbe unter Umständen auf erstere auch chemisch wirken. So wird z. B. Bleioxyd nach einiger Zeit zu Metall reducirt.[60])

Die Zusammensetzung der Holzkohlen hängt nach Violette von der Verkohlungstemperatur und der Natur des verkohlten Holzes ab. Durchschnittlich erhält ein reines trockenes Product 90 Proc. Kohlenstoff, 3 Proc. Wasserstoff und 7 Proc. Sauerstoff; abgelagert dagegen: 70,45 Proc. Kohlenstoff, 1,68 Proc. Wasserstoff, 13,10 Proc. Sauerstoff, 1 Proc. Asche und 13,76 Proc. Feuchtigkeit und Gase.

Der specifische Wärmeeffect wasserfreier Holzkohlen steht im geraden Verhältnisse zu ihren specifischen Gewichten, wie folgende Zusammenstellung zeigt:

	Wärmeeffect			1 Theil reducirt Blei	Wärmeeinheiten	Specif. Gewicht
	Absol.	C = 1 Specif.	Pyrom.			
Schwarzkohle, völlig trocken, mit 3 Proc. Asche	0,97	—	2450° C.	—	Durchschnittlich	—
„ lufttrocken, mit 12 Proc. Wasser und 3 Proc. Asche	0,84	—	2365 „	—		—
Birkenkohle, völlig trocken, mit 3 Proc. Asche	—	0,20	—	33,71	7570	0,203

58) Journ. für pr. Chem. 101, 397. 59) Ann. Chem. Pharm. 90, 186.

60) Journ. pr. Chem. 67, 255. — Ann. Chem. Pharm. 55, 241; 59, 354. — Pharm. Centralbl. 1848, 319. — Archiv für Pharm. 69, 121. — Ann. Chem. Pharm. Bd. 83, 39.

	Wärmeeffect Absol.	C = 1 Specif.	Pyrom.	1 Theil reducirt Blei	Wärme-einheiten	Specif. Gewicht
Rothbuchenkohle, völlig trocken, mit 3 Proc. Asche .	—	0,18	—	33,57		0,187
Rothtannenkohle, " " " " " " .	—	0,17	—	33,51	Durch-schnittlich	0,176
Ahornkohle, " " " " " " .	—	0,16	—	—		0,164
Eichenkohle, " " " " " " .	—	0,15	—	33,74		0,155
Lindenkohle, " " " " " " .	—	0,10	—	32,79	7570	0,106
Fichtenkohle, " " " " " " .	—	—	—	33,58		—
Rothkohle, " " " " " " .	—	—	2260	33,49		—

Die Anwendung der Holzkohle ist eine sehr vielseitige. Natürlicherweise wird die größte Menge zur Erzielung hoher Ofentemperaturen bei den verschiedensten metallurgischen Operationen verwendet. Der Chemiker und die chemische Großindustrie macht von ihrer reducirenden Wirkung ausgiebigen Gebrauch. Bedeutende Mengen consumiren ferner die Pulverfabriken. Infolge ihrer Indifferenz gegen chemische Agentien ist sie bei vielen chemischen Operationen geradezu unersetzbar. Ihre Brauchbarkeit als Antisepticum und als Entfärbungsmittel war am betreffenden Orte näher besprochen worden.

Knochenkohle (Knochenschwarz, Beinschwarz, Spodium) heißt das durch Verkohlung der Knochen erhaltene Product. Wegen seiner ausgedehnten Verwendung in der Industrie, hauptsächlich in der Zuckerfabrikation zum Entfärben und Entkalken der Säfte, wird dasselbe im Großen dargestellt. Das Rohmaterial für diese Kohle, die Knochen, besteht in frischem Zustande aus etwa gleichen Theilen organischer Substanz und anorganischen Salzen, der sogenannten Knochenerde. Die erstere setzt sich zum größten Theil aus leimgebendem Gewebe, Eiweiß, Fett und Wasser zusammen, die letztere vorwiegend aus Calciumphosphat, ferner aus Magnesiumphosphat, Calciumcarbonat, Fluorcalcium u. a. In ausgetrocknetem Zustande beträgt die Menge der organischen Materie ungefähr die Hälfte der anorganischen, sodaß in der Knochenkohle der amorphe Kohlenstoff mit fast dem Zehnfachen seines Gewichts Knochenerde gemischt ist. Poröse Knochen, wie Rippen, Knorpel, Köpfe sind an organischer Substanz reicher als die compacten, worauf bei Erzeugung einer guten Knochenkohle, die öfter einen Wiederbelebungsproceß unbeschadet ihres Zusammenhangs aushalten muß, Rücksicht zu nehmen ist. Für eine solche sind die härtesten, dichtesten Röhrenknochen die geeignetsten. Von Vortheil ist es, zur Knochenkohlenfabrikation frisches Material, welches durch längeres Lagern nicht Einbuße an leimgebender Substanz erfahren hat, zu verwenden, auch ist zu berücksichtigen, daß entfettete Knochen eine weit wirksamere Kohle hinterlassen als fetthaltige. Empfehlenswerth erscheint daher der von Deiß[61]) gemachte Vorschlag, der Verkohlung der Knochen eine Entfettung mittels Schwefelkohlenstoff vorausgehen zu lassen, da hierdurch die volle Menge der leimgebenden Substanz erhalten wird, was bei dem gewöhnlichen Entfettungsverfahren, die Knochen auszukochen oder auszudämpfen, nicht der Fall ist.

Zur Darstellung der Knochenkohle ist zunächst eine sorgfältige Sortirung der Knochen nothwendig. Man wählt die härtesten und dichtesten Stücke derselben aus und sucht vor der Verkohlung das Fett so viel als möglich zu entfernen. Gewöhnlich wird die Entfettung durch Auskochen oder Ausdämpfen in eisernen Gefäßen vorgenommen. Das Fett sammelt sich hierbei an der Oberfläche und wird abgeschöpft, seine Menge beträgt etwa 5—6 Proc. Die nach dem Ausdämpfen auf Darren möglichst rasch getrockneten Knochen werden entweder unmittelbar verkohlt oder erst mittels Stampfen bis zu Bohnengröße zerkleinert; letzteres Verfahren gibt die sogenannte Patentkohle. Zerkleinerte Knochen lassen sich leichter und gleichmäßiger verkohlen als größere Stücke; sie liefern daher ein besseres Product.

Die Verkohlung kann vorgenommen werden in Oefen mit unterbrochenem und in solchen mit continuirlichem Betriebe. Die bei diesem Processe auftretenden flüchtigen Producte fängt man entweder auf oder läßt sie verbrennen.

Oefen mit unterbrochenem Betriebe sind stehende oder liegende Flammenöfen. Die Knochen kommen in flache gußeiserne Töpfe, welche etwa 12 Kilogr. Verkohlungsmaterial fassen und so übereinandergestellt werden, daß der obere als Deckel für den untern dient. Der oberste Topf erhält einen Deckel oder einen leeren Topf als Bedeckung. Nachdem der innere Ofenraum vollständig mit den aus Töpfen gebildeten Säulen angefüllt und die zur Beschickung oder zum Entleeren dienenden Einsatzthüren mit Mauerwerk geschlossen sind, beginnt man zu heizen. Die Flammen einer außerhalb des eigentlichen Verkohlungsofens gelegenen Feuerung treten, durch eine durchbrochene Wand gleichmäßig vertheilt, in diesen ein und durchziehen die Topfreihen. Man steigert die Temperatur allmählich bis zur Rothglühhitze und mäßigt das Feuer, sobald durch die eingetretene Zersetzung der Knochen brennbare Producte in großer Menge gebildet werden, die innerhalb des Ofens verbrennen und so viel Wärme erzeugen, um die Glühtemperatur zu erhalten. Zur Beobachtung der Temperatur innerhalb des Ofens sind in der Wandung desselben an verschiedenen Stellen Schaulöcher

61) Dingler, Journ. 159, 436.

angebracht. Gewahrt man durch dieselben, daß die Zersetzung der Knochen beendet ist, so wird der Ofen zur Abkühlung sich selbst überlassen und, sobald dieselbe so weit erfolgt ist, daß ein Arbeiter den innern Raum betreten kann, entleert, sodann von neuem beschickt.

Man erkennt leicht, daß diese Oefen ungleich mehr Wärme verbrauchen als diejenigen mit continuirlichem Betriebe, da alle die Wärme, die sich während der Operation im Mauerwerke aufspeichert, während der nothwendigen Abkühlung des Ofens verloren geht und außerdem die Wände des letztern durch die sich regelmäßig wiederholende Erhitzung und Abkühlung einer beständigen Ausdehnung und Zusammenziehung ausgesetzt sind, wodurch Risse in kurzer Zeit entstehen müssen. Endlich ist auch noch hervorzuheben, daß die Destillationsproducte im Anfange, wenn der Ofen noch nicht Glühtemperatur erreicht hat, unverbrannt aus dem Schornsteine entweichen und die Umgebung durch ihren widerwärtigen Geruch im höchsten Grade belästigen. Wenn trotzdem Oefen dieser Construction noch vielfach Benutzung finden (namentlich in Deutschland), so liegt diesem Umstande die vorgefaßte Meinung zu Grunde, daß durch die Verkohlung in Retorten kein so gutes Product zu erzielen ist als in Töpfen.

Die Verkohlung der Knochen mit continuirlichem Betriebe geschieht entweder in liegenden oder in stehenden Retorten. Die erstern gleichen denen, wie sie bei der Bereitung des Leuchtgases zur Anwendung kommen, nur bestehen sie aus Gußeisen. Die Knochen werden in die glühenden Retorten eingetragen, nach beendigter Verkohlung rasch wieder herausgezogen und in luftdicht verschließbaren Behältern gesammelt. Die Destillationsproducte gehen in Condensatoren über, sie liefern Ammoniakwasser, Theer und Gas, welches letztere als Feuerungsmaterial in den Retortenöfen oder als Leuchtgas dient. Ein Nebenproduct der Knochenfabrikation ist auch das Thier- oder Knochenöl (Oleum animale *Dippelii*). Zu erwähnen ist ein von Sebor[62]) construirter Apparat zur gleichzeitigen Gewinnung von Ammoniak und Leuchtgas. Es möge auch einer von Lunge[63]) gegebenen Beschreibung einer englischen Knochenkohlenbrennerei mit liegenden Cylindern gedacht sein.

In stehenden Retorten führte zuerst Siemens-Hohenheim die Verkohlung der Knochen aus. Der Hohenheimer Ofen besteht aus 4 (kleinerer Betrieb) oder 8—10 (größerer Betrieb) aufrecht stehenden Cylindern aus Gußeisen, welche am obern Ende mit einem Deckel, am untern durch einen beweglichen Schieber geschlossen werden und in einem gemeinsamen Ofen eingemauert sind. Am untern Ende der Cylinder befindet sich ein Abzugsrohr für die Destillationsproducte, die direct in die Feuerung entweichen. Die gröblich zerschlagenen Knochen werden durch die obere Oeffnung in die Cylinder eingefüllt, der Deckel aufgesetzt und mit Lehm dicht verstrichen. Durch seitlich in der Wandung des Glühraums angebrachte Schaulöcher kann man die Glühtemperatur beobachten, was insofern unbedingt nothwendig ist, als ein zu starkes Glühen schädigend auf das Entfärbungsvermögen der Knochenkohle einwirkt; man sagt in letzterm Falle: „Die Kohle brennt todt.“ Nach Beendigung der Glühoperation, die ungefähr zwei Stunden dauert, werden die Schieber am untern Ende der Cylinder geöffnet, die Kohle aus je zwei Cylindern fällt dann in einen gemeinschaftlichen Dämpfer, worin sie bei Luftabschluß abkühlt. Die Cylinder erhalten sofort eine neue Beschickung.

Die Capacität der Glühröhren beträgt 25 Kilogr. Es kann demnach in einem Ofen mit 10 Cylindern täglich ein Quantum von 3000 Kilogr. Knochen verkohlt werden.

Von Gits und Du Rieux[64]) ist dieser Ofen so eingerichtet, daß man die flüchtigen Destillationsproducte gleichzeitig gewinnt. Bei dieser Construction saugt eine Pumpe die aus dem obern Theile der Cylinder durch ein Rohr abgeführten gas- und dampfförmigen Körper durch fünf Absorptionsgefäße, von denen die ersten drei Schwefelsäure zur Aufnahme des Ammoniaks, die übrigen Eisenvitriol zum Zurückhalten von Cyanverbindungen enthalten, und treibt die nicht verdichtbaren, brennbaren Gase in den Feuerungsraum. Die Flüssigkeit der ersten Absorptionsgefäße wird zur Gewinnung von Ammoniumsulfat abgedampft, während man die der letztern auf Berlinerblau oder Blutlaugensalz verarbeitet. Aehnliche Oefen sind von Brison[65]), H. Huyard[66]) und Repp[67]) angegeben.

Nachdem die Knochenkohle in den Dämpfern erkaltet ist, folgt die Operation des Zerkleinerns oder des Körnens. Die Zwecke der Industrie verlangen ein Product, welches nicht pulverförmig sein darf, um mit Erfolg ein öfteres Wiederbeleben auszuhalten. Am geeignetsten haben sich Stücke von Erbsen- bis Stecknadelknopfgröße gezeigt. Die Zerkleinerung geschah früher auf Kollergängen, wobei viel pulverförmige, minderwerthe Kohle abfiel, gegenwärtig bedient man sich meistens cannelirter Walzen. Sechs Paar derselben bilden ein System, in welchem die einzelnen Walzenpaare übereinanderliegen und so arbeiten, daß das oberste Paar die Knochenkohle erst grob zerkleinert, während die folgenden allmählich die feinere Körnung bewerkstelligen. Die Endsortirung der Kohle nach verschiedenen bestimmten Größen erfolgt durch ein Siebsystem.

Eine gute, ausgebrannte Knochenkohle muß eine reine tiefsammetschwarze Farbe besitzen, der Bruch muß matt aussehen und bei genügender Porosität, an die Zunge gehalten, sich ansaugen. Eine röthliche oder bräunliche Färbung deutet auf unvollständige Verkohlung, eine graue oder weißliche auf Kohlenstoffarmuth, indem die Knochenkohle entweder aus verwittertem, schlechtem Rohmaterial hergestellt wurde oder beim Brennen durch Luftzutritt Verluste erfahren hat.

62) Dingler, Journ. 208, 350. 63) Ebenda 184, 503.

64) Dingler, Journ. 180, 359. 65) Zeitschr. des Ver. f. d. Rübenzuckerindustrie d. Deutsch. Reichs 1868, 301. 66) Dingler, Journ. 227, 249. 67) Chem.-Zeitung 1878, Nr. 25, 222.

Die Ausbeute bei dem Verkohlungsprocesse beträgt durchschnittlich 60 Proc. Die Knochenkohle enthält 6—12,5 Proc. Kohlenstoff, innig gemengt mit Knochenerde, außerdem etwas Wasserstoff und immer eine gewisse Menge Stickstoff, nach Wallace[68]) durchschnittlich $^1/_{10}$ des Kohlenstoffs, welcher durch Ausglühen nicht entfernt werden kann. Von Weiler wurde ferner Cyancalcium als ein in frischen Kohlen nie fehlender Bestandtheil constatirt. Auch Schwefelcalcium, entstanden durch Reduction von schwefelsaurem Kalk, ist stets in geringer Menge vorhanden. Ausführliche Analysen der Knochenkohle führten Wallace[69]), Renner[70]), Stammer[71]) und B. Schulz[72]) aus.

Knochenkohle besitzt in weit höherem Maße als vegetabilische Kohle die Eigenschaft, Gase und Dämpfe aufzunehmen, organische Farbstoffe, Bitterstoffe, Zucker, Alcaloide und gewisse Salze wässerigen Lösungen zu entziehen und auf ihrer Oberfläche niederzuschlagen. Diese Eigenschaft, welche schon im J. 1811 von Figuier zuerst nachgewiesen wurde, bezeichnet man als Absorptionsfähigkeit. Dieselbe ist die Folge einer Oberflächenattraction, ihre Größe hängt deshalb von der Oberflächenbeschaffenheit der Kohle ab. Ihrer Structur nach stellt die Knochenkohle ein Labyrinth von zahlreichen, höchst feinen, aus Knochenerde bestehenden Kanälen dar, welche mit amorphem Kohlenstoffe ausgekleidet sind und eine außerordentlich große wirkende Oberfläche darbieten. Durch Zerstörung dieses aus Kalksalzen aufgebauten Skelets infolge von Behandlung mit Salzsäure wird die Wirkungsfähigkeit der Kohle erheblich beeinträchtigt. Es scheint somit auch die Knochenerde absorbirend zu wirken, wenn auch in bedeutend geringerem Grade als die Knochenkohle. Eine Mitwirkung der Knochenasche findet z. B. statt bei der Behandlung der Kohle mit Indigolösung, wie aus den Versuchen von Schwarz[73]) hervorgeht.

Die Absorptionsfähigkeit wächst im allgemeinen mit der Vergrößerung der Oberfläche, somit muß die Form, in welcher die Knochenkohle zur Verwendung gelangt, von großem Einflusse auf ihre Wirkungsfähigkeit sein. Unter gleichen Umständen entfärbten 100 Theile Knochenkohle:

fein zerrieben . . .	170	Vol. Indigolösung
in Grieskörnung . .	150	„ „
„ Linsenkörnung . .	130	„ „
„ Kaffeebohnenkörnung	110	„ „

Wenn die Praxis trotzdem eine grobkörnige Kohle einer fein gepulverten vorzieht, so geschieht das aus dem Grunde, weil die letztere dem Filtriren von Flüssigkeiten einen großen Widerstand entgegensetzt, sich auch schwer von denselben vollständig trennen läßt, endlich bei der Wiederbelebung zu große Verluste erfährt. Die entfärbende Kraft der Knochenkohle wird erhöht, wenn man dieselbe auf heiße Flüssigkeiten wirken läßt, sie wird vermindert durch längeres Liegen in ammoniakhaltiger Luft. Da die Knochenkohle bei ihrer Darstellung stets in einer Atmosphäre befindlich ist, welche kohlensaures Ammoniak enthält, das beim Erkalten der Kohle absorbirt wird, so empfiehlt es sich nach Ventzke, dieselbe vor dem Gebrauche mit verdünnter Salzsäure zu waschen, von welcher man als Maximum $^1/_{10}$ Proc. der Knochenkohle anwendet.

Wasserdampf wird von Knochenkohle äußerst lebhaft verschluckt, da letztere infolge ihrer Porosität eine der hygroskopischsten Substanzen ist. Eine normale Kohle enthält gewöhnlich 10 Proc. Wasserdampf verdichtet, diese Menge kann sich nach Walz[74]) in einer mit Dampf gesättigten Atmosphäre aber auf 15 Proc. erhöhen. Im Handel sollen nach Gundermann[75]) Knochenkohlen vorkommen, welche bis 21 Proc. Wasser enthalten. Die Lebhaftigkeit, mit welcher zum Haufen geschichtete, frischgebrannte, grobkörnige Kohlen Wasser absorbiren, ist so groß, daß dabei bedeutende Temperaturerhöhung beobachtet wird, unter Umständen soll sich nach Ventzke[76]) dieselbe bis zur Entzündung der Kohlen steigern. Es ist deshalb beim Aufbewahren derselben in Haufen von bedeutenderer Größe Vorsicht anzurathen.

Knochenkohle besitzt auch ein großes Absorptionsvermögen für anorganische Stoffe der verschiedensten Art. Die ersten Untersuchungen über diesen Gegenstand stammen von Graham.[77]) Derselbe fand, daß Kohle dem Kalkwasser den Kalk entzieht, Metalloxyde, besonders die schweren Metalle aus den wässerigen Lösungen ihrer Salze ausfällt, ja sogar Jod aus Jodkaliumlösung abscheidet. Durch Chevalier[78]) wurden die Untersuchungen Graham's erweitert. Später gelangte von Weppen[79]) zu ähnlichen Resultaten: die schwefelsauren Salze von Kupfer, Zink, Chrom und Eisen, ferner die salpetersauren Salze von Nickel, Silber, Kobalt, Quecksilber, sodann essigsaures Blei, weinsaures Antimonoxyd-Kali, Zinnchlorür, Quecksilberchlorid und essigsaures Eisen werden lebhaft absorbirt. Die Wirkung der Knochenkohle auf diese Metallsalze ist als eine dreifache zu bezeichnen, indem entweder das Salz unverändert aufgenommen oder das Metalloxyd als solches auf derselben niedergeschlagen oder endlich dieses Oxyd in den Poren der Kohle zu Metall reducirt wird. Weitere Arbeiten über diesen Gegenstand führten Esprit[80]), L. Liebermann[81]) und W. Heintz[82]) aus.

In neuerer Zeit ist hauptsächlich das Verhalten der Knochenkohle gegen die Salze der Alkalien und der alkalischen Erden, welche in der Zuckerfabrikation eine wichtige Rolle spielen, Gegenstand des eingehendsten Studiums geworden. Stammer[83]) zeigte zuerst, daß die über Knochenkohle filtrirten Säfte der Zuckerfabriken salzärmer seien als vor der Filtration. Walkhoff[84]) stellte darauf

68) Journ. pr. Chem. 105, 314. — Dingler, Journ. 201, 159. 69) Journ. pr. Chem. 105, 314. — Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1871, 349. 70) Dingler, Journ. 144, 371. 71) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie d. Deutsch. Reichs 1871, 332. 72) Dingler, Journ. 183, 314. 73) Dingler, Journ. 205, 430.

74) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1873, 767. 75) Ebendas. 1868, 13. 76) Journ. pr. Chem. 57, 332. 77) Dingler, Journ. 40, 443. 78) Compt. rend. 1844, Nr. 24. — Dingler, Journ. 95, 129. 79) Ann. Chem. Pharm. 55, 241; 59, 354. 80) Dingler, Journ. 118, 45. 81) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1877, 115. 82) Ann. Chem. Pharm. 187, 227. 83) Dingler, Journ. 160, 378. 84) Dingler, Journ. 161, 380. — Chem. Centralbl. 1861, 754.

Versuche über das Verhalten der Alkalien und ihrer möglicherweise in den Rübensäften vorkommenden Verbindungsformen gegen Knochenkohle an. Umfassend und gründlich wurde aber erst die Wirkung der Kohle von Cunze und Reichhardt[85]), von Bodenbender[86]) und von Wahlberg[87]) untersucht. Die erstgenannten Forscher fanden, daß Kalksalze lebhafter absorbirt werden als die entsprechenden Natronsalze. Bodenbender zieht aus seinen Resultaten folgende Schlüsse: Eine gleiche Menge Kohle nimmt aus concentrirten Salzlösungen absolut mehr auf als aus verdünnten, verdünntere Lösungen werden aber relativ mehr erschöpft als concentrirtere; ein gleichzeitiger Zuckergehalt der Lösung verringert um ein Geringes die Aufnahme der Salze durch die Kohle; das Absorptionsvermögen für die Salze ist verschieden groß, es folgen sich, mit dem geringsten beginnend: die Chloride, Nitrate, Acetate, Sulfate, Carbonate; Natronsalze werden schwächer absorbirt als Kalisalze. Bei der Absorption der kohlensauren, oxalsauren und citronensauren Salze findet neben der Attractionswirkung gleichzeitig eine chemische Umsetzung statt; bei der Behandlung mit kohlensauren Alkalien geht durch Umsetzung mit dem schwefelsauren Kalke der Knochenkohle schwefelsaures Alkali in Lösung, die Lösungen der oxalsauren und citronensauren Alkalien enthalten nach Einwirkung der Knochenkohle eine gewisse Menge phosphorsaures Salz. Wahlberg's Versuche bestätigen im wesentlichen Bodenbender's Resultate. Nach Anthon[88]) absorbirt Knochenkohle schwefelsauren Kalk aus seiner Lösung, es findet dabei eine geringe Zersetzung in der Weise statt, daß ein Theil der Schwefelsäure mit Ammoniak, welches selbst nach anhaltendem Auswaschen aus der Kohle nicht zu entfernen ist, in Verbindung tritt und als schwefelsaures Ammoniak in die filtrirte Flüssigkeit übergeht. Die Bedingungen der Absorption von Kalk durch Knochenkohle erforschte zuerst Schatten, welcher fand, daß Kalk, gleichgültig ob in Wasser gelöst oder als Zuckerkalk, von Kohle lebhaft aufgenommen und daß durch Erhöhung der Temperatur die Absorption vergrößert wird. Ueber die Form, in welcher der Kalk aus den Zuckersäften absorbirt wird, ist man noch nicht völlig im Klaren. Während einige Forscher, wie Anthon[89]), Werneking[90]) und Fr. Meyer[91]), annehmen, der Grund zur Kalkabsorption liege nicht in einer Flächenanziehung, sondern sei bedingt durch den Kohlensäuregehalt der Kohle, welche den Kalk als Calciumcarbonat in ihren Poren niederschlage, bestreiten andere, so namentlich Stammer[92]) und Scheibler[93]), diese Ansicht und führen mit Recht gegen dieselbe an, daß in der Zuckerfabrikation stets vom Glühprocesse noch warme Kohle in die Filter eingetragen und vor dem Saftzuflusse mit gespannten Wasserdämpfen behandelt wird. Sicher ist nur das, daß sich der Kalk nach der Absorption auf der Kohle stets als kohlensaurer Kalk, nicht als Aetzkalk, vorfindet.

Die absorbirende Kraft der Knochenkohle für Zucker ist zuerst von Ventzke[94]) beobachtet und näher untersucht worden, später haben sich mit diesem Gegenstande noch Scheibler[95]) und sehr eingehend Wahlberg[96]) beschäftigt. Man fand, daß von der gleichen Menge Kohle aus verhältnißmäßig concentrirten Lösungen vergleichungsweise viel Zucker aufgenommen wird, aus verdünnteren weniger, aber nicht proportional dem Verdünnungsgrade; während concentrirte Lösungen relativ wenig erschöpft werden, steigt die Absorption, in Procenten der angewendeten Zuckermenge ausgedrückt, in regelmäßiger Linie, aber nicht proportional dem Verdünnungsgrade.

Das Entfärbungsvermögen der Knochenkohle kann auf chemischem oder physikalischem Wege mit Hülfe optischer Instrumente ermittelt werden. Bei der chemischen Bestimmungsmethode benutzt man nach Schwarz[97]) und Schober[98]) eine Lösung von Indigocarmin, deren Wirkungswerth gegen Chamäleonflüssigkeit genau ermittelt ist. Aus dem Minderverbrauche der letztern nach Einwirkung der fraglichen Kohle auf die Indigolösung läßt sich leicht der absorbirte Farbstoff finden. Optische Apparate für die Prüfung der Farbstoff-Absorptionsfähigkeit der Knochenkohle sind construirt von Payen[99]), Ventzke, Stammer[1]), Dubosque[2]), Salleron[3]) u. a., sie führen den Namen Decolorimeter, Colorimeter, Chromoskop, Farbenmaß. (Das Nähere siehe: Muspratt's Chemie von Kerl und Stohmann, 3. Aufl. 3. Bd. S. 1893.)

Wie die Holzkohle kann auch die Knochenkohle nur eine gewisse Menge an Farbstoffen aufnehmen; ist das Maximum erreicht, so verhält sich die Kohle indifferent, sie ist nicht weiter im Stande entfärbend zu wirken; dasselbe gilt in Bezug auf die Absorption von Salzen. Wohl aber vermag eine Kohle, deren Absorptionsfähigkeit für Salze erschöpft ist, noch entfärbend zu wirken und umgekehrt.

Durch den sogenannten Wiederbelebungsproceß kann man einer Knochenkohle die durch Befriedigung ihrer Sättigungscapacität verloren gegangenen absorbirenden Eigenschaften wieder ertheilen, was für die Zuckerfabriken, welche in dem zum Betriebe nöthigen Knochenkohlenvorrathe ein sehr ansehnliches Kapital niedergelegt haben, von großer Bedeutung ist, da es nicht möglich wäre, fortdauernd mit nur frischer, noch niemals gebrauchter Kohle zu arbeiten. Diese Wiederbelebung kann 20—25 mal mit der Kohle vorgenommen werden, es findet dabei aber immer ein Verlust an Kohlenstoff statt, welcher 1,2 bis 1,5 Proc. vom Gewicht der Kohle beträgt. Während der Filtration nimmt die Knochenkohle aus den Zuckersäften auf: Farbstoffe,

85) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1869, 772. 86) Ebendas. 1870, 22. 87) Ebendas. 1874, 855. 88) Dingler, Journ. 213, 159. 89) Dingler, Journ. 160, 304. — Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1862, 359. 90) Dingler, Journ. 203, 60. 91) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1873, 853. 92) Ebendas. 1862, 459. 93) Ebendas. 1872, 101.

94) Journ. pr. Chem. 77, 332. — Dingler, Journ. 129, 144. 95) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1870, 218. 96) Ebendas. 1874, 861. 97) Ebendas. 1873, 42. 98) Ebendas. 1873, 858. 99) Dingler, Journ. 27, 372.

1) Ebendas. 159, 341. 2) Zeitschr. für anal. Chem. 9, 473. 3) Dingler, Journ. 203, 141.

Schleim, Eiweißstoffe, Zucker und andere organische Substanzen, ferner Kalk, welcher zum größten Theil in der wiederzubelebenden Kohle als kohlensaurer, zum kleinern Theil als organischsaurer Kalk enthalten ist, Gips, endlich Salze der verschiedensten Art. Alle diese aufgenommenen Körper müssen durch das Regenerationsverfahren wieder entfernt oder zerstört werden. Dies wird dadurch erreicht, daß man die organischen Substanzen durch Gärung, Fäulniß oder Verwesung theils in gasförmige Producte, theils in durch Wasser ausziehbare Körper verwandelt, den Rest derselben schließlich gänzlich durch Glühen zerstört, daß man ferner die Kalksalze, mit Ausnahme des Gipses, durch Behandlung mit verdünnter Salzsäure in Lösung überführt, den Gips endlich durch Einwirkung kohlensaurer Alkalien in kohlensauren Kalk umbildet und so dem Angriffe der lösenden Salzsäure zugänglich macht. Man unterscheidet trockne, nasse und halbnasse Gärung. Bei der erstern bleibt die Kohle, in Gruben oder Holzbehältern zu Haufen von 60—70 Centim. Höhe aufgeschichtet, sich selbst überlassen, bis die nach kurzer Zeit unter bedeutender Temperaturerhöhung (bis 70°) eintretende Gärung nach Verlauf von 10—20 Tagen ihr Ende gefunden hat.

Bei der nassen Gärung werden die Kohlen in gemauerten, cementirten Gruben, besser in aus Mauerwerk ausgeführten Behältern, oder in Holzbottichen mit warmem Wasser übergossen. Sehr bald tritt unter Blasenbildung die Gärung ein. Es entwickeln sich Kohlensäure, Ammoniak, Schwefelwasserstoff, das Wasser trübt sich infolge von Absatz schleimiger Substanzen und von Pilzbildungen und nach 5—6 Tagen läßt die Gasentwickelung nach. Die Kohle wird nun nach Entfernung der über ihr stehenden schleimigen Abscheidung mit Wasser gewaschen.

Bei der halbnassen Gärung läßt man die Kohle 12—18 Stunden in einem Behälter unter Wasser stehen, zieht hierauf letzteres ab und bringt die Kohle in Haufen, wo sie, mit Tüchern überdeckt, wiederholt mit kaltem oder warmem Wasser je nach der Intensität der Gärung übergossen wird. Es findet somit bei dieser Methode bereits eine Auslaugung der löslich gemachten Stoffe statt.

Pelouze[4]) hat vorgeschlagen, die Gärung durch eine Behandlung der Knochenkohle mit ätzenden Alkalien in der Wärme zu ersetzen, aber ohne dauernden Erfolg, nachdem Stammer[5]) und Renner[6]) die Mangelhaftigkeit dieses Verfahrens dargethan hatten.

Die Entkalkung der Kohle durch Salzsäure wird am zweckmäßigsten vor der Gärung vorgenommen. Die Salzsäure gelangt so verdünnt zur Anwendung, daß die zu behandelnde Kohle gleichmäßig von der Säure durchdrungen und überdeckt ist. Die Menge der letztern muß sich genau nach der Menge des aufgenommenen kohlensauren Kalks richten, welche vorher quantitativ, am besten mit Hülfe des Scheibler'schen[7]) Kohlensäure-Bestimmungsapparats, ermittelt wird. Bei der Entkalkung der Kohle ist mit größter Sorgfalt darauf zu achten, daß nur der bei der Filtration aufgenommene Kalk, nicht auch der von Otto zutreffend bezeichnete Constitutionskalk von der Säure angegriffen wird, da in letzterm Falle die Structur der Knochenkohle nachtheilige Aenderung erfahren würde.

Die Entfernung des Gipses aus der Knochenkohle nach der oben mitgetheilten Methode geschieht nur dann, wenn sich eine größere Menge desselben in der Kohle angehäuft hat.

Erwähnenswerth ist ferner noch das von Eisfeldt[8]) und Thumb angegebene Reinigungsverfahren der Knochenkohle, sowie die Methode von Pfleger-Divis[9]) und von Leplay und Cuisinier.[10])

Nach dem Säuern und Gären wird die Knochenkohle mit Wasser ausgekocht, wodurch die verschiedenen in der Kohle noch enthaltenen fremden Stoffe so weit löslich gemacht werden, daß sie durch den nun folgenden Waschproceß beseitigt werden können. Der letztere kann durch sogenannte Hand- oder Maschinenwäsche[11]) ausgeführt werden. Sehr empfehlenswerth und auch viel im Gebrauche ist die Waschmaschine von Klusemann. Nach dem Waschen folgt das Trocknen oder Darren der Kohlen; von Vortheil ist es, dieser Operation noch ein Ausdämpfen vorangehen zu lassen, um nicht nur die Kohle von Wasser möglichst zu befreien, sondern auch um dieselbe noch warm auf die Darre zu bringen. Die Darre ist gewöhnlich so am Knochenkohlen-Glühofen angebracht, daß sie durch die entweichenden heißen Feuergase des letztern erwärmt wird. Die auf der Darre vollständig getrocknete Kohle hat nun noch zum Schluß einen Glühproceß durchzumachen, durch welchen die durch die Gärung und das Waschen nicht vollständig entfernten organischen Producte gänzlich zerstört und die Porosität der Kohle wiederhergestellt werden soll. Das Glühen erfolgt allgemein in aufrechtstehenden Cylindern oder Retorten, welche meist aus Gußeisen angefertigt werden. Die Oefen haben eine ähnliche Einrichtung wie der oben beschriebene Knochenverkohlungsofen von Siemens-Hohenheim. Der Betrieb ist ein continuirlicher. Ofenconstructionen sind von Schatten, Walkhoff, Lange, Brison und Blaise, Parker u. a. angegeben worden.[12])

Man hat es nicht unterlassen zu versuchen, Surrogate für Knochenkohle ausfindig zu machen. So empfahl Stenhouse[13]) vegetabilische Kohle, welche künstlich mit Thonerde oder phosphorsaurem Kalke imprägnirt ist, als Ersatzmittel, Gawalowski[14]) mit Blutkohle durchsetzte Bimssteinstücke, Ziegler[15]) eine geglühte Mischung von Thon mit 10 Proc. Theer. Alle diese künstlichen Producte haben wenig

4) Ebendas. 134, 396. 5) Ebendas. 161, 141. 6) Ebendas. 166, 291. 7) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1859, 285.

8) Dingler, Journ. 206, 405. 9) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1872, 975; 1874, 248. 10) Dingler, Journ. 163, 386; 164, 60, 63. 11) Muspratt's Chemie (3. Aufl., 3. Bd., 1838). 12) Dingler, Journ. 153, 389; 162, 24; 177, 215; 175, 391; 177, 140. — Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1868, 303; 1864, 719; 1873, 931. 13) Ann. Chem. Pharm. 101, 243. 14) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1875, 218. 15) Dingler, Journ. 185, 481.

oder keinen genügenden Ersatz für die Knochenkohle bieten können.

Knochenkohle wird in enormen Quantitäten bei der Zuckerfabrikation zur Filtration der Säfte consumirt, eine weitere Verwendung findet sie in Glycerin-, Paraffin- und Ceresinfabriken. Sie dient ferner zur Bereitung der Schuhwichse als schwarzer Farbstoff zum Färben des Leders und in erschöpftem Zustande zur Darstellung von Superphosphat.

Thierkohle nennt man die bei der trockenen Destillation thierischer Abfälle, als Fleisch, Blut, Horn, Leder, Haare, Häute u. s. w. resultirende Kohle. Vielfach wird auch Knochenkohle als Thierkohle bezeichnet. Da die letztere nur geringe Mengen durch Säuren ausziehbarer Bestandtheile enthält im Gegensatze zur Knochenkohle, so wird sie überall da zur Entfärbung mit Vortheil angewendet, wo stark saure Flüssigkeiten behandelt werden sollen. In solchen Fällen wird hauptsächlich die durch Verkohlung des Bluts gewonnene Kohle benutzt, welche am besten auf die Art darzustellen ist, daß man vier Theile frischen Blutes mit einem Theile Pottasche eindampft, den Rückstand glüht, hierauf mit verdünnter Salzsäure auskocht, mit Wasser vollständig erschöpft und nochmals glüht. Der Zusatz von Pottasche hat den Zweck, die Kohle möglichst fein zu vertheilen. Eine auf diese Weise bereitete Kohle besitzt für Farbstoffe ein ganz bedeutendes Absorptionsvermögen, wie aus folgender Zusammenstellung, die Versuchen von Bussy entnommen ist, hervorgeht.

	Relativ entfärbende Wirkung auf eine Auflösung v. Indigo in Schwefelsäure.	Relativ entfärbende Wirkung auf Melasse.
Gewöhnliche Knochenkohle	1,0	1,0
Mit Salzsäure behandelte Knochenkohle	1,9	1,6
Mit Salzsäure behandelt, dann mit Pottasche geglüht und ausgewaschen	45,0	20,0
Geglühter Kienruß	4,0	3,3
Mit Pottasche geglühter Kienruß . . .	15,2	10,6
Mit Pottasche geglühter Leim . . .	36,0	15,5
Mit Pottasche geglühtes Eiweiß . . .	34,0	15,5
Mit Calciumphosphat geglühtes Blut .	12,0	10,0
Mit Calciumcarbonat geglühtes Blut .	18,0	11,0
Mit Pottasche geglühtes Blut . . .	50,0	20,0

Thierkohle findet außer zur Entfärbung von Flüssigkeiten, sei es in der Technik oder im chemischen Laboratorium, vor allem infolge ihres hohen Stickstoffgehalts Anwendung zur Bereitung des Blutlaugensalzes. Man benutzt hierzu verkohlte thierische Abfälle aller Art.

Die quantitative Bestimmung des Kohlenstoffs geschieht am besten und sichersten dadurch, daß man die betreffenden Körper mit oxydirenden Substanzen, Kupferoxyd, chromsaurem Blei oder im Sauerstoffstrome verbrennt und die gebildete Kohlensäure direct durch Wägung dadurch ermittelt, daß man die getrockneten Verbrennungsproducte durch einen gewogenen Kohlensäure-Absorptionsapparat (Kaliapparat oder Natronkalkrohr) leitet. Durch directe Wägung die bei chemischen Processen ausgeschiedene Kohle ermitteln zu wollen und als Kohlenstoff zu berechnen, ist durchaus unzuverlässig, da dieselbe Sauerstoff und Wasserstoff, oft sogar auch in erheblicher Menge Stickstoff enthalten kann und diese Gase selbst bei sehr hohen Temperaturen hartnäckig zurückgehalten werden. Im übrigen muß hier auf die speciellen Angaben der Jahrbücher für analytische Chemie (Rose, „Handbuch der analytischen Chemie", 6. Aufl., II. Bd., 1871, S. 732 und Fresenius, „Anleitung zur quantit. chem. Analyse", 6. Aufl., II. Bd., S. 47 fg.) verwiesen werden.

Verbindungen des Kohlenstoffs. Kein Element geht so zahlreiche chemische Verbindungen ein wie der Kohlenstoff. Es ist bereits bemerkt worden, daß alle organischen Körper Kohlenstoff enthalten. Die Anzahl der bekannten Kohlenstoffverbindungen ist schon gegenwärtig fast unübersehbar und wächst mit jedem Tage durch Entdeckungen neuer. Ihre Beschreibung und wissenschaftliche Untersuchung bildete früher das Gebiet der sogenannten organischen Chemie im Gegensatze zu der Mineral- oder anorganischen Chemie; seit man aber eingesehen hat, daß zwischen diesen beiden Disciplinen kein wesentlicher Unterschied besteht, daß in beiden dieselben Gesetze gelten und daß die organischen Verbindungen auch außerhalb des pflanzlichen und thierischen Organismus entstehen können, spricht man nur noch aus Zweckmäßigkeitsgründen von einer Chemie der Kohlenstoffverbindungen gegenüber der Chemie der übrigen Elemente. Bei gewöhnlicher Temperatur und unter normalen Umständen verhält sich der Kohlenstoff andern Elementen gegenüber vollkommen indifferent, daher seine Unveränderlichkeit. Unter dem Einflusse elektrischer Entladungen vereinigt er sich direct sowol mit Wasserstoff zu Acetylen C_2H_2, als auch mit Stickstoff zu Cyan CN oder Cy. Direct verbindet er sich auch mit Schwefel zu Kohlenstoffdisulfid oder Schwefelkohlenstoff CS_2, aber nur bei Rothglut, ebenso mit Sauerstoff zu Kohlenoxyd CO und Kohlensäure CO_2, während er mit den Halogenen nur auf indirectem Wege zusammentritt. Kohlenstoff vereinigt sich auch bei hoher Temperatur mit vielen Metallen zu Kohlenstoffmetallen oder Metallcarbureten, so besonders mit Eisen, Mangan, Nickel und Kobalt. Die Bildung derselben erfolgt beim Schmelzen der betreffenden Metalle mit überschüssiger Kohle oder bei Gegenwart von kohlenstoffhaltigen Gasen, namentlich von Kohlenwasserstoffen.

Kohlenwasserstoffe. Kohlenstoff ist durch die außerordentlich große Anzahl seiner Verbindungen mit Wasserstoff vor allen übrigen Elementen ausgezeichnet. Er vereinigt sich mit demselben in den mannichfachsten Verhältnissen. Manche dieser Kohlenwasserstoffe sind gasförmig, andere, und zwar die größere Menge, flüssig oder fest. Sie sind sämmtlich flüchtig und bis auf die kohlenstoffärmste Verbindung mit stark leuchtender, rußender Flamme brennbar. Kohlenwasserstoffe finden sich zum Theil fertig gebildet natürlich vor als Bestandtheile der meisten ätherischen Oele, Producte des organischen Lebens, oder im Mineralreiche als Begleiter der Kohlenablagerungen, ferner in Form von Petroleum, fossiler Harze,

wie Ozokerit, Fichtelit, Könleinit, Hartit u. a. In großer Menge treten sie bei der trockenen Destillation organischer Körper, besonders der kohlenstoff- und wasserstoffreichen, auf.

Werden z. B. Steinkohlen dieser Operation unterworfen, so resultiren im wesentlichen zwei gasförmige Kohlenwasserstoffe CH_4 und C_2H_4, außerdem Theer, welcher aus einer Menge von flüssigen und starren Kohlenwasserstoffen besteht. Die meisten Kohlenwasserstoffe können künstlich dargestellt werden und zwar namentlich durch Anwendung verschiedener synthetischer Methoden aus schon existirenden organischen Verbindungen, aber auch durch Vermittelung einfacher anorganischer Verbindungen der beiden Elemente.

Sämmtliche übrige Kohlenstoffverbindungen lassen sich auf ungezwungene Weise durch theilweise oder gänzliche Substitution der Wasserstoffatome durch andere Elemente oder Radicale von den Kohlenwasserstoffen ableiten. Die letztern bilden deshalb eine wichtige Grundlage für die Systematik organischer Verbindungen, wobei ihr Kohlenstoffgehalt für die Gruppe, ihr Wasserstoffgehalt für die Reihe, welcher eine gewisse Verbindung angehört, maßgebend ist.

Die Menge von existirenden Kohlenwasserstoffen ist nicht nur dadurch bedingt, daß eine große Anzahl von Kohlenstoffatomen sich miteinander vereinigen können, sondern auch durch den Umstand, daß sie sich gegenseitig mit ein, zwei, drei oder auch vier der Verbindungseinheiten gegenseitig sättigen und außerdem noch in verschiedenartiger Weise zusammengruppiren.

Nach ihrer Constitution und ihrem Verhalten lassen sich die Kohlenwasserstoffe in zwei Hauptgruppen theilen, nämlich in Kohlenwasserstoffe der Fettreihe und in Kohlenwasserstoffe der aromatischen Reihe. Bei den erstern befinden sich die Kohlenstoffatome in einfacher Verkettung; erfolgt eine dichtere Bindung, so nehmen daran nur verhältnißmäßig wenige Atome theil. Bei den letztern sind immer wenigstens sechs Kohlenstoffatome in dichterer Gruppirung vereinigt. Eine weitere Eigenthümlichkeit der Kohlenwasserstoffe ist die, daß viele von ihnen bei gleicher Zusammensetzung verschiedene physikalische oder chemische Eigenschaften besitzen. Diese Erscheinung bezeichnet man als Isomerie. Die Zahl der Isomeren wächst natürlich mit dem Moleculargewichte des Kohlenwasserstoffs. Bei den Kohlenwasserstoffen der sogenannten Sumpfgasreihe z. B., der allgemeinen Formel $CnH2n+2$ entsprechend, sind bei dem fünften Gliede, dem Pentan C_5H_{12}, 3, bei dem zwölften Gliede, Dodecan $C_{12}H_{26}$, dagegen nicht weniger als 357 isomere Verbindungen möglich.

Von allgemeinem Interesse sind namentlich zwei Verbindungen, welche als leichtes und schweres Kohlenwasserstoffgas bezeichnet werden.

Leichtes Kohlenwasserstoffgas, Sumpfgas, Grubengas, Methan, CH_4, Volumengewicht 7,985, enthält in 100: Kohlenstoff 75, Wasserstoff 25.

Methan ist schon früh beobachtet worden. Plinius erwähnt brennbare, luftförmige Ausströmungen, welche in verschiedenen Gegenden vorkommen, auch Basilius Valentinus berichtet über Feuererscheinungen, welche in Bergwerken auftreten. Im J. 1776 beobachtete Volta die Entwickelung von Sumpfgas aus dem Bodenschlamme von Teichen, constatirte auch, daß Kohlensäure bei der Verbrennung desselben entsteht; näher wurde dann die Verbindung von Priestley, Dalton, Henry u. a. untersucht. Dieses Gas entsteht stets, wenn im Schlamme stehender Gewässer organische Substanzen, namentlich Pflanzenüberreste, verwesen. Rührt man den schlammigen Boden von Teichen mit einem Stocke auf, so steigen Gasblasen an die Oberfläche, welche leicht in einer mit Wasser gefüllten Flasche, in deren Hals ein Trichter gesteckt ist, aufgefangen werden können. Das aufgefangene Gas besteht im wesentlichen aus leichtem Kohlenwasserstoffgase; wegen dieser Bildung hat es auch den Namen Sumpfgas erhalten. Nicht selten tritt dieser Kohlenwasserstoff in großer Menge in Steinkohlengruben auf, wo er auf eine analoge Weise wie auf dem Boden stagnirender Gewässer gebildet wird, nämlich durch eine langsame Zersetzung der Steinkohlen.[16]) Mit Kohlensäure und Stickstoff gemengt, sammelt sich das Gas in unterirdischen Höhlen an und ist in denselben oft unter so hohem Drucke enthalten, daß, wenn man beim Abbau des Kohlenlagers solchen Räumen zu nahe kommt, es oft aus Spalten mit Heftigkeit ausströmt und durch seine Vermischung mit der Grubenluft ein explosives Gasgemenge (Schlagende Wetter oder Feurige Schwaden) bildet, welches, an der Lampe des Bergmanns oder durch Pulversprengungen entzündet, schon oft die fürchterlichsten Explosionen hervorgerufen hat. Alljährlich fallen noch viele Menschenleben den Schlagenden Wettern zum Opfer.[17])

Gegen diese Gefahren ist das sicherste Mittel da, wo Grubenexhalationen sich zeigen, für gute Ventilation Sorge zu tragen, damit nicht nur das auftretende Gas möglichst schnell entfernt, sondern auch mit so viel Luft verdünnt wird, daß das Gasgemisch nicht mehr explosiv ist. Von Davy ist auch eine nach ihm benannte Sicherheitslampe construirt worden, welche den Bergmann bei einiger Aufmerksamkeit zeitig benachrichtigt, wenn er in der Grube Strecken befährt, wo schlagende Wetter drohen. Dieselbe besteht aus einer einfachen Oellampe, deren Flamme von einem Cylinder aus feinem Metallgewebe so umgeben ist, daß die Luft zur Flamme nur durch die feinen Maschen treten kann. Die zu diesen Lampen verwendeten Gewebe enthalten auf den Quadratcentimeter 114—117 Maschen. Kommt der Grubenarbeiter mit seiner Sicherheitslampe in eine Luft, die durch Mischung mit Grubengas explosiv geworden, so ist das leicht zu erkennen. Es zeigt sich dann nämlich im Innern der Lampe eine blaue Flamme, die Lampenflamme verlängert sich und nimmt eine eigenthümlich zitternde Bewegung an oder erlischt wol auch ganz. Eine Fortpflanzung der Flamme des innerhalb des Metallnetzes brennenden Gasgemenges nach außen findet aber nicht statt, weil erstere beim Durchgang durch die Maschen des Drahtgewebes eine solche

16) Gmelin, Handbuch der organischen Chem. 1, 209; Suppl. 2. 17) Phil. Mag. 14, 1; 28, 437.

Abkühlung erfährt, daß sie erlischt. Natürlich geht diese abkühlende Wirkung nach einiger Zeit verloren und es ist deshalb hohe Zeit für den Bergmann, welcher durch seine Lampe gewarnt ist, die gefährliche Stätte zu verlassen und durch geeignet verstärkte Ventilation die Schlagenden Wetter zu beseitigen.

Auch oberirdisch entströmt häufig Grubengas in der Nähe von Kohlenbergwerken dem Boden, aber auch da, wo Kohlenflötze nicht in unmittelbarer Nähe nachgewiesen werden können, kann man derartige Gasexhalationen beobachten.[18]) Hier ist namentlich zu erwähnen das heilige Feuer von Baku am Kaspischen Meere, welches seit undenklichen Zeiten brennt. Dasselbe wird durch Grubengas unterhalten, dem 6 Proc. Stickstoff, 1—5 Proc. Kohlensäure und etwas Steinöldampf beigemengt sind. Der Schlammvulkan Bulganak in der Krim dagegen entläßt nach Bunsen reines Grubengas. Auch in den Gasen der Steinölquellen von Butler-County in Pensylvanien ist dasselbe enthalten. Methan findet sich auch in den Darmgasen der Menschen, besonders nach reichlichem Genusse von Fleisch und Hülsenfrüchten.

Methan entsteht bei der trockenen Destillation vieler organischer Körper[19]), ist daher auch im Leuchtgase als vorwiegender Bestandtheil enthalten; es bildet sich ferner durch Zersetzung von Alkoholdampf beim Passiren einer glühenden Röhre. Synthetisch kann es erhalten werden, wenn man ein Gemenge von Schwefelwasserstoff und Schwefelkohlenstoffdampf über glühendes Kupfer leitet[20]):

$$2H_2S+CS_2+8Cu=CH_4+4Cu_2S$$

Chemisch reines Methan resultirt bei der Zersetzung von Zinkmethyl durch Wasser[21]):

$$Zn(CH_3)2+2H_2O=Zn(OH)2+2CH4$$

Eine größere Menge von Grubengas läßt sich leicht durch Erhitzen von Essigsäure oder Aceton mit überschüssigem Alkalihydrat erhalten.[22]) Bei diesem Processe spaltet sich die Essigsäure in Methan und Kohlensäure:

$$CH_3.COONa+NaOH=Na_2CO_3+CH_4$$

Die Operation wird zweckmäßig in einer sogenannten Verbrennungsröhre aus schwer schmelzbarem Glase oder auch wol in einem eisernen Rohre vorgenommen; bei derselben muß eine zu starke Erhitzung sorgfältig vermieden werden, da es sonst schwer ist, das Gas rein zu erhalten. Fast immer enthält dasselbe etwas freien Wasserstoff, von etwa beigemengtem Aethylen reinigt man es dadurch, daß man in die Rohrleitung eine U-förmige Röhre einschaltet, welche mit Schwefelsäure getränkte Bimssteinstücke enthält.[23])

Methan ist ein farbloses, geruch- und geschmackloses Gas von 0,558 spec. Gewicht (für Luft = 1, Thomson). Seine Verdichtung zu einer farblosen, leicht beweglichen Flüssigkeit ist erst vor kurzem durch Anwendung eines Druckes von 180 Atmosphären bei 7° C. und ein plötzliches Aufheben desselben gelungen. Mit Luft gemengt verursacht es beim Einathmen keine oder in reiner Luft schnell schwindende Beschwerden. Es ist leicht entzündlich und brennt mit schwachleuchtender, bläulicher, im obern Theile gelblicher Flamme. Seine Entzündungstemperatur liegt höher als die des Wasserstoffs, Schwefelwasserstoffs, Kohlenoxydgases und des Aethylens. Mit 2 Vol. Sauerstoff vermischt und angezündet, verbrennt es unter heftiger Explosion, ebenso explodirt es, jedoch mit geringerer Heftigkeit, wenn es mit 10 Vol. atmosphärischer Luft gemengt ist, welche 2 Vol. Sauerstoff entsprechen. Es findet aber keine Explosion statt, wenn das Gas mit einer viel kleineren oder viel größeren Menge von Luft gemischt ist, so z. B. wenn die letztere weniger als das sechsfache oder mehr als das vierzehnfache Volumen des Grubengases beträgt. Bei der Verbrennung entsteht Kohlensäure und Wasser.

Von Chlor wird Grubengas im Dunkeln nicht zersetzt, im zerstreuten Tageslichte geht die Einwirkung leicht vor sich, im directen Sonnenlichte findet sogar heftige Explosion statt, namentlich dann, wenn 1 Vol. des Gases mit 2 Vol. Chlor gemischt ist. Hierbei entsteht unter Abscheidung von Kohle Chlorwasserstoff. Methan ist wenig in Wasser, etwas mehr in Weingeist löslich.[24]) Sein Absorptionscoëfficient für Wasser beträgt nach Bunsen zwischen 6° und 26°:

$$C=0{,}05449-0{,}0011807t+0{,}000010278t^2,$$

derjenige für Alkohol zwischen 2° und 24°:

$$C=0{,}522586-0{,}0028655t+0{,}0000142t^2.$$

Als sehr beständiger Körper verhält es sich den meisten Reagentien gegenüber indifferent. Leitet man das Gas durch eine weißglühende Porzellanröhre oder setzt es dauernd dem Inductionsfunken aus, so zerfällt es in Wasserstoff und Kohle, dabei entstehen aber immer noch höher condensirte Kohlenwasserstoffe, wie Acetylen, Benzol, Naphtalin u. a.[25]) Unter dem Einflusse eines glühenden Palladiumdrahts tritt Dissociation in Kohle und Wasserstoff ein.[26]) Mit Luft gemengt, wird es von einer glühenden Platinspirale zu Ameisensäure oxydirt.[27]) Das Sumpfgas ist der Stammkohlenwasserstoff für die Glieder der nach der allgemeinen Formel $CnH2n+2$ zusammengesetzten Fettreihe, es leiten sich von ihm eine große Anzahl von Substitutionsproducten ab, von denen aber nur die der Halogene auf directem Wege sich erhalten lassen.

---

18) Compt. rend. 47, 317. — Jahresber. 1857, 716; 1858, 791. — Poggendorff, Ann. 83, 197. — Jahresber. der geolog. Reichsanst. 45, 398. — Petersb. Akad. Bull. 14, 49. — Jahresber. 1855, 1003. — Compt. rend. 41, 410. — Neue Edinb. Phil. J. 1, 67. — Berl. Ber. 1870, 572. — Journ. pr. Chem. 13, 514. — Dingler, Journ. 224, 552. — Compt. rend. 67, 1045. — Jahresber. 1868, 1026. 19) Dingler, Journ. 125, 260, 345. — Ann. Chem. Pharm. 111, 254. 20) Compt. rend. 43, 236. — Ann. chim. phys. [3] 53, 69. — Jahresber. 1856, 422; 1858, 215. 21) Ann. Chem. Pharm. 71, 214; 72, 171. 22) Revue scientif. 1, 51. — Ann. Chem. Pharm. 33, 181. — Journ. pr. Chem. 21, 260.

23) Jahresber. 72, 296. — Journ. pr. Chemie 21, 260. 24) Ann. Chem. Pharm. 93, 1; 94, 129. — Jahresber. 1867, 344. 25) Ann. Chem. Pharm. 113, 129. — Compt. rend. 62, 947; 67, 1188. 26) Compt. rend. 84, 1503. — Jahresber. 1877, 361. 27) Compt. rend. 77, 444. — Jahresber. 1873, 300.

Schweres Kohlenwasserstoffgas, ölbildendes Gas, Elaylgas, Vine, Aethylen oder Aethen, C_2H_4, enthält 85,7 Proc. Kohlenstoff und 14,3 Proc. Wasserstoff. Volumengewicht 13,97.

Dieses Gas wurde 1669 zuerst von Becher durch Erhitzung von Weingeist mit Schwefelsäure erhalten, seine Angaben galten jedoch als irrige, und erst 100 Jahre später führt Priestley in seinen „Experiments and Observations on Air" an, daß Ingenhouß bei einem Enée in Amsterdam ein solches Gas habe darstellen sehen. Im J. 1795 ermittelten vier holländische Chemiker: Deimann, Paets van Troostwyck, Bondt und Lauwerenburgh, daß der bisher für brennbare Luft gehaltene Körper aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehe, sie stellten sein specifisches Gewicht fest und gaben ihm den Namen „öliges Gas" (gaz huileux), weil es mit Chlor eine flüssige Verbindung von dicklicher, öliger Consistenz eingeht. Aethylen ist namentlich in neuerer Zeit von den Chemikern vielfach untersucht und seine zahlreichen Derivate sind eingehend studirt worden. Berzelius faßte Aethylen zuerst als Radical auf, er gab demselben die Formel CH_2 und nannte dasselbe Elayl; Liebig und Regnault schreiben die Formel doppelt so groß C_2H_4. Auch die Typentheorie betrachtet die Verbindung als ein Radical und zwar als ein zweiwerthiges, welches zwei Atome Wasserstoff zu vertreten im Stande ist. Der neuern Anschauungsweise nach ist Aethylen durch die Formel $H_2C{=}CH_2$ auszudrücken, d. h. die beiden Kohlenstoffatome sind doppelt aneinandergebunden und die von den vorhandenen acht Verwandtschaftseinheiten übrigbleibenden vier durch Wasserstoff befriedigt.

Aethylen ist ein Bestandtheil der durch trockene Destillation organischer Stoffe erhaltenen gasförmigen Producte, deshalb auch in namhafter Menge im Leuchtgase, gleichgültig ob dasselbe aus Steinkohlen, Holz, Harz u. a. gewonnen wurde, enthalten. In kleinen Mengen tritt es auch in dem Grubengase mancher Steinkohlengruben neben leichtem Kohlenwasserstoffe auf.

Reines Aethylen wird am zweckmäßigsten durch Zersetzung des Alkohols mittels Schwefelsäure dargestellt. Bei diesem Processe entzieht die Schwefelsäure dem Alkohol die Elemente des Wassers:

$$C_2H_5OH - H_2O = C_2H_4.$$

Am besten bedient man sich des von Mitscherlich[28]) angegebenen Verfahrens, welches darauf beruht, daß eine bei 165°C. siedende Schwefelsäure den Alkohol ziemlich glatt in Aethylen und Wasser spaltet. In einem etwa zur Hälfte gefüllten Kolben wird eine Mischung von 10 Theilen concentrirter Schwefelsäure und 3 Theilen Wasser zum Sieden erhitzt und in die siedende Flüssigkeit aus einem zweiten Kolben der Dampf starken Alkohols eingeleitet. Das erstere Gefäß enthält ein durch den dreifach durchbohrten Stopfen eingeführtes Thermometer, welches in die siedende Flüssigkeit eintaucht und dazu dient, den Siedepunkt der Schwefelsäure durch passendes Zuleiten von Alkoholdampf so reguliren zu können, daß dieselbe weder unter 160° sinkt, noch über 170° steigt. Das entbundene Gas passirt zu seiner Reinigung ein Kühlgefäß, wo Wasser und unzersetzter Alkoholdampf sich verdichten, dann ein Absorptionsrohr mit concentrirter Schwefelsäure, welches Aetherdampf und eventuell gebildete kohlenstoffreichere Zersetzungsproducte zurückhält. An Stelle von Schwefelsäure als wasserentziehendem Agens kann auch Chlorzink oder Borsäure benutzt werden. Aethylen bildet sich noch ferner, wenn Alkohol- oder Aetherdampf glühende Röhren passirt[29]), oder neben Methan, wenn ein Gemenge von Schwefelwasserstoffgas und Schwefelkohlenstoffdampf oder Kohlenoxyd über rothglühendes Kupfer oder Eisen geleitet wird[30]), es entsteht auch durch Einwirkung von Wasserstoff auf die Chlorkohlenwasserstoffe C_2Cl_6 und C_2Cl_4 bei höherer Temperatur oder im statu nascendi[31]) durch Erhitzen von Acetylen mit Wasserstoff bis zur Rothglut oder durch Behandeln der Acetylenkupfer-Verbindungen mit Ammoniak und Zink.[32])

Das schwere Kohlenwasserstoffgas ist farblos, von eigenthümlichem ätherartigem Geruche. Eingeathmet wirkt es sehr nachtheilig auf den Organismus. Wasser nimmt bei 0° 0,25 Vol., bei 15° 0,16 Vol., bei 20° 0,15 Vol. Aethylen auf, weshalb es von Vortheil ist, erwärmtes Wasser zum Auffangen des Gases anzuwenden. In Alkohol, Aether, Terpentinöl und Olivenöl löst es sich etwas reichlicher, nämlich Alkohol absorbirt bei 0° 3,6 Vol. bei 15° 2,9 Vol., Aether etwa das zweifache, Terpentinöl und Steinöl das $2^1/_2$ fache, Olivenöl das gleiche Volumen. Durch starke Compression bei gleichzeitiger Erkaltung auf —110° kann das Gas als wasserhelle Flüssigkeit erhalten werden, die bei —110° noch nicht gefriert und bei —75° C. einen Druck von 4—5 Atmosphären, bei 1° einen solchen von $42^1/_2$ Atmosphären ausübt. Das spec. Gewicht beträgt 0,9784. Aethylen ist leichtentzündlich und verbrennt mit leuchtender Flamme, ein Gemisch von 1 Volumen Aethylen und 3 Volumen Sauerstoff explodirt angezündet äußerst heftig; hierbei findet vollständige Verbrennung zu Kohlensäure und Wasser statt. — Durch den elektrischen Funken wird das Gas unter Verdoppelung seines Volumens in Wasserstoffgas und Kohle zersetzt[33]); die gleiche Zersetzung findet statt, wenn man es durch glühende Röhren leitet, bei einer weniger hohen Temperatur zerfällt es in Kohle, Acetylen, Methan, Aethan und einige theerartige Kohlenwasserstoffe.[34]) Auch beim Verbrennen erleidet das Aethylen eine ähnliche Zersetzung; seine Flamme ist eine solche von Wasserstoff- oder leichtem Kohlenwasserstoffgas, welche durch den abgeschiedenen glühenden Kohlenstoff Leuchtkraft erhält. Mischt man Aethylen mit dem doppelten Volumen Chlor, so verbrennt es angezündet von oben nach unten mit stark

28) Mitscherlich's Lehrbuch 4. Aufl., 195.

29) Creller, Ann. 1795, 2, S. 195, 310 und 430. 30) Ann. Chem. Pharm. 100, 122; 108, 188. — Compt. rend. 43. 236. 31) Journ. pr. Chem. 71, 431. — Ann. chim. phys. [3] 51, 48. 32) Ann. Chem. Pharm. 81, 108. — Ann. chim. phys. [3] 33, 295. 33) Bull. soc. chim. [2] 5, 267. 34) Ann. Chem. Pharm. 139, 272. — Ann. chim. phys. [4] 9, 431.

rußender rother Flamme unter Abscheidung fast allen Kohlenstoffs als Kohle. Ein solches Gemenge explodirt auch im directen Sonnenlichte. Gleiche Raumtheile von Aethylen und Chlor verdichten sich zu einer schweren, farblosen Flüssigkeit, Aethylendichlorid $C_2H_4Cl_2$, welche, zuerst von den oben erwähnten vier holländischen Chemikern erhalten, Veranlassung gab, das schwere Kohlenwasserstoffgas auch mit dem Namen „ölbildendes Gas" zu bezeichnen. Oxydirende Agentien, wie eine Mischung von zweifach chromsaurem Kalium und Schwefelsäure, resp. übermangansaures Kalium führen das Aethylen in Kohlensäure und Wasser[35]), resp. Kohlensäure und Ameisensäure über.[36])

Das Aethylen ist das Anfangsglied einer Reihe von Kohlenwasserstoffen, welche nach der allgemeinen Formel C_nH_{2n} zusammengesetzt sind. Es verbindet sich direct mit Chlor, Brom, Jod, Chlorjod, Untersalpetersäure, mit Bromwasserstoff- und Jodwasserstoffsäure. Es wird von wasserfreier und von rauchender Schwefelsäure aufgenommen, wobei Carbylsulfat, bezw. Aethionsäure entsteht. Aus dem lebhaften Vereinigungsbestreben, welches das Aethylen zeigt, sich direct mit Elementen oder mit zusammengesetzten Atomcomplexen zu vereinigen, hat man geschlossen, daß bei diesen Reactionen sich die doppelte Kohlenstoffbindung in die einfache auflöse, wodurch also eine zweiwerthige Gruppe entsteht. Die Abkömmlinge des Aethylens können hiernach Additions- oder Substitutionsproducte sein; man kennt eine sehr große Anzahl derselben.

Kohlenoxyd, Kohlenstoffmonoxyd, CO. Atomgewicht 28, Volumengewicht 13,96 für H=1. In 100 Theilen 42,85 Kohlenstoff und 57,15 Sauerstoff.

Diese gasförmige Verbindung erhielt zuerst Lasonne 1776 durch Glühen von Zinkoxyd mit Kohle, 1796 auch Priestley durch Erhitzen von Hammerschlag mit gut calcinirter Holzkohle. Der letztere betrachtete dieselbe als einen Kohlenwasserstoff im Gegensatze zu Cruikshank, welcher Kohlenoxyd durch Glühen von Kohle mit verschiedenen Metalloxyden gewann und aus seinem verhältnißmäßig hohen spec. Gewichte den Schluß zog, daß es keinen Wasserstoff enthalten könne. Die wahre Natur des Gases erkannten erst Clement und Desormes.

Kohlenoxyd kann auf verschiedene Weise erhalten werden. Es bildet sich, wenn man Metalloxyde, wie Zinkoxyd, Eisenoxyd, Braunstein u. a., oder verschiedene kohlensaure Salze, wie Caliumcarbonat, Pottasche mit Kohle glüht. In letzterm Falle kann auch Zink oder Eisenfeile die Stelle der Kohle vertreten. Diese Bildungsweisen finden durch folgende Gleichungen einen Ausdruck:

$$ZnO + C = Zn + CO.$$
$$CaCO_3 + C = CaO + 2CO.$$
$$K_2CO_3 + Zn = K_2O + ZnO + CO.$$

Weiter entsteht Kohlenoxyd, wenn Kohlensäure oder Wasserdampf über eine lange Schicht glühender Kohlen geleitet[37]) oder wenn Kohlensäure auf 1300° erhitzt wird.[38]) Bei Anwendung von Wasserdampf entsteht gleichzeitig Wasserstoff und Kohlensäure. Durch den elektrischen Funkenstrom wird Kohlensäure in Kohlenoxyd und Sauerstoff zerlegt.[39]) Erhitzt man Oxalsäure oder ein oxalsaures Salz mit concentrirter Schwefelsäure, so entwickelt sich ein Gemisch von gleichen Raumtheilen Kohlensäure und Kohlenoxyd:

$$C_2H_2O_4 = H_2O + CO + CO_2.$$

Die Kohlensäure kann leicht entfernt werden, wenn man das Gasgemenge ein mit Kalkmilch nicht ganz gefülltes Gefäß passiren läßt. Eine ähnliche Zersetzung erleiden die ameisensauren Salze durch concentrirte Schwefelsäure, infolge von Entziehung der Elemente des Wassers zerfallen sie in schwefelsaures Salz, Kohlenoxyd und Wasser:

$$2(CH_2O_2Na) + H_2SO_4 = Na_2SO_4 + 2CO + 2H_2O.$$

Am bequemsten erhält man Kohlenoxydgas durch Erhitzen von 1 Theil gepulvertem Blutlaugensalze mit 8—10 Theilen concentrirter Schwefelsäure. Hierbei entwickelt sich nach Grimm und Ramdohr[40]) zuerst etwas schweflige Säure und Kohlensäure, dann das reine Gas. Bei diesem Processe zerfällt das Ferrocyankalium nach folgender Gleichung:

$$K_4FeC_6N_6 + 6H_2SO_4 + 6H_2O = 6CO + 2K_2SO_4 + 3[(NH_4)_2SO_4] + FeSO_4.$$

Kohlenoxyd ist ein farbloses Gas ohne Geschmack und von schwachem, eigenthümlichem Geruch. Spec. Gewicht 0,9678, spec. Wärme = 0,2450. Es gelang nicht, durch einen Druck von 2790 Atmosphären dasselbe (bei gewöhnlicher Temperatur, also oberhalb seines sogenannten kritischen Punktes) zu verdichten. Nach Cailletet[41]) bildet sich, wenn man Kohlenoxyd bei einem Drucke von 300 Atmosphären und einer Temperatur von —29° plötzlich ausdehnt, ein intensiver Nebel von verdichtetem oder erstarrtem Gase. Kohlenoxyd löst sich wenig in Wasser; sein Absorptionscoëfficient ist nach Bunsen und Pauli:

$$C = 0{,}032874 - 0{,}00081632t + 0{,}000016421t^2.$$

In etwas höherm Grade wird es von Alkohol, leicht dagegen von salzsaurer oder ammoniakalischer Kupferchlorürlösung aufgenommen.[42]) Es ist sehr leicht entzündlich und brennt mit schöner blauer Flamme, die immer da beobachtet werden kann, wo eine größere Menge glühender Kohlen aufeinanderliegen. Bei der Verbrennung vereinigt sich 1 Vol. Kohlenoxyd mit 0,5 Vol. Sauerstoff zu 1 Vol. Kohlensäure.

Eingeathmet wirkt Kohlenoxyd sehr giftig. F. Hoffmann beobachtete schon im J. 1716 Vergiftungsfälle und machte in seinem „Bedenken von dem tödlichen Dampfe der Holzkohlen" auf die Schädlichkeit dieses Gases aufmerksam. Kleine Thiere sterben in demselben fast augenblicklich. Atmosphärische Luft, die etwas Kohlenoxyd ent-

35) Ann. Chem. Pharm. 150, 373 und Suppl. 8, 44. — Compt. rend. 68, 334; 70, 256. 36) Ann. Chem. Pharm. 141, 108. — Compt. rend. 63, 274.

37) Compt. rend. 59, 873. 38) Chem. Centralbl. 1878, 609. 39) Ann. Chem. Pharm. 113, 140. 40) Ann. Chem. Pharm. 98, 127. 41) Compt. rend. 85, 1217. 42) Chem. News, 37, 6.

hält, erzeugt leicht Angstgefühl, Schwindel, Kopfschmerzen, Ohnmachten, ja selbst den Tod. Durch den Gebrauch von Kohlenpfannen zur Zimmerheizung oder das zu frühzeitige Schließen der Ofenklappen sind häufig Unglücksfälle herbeigeführt worden. Kohlenoxyd wirkt blutvergiftend, indem es beim Einathmen von den Blutkörperchen absorbirt wird, wobei sich Kohlenoxyd-Hämoglobin bildet. Mit Hülfe des Spectralapparats läßt sich in Vergiftungsfällen Kohlenoxyd leicht nachweisen: gewöhnliches Sauerstoff haltendes Blut zeigt nämlich im grünen Theile des Spectrums zwei schwarze Absorptionsstreifen, welche nach Zusatz reducirender Körper, wie Schwefelammonium oder alkalischer Zinnoxydullösung, in ein einziges breites Band übergehen, während das Spectrum des Kohlenoxyd-Hämoglobins, welches dem der Sauerstoffverbindung ganz gleich ist, durch reducirende Substanzen nicht verändert wird. Es lassen sich auf diesem Wege noch kleine Mengen (2,5 Proc.) von Kohlenoxyd in einer mit diesem Gase vergifteten Luft nachweisen.[43])

Kohlenoxyd ist ein energisches Reductionsmittel, es spielt deshalb beim Ausbringen der Metalle aus den oxydirten Erzen eine wichtige Rolle. Mit Sauerstoff über Platinschwamm geleitet, erfolgt schon bei gewöhnlicher Temperatur Oxydation zu Kohlensäure. Es vereinigt sich leicht mit Chlor im directen Sonnenlichte, weniger energisch im zerstreuten Tageslichte, zu Kohlenoxydchlorid (Chlorkohlensäure, Phosgengas, Carbonylchlorid) $COCl_2$, langsamer mit Bromdampf zu Kohlenoxydbromid (Bromkohlensäure) $COBr_2$. Leitet man bei Glühhitze Kohlenoxyd über Kalium oder Natrium, so entsteht unter Abscheidung von Kohle kohlensaures Alkali, bei etwa 80° dagegen bildet sich, bei Anwendung des erstern Metalls, Kohlenoxydkalium COK, eine Verbindung, welche mit Wasser heftig explodirt und öfter als unliebsames Nebenproduct bei der Bereitung des Kaliums auftritt. Durch Anziehung von Feuchtigkeit geht dieselbe leicht in krokonsaures und rhodizonsaures Kalium über. Werden die Alkalien bei Gegenwart von Wasser mit Kohlenoxyd erhitzt, so entstehen ameisensaure Salze.[44]) Durch den Inductionsfunken wird Kohlenoxyd in Kohle und Kohlensäure zerlegt.[45]) *(Paul Bässler.)*

KOHLENOXYDGAS-VERGIFTUNG. Das Kohlenoxydgas ist eins der heftigsten Gifte, welches, eingeathmet, den Sauerstoff aus dem Blute verdrängt und mit dem Blutfarbstoffe eine Verbindung eingeht, welche letztern unfähig macht, weiterhin Sauerstoff aufzunehmen, worauf sehr bald Betäubung, Asphyxie und Tod erfolgt.

Am häufigsten sind zwei Arten dieser Vergiftung, Kohlendunstvergiftung und Leuchtgasvergiftung, während Vergiftung durch chemisch reines Kohlenoxyd nur sehr selten beobachtet worden ist.

1) Kohlendunst-Vergiftung. Der reine Kohlendunst ist vollkommen farb- und geruchlos und deshalb um so gefährlicher; nur wenn ihm noch andere Stoffe, wie z. B. schwefelige Säure oder Schwefelwasserstoff beigemengt sind, oder wenn sich gleichzeitig mit ihm auch Rauch entwickelt, kann er für Geruch- und Gesichtssinn wahrnehmbar werden. Das Kohlenoxyd entwickelt sich in der Regel, wenn Kohlen oder Holz im Ofen ohne genügenden Luftzug verbrennen, wenn die Ofenklappe abgesperrt wird, während die Kohle noch glimmt, wenn die Rauchröhre durch Hadern verstopft, durch Ruß verlegt ist, oder auch wenn die Verbrennungsgase durch heftigen Wind in den Ofen zurückgetrieben werden. Demnächst entwickelt es sich in Kalk- und Ziegelbrennereien, in Räumen, welche mittels offener Kohlenbecken geheizt werden; das Kohlenoxyd ist ferner ein Bestandtheil der in Bergwerken vorkommenden schlagenden Wetter, namentlich wenn in unterirdischen Räumen Feuersbrünste entstehen (Plauenscher Grund in Sachsen); es kommt auch in verschiedenen Fabriken vor, Gießereien, Hüttenwerken, bei der Fabrikation verschiedener Chemikalien, bei trockener Destillation von Hadern in Papierfabriken. Das Kohlenoxyd kann auch aus benachbarten Räumen durch Thüren, Fußböden, ja sogar durch die Mauern eindringen (Kaminbrände, Glimmen von Balken in der Nachbarschaft).

Die Kohlendunstvergiftung kann 1) kürzer oder länger dauernde, ja auch bleibende Gesundheitsstörungen, 2) den Tod des Betroffenen zur Folge haben, wobei in erster Linie die Quantität des eingeathmeten Giftes maßgebend ist; jüngere, schwächliche Individuen unterliegen schneller als erwachsene und kräftige. Personen, welche nahe der Dunstquelle schlafen, sterben schneller als solche, deren Lager in der Nähe der Thür oder des Fensters war, oder welche noch im Stande waren, rechtzeitig die Fenster zu öffnen oder ins Freie zu gelangen.

Bezüglich des Verlaufes des Vergiftungsprocesses kann man 4 Stadien unterscheiden, das der Betäubung, der Convulsionen, der Asphyxie und jenes der Erholung, resp. der Nachkrankheiten, obwol diese 4 Stadien sich nicht in allen Fällen genau abgrenzen lassen. Nach den übereinstimmenden Aussagen Geretteter ist heftiger Kopfschmerz mit Ohrensausen und Schwindel gewöhnlich das erste Symptom, dem dann große Muskelschwäche sowie Uebelkeit und Erbrechen nachfolgen; ausnahmsweise tritt dann eine psychische Exaltation ein, welche sich bis zu einem Tobsuchtanfalle steigern kann, während gewöhnlich unter Athmenbeklemmung die meist von Zuckungen und Krämpfen begleitete Bewußtlosigkeit, resp. Asphyxie eintritt, welche letztere stundenlang anhalten und doch schließlich mit Genesung enden kann, wenn auch in der Mehrzahl der Fälle ernste Folgezustände, wie Pneumonie, Diabetes, Lähmungen einzelner Glieder, der Harnblase, des Mastdarms, Verlust der Sprache, Hirnerweichung, Blödsinn u. a. nachzufolgen pflegen.

An den Leichen der durch Kohlendunst Vergifteten sind vor allem charakteristisch die schön hellrothen Todtenflecke, wie sie fast nur bei Erfrorenen, mitunter auch bei Blausäurevergiftung vorkommen; ebenso charakteristisch ist die nach Eröffnung der Leiche bemerkbare hellrothe Färbung des flüssig gebliebenen Blutes, wobei die Farbennuancen zwischen rosen-, zinnober- und

43) Berl. Ber. 1878, 235. 44) Jahresber.. 1861, 107. 45) Bull. soc. chem. [2] 26, 102. — Jahresber. 1876, 215.

kirschroth variiren; den Ausschlag für Constatirung der durch Kohlendunst erfolgten Vergiftung ergibt jedoch die Natronprobe und die spectrale Untersuchung des Blutes; durch letztere ist unter Umständen selbst nach Wochen und Monaten das Kohlenoxydgas noch mit Sicherheit nachzuweisen, namentlich wenn das zu untersuchende Blut mittels einer gesättigten Boraxlösung conservirt wird. Außer der erwähnten Blutfärbung fällt aber auch eine eigenthümlich rosenrothe Färbung der innern Organe in die Augen, während die Mehrzahl der sonst bemerkbaren Veränderungen auf Erstickungssymptome zurückzuführen sind. In Fällen, wo der Tod sehr schnell erfolgte, findet man häufig Spuren von Ruß und zwar nicht blos als rußiger Anflug an den Respirationsöffnungen, sondern auch an der Schleimhaut des Kehlkopfes und der Luftröhre, ja selbst unter den Speiseresten im Magen.

2) Leuchtgas-Vergiftung. In der Regel rühren die Unglücksfälle, welche einzelne, zumeist aber gleichzeitig mehrere Individuen treffen, von schadhaft gewordenen, manchmal in ziemlich weiter Entfernung von der Wohnstätte verlaufenden Gasleitungsröhren her, wozu oft eine sehr geringe Beschädigung der letztern, z. B. durch Einschlagen eines Nagels, genügt; das Gas kann dann unter Umständen durch die Einschnitte sich einen Weg bahnen und so in die nächstgelegenen Häuser dringen. Durch Offenlassen des Abschlußhahns bedingte Gasausströmungen werden meist durch Explosion Schaden bringen (Brandwunden-Verletzungen), dagegen seltener zu eigentlichen Vergiftungen Anlaß geben.

Das Leuchtgas ist zweifellos giftiger als der Kohlendunst (6,64% Kohlenoxydgas gegen nur 2,54% im Kohlendunst), seine Gefährlichkeit wird aber dadurch gemindert, daß es einen charakteristischen penetranten Geruch verbreitet und dadurch seine Ausströmung früh genug verräth, um den Nachtheilen derselben rechtzeitig ausweichen zu können. Die Vergiftungssymptome der Leuchtgasvergiftung sind annähernd dieselben wie bei Kohlendunstvergiftung, ebenso fällt die Diagnose an der Leiche mit jener der Kohlendunstvergiftung zusammen, nur daß die Veränderungen, dem größeren Kohlenoxydgasgehalte entsprechend, exquisitere sind. *(Alfred Krug.)*

KOHLENSÄURE, KOHLENDIOXYD (Luftsäure, Kreidesäure, fixe Luft, mephitische Luft), CO_2, Volumengewicht 21,945, enthält in 100 Theilen 27,27 Kohlenstoff und 72,73 Sauerstoff.

Dieses Gas ist schon früh von der gewöhnlichen Luft unterschieden worden. Paracelsus und van Helmont beobachteten in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. die Bildung desselben beim Brennen von Kalksteinen, bei Gärung des Weins, bei der Einwirkung von Säuren auf kalkige Substanzen, und erkannten seine Eigenschaften, auf Thiere erstickend zu wirken und die Verbrennung nicht zu unterhalten. In der Folge beschäftigten sich noch andere Chemiker mit diesem Körper, so Hoffmann, welcher die Luft der Mineralwasser (von ihm „Spiritus mineralis" genannt) untersuchte und hierbei fand, daß dieselbe Pflanzenfarben röthe. Aber trotzdem wurde dieselbe für gewöhnlich noch mit atmosphärischer Luft identificirt, bis Black (1757) zeigte, daß das Gas die Eigenthümlichkeit besitze, in den sogenannten milden Alkalien in festem Zustande gebunden oder fixirt zu sein, weshalb er dasselbe „fixe Luft" nannte, und daß dieses aus letztern durch Säuren entbundene Gas mit dem bei der Gärung entstehenden identisch sei. Bergmann wies 1774 das Vorkommen desselben in der atmosphärischen Luft nach und gab ihm wegen seiner sauern Eigenschaften den Namen „Luftsäure"; Cavendish entdeckte, daß das Gas auch bei der Verbrennung der Kohlen entsteht, Lavoisier endlich erkannte seine wahre Natur, indem er Quecksilberoxyd erst für sich, dann mit Kohle gemengt glühte und im erstern Falle reinen Sauerstoff, im letztern fixe Luft erhielt, welche sich also als eine Verbindung von Kohle und Sauerstoff herausstellte. Nach dieser Bildungsweise wurde sie von Lavoisier mit Acide carbonique, Kohlensäure, bezeichnet.

Die Kohlensäure ist ein in der Natur weit verbreiteter Körper. Sie findet sich sowol in freiem als auch in gebundenem Zustande, in Form kohlensaurer Salze (Carbonate). In ersterm bildet sie einen zwar kleinen, aber constanten und wesentlichen Bestandtheil der Atmosphäre. Ihre Gegenwart in derselben kann leicht durch die wässerigen Auflösungen von Baryt, Kalk, Strontian oder basisch essigsaurem Blei erkannt werden, welche beim Schütteln mit gewöhnlicher Luft unter Abscheidung von unlöslichem kohlensaurem Salze sich trüben. Der normale Gehalt an Kohlensäure in der Luft beträgt etwa 0,04 Volum. Proc., derselbe kann jedoch in geschlossenen Räumen, wo viele Menschen athmen, oder wo Verbrennungs- oder Gärungsprocesse stattfinden, z. B. in Theatern, Versammlungssälen, Gruben, Schächten, Gärungskellern in einer Weise erhöht werden, daß nachtheilige Wirkungen auf den Organismus stattfinden. Nach Saussure [1]), Schlagintweit [2]) und andern Forschern nimmt die Kohlensäuremenge in der Luft von der Oberfläche allmählich zu, bis sie in etwa 3300 Met. Höhe ihr Maximum erreicht, in größeren Höhen ist der Gehalt ein constanter. Die Ausathmungsluft ist etwas reicher an Kohlensäure als die Atmosphäre, sie enthält ungefähr 4—5 Proc.; auch in der gasförmigen Hauttransspiration wurde dieses Gas als Bestandtheil ermittelt.

Hier und da entströmt Kohlensäure in großen Mengen dem Boden, wahrscheinlich durch vulkanische Thätigkeit im Erdinnern gebildet, so namentlich an einigen Punkten der Rheingegend (bei Brohl in 24 Stunden etwa 300 Kilogr. CO_2, am Laachersee in der Eifel), bei Vichy und Hauterive, wo das Gas zur Bleiweißfabrikation benutzt wird, in der Dunsthöhle bei Pyrmont, in der Hundsgrotte bei Neapel, welche ihren Namen davon erhalten hat, daß das schwere Gas, welches dem Boden entströmt, fortwährend durch die nur wenig höher gelegene Höhlenöffnung abfließt, sodaß ein Mensch hineingehen kann, ohne Belästigung zu verspüren, während

1) Gilbert's Annal. 54. 72. — Poggendorff, Annal. 19, 391. 2) Ebendas. 76, 442; 87, 293. — Pharm. Centralbl. 1853, 4. — Jahresber. der Chem. 1849, 257; 1852, 355.

Hunde oder andere kleine Thiere, wenn sie in die nur den Boden bedeckende Gasschicht kommen, davon erstickt werden. In Italien werden die Stellen, wo Kohlensäure aus dem Boden entweicht, Mofetten genannt. Enorme Quantitäten von Kohlensäure exhaliren die noch thätigen südamerikanischen Vulkane. Im engen Zusammenhange mit solchen Exhalationen stehen die mit Kohlensäure reichbeladenen Mineralwasser, welche als Säuerlinge oder Sauerbrunnen, bei einem Gehalte von kohlensaurem Eisenoxydul aber als Eisensäuerlinge oder Stahlquellen bezeichnet werden. Bekannte natürliche Sauerbrunnen sind die von Selters und Apollinaris. Geringere Mengen von Kohlensäure finden sich auch in jedem Brunnen- oder Quellwasser, sowie in der humushaltigen Ackererde. Mitunter sammelt sich dieses Gas bei mangelhafter Ventilation in den Stollen der Bergwerke an und bildet dann die „Bösen Schwaden", häufig ist dieses in alten Brunnen und Abtrittsgruben der Fall. Zu Flüssigkeit verdichtete Kohlensäure ist in den Hohlräumen einiger Krystalle, des Quarzes, Topas und Saphirs durch die Spectralanalyse oder die Kalkwasserreaction nachgewiesen [3]), nachdem schon verschiedene Beobachter aus der starken Ausdehnbarkeit, welche viele solcher Flüssigkeitseinschlüsse beim Erwärmen zeigen, geschlossen hatten, daß dieselben tropfbar-flüssige Kohlensäure enthalten müßten.

Nicht weniger häufig und weit verbreitet ist das Vorkommen der Kohlensäure im gebundenen Zustande in Form kohlensaurer Salze, welche Carbonate genannt werden, von denen viele in der Natur massenhaft, namentlich das Calciumcarbonat, als Kalkstein, Marmor, Kreide, Arragonit, Kalkspat ganze Gebirge bildend, auftreten. Von den natürlichen Carbonaten seien noch erwähnt: Magnesiumcalciumcarbonat $(Mg,Ca)\,2CO_3$, eine ebenfalls in großen Massen als Dolomit als Baumaterial der Erdkruste verwendete Felsart, Magnesit $MgCO_3$, Spateisenstein oder Siderit (Sphärosiderit) $FeCO_3$, meist aber $(FeMnMgCa)CO_3$, Zinkspat oder Galmei $ZnCO_3$, Witherit $BaCO_3$, Strontianit $SrCO_3$ u. a. Auch im Thierreiche sind die Carbonate reich vertreten, so bildet kohlensaurer Kalk den Hauptbestandtheil der Eierschalen und den des Skelets niederer Thiere (Muscheln, Korallen, Krebsthiere, Stachelhäuter u. s. w.); in geringerm Maße ist derselbe in den Knochen der Wirbelthiere enthalten.

Die Bildung der Kohlensäure ist eine sehr mannichfache, da sie bei vielen chemischen Processen entsteht, so vor allem bei der Verbrennung aller kohlenstoffhaltigen Substanzen an der Luft oder im Sauerstoffgase, weshalb sie auch stets in den Verbrennungsproducten der Heiz- und Beleuchtungsmaterialien enthalten ist. Die Temperatur, bei welcher die Oxydation derselben zu Kohlensäure erfolgt, ist eine sehr verschiedene. Diamant verbrennt leicht an der Luft oder im Sauerstoffgase bei starker Rothglühhitze, Graphit unter eben diesen Umständen, obwol etwas schwieriger, und nur solange die Erhitzung fortgesetzt wird (vgl. „Diamant" und „Graphit" im Artikel Kohle), bei organischen Substanzen, besonders bei Kohle, ist nur dunkle Rothglühhitze zur Einleitung des Verbrennungsprocesses erforderlich, der sich an der Luft dann meistens von selbst fortsetzt. Organische Körper entwickeln schon bei gewöhnlicher Temperatur, wenn Ozon auf dieselben einwirkt, Kohlensäure, in geringem Maße ist dies auch der Fall in ozonfreier Luft [4]), selbst feinzertheilte Kohle erleidet unter diesen Umständen eine langsame Verbrennung. Große Mengen von Kohlensäure treten in der Natur bei der Gärung, Fäulniß und Verwesung organischer Stoffe auf, wobei sich der Kohlenstoff theils mit dem in ihnen enthaltenen Sauerstoffe, theils mit dem der Luft schon bei gewöhnlicher oder durch die Bildungswärme mäßig erhöhter Temperatur zu Kohlensäure verbindet. Oxydationsmittel, wie Uebermangansäure, Chromsäure, Salpetersäure, schmelzende Nitrate und Chlorate führen Kohlenstoff und kohlenstoffhaltige Producte in Kohlensäure über, die erstern beiden Agentien wirken in vielen Fällen schon bei gewöhnlicher Temperatur. Chromsäure oxydirt beim Erwärmen sämmtliche Kohlenstoffverbindungen, selbst Diamant und Graphit. [5]) Behandelt man Kohle mit concentrirter Schwefelsäure, so entsteht ebenfalls Kohlensäure. Dieselbe bildet sich auch beim Glühen der Metalloxyde mit Kohle, beim Verbrennen von Kohlenoxydgas, bei der Einwirkung von Wasserdampf auf glühende Kohle oder Kohlenoxydgas, bei der Zersetzung des letztern durch den elektrischen Funkenstrom [6]) oder durch starke Rothgluthitze unter Abscheidung von Kohlenstoff. Beim Glühen der Salze organischer Säuren entstehen kohlensaure Salze, wenn die betreffenden Basen bei dieser Temperatur die Kohlensäure zurückzuhalten vermögen. Alle Carbonate geben bei Behandlung mit einer Säure leicht ihre Kohlensäure ab; viele derselben lassen sie auch bei mehr oder weniger starkem Erhitzen entweichen.

Wiewol also unausgesetzt im Haushalte der Natur sich Kohlensäure durch die mannichfachsten Processe bildet, so findet doch keine Anhäufung dieses Gases in der Erdatmosphäre statt, weil die Pflanzen dasselbe durch die Blattorgane einathmen und unter Wiederausscheidung des Sauerstoffs den Kohlenstoff zum Aufbau ihres Körpers verwenden.

Kohlensäure kann in allen drei Aggregatzuständen, gasförmig, flüssig und fest erhalten werden.

Um Kohlensäuregas darzustellen, übergießt man ein Carbonat: Magnesit, Marmor, Kreide oder doppeltkohlensaures Natron mit verdünnter Schwefelsäure oder Salzsäure, worauf sich schon bei gewöhnlicher Temperatur das Gas unter starkem Aufbrausen entwickelt. Bei Anwendung von Magnesit (kohlensaure Magnesia) erfolgt die Zersetzung nach der Gleichung:

$$MgCO_3 + H_2SO_4 = MgSO_4 + H_2O + CO_2$$

Das aus kohlensaurem Kalke entwickelte Gas besitzt häufig einen eigenthümlichen Geruch, der von flüchtiger organi-

3) Poggendorff, Annal. 105, 460. — Berl. Ber. 2, 125. — Chem. Soc. J. 1876, 1, p. 137; 2, 237.

4) Poggendorff, Annal. 109, 346. 5) Jahresber. der Chem. 1847 und 1848, 333 und 943. 6) Ebendas. 1864, 125; 1865, 59.

scher Materie herrührt. Von diesem kann es nach Stenhouse[7]) leicht dadurch befreit werden, daß man es durch ein mit erbsengroßen Holzkohlenstücken gefülltes Rohr leitet. Eine sehr reine Kohlensäure resultirt bei der Zersetzung des Natriumbicarbonats durch verdünnte Schwefelsäure:

$$2(NaH.CO_3)+H_2SO_4=Na_2SO_4+2H_2O+2CO_2$$

Bei der Zersetzung der Carbonate durch Säuren tritt die Kohlensäure wasserfrei, als Anhydrid auf, da das Kohlensäurehydrat schon bei gewöhnlicher Temperatur in Wasser und Anhydrid zerfällt. Wendet man Salzsäure bei der Darstellung der Kohlensäure an, so ist es nothwendig, das entbundene Gas zur Zurückhaltung von mitfortgerissener Salzsäure entweder ein mit Natriumbicarbonat gefülltes Rohr oder eine Waschflasche, welche etwas Sodalösung enthält, passiren zu lassen. Das auf die eine oder andere Weise entwickelte Gas wird entweder direct verwendet oder über Quecksilber oder Wasser aufgefangen. Wählt man die letztere Aufbewahrung, so findet ein kleiner Verlust an Gas durch Absorption statt, was indessen in den meisten Fällen unberücksichtigt bleiben kann. Für die Bereitungsweise der Kohlensäure in größeren Mengen, wie sie z. B. oft chemische Arbeiten erheischen, sind zweckmäßige Apparate von Stohmann[8]), von Gorup-Besanez[9]), Kipp, Scheibler[10]) u. a. construirt worden. Wol am meisten ist in den chemischen Laboratorien der Kipp'sche Apparat im Gebrauche, welcher auch für die Entwickelung größerer Mengen von Wasserstoffgas benutzt werden kann. Derselbe besteht im wesentlichen aus zwei Theilen, von denen der untere zwei durch einen engen Hals miteinander in Verbindung stehende Glaskugeln bildet. Die untere dieser Kugeln, an welche ein Fuß, auf welchem der ganze Apparat ruht, angegossen ist, dient zur Aufnahme der zur Zersetzung der Carbonate bestimmten Säure, die obere als Gasentwickelungsraum; sie wird mit einem kohlensauren Salze, gewöhnlich groben Stücken von Marmor nahezu gefüllt. In den Tubulus, welchen diese Glaskugel in der obersten Wölbung besitzt, ist luftdicht eine schwach konische Röhre eingeschliffen, welche direct über ersterm in eine dritte, im obersten Theile ebenfalls tubulirte Kugel endigt, nach unten aber fast bis auf den Boden des Säurereservoirs ausläuft. Die mittlere Kugel besitzt eine seitliche Oeffnung für die Ableitung des entbundenen Gases, welche mittels eines Glashahnes geschlossen werden kann, die unterste nahe am Fuße eine solche, die gewöhnlich mittels eingeschliffenen Glasstöpsels verschlossen gehalten wird, zum Abfluß verbrauchter Säure. Beim Gebrauch des Apparats gießt man, nachdem die mittlere Kugel mit dem zur Verwendung gelangenden Carbonat gefüllt ist, durch die Tubulatur der obersten Kugel verdünnte Salzsäure oder Schwefelsäure, welche die untere Kugel füllt und sodann in die mittlere eintritt. Schließt man alsdann den Glashahn, so drückt das entwickelte Gas, welches nirgends entweichen kann, die Säure aus dem Gasentwickelungsraum in die untere und zum Theil durch die mittlere lange Röhre in die obere Kugel zurück. Durch verschieden weite Oeffnung des Hahnes hat man es nun in der Gewalt, einen beliebig starken Strom von Kohlensäuregas zu erzeugen, welcher lange Zeit bei genügender Capacität der untersten und mittlern Kugel andauert. Ein Hauptvortheil bei dem Kipp'schen Apparate liegt, abgesehen von der Einfachheit seiner Construction, in dem Umstande, daß das Carbonat immer mit frischer Säure in Berührung kommt, indem die gebildete schwere Chlorcalciumlösung (bei der gewöhnlichen Verwendung von Marmor und Salzsäure) auf den Boden der untern Kugel fließt und sich dort ansammelt, wodurch die Gleichmäßigkeit des Gasstromes sehr gefördert wird. Für die Bereitung der kohlensäurehaltigen Luxusgetränke und künstlichen Mineralwässer verwendet man gewöhnlich Magnesit, da die aus kohlensaurem Kalke bereitete Kohlensäure, welche meist dem mit dem Gase imprägnirten Wasser einen unangenehmen Geschmack (infolge eines Gehalts bituminöser Substanzen) ertheilt, selbst durch Waschungen mit einer Lösung von Kaliumpermanganat[11]) nicht immer vollständig geruchlos dargestellt werden kann.

Zur Fabrikation des Natriumbicarbonats dient gewöhnlich die aus den Kohksthürmen der Condensationsapparate ablaufende schwache Salzsäure, welche beim Durchströmen gußeiserner, inwendig mit Blei ausgekleideter und mit Kalkstein oder Kreide gefüllter Cylinder Kohlensäure entbindet, die gewaschen und in große Räume geleitet wird, in denen kohlensaures Natrium in großen Blöcken aufgeschichtet ist.

Wo eine Beimengung von indifferenten Gasen nichts ausmacht oder von geringem Belang ist, gewinnt man die Kohlensäure meist durch Verbrennung kohlenstoffhaltiger Substanz, Kohks, Holzkohle, oder als Nebenproduct bei der Darstellung des Aetzkalkes. In ersterm wie letzterm Falle ist der entbundenen Kohlensäure der Stickstoff der zur Verzehrung des Brennmaterials nothwendigen Menge von Luft beigemengt. In großen Mengen wird auf solchem Wege dargestellte Kohlensäure in der Zuckerfabrikation zur Saturation der Säfte benutzt, einer Operation, durch welche man theils den bei der Scheidung in dieselben gelangten Kalk wieder entfernen, theils den sehr basischen Scheideschlamm zur leichteren Wiedergewinnung des in ihm enthaltenen Zuckers sättigen will. Apparate für diesen Zweck sind von Kleeberger, Kindler, Witzleben u. a. construirt worden. Der vielfach in Fabriken noch benutzte Kindler'sche Kohlensäureofen besteht aus einem unten mit Rost versehenen Schachte, dessen obere Füllöffnung durch einen eisernen Deckel geschlossen werden kann. Als Brennmaterial dienen Kohks, mit denen man, nachdem auf dem Roste ein Feuer entzündet ist, den ganzen Schacht füllt. Derselbe wird hierauf mit dem Deckel wieder geschlossen. Eine mit dem Apparate verbundene Saugpumpe oder ein Körting'scher Injec-

7) Annal. Pharm. 102, 126. 8) Muspratt's Chem. 3. Aufl. 3, 2040. 9) von Gorup-Besanez, Anorg. Chem. 4. Aufl. 341. 10) Zeitschrift für Rübenzuckerindustrie 1869, 825.

11) Chem. Centralbl. 1868, 191. — Polyt. Centralbl. 1867, 994.

tor[12]) zieht durch eine seitliche Oeffnung im Schachte die Luft ein; dieselbe durchdringt die glühenden Kohksschichten und gibt hierbei ihren Sauerstoff vollständig ab. Die gebildete Kohlensäure tritt in einen theils zur Abkühlung, theils zur Entfernung von schwefliger Säure mit grob zerschlagenen Kalksteinstücken angefüllten Raum, in welchem sich auch die mit fortgerissene Flugasche absetzt, und wird durch die Pumpe durch einen sogenannten Laveur, ein zur Hälfte mit feuchten Kalksteinstücken, zur andern Hälfte mit Wasser gefülltes cylindrisches Gefäß, gesogen und von dort an den Ort ihrer Verwendung geleitet. Da es sehr schwer ist, den Gang der Saugpumpe so zu reguliren, daß nur so viel Luft in den Kohksschacht eintritt, als erforderlich ist, um ihren Sauerstoff vollständig abzugeben, in welchem Falle man ein sauerstofffreies Product von 21 Volum. Proc. Kohlensäuregehalt theoretisch erhalten müßte, während in der Praxis selten ein Gas mit mehr als 10 Volum. Proc. resultirt, so findet man in den größeren Zuckerfabriken jetzt gewöhnlich die zweckmäßigern Kalkbrennöfen als Kohlensäurequelle in Benutzung. Dieselben werden in drei verschiedenen Constructionen ausgeführt, je nachdem die Heizung derselben mittels Planrosten am untern Theile des Ofens erfolgt, oder das Brennmaterial, Kohks, in wechselnden Schichten mit Kalk in den Ofen gestürzt, oder endlich die Heizung mittels Gasfeuerung bewerkstelligt wird. In Deutschland ist der von von Witzleben[13]) construirte Ofen vielfach im Gebrauche. Derselbe, im Innern aus feuerfesten Steinen hergestellt, hat die Form eines abgestumpften Kegels. Die Heizung erfolgt an der Basis durch drei gleichmäßig vertheilte Feuerungen, welche etwas nach der Außenseite vorspringen, um nicht durch den herabgehenden Kalk in Unordnung gebracht zu werden, der von Zeit zu Zeit durch seitliche Abzugsöffnungen, die etwas tiefer als die Feuerungen liegen, abgezogen wird. Die Gicht des Ofens ist mit einer starken Eisenplatte abgedeckt, in welcher sich ein Trichter, der durch ein Hebelwerk leicht geöffnet oder geschlossen werden kann, zur Einbringung des Kalksteins, seitlich desselben aber ein Abzugsrohr für die entweichenden Gase befindet. Der Betrieb ist ein continuirlicher. Zur Erreichung einer möglichst vollständigen Verbrennung besitzt der Ofen noch seitlich von jeder Feuerung zwei Luftkanäle, außerdem, gleichmäßig an seiner Peripherie vertheilt, drei Reihen von Schaulöchern, welche zur Beobachtung des Ganges in seinem Innern dienen. Das Gasabzugsrohr steht mit einem Waschapparate und einer Saugpumpe in Verbindung. Während früher zur Heizung ausschließlich Kohks verwendet wurden, sind in neuerer Zeit mit dem günstigsten Erfolge böhmische Braunkohlen[14]) an deren Stelle getreten, wodurch der Gehalt der Gichtgase an Kohlensäure, welcher bis 25 Volum. Proc. betrug, auf 33—36 Volum. Proc. erhöht worden ist. Zum Brennen von 100 Kilogr. Kalkstein sind 50 Kilogr. an böhmischer Braunkohle erforderlich, wobei zu berücksichtigen ist, daß bei Verwendung eines schwefelhaltigen Brennmaterials eine um so größere Sorgfalt dem Wasch- und Reinigungsprocesse des Gasstroms gewidmet werden muß. Constructionen, bei welchen das Brennmaterial, mit Kalkstein gemengt, durch die obere Oeffnung des schachtförmigen Ofens eingetragen wird, sind von Chrétien und Felix[15]) angegeben worden, sie haben namentlich in den französischen Fabriken Eingang gefunden. Weniger verbreitet zum Zweck, Kohlensäure für industrielle Verwendung zu erzeugen, als vielmehr Kalkstein zu brennen, findet man Oefen mit Gasfeuerung[16]), trotzdem dieselben ein durch Rauch nicht verunreinigtes Gas liefern. Gasöfen sind construirt von Steinmann, Frühling, Hodek, Ponsard[17]) u. a. Von den Verfahren, reine Kohlensäure darzustellen, ist für die Technik namentlich das von Ozouf[18]) vorgeschlagene empfehlenswerth. Derselbe leitet die durch Verbrennen hergestellte und durch Waschen gereinigte Kohlensäure in ein Gefäß, welches eine Auflösung von neutralem kohlensaurem Natrium enthält, die hierdurch unter Absorption der Kohlensäure in eine solche von Natriumbicarbonat übergeht, während der Rest der Verbrennungsgase entweicht. Durch Erhitzen der entstandenen Hydrocarbonatlösung entwickelt sich reines Kohlensäuregas. Nach einer von Walkhoff[19]) mitgetheilten Methode wird Kalkstein in liegenden Retorten zum Glühen erhitzt und dabei gleichzeitig ein Strom überhitzten Wasserdampfes durch dieselben geleitet. Es entsteht hierbei ebenfalls reine Kohlensäure, doch ist dieses Verfahren niemals in die Praxis gedrungen. F. Stolba[20]) erzeugt durch Gärung von Zuckerlösung reines Gas, Thudichum und Wanklyn[21]) durch Glühen einer Mischung von Kaliumbichromat und wasserfreiem Natriumcarbonat.

Flüssige Kohlensäure wurde zuerst von Faraday dadurch erhalten, daß er in den einen Schenkel eines gebogenen Glasrohrs Schwefelsäure, in den andern kohlensaures Ammoniak brachte, die Röhre durch Zuschmelzen schloß, und nun durch sehr vorsichtiges Neigen die Säure allmählich zum kohlensauren Salz treten ließ. Die Kohlensäure verdichtet sich hierbei durch den ausgeübten eigenen Druck und sammelt sich in dem einen Schenkel als farblose Flüssigkeit an. Zur Anstellung dieses Versuchs müssen starkwandige Röhren gewählt werden, auch ist es unbedingt erforderlich, die Schwefelsäure nur ganz allmählich wirken zu lassen, da sonst wegen zu starker Wärmeentwickelung das Rohr zerspringt.[22]) In mit Guttaperchastopfen geschlossenen Röhren läßt sich das Gas leicht und gefahrlos verflüssigen.[23]) Um größere

12) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1874, 523; 1875, 201. 451. 453. 13) Ebendas. 1870, 153. 14) Ebendas. 1871, 135; 1872, 897; 1873, 409, 1029; 1874, 75, 486.

15) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1874, 811. 16) Polyt. Centralbl. 1870, 1420. — Dingler, Journ. 200, 144; 198, 501. — Polyt. Centralbl. 1874, 1281. 17) Ann. industrielles 1874, 723. — Dingler, Journ. 222, 72. 18) Dingler, Journ. 177, 220. 19) Compt. rend. 51, 170. — Jahresber. der Chem. 1860, 692. — Pharm. J. Trans. [2] 2, 273. — Dingler, Journ. 158, 130. 20) Jahresber. der Chem. 1874, 241. 21) Chem. Soc. J. [2] 7, 293. 22) Br. Arch. 36, 175. 23) Lond. R. Soc. Proc. 11, 85.

Mengen flüssiger Kohlensäure zu erhalten, construirte Thilosier[24]) einen auf demselben Principe basirenden Apparat, welcher aus einem luftdicht verschließbaren, starken gußeisernen Cylinder bestand, in welchen Natriumbicarbonat und ein mit Schwefelsäure gefüllter Cylinder gebracht wurde. Nachdem der Apparat hermetisch verschlossen war, ließ man durch Neigen desselben die Schwefelsäure zum kohlensauren Salz fließen und verband nach erfolgter Zersetzung den Generator durch ein Rohr mit einem zweiten gleichen Gefäße, dem Recipient, in welchen die im ersten gebildete Kohlensäure überdestillirte. Wegen der Sprödigkeit und der häufig ungleichmäßigen Beschaffenheit des Gußeisens lag bei dem enormen Gasdrucke (circa 100 Atmosphären) die Befürchtung nahe, daß die Cylinder zerspringen möchten, ein Fall, der bald darauf eintrat, wobei ein junger Chemiker Herwey sein Leben verlor. Hare schlug nun vor, den Apparat aus Schmiedeeisen anzufertigen. Später haben Donny und Mareska[25]) denselben noch weiter verbessert, indem sie ihn aus zähen Metallen herstellten. Er besteht in seiner modificirten Gestalt aus einem Bleicylinder, welcher mit einem Mantel von Kupfer umhüllt ist. Letztern umgeben schmiedeeiserne Stäbe, welche starke Bänder zusammenhalten. Der Generator hat eine Capacität von 6—7 Liter, in welchen zur Bereitung von Kohlensäure 1750 Gramm Natriumbicarbonat nebst 4 Liter Wasser und 1000 Gramm concentrirte Schwefelsäure in einem kupfernen Cylinder gebracht werden. Nach der Füllung wird er verschraubt, die Zersetzung des Carbonats anfangs durch vorsichtiges Neigen der Flasche eingeleitet, später durch Hin- und Herbewegen unterstützt und vollendet. Der Inhalt des Entwickelungsgefäßes nimmt bei diesem Vorgange eine Temperatur von etwa 30° C. an; wird daher der Generator mit dem Recipient durch ein Rohr verbunden, so destillirt in kurzer Zeit sämmtliche Kohlensäure in die kühlere Vorlage über. Durch 5—6 Operationen kann man mit diesem Apparate etwa 2 Liter flüssige Kohlensäure in demselben ansammeln[26]); er findet aber wegen seiner Gefährlichkeit kaum noch Anwendung. Auf völlig gefahrlose und einfache Weise gelingt es, mit der von Natterer[27]) erfundenen Compressionspumpe Kohlensäure zu verflüssigen, durch welche man auch alle solche Gase verdichten kann, welche Eisen nicht angreifen. Dieselbe besteht aus einer starken schmiedeeisernen Flasche, in welche mittels einer Druckpumpe Kohlensäuregas, das man unter gewöhnlichem Drucke aus Natriumbicarbonat und Schwefelsäure entwickelt, eingepreßt wird. Die Druckpumpe stellt einen sorgfältig ausgedrehten eisernen Cylinder dar, in welchem sich ein massiver Kolben luftdicht auf- und abbewegt und auf dessen oberes Ende das Verdichtungsgefäß aufgeschraubt ist. Die Zuleitung der Kohlensäure erfolgt durch ein im untern Theile des Kolbens angebrachtes seitliches Rohr, dessen Oeffnung frei wird, sobald der Kolben seinen tiefsten Stand erreicht hat, während es sich beim Vorwärtsgehen desselben durch die Kolbenwandung schließt. Das Compressionsgefäß besitzt im untern Theile ein genau gearbeitetes Kegelventil, das sich nur nach innen öffnet, somit dem eingepreßten Gase wol den Eintritt, nicht aber den Austritt gestattet, im obern Theile eine mittels einer Schraube verschließbare, seitlich sich öffnende Röhre. Der Hin- und Hergang des Kolbens wird durch das Drehen einer mit eisernem Schwungrade versehenen Welle mittels Kurbels und Pleuelstange veranlaßt. Beim Gebrauch des Apparats führt man aus einem Gasometer vollkommen getrocknete Kohlensäure durch einen Kautschukschlauch der Druckpumpe zu, setzt dieselbe in Thätigkeit und öffnet nach etwa 20—30 Umdrehungen der Welle das Ventil der Verdichtungsflasche, um mit der eingepreßten Kohlensäure die Luft entweichen zu lassen, eine Manipulation, die mehrmals wiederholt werden muß. Dann erst beginnt die eigentliche Comprimirung, während welcher zweckmäßig die mit Blechmantel umgebene Flasche mit Eis gekühlt wird[28]), um die bei der Verdichtung freiwerdende Wärme fortzunehmen. Die Zunahme der flüssigen Kohlensäure in der Flasche muß von Zeit zu Zeit durch Wägung controlirt werden. Man hat zu diesem Zwecke ein- für allemal das Gewicht des Verdichtungsgefäßes ermittelt, schraubt dasselbe während der Operation von Zeit zu Zeit ab und wägt wieder. Nach etwa dreistündigem Pumpen beträgt die Menge der flüssigen Kohlensäure 300—375 Gramm. Es ist rathsam, die Flasche nur etwa zu $^2/_3$ mit derselben sich füllen zu lassen. Will man die flüssige Kohlensäure verwenden, so schraubt man die Flasche ab, kehrt sie um und bringt das Ansatzrohr in ein passendes Gefäß. Beim Oeffnen des Verschlusses durch Drehung der Schraubenspindel dringt die Kohlensäure aus der Röhre und erstarrt sofort infolge der rapiden Vergasung zu einer schneeigen Masse.

Setzt man Kohlensäure einer sehr großen Kälte aus, so gelingt es, dieselbe bei gewöhnlichem Drucke zu verflüssigen. Auf diesem Wege condensirten Loir und Drion[29]) das Gas; sie benutzten hierbei die Verdunstungskälte flüssigen Ammoniaks, welches im Vacuum vergast wurde.

Um größere Mengen von Kohlensäure zu verflüssigen, ist von W. N. Hill, Chemiker der Torpedostation zu Neuport, ein Apparat construirt worden, welcher sowol zur Erzeugung als auch zur Compression des Gases erfolgreiche Anwendung gefunden hat.[30]) Derselbe liefert stündlich 25 Kilogr. flüssige Kohlensäure bei einem Kohlenaufwande von nur 15 Cents (60 Pfennigen) pro 0,5 Kilogr. Zum Aufbewahren der Säure dienen stählerne Flaschen von etwa 0,9 Met. Länge und 0,3 Met. Durchmesser, die

24) Annal. Chem. Pharm. 30, 122. — Poggendorff, Annal. 36, 141. 25) Mem. cour. et Mem. Savants étrang. Acad. Royal. Bruxelles 18. 26) Vgl. Muspratt's Chem., 3. Aufl., 3. Bd. 2049. 27) Journ. pr. Chem. 35, 169.

28) Heumann, Anleit. zum Experimentiren 382 fg. 29) Bull. soc. chim. 1860, 184. — Compt. rend. 52, 748. — Jahresber. der Chem. 1860, 41; 1861, 108. 30) Americ. Chem. 1875, V, No. 11, 395. — Deutsche Industriezeit. 1875, 264. — Wagner, Jahresber. 1875, 538.

gegen 50 Kilogr. flüssige Säure fassen, etwas über 50 Kilogr. wiegen und auf einen Druck von 150 Atmosphären geprüft sind. Die Flaschen werden in eigenthümlicher Weise aus Stahlblechen hergestellt, die man wie Lockenpapier ineinanderwickelt, ihre Zwischenräume mit reinem Zinn anfüllt und das äußerste Blech vernietet. Die Wandstärke von Blech und Zinn beträgt ungefähr 16 Millimeter.

Die feste Kohlensäure wird erhalten, wenn man die flüssige Säure aus dem Verdichtungsapparate mittels einer Röhre austreten läßt, wobei, wie oben bemerkt, infolge der durch die rapide Verdampfung bewirkten Kälte (— 90° C.) der Rest der Säure zu einer schneeigen Masse erstarrt. Um die starre Säure zu sammeln, hat Natterer einen eigenen Apparat construirt. Derselbe besteht aus zwei aufeinanderpassenden, mit je einer Handhabe versehenen Messingkapseln, in deren Wölbungen sich feine Löcher befinden. Man läßt die flüssige Kohlensäure durch ein seitlich angebrachtes Rohr langsam in die Metalltrommel einfließen, wobei sich ein Theil rasch vergast und durch die feinen Oeffnungen entweicht, während der Rest erstarrt zurückbleibt. Als feste, eisähnliche, durchsichtige und beim Zerdrücken zu Würfeln zerfallende Masse erhielten Loir und Drion[29]) Kohlensäure, als sie die nach dem oben erwähnten Verfahren erhaltene liquide Säure einem Drucke von 3—4 Atmosphären aussetzten.

Eigenschaften der Kohlensäure. Die feste Kohlensäure erscheint meist als lockere, weiße, schneeartige Masse, die sich gleich dem Schnee zusammenballen läßt und sich weniger rasch verflüchtigt als die flüssige Säure. Trotz ihrer bedeutenden Verdunstungskälte kann man sie in die Hand nehmen, da das sich fortwährend entwickelnde Gas eine Schicht erzeugt, welche eine innige Berührung hindert (also eine ähnliche Erscheinung wie der Wassertropfen beim Leidenfrost'schen Versuche). Auf einer glatten Fläche mit dem Finger berührt, gleitet feste Kohlensäure schnell, als wie vom Winde getragen, hinweg. Fest auf die Haut gepreßt, verursacht sie brennenden Schmerz, wie die Berührung mit glühendem Eisen, es entsteht ein weißer Fleck und nach 15 Secunden eine Blase.[31]) Der Gefrierpunkt der Kohlensäure liegt bei —65° C. (Mitchell), ihr Siedepunkt, d. h. der Punkt, bei welchem die Spannkraft ihres Dampfes eine Atmosphäre beträgt, bei —78° C.[32]) In einem Gemische von fester Kohlensäure und Aether, welches unter der Luftpumpe eine Verdunstungskälte von —110° C. erzeugt, erstarrt flüssige Kohlensäure zu einer durchsichtigen eisähnlichen Masse.

Die tropfbare Kohlensäure ist ein wasserhelles, äußerst dünnflüssiges Liquidum, welches sich in der Wärme stärker ausdehnt als Gase und überhaupt irgendein anderer Körper. Specif. Gewicht $0{,}_{9951}$ bei —10°, $0{,}_{9470}$ bei 0° und $0{,}_{8266}$ bei 20°.[33]) Der Siedepunkt der flüssigen Säure liegt bei —$78{,}_{2}$°[34]), bei —26° beträgt die Spannkraft ihres Dampfes bereits 26, bei 0° 36 und bei 30° 73 Atmosphären. Tabellen der Spannkräfte bei verschiedenen Temperaturen sind von Regnault[35]) berechnet. Flüssige Kohlensäure leitet die Elektricität nicht und wird durch den elektrischen Strom nicht zerlegt, sie verhält sich indifferent gegen trockenes Lackmuspapier, löst weder Schwefel noch Phosphor, aber eine geringe Menge von Jod (Cailletet[36])), wird von Wasser in nur geringer Menge aufgenommen, läßt sich mit Alkohol, Aether, Terpentinöl und Schwefelkohlenstoff in jedem Verhältnisse mischen, wenig mit fetten Oelen. Petroleum löst das fünffache Volumen (Cailletet). Sie bricht das Licht fast so stark wie Wasser.[37])

Bei gewöhnlicher Temperatur stellt die Kohlensäure ein farbloses Gas dar, welches schwach stechend riecht, säuerlich schmeckt und Lackmus in geringem Grade vorübergehend röthet. Es ist irrespirabel und giftig, Menschen und Thiere ersticken daher in demselben. In einer etwas geringeren als zur Erstickung nothwendigen Menge eingeathmet oder in größeren Quantitäten in Form von Lösung in den Körper gebracht, ruft es eine gewisse Art von Trunkenheit, Schwindel, oft sogar Ohnmachten, Kopfschmerz und Betäubung hervor. Kohlensäuregas ist weder brennbar, noch unterhält es die Verbrennung, ein in dasselbe gebrachtes Licht oder ein glühender Span erlischt sofort; ja sogar in Luft, welche mit $^1/_5$ ihres Volumens Kohlensäuregas gemischt ist, vermag eine Kerze nicht weiter zu brennen. Specif. Gewicht $1{,}_{52024}$. Die Kohlensäure besitzt ein nur geringes Diffusionsvermögen, infolge dessen sich das Gas längere Zeit dicht an der Oberfläche der Erde an Orten, die gegen raschen Luftwechsel geschützt sind, wie z. B. Höhlen (Hundsgrotte, Pyrmonter Dunsthöhle), Gärungsräumen, Kellern u. s. w. erhält. Es läßt sich deshalb dasselbe bei seinem bedeutend hohen specifischen Gewichte wie eine Flüssigkeit aus einem mit demselben gefüllten Cylinder in ein anderes leeres Gefäß umgießen. Kohlensäure besitzt nach H. Kolbe[38]) auch antiseptische Eigenschaften. Ochsenfleisch, welches, in einer Atmosphäre von Kohlensäure aufgehangen, aufbewahrt wurde, war nach 8 Tagen von frischem Fleische nicht zu unterscheiden; nach 14 Tagen, obwol äußerlich etwas grau, zeigte es sich im Innern fleischroth, saftig und gab eine durchaus wohlschmeckende Fleischbrühe. Selbst nach 3 Wochen war das so conservirte Fleisch noch genießbar. Kalbfleisch, noch weniger aber Hammelfleisch wurden nicht so lange durch Kohlensäure vor Fäulniß geschützt. Aehnliche Beobachtungen hatte schon vor 100 Jahren Hermbstädt[40]) gemacht. In Wasser ist das Kohlensäuregas in bedeutender Menge löslich. Seine Löslichkeit findet in folgender Gleichung (Bunsen und Pauli) einen Ausdruck: $c = 1{,}_{7967} - 0{,}_{07761}t + 0{,}_{0016424}t^2$ Bei 0° und 760 Millim. Barometerstand absorbirt 1 Vol. Wasser $1{,}_{7967}$ Vol. Kohlensäuregas, mit Erhöhung der Temperatur nimmt

31) Annal. Pharm. 37, 354. 32) Poggendorff, Annal. 77, 107. 33) Annal. Chem. Pharm. 110, 1. 34) Ann. Chim. phys. [3] 26, 257.

35) Mém. de l'Acad. 26. — Jahresber. der Chem. 1863, 66. 36) Compt. rend. 66, 1020. — Monit. scientif. 1873, No. 373, 24. 37) Annal. Chem. Pharm. 1, 35. 38) Journ. pr. Chem. [2] 26, 249. — Ebendas. [2] 28, 61.

das Absorptionsvermögen desselben für Kohlensäure in stetigem Verhältnisse ab, sodaß Wasser von 15° C. nur noch 1,002 Vol., ein solches von 20° C. 0,9 Vol. Kohlensäure aufnimmt. Reichlicher als in Wasser löst sich das Gas in Alkohol und Aether. Alkohol vom specif. Gewichte 0,792 bei 20° löst es nach der Formel: $c = 4{,}32955 - 0{,}09395t + 0{,}00124t^2$ Ein Vol. Alkohol absorbirt bei 0° C. 4,33 Vol., bei 10° C. 3,5 Vol., bei 20° C. 3 Vol. Die wässerige Lösung der Kohlensäure wird durch Lackmustinctur violett gefärbt, zwiebelroth nur dann, wenn das Wasser bei 1½ bis 2 Atmosphären Druck mit dem Gase gesättigt wurde. Durch Erhitzen solcher Lösungen entweicht nach längerm Kochen die Kohlensäure vollständig und der zugesetzte Farbstoff nimmt wieder blaue Färbung an. Die bei verstärktem Drucke dargestellten, mit Kohlensäure gesättigten Wässer enthalten dem Gewichte nach mehr, aber weniger als die dem Drucke entsprechende Menge des Gases. Die Kohlensäure folgt dem Gesetze von Henry und Dalton nur, wenn der Druck viel kleiner als eine Atmosphäre, und weicht um so mehr von dem Gesetze ab, je höher der Druck ist. Nach den Untersuchungen von Khanikoff und Longuinine[39]) nimmt ein Volumen Wasser unter dem Drucke P folgende auf 0° und 760 Millim. reducirte Volumen Kohlensäure auf:

P	
697,71	0,9441
809,03	1,1619
1289,41	1,8647
1469,95	2,1623
2002,06	2,9076
2188,65	3,1764
2369,02	3,4857
2554,00	3,7152
2738,33	4,0031
3109,51	4,5006

Wird Wasser, welches unter erhöhtem Drucke mit Kohlensäuregas gesättigt ist, dieses Druckes enthoben, so entweicht unter lebhaftem Aufbrausen (Perlen, Moussiren) ein Theil des Gases und nur die den verschiedenen Druck- und Temperaturverhältnissen entsprechende Menge desselben bleibt im Wasser gelöst. Diese Erscheinung zeigen die natürlichen und künstlichen Säuerlinge, z. B. das Selterser Wasser, das Sodawasser u. s. w. sind unter erhöhtem Drucke mit Kohlensäure gesättigte Wässer. Kohlensäuregas wird auch von rauchender Schwefelsäure absorbirt, dieselbe nimmt ihr 1,25faches, concentrirte Schwefelsäure ihr 0,75faches Volumen auf. Auch mehrere Metalle absorbiren beim Glühen in Kohlensäure dieses Gas, so Gold sein 0,16faches, gefrittetes Silber sein 0,486 bis 0,545faches Volumen.

Durch Druck oder Kälte läßt sich die Kohlensäure verdichten, wie oben gezeigt wurde. Oberhalb einer gewissen Temperaturgrenze, des sogenannten kritischen Punktes, kann sie jedoch auch durch den stärksten Druck nicht mehr verflüssigt werden. Dieser Punkt liegt bei 30,92° C.

Die wässerige Lösung der Kohlensäure enthält wahrscheinlich die zweibasische Kohlensäure $CO(OH)_2$. Die Existenz derselben ergibt sich aus dem Umstande, daß eine solche Lösung Lackmus röthet, während das trockne Gas und die flüssige Säure ohne Einwirkung auf diesen Farbstoff sind, weiter auch daraus, daß, wenn man Wasser mit Kohlensäure unter Druck sättigt und sofort darauf den Druck aufhebt, das Gas stürmisch und in so kleinen Blasen entweicht, daß die Flüssigkeit dadurch milchig erscheint. Geschieht die Wegnahme des Druckes aber erst nach 24 Stunden, so wird das Gas träger und in größeren Blasen entbunden, woraus man schließen kann, daß die Kohlensäure bei der Absorption im Anfange erst mechanisch als Anhydrid, erst später durch Aufnahme der Elemente des Wassers in Form von Hydrat im Wasser gelöst war, welches zu seiner Dissociation eine gewisse, wenn auch kurze Zeit gebraucht. M. Ballo[40]) fand, daß ein bei Srinye-Lipovicz im Saroser Comitate vorkommendes und unter dem Namen Salvator in den Handel gebrachtes Mineralwasser nur sehr langsam seine Kohlensäure verliert und daß durch eingetauchtes Magnesium Wasserstoff aus demselben entwickelt wird. Hieraus schließt derselbe, daß dieses Mineralwasser die Kohlensäure nicht als Anhydrid (CO_2), sondern als Hydrat (H_2CO_3) enthalten müsse.

Wenn man Kohlenstoff in reinem Sauerstoffgase verbrennt, so beträgt das Volumen der gebildeten Kohlensäure ebenso viel als das des verbrauchten Sauerstoffs; es folgt hieraus, daß eine Verdichtung stattgefunden hat:

1 Vol. Kohlenstoffdampf + 2 Vol. Sauerstoff
= 2 Vol. Kohlensäure.

Das aus dem specifischen Gewichte der Kohlensäure berechnete Moleculargewicht beträgt 43,9; da in demselben ferner 2 Atome Sauerstoff enthalten sind, so folgt daraus die Molecularformel: CO_2, was durch die Untersuchungen von Dumas und Stas[41]) bestätigt ist. Dieselben führten eine Reihe von Versuchen aus, indem sie sowol Diamant als auch natürlichen und künstlichen Graphit in reinem Sauerstoffgase verbrannten und nach einer äußerst exacten Methode die Menge der gebildeten Kohlensäure bestimmten. Sie fanden als Mittel des Resultats von 18 Verbrennungen, daß 2 Atome oder 31,92 Gewichtstheile Sauerstoff mit 11,97 Gewichtstheilen Kohlenstoff sich zu 43,89 Gewichtstheilen Kohlensäure vereinigen.

Kohlensäuregas ist ein sehr beständiger Körper. Erst bei sehr hoher Temperatur, wenn man dasselbe durch eine mit Porzellanstücken gefüllte, auf 1200—1300° C. erhitzte Porzellanröhre leitet, zerfällt es theilweise in Kohlenoxyd und Sauerstoff (Deville). Die gleiche Zersetzung wird erreicht, wenn elektrische Funken durch eine Kohlensäureatmosphäre längere Zeit schlagen; zur vollständigen Zerlegung des Gases ist es aber nach Deville erforderlich, von Zeit zu Zeit den entstandenen Sauerstoff durch schmelzenden Phosphor hinwegzunehmen. Diese Zersetzung läßt sich am besten zeigen, wenn man in einem

39) Ann. Chim. phys. [4] 11, 412.

40) Berl. Ber. 1882, 3003. 41) Ann. chim, phys. 76, 1. — Annal. Pharm. 38, 141. — Journ. pr. Chem. 22, 300.

mit Kohlensäure gefüllten Gefäße zwischen Eisenpolen den elektrischen Flammenbogen erzeugt; man erhält dann schnell reines Kohlenoxyd, dessen Volumen genau gleich dem des angewandten Dioxydes ist (Buff und Hofmann). Bei diesem Versuche tritt der frei gewordene Sauerstoff mit dem Eisen sofort zu Eisenoxyduloxyd zusammen. Analog wirkt die Gegenwart anderer Metalle und die von Wasserstoff.[42]) Auch beim Glühen von Kohlensäure mit Wasserstoffgas, Kohle, Eisen oder Zink resultirt Kohlenoxyd und gebundener Sauerstoff.[43]) Daß Kohlensäure in der chlorophyllhaltigen Pflanzenzelle bei der Assimilation des Kohlenstoffes im Tageslichte zerlegt wird, war früher schon erwähnt worden. Auch bei künstlichem Lichte, selbst bei Gaslicht[44]), ja sogar bei dem schwachen Lichte einer brennenden Kerze[45]) findet diese Zersetzung statt. Kalium (oder Natrium) scheidet, im Kohlensäurestrome erhitzt, unter Erglühen Kohle ab und geht in kohlensaures Salz über, Magnesium gibt bei gleicher Behandlung Kohle und Magnesia, Phosphor dagegen nicht immer reine Kohle, oft humusähnliche Substanzen.[46]) Auch Bor reducirt bei Rothglut an Alkalien gebundene Kohlensäure. Flüssige Kohlensäure wird in der Kälte von Kalium und Natrium unter Aufbrausen zersetzt, nicht aber durch Zink, Blei, Eisen oder Kupfer. Phosphor wirkt auch bei erhöhter Temperatur nicht auf dieselbe ein. Kohlensäure gibt mit Schwefel, Schwefelkohlenstoffdampf und mit Schwefelwasserstoff bei höherer Temperatur neben andern Producten Kohlenoxysulfid. Bei der Einwirkung von Kohlensäure auf Natrium oder beim Einleiten dieses Gases in die das Zink enthaltende Zelle einer Bunsen'schen oder Grove'schen Batterie entsteht ameisensaures Salz[47]), dagegen liefert trockene Kohlensäure mit Kalium- oder Natriumamalgam bei der Siedehitze des Quecksilbers oxalsaures Salz, wobei eine einfache Addition stattfindet:

$$2\ Na + 2\ CO_2 = Na_2C_2O_4$$

(Drechsel).[48]) Natriumamid bildet bei gelindem Erhitzen im Kohlensäurestrome unter Ammoniakentwickelung Cyanamid; Stickstoffmagnesium bei lebhaftem Glühen Cyan, Magnesia und Kohle. Die Behandlung von Natriumäthyl mit Kohlensäure gibt propionsaures Salz:

$$C_2H_5Na + CO_2 = C_2H_5\ COONa.$$

Leitet man Kohlensäure über erhitztes Phenolnatrium, so entsteht Salicylsäure und Paraoxybenzoësäure:

$$C_6H_5NaO + CO_2 = C_7H_5NaO_3.$$

Wasserfreie Alkalien und Erdalkalien (Na_2O, BaO) absorbiren das Kohlensäuregas nicht[49]); dagegen wird dieses von den trockenen (besser noch feuchten) Hydraten (KOH, Natronkalk), sowie von den wässerigen Lösungen derselben mit großer Begierde und unter Abscheidung von Wasser aufgenommen. Kohlensäure oder kohlensäurehaltiges Wasser erzeugt in Kalk- oder Barytwasser einen weißen, flockigen Niederschlag von kohlensaurem Salze; auf diese Weise läßt sich erkennen, ob eine Gasart oder ein Wasser freie Kohlensäure enthält (Kalkwasserreaction).

Die Kohlensäure ist eine der schwächsten Säuren, sie wird deshalb aus ihren Salzen schon in der Kälte von fast allen andern Säuren und von den meisten sauren Salzen ausgetrieben. Ein eigenthümliches Verhalten zu derselben zeigen die Lösungen der Phosphate, Borate und Silikate der Alkalimetalle, welche Kohlensäure absorbiren. Die Phosphate gehen dabei in ein Gemenge von saurem phosphorsauren und saurem kohlensauren Salz über:

$$Na_2HPO_4 + CO_2 + H_2O = NaH_2PO_4 + NaHCO_3.$$

Erhitzt man die Reactionsflüssigkeit zum Sieden, so entweicht Kohlensäure und das ursprüngliche Salz wird regenerirt. In den Lösungen der Borate, resp. Silikate veranlaßt die Behandlung mit Kohlensäure die Abscheidung von Borsäure (oder saurer Borate), resp. Kieselsäurehydrat (während andererseits trockene kohlensaure Salze beim Glühen von Kieselsäure mit Leichtigkeit unter Entweichen von Kohlensäure zersetzt werden). Auch unlösliche Silikate erleiden durch Kohlensäure bei Gegenwart von Feuchtigkeit eine langsame Zersetzung, schneller im Zustande feiner Zertheilung. Auf dieser Erscheinung beruht das Verwittern der Silikatgesteine, die Bildung der Thone aus den Feldspaten, das Anlaufen oder Blindwerden des Glases u. a. Wasser, welches Kochsalz gelöst enthält, nimmt Kohlensäure leichter auf als die reine Flüssigkeit, was seinen Grund darin hat, daß ein Theil des Kochsalzes in Natriumbicarbonat und freie Salzsäure zerlegt wird:

$$NaCl + CO_2 + H_2O = NaHCO_3 + HCl.$$

Leitet man Kohlensäure in eine Lösung von Bleichlorid, so fällt Bleicarbonatchlorid aus[50]):

$$2\ PbCl_2 + CO_2 + H_2O = Pb_2Cl_2CO_3 + 2\ HCl.$$

Die Kohlensäure bildet wohlcharakterisirte, meist sehr beständige Salze, welche sich von dem in freiem Zustande nicht bekannten Hydrat $CO(OH)^2$ ableiten. Sie ist demnach eine zweibasische Säure und ihre Salze werden, je nachdem ein oder beide Hydroxylwasserstoffatome durch ein- oder zweiwerthige Metalle oder organische Radicale substituirt sind, nach der allgemeinen Formel:

$$\overset{I}{M}O.CO.OH \text{ oder } \overset{I}{M}_2O_2.CO \text{ (resp. } \overset{II}{M}O_2.CO.)$$

zusammengesetzt sein (s. Kohlensaure Salze unter dem Artikel Kohle).

Die Anwendung der Kohlensäure in der Technik ist eine sehr vielseitige. Sehr bedeutende Mengen des Gases dienen zur Darstellung des doppelkohlensauren Natrons oder Natriumbicarbonats. Man erhält ersteres, wie oben erwähnt, durch Zersetzung von Kalkstein mittels einer schwächeren Salzsäure, wie dieselbe von den Kohksthürmen der Condensationsapparate bei der Sodafabrikation geliefert wird, in eisernen, mit Blei ausgefütterten und mit einer Rohrvorrichtung versehenen Cylindern. Sehr billig läßt sich dieses Salz darstellen, wo Kohlensäuregas der Erde entströmt, z. B. an kohlensäurereichen Mineralquellen, in Dunsthöhlen u. s. w. Im erstern

42) Gilbert, Annal. 13, 129 und 134. 43) Annal. Chem. Pharm. 108, 46. — Jahresber. der Chem. 1858, 596. 44) Compt. rend. 69, 408. 45) Ebendas. 69, 482. 46) Jahresber. der Chem. 1861, 111. 47) Annal. Chem. Pharm. 119, 251. 48) Annal. Chem. Pharm. 146, 141. 49) Jahresber. der Chem. 1867, 135.

50) Journ. Chem. Soc. [2] 8, 37.

Falle muß die Quelle cisternenartig mit Mauerwerk so gefaßt werden, daß das entweichende Kohlensäuregas sich unter einer Glocke ansammelt und von hier aus durch eine Rohrleitung dem Orte seiner Verwendung zugeführt wird, während das Mineralwasser der Quelle durch ein seitliches Ueberlaufsrohr abfließt. Bei der Bereitung des Bittersalzes aus Magnesit und Schwefelsäure oder der Magnesia alba kann ebenfalls mit Vortheil die entbundene Kohlensäure zur Fabrikation des Natriumbicarbonats benutzt werden, für welchen Zweck Pelouze und Fremy einen geeigneten Apparat construirt haben. Wiederholt ist man auch bestrebt gewesen, das bei der Gährung zuckerhaltiger Flüssigkeiten in den Gärungskellern der Brennereien und Bierbrauereien massenhaft auftretende Gas technisch nutzbar zu machen, ohne daß bisjetzt diese Frage in völlig befriedigender Weise gelöst worden wäre. So hat Noël[51]) eine Einrichtung angegeben, die bei der Gärung der Melasse frei werdende Kohlensäure zur Fabrikation von Natriumbicarbonat zu verwenden, eine andere, die hauptsächlich im Laboratorium zur Erzeugung eines gleichmäßigen, lange andauernden Gasstroms dienen soll, empfiehlt Stolba[52]), in Frankreich hat sich Faucheux[53]) die Anwendung der Gärungskohlensäure zur Darstellung von Pottasche (mittels Chlorkalium und Ammoniak) und Alkalicarbonaten (durch die Einwirkung von Schwefelalkalien auf die durch die erste Reaction erhaltenen Bicarbonate) patentiren lassen, und was dergleichen Vorschläge mehr sind.[54]) Die Benutzung der Kohlensäure in der Zuckerfabrikation zum Entkalken der Säfte und die zu diesem Zwecke dienenden Darstellungsweisen und Apparate sind schon früher erwähnt worden. In der Bleiweißfabrikation, wo es darauf ankommt, ein basisches Bleiacetat durch Kohlensäure in ein basisches Bleicarbonat ($2\,PbCO_3 + PbH_2O_2$) überzuführen, sind die Quellen, welche dieses Gas liefern, sehr verschiedene. Bei der holländischen Methode wird dasselbe aus Pferdemist oder gebrauchter Lohe (sogenannte Mistbäder oder Loogen) erzeugt, bei der deutschen aus Essig, Weingeläger und Pottasche, bei der französischen Darstellungsweise endlich dienen die Verbrennungsgase aus Kohks, welche zweckmäßig nach dem Ozouf'schen Verfahren zu reinigen sind. Seltener findet reine, aus Mineralsäure und Calcium- oder Magnesiumcarbonat erzeugte, ebenso dem vulkanischen Boden entströmende Kohlensäure (wie z. B. bei Linz am Rhein) Verwendung. Gärungsgase können schon aus dem Grunde zur Bleiweißfabrikation weniger vortheilhaft benutzt werden, weil die Steuergesetze eine solche Verwendung der Gärungsgefäße erschweren und weil die Gärung selbst leicht dadurch gestört wird. Die Anwendung der Kohlensäure ist auch vielfach zum Feuerlöschen empfohlen worden. Am bekanntesten dürfte der von Raven und Zabel[55]) in Quedlinburg für diesen Zweck construirte Apparat, Extincteur genannt, sein. Derselbe besteht aus einem runden Blechcylinder, stark genug, um einen Druck von mindestens 6 Atmosphären auszuhalten. Er wird mit Wasser und einer gewissen Menge von Natriumbicarbonat nicht ganz gefüllt. Am obern Boden ist innerhalb ein Glascylinder befestigt, der durch eine verschließbare Oeffnung des erstern mit Schwefelsäure gefüllt wird; ein ventilartiger Deckel liegt lose auf dem Glascylinder und schließt ihn gegen äußere Einflüsse ab. Nach Verschluß der Einfüllöffnung ist der Apparat zum Gebrauch vorbereitet, er kann beliebig lange auf seinem Platze stehen bleiben, ohne daß man zu erwarten hat, daß er im Augenblicke der Gefahr seine Schuldigkeit versage. Soll der Extincteur benutzt werden, so wird der Apparat umgedreht; die durch das lose aufgelegte Ventil in die Salzlösung austretende Schwefelsäure bewirkt nunmehr eine Entbindung von Kohlensäure, welche zum größten Theil in der Flüssigkeit gelöst bleibt und auf letztere einen so starken Druck ausübt, daß, wenn man dieselbe durch ein am Boden des Cylinders angebrachtes Ablaßrohr, welches mit einem Hahn und einem kurzen Gummischlauche nebst Mundstück versehen ist, austreten läßt, ein Strahl entsteht, dessen Tragweite bis 10 Meter beträgt. Brände, welche noch nicht zu große Dimensionen angenommen haben, können mit einem oder mehrern solcher Extincteure in sehr kurzer Zeit erstickt werden. Bei diesem Apparat ist das wirksame Agens wol nur in untergeordnetem Grade in der freien Kohlensäure, deren Menge zu gering ist, um bei der aufwärtsgehenden Bewegung der Feuergase die Luft von der Berührung mit der glühenden Kohle abzuhalten, als vielmehr in der kühlenden Wirkung des Wassers, welche durch die Dampfbildung theils durch Bindung von Wärme, theils durch Hindern des Luftzutritts wesentliche Unterstützung erfährt, und in dem Umstande zu suchen, daß die mit Salz gesättigte Löschflüssigkeit beim Verdampfen die brennenden Körper mit einer Salzkruste überzieht, welche ein Weiterverbreiten des Feuers hemmt. Der Extincteur zeigt daher seine volle Wirkung, wenn man sich der Brandstelle bis auf 4—5 Meter nähern kann, sodaß dieselbe vom Strahl sicher erreicht und getroffen wird. Beim Gebrauch wird er mittels zweier Tragbänder von einem kräftigen Manne (Gewicht des Extincteurs circa 50 Kilogr.) auf den Rücken aufgenommen. Größere Apparate dieser Construction, welche, auf Rädern montirt, gezogen werden können, sind in Amerika im Gebrauche. Zum Löschen von Feuer auf Schiffen ist von Berber[56]) die Anwendung flüssiger Kohlensäure empfohlen worden, für denselben Zweck ist Paton und Harris[57]) in Glasgow ein

51) Ann. du Génie civil 1867, 535. — Bull. de la soc. chim. 1867, VIII, 449. 52) Dingler, Journ. 211, 325. — Polyt. Centralbl. 1874, 332. — Chem. Centralbl. 1874, 117. 53) Wagner, Jahresber. 1875, 21. — Bull. de la soc. chim. 1875, XXXIII, Nr. 11, 528. 54) Verwerthung der bei der Gärung sich bildenden Kohlensäure, Deutsche Industriezeit. 1869, 442. — Die bei der Gärung als Nebenproduct gewonnene Kohlensäure, ihre Bedeutung und ihr Werth in landwirthschaftlicher und industrieller Beziehung (E. Greßler und Jul. Wachler, Halle a. d. S.).

55) Wagner, Jahresber. 1873, 357. Vgl. auch Bad. Gewerbezeit. 1875, 171. — Deutsche Industriezeit. 1875, 125. 56) Americ. Chem. 1875, V, No. 11, p. 395. — Deutsche Industriezeit. 1875, 264. 57) Illustrated London News June 12, 1875. — Polyt. Centralbl. 1875, 1103.

Apparat unter dem Namen Pyroleter patentirt, der sich gut bewährt haben soll. Die Kohlensäure, im Falle des Bedürfnisses durch Mischung zweier entsprechenden Lösungen entwickelt, wird durch passende Rohrleitungen an den Sitz des Feuers geleitet. Ein Pyroleter von mäßiger Größe soll nach der Berechnung dem Ladungsraume eines Schiffes von 1280 Tonnen binnen 20 Minuten so viel Kohlensäure zuführen, daß die darin befindliche Luft keine Verbrennung mehr unterhalten kann. Besonders vortheilhaft dürfte bei diesem exacten Löschverfahren sein, daß die Waaren nicht wie beim Löschen mittels Wassers durchnäßt oder feucht werden. Kohlensäure ist auch als treibende Kraft[58]) benutzt worden. Bei der Kohlensäuremaschine von L. Seyboth[59]) in Wien, welche auf der Wiener Weltausstellung von 1873 unter den Motoren einen Platz einnahm, wird das Gas aus Spateisenstein und Schwefelsäure entwickelt. In großer Menge endlich wird die Kohlensäure zur Fabrikation der künstlichen Mineralwässer, namentlich aber der sogenannten Luxuswässer, zu welchen das Selterser Wasser, das Sodawasser, die Limonades gazeuses, sowie auch die moussirenden Weine zu zählen sind, benutzt (vgl. Mineralwässer). Das zu diesem Zwecke verwendete Gas muß nicht nur frei von fremden Gasen sein (bei eisenhaltigen Mineralwässern namentlich frei von Luft, da sonst das in Form von kohlensaurem Eisenoxydul gelöste Eisen mehr oder weniger als Oxyd abgeschieden wird), sondern auch einen vollkommen reinen Geruch besitzen. Es wird entweder und zwar gewöhnlich durch Zersetzung des Magnesits mittels Schwefelsäure oder auch in ausgezeichneter Reinheit durch Erhitzung von Natriumcarbonat (bei dem Mineralwasserapparate von J. F. Beins[60]) gewonnen. Schließlich sei noch der Anwendung der Kohlensäure bei den Bierdruckapparaten zur Hebung des Biers aus den Lagerkellern in die Verschankräume Erwähnung gethan.

Erkennung und Bestimmung der Kohlensäure. Die Kohlensäure ist in freiem Zustande leicht als solche zu erkennen, da sie mit Kalk- oder Barytwasser sofort einen weißen Niederschlag erzeugt und von Kalilauge vollständig, wenn rein, absorbirt wird. Aus ihren Salzen kann sie durch Uebergießen mit irgendeiner Säure frei gemacht werden, sie entweicht dann unter starkem Aufbrausen und zeigt die angeführten Reactionen. Einige natürliche krystallisirte oder krystallinische Salze der Kohlensäure werden nur in fein gepulvertem Zustande oder beim Erwärmen durch Säuren zerlegt. Es ist noch zu bemerken, daß auch die Salze der Cyansäure, mit einer stärkeren Säure übergossen, Kohlensäuregas infolge eines Zerfalls des Cyansäuremoleculs entwickeln. Das entweichende Gas hat aber von etwas beigemischter unzersetzter Cyansäure einen stechenden Geruch, außerdem kann im Rückstande leicht ein Ammoniaksalz nachgewiesen werden.

Auch die quantitative Bestimmung der Kohlensäure bietet keine Schwierigkeiten, dieselbe kann direct durch Wägung oder indirect durch Ermittelung des Gewichtsverlustes erfolgen. Handelt es sich um eine Bestimmung der Kohlensäure in Gasgemischen, so bringt man in ein gemessenes Volumen der letztern eine Kugel von feuchtem Kalihydrat und stellt das Volumen nach erfolgter Absorption von neuem fest. Die Volumendifferenz entspricht der vorhandenen Kohlensäure (vgl. Bunsen, Gasometrische Methoden). Oder man läßt das Kohlensäuregas durch eine bestimmte Menge von titrirtem Barytwasser absorbiren und erfährt dann aus der Verminderung des Titers des letztern die Menge der Kohlensäure. Diese von Pettenkofer[61]) erdachte und von W. Hesse[62]) modificirte Methode eignet sich namentlich vorzüglich zur Ermittelung des Kohlensäuregehaltes der atmosphärischen Luft. An Stelle des maßanalytischen Weges kann auch der gewichtsanalytische eingeschlagen werden. Es wird in diesem Falle die Menge des aus ammoniakalischer Chlorbaryumlösung abgeschiedenen kohlensauren Baryts, der unter bestimmten Vorsichtsmaßregeln filtrirt und ausgewaschen werden muß, ermittelt.[63]) Sind fremde, durch Kalihydrat oder Barytwasser absorbirbare Gase neben Kohlensäure in dem Gasgemische zugegen, so müssen dieselben vorher entfernt werden und zwar Kohlenoxyd durch Kupferchlorür, schweflige Säure durch Mangansuperoxyd, Chromsäure oder iodsaures Natrium; Schwefelwasserstoff durch Metallsalze, namentlich durch Kupfervitriolbimsstein, Chlorwasserstoff durch Wasser oder gleichfalls Kupfervitriolbimsstein. Den Kohlensäuregehalt der Feuergase ermittelt man meist mit Hülfe der Bunte'schen[64]) oder der Hempel'schen[65]) Gasburette, häufig auch mittels des Orsat'schen Apparats[66]), den der Saturationsgase der Zuckerfabriken zweckmäßig mittels Scheibler's[67]) Apparats. Im Gegensatze zu diesen letztern Bestimmungsmethoden, bei welchen die Kohlensäure indirect ermittelt wird, steht das von A. Winkler[68]) angegebene Verfahren, welches sich zur Bestimmung der atmosphärischen Kohlensäure eignet. Hier gelangt dieselbe direct zur Messung. Schnelle, aber nur annähernd richtige Resultate liefert der Lunge'sche[69]) Apparat, welcher für denselben Zweck wie der vorige construirt ist.

Besondere Vorsichtsmaßregeln sind natürlich zu beob-

58) E. Geisenberger und G. Cherpit, Berl. Ber. 1872, 594. 59) Amtl. Bericht über die Wiener Weltausstellung von 1873 (Braunschweig 1874), Bd. II, 57. Vgl. auch Jahrbücher des k. k. polytechn. Instituts IX, 106. — Bull. de la soc. d'encouragement 1826, XXV, 76. — Dingler, Journ. 54, 222. — F. von Kobell's Kohlensäurepresse, Katalog der Industrieausstell. zu München 1854, 13. 60) Wagner, Jahresber. 1874, 408; 1875, 462.

61) Abhandl. der naturwissenschaftl. technischen Commission bei der bair. Akademie der Wissensch. Bd. 2, 1. 62) Winkler, Industriegase 2. Abtheil., 375. — W. Hesse, Anleitung zur Bestimmung der Kohlensäure in der Luft. 63) R. Fresenius, Quant. Analyse, 6. Aufl. 1, 438. 64) Journ. für Gasbeleucht. 1877, 447. — Winkler, Industriegase 2. Abtheil. 144. 65) Hempel, Techn. Gasanalyse 1877, 8. — Winkler, Industriegase 2. Abtheil. 228. 66) Ann. min. [7] 8. — Chem. News 29, 176. — Revue métallurgique 1877, 4. — Dingler, Journ. 227, 257; 227, 258. 67) Zeitschr. für anal. Chem. 6, 261. — Dingler, Journ. 183, 206. 68) Winkler, Industriegase 2. Abtheil. 385. 69) Lunge, Zur Frage der Ventilation u. s. w. (Zürich 1877), 2. Aufl.

achten, wenn es gilt, gelöste freie Kohlensäure[70]), z. B. in Trink- und Mineralwässern, zu bestimmen. Einfach und genau geschieht dies nach Fresenius dadurch, daß man das betreffende Wasser mit Kalkhydrat und einer hinreichenden Menge von Chlorcalcium (wenn Carbonate gleichzeitig zugegen sind) zusammenbringt und schließlich im gebildeten Calciumcarbonat die Kohlensäure durch directe Wägung oder indirect aus dem Gewichtsverluste bestimmt. Auch das von Pettenkofer[71]) zur Bestimmung der Kohlensäure in der Luft angewendete Verfahren läßt sich für diesen Zweck benutzen.

Bei der quantitativen Bestimmung der Kohlensäure in Salzen ist der einzuschlagende Weg danach verschieden, ob die Salze beim Erhitzen ihre Kohlensäure entlassen oder nicht, ferner ob sie wasserhaltig sind und ob sie noch andere flüchtige Bestandtheile enthalten oder nicht. Im erstern Falle glüht man die gewogene Substanz bis zu constantem Gewichte und wägt wieder. Bei Gegenwart von Wasser geschieht die Erhitzung in einer Kugelröhre, durch einen trockenen Luftstrom wird das mit der Kohlensäure entweichende Wasser einem gewogenen Chlorcalciumrohre zugeführt, dessen Gewichtszunahme vom Glühverluste abzuziehen ist. Fügt man hinter das Chlorcalciumrohr einen gewogenen Kaliapparat an, so kann die Kohlensäure gleichzeitig durch dessen Gewichtszunahme ermittelt werden. Durch bloßes Glühen schwer zersetzbare, wasserfreie Carbonate geben ihre Kohlensäure vollständig beim Schmelzen mit Boraxglas ab. Man schmilzt dasselbe in einem Platintiegel ein und wägt, bringt das Carbonat hinzu, wägt abermals und schmilzt nun $^1/_4$—$^1/_2$ Stunde bei Rothglühhitze. Der durch wiederholte Wägung gefundene Gewichtsverlust entspricht der Menge der vorhandenen Kohlensäure. Es sind außerordentlich viele kleine und leichte Apparate construirt worden, in denen Carbonate durch eine starke Säure so zersetzt werden, daß nur trockenes Kohlensäuregas entweicht, daß mithin der Gewichtsunterschied des Apparats vor und nach der Zersetzung die Kohlensäuremenge angibt. Sind schwefligsaure Salze oder Sulfide zugegen, so verhindert man das Entweichen von schwefliger Säure oder Schwefelwasserstoff durch Zusatz von einer Kaliumchromatlösung, während man etwas Silbernitrat in den Apparat gibt, wenn die Gegenwart von Chloriden die Entbindung von Chlorwasserstoff befürchten läßt. Der einfachste und bekannteste der für diesen Zweck dienenden Apparate ist der von Fresenius und Will angegebene. Derselbe besteht aus 2 Kochfläschchen, die durch eine zweimal rechtwinkelig gebogene Gasleitungsröhre so verbunden sind, daß dieselbe in dem zur Zersetzung bestimmten Gefäße (A) dicht unter dem Stopfen endet, während sie in dem andern Fläschchen (B), welches zu etwa $^2/_3$ mit concentrirter Schwefelsäure gefüllt ist, bis auf den Boden hinabreicht. Durch die doppeltdurchbohrten Strophen von A und B tritt ferner noch je eine Glasröhre a und b, von denen a in A bis auf den Boden mündet und während der Zersetzung der Carbonate außerhalb mit etwas Wachs verschlossen gehalten wird, während das in B eintretende Rohr b unter dem Stopfen endet. Zur Ausführung der Bestimmung bringt man in A das abgewogene Carbonat nebst etwas Wasser, setzt das Kölbchen durch das Communicationsrohr mit dem Schwefelsäuregefäß B in Verbindung und wägt den Apparat. Wird nun an b gesaugt, so tritt aus A etwas Luft durch die Schwefelsäure aus und beim Wiedereinlassen der Luft steigt etwas von der Säure nach B über, sodaß die Zersetzung des Carbonats beginnt, welche durch wiederholten Säureübertritt von A nach B vollendet wird. Die entbundene Kohlensäure geht durch die concentrirte Schwefelsäure in B und entweicht trocken aus b. Beim Vermischen der Schwefelsäure mit der Flüssigkeit in A wird so viel Wärme frei, daß keine Kohlensäure von derselben zurückgehalten wird. Man entfernt nun den Wachsverschluß von a und saugt mittels eines an b angebrachten Kautschukschlauches zur Entfernung noch vorhandener Kohlensäure genügend lange Luft durch den Apparat, wägt denselben nach vollständigem Erkalten und erfährt aus der Differenz beider Wägungen die Menge der in Substanz enthaltenen Kohlensäure.

Da es sehr schwer ist, einen Apparat wie den Fresenius-Will'schen bei der immerhin großen Glasfläche und den beiden Korkstopfen auf constanter Tara zu erhalten, so hat Geisler[72]) einen vollständig aus Glas angefertigten Kohlensäureapparat, der im übrigen auf demselben Princip beruht, construirt. Aehnliche mehr oder minder brauchbare Einrichtungen sind von Mohr, Rose, Stolba, Otto u. a. angegeben worden, dieselben besitzen außer dem schon berührten Uebelstande aber sämmtlich den Fehler, daß sie bei ihrer verhältnißmäßig großen Schwere die Wägungen unsicher machen.

Wo es auf sehr exacte Resultate ankommt und wenn Substanzen mit geringem Kohlensäuregehalte vorliegen, ist die directe Bestimmungsmethode der Kohlensäure zu empfehlen. Dieses zuerst von Kolbe[73]) angegebene Verfahren ist von Fresenius[74]) mit ausgezeichnetem Erfolge angewendet worden. Der Apparat hat folgende Einrichtung. Die in einem durch doppeltdurchbohrten Kautschukstopfen verschlossenen Kölbchen von etwa 150—300 Inhalt befindliche, mit Wasser übergossene Substanz wird durch allmählichen Zufluß von verdünnter Salzsäure, resp. Salpetersäure zersetzt. Der Eintritt der Säure in das Zersetzungsgefäß erfolgt durch ein zweimal U-förmig gebogenes, in der Mitte der ersten und zweiten Biegung zu einer Kugel erweitertes Rohr, welches, bis auf den Boden des Kölbchens reichend, an seinem obern Ende einen aufgeschobenen Kautschukschlauch trägt, welcher während der Zersetzung durch einen Quetschhahn geschlossen gehalten wird. Auf das andere Ende des Schlauchs schiebt man zum Einguß der Säure ein Trichterchen auf. Die entbundene Kohlensäure passirt zuerst, um Wasser-

70) Fresenius, Quant. Analyse 6. Aufl. 1, 436; 2, 191. 71) Jahresber. der Chem. 1857, 132.

72) Journ. pr. Chem. 60, 35. 73) Annal. Chem. Pharm. 119, 130. 74) Fresenius, Quant. Analyse 6. Aufl. 1. Bd. 449.

und Salzsäuredämpfe vollständig abzugeben, drei theils mit Chlorcalcium, theils mit Kupfervitriolbimsstein gefüllte U-förmige Röhren, dann den Kohlensäureabsorptionsapparat, welcher ebenfalls aus einem System von 2 kleineren solchen Röhren besteht, die zu $^5/_6$ mit Natronkalk und gegen die äußern Enden hin zu $^1/_6$ mit Chlorcalcium gefüllt sind, hieran schließt sich zum Schutz des Absorptionsapparats noch eine weitere, mit Natronkalk und Chlorcalcium versehene Röhre. Ist die Substanz im Kölbchen zersetzt, so wird das Eingußtrichterchen entfernt, das Schlauchende mit einem Kohlensäure zurückhaltenden Absorptionsapparate verbunden und nun mittels eines Aspirators ein langsamer Luftstrom so durch den Apparat gesogen, daß alle Kohlensäure den Absorptionsröhren zugeführt wird, während man die Flüssigkeit im Zersetzungskolben bis zum beginnenden Sieden erwärmt. Von Classen[75]) und Volhard[76]) ist das Verfahren noch vereinfacht worden, der letztere läßt die Kohlensäure durch einen in das Röhrensystem eingeschalteten Liebig'schen Kaliapparat absorbiren. Erwähnungswerth ist endlich noch der Scheibler'sche[77]) Kohlensäureapparat, bei welchem die durch Salzsäure aus irgendeinem Carbonat entwickelte Kohlensäure direct gemessen wird. Derselbe ist überall bei den Carbonaten anwendbar, welche ohne Erwärmung von Salzsäure zersetzt werden, er wird hauptsächlich mit gutem Erfolge zur Bestimmung des kohlensauren Kalks in der Knochenkohle benutzt. Liegt ein normales Carbonat zur Untersuchung vor, so kann endlich die Kohlensäure auch indirect durch alkalimetrische Bestimmung der Basis ermittelt werden, vorausgesetzt, daß keine andere Säuren abstumpfende Verbindung zugegen ist.[78])

(Paul Bässler.)

KÖHLER (August), ein durch emsige Förderung der Fröbel'schen Erziehungsweise bekannter Schulmann, wurde als der Sohn eines Lehrers am 9. Sept. 1821 in dem kleinen gothaischen Orte Traßdorf bei Ilmenau geboren. Da seine Aeltern außer ihm noch sechs andere Söhne zu ernähren hatten und zudem nicht mit Glücksgütern gesegnet waren, so überließen sie ihn, als er kaum fünf Jahre zählte, einer in Dietendorf verheiratheten kinderlosen Schwester des Vaters zur weiteren Erziehung. Er sollte sich dort zum Landmann ausbilden und dereinst das kleine Bauerngut der Pflegeältern zur Bewirthschaftung übernehmen. Schon früh mußte er diese in häuslichen Geschäften unterstützen und seit dem elften Altersjahre auch an den Feldarbeiten theilnehmen. Aber er fand an den letztern bald kein Gefallen mehr, da ihm allmählich der Beruf eines Lehrers als ideales Ziel vor die Seele trat. Zwei Umstände hatten vornehmlich dazu mitgewirkt: einmal das Klavierspiel, welches er auf Veranlassung einer ihm wohlgewogenen Dame aus der benachbarten Herrnhutercolonie Neudietendorf betreiben durfte, und sodann der sich anknüpfende engere Verkehr mit seinem Lehrer, dem Ortscantor Agthe, dessen eigenartige Persönlichkeit bildend und anregend auf ihn einwirkte. Als er jedoch den Pflegeältern von seinen Plänen Kunde gab, fand er bei ihnen den hartnäckigsten Widerstand; ja sie drohten ihm mit Enterbung, wenn er auf seinem Vorsatze beharre. Gleichwol ließ er sich nicht irre machen: er kehrte vielmehr nach Traßdorf zurück, um sich dort für das Lehrerseminar in Gotha vorzubereiten, und trat dann im März 1838 in dasselbe ein. Von seinen mittellosen Aeltern nicht hinreichend unterstützt, von seinen grollenden Pflegeältern absichtlich karg gehalten, sah er sich während einer siebenjährigen Studienzeit genöthigt, seinen Unterhalt vornehmlich durch Stundengeben und Schreiberarbeit zu verdienen. Im Sommer 1845 endete dieser entbehrungsreiche Abschnitt seines Lebens, indem er damals nach bestandener Prüfung eine Lehrerstelle an der Salzmann'schen Erziehungsanstalt in Schnepfenthal erhielt. Während er hier einerseits mit Unterrichtgeben beschäftigt war, benutzte er andererseits zugleich die ihm gebotene Gelegenheit zu weiterer Ausbildung: er übte sich im Turnen und Schwimmen und besuchte fleißig die Lehrstunden des bekannten Naturforschers Harald Othmar Lenz. Schon in Schnepfenthal machte ihn ein älterer College auf die neue Erziehungsweise Fröbel's aufmerksam; aber diese erschien ihm damals noch als Spielerei und keiner Beachtung werth. Im Februar 1848 erhielt er einen Ruf nach Gotha, dessen Schulwesen der rührige Director Adolf Moritz Schulze soeben neu geordnet hatte. Die ihm übertragene Klasse zählte 80—100 Schüler, denen er den ersten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen ertheilen mußte; daneben gab er Privatstunden, sodaß es ihm 1849 bei reichlicherer Einnahme möglich war, seine Braut, die Tochter jenes dietendorfer Cantors, als Gattin heimzuführen. Die sich mehrenden Privatschüler wurden dann in einer freilich erst 1856 vom Oberconsistorium als solche anerkannten Schule vereinigt. In der Bürgerschulklasse hatte er inzwischen beobachtet, daß diejenigen Kinder, welche Theilnehmer der sogenannten Spielschule, d. h. eines von Fröbel selbst 1844 eingerichteten Kindergartens, gewesen waren, die übrigen an geistiger Entwickelung übertrafen; wenn ihn diese Beobachtung schon über die bisher geringgeachtete Erziehungsweise aufklärte, so gewann ihn 1852 das persönliche Erscheinen Fröbel's bei der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Gotha vollends für dessen Sache. Er führte nun selbst seine beiden Kleinen dem Kindergarten zu; er benutzte die freien Abende, um sich mit Fröbel's Schriften eingehend bekannt zu machen; er richtete dann selbst einen Kindergarten ein, der, von kleinen Anfängen ausgehend, binnen Jahresfrist bereits 50 Schüler und Schülerinnen umfaßte. Nachdem er dann 1856 in einem öffentlichen Vortrage bei der Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung sich entschieden für Fröbel ausgesprochen hatte, trat er im folgenden Jahre mit seiner Gattin eine pädagogische Rundreise an, um durch den Besuch verschiedener Anstalten sein Urtheil über dieselben zu erweitern und zu vervollständigen. Zugleich sammelte er auf dieser Reise zu Bewegungsspielen geeignete Texte, deren Melodien ihm seine musikalisch gebildete Frau aus der

75) Zeitschr. für anal. Chem. 15, 288. 76) Annal. Chem. Pharm. 176, 142. 77) Fresenius, Quant. Analyse 6. Aufl. 1. Bd. 452. 78) Vgl. Mohr, Titrirmethode, 4. Aufl. 113.

Erinnerung wiederholte, sodaß aus dieser gemeinsamen Arbeit die erste Sammlung der Bewegungsspiele hervorging. Nach seiner Heimkehr schien es ihm dringend nöthig, eine Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen zu begründen, da es in Thüringen allzu sehr an solchen fehlte und bei dem bekannten preußischen Verbote überdies zu befürchten war, daß auch bisherige Lehrerinnen, ihres dornenvollen Amtes müde, sich von demselben zurückziehen möchten. Aber die Sache war anfangs schwer genug: Köhler konnte im J. 1857 erwachsene Mädchen nur gegen Zahlung eines monatlichen Lohnes für seinen Unterricht gewinnen; doch ließen sich im Sommer 1858 schon andere unentgeltlich bereit finden und im Herbste des nämlichen Jahres durfte er endlich ein bestimmtes Schulgeld für die Unterweisung verlangen. Bald fanden sich auch Theilnehmerinnen aus Baden, Würtemberg und Preußen ein, sodaß die bisherigen Miethräume nicht mehr ausreichten und die Anstalt deshalb in ein käuflich erworbenes, von einem Garten umgebenes Haus verlegt wurde. Im J. 1863 erhielt dieses eine Erweiterung durch einen Anbau und im folgenden Jahre, als nach dem neuen gothaischen Schulgesetze auch geprüfte Lehrerinnen an der Volksschule zugelassen werden sollten, fand die Anstalt durch die Gründung eines Lehrerinnenseminars ihren Abschluß. Die einzelnen Zweige derselben wurden dann 1872 zu einem organischen Ganzen verbunden, welches 16 Jahrgänge in 11 verschiedenen Klassen umfaßte: den Kindergarten (Klasse XI und X), die höhere Töchterschule (Klasse IX bis VI), die Fortbildungsschule (Klasse V), das Seminar für Kindergärtnerinnen (Klasse IV) und das Seminar für Lehrerinnen (Klasse III bis I). Aus den deutschen Gauen und aus dem Auslande sammelten sich nun lerneifrige Mädchen und Frauen um den begeisternden Lehrer, durch dessen Schule gegangen zu sein bald für eine besondere Empfehlung galt. Daneben stellten sich zahlreiche Schulmänner und sonstige Freunde von nah und fern ein, um die Lehrweise kennen zu lernen und neue Eindrücke zu gewinnen. — Aber auf seine Anstalt blieb Köhler's Wirksamkeit nicht beschränkt. Im J. 1861 nahm er, einem Rufe folgend, einen zweijährigen Urlaub, um in Hamburg einen Curs für Kindergärtnerinnen zu leiten. Während dieser Zeit genossen 57 Schülerinnen seinen Unterricht. Schon vorher, im Sommer und Herbste 1859, hatte er zu Gunsten der „neuen Erziehung" eine Anzahl Fachgenossen und freundlich gesinnte Laien zu einer Zusammenkunft in sein Haus berufen und in Gemeinschaft mit ihnen den „Deutschen Fröbelverein" und die Zeitschrift „Kindergarten, Bewahranstalt und Elementarklasse" (seit 1860) begründet. Er selbst gab dieselbe mit Fr. Schmidt und Fr. Seidel bis zu seinem Tode heraus, worauf sie der letztgenannte allein fortsetzte. Außer den Aufsätzen, welche er in dieser Zeitschrift erscheinen ließ, veröffentlichte Köhler in seinem Fache namentlich noch Folgendes: „Die Bewegungsspiele des Kindergartens" (1862; 6. Aufl. 1878); „Das Fröbel'sche Faltblatt" (1862; 2. Aufl. 1872); „Das Stäbchenlegen" (1862; 2. Aufl. 1866); „Die Erbsenarbeiten für Kinder von 4—10 Jahren" (1862; 2. Aufl. 1866); „Das Fröbel'sche Flechtblatt als Anschauungs- und Darstellungsmittel" (1863; 2. Aufl. 1872); „Der Kindergarten in seinem Wesen dargestellt" (1868; 2. Aufl. 1874); „Die Praxis des Kindergartens", 3 Bde. (1. Bd. 1871, 3. Aufl. 1878; 2. Bd. 1873, 2. Aufl. 1876; 3. Bd. 1875); „Winke für angehende Fröbelvereine" (1872); „Die neue Erziehung" (1873) und (gemeinschaftlich mit Fr. Seidel) das „Buch der Erzählungen für Mütter, Kindergärtnerinnen und Lehrer" (1874). — Aus seiner großartigen Thätigkeit wurde Köhler leider am 22. April 1879 durch einen plötzlichen Tod abgerufen. Die von ihm geschaffene Anstalt, welcher fortan die bewegende Seele fehlte, löste sich schon im Herbste 1881 der Hauptsache nach auf und nur der Kindergarten besteht unter kundiger Leitung auch heute noch.

Literatur: Repertorium der Pädagogik, herausgegeben von Joh. Bapt. Heindl, 9. Jahrg. (Ulm 1875, S. 240—256 Selbstbiographie); mit einzelnen Kürzungen wiederholt bei Adalbert Weber, Die Geschichte der Volksschulpädagogik und der Kleinkindererziehung (Eisenach 1878). — K. Justus, August Köhler und das Gothaische Lehrerinnen- und Kindergärtnerinnen-Seminar. Mit A. Köhler's Porträt in Stahlstich (Gotha 1877). — Gothaische Zeitung (Nr. 95 vom 24. April 1879, S. 3ª und Nr. 96 vom 25. April 1879, S. 2ᵇ—3ª). — Illustrirte Zeitung (Leipzig, Nr. 1874 vom 31. Mai 1879, S. 425ᶜ und 428ª. Vom Bankdirector G. Schneider in Gotha. Mit Köhler's Bildniß auf S. 430). — Allgemeine Deutsche Biographie (16. Bd., Leipzig 1882, S. 436—438. Von dem Verfasser dieses Artikels).

(A. Schumann.)

KÖHLER [1] (Johann David) wurde am 18. Jan. 1684 in Colditz, einem sächsischen Städtchen, geboren. Seinen Vater, welcher Diakonus an der Stadtkirche war, verlor er so frühzeitig, daß sein Oheim, Superintendent Lehmann in Annaberg, die Sorge für seine Erziehung übernehmen mußte. Es glückte ihm, eine Freistelle in der Landesschule zu Meißen zu erhalten und dort absolvirte er den sechsjährigen Cursus. Im J. 1703 begann er in Wittenberg Theologie zu studiren. Der Kampf der orthodoxen und dabei unduldsamen Lutheraner gegen die Pietisten verleidete ihm dieses Studium, zumal er schon von seinem Vater her den in Wittenberg verketzerten Spener hatte verehren lernen. Rasch entschlossen wendete er sich der Geschichte und den schönen Wissenschaften zu, für die er in C. S. Schurzfleisch einen ausgezeichneten Lehrer fand. Dieser zog ihn auch in seinen näheren Umgang und gewährte ihm den Gebrauch seiner vortrefflichen Bibliothek. Im J. 1704 wurde er Magister. Die schwedischen Kriegsunruhen trieben ihn 1706 aus Sachsen; er wollte nach Straßburg reisen, blieb aber unterwegs in Altorf, wo Moller sich seiner besonders annahm und ihn unter andern auch in die Münzwissenschaft einführte. Hier erwarb er die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, eine Anstellung aber lehnte er ab, weil seine Hoffnung auf eine Lehrer-

1) Lateinisch nannte er sich Koelerus und deshalb ist das Dehnungszeichen im Deutschen öfter weggelassen.

stelle in Meißen ging. Diese ging nicht in Erfüllung. Der schwedische Gesandte am kaiserlichen Hofe Freiherr von Strahlenheim, der kraft einer Bestimmung des Altranstädter Friedens in der Commission zur Ordnung der Verhältnisse der Protestanten in Schlesien saß, suchte einen Gelehrten, dessen er sich zur Ausfertigung der lateinischen Aufsätze an den wiener Hof bedienen konnte. Köhler bewarb sich um diese Stelle und erhielt sie. Offenbar hat er sich brauchbar bewiesen, denn er folgte dem Freiherrn, als dieser von dem Könige Karl XII. als General-Gouverneur in das Herzogthum Zweibrücken entsendet wurde. In der Hauptstadt bekam er von dem Kanzler von Greiffencranz und dem gelehrten Geschichtsforscher Professor Johannis Anleitung zur genealogischen Wissenschaft. Der Gouverneur versuchte ihn zu halten, als er 1710 einen Ruf als ordentlicher Professor nach Altorf bekam. Köhler folgte aber dem Rufe und entschied damit über seine künftige Lebensbahn. Im Mai 1711 trat er in die Professur der Logik, neben der er die Aufsicht über die Universitätsbibliothek übernahm, vertauschte aber die Stelle 1714 mit der Professur der Geschichte, welche durch Moller's Tod frei geworden war und seiner Neigung und seinen Fähigkeiten mehr entsprach. Mit seltenem Eifer entfaltete er nun als Lehrer und Schriftsteller eine fruchtbare Wirksamkeit, der es an Anerkennung nicht gefehlt hat. Kaiser Karl VI. übersandte ihm 1725 eine goldene Gnadenkette mit einem eigenhändigen Schreiben. Die Universitäten Halle, Helmstedt und Wittenberg bemühten sich vergeblich ihn zu gewinnen; dem Rufe, die Professur der Geschichte an der neuen Universität Göttingen zu übernehmen, leistete er 1737 keinen Widerstand. Im October dieses Jahres begann er seine Vorlesungen und ist der jungen Universität zwanzig Jahre lang treu geblieben bis zu seinem am 10. März 1755 erfolgten Tode. Die Erwartungen, welche man in ihn gesetzt hatte, hat er vollständig erfüllt und den Grund gelegt zu der Entwickelung, welche seine großen Nachfolger herbeigeführt haben. Seine Verdienste liegen hauptsächlich auf dem Gebiete der sogenannten historischen Hülfswissenschaften, besonders der Genealogie, Chronologie und der Numismatik, wo ihm die Erklärung vieler der ältesten und dunkelsten Münzen vorzüglich gelang und sein umfangreiches Werk eigentlich grundlegend geworden ist. Ein Geschichtschreiber ist er nicht geworden, dazu fehlte ihm die Sorgfalt für die Darstellung und die Uebersicht über größere Zeiträume, denn über das Mittelalter ist er nicht viel hinausgekommen. Es ist daher eine Hyperbel, wenn Saxe sagt: „Multis ingenii monumentis ita se commendavit, ut eius paene nomen pro Historia haberetur“.[2]) Vergessen ist heute die kurzgefaßte und gründliche Reichshistorie vom Anfange des Reichs bis auf den Badenschen Frieden (Frankfurt und Leipzig 1736, 1751 fg.), deren Titel schon den seltsamen Anfang dieser Geschichte von Ludwig dem Deutschen zeigt. Bei der Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst 1740 schrieb er die „Hochverdiente und aus beglaubten Urkunden wohl beglaubte Ehrenrettung Joh. Guttenberg's (Leipzig 1741, 4)[3]), welche Vertheidigung der Ansprüche von Mainz vielfache Anerkennung fand, aber damals auch manchem Zweifel begegnete. Auf Chronologie beziehen sich die für Vorlesungen bestimmten „Elementa chronologiae“ (Altorf 1717, 8) und die „Chronologia historiae universalis tabulis distinctis XXVII descripta“ (1719 und 1736 in Fol.); auf Heraldik und Genealogie der Geschichts-, Geschlechts- und Wappen-Kalender von 1722—1755; auf Numismatik die historische Münzbelustigung (1729—1755 in 22 Theilen in 4)[4]), in deren letztem Theile einige Stücke von seinem Sohne und seinem Nachfolger Gatterer sind; auf Genealogie die unter dem Namen des Systema familiarum Augustarum zusammengefaßten Abhandlungen über die Geschlechtsregister der römisch-deutschen Kaiser, welche von 1721—1731 erschienen waren unter dem Titel: „De genealogia augustae familiae Stauffensis, de familia aug. Lucemburgensi, de fam. aug. Franconica, de fam. aug. Carolingica, stemmatographia aug. Saxonica“. Man hat sie zusammendrucken und Heumann das Habsburgische Haus hinzufügen wollen, allein keins von beiden ist geschehen. Die Anleitung zur alten und mittleren Geographie ist wiederholt gedruckt, die „Descriptio orbis antiqui XLIV. tabulis exhibita“ in Folio hinzugefügt. Untergeordnet sind „Fasti universitatis Altorfinae“ in 5 Theilen 1719—1723. Zu seinen Verdiensten gehört auch die vermehrte und verbesserte Ausgabe von „Marq. Freheri directorium historicum“ (1720 und 1734), von „J. W. Imhofii notitia procerum s. romani imperii“ in 2 Bden., (1732 und 1734) und von „Imm. Weberi examen artis heraldicae“ (1753), wo einige seiner heraldischen Abhandlungen hinzugekommen sind. Dissertationen und Programme hat er sehr viele verfaßt, meist geschichtliche, auch aus der Literatur und über den Theuerdank, jedoch zu einer Sammlung derselben ist es nicht gekommen, wozu wol der ganz in des Vaters Fußstapfen gehende Sohn (gest. 1768 in Göttingen) die nächste Verpflichtung gehabt haben würde. Die Berliner Akademie hatte ihn zu ihrem Mitgliede ernannt; bei der Göttinger Societät war dies selbstverständlich.

Von funfzehn Kindern, welche er in zwei Ehen gezeugt hat, haben ihn nur acht überlebt. Seine stattliche Persönlichkeit imponirte sehr. Er war sehr freimüthig und aufrichtig. Seine Reizbarkeit auch bei geringfügigen Veranlassungen ging schnell vorüber und schadete deshalb wenig, obschon die im Zorne gebrauchten Ausdrücke oft über das Maß hinausgingen. Der fröhlichen Geselligkeit war er nicht abgeneigt. Der Religion war er in seinem ganzen Leben eifrig zugethan.

Die Universität ehrte ihn durch eine memoria von Gesner (1755, Fol.), die in der „Biographia academ. Gotting.“ I, p. 173—214 wieder abgedruckt ist. — Sein Sohn und Gatterer gaben eine Nachricht von seinem

2) Onomast. liter. VI, p. 93.

3) Gesner hat in den Carmina p. 87 das siegreiche Ergebniß gepriesen. 4) Auch dies Werk hat Gesner verherrlicht, Isagoge, T. I, p. 448 und 449.

Leben und Schriften vor dem 22. Theile der Münzbelustigung. — Schröckh in den Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten II, S. 240—253. Die Geschichten der Universität von Pütter und von Rößler (die Gründung 1855) enthalten einzelne Nachrichten.

(F. A. Eckstein.)

KOHLFURTH, evangelisches Pfarrdorf in der preußischen Provinz Schlesien, Reg.-Bezirk Liegnitz, Kreis Görlitz bei Waldau, an der Kleinen Tschirne, 22 Kilom. im Nordosten von Görlitz, in 189 Meter Höhe gelegen, im J. 1871 mit 925 Bewohnern, die in 165 Häusern 189 Haushaltungen führten; der Ort hat eine görlitzer Oberförsterei und einen Torfstich. Der 3 Kilom. im Südosten gelegene Bahnhof Kohlfurth, 18 Häuser mit 363 Bewohnern, ist ein wichtiger Knotenpunkt der Görlitzer- und der Berlin-Breslauer-Eisenbahn. Er gehört zum Gutsbezirk Penzig, der auf seinen 23 Wohnplätzen 723 Bewohner in 67 Häusern zählt; darunter ist das Waldhaus Kohlfurth (13 Einwohner) und das Etablissement Kohlfurth (18 Einwohner in 4 Häusern).

(G. A. von Klöden.)

KOHLHASE, Hans (nicht Michael), geboren um 1495, war ein Kaufmann in Cölln a. d. Spree (Berlin), der mit Honig, Speck, Heringen u. dgl. handelte, und nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, ein Pferdehändler. Als Geschäftsmann erfreute er sich eines guten Rufes, war gebildet, des Lateinischen mächtig und seine Briefe verrathen einen klaren Kopf. Als er im J. 1532 zur Michaelismesse nach Leipzig reiste, schickte er seine Waaren unter sicherm Geleite über Dommitzsch und Eilenburg, während er selbst mit zwei Pferden den Weg über Wittenberg einschlug, um unterwegs noch einige Schuldforderungen einzuziehen. Am 1. Oct. kam er spät abends in Wellaune an, einem Dorfe an der Straße von Wittenberg nach Leipzig. Er wollte früh in Leipzig eintreffen und ließ sich am Kruge einen Trunk auf das Pferd reichen. Seine Eile, die einen Nachtweg in jener unsichern Zeit nicht scheute, erregte bei den Bauern, die im Kruge versammelt waren, Verdacht. Sie fragten Kohlhase nach woher und wohin, und als er eine trotzige Antwort gab und ein Bauer ihn darauf für einen Pferdedieb erklärte, sprang er vom Pferde und mishandelte den Verleumder. Er mußte jedoch der Uebermacht weichen und seine beiden Pferde zurücklassen, die der Richter des Junkers Günther von Zaschwitz, dem Wellaune gehörte, an sich nahm. Seine Geschäfte in Leipzig gingen schlecht; er hatte Verluste, die er seinem zu späten Eintreffen zuschrieb. Etwa 10 Tage nach jenem Vorfalle traf er wieder in Wellaune ein mit eimem Empfehlungsschreiben eines Hans Blumentrost, der ihn als einen frommen, ehrlichen Kaufmann von gutem Wandel und Gerücht rühmte. Der Richter war bereit, ihm die Pferde auszuliefern, wenn er 5—6 Groschen Futtergeld erlegen würde. Kohlhase glaubte dazu nicht verpflichtet zu sein, ließ dem Richter die Pferde und reiste weiter. In der nächsten Zeit kam sein Geschäft so herunter, daß er seinen Gläubigern Haus, Hof, Acker und Weiden verpfänden mußte. Er wandte sich nun an seinen Kurfürsten Joachim I. um Vermittelung in der Wellauner Angelegenheit. Der brachte es dahin, daß auf den 13. Mai 1533 ein Rechtstag in Düben angesetzt wurde. Kohlhase forderte den doppelten Preis für seine Pferde und 150 Gulden Entschädigung für die Verluste, die er durch sein zu spätes Eintreffen auf der Leipziger Messe erlitten; der Junker von Zaschwitz aber verlangte 12 Gulden Futtergeld. Kohlhase nahm die Pferde, die inzwischen sehr abgetrieben waren, für die Taxe von 12 Gulden an, behielt sich aber vor, seine weitern Ansprüche bei dem Amte in Bitterfeld geltend zu machen. Am 25. Juli wandte er sich an den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen um seine Vermittelung, der sich auch aufrichtig um eine Einigung bemühte. Aber der Junker von Zaschwitz erschien nicht unter irgendeinem Vorwande zu dem angesetzten Rechtstage, obwol Kohlhase seine Ansprüche auf 4 Gulden ermäßigt hatte. Noch im nächsten Jahre gab Kohlhase die Hoffnung auf ein gütliches Abkommen nicht auf; als er aber am 15. Febr. 1534 vom wittenberger Landvogte erfahren mußte, daß der Junker auf seine billigen Vorschläge nicht eingegangen sei, da erließ er wenige Tage nachher seinen Fehdebrief an Sachsen, datirt von „Schlag zu". Der Schluß lautete: „Weil ich nun nichts mehr als meinen Leib und mein Leben vorzusetzen habe, so will sich gebühren, daß ich meine Ehre und meinen Glimpf, wie das einem Ehrliebenden zusteht, vertheidige; ich will aller List und Behändigkeit gebrauchen, will sein Gottes und aller Welt Freund, allein Günther von Zaschwitz und dem ganzen Lande zu Sachsen abgesagter Feind, wo ich sie bekomme, an Händen und Füßen lähmen, auch rauben und brennen, sie hinwegführen und schatzen, bis mir Günther von Zaschwitz Abtrag thut und meinen Schaden, so ich allenthalben darüber genommen, zur Billigkeit erstattet." Groß war der Schrecken im Kurfürstenthume; ein Bote wurde von Johann Friedrich nach Berlin gesandt, um Joachim von Kohlhase's Absicht zu benachrichtigen. Joachim erinnerte mit einer gewissen Schadenfreude an die Unternehmungen des sächsischen Ritters Nickel von Minckwitz gegen Brandenburg aus dem J. 1528 und meinte: „es ist fast also, wie der Kohlhase schreibt, daß er durch sächsische Justiz um seinen Glauben und ins Verderben gekommen ist." Am 9. und 10. April brannte es in und bei Wittenberg, natürlich hielt man Kohlhase für den Brandstifter. Da kam es durch Vermittelung des Eustachius von Schlieben, der an der Grenze wohnte, dahin, daß auf den 6. Dec. 1534 ein Rechtstag in Jüterbock angesetzt wurde, nachdem der Kurfürst von Sachsen, wenn auch ungern, Kohlhase freies Geleit zugesichert hatte unter der Bedingung, daß er sich durch einen Eid von dem Verdachte der Brandstiftung reinigte. Dorthin kamen die Richter, die Anwälte der streitenden Parteien und diese selbst, Kohlhase mit zahlreicher Verwandtschaft und die Familie von Zaschwitz — Günther von Zaschwitz war im November gestorben. Kohlhase leistete den Eid: „Ich Hans Kohlhase schwöre zu Gott und dem heiligen Evangelio, daß ich der angelegten Feuer, so sich dieses Jahr zu Wittenberg ereignet haben, keine Schuld, die nicht angelegt noch anlegen lassen,

viel weniger das zu thun befohlen, als mir Gott helfe durch Jesum Christum, Amen." Sein Anwalt Johann Gentzke beantragte vollen Schadenersatz für ihn, während Dr. Scheffel, der Vertreter der Gegenpartei, darauf antrug, daß mit dem Tode Günther's von Zaschwitz Kohlhase's Ansprüche für erloschen erklärt würden. Endlich erbot sich die Gegenpartei, 300 Fl. als Abfindung zu zahlen. Am nächsten Tage, als die Verhandlung erneuert wurde, forderte Kohlhase 1200 Fl., begnügte sich aber mit 600, die ihm bis zum 1. Jan. in Jüterbock gezahlt sein sollten. Allein die Witwe Sophia von Zaschwitz beschwerte sich über die Höhe der Summe bei Johann Friedrich, desgleichen der Anwalt der Zaschwitz'schen Kinder, und der Kurfürst schrieb seinen Räthen: „Wir befehlen Euch, ohne Verzug dem Kohlhase zu erkennen zu geben, daß das, was Ihr gehandelt, gegen unsern Befehl geschehen ist." Die Räthe schickten Kohlhase ein Entschuldigungsschreiben: er möchte all ihre Handlung ihrem Unverstande beimessen. Am 26. Dec. war das Schreiben in seinen Händen. Seine Antwort an den Boten lautete: „Sagt Eurem Landvogt, ich habe die Meinung wohl vernommen." Der Landvogt setzte, ohne daß Kohlhase etwas Feindliches unternommen, einen Preis von 100 Thalern auf seinen Kopf; Sachsen hatte damit zuerst den Boden des Rechts verlassen. Allerhand Freventhaten wurden auf Kohlhase geschoben; der aber dachte noch nicht an Gewalt, sondern rief erst den Rath und Beistand eines Mannes an, den er hoch verehrte, Luther's. Der antwortete ihm: „Nehmt Friede an, wo er Euch werden kann, leidet lieber an Gut und Ehre Schaden, denn daß Ihr Euch weiter sollt begeben in solch Fürnehmen. So Euch dienen werden zur Fehde, die sind doch nicht fromm, meinen's mit keinen Treuen und suchen ihren Nutz. Zuletzt werden sie Euch selbst verrathen, so habt Ihr denn wohl gefischt. Malet Ihr ja nicht den Teufel über die Thür, bittet ihn nicht zu Gevattern; er kommt dennoch wohl, denn solche Gesellen sind des Teufels Gesinde, nehmen auch gemeiniglich ihr Ende nach ihren Werken. Euch ist zu bedenken, wie schwerlich Euer Gewissen ertragen will, so Ihr wissentlich sollet so viele Leute verderben, da Ihr kein Recht habet. Setzet Euch zufrieden, Gott zu Ehren, und lasset Euch Euren Schaden von Gott zugefügt sein und verbeißet's um seinetwillen, so werdet Ihr sehen, er wird wiederum Euch segnen und Eure Arbeit reichlich belohnen, daß Euch lieb sei Eure Geduld, so Ihr getragen habt." [1]) Das Schreiben übte auf Kohlhase die Wirkung aus, daß er nicht Gewaltthätiges beging und ruhig sein Geschäft betrieb. Aber Einflüsse von anderer Seite weckten wieder den Groll über das erlittene Unrecht. Seine zahlreiche Verwandtschaft war der Ansicht, Kohlhase dürfe die Sache nicht ruhen lassen und müsse zu seinem Rechte kommen. „Wenn's mich anginge, so sollte den Edelmann das stete Uebel bestehen", sagte sein Vater zu ihm. Da eröffnete er am 26. Mai 1535 durch einen nächtlichen Ueberfall der Mühle zu Gommig die Fehde. Als die sächsischen Behörden sich beim Kurfürsten Joachim über diese That beschwerten, meinte derselbe, Kohlhase könnte das nicht begangen haben, außerdem bitte er, ihn mit weitern Ansuchen zu verschonen. Wiederum gelang es Eustachius von Schlieben, Kohlhase zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen, indem er ihm einen neuen Rechtstag in Aussicht stellte. Endlich, nachdem eine Beschwerde auch bei dem neuen Kurfürsten Joachim II. erfolglos geblieben war, wurde von sächsischer Seite ein zweiter Rechtstag in Jüterbock angesetzt um die Mitte des J. 1537. Die Verhandlungen führten jedoch zu keinem Ergebniß, da Kohlhase sich nicht dem Urtheilsspruche der sächsischen Gerichte unterwerfen wollte. Er wollte Recht nach seinem Sinne haben, und da er das nicht erlangen konnte, so begann er um die Mitte des J. 1538 seinen Rachezug gegen Sachsen. Am 23. Juli nahm er auf der Landstraße bei Jüterbock den von der frankfurter Messe heimkehrenden Wittenberger Georg Reiche gefangen. Reiche's Frau wurde nach Wittenberg entlassen mit einem Fehdebrief an den Bürgermeister. Kohlhase erklärte, Reiche sei erst ein „Morgenbrot" für die erlittenen Schädigungen und würde nicht eher entlassen werden, als bis Sachsen ihm sein Recht gewährt hätte. Darauf wurden in Sachsen Streifpatrouillen organisirt und die benachbarten Gebiete boten ihren Beistand an, nur Brandenburg nicht; es erlaubte den sächsischen Beamten nur, den Kohlhase auch auf brandenburgischem Gebiete zu verfolgen. Kohlhase aber ging mit seinem Gefangenen nach Böhmen, wo er 14 Tage blieb, und wandte sich dann zurück nach der Herrschaft Storkow. Hier wurde er in einem Walde, der den Herren von Birkholz gehörte, überfallen, entkam zwar mit genauer Noth, mußte aber seinen Gefangenen und einen Knecht in den Händen seiner Verfolger lassen. Der Knecht wurde nach Storkow gebracht und daselbst am 7. Sept. durch sächsische Beamte peinlich verhört. Der Bischof von Lebus, dem Storkow gehörte, hatte anfangs ein peinliches Verhör verweigert, auch die Herren von Birkholz hatten gebeten, ein solches zu unterlassen, da Kohlhase gedroht habe, er würde ihnen den rothen Hahn aufs Dach setzen, weil sie einen armen Menschen für Geld auf die Fleischbank geliefert hätten. Am 20. Sept. 1538 wurde der Knecht, Stephan Meyße mit Namen, hingerichtet. Kohlhase ruhte inzwischen nicht; überall wurde nach ihm gestreift. Da er sehr vorsichtig zu Werke ging — er hatte bei seinen Unternehmungen gewöhnlich nur drei bis fünf Mann bei sich — gelang es nicht, ihn zu fangen. Die größte Zahl von Genossen, ihrer 35, hatte er, als er am 7. Nov. das Dorf Marzahna überfiel. Mit reicher Beute — er selbst hatte den Pfarrer ausgeplündert — ritt er davon; die Bauern sollten bis zu einem gewissen Termin noch mehr liefern. Dem Abte von Zinna fielen zwei der Theilnehmer am Ueberfall in die Hände. Sie wurden am 22. Nov. aufs Rad geflochten. In der Nacht vom 15. zum 16. Dec. ritt Kohlhase mit drei Genossen zur Richtstätte und löste die Leichen von den Rädern. Auf eins heftete er einen Zettel mit den Worten: Recte judicate, Filii homi-

1) De Wette, Dr. M. Luther's Briefe IV, p. 569; Burkhardt, Luther's Briefwechsel.

num.[2]) Auch sonst zeigte er, daß er sich nicht einschüchtern ließ. Die Bauern von Marzahna mahnte er an die versprochene Brandschatzung und setzte einen letzten Lieferungstermin fest. „Wo Ihr nicht Folge leistet", schrieb er, „so schickt Euch die Woche darnach auf kalt Wasser. Und wenn Ihr alle wachet, es wird Euch nichts helfen." Die Herren von Birkholz forderte er auf, sich mit ihm wegen der Wegnahme seines Gefangenen zu vergleichen.

Daß Kohlhase so sicher aufzutreten wagte, hatte seinen Grund in der ihm günstigen Stimmung der brandenburgischen Bevölkerung. Der Kurfürst Joachim II. hatte zwar am 2. Jan. 1539 den Befehl erlassen, den Sachsen zur Ergreifung Kohlhase's behülflich zu sein; aber wenn schon die Behörden sich nicht danach richteten, so erst recht nicht das Volk. Es war erbittert über die sächsischen Streifpatrouillen, die zuweilen Unschuldige fortführten, erbittert darüber, daß fremde Gerichte im Lande Urtheile fällten und vollstreckten. Namentlich bei den Hinrichtungen trat die Erbitterung zu Tage; die sächsischen Beamten wurden verhöhnt, bedroht, waren ihres Lebens nicht sicher. Wurde einer von Kohlhase's Gesellen gefangen, so wurde er ohne Gnade hingerichtet; auf jede Hinrichtung antwortete Kohlhase mit einer neuen That. Die Unsicherheit in Sachsen war so groß, daß Handel und Wandel stockte; die Verbrechen mehrten sich, weil die Verbrecher vor Entdeckung ziemlich sicher waren, da alle Unthaten auf Kohlhase geschoben wurden. Dieser empfand schließlich Ueberdruß an dem unsteten Leben. Er bat unter dem Namen Jörg Platte um Aufnahme in Braunschweig, erhielt aber auf sein Gesuch keine Antwort. Da setzte er noch einmal seine Hoffnung auf Luther. In einer Verkleidung, von einem Knechte begleitet, ritt er nach Wittenberg, wo er am Abend eintraf. Er begab sich in Luther's Haus. Der Magd, die ihm öffnete, wollte er seinen Namen nicht nennen. Luther kam selbst; er ahnte, wer sein nächtlicher Gast war. „Bist du Hans Kohlhase?" — „Ich bin es, Herr Doctor!" — Melanchthon und andere Freunde wurden gerufen und nun erzählte Kohlhase seine Leidensgeschichte. Bis tief in die Nacht hinein saßen die Männer beisammen. Dann schied Kohlhase erleichterten Herzens, nachdem er das Sakrament empfangen und versprochen hatte, nichts Feindliches mehr gegen Sachsen zu unternehmen. Luther wollte sich für ihn beim Kurfürsten verwenden; es scheint, daß er keinen Erfolg gehabt hat. Kohlhase hat sein Versprechen ehrlich gehalten. Der Kurfürst von Sachsen aber war unnachsichtig in seiner und seiner Gesellen Verfolgung. Auf wiederholtes Ersuchen erbot sich nun endlich auch Joachim zum Einschreiten gegen sie. „Nur um Namen handelt es sich", schrieb er, „dann wollen wir sie strafen." Sofort wurde eine Liste mit 39 Namen eingereicht. Und während nun die Untersuchungen eingeleitet, die Verdächtigen eingezogen wurden, irrte Kohlhase rath- und thatlos umher; er war ein gebrochener Mann. „Man mußte sich seiner erbarmen, die Christenpflicht gebot es", hat ein Verwandter von ihm ausgesagt. 80 Ortschaften wurden ermittelt, die Kohlhase Aufnahme gewährt hatten, 51 Personen namhaft gemacht — Adelige, Bürgermeister, Landrichter, Pfarrer, Krüger, Müller — welche seine Unternehmungen begünstigt haben sollten. Die sächsischen Beamten kamen, vom Scharfrichter begleitet, nach Berlin zum peinlichen Verhör. Joachim gestattete es nur bei wenigen. Dann wurde von verschiedenen Seiten die Competenz der sächsischen Gerichte bestritten und die Einstellung der Untersuchung verlangt. Das Urtheil der Schöppen von Magdeburg und Leipzig wurde darüber eingefordert; es entzog viele dem Urtheile der sächsischen Richter. Endlich waren es 115 Personen, gegen welche der Proceß eingeleitet wurde. Nur Kohlhase hatte man nicht, jedenfalls weil ihn die brandenburgischen Behörden nicht haben wollten. Da ließ er sich durch einen gewissen Georg Nagelschmidt zu einer That verleiten, die nun auch Joachim ernstlich gegen ihn aufbrachte. Nagelschmidt rieth ihm nämlich, auch Joachim zu schädigen, damit derselbe, aus Furcht vor weitern Schädigungen, sich ernstlich beim Kurfürsten von Sachsen für ihn verwende. Sie überfielen etwa eine halbe Meile von Stolpe den brandenburgischen Factor Konrad Dratzieher, der einen Transport Silberkuchen aus den mansfelder Bergwerken nach Berlin führte, und versenkten den Raub unter eine Brücke, die seitdem den Namen Kohlhasenbrücke führt. Joachim war empört; bald sollte er den Uebelthäter in seiner Gewalt haben. Mit Hülfe des berliner Scharfrichters Hans, so erzählt sich das Volk, der ein Schwarzkünstler war, wurde Kohlhase nach Berlin gelockt, wo ihn jedes Kind kannte. Das Gerücht von seiner Anwesenheit verbreitete sich schnell durch die Stadt. Der Kurfürst ließ bekannt machen: wer den Kohlhase und seine Gesellen beherberge oder bei wem sie gefunden würden, der solle am Leben gestraft werden. Die Haussuchungen begannen. Kohlhase hatte sich bei dem Küster von Nicolai, Thomas Meißner, auf dem Boden in einer Kiste versteckt. Als er merkte, daß die Kiste geöffnet werden sollte, sprang er aus derselben hervor, schlug den Deckel hinter sich zu und sagte: „Hier bin ich und trage in der Jopen, damit ich büßen und bezahlen kann, was ich mishandelt." In der Kiste saß noch seine hochschwangere Frau. Ueberall abgewiesen, barg sie sich unter den Feuerleitern am cöllnischen Rathhause, wo sie mit zwei todten Kindern niederkam. Nagelschmidt war in der Nähe des Georgenthores in dem Hause eines alten Bürgers, namens Puttlitz, entdeckt worden. Puttlitz und seine Frau, die von dem Aufenthalte des Gesuchten in ihrem Hause nichts gewußt hatten, wurden sofort auf dem neuen Markte hingerichtet. Der Kurfürst hatte die alte Frau begnadigen wollen; sie hatte die Gnade abgelehnt. Ein zweiter Gefährte Kohlhase's, Hans Grasmus, entkam als Bauer verkleidet durch das Thor. Das Volk meinte, er wäre ein Schwarzkünstler gewesen und hätte sich in eine schwarze Katze verwandelt; so wäre er über die Dächer entkommen. Zur Untersuchung gegen Kohlhase sandte auch der Kurfürst von Sachsen seine Räthe nach Berlin.

---

2) Das Original befindet sich im Ernest. Gesammt-Archive zu Weimar.

Am Montage nach Palmarum des J. 1540 fand die Gerichtssitzung statt. Kohlhase vertheidigte sich in dreistündiger Rede; er sprach die feste Ueberzeugung aus, daß er unschuldig sei und nach dem Rechten verfahren habe. Das Urtheil gegen Kohlhase, Nagelschmidt und Meißner lautete auf Tod durch das Rad. Der Kurfürst wollte Kohlhase zum Schwert begnadigen. Nagelschmidt rief: „Gleiche Narren, gleiche Kappen!" und Kohlhase lehnte die Gnade ab. Am selben Tage — am 22. März — in den ersten Stunden des Nachmittags wurden die Verurtheilten zum Richtplatz vor das Georgenthor geführt. „Nie sah ich einen Gerechten verlassen", wiederholte Kohlhase auf seinem letzten Gange. Joachim soll die Absicht gehabt haben, ihn zu begnadigen. Es war zu spät.

Kohlhase lebte in jener gärenden Zeit, in welcher sich der Uebergang des Mittelalters zur Neuzeit vollzog. Er ist einer von denen, die noch mit mittelalterlichen Vorstellungen erfüllt sind und sich in die neuen Verhältnisse nicht finden können. Das Römische Recht wurde vom Volke als fremder, unberechtigter Eindringling angesehen. Auch Kohlhase will sich ihm nicht unterwerfen, er will seinen Streit beurtheilt und entschieden sehen — wie das früher der Fall gewesen — durch freie Männer, die zum Gericht zusammentreten. Deshalb verlangt er Einigung auf Rechtstagen und verweigert eine Unterwerfung unter den Spruch der sächsischen Gerichte. Daß er sich durch seine Raubzüge eines Landfriedensbruches schuldig gemacht hat, daß solche Unternehmungen wie die seinen in einem geordneten Rechtsstaate unmöglich sind, dafür hat er kein Verständniß. Da er kein Recht erlangen kann, so greift er, wie das in solchem Falle früher gestattet war, zur Selbsthülfe, nachdem er die nöthige Förmlichkeit, das vorherige Ansagen der Fehde, erfüllt hat. Er hat denn auch bis zum Tod das volle Bewußtsein seiner Unschuld bewahrt.

Literatur: Petr. Hafftitius (um die Mitte des 16. Jahrh. in Berlin), Microchronicon Marchicum (nur handschriftlich vorhanden). Der Kohlhase betreffende Abschnitt ist abgedruckt in Chr. Schöttgen's Diplomatische und curieuse Nachlese der Historie von Obersachsen III, S. 528 fg. (Ueber Hafftitius siehe Kletke: Quellenkunde der Geschichte des preußischen Staates I, S. 32—35.) — Balthasar Mentz, Stamm-Buch, das ist, kurtze Erzehlung vom Ursprung und Herkommen der Chur- und Fürstlichen Stammen Sachsen, Brandenburg, Anhalt und Lüneburg (Wittenberg 1598). — Collectio scriptorum de rebus Marchiae Brandenburgensis maxime celebrium, Nicolai Leuthingeri de Marchia et rebus Brandenburgicis commentarii ed. Krausius (Frankfurt und Leipzig 1729). — Heinrich von Kleist, Michael Kohlhaas. — Klöden, Ueber Kohlhase, in Gropius, Beiträge zur Geschichte Berlins S. 41 (Berlin 1840). — Die bisher genannten Darstellungen enthalten viel Unrichtiges. Mit Benutzung bis dahin unbekannter Acten des weimarer Archivs hat Burkhardt geschrieben: Der historische Hans Kohlhase und Heinrich von Kleist's Michael Kohlhaas (Leipzig 1864). *(Paul Schwartz.)*

Kohlrabi, Kohlrübe, s. Brassica.

KOHLRAUSCH (Heinrich Friedrich Theodor) ist am 1. Nov. 1780 in Landolfshausen, einem Dorfe in der Nähe von Göttingen, geboren. Sein von Osterode stammender Vater war dort Prediger; seine Mutter, Justina Rinne, stammte aus Hannover. Schon im J. 1783 verlor er den Vater; die Mutter blieb mit den zwei Kindern im Dorfe. Unter den einfachsten Verhältnissen wuchs der Knabe mit den Bauerjungen auf, besuchte die Dorfschule und erhielt von deren Lehrer, weil er studiren sollte, auch den ersten lateinischen Unterricht. Im J. 1789 wurde er nach Hannover gebracht, wo er zuerst die hohe Schule besuchte. Der geringe Erfolg, welchen dieser Unterricht hatte, veranlaßte seine Versetzung in die Hofschule, wo er bessere Lehrer und an dem Abte Salfeld, dem Curator der Anstalt, einen auch in der späteren Zeit stets fürsorgenden Gönner fand. In der Schule fand er in den Söhnen des Oberjägermeisters von Beaulieu zwei Jugendfreunde, was die Veranlassung wurde, daß er nach einiger Zeit ganz in das Haus ihres Vaters aufgenommen wurde. Aeußere Umstände veranlaßten eine neue Aenderung seiner Wohnung; er ging zu gleicher Zeit wieder in die hohe Schule über, in deren Secunda er an seinem Oheim, dem Conrector Kohlrausch, einen wohlwollenden Lehrer fand. Nachdem er zwei Jahre in der Prima gesessen hatte, verließ er Ostern 1799 die Anstalt. Auf der Universität Göttingen sollte er Theologie studiren. An dem Verbindungsleben hat er sich nicht betheiligt und doch in ungezwungener Geselligkeit mit wenigen Freunden gelebt, fleißig Ausflüge gemacht, sogar an den Rhein von Straßburg bis Köln, gewissenhaft die Vorlesungen besucht und Hefte geschrieben, es aber zu einer warmen Begeisterung für die Wissenschaft nicht gebracht. Ostern 1802 war die Universitätszeit zu Ende. Er bestand, um in die Zahl der Predigtamts-Candidaten aufgenommen zu werden, in Hannover das sogenannte examen praevium ganz gut, überhaupt die einzige Prüfung, welcher er sich seit seiner Schulzeit sein ganzes Leben hindurch unterzogen hat. Auf Salfeld's Empfehlung erhielt er eine Hauslehrerstelle bei dem Grafen Baudissin auf Rantzau bei Plön, wo er zwei begabte Knaben und in einigen Gegenständen auch eine Tochter zu unterrichten hatte. Fünf Sommer und einen Winter hat er in Holstein zugebracht, aber der Winter führte ihn nach Berlin, wo der Graf als dänischer Gesandter lebte, in Verhältnisse, die für seine Bildung einflußreich wurden, und zwar nicht blos für die gesellige durch den Verkehr in angesehenen Familien und den Umgang mit berühmten Besuchern des Hauses, sondern auch für die geistige. Er besuchte die Vorlesungen Fichte's, der ihn bald unter seinen Zuhörern bevorzugte, hörte A. W. Schlegel's literarische Vorträge, schrieb sogar Gall's Vorträge über Schädellehre nach. Alle diese Bildungselemente förderten ihn im Bunde mit talentvollen Freunden, ohne daß er dabei die Pflichten des Lehrers vernachlässigte, zumal der älteste seiner Zöglinge sich bereits an dem Genusse derselben betheiligen konnte. Dies schöne Verhältniß in einer edeln Familie machte es ihm leicht, den Ruf in eine Lehrerstelle zu Han-

nover abzulehnen und sich noch weiter für die Stelle zu binden. Im Herbste 1805 begleitete er den älteren Grafen nach Kiel, wo ihn ebenso der glänzende gesellige Verkehr als die stillen platonischen Studien anzogen, in den Osterferien 1806 nach Kopenhagen, wo er die Familie seiner Braut kennen lernte und den Eindruck einer großen Seestadt gewann. Im Herbste 1806 ging er unter dem Eindrucke des großen politischen Umschwungs mit beiden Grafen, denn auch der jüngere Sohn Karl sollte eine allgemeine wissenschaftliche Bildung erwerben, nach Göttingen. Jetzt hörte er selbst mit seinen Zöglingen mehrere Vorlesungen, auch juristische bei Hugo, und dachte vielfach daran, sich zum akademischen Lehrer auszubilden. Das sollte 1808 begonnen werden, aber bereits 1807 ließ er sich mit Dorothea Holm von seinem Schwager Eberwein in Ballenhausen trauen, um diese als Frau Kohlrausch im Mai nach Kopenhagen zurückzuschicken. Im Frühjahre 1808 brachte er den jüngeren Grafen, der in die Garde eintreten sollte, nach Kopenhagen und sah dort seine inzwischen geborene erste Tochter Linda. Im Mai gelangte er mit dem Grafen Wolf nach Heidelberg, wo er mit der Familie Voß in engere Verbindung trat und in den Herbstferien eine Schweizerreise bis nach Oberitalien unternahm [1]), ohne Mailand kennen zu lernen. In Göttingen, wohin er im Herbste zurückkehrte, wurde nun ein eigener Hausstand eingerichtet und Graf Wolf in denselben aufgenommen. Der Gedanke an ein akademisches Lehramt trat nach dem Tode J. von Müller's zurück, dagegen durch die Verbindung mit Herbart und den Mitgliedern der Pädagogischen Gesellschaft, Dissen und Thiersch, die pädagogische Thätigkeit in den Mittelpunkt seines Strebens. Aus jener Vereinigung war das Schriftchen von Dissen: „Kurze Anleitung für Erzieher, die Odyssee mit Knaben zu lesen", hervorgegangen und in Beilagen dazu hatte Thiersch Bemerkungen über die Lektüre Herodot's nach der des Homer und Kohlrausch über den Gebrauch des Alten Testaments für den Jugendunterricht im Februar 1809 hinzugefügt. Ihm kam es darauf an, in den Schilderungen der Patriarchenzeit das Familienleben als die ursprüngliche Gestalt des geordneten menschlichen Zusammenlebens darzustellen, wo der Familienvater König, Gesetzgeber und Priester in Einer Person war. Es waren wesentlich Herder's Gedanken, auf die er sich stützte. Aber zugleich gab er die Probe einer Bearbeitung für das Kindesalter, etwa vom 8. Jahre an, nicht nach der Luther'schen Uebersetzung, sondern mit Veränderungen, Weglassungen und Erklärungen. [2]) Bald nach dem Erscheinen jener Aufsätze forderte Kanzler Niemeyer in Halle ihn zu der Bearbeitung der biblischen Geschichte in einem Schulbuche auf, das er noch in Göttingen begann und 1810 in Barmen vollendete. Es sind die Geschichten und Lehren des Alten und Neuen Testaments für Schulen [3]), die trotz aller Angriffe kirchlicher Reaction nicht nur ihr funfzigjähriges Jubiläum, sondern noch 1880 die 29. Auflage erlebt haben. Philosophische Arbeiten über politische Einrichtungen wurden geplant und begonnen, aber nicht veröffentlicht. Ein alter Freund, Bischof in Barmen, hatte ihn aufgefordert, dort eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt zu errichten, die Knaben und Mädchen von dem ersten Alter an bis zur Confirmation und auch darüber hinaus aufnehmen sollte. Das Bedürfniß des Kaufmannsstandes war für die innere Einrichtung maßgebend; die schwach besuchte Anstalt einer Französin aus den Niederlanden wurde mitübernommen; einige Knaben traten als Pensionäre in sein Haus. Daneben hielt er für Damen Vorträge über die schöne Literatur älterer und neuerer Zeit. Herbart'sche Ideen konnte er in seinem Institut nicht durchführen, dafür schrieb er den chronologischen Abriß der Weltgeschichte (Elberfeld 1811) [4]), das Handbuch für Lehrer höherer Schulen beim Gebrauch der Geschichte (Halle 1811 und einigemal wiederholt) und die Anleitung für Volksschullehrer. [5]) Der Umschwung veranlaßte ihn zu Reden über Deutschlands Zukunft, bei denen ihm Fichte's großes Vorbild vorschwebte. Er hatte Napoleon in seiner Größe gesehen, sah die schmähliche Flucht des Königs von Westfalen und darin den Vorläufer der großen Niederlage, durch welche der fränkische Machthaber vom deutschen Boden entfernt wurde. In edler Begeisterung hatte er diese Reden in Barmen gehalten und darin seine Gedanken über die Gestaltung des Vaterlandes dargelegt. Die Pflege des Nationalgeistes durch die gemeinsame Sprache und Sitte steht voran, die Sorge für die Wehrkraft gipfelt nach der körperlichen Erziehung der männlichen Jugend von der Kindheit an in kriegerischen Nationalfesten, zu denen alle drei Jahre an drei Orten und im zwölften Jahre in Leipzig die Jugend zu Kriegsspielen zusammentreten, aber auch den Künsten, besonders der Musik und der Schauspielkunst, Gelegenheit geboten werden sollten. Die Kosten solcher Provinzial- und Centrallager hoffte er durch Verminderung der stehenden Heere zu erreichen. Auf die Bildung des weiblichen Geschlechts ging er genauer ein, der Unterricht wurde berührt, ebenso die Einrichtung eines Bundestages, Reichsgerichts, der Volksrepräsentation und in liberaler Weise die Beseitigung aller Schranken des geistigen und materiellen Verkehrs gefordert. Bestimmter Vorschläge über die Organisation des Bundes hat er sich klüglich enthalten. Der streng conservative Mann zeigt sich auch hier als Großdeutscher, was er geblieben ist. [6]) Das Erziehungsinstitut, dessen Hauptbestandtheil Mädchen bildeten, konnte ihn auf die Dauer nicht befriedigen, und gern folgte er einem Rufe nach Düsseldorf, der Hauptstadt des Herzogthums Berg. Dort hatte unter der französischen Herrschaft der Minister von Nesselrode den tüchtigen Dr. Kortüm, einen Evan-

1) Erinnerungen davon hat er 1811 in einer zu Barmen erscheinenden Zeitschrift drucken lassen und einige Stellen daraus in den „Erinnerungen" S. 438—472. 2) Die drei Abhandlungen hat Herbart herausgegeben und mit einer Vorrede und Anmerkungen begleitet (Göttingen 1809), aber auf dem Titel steht nur Dissen's Name.

3) Zuerst 1811 aus einer Vorrede von Niemeyer. 4) 15. Auflage (1861). 5) 4. Auflage (Halle 1837). 6) Interessante Mittheilungen über die Aufnahme des Buchs gibt er in den „Erinnerungen" S. 149 fg.

gelischen, zum Director des Lyceums ernannt und außer Kohlrausch auch Strack, also noch zwei Evangelische, als Lehrer berufen. Nach Vertreibung der Franzosen verwandelte 1814 der Generalgouverneur Just. Gruner[7]) die Anstalt in ein Gymnasium und sorgte für reiche Dotirung aus dem Bergischen Fonds. Zu den drei Freunden im Lehrercollegium trat unter preußischer Regierung bald auch der noch jugendliche Brüggemann, und es gelang dem einträchtigen Zusammenwirken derselben, daß die Schule bald als eine Musteranstalt am Rheine galt. Drei derselben haben nachher in höherer Stellung auf die Gestaltung der Gymnasien in weitern Kreisen einen glänzenden Einfluß ausgeübt. Kohlrausch hatte neben dem Ordinariat von Secunda Geschichtsunterricht in den oberen Klassen und behandelte in demselben, durch die Zeitverhältnisse veranlaßt, mit Vorliebe die deutsche Geschichte. Da er selbst noch Geschichte studiren mußte, war auch sein Interesse stets frisch und lebendig. Da es an einem passenden Lehrbuche fehlte, auch eine populäre Darstellung für das größere Publikum nicht vorhanden war, entschloß er sich zur Abfassung der deutschen Geschichte, die in Elberfeld 1816 zuerst erschien.[8]) Namentlich die Geschichte der Freiheitskriege[9]) schrieb er in der begeisterten Erinnerung der durchlebten großen Zeit; wir haben als Knaben jene Schilderungen der denkwürdigen Schlachten mit Enthusiasmus gelesen und an vielen Schulen pflegten sie bei den öffentlichen Festen vorgelesen zu werden. An dieses Werk schlossen sich die kurze Darstellung der deutschen Geschichte und die Bemerkungen über die Stufenfolge des historischen Unterrichts (1818). Zu der Schularbeit war Unterricht an einem Mädcheninstitut und im eigenen Hause gekommen, sowie die Theilnahme an einem Schulrathe, der ein organisches Statut für das Volksschulwesen entwerfen sollte und der ihm eine Vorbereitung zu der späteren Stellung gab. Nach Ablehnung eines Rufes nach Mainz wurde er 1818 als Consistorial- und Schulrath nach Münster berufen, um dort die Angelegenheiten der höheren Schulen im Provinzial-Schulcollegium zu bearbeiten. Hier stand er unter dem unermüdlichen Oberpräsidenten von Vincke, der in der neuen Organisation der Provinz für die Schulen an Kohlrausch die kräftigste Stütze fand. Zwölf Jahre ist er in diesem Amte geblieben und hat durch regelmäßige Inspectionsreisen die genaueste Bekanntschaft mit den verschiedenen Schulen und deren Lehrern gemacht und durch unmittelbaren persönlichen Einfluß viel Gutes gewirkt. Die äußere Stellung, aber noch mehr der geistige Gehalt wurde gehoben, die Zahl der Gymnasien vermehrt[10]), Katholiken und Protestanten gleich beachtet, wenn sie nur tüchtig waren. Im J. 1826 besuchte er sie in Begleitung des unvergeßlichen Joh. Schulze von Berlin, dem er seitdem nahe trat. Auch die Akademie in Münster blieb nicht unbeachtet. Um größere Schulen kennen zu lernen, besuchte er 1827 Magdeburg, Berlin, Schulpforta und Gotha. Am grünen Tische verfehlte er nicht, zweckmäßige Verwaltungsmaßregeln zu treffen. So erschien bereits 1819 die Circularverfügung über die Anordnung des Gymnasialunterrichts, im J. 1823 die Dienstinstruction für die Vorstände und Lehrer der höheren Schulen, im J. 1826 Bestimmungen über die Ausführungen des Abiturienten-Prüfungsreglements, 1827 Dienstinstructionen für die Gymnasialdirectoren und für die Klassenordinarien, 1829 die von dem Ministerium gebilligte Instruction für den Geschichtsunterricht, dessen dreifache Gliederung lange Zeit ziemlich allgemeine Geltung gehabt hat. Ihm gebührt auch das unbestrittene Verdienst, den von zwei jugendlichen Directoren angeregten Gedanken der Directoren-Conferenzen für die Provinz mit lebendiger Theilnahme und einsichtiger Beurtheilung seiner Wirkungen erfaßt, mit richtigem Takte die äußere Form dafür gefunden, auch die in der Bestreitung der Kosten liegenden Schwierigkeiten beseitigt zu haben. Er ist der Begründer dieses in Preußen immer weiter verbreiteten und seit 1878 fester geregelten wohlthätigen Instituts gewesen.[11]) Die erste Conferenz wurde 1823 in Soest gehalten und es fallen noch vier in seine Verwaltungszeit. Sie fanden unter seinem Vorsitze statt und folgten in kürzeren Zwischenräumen aufeinander, weil der wenig geordnete Zustand des Gymnasialwesens eine rasche Verständigung der Directoren nothwendig machte und ein überreiches Material für die Berathung vorlag. Wie hier die amtlichen Verhältnisse ihn durchaus befriedigten, so gewann er in Münster zahlreiche Freunde nicht blos unter den Amtsgenossen, sondern auch unter den höheren Offizieren, deren Verkehr er für seine Geschichte verwerthete, und auch unter den unbefangenen Katholiken. Die Familie gedieh, ersparte ihm aber nicht schwere Sorgen bei Krankheitsfällen von Frau und Kindern. Eine solche hatte ihm 1824 auch ein Ministerialrescript bereitet, durch welches der Gebrauch seiner Geschichte beim Schulunterricht verboten wurde. Die Kamptz'sche Reaction hatte an mehrern Stellen (z. B. über das Wartburgsfest) Anstoß genommen, die in der zweiten Auflage (1818) sich fanden, in der vierten Auflage aber bereits geändert oder gestrichen waren, und so konnte jenes Interdict wieder aufgehoben werden. Die Lehrer Westfalens überreichten ihm bei dem Scheiden aus der Provinz einen werthvollen silbernen Becher mit einem lateinischen Gedichte.

Der letzte, wichtigste Abschnitt seines Lebens begann mit seiner Wirksamkeit in Hannover. Man hatte dort eine nicht geringe Zahl von Schulanstalten, welche ihre Schüler zur Universität vorbereiteten und auch entließen. Sie waren nicht blos in der Zahl der Klassen und Lehrer ungleich, sondern auch in ihrem innern Zustande, namentlich in ihren Leistungen. Schon im J. 1829 war eine Verordnung über die Maturitätsprüfungen erlassen und

7) Steffens, Was ich erlebte, VII, S. 343—360, ist nicht überall genau. 8) Die 17. Auflage Leipzig 1867. 9) Dieser Theil ist auch unter dem Titel der Deutschen Freiheitskämpfe besonders erschienen und oft gedruckt. 10) In Coesfeld und Recklinghausen waren katholische Gymnasien neu gegründet.

11) Genaueres bei Suffrian, Art. Provinzial-Schulconferenzen in Schmid's Encykl. VI[1], S. 424; kürzer Erler, Die Directoren-Conferenzen des preuß. Staates (1876), S. 1.

darin, wie in Preußen, das zu erreichende Ziel gesetzt; zugleich hatte man die verschiedenen Schulen, königliche wie städtische, in Gymnasien und Progymnasien classificirt. Aber da man keine Schulordnung hatte, wurde die Einsetzung einer leitenden Behörde beabsichtigt als einer Centralbehörde für das gesammte höhere Schulwesen, welche dem Ministerium unmittelbar unterstellt war. An die Spitze war Kohlrausch als Ober-Schulrath gestellt und am 4. Juni 1830 hat die Wirksamkeit begonnen, welche in seltener Eintracht und bei seltenem Wechsel der Mitglieder geführt wurde. Im J. 1849 trat der Director Schmalfuß von Lüneburg als zweites technisches Mitglied ein. Wol nirgends mögen weniger allgemeine Verordnungen erlassen und weniger Schreibwerk gefordert sein; in dem persönlichen Verkehre bei den zahlreichen Inspectionen lag das Hauptmittel. Bei der Sichtung der Schulen wurde nur vollständigen Gymnasien das Recht der Entlassung zur Universität zugestanden, aber auch kleineren Orten sind ihre Gymnasien gelassen, weil in dem Publikum und in den städtischen Behörden die Vorliebe für die gelehrte Bildung zu groß war, sodaß schließlich die Zahl auf 17 stieg. Die kleineren Anstalten wurden als Progymnasien bezeichnet, welche für alle Berufsarten bestimmt waren und deshalb auch die Zwecke der Realschule verfolgten. Zur Herstellung einer selbständigen Realschule bot allein die Hauptstadt hinreichende Mittel und Schüler; sie wurde 1835 gegründet. Als das Verlangen nach einer mehr praktischen Richtung und einer Abkürzung der Schulzeit allgemeiner wurde, begnügte man sich seit 1834, die Zwecke der realistischen Bildung mit denen des Gymnasiums in die möglichst beste Verbindung zu bringen. Man ließ die Schüler in der Regel bis zur Quarta ungetrennt, richtete aber dann bei den größeren Schulen drei, bei den kleineren zwei Realklassen ein und erreichte noch ziemlich früh das Ziel der höheren Bürgerschule. Es entstand eine große Mannichfaltigkeit der so combinirten Anstalten, aber auch ein großer Zuwachs der Realschüler. Nur fünf Gymnasien sind rein humanistische Anstalten geblieben, aber auch an diesen wurden künftige Juristen und Mediciner 1846—1849 nicht genöthigt, an dem griechischen Unterrichte theilzunehmen. Modificationen und neue Redactionen der Ordnung für die Reifeprüfungen waren am 22. Mai 1839, 11. Dec. 1840 und 15. Aug. 1846 (Gesetzsammlung Nr. 33, III. Abth. Nr. 8) erfolgt, ein Nachtrag vom 25. April 1849 machte das Griechische wieder für alle Abiturienten zum obligatorischen Prüfungsgegenstand. Im J. 1853 gab Kohlrausch in der Hannoverschen Zeitung einen Aufsatz[12]): „Muß die jetzige Unterrichtsordnung der gelehrten Schulen geändert und müssen die Maturitätsprüfungen abgeschafft werden"? eine in ihrer Klarheit und Wärme überzeugende Vertheidigung gegen die Uebertreibungen eines laudator temporis acti im „Neuen Volksfreunde" 1853 Nr. 80 fg. Die letzten Festsetzungen enthält die Bekanntmachung vom 31. Juli 1861, welche die Zeugnißnummern beseitigte und den lateinischen Aufsatz (allerdings mit bedenklichen Erleichterungen) forderte.[13])

Die Lebensbedingung eines guten Schulwesens ist die Bildung eines tüchtigen Lehrerstandes. In diesem befanden sich viele Theologen, die eine solche Stellung nur als Durchgang zum Pfarramt betrachteten oder auch niemals zu einem solchen gelangten. Aber diese reichten nicht aus, das Bedürfniß zu decken, und deshalb wurde Hülfe im Auslande gesucht. Lehrer für Mathematik und Naturwissenschaften, selbst für die modernen Cultursprachen, fehlten fast gänzlich. Es bestand seit 1737 das philologische Seminar in Göttingen und hatte unter berühmten Leitern ausgezeichnete Schüler gezogen, aber die Zahl der Mitglieder (9 ordentliche) und der Aspiranten (12) war gering und erst in dem 1859 errichteten Proseminar fanden 25—30 Studirende Aufnahme. Am 22. April 1831 wurde die königliche Verordnung über die Prüfung der Schulamts-Candidaten und über die Errichtung einer wissenschaftlichen Prüfungscommission[14]) zu Göttingen erlassen (Gesetz-Sammlung I, Nr. 14), die sich wenig von preußischen Formen unterscheidet. Die Instruction dazu, datirt vom 17. Mai 1831, macht diejenigen Punkte bekannt, welche einer weitern Ausführung bedurften und deren Kenntniß für die Betheiligten von Wichtigkeit ist. Sie wurde aufgehoben und auf Grund der bis dahin gemachten Erfahrungen durch die Bekanntmachung vom 14. Febr. 1853 ersetzt; an die Stelle des §. 6 kam am 6. Nov. 1860 eine Anordnung, in welcher der Einseitigkeit in der Ausbildung für das Lehramt Einhalt gemacht wurde. Durch das Bestehen dieser Prüfung war die Anwartschaft auf eine Anstellung an einer höheren Schule erworben und damit die Aussicht auf eine geordnete Laufbahn als „Königliche Diener" gewährt. Um die Möglichkeit der praktischen Ausbildung zu erreichen, wurde 1842 das pädagogische Seminar in zwei Abtheilungen gegründet und dessen Statut 1846 festgestellt.[15]) Ein mathematisch-physikalisches Seminar wurde 1850 vom Universitäts-Curatorium errichtet. Die Candidaten, welche nicht in jenem Seminar gewesen waren, mußten an einer Anstalt des Landes ein Probejahr bestehen. Auf die Heranbildung guter Lehrer zielten auch zwei Erlasse des Ober-Schulcollegiums vom December 1840 in Beziehung auf diejenigen Schüler, welche sich künftig dem höheren Schulfache widmen wollen, und das Circular wegen der praktischen Heranbildung der jungen Lehrer und Candidaten. Für die Verbesserung der äußern Lage der Lehrer wurde wohl gesorgt, aber die Mittel waren dürftig und die Städte meist unbemittelt. Kohlrausch sah hier seine Wünsche vielfach nicht erfüllt. Trotzdem besaß er allgemeine Liebe. Das wird niemand auffällig finden, der in den „Erinnerungen" die milden, liebenswürdigen Cha-

12) Ein Separatabdruck (Hannover bei Culeman, in 8).

13) Abgedruckt in der Zeitschrift für Gymnasialwesen 1862, S. 60. In den „Erinnerungen" hat er von S. 393 das Einzelne ausführlich zu rechtfertigen versucht. 14) Ihr wurden auch die Maturitäts-Prüfungsacten der Gymnasien zur Prüfung und gutachtlichen Beurtheilung durch das Ober-Schulcollegium zugestellt. 15) Wiese, Verordnungen und Gesetze II, S. 32; Das höhere Schulwesen in Preußen II, S. 606.

rakteristiken der Gymnasien und einzelner Progymnasien gelesen hat, und wird es sich leicht erklären, daß die Lehrer sich 1848 vereinigten, sein Bild von Oesterley anfertigen zu lassen und seiner Familie zum Geschenk zu machen. Periodisch wiederkehrende Directoren-Conferenzen, wie sie Kohlrausch in Westfalen begründet hatte, hat er in Hannover nicht eingeführt. Die größere Zahl der sehr verschiedenartigen Directoren und die ungleich bedeutenderen Kosten schreckten ihn ab. Doch wurden im J. 1847 in Emden von den Directoren und einigen Lehrern der westlichen Gymnasien Conferenzen über den Realunterricht gehalten. Im Herbste 1848 wurde eine alle höheren Lehranstalten des Königreichs umfassende allgemeine Schulconferenz in Hannover abgehalten, bei welcher unter dem Vorsitze von Schmalfuß wichtige Fragen berathen[16]), aber gültige Beschlüsse nicht gefaßt wurden. An Wünschen in Betreff des Gehaltes, der Titel und überhaupt der äußern Stellung fehlte es hier, wie auch anderwärts, nicht, aber alle diese Dinge hingen nicht von der Entscheidung des Ober-Schulcollegiums ab, mußten also zu weiterer Ueberlegung des Ministeriums und theilweise der Ständeversammlung gebracht werden. Im J. 1854 trat eine orthographische Conferenz zusammen zur Feststellung der Schreibweise bei schwankendem Gebrauch. Auf Grund dieser Berathungen veröffentlichte 1855 das Ober-Schulcollegium Regeln und Wörterverzeichniß für deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch für höhere Schulen, denen später eine modificirte Redaction für die übrigen Schulen folgte. Diese gab auch andern Staaten Anlaß zu ähnlichen Arbeiten. Das Jahr 1855 brachte auch für das Ober-Schulcollegium das Jubelfest seines 25jährigen Bestehens. Kohlrausch lieferte für die Zeitung einen Bericht über die Wirksamkeit dieser Behörde, der unter dem Titel „Das höhere Schulwesen des Königreichs Hannover seit seiner Organisation im Jahre 1830" auch besonders abgedruckt wurde. Der König hatte ihm bei dieser Gelegenheit das Commandeurkreuz des Guelfenordens verliehen. Bei seinem feinen Sinne, die Entwicklung der Individualitäten zu erforschen, hatte er bei der Beaufsichtigung der Schüler die Mannichfaltigkeit mehr begünstigt als recht war. Den städtischen Patronaten hatte er z. B. bei der Genehmigung des Lectionsplanes und der Conferenzbeschlüsse, bei der Beförderung der Lehrer, bei den Bestimmungen der Schulzucht, bei der Inspection des Unterrichts zu weit gehende Zugeständnisse gemacht, sodaß die preußische Regierung wegen der Ueberhebung und des Misbrauchs einzelner die Zügel straffer anzuziehen genöthigt war.[17]) Bei seinem Landesherrn und den oft wechselnden Ministern hat der loyale Mann stets in Gunst gestanden. So waren der Herzog von Cambridge, König Ernst August und König Georg ihm wohlgeneigt, der letztere schickte ihm an seinem achtzigsten Geburtstage 1859 die Ernennung zum General-Schuldirector und die Insignien des Commandeurkreuzes erster Klasse des Guelfenordens.

16) Die Protokolle erschienen in Hannover X und 47 S., 8.
17) Lahmeyer in Schmid's Encykl. III², S. 249.

Im J. 1837 nahm er an dem hundertjährigen Jubiläum der Georgia Augusta lebhaften Antheil. Die philosophische Facultät verlieh ihm honoris causa ihre Doctorwürde. Er war auch einer der ersten Unterzeichner der Statuten für die Philologen-Versammlung. Vor der ersten Versammlung warnte er Ranke, weil einer der Sieben die Statuten mitunterzeichnet hatte. Er wohnte jedoch 1840 der Versammlung in Gotha bei und betheiligte sich bei den Erörterungen über Rothert's Vortrag.[18]) Als die Versammlung 1864 in Hannover tagte, übergab er im Namen der königlichen Behörden ein Glückwunschschreiben und rief ihr auch ein persönliches Willkommen zu.[19]) Damals wurde auf meinen Antrag an ihn eine Adresse gerichtet und von ihm in herzlichster Weise erwidert.[20]) Selbst von den pädagogischen Verhandlungen blieb er damals nicht fern.

In Hannover machten ihm die Angelegenheiten der Polytechnischen Schule, in deren Verwaltungscommission er Vorsitzender war, durch disciplinarische Ausschreitungen der Schüler viel Mühe. Auch den übrigen Anstalten für Bildung der Handwerker und der höheren technischen Berufsarten hat er seine Fürsorge zugewendet. In dem Historischen Vereine für Niedersachsen hat er viele Jahre den Vorsitz geführt und diese Stellung erst aufgegeben, als anhaltende Kränklichkeit seine regelmäßige Theilnahme an den Sitzungen verhinderte.

Trotzdem hat er nicht blos die zahlreichen neuen Auflagen seiner älteren Schriften immer verbessert, sondern auch neue hinzugefügt. Auf Veranlassung von Perthes in Gotha übernahm er den Text zu den von Schneider gefertigten Bildnissen der deutschen Könige und Kaiser; das Werk erschien 1846 heftweise und erreichte das Zeitalter Maximilian's I., aber mit dem ersten Bande hörte das zu großartig angelegte Werk leider auf. Im J. 1860 widmete er aus Dankbarkeit und Liebe dem alten Freunde Karl Wilhelm Kortüm das für die Freunde und Verehrer des edeln Mannes bestimmte Lebensbild, nur über die Zurücksetzung, die derselbe unter der Reaction erfahren, schweigt er behutsam. Im J. 1855 behandelte er die Organisationsfrage der höheren Schulen auch theoretisch, denn er schrieb im December den Aufsatz: Auch zur Revision des Lehrplans der höheren Schulen und des Abiturienten-Prüfungsreglements mit Bezugnahme auf eine Abhandlung von Landferman in Mützell's Zeitschrift October 1855.[21]) Nur in einem Nachtrage gab er seine Meinung über zwei preußische Verfügungen vom Januar 1856, durch welche der Lehrplan modificirt und das Reglement für die Reifeprüfung abgeändert wurde. Er war in wichtigen Punkten wesentlich anderer Ansicht und hat deshalb noch in den „Erinnerungen" S. 400 einen Auszug unter der Aufschrift „Das System des gelehrten Unterrichts" gegeben.

Die Rücksicht auf seine Gesundheit nöthigte ihn zu

18) Verhandlungen S. 14. 19) Verhandlungen S. 23.
20) Verhandlungen S. 32. 65. 112. Kohlrausch hat in seinen „Erinnerungen" davon nichts sagen können, weil diese im Februar 1863 abgeschlossen sind. 21) In Mützell's Zeitschrift 1856, B. X, S. 209—258.

wiederholten Reisen nach Wiesbaden, Karlsbad hat er nur einmal besucht. Auch daheim war er oft auf längere Zeit an das Zimmer oder auch an das Bett gefesselt. Reisen waren ihm stets willkommen und er hat sie oft gemacht. In seiner Familie hat er viel Freude, aber auch manches schwere Leid erlebt. Im März 1857 wurde die Goldene Hochzeit gefeiert, aber bereits am 8. Sept. erlag die 76jährige Frau einem Choleraanfalle. Schon am 9. März 1858, nachdem er nur eine sehr kurze Wirksamkeit in Erlangen entfaltet hatte, starb der älteste Sohn, der zweite hatte sich dem ärztlichen Berufe gewidmet, der dritte war Gymnasiallehrer geworden. Der Töchter waren vier. Ueber die Hochzeiten, welche diese Kinder in seine Familie brachten, berichtet er in den „Erinnerungen". Die mit dem Alter verbundenen Hemmungen und Beschwerden wurden ihm nicht erspart. Seine Bewegung wurde langsamer, die Sinne stumpfer und besonders das Gehör immer schwächer; gleichwol rechnete er sich in seiner Zufriedenheit und Ergebenheit zu den Glücklichen auf dieser Erde. Aber der welfisch Gesinnte hat noch erlebt, daß sein Heimatland durch Gesetz vom 20. Sept. 1866 mit dem preußischen Staate verbunden wurde, denn erst am 30. Jan. 1867 ist er in seinem 87. Lebensjahre gestorben. So erlebte er nicht mehr die Auflösung des Ober-Schulcollegiums, das mit dem 1. Oct. d. J. in ein preußisches Provinzial-Schulcollegium verwandelt wurde.

Hauptquellen sind Kohlrausch' „Erinnerungen aus meinem Leben" (Hannover 1863)) mit einem guten Bildnisse des Verfassers, aber auch mit mancherlei Fehlern, besonders in Namen. Dazu Schmalfuß, Nekrolog auf F. Kohlrausch (Hannover 1867). Das Gedenkbuch von G. Freytag „Wolf Graf Baudissin" 1880 war mir nicht zugänglich. Hettner, Klein. Schr. S. 121, gedenkt des Verhältnisses zu Kohlrausch flüchtig. Kümmel, in der Allgemeinen Deutschen Biographie XVI, S. 450, hat wol nur die Erinnerungen benutzt. *(F. A. Eckstein.)*

KOHLRAUSCH (Rudolf Hermann Arndt), deutscher Physiker, Sohn des vorigen, ward am 6. Nov. 1809 zu Göttingen geboren, besuchte das dortige Gymnasium, studirte an der dortigen Universität und widmete sich hierauf dem mathematisch-physikalischen Lehrfache, und zwar bekleidete er folgeweise die Lehrerstelle für Mathematik und Physik von 1833 an der nachmals aufgehobenen Ritterakademie zu Lüneburg, von 1835—1849 am Gymnasium zu Rinteln, von da an der Polytechnischen Schule zu Kassel und von 1851 am Gymnasium zu Marburg; daneben war er von 1853 an zugleich außerordentlicher Professor an der dortigen Universität. Im J. 1857, ein Jahr vor seinem Tode, ward der schon seit einiger Zeit kränkliche Kohlrausch als ordentlicher Professor der Physik an die Universität Erlangen berufen. Dort starb er am 9. März 1858. Seine Arbeiten und Untersuchungen bewegten sich mit geringer Ausnahme auf dem Gebiete der Elektricität. Zu diesen Ausnahmen gehört vor allen Dingen seine philosophische Doctordissertation „De avium saccorum aëriorum utilitate" (1832) und eine Programmabhandlung über Treviranus' Ansichten vom deutlichen Sehen in verschiedenen Entfernungen (Rinteln 1836). Seine sämmtlichen übrigen Arbeiten fanden Aufnahme in Poggendorff's Annalen der Physik. Es sind der Reihe nach folgende: Ueber das Dellmann'sche Elektrometer (Poggendorff's Annalen LXXII, 1847 und LXXIV, 1848). Ueber die Verbindung des Condensators mit diesem Elektrometer (Ebenda LXXV, 1848). Ueber die Proportionalität der elektromotorischen Kraft mit der elektroskopischen Spannung an den Polen (Ebenda, derselbe Band). Ueber die elektroskopischen Eigenschaften der geschlossenen galvanischen Kette (Ebenda LXXVIII, 1849). Ueber den Ursprung der elektromotorischen Kraft der Daniell'schen Kette (Ebenda LXXIX, 1850). Versuch zur numerischen Bestimmung der Stellung einiger Metalle in der Spannungsreihe (Ebenda LXXXII, 1851). Zur Erklärung der elektromotorischen Kraft der Grove'schen Kette (Ebenda, derselbe Band). Ueber die elektrischen Differenzen und Faraday's Schwefelkaliumkette (LXXXVIII, 1853). Das Sinuselektrometer (Ebenda, derselbe Band). Theorie des elektrischen Rückstandes in der Leidener Flasche (Ebenda XCI, 1854). Ueber die elektrischen Vorgänge bei der Elektrolyse (Ebenda XCVII, 1856). Ueber Regnault's Bestimmungen des specifischen Gewichtes der Luft und des Wassers (Ebenda XLVIII, 1856). Praktische Regeln zur genauen Bestimmung des specifischen Gewichtes (Schriften der Naturforschenden Gesellschaft zu Marburg 1856). — Mit Wilhelm Weber veröffentlichte er: Elektrodynamische Maßbestimmungen u. s. w., in den Abhandlungen der Königlich-Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (V, 1856). Ein Auszug hieraus befindet sich in Poggendorff's Annalen (XCIX, 1857). *(H. A. Weiske.)*

KOHREN, Städtchen im Königreiche Sachsen, Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Borna, am Thale des zwischen Kohren und Frohburg in die Wyhra (ein Seitengewässer der Pleiße), mündenden Rathebaches gelegen; die Einwohner (1880: 1038) treiben außer Feldbau hauptsächlich Töpferei. Die Hauptmerkwürdigkeit Kohrens bilden die Ueberreste der alten Burg, zwei mächtige auf einem vorspringenden Bergrücken 43 Meter voneinander entfernt stehende Thürme mit 4 Meter dicken Mauern, die einst durch einen Zwischenbau verbunden gewesen sind. Die ursprünglich im romanischen Stile gebaute und dem heil. Gangloff geweihte Kirche stammt in ihren ältesten Theilen aus dem 13. Jahrh., hat aber mehrere Umgestaltungen, die durchgreifendste 1517, erfahren. Eingepfarrt in dieselbe sind Sahlis, Terpitz, Walditz, Linda und Meusdorf; Tochterkirche ist Jahnshain. Collator ist die Rittergutsherrschaft zu Sahlis.

Kohren, urkundlich Choryn, Chorun, war wahrscheinlich in der Schenkung inbegriffen, welche Kaiser Otto II. im J. 974 dem Bisthume Merseburg mit der Stadt Zuengouua (Zwenkau) und den Waldungen im Gau Chutizi, Ausläufern des großen Miriquidiwaldes, machte [1]) und die bei Aufhebung des Stifts im J. 987

---

1) Codex dipl. Saxon. reg. I, 1, 19.

an das Erzbisthum Magdeburg, zehn Jahre später aber durch Tausch an Kaiser Otto III. überging, der wiederum diese Waldungen an den Markgrafen Ekkehard I. von Meißen abtrat.[2]) Nach Wiederherstellung des Bisthums Merseburg sprach zwar Kaiser Heinrich II. um 1005 demselben auch dieses Besitzthum wieder zu, dennoch aber versuchten Ekkehard's I. Söhne, Markgraf Hermann und Ekkehard, nachdem ein von ihnen gestellter Tauschantrag erfolglos geblieben und trotzdem daß ihre Rechtsansprüche zu Magdeburg in Gegenwart des Kaisers ausdrücklich zurückgewiesen worden waren, die Waldung sich mit Gewalt anzueignen, indem sie ohne Rücksicht auf die Klagen des Bischofs Thietmar zwei hohe Gehege zum Wildfang darin aufrichten ließen. Als nun Ostern 1018 herankam, entschloß sich Bischof Thietmar, angelockt durch das schöne Wetter und die Wegsamkeit der Straßen und zumal er diese Gegend seines Sprengels noch nie besucht hatte, die Sache an Ort und Stelle sorgfältig zu untersuchen. Am 2. Mai, einem Freitage, langte er auf seinem Hofe Kohren an und reichte dort der zusammenströmenden Gemeinde das heilige Mahl; als er aber die Netze am Wege stehen sah, ließ er sie zerhauen und belegte darauf von Rochlitz aus die unrechtmäßige Benutzung des Forstes mit der Strafe des Bannes. Nach Kohren zurückgekehrt hörte er, daß Ekkehard's Mannen die Seinen bedrohten, indessen versprach dessen Bruder, der Kanzler Gunter, der gerade bei Thietmar übernachtete, seine Vermittelung. Die markgräflichen Brüder gelobten Frieden, doch hinderte dies nicht, daß ihre Lehensleute sechs von des Bischofs Leuten mishandelten und ihre Wohnungen zerstörten.[3]) Später erscheint Kohren als ein markgräflich meißnisches Lehen im Besitze der Herren von Chorun. Im J. 1190 ist Heinrich von Chorun[4]) als Zeuge gegenwärtig bei Bestätigung des Verkaufs von Markranstädt an das Kloster Zelle, zehn Jahre später auf dem Landtage zu Colmen, 1206 zu Dresden als Zeuge bei der Entscheidung einer Irrung zwischen dem Bischofe von Meißen und dem Burggrafen Heinrich von Dohna, 1214 bei einer gleichen über die Zehnten im Burgwart Gozne zwischen dem Domkapitel und Arnold von Mildenstein. Auch gehörte er zu denen, welche das von Kaiser Otto IV. mit Markgraf Dietrich dem Bedrängten zu Frankfurt geschlossene Bündniß beschworen und war unter des letztern Gefolge, als der Kaiser am 14. April 1213 das von demselben gestiftete Thomaskloster zu Leipzig bestätigte. Zuletzt wird er 1220 als Zeuge erwähnt in der Bestätigungsurkunde des Markgrafen Dietrich über die Schenkung, welche Günther von Rochsburg dem Kloster Buch mit dem Dorfe Hohenkirchen gemacht hatte. Die Angabe des G. Fabricius[5]), im J. 1020 (etwa 1220?) hätten Markgraf Dietrich und Bischof Dietrich von Meißen das Schloß Kohren zerstört und bei Acht und Bann seine Wiederaufbauung verboten, ist ganz verworren; sie läßt sich aber vielleicht auf eine Theilnahme der Herren von Chorun an der Fehde des osterländischen Adels gegen Markgraf Dietrich deuten. Der letzte aus diesem Geschlechte, welcher erwähnt wird, ist Thimo von Chorun, der 1303 in einem Kaufbriefe des Klosters Buch vorkommt. Nachdem Kohren den Markgrafen von Meißen heimgefallen war, setzten diese Burgmänner daselbst ein. Ein solcher Burgmann von Kohren war Friedrich von Schönburg, wahrscheinlich derselbe, der 1358 als Besitzer von Crimitzschau starb und 1355 an der Fehde anderer Edelleute gegen Markgraf Friedrich den Strengen betheiligt war; vielleicht zur Strafe dafür wurde ihm das Burglehen von Kohren entzogen und dem Burggrafen Otto II. von Leisnig verliehen; dieser aber verzichtete darauf in dem Vertrage, welcher 1357 die Fehde zwischen Friedrich dem Strengen und dem Vogte Heinrich von Plauen beendigte, zu Gunsten des letztern, seines Schwiegersohnes. Als im J. 1382 Landgraf Balthasar und Markgraf Wilhelm I. die wettinischen Lande mit ihren Neffen, Friedrich's des Strengen Söhnen, theilten, fiel Kohren den letztern zu und sie belehnten am 25. Juli 1388 ihre Vettern Konrad und Dangwart von Harburg und, wenn diese ohne rechte Leibeserben stürben, Günthern von Konriz, Burgmann zu Kohren, mit dem im Dorfe Sahlis gelegenen Vorwerke; dies ist das erste mal, daß Sahlis als Ritterlehen erwähnt wird. Beim Erlöschen der Vögte von Plauen kam Schloß Kohren lehensweise an Hans von Lanse; unter ihm wurde 1398 Syverd von Schönefeld Burgmann zu Kohren und erhielt für die Vertheidigung des Schlosses: Acker, soviel mit einem Pfluge bestellt werden kann, Holz und Wiesen, 2 Schock 12 Groschen freiberger Münze jährliche Zinsen, zwei Pfund Wachs, zwei Teiche und die Lehen über die Kapelle bei der Pfarrkirche zu Kohren mit 1 Schock 19 Groschen zu Sahlis und 4 Groschen daselbst jährliche Zinsen und einem Teiche zu Sahlis. Als Hans von Lanse 1428 ohne Leibeserben starb, verkauften die Herzoge Friedrich II. und Sigismund, denen Kohren nach der Erbeinigung von 1410 gehörte, das Schloß Kohren mit allem Zubehör Sonnabend St.-Elisabeth 1429 an Melchior von Meckau, der damit zugleich mit seinem Bruder Balthasar beliehen wurde. Beider Vater besaß schon vorher Grundstücke bei Kohren, u. a. das Vorwerk Lindischberg, die seine Witwe Margaretha zum Leibgedinge erhielt; 1448 wurden Melchior's Sohn und der Balthasar's, Helfreich von Meckau, von Burggraf Otto III. von Leisnig mit allen Gütern belehnt, welche ihre Väter von ihm zu Lehen gehabt hatten. Helfreich heirathete seine verwitwete Tante Elisabeth, deren Leibgedinge in einigen Gütern bei Altenburg bestand, und nachdem er diese durch ein unbekanntes Verbrechen verwirkt hatte, erhielt Georg von Meckau auf Fürbitte seines Oheims, des kurfürstlichen Obermarschalls, Hildebrand's von Einsiedel auf Gnandstein, Sonntag nach St.-Martinstag 1450 die Anwartschaft darauf für den Fall von seiner Mutter Elisabeth Tod. Im J. 1451 verkauften letztere und ihr Gemahl das Vorwerk Sahlis an ihren Sohn Georg von Meckau; nach dessen Tode aber im J. 1454 fielen alle Güter desselben auf

2) Ibid. 48 a. 997, 20. Aug. 3) Thietmar III, 10. SS. III, 867. 4) Wenn dieser nicht auf das in der Nähe von Nossen bei Rüsseina gelegene Dorf Choren zu beziehen ist. Beyer, Alt-Zelle S. 288. 5) Suppl. Chron. Misn. ad a. 1020.

Grund einer von Kurfürst Friedrich dem Sanftmüthigen Montag nach Allerheiligen 1453 erhaltenen Eventualbelehnung an Hildebrand von Einsiedel, der auch noch einige andere Vorwerke in der Nachbarschaft dazukaufte und alle diese Besitzungen 1455 zu einem Gute, dem jetzigen Rittergute Sahlis, vereinigte. Im folgenden Jahre kaufte er Zinsen zu Meusdorf für 100 neue Schock vom Kapitel der St.-Georgskirche auf dem Schlosse zu Altenburg und tauschte von demselben gegen Zinsen in altenburgischen Dörfern andere zu Jahnshain, Meusdorf und Bocka ein. Die Ansprüche, welche 1458 nach Helfreich's von Meckau Tode dessen Söhne Melchior, Balthasar und Kaspar auf Kohren erhoben, beseitigte er in einem zu Grimma geschlossenen Vergleiche durch Zahlung einer Abfindung von 400 alten Schock. Nachdem er bereits 1455 das Kirchlehen und die Erbgerichte zu Flemmingen von Hans von Kauffungen an sich gebracht, kaufte er 1459 noch 1 Schock 10 Groschen jährliche Zinsen ebendaselbst und zu Frommsdorf von Hans von Zehmen zu Imnitz dazu; in demselben Jahre erwarb er auch das Dorf Langenleuba-Oberhain. Hildebrand's von Einsiedel (gest. 1461) Schwester Elisabeth war mit Kunz von Kauffungen vermählt, woher es sich erklärt, daß dieser in einigen Kohren betreffenden Urkunden als Zeuge erscheint. Daß Kunz die Nacht vor dem Prinzenraube auf Schloß Kohren zugebracht, ist Sage. Das Burglehen zu Kohren besaßen bei Hildebrands Tode die beiden Brüder Heinrich und Wenzel von Rüdigsdorf, die dasselbe 1471 nebst einem Theile des Vorwerks Rüdigsdorf und Zinsen zu Neumörbitz, Schönbach, Meusdorf und Linda an Hildebrand's Sohn, Heinrich von Einsiedel, verkauften. Bei der Theilung, welche dessen Söhne 1534 vornahmen, kamen Kohren nebst Sahlis, Scharfenstein und Wolftitz an Heinrich Abraham von Einsiedel. Da dieser keine männlichen Erben hatte, fielen bei seinem Tode 1564 seine Güter an seines Bruders Heinrich Hildebrand fünf Söhne; das Schloß Kohren, welches bereits damals nicht mehr bewohnbar war und ausdrücklich als wüst bezeichnet wird, erhielt nebst Sahlis der älteste, Heinrich IV., dessen Sohn Georg Heinrich das 1596 durch eine Feuersbrunst in Asche gelegte Rittergut Sahlis 1602 an Wolf Löser auf Brandis für 60,000 Fl. zu veräußern sich gezwungen sah. Diese Familie besaß daher auch Kohren während des Dreißigjährigen Kriegs, der auch über diese Gegend schreckliche Verheerungen brachte. Am Michaelistage 1632 wurde es durch Holke's Kroaten in Brand gesteckt und was diese übriggelassen hatten, raubten abwechselnd die Schweden und die Kaiserlichen 1641 fg. In dieser Noth bildete Hans Löser aus seinen waffenfähigen Unterthanen eine 203 Köpfe starke bewaffnete Schutzwachmannschaft und gab ihnen in der sogenannten alten Schloßordnung eine Anweisung zur Selbstvertheidigung. Unter Kurt Löser wurden am 12. Juli 1656 die Innungsartikel der Schneider, Schuhmacher, Fleischhauer, Böttcher und Tischler zu Kohren bestätigt, wurde auch mit Erbauung des jetzigen Dorfes Sahlis an Stelle des abgebrochenen alten, sowie mit der der Häuser am alten Schlosse und im sogenannten Baumgarten zu Kohren der Anfang gemacht. Von den Löser kaufte das Gut 1700 Joh. Friedr. von Eckhardt, hannoverscher Kammer- und Bergrath, veräußerte es aber schon 1720 wieder an Kurt Abraham von Einsiedel auf Gnandstein gegen 22,300 Thaler baar und die beiden Güter Döllnitz und Burg im Saalkreise. Nachdem er und sein Sohn, Hans Abraham, einzelne Stücke davon verkauft hatten, überließ letzterer am 4. Mai 1754 das ganze Gut für 69,000 Thaler dem Kammerrathe Georg Leberecht Crusius, der 1778 auch das Lindenvorwerk von den Brüdern Eckhardt zurückkaufte und auf die Verschönerung seines Besitzthums große Summen verwendete. Nach seinem am 21. Oct. 1805 erfolgten Tode erbte dasselbe sein Sohn Siegfried Leberecht, Buchhändler zu Leipzig, der 1810 das Rittergut Rüdigsdorf dazukaufte und beides 1824 seinem einzigen Sohne, Dr. Heinr. Wilh. Leb. Crusius, hinterließ. Durch diesen, einen Mann von bedeutender Intelligenz und großem Gemeinsinn, sind diese Güter zu wahren Musterwirthschaften erhoben worden.

Wann das östlich von der Burg gelegene Städtchen Kohren gegründet worden, läßt sich nicht ermitteln; gewiß ist, daß es im J. 1453 mit dem Stadtrechte begnadigt war. Um sein Emporkommen zu fördern, wirkte ihm Hildebrand von Einsiedel 1456 vom Kurfürsten Friedrich II. das Recht aus, einen Wochenmarkt zu halten, sowie die Bestätigung des Rechts, Bier zu brauen und sowol im ganzen und einzelnen zu verkaufen. Bis zur Einführung der Städteordnung im J. 1834 fand in Kohren die besondere Einrichtung statt, daß das Bürgerrecht nur auf 26 Häusern ruhte. Einige Bürger besitzen Grundstücke in der wüsten Mark Eckertsberg. Eine Kirche hat Kohren schon im J. 1266 gehabt, da unter den Zeugen einer Schenkung Markgraf Heinrich's des Erlauchten an die Katharinenkirche zu Geithain sich auch der Pleban Heraldus zu Kohren befindet. Das Hospital, 1537 bestätigt, ist eine Stiftung derer von Einsiedel.[6]) Valentin König, der bekannte Verfasser der Adelshistorie, war Stadtschreiber zu Kohren. *(Th. Flathe.)*

KOJETEIN, eine Stadt in Mähren, an der March, in einer Meereshöhe von 200 Meter, 49° 21′ nördl. Br. und 34° 58′ östlich von Ferro gelegen, hat 4888 Einwohner (darunter über 700 Israeliten) mit böhmischer Umgangssprache, ist der Sitz eines Bezirksgerichtes und gehört zum politischen Bezirk Prerau. Kojetein ist eine Station der Mährisch-Schlesischen Nordbahn. Von industriellen Unternehmungen daselbst sind die bedeutendsten eine Brauerei, eine Zuckerfabrik und eine landwirthschaftliche Actien-Mälzerei. Kojetein ist ein Hauptabsatzort für die Gerste und den Weizen der Hanna und seine Getreidemärkte sind von hervorragender Bedeutung.

Der olmützer Herzog Otto soll bereits im J. 1059 die Pfarre in Kojetein gestiftet, die Kirche daselbst nebst einem festen Schlosse erbaut und den Ort vergrößert haben; doch steht nur fest, daß Kojetein unter dem Namen „Ko-

6) Scheubner in Sachsens Kirchengalerie X, 65 fg.

jate“ als Dorf urkundlich im J. 1059 vorkommt. Im 13. Jahrh. wurde Kojetein von dem Landesfürsten an das prager Erzbisthum geschenkt. Im J. 1280 wird Kojetein urkundlich als Stadt erwähnt. Im J. 1406 erneuerte der prager Erzbischof der Stadt ihre durch Feuersbrünste vernichteten Privilegien. In den Hussitenkriegen wurde Kojetein im J. 1423 von den Hussiten erobert, geplündert und niedergebrannt, wobei mehr als 1000 Einwohner im Flusse Rusawa ertränkt worden sein sollen. Zur Hebung ihres Wohlstandes verlieh König Georg der Stadt im J. 1459 zwei Jahrmärkte. Im Dreißigjährigen Kriege war in Kojetein einige Wochen hindurch im J. 1643 das Hauptquartier des kaiserlichen Heeres unter Graf Matthias von Gallas. *(Ferd. Grassauer.)*

KOJUNLU ist im Türkischen ein von dem Worte Kojun, der Hammel, gebildetes Beiwort, welches im Deutschen eines Aequivalents entbehrend mittels einer Präpositional-Umschreibung wiedergegeben werden muß. Mit den Wörtern kara, schwarz und ak, weiß zusammengesetzt, bezeichnet es zwei verwandte turkomanische Stämme, welche, von der großen, unter den centralasiatischen Steppenbewohnern durch Dschingis-Khan angeregten Bewegung fortgerissen, Ende des 13. Jahrh., während der Regierung des Argun-Khan, eines Enkels Hulaku's, nach den islamitischen Culturländern auswanderten, um sich neue Wohnsitze zu suchen. Zu wechselseitiger Unterscheidung führten dieselben einen schwarzen und einen weißen Hammel in der Standarte, und diese Embleme ergaben ihre Benennung, welche so allgemein wurde, daß ihr eigentlicher, wahrscheinlich gemeinschaftlicher Stammesname darüber in Vergessenheit gerieth. Die vom Schwarzen Hammel, karakojunlu, unterwarfen sich die Quellgegend des Halys und Hoch-Kappadocien; die vom Weißen Hammel, akkojunlu, die Gegend von Diarbekr und Süd-Armenien. Ein Jahrhundert lang scheinen sie je an den Weideplätzen ihrer Länder und den Tributzahlungen der alten Bewohner derselben ihr Genüge gefunden zu haben; unstreitig aber mehrten sie sich an Zahl und Reichthum und behielten unter erblichen Stammeshäuptern ihre alte kriegerische Tüchtigkeit bei.

In die Geschichte sehen wir zunächst die Dynastie vom Schwarzen Hammel eintreten. Dieselbe hatte in nicht genau festzustellender Zeit das südöstliche Armenien und die benachbarten Districte Aserbeidschâns gewonnen und residirte in der Stadt und Festung Wan am Ostufer des gleichnamigen Sees. Der erste bekannte Herrscher, Beg war damals noch der Titel, hieß Mohammed (bei Malcolm, Hist. of Persia, Kara-Mohammed) und war ein Zeitgenosse Timur's, welcher im J. 1388 seine Hauptstadt Wan erstürmen und ausplündern ließ. Der Machtentwickelung des Staats scheint dies wenig Abbruch gethan zu haben, denn Mohammed's Sohn, Kara Jussuf, wird von den Historikern bereits einfach als der Gebieter von Aserbeidschân bezeichnet. Dieser letztere zog sich, wie es scheint, durch seine Bemühungen, eine Coalition wider den mächtigen Tatarenkaiser zu Stande zu bringen, aber auch dadurch, daß er einen Feldherrn desselben, Otlamusch, Commandanten der Burg von Awenik, aufgegriffen und dem Mamlukensultan Berkûk von Aegypten übergeben hatte, die tödlichste Feindschaft Timur's zu. Als nun Timur im J. 1399 von seiner glorreichen Expedition nach Hindostan zurückkehrte, fühlte Kara Jussuf sich in seinem Lande nicht mehr sicher, sondern flüchtete mit seinem Schicksalsgenossen, dem Sultan Ahmed Tschelair, letztem Il-Khan von Bagdad, nach Aegypten, woselbst der Sultan Berkûk wol beide gastlich aufnahm, jedoch Bedenken fand, sich von ihnen zum Kriege wider Timur fortreißen zu lassen. Das Vergebliche ihrer desfallsigen Bemühungen einsehend, verließen die beiden Fürsten nach längerm Verweilen Aegypten und begaben sich an den Hof des türkischen Sultans Bajasid I. Jyldyrym, welchem sie zuerst von den feindseligen Absichten Timur's auch gegen ihn Nachricht brachten. Timur hatte noch in dem Jahre 1399, um Bajasid zu schrecken und zugleich eine Beleidigung an ihm zu rächen, die türkische Stadt Siwas (Sebaste) in Kappadocien zerstört, hatte sich dann aber südwärts wider die syrischen Länder des ägyptischen Sultans gewandt, die Armeen desselben geschlagen, Aleppo, Damascus und andere Städte geplündert und verheert, war dann nach dem Irak gezogen, um sich Bagdad zu unterwerfen, und erschien nunmehr, gegen jede Diversion gesichert, an der Ostgrenze der osmanischen Monarchie. Entehrende Friedensbedingungen, welche er dem Sultan Bajasid bot, unter denen die Auslieferung Kara Jussuf's als eines „Straßenräubers, der sogar die Mekka-Pilger ausgeplündert“, eine der vornehmlichsten war, wurden verworfen, Timur rückte mit gewaltiger Heeresmacht in Anatolien ein und traf bei Angora auf den Sultan, welcher eine furchtbare Niederlage erlitt und selber gefangen wurde. Kara Jussuf, im Gefolge Bajasid's gegen den gemeinsamen Feind ausgezogen, hatte sich mit dem ältesten Sohne desselben nach Brussa geflüchtet, von wo er, als die Tataren nachrückten, nach Cäsarea entkam. In dieser Stadt, welche — so scheint es — von den Tataren unbehelligt blieb, fand er ein sicheres Asyl, bis Timur's Tod im J. 1407 ihm die Rückkehr in seine Staaten gestattete. Allerdings hatte Timur das Land Aserbeidschân seinem Sohne Mirân-Schah vermacht; jedoch scheint dieser nicht einmal einen Versuch gemacht zu haben, sich gegen Kara Jussuf zu behaupten, welcher nunmehr in Tabris seine Residenz nahm und seine Herrschaft noch über Bagdad ausdehnte, nachdem er den Ilkhan Ahmed Tschelair, seinen ehemaligen Genossen, besiegt, gefangen genommen und eigenhändig ermordet hatte. Er starb im J. 1420, als er eben einen Feldzug wider Schah-Rokh, einen der Söhne Timur's, vorbereitete. Sein Sohn und Nachfolger, Iskender, erbte auch diesen Krieg, welcher für ihn unglücklich ausfiel, indem sein jüngerer Bruder, Dschihân-Schah, sich auf die Seite des Feindes stellte; beim Friedensschluß nöthigte ihn Schah-Rokh, die Hauptstadt Aserbeidschâns, Tabris, seinem Bruder abzutreten, worauf er, wie es scheint, seine Residenz wieder nach Wan verlegte. Nun empörten sich aber seine Söhne gegen ihn und bekriegten ihn, unterstützt von ihrem Oheim Dschihân-Schah, bis er erlag und umgebracht wurde. Dschihân-Schah bemächtigte sich

darauf der Krone und herrschte in Georgien, Armenien, Aserbeidschân, Fars, Kerman und einem Theile des Irak. Doch auch gegen ihn empörten sich seine Söhne, welche er in Tabris und in Bagdad als Statthalter eingesetzt hatte (1464), und kaum hatte er dieselben zur Unterwerfung gezwungen, als er, von dem Haupte der Akkojunlu-Dynastie, Usûn Hassan, angegriffen, in einem Gefechte fiel. Sein Sohn und Nachfolger, Hassan Ali, bemühte sich vergeblich, sich gegen diesen neuen Gegner zu behaupten, welcher ihn gefangen nahm und hinrichten ließ, um sodann das ganze Geschlecht auszurotten.

Die Nachrichten über die Dynastie vom Weißen Hammel, Ak-Kojunlu, gehen weiter zurück, jedoch beschränken sie sich im Beginn auf die Namen zweier Stammeshäupter, von deren Thaten wir nichts erfahren, nämlich des Ala-ed-Dîn Tur Ali Beg, der um 1290 blühte, und seines Sohnes, Fahr ed-Dîn Kotli Beg, um 1330. Wahrscheinlich ein Enkel des letzteren war Kara Juluk Osman Beg, ein Zeitgenosse Timur's und Kara Jussuf's, mit letzterm verfeindet und deshalb ein Anhänger des erstern, den er politisch und militärisch unterstützte. Osman residirte, wie wol auch seine Vorgänger, zu Diarbekr im nördlichen Mesopotamien; zu seinen früheren Besitzungen erwarb er durch Timur's Gunst die wichtige Festung Mardin, einen Theil von Aserbeidschân u. a. m. Darüber aber gerieth er nach Timur's Tode in Krieg mit den Kara-Kojunlu und fiel vor Erserûm im Kampfe gegen Iskender, den Sohn des Kara Jussuf. — Auf Kara Juluk Osman folgte sein Sohn Hassan. Gegen diesen empörten sich aber seine Neffen Dschihângîr und Usûn-Hassan,*) die Söhne eines früh verstorbenen Sohnes Kara Juluk's, besiegten ihn und brachten ihn sammt allen seinen Familiengliedern um. Auch Dschihângîr, der ältere der beiden Neffen, welcher nunmehr den Thron bestieg, hatte eine unglückliche Regierung, denn alsbald erhob sein Bruder Usûn Hassan Ansprüche auf eine autonome Theilherrschaft und machte sich durch List zum Herrn der Hauptstadt Diarbekr, von welcher aus er Deweli-Hissar, ein Schloß am Südostfuße des Ardschisch Daghy, und einen Theil von Ost-Anatolien eroberte. Dschihângîr starb 1467 und nunmehr wurde Usûn Hassan Alleinherrscher der Ak-Kojunlu.

Wie, den geographischen Erfordernissen ihrer Gebiete entsprechend, zur Zeit Timur's die Kara-Kojunlu Feinde der Tataren und Freunde der Osmanen gewesen waren, so die Ak-Kojunlu umgekehrt. Galt es doch für diese letztern, sich gegenüber der schon von Brussa aus gewaltig aufstrebenden Macht der Pforte zu behaupten, ein Ziel, das nur durch die Verbindung aller bedrohten Dynastien Kleinasiens und der benachbarten Ostländer zu erreichen schien. Besonders innig waren die Beziehungen zu den Karamaniern und zu den christlichen Kaisern von Trapezunt. Schon Kara Juluk war mit einer kaiserlichen Komnenin vermählt gewesen, und ebenso waren die Gemahlin des Usûn Hassan sowie wahrscheinlich seine Mutter trapezuntische Prinzessinnen. Mit Deweli-Hissar war der Grund zu einer Gebietserwerbung gelegt, durch welche rechts das trapezuntische Gebiet mit dem karamanischen links in Verbindung gesetzt wurde und die Flut der osmanischen Eroberungen wirksam eingedämmt schien. Schwerlich würde auch die Pforte sich diese Beleidigung haben gefallen lassen, wenn nicht in Europa, wo ihr Joh. Hunyadi gegenüberstand, noch wichtigere Interessen auf dem Spiele gewesen wären, welche ihre kriegerische Thätigkeit ganz in Anspruch nahmen. Nachdem Murad's II. gewaltiger Sohn, Mohammed II., im J. 1454 Konstantinopel genommen, wurde auch dies anders. Es galt nunmehr, auch im Osten die durch Timur gestörten großen Pläne des Hauses Osman wieder aufzunehmen, und zu diesem Zwecke mußte der am wenigsten widerstandsfähige der noch bestehenden anatolischen Staaten, das Kaiserthum Trapezunt, fallen. Auf seinem Zuge dahin im J. 1461 wandte sich Mohammed zunächst gegen Usûn Hassan, den er zu einem Separatfrieden unter Preisgebung seines Schwagers, des Kaisers David des Komnenen, nöthigte, worauf die Eroberung Trapezunts leicht von statten ging. Um so mehr war Usûn Hassan nunmehr bedacht, sich in Karamanien einen sichern Rückhalt zu schaffen. Im J. 1463 war der Fürst dieses Landes Ibrahim Beg, ein Schwager Mohammed's II., gestorben und hatte mehrere Söhne hinterlassen, unter denen Ishâk Beg, als nicht der osmanischen Prinzessin entstammend — er war der Sohn einer Sklavin — im Volke der beliebteste war. Usûn Hassan unterstützte denselben wider den ältesten seiner Halbbrüder, Pîr Ahmed, den Neffen Mohammed's II. und eroberte für ihn das ganze väterliche Gebiet. Nun trat aber Mohammed für Pîr Ahmed ein; Ishâk wurde nach Cilicien zurückgeworfen und sein Bruder zum Herrn des Landes nördlich vom Taurus gemacht, wofür er allerdings dem Oheim durch Abtretung wichtiger Festungen seine Erkenntlichkeit bezeigen mußte. Im J. 1466 erschien Ishâk Beg wieder in dem Hochlande und veranlaßte dadurch einen abermaligen Krieg mit der Pforte, welcher, da auch die Neffen des Sultans sich für sie unzuverlässig gezeigt hatten, mit der Einverleibung der ganzen Herrschaft bis auf einige cilicische Festungen endigte. Ishâk Beg flüchtete zu Usûn Hassan und starb bald darauf. Die Interessenverwandtschaft führte diesen darauf mit den Halbbrüdern Ishâk's zusammen, welche das Land wider die Osmanen aufzuwiegeln und sich so wieder in den Besitz des väterlichen Erbes zu setzen suchten. Der Sultan sandte deshalb im J. 1471 den Wesir Kedük Ahmed Pascha in die cilicischen Küstenländer, um das Gebirge von allen Seiten zu fassen und so jeden Widerstand zu brechen. Demselben gelang es auch, sich der bedeutendsten Festungen, Alaje und Selefka (Seleucia), zu bemächtigen; an der Vollendung seiner Aufgabe aber hinderte ihn das Vorrücken Usûn Hassan's, wodurch er sich zum Rückzug aus Cilicien genöthigt sah. Unterdessen waren die Vortruppen Hassan's unter dessen Neffen Jusufdsche-Mirsa, bei welchem sich Pîr Ahmed Beg und

*) D. i. der lange Hassan; wahrscheinlich führte er den seiner Leibesstatur entnommenen Beinamen ursprünglich im Gegensatze zu seinem Oheim Hassan. Die arabischen Autoren nennen ihn Hassan ettawil, was dasselbe bedeutet.

sein Bruder Kasim Beg befanden, bis nach Hamîd vorgedrungen, und obwol ihnen ein Sieg des Beglerbeg Daud Pascha ein Ziel steckte, so sah doch Mohammed II. den Angriff für hinreichend gefährlich an, um im J. 1473 in eigener Person an der Spitze eines Heeres von 100,000 Mann zu seiner Abwehr herbeizueilen. Diese Macht nöthigte den Usûn Hassan zur Vorsicht und er zog sich in eine feste Stellung in der Euphratgegend zurück. Als er aber, durch einen über die türkische Vorhut unter Khaß-Mahmûd-Pascha gewonnenen glänzenden Sieg muthig geworden, dennoch dem Sultan selber entgegenzutreten wagte, erlitt er auf dem Terdschân-Felde in der Nähe von Ersingjân eine vernichtende Niederlage, durch welche der Krieg mit einem Schlage beendigt wurde. Einer seiner Söhne, Seinil Beg, fiel; er selber entfloh mit Zurücklassung seines Lagers und seiner Schätze nach Tabris. Doch auch der Sultan scheint seinen Sieg theuer erkauft zu haben, wenigstens verfolgte er den Gegner nicht und ließ sich an der nächsten Frucht, der vollständigen Bewältigung Karamaniens, genügen. Von Usûn Hassan's Kriege wider Dschihân Schâh und seiner Ausrottung der Dynastie vom Schwarzen Hammel ist bereits oben die Rede gewesen. Von den Folgen dieses Ereignisses haben wir noch einiges nachzuholen. Unter den Ländern der Kara-Kojunlu, welche ihm damit zufielen, war das wichtigste Aserbeidschân, nach dessen Hauptstadt Tabris er, wie früher die Nachkommen Kara Jussuf's, seine Residenz verlegte. Timûr hatte das Land seinem Sohne Miranschâh bestimmt, und dessen Sohn Abu Said glaubte nach dem Falle der Kara-Kojunlu den Augenblick gekommen, wo er sich in den Besitz setzen könnte. Indessen fiel der Versuch übel aus; Usûn Hassan schlug und tödtete ihn. Mit dem Gebiete der Kara-Kojunlu hatte derselbe auch ihre Gegnerschaft gegen die Timuriden geerbt; so griff er denn seinerseits den Schah Hussein von Khorassan, einen Urenkel Timur's, an und stieß ihn vom Throne, auf welchen er Hussein's Vetter, Jâdkjâr Mohammed, erhob. Die Niederlage auf dem Terdschân-Felde überlebte er um 5 Jahre; diese Zeit war durch einen Aufstand seines Sohnes Oghurlu Mohammed getrübt, welcher, von den Truppen des Vaters geschlagen, zu dem Feinde dieses Mohammed II. flüchtete, später von Kleinasien aus, wo ihm der Sultan Wohnsitze angewiesen, wieder in Armenien einfiel und bis vor Tabris gelangte, bei welcher Stadt er 1476 seinen Tod fand. Usûn Hassan starb zu Tabris im J. 1478, und mit ihm schwand der ephemere Glanz seines die ganze moralische Verworfenheit des damaligen Islam widerspiegelnden Hauses. Ihm folgte sein Sohn Khalil. Gleich im folgenden Jahre empörte sich gegen diesen sein jüngerer Bruder Jakûb; bei Khoi (Selmas) kam es zur Schlacht, in welcher Khalil, geschlagen, den Tod fand. Jakûb regierte darauf 11 Jahre lang und hatte in dieser Zeit schon Kämpfe mit der Saffi-Dynastie von Schirwân zu bestehen, welche bald die Schah-Würde an sich reißen sollte. Er starb 1490 zusammen mit seinem jüngeren Bruder Jussuf an Gift, welches die gemeinschaftliche Mutter ihm allein bestimmt hatte. Damit war die erste Generation der Nachkommen Usûn Hassan's vom Schauplatze abgetreten und es folgten die nicht minder von blutigen Kriegen und Treubrüchen erfüllten Regierungen der Enkel. Nacheinander bestiegen Beisankor, Rustem, Ahmed (der Sohn Oghurlu Mohammed's, Schwiegersohn des Sultans Bajasid II.), dann Murad, dann Elwend und zuletzt noch einmal Murad den Thron. Durch gegenseitige Kämpfe ebneten dieselben dem Ismail Schirwân Schah, dem Stifter der Saffiden-Dynastie, den Weg zur Regierung. Der letztere schlug den Elwend im J. 1499 bei Nakhitschewan und machte der Akko-Junlu-Herrschaft in Aserbeidschân ein Ende. Eine Weile hielt dann Murad sich noch in Bagdad, bis Ismail ihn auch von dort vertrieb. Er begab sich nunmehr nach Diarbekr, dem Stammsitze seines Hauses, und regierte daselbst noch 10 Jahre lang, bis Ismail ihn im J. 1514 auch dort aufsuchte und als den letzten Akko-Junlu tödtete.

(G. Rosen.)

Kokastrauch, s. Erythroxylon.

KOKEL oder KOCKEL, so heißt im Deutschen ein Zwillingsfluß Siebenbürgens, ungarisch wird er Küküllö, walachisch Tirnava genannt, beide Namen bedeuten so viel wie das deutsche Dornbach. Von den beiden Parallelflüssen heißt der südliche die Große Kokel, der nördliche die Kleine Kokel; sie entspringen im großen Trachytgebirge Siebenbürgens nicht weit voneinander, strömen anfangs in südwestlicher, dann mehr in westlicher Richtung, fast immer in gleicher Entfernung voneinander, schließlich wendet sich die Große Kokel nach Nordwesten, die Kleine aber nach Südosten, und so vereinigen sie sich bei Blasendorf, um dann vereint in westlicher Richtung dem Maroschflusse zuzuströmen, in welchen sie sich bei Mihálczfalva ergießen. Sie durchströmen das innere Becken Siebenbürgens fast in der Mitte, in beinahe gleichem Abstande von den Flüssen Alt und Marosch. Das Quellgebiet derselben ist ein rauhes, bewaldetes Gebirgsland, dessen mittlere Höhe über 1000 Meter beträgt; es ist von engen, tiefen Thälern durchschnitten, die fächerförmig in das Gebirgsmassiv eingesenkt sind; ungestüme Wildbäche brechen aus denselben hervor, die sich nach kurzem Laufe vereinigen. Die beiden Hauptthäler erweitern sich dann und gehören zu den schönsten, ergiebigsten und bevölkertsten Gebieten Siebenbürgens. Die mittlere Höhe derselben beträgt 320—350 Meter, blumige Wiesen und üppige Kornfelder breiten sich zwischen den zahlreichen Ortschaften aus. Sanft gerundete Bergzüge erheben sich zu beiden Seiten der Hauptthäler, die im Osten, wo sie sich an das trachytische Hargittagebirge anlehnen, ihre größte Höhe erreichen und nach Westen sich mehr und mehr erniedrigen. Die parallelen Bergzüge des innern Beckens von Siebenbürgen, welche die Thäler der Alt, der beiden Kokel, des Marosch und des Szamosch einrahmen und die betreffenden Flußgebiete voneinander scheiden, haben die charakteristische Gestaltung, wonach die südliche Abdachung derselben im allgemeinen viel kürzer und schroffer ist als die nördliche. Die Wasserscheide zieht daher in der Nähe des südlichen Fußes der Bergzüge. Diese Gestaltung finden wir na-

mentlich bei den Bergzügen, die das Thal der Großen Kokel von dem des Altflusses und die Thäler der beiden Kokel voneinander scheiden. Die nördliche Abdachung des Küküllöer Bergzuges ist meistens wohl angebaut, die Felder und Weingärten erstrecken sich fast bis zum Hauptkamm. Der viel steilere südliche Abhang dagegen ist größtentheils bewaldet, es wechseln Eichen- und Buchenbestände, nur die Seitenthäler sind bebaut, die westlicheren Gehänge sind auch mit Weingärten bedeckt. Beide Abhänge des Bergzuges sind von vielen Querthälern durchfurcht, die zum Theil ebenfalls sehr fruchtbar sind.

Die Große Kokel entspringt östlich von Parajd am Berge Kükülló-tömezö; sie fließt anfangs in südwestlicher Richtung, vereinigt sich mit mehrern Gebirgsbächen, wendet sich dann nach Osten, um den vom Ostoros-Berge herabrauschenden Sikaszó aufzunehmen, schlägt dann die Richtung des letztern Flusses ein und behält fernerhin im ganzen diese südwestliche Richtung bei. Schon bei Udvarhely ist sie zu einem bedeutenden Flusse angeschwollen; es ergießen sich aber in dieselbe weiter abwärts von beiden Seiten viele Bäche und kleinere Flüsse, die längsten und wasserreichsten münden von Süden, links in dieselbe. Die bedeutendsten der linksseitigen Zuflüsse sind: der Keißder, Köpischer, Birthälmer und Weißbach. Székely-Udvarhely, Székely-Keresztúr, Schäßburg, Mediasch und Blasendorf (Balázsfalva) sind die wichtigsten Ortschaften, welche an der Großen Kokel liegen. Bei Blasendorf vereinigt sie sich mit der Kleinen Kokel. Diese entspringt am nordwestlichen Abhange des Berges Kükülló-tömezö und fließt in südwestlicher Richtung; mehrere Wildbäche vereinigen sich mit ihr, sodaß sie schon bei Parajd ein bedeutender Fluß ist. Die längsten Zuflüsse empfängt sie ebenfalls von der linken Seite, einige ihrer Zuflüsse sind salzig, bei Parajd gibt es ganze Berge, die aus reinem Kochsalze bestehen. Die bedeutendsten Nebenflüsse der Kleinen Kokel sind der Koronder, Etéder, Nádoser und Zenderesch-Bach. In ihrem Thale liegen nur kleine Ortschaften, namentlich Parajd, Szováta, Sóvárad u. s. w. Die wichtigste Ortschaft ist Kokelburg.

Die Länge der Großen Kokel beträgt etwa 180, die der Kleinen Kokel 140 Kilom., das Flußgebiet der ersteren wird auf 5200, das der letztern auf 2080 □Kilom. berechnet. Die Große Kokel verursacht manchmal durch ihre Ueberschwemmungen große Verheerungen; ihr Wasserstand ist bedeutenden Schwankungen ausgesetzt. Im J. 1857 übertraf der höchste Wasserstand derselben bei Schäßburg um 6,2 Meter den mittlern.

(J. Hunfalvy.)

Kokkelskörner, s. Cocculus.

KOKKOLITH, körniger Augit, grüne oder schwarze, wie abgeschmolzen aussehende Krystallkörner von Augit in körnigen Aggregaten; besonders in Norwegen häufig (bei Arendal). *(E. Geinitz.)*

KOKLER COMITAT. Es gibt gegenwärtig zwei Comitate in Siebenbürgen, welche von den beiden Kokelflüssen benannt werden, nämlich das Groß-Kokeler und Klein-Kokeler Comitat (ungarisch: Nagy-Kükülló megye und Kis-Kükülló-megye). Das Groß-Kokeler oder Küküllöer Comitat wurde erst im J. 1876 bei Gelegenheit der neuen administrativen Eintheilung des Landes errichtet; es wird im Süden von den Comitaten Hermanstadt und Fogaras, im Westen vom Unter-Albenser, im Norden vom Klein-Kokeler und Udvarhelyer und im Osten vom Háromszéker und Kronstädter Comitate begrenzt. Die Bestandtheile desselben sind: der ehemalige Repser Stuhl, mit Ausnahme von zwei Gemeinden; der gewesene Schäßburger Stuhl, ebenfalls mit Ausnahme von zwei Gemeinden; der gewesene Groß-Schenker Stuhl; der Mediascher Stuhl, mit Ausnahme von sechs Gemeinden; ferner die Gemeinden Magara und Apátfalva vom ehemaligen Leschkircher Stuhl und endlich 44 Gemeinden, die vordem zum Ober-Albenser Comitat gehörten und zwischen der Großen Kokel und dem Altflusse inmitten der sächsischen Stühle getrennte Enclaven bildeten. Die erwähnten Bestandtheile des neugebildeten Comitats und ein Blick auf die Karte beweisen am besten, wie nothwendig es war, in Siebenbürgen eine neue, vernünftigere administrative Eintheilung und Arrondirung der Municipien durchzuführen; freilich wäre es das Klügste gewesen, wenn man bei Gelegenheit der Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Zustände die von der absoluten Regierung eingeführte Eintheilung des Landes in 10 Kreise und 79 Bezirke beibehalten hätte. Man hätte sich jedenfalls die Klagen der Sachsen über die Vergewaltigung derselben durch die Magyaren ersparen können.

Das Groß-Kokeler Komitat liegt größtentheils zwischen der Großen Kokel und dem Altflusse, es hat eine unregelmäßige Gestalt, doch erstreckt es sich mehr in die Länge von Osten nach Westen als in die Breite von Norden nach Süden. Das Areal desselben beträgt 3116,13 □Kilom. Ein breiter Bergzug, welcher das Thal des Altflusses von dem der Großen Kokel trennt, durchzieht es in ost-westlicher Richtung. Dieser Bergzug besteht größtentheils aus langgedehnten Rücken und abgerundeten Kuppen, die im Osten und Süden des Comitats ihre größte Höhe erreichen, im Westen aber zu niedrigen Hügeln herabsinken. Die höchsten Gipfel sind der Galgenberg bei Schäßburg, der Steinberg südöstlich von Schäßburg, der Rukforberg in der Nähe des Altflusses; sie erreichen eine Höhe von 680—790 Meter. Die höheren Berge sind bewaldet, die sanft ansteigenden niedrigeren Anhöhen sind mit Feldern und, besonders im westlichen Theile des Comitats, mit Weingärten bedeckt. Viele Thäler durchschneiden den Bergzug, das größte derselben ist das des Hartbaches, welcher in den Altfluß mündet. Den östlichen Theil des Comitats durchzieht der sogenannte Geisterwald oder das Persányer Gebirge, dessen Rücken und Gipfel viel schroffer ansteigen und auch eine bedeutendere Höhe erreichen; der sogenannte Burgberg, der sich an der östlichen Grenze des Comitats erhebt, ist 1130 Meter hoch. Der Geisterwald streicht von Süden nach Norden, der Altfluß durchbricht denselben in einem malerischen Engthale. Die Große Kokel bildet die nördliche Grenze des Comitats, der Altfluß durchschlängelt den östlichen Theil desselben und bildet dann die südliche Grenze, der Homoródbach durchschneidet es im Nordosten,

der Hartbach fließt in der Mitte desselben in südwestlicher Richtung; die übrigen Gewässer sind unbedeutende Bäche.

Das Klima des Comitats ist im Osten, in den höher gelegenen Gegenden, ziemlich rauh, sodaß daselbst die Rebe nicht gedeiht; auch in den südlichen Gegenden, in der Nähe des Altflusses, macht sich der Einfluß der hohen Fogarascher Alpen geltend, die Winter sind daselbst ziemlich streng. Am mildesten ist das Klima in den Thalgebieten des Hartbaches und der Großen Kokel. Dort wird viel und zum Theil vorzüglicher Wein erzeugt. Sonst sind Getreide, Mais, Flachs, Hanf, allerlei Gemüse und Obst die Hauptproducte des Comitats. Die Viehzucht ist bedeutend. Das Comitat ist mittelmäßig bevölkert, die Einwohnerzahl beträgt nach der Zählung von 1881: 132,154, davon sind 66,699 männlichen, 66,355 weiblichen Geschlechts. Die Walachen und Deutschen bilden auch in diesem Comitate die Mehrheit, man zählte nämlich 57,398 Deutsche (Sachsen) und 57,632 Walachen neben 12,026 Magyaren. (Die Kinder, welche noch nicht sprachen, sind bei der Aufnahme nicht mitgezählt.) Von der Gesammtbevölkerung gehören 3800 zur römisch-katholischen, 14,909 zur griechisch-katholischen, 45,853 zur griechisch-orientalischen, 58,920 zur evangelisch-lutherischen, 5999 zur reformirten (helvetischen), 2219 zur unitarischen Kirche; die Anzahl der Israeliten beträgt 722. Lesen und schreiben können 29,541 Männer, 21,036 Weiber, blos lesen können 1404 Männer und 4958 Weiber. Von der Gesammtbevölkerung sind also fast 56 Procent des Lesens und Schreibens unkundig. Das Verhältniß stellt sich um 10 Procent günstiger, wenn man die Kinder unter 7 Jahren abzieht. Noch günstiger ist das Verhältniß bei den Deutschen, die fast ohne Ausnahme zur evangelisch-lutherischen Kirche sich bekennen. Von den lutherischen Bewohnern des Comitats sind 21,349 Männer und 17,006 Weiber, zusammen 38,355 des Lesens und Schreibens kundig, folglich über 65 Procent.

In administrativer Beziehung zerfällt das Comitat in 7 Bezirke und 2 Städte mit geregeltem Magistrat. Die Bezirke sind: der Repser mit 20 Gemeinden, der Seiburger (Zsiberker) mit 14, der Groß-Schenker mit 15, der Bürgisch-Agnethlener mit 17, der Bell-Marktschelkener mit 22, der Birthälmer mit 12, der Kreischer mit 23 Gemeinden. Die Städte mit geregeltem Magistrat sind Mediasch (ungarisch Medgyes) und Schäßburg (ungarisch Segesvár). Diese beiden Städte sind die bevölkertsten Ortschaften des Comitats; Schäßburg ist der Hauptort desselben; er zählt 8788 Einwohner, darunter sind 1140 Magyaren, 4963 Deutsche, 2029 Walachen. Mediasch zählt 6489 Einwohner, darunter sind 710 Magyaren, 3470 Deutsche und 1909 Walachen. Von den übrigen Ortschaften des Comitats haben noch folgende mehr als 2000 Einwohner: Keisd oder Keißd (Szász-Kézd) mit 2011, Birthälm (Berethalom) mit 2487, Groß-Schenk (Nagy-Sink) mit 2635, Reps (Kőhalom) mit 2778 und Agnethlen (Szent-Agota) mit 3175 Einwohnern. Alle diese Ortschaften haben eine überwiegend deutsche Bevölkerung.

Das Klein-Kokeler oder Küküllöer Comitat liegt zwischen den Flüssen Marosch und Groß-Kokel zu beiden Seiten der Kleinen Kokel, fast genau im Mittelpunkte von Siebenbürgen. Es grenzt westlich an das Unter-Albenser, nördlich an das Torda-Aranyoser und Maros-Tordaer, östlich an das Udvarhelyer und südlich an das Groß-Kokeler Comitat. Die Bestandtheile desselben sind: Das ehemalige Küküllöer Comitat mit Ausnahme der Gemeinden Hidegkút und Oláh-Andrásfalva; die Gemeinden Körös, Bogács, Ober-Baaßen, Böle, Nagy- und Kis-Ekemező vom ehemaligen Mediascher Stuhl; endlich die Stadt Erzsébetváros oder Ebesfalva. Das Comitat hat die Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks, dessen Basis von der Großen Kokel gebildet wird. Das Areal desselben beträgt 1645,82 □Kilom. Zwei Bergzüge, die sich im Osten an die Trachytmassive des Görgényer Gebirges und der Hargittakette anlehnen, durchziehen das Komitat in ostwestlicher Richtung; sie bestehen meistens aus sanft aufsteigenden Höhenrücken und abgerundeten Kuppen und erreichen nirgends eine bedeutende Höhe. Die höchsten Gipfel sind nur 600—630 Meter hoch. Die beiden Haupthöhenzüge schließen das Thal der Kleinen Kokel ein, welches das Hauptthal des Comitats ist. Der Boden desselben ist sehr fruchtbar; üppige Felder und Wiesen erstrecken sich nicht blos im Hauptthale, sondern auch in den vielen Querthälern, welche die Bergzüge durchschneiden. Auch die größtentheils sanften Anhöhen sind wohl bebaut und liefern vorzügliche Weinsorten. Hauptproducte des Comitats sind: Getreide, Mais, Wein, Obst, Hanf und Flachs. Das Comitat zerfällt in 4 Bezirke, die nach den Hauptorten derselben benannt werden, nämlich von den Ortschaften Elisabethstadt, Dicsö-Szent-Márton, Radnót und Hoszúaszó; der erste Bezirk zählt 36, der zweite 30, der dritte 24, der vierte 27 Gemeinden; es gibt also zusammen 117 Gemeinden im Comitate. Die Seelenzahl beträgt nach der Volkszählung von 1881 im ganzen 92,214, darunter sind 46,155 männlichen, 46,059 weiblichen Geschlechts. Von der Gesammtbevölkerung sind 21,604 Magyaren, 16,976 Deutsche (Sachsen), 44,372 Walachen; 3999 bekennen sich zur römisch-katholischen, 33,520 zur griechisch-katholischen, 16,627 zur griechisch-orientalischen (orthodoxen), 16,794 zur evangelisch-lutherischen, 15,701 zur helvetischen, 3968 zur unitarischen Kirche. Die Israeliten zählen 1246 Seelen. Von der Gesammtbevölkerung können lesen und schreiben 10,986 Männer, 6519 Weiber, blos lesen können 1045 Männer und 2329 Weiber, von den Männern sind also 70,44, von den Weibern aber 82,48 Procent Analphabeten. Die volkreichste Ortschaft des Comitats ist Elisabethstadt (ungarisch Erzsébetvárosa oder Ebesfalva); diese Stadt war einst sammt dem dazugehörigen Dominium ein Apaffi'sches Gut und der Lieblingssitz des Fürsten Michael I. Nach dem Erlöschen dieser Familie kam es in den Besitz des Fiscus und wurde später dem siebenbürgischen Hofkanzler, Grafen Gabriel Bethlen, verliehen, der es dann der armenischen Gemeinde verkaufte, welche durch landesfürstliche Verleihung in dem Besitze bestätigt wurde. Die Einwohner der Stadt sind auch heute

noch größtentheils Armenier, die sich aber vollständig magyarisirt haben; sie bekennen sich zur armenisch-katholischen Kirche und beschäftigen sich vorzüglich mit Handel. Die Stadt liegt an der Großen Kokel, sie ist regelmäßig gebaut und hat einige ansehnliche Gebäude; sie zählt 2500 Einwohner. Es gibt im ganzen Comitate keinen zweiten Ort, der mehr als 2000 Einwohner zählt; nächst Elisabethstadt ist Dicsö-Szent-Márton mit 1958 Einwohnern die bevölkertste Ortschaft; es ist jetzt der Hauptort des Comitats. Kokelburg (ungarisch Küküllövár), von welchem das Comitat den Namen erhalten hat, zählt blos 1290 Einwohner. Dieser Marktflecken liegt an der Kleinen Kokel und ist jetzt ganz von Ungarn und Walachen bewohnt. Eine Viertelstunde von dem Flecken entfernt liegt das weitläufige Schloß, welches von der gräflich Bethlen'schen Familie an der Stelle des früheren, der Apaffi'schen Familie gehörigen erbaut wurde. In Radnót an der Marosch befindet sich ein merkwürdiges Schloß, welches Fürst Rákóczi I. durch einen venetianischen Baumeister aufführen ließ. Die von Sachsen bewohnten Dörfer Nadesch (ungarisch Szász-Nádas) und Zendersch (ungarisch Szenaverös) erzeugen den besten Wein. *(J. Hunfalvy.)*

Kokosnuss, s. Cocosnüsse.

Kokospalme, s. Cocos.

KOKYTOS (*Κωκυτός*, heutzutage *Βωβός*), nordwestlicher Nebenfluß des Acheron in Thesprotien, in den er westlich von der *Ἀχερουσία λίμνη* mündet, in wilder, schauerlicher Gegend, mit bitterm Wasser (*ὕδωρ ἀτερπέστατον*, *Paus.* D. G. 1, 17, 5). Zugleich mit dem Acheron wurde sein Name auf die Flüsse der Unterwelt übertragen; bei Homer (Od. 10, 514) ergießt er sich als Arm des Styx mit dem Periphlegethon in den Acheron, während Virgil (Aen. 6, 295) letztern in den Kokytos münden läßt. *Aesch.* Agam. 1160; *Sept.* 690; *Lucan.* Char. 6; *Hesych.* und *Suidas* s. v.; *Athen.* 13, 597 C.; *Eurip.* Alc. 458. (Siehe den Artikel Acheron.) *(W. Sieglin.)*

KOLA, Stadt im Kemskischen Kreise des europäisch-russischen Gouvernements Archangelsk, in rauher, wilder Gegend, die nördlichste Stadt des europäischen Rußlands, liegt (68° 53' nördl. Br. und 50° 41' östl. L.) zwischen der Kola und ihrem Nebenflusse, der Tuloma, auf einer spitzen Landzunge am Fuße des 250 Fuß hohen Berges Solowaroka, 52 Kilom. vom nördlichen Eismeere und hat einen sichern geräumigen Hafen, den Katharinenhafen. Kola ist der Hauptort des altrussischen Lappland, hat eine Kirche, 94 Häuser, 3 Kaufläden, 2 Vorrathsmagazine, eine Poststation, eine Pfarrschule und enthält unter ihren 762 Einwohnern außer Russen noch Lappen und einige Finnen, die sich vom Walroß-, Kabeljau- und Walfischfange nähren. Am südlichen Ende der Stadt sieht man die Ueberreste alter, hölzerner Befestigungswerke mit ihren Thürmen und Schanzen. Der Handel der Stadt beschränkt sich auf den Verkauf der nothwendigsten Lebensmittel. Jahrmärkte und Wochenmärkte finden in Kola nicht statt. — Kola ist eine sehr alte Stadt, die schon 1264 von den Nowgorodern des Fischfangs wegen besucht wurde. Im J. 1533 war Kola bereits ein ansehnlicher Ort mit 2 Kirchen. Seit 1550 diente er als Verbannungsort für Verbrecher. Im J. 1582 wurden hier Befestigungswerke zum Schutz gegen die Einfälle der Schweden und Norweger angelegt. Im J. 1590 unternahmen die Schweden einen Feldzug gegen Kola, wurden aber zurückgeschlagen und zerstörten auf ihrem Rückzuge das unweit der schwedischen Grenze am Fuße Petschenga gelegene Troitzo-Petscheas. Im J. 1664 schickte der Zar Alexei einen Woiwoden und Strjelzen nach Kola. Im J. 1708 erhielt Kola, welches damals eine Garnison und 59 Kanonen hatte, die Stadtrechte und wurde zur Kreisstadt des Gouvernements Archangelsk erhoben. Unter der Regierung des Kaisers Paul wurde die Festung aufgehoben. Im J. 1808 nahmen die Engländer die Stadt ohne Widerstand ein. Im J. 1854 bombardirte die englische Flotte die Stadt, wobei 64 Häuser in Brand geriethen. Im J. 1858 verlor Kola seine Stadtrechte.

Kola heißt auch die ganze große Halbinsel, die zwischen dem Eismeere und dem Weißen Meere sich ausdehnt und in deren nordwestlichem Theile die Stadt Kola liegt. Die Halbinsel ist von Westen gegen Osten 375 Kilom. lang, von Norden gegen Süden 300 Kilom. breit, hat ein Areal von 99,000 □Kilom. und gehört dem Tieflande an. In dem Flusse Kola werden ziemlich große Perlen gefunden. *(A. von Wald.)*

KOLARISCHE SPRACHEN (auch Mundasprachen, sogenannt nach dem Volke der Kolh, Munda oder Munda-kolh), bilden einen kleinen, wie es scheint, völlig selbständigen Sprachstamm für sich. Nächst der Mundari- oder Kolhsprache im engeren Sinne gehören hierzu das Santal (Santhal, Sonthal), das nahe verwandte Larca-kolh oder Ho, das Bhumidsch, Dschuang, Korko, Kur, Koda, Birhor, Kharria, Mahle, Munsi und vielleicht noch einige andere Dialekte. Nur das Santal und das Munda-kolh sind eingehender grammatikalisch bearbeitet worden; eine eigene Literatur haben sie ebenso wenig aufzuweisen wie ihre Verwandten. Lehnwörter aus den benachbarten arisch-indischen Sprachen sind überall eingedrungen, am wenigsten in das Mundari von Mankipati, das auch in lautlicher Hinsicht manches Alterthümliche bewahrt zu haben scheint, während das Santal in anderer Richtung, namentlich wegen seiner großartig entfalteten Conjugation, den Vorzug verdient. Die Aufstellung sicherer Lautgesetze ist noch nicht möglich, weil die Laute des Kolh noch nicht so scharf aufgefaßt und aufgezeichnet worden sind wie die des Santal. Zur Schreibung des letztern bedienen wie uns folgender Buchstaben und Buchstabenverbindungen:

Vocale: a, e̱, e, i, o̱, o, u; ā, ē, ē̱, ī, ō̱, ō, ū;
a̤, i̤, o̤, ṳ; ã, ẽ̱, ẽ, ĩ, õ, ũ (nasal).

Diphthonge: ae, ao, ei, e̱o, eo, eu, iu, o̱e, oe,
oi, ua, ui, a̤i, a̤u, a̤o.

Consonanten: k, kh, g, gh, k', ṅ; c (= tsch), ch, j (= dsch), jh, c', ń; ṭ, ṭh, ḍ, ḍh, ṇ; t, th, d, dh, t', n; p, ph, b, bh, p', m; y, ṛ, ṛh, r, l, w; s, h.

Das r ist dental, ṛ und ṛh dagegen linguo-palatal; k', c', t', p' werden als unvollkommene, halbe Consonanten mit heftig einströmendem Athem gebildet, dann so abgebrochen, daß sie beim Wiederausströmen der Luft nicht mehr hörbar sind. Vor andern Vocalen als a verwandeln sie sich zuweilen in die entsprechenden nicht aspirirten Media. In Mundarten des Santal und des Kolh werden diese Halbconsonanten unterschiedslos durch eine Art Visarga, Abbrechen des vorausgehenden Vocals, als wollte der Redende sich verbessern, ersetzt; doch hat das Kolh daneben auch die verwandten Laute g^n, d^n, t^n, b^n, abgebrochene oder unterbrochene Consonanten mit folgendem Ausströmen des Athems durch die Nase, z. B. urik', uri:, $urig^n$, Name einer Vogelart. Consonantenhäufungen erscheinen fast nur im Inlaute, im Auslaute nie; doch sind hier auch Aspiraten und Palatale zulässig. Im Anlaute findet sich z. B. Santal: gnām, suchen, finden, Kolh: nam; Santal: gnel, sehen, Kolh nel; Santal: gnindā, Nacht, Kolh: nidā; dagegen Kolh: nnenda, vereinbart, Santal: neṇḍa.

Der Accent ruht im Kolh meist auf der ersten (Stamm-)Silbe, rückt aber unmittelbar vor die Infinitivendung -tea und fällt auf die drittletzte Silbe, wenn die letzte diphthongisch ist, z. B. jómkenabu, wir haben gegessen; káji, Wort; kajítea, reden; kajikédkoae, er hat zu ihnen geredet.

Der Bau der kolarischen Sprachen ist agglutinirend und zwar überwiegend suffigirend. Vereinzelte Präfixbildungen finden sich in der Conjugation, und die Infixe, namentlich des reciproken und des intensiv reciproken Verbalstammes, sind anscheinend eher aus Prä- als aus Suffixen entstanden; z. B. Santal und Kolh: dal, schlagen: dapal, einander schlagen, Santal: dak'pal, einander heftig schlagen (doppeltes Infix); Kolh: eraṅ, zanken; eperaṅ, sich miteinander zanken; om, geben; opom, einander geben; god, pflücken: gonod, das Pflücken; dub, sitzen: dunub, das Sitzen; hiju, kommen: hiniju, das Kommen; ol, schreiben: onol, das Schreiben. Die einfachen Verbalstämme sind meist einsilbig, seltener zweisilbig, z. B. jom, essen; sen, gehen; kul, fragen; nel, ńel, sehen; Kolh: abuṅ, waschen u. s. w. Nominalstämme sind ein- oder zweisilbig. Die Conjugation incorporirt außer dem Subjecte noch das directe und indirecte Object und die Genitivbeziehung. Congruenzgesetze sind vorhanden. Die regelmäßige Wortfolge ist diese: das Subject steht vor dem Prädicate, alle näheren Bestimmungen treten vor das näher zu Bestimmende und da hierher auch das Object gehört, so ist das Verbum der beschließende Satztheil. Participial- und Gerundialformen ersetzen die Relativpronomina und einen Theil der Conjunctionen; Postpositionen vertreten die Präpositionen. Insoweit erinnert der Satzbau an den der ural-altaischen und der drâvidhischen Sprachen.

Das Substantivum ist entweder belebt oder unbelebt und dies bedingt einen Unterschied in den Pronominibus. Der Numeri gibt es drei: den Singular, ohne besonderes Suffix, den Dual, im Kolh durch -kiṅ, im Santal durch -kin, und den Plural, durch -ko bezeichnet. Von den Casus tragen der Nominativ und der Accusativ die Stammform, der Vocativ kann durch vor- oder nachgefügte Interjectionen hervorgehoben werden; alle übrigen finden ihren Ausdruck durch Postpositionen. Letztere lassen sich auf folgende Grundformen zurückführen:

Kolh		Santal	
-te	*instr. abl.*	-te	*dat., instr.*
		-ṭhe	*dat., instr.*
-re	*gen., loc.*	-re	*gen., loc.*
-ke	*dat., acc.*	-kho	*abl.*

Hiermit können folgende Pronominalelemente verbunden werden:

Kolh	Santal
-en	-on, -en für Belebtes
-a	-ak', -aṅ für Unbelebtes
	-ac' = selbst.

Daraus erklärt sich folgende Tabelle der Casussuffixe:

	Kolh	Santal
Gen.	-a, -ra, -rea	-ak', -aṅ, -reak', -reaṅ
	-ren	-ren
Dat.	-ke	-te, -ṭhen, ṭhec'
Acc.	-ke	—
Abl.	-ete, -ate	-khon, -khoc', (-khonak')
Instr.	-te	-te, -ṭhen, -ṭhec'
Loc.	-re, -ren	-re

Im Dual und Plural werden die Casussuffixe an die Numeruszeichen angefügt, z. B. biṅ, Schlange; biṅkiṅ, die beiden Schlangen; biṅko, die Schlangen; biṅkote, durch die Schlangen.

Die Numerus- und Casussuffixe können sich nun, wie es scheint, ins Endlose potenziren, sodaß immer die Gesammtheit der vorhergehenden Glieder den folgenden gegenüber als declinirbarer Stamm behandelt wird. Beispiele aus dem Sandal: Paṇḍu-ak', das des Pandu; Paṇḍu-ak'-kin, die beiden des Pandu; Paṇḍu-ak'-ko, die des Pandu; Paṇḍu-ren, der des Pandu; Paṇḍu-renko-ak', das derer des Pandu; Paṇḍu-ren-ko-ṭhen-ak', das mit denen des Pandu; Paṇḍu-ṭhen-ko-khon-ak', das von denen mit Pandu u. s. w.

Die Personalpronomina haben doppelte Formen: eine volle, selbständige und eine kürzere Affixform:

Person		Volle Form		Kurze Form	
		Kolh	Santal	Kolh	Santal
Sing.	1	aiṅ	iń	iṅ	ń
	2	am	am	m, me	m, me, em
	3 belebt	ae, ini	ać, oni	i	e
	unbelebt	ena	ona	e	
Dual	1 incl.	alaṅ	alaṅ	laṅ	laṅ
	1 excl.	aliṅ	aliń	liṅ	liń
	2	aben	aben	ben	ben
	3	akiṅ	akin	kiṅ	kin
Plur.	1 incl.	abu	abon, abo	bu	bon, bo
	1 excl.	ale	ale	le	le
	2	ape	ape	pe	pe
	3	ako	ako	ko	ko

Die vollen Formen werden wie Substantiva declinirt, doch verlangt im Kolh der Accusativ das Suffix -ke. Im Genitiv können sie die Possessivpronomina vertreten, z. B. Kolh: aiṅa sadom, mein Pferd; inia hon, sein Kind; Santal: ińak' ṭaṅga, mein Beil; ińren ho̱po̱n, mein Sohn; ińrenkin ho̱po̱n, meine zwei Söhne. Statt dessen kann man im Santal auch die bloße volle Form vor oder hinter dem Substantivum gebrauchen: iń ho̱po̱n oder ho̱po̱n iń, mein Sohn. — Auch diese Pronomina lassen eine endlose Reihe von Casusableitungen zu, z. B. iń-khon-ren-te, durch den von (denen) von mir; iń-ṭhen-ren-te, durch den von (denen) bei mir u. s. w.

Die kurzen Formen dienen als Personalaffixe für Subject und Object in der Conjugation, außerdem auch im Kolh als Possessivsuffixe, z. B. apu-iṅ, mein Vater.

Als Reflexiv- und Determinativpronomina gelten für die 3. Person im Kolh ae, im Santal ać; die der 1. und 2. Personen werden durch das Suffix -ge, Santal -tege gebildet: aiṅge, iństege, ich selbst.

Demonstrativpronomina sind im Kolh: ni, ne, dieser, adject., nea, dieses; ini jener, subst., en jener, dieser, substant. adj., ena, jenes. Im Santal: noi, Dual nokin, Plur. noko dieser (nahe); oni (onkin, onko), der (fernere oder abwesende); honi jener (noch fernere); hani, jener (ganz ferne); ni, dieser (nahe); ini, der (fernere); hini, jener; noa, dieses; ona, das; hona, jenes; hana, jenes (ganz ferne); ähnlich: nia, ina, hina.

Interrogativpronomina sind im Kolh: oko, okoe im Santal: okoe wer? was?

cikan	cele was?
okoa	oka was? welches?
—	cet' welches?

Die Conjugation läßt hinsichtlich der Bezeichnung des Personalsubjects drei Möglichkeiten zu. Dasselbe kann nämlich entweder blos durch das selbständige Pronomen, oder blos durch das Personalsuffix, oder endlich durch beide zugleich ausgedrückt werden. Ueberdies darf das Personalsuffix (und muß zuweilen) statt an das Verbum an ein vor diesem stehendes Adverb treten. Z. B. im Kolh: sen, gehen, Präsens sentana, Fut. senoa: aiṅ sentana, sentanaiṅ, aiṅ sentanaiṅ, ich gehe; ain gapa senoain oder aiṅ gapaiṅ senoa, ich werde morgen gehen.

Der allgemeine Charakter des Verbum finitum, activum oder neutrum ist -a, das aber zuweilen wegfällt. Der Charakter o ist im Kolh Zeichen des Passivums, das entsprechende ok' im Santal Zeichen des Reflexivums, für welches das Kolh n, en, on hat. Die einfachste Form des Verbum finitum ist der Imperativ, in welchem die Suffixe der 2. Person einfach an den Stamm gefügt werden: dal-me, schlage! dal-pe, schlaget! Ihm zunächst steht das Futurum, das außer dem a jedes besondern Zeichens entbehrt: dal, schlagen; Kolh: dalaiṅ; Santal: dalań, ich werde schlagen. Die übrigen Tempora und Modi werden gebildet:

a) durch Participien

Kolh	Santal	
jad, yad, nad	et'	unvollendete Gegenwart
tan	et'-kan	vollendete Gegenwart
ked, ken	ket'	jüngste Vergangenheit
led, len	let'	frühere Vergangenheit
akad, akan	akan	Perfectum definitum
jan	—	Perfectum

b) durch Modalsuffixe:

Kolh	Santal	
ka	kea	Optativ
re, redo	lea	Conditionalis
—	le	Präliminaris: „erst"
—	lagit'	Inchoativ
—	nahī	Expostulativ

Kolh	Santal	
—	ba	Persuasiv
—	ma	Precativ
—	ena	Admissiv
—	khan	Subjunctiv, adverbiales Partic.
—	gi	Bedingtheit

c) durch das defective Verbum (Kolh) taiken, (Santal) tahēkan = war. Infinitive und Gerundien werden durch Casusformen, im Kolh -tea, im Santal reak', te, re ausgedrückt. Das Santal hat zudem noch ein Präfix paset' = vielleicht; in Verbindung mit diesem verliert das Verbum das Suffix -a, und das Subjectspronomen wird zwischen paset' und den Stamm eingefügt. Im Kolh sind die Formen akad, ked, led, jad, yad, nad activ, die entsprechenden auf n: akan, ken, len u. s. w. neuter oder passiv. — Zur Erläuterung des Bisherigen dienen folgende Proben der Paradigmen:

Kolh: (aiṅ) abuṅ-tana-iṅ, ich wasche, bin eben im Waschen begriffen; abuṅ-jada-iṅ, ich wasche (gewöhnlich); abuṅ-ka-iṅ, ich möge waschen; abuṅ-tan-taikena-iṅ, ich war waschend; abuṅ-a-iṅ, ich werde waschen; abuṅkada-iṅ, ich habe (einmal oder dann und dann ein nicht lebendes Wesen) gewaschen; abuṅ-keda-iṅ, ich habe (gewöhnlich nicht lebende Wesen) gewaschen; abuṅ-akaiṅ, ich habe (dann und dann ein lebendes Wesen) gewaschen; abuṅ-kia-iṅ oder abuṅ-leda-iṅ, abuṅ-lia-iṅ, desgleichen gewöhnlich; abuṅ-tan-redo-iṅ, wenn ich wasche; abuṅ-e-me, wasche! abuṅ-tan, waschend; abuṅtan-i, der Waschende; abuṅ-o-tana-iṅ, ich werde gewaschen; abuṅ-o-ka-iṅ, ich möge gewaschen werden u. s. w.; abuṅ-en-tana-iṅ, ich wasche mich u. s. w.

Santal: dal-a-ń, ich werde schlagen; dal-et-a-ń, ich schlage; dal-et'-khan-iń, wenn ich schlage; paset'-iń-dal-et, vielleicht schlage ich; dal-et'-kan-a-ń, ich bin im Schlagen begriffen; dal-ket'a-ń, ich schlug soeben; dal-let'-a-ń, ich schlug vorher, hatte geschlagen; dal-et'-tahēkan-a-ń, ich pflegte zu schlagen; dal-et'-kan-tahēkan-a-ń, ich war im Begriffe zu schlagen; dal-let'-tahēkan-a-ń, ich würde geschlagen haben; dal-lagit'-iń, ich werde im Begriffe sein (anfangen) zu schlagen; dal-lagidok'kan-a-ń, ich stehe im Begriffe (fange an) zu schlagen; dal-ke-a-ń, ich möchte (will) schlagen; dal-ket'-gi-ń, (dann wenn das geschieht oder geschähe) werde oder würde ich schlagen; dal-le-gi-ń, ich möchte erst schlagen; dal-le-nahĩ-ń, ich muß erst schlagen; dal-le-m, schlage erst! dal-ma-ń, möge ich schlagen! u. s. w.; dal-ok'-kan-a-ń, ich bin dabei mich selbst zu schlagen u. s. w. Soll nun angedeutet werden, daß das Verbum eine dauernde Nachwirkung haben solle oder werde, so nimmt es den Charakter k, ka an: dal-k-ok'-kan-a-ń, ich bin dabei mich selbst zu schlagen (sodaß es nachwirkt). Auch dies geht wieder durch die verschiedenen Tempora und Modi durch. Ebenso die reduplicirte Intensivform dadal- (sich anstrengen um zu schlagen), aber dal-og-ok', sich anstrengen um mit dauernder Nachwirkung zu schlagen u. s. w.

Es ist dies nur eine Auswahl aus der Unzahl der sich potenzirenden Formen und doch ist hiermit der Reichthum noch lange nicht erschöpft. Aehnlich den einverleibenden Sprachen Amerikas besitzen nämlich die kolarischen Sprachen noch sogenannte Transitionen.

Im Kolh wird nur das directe Object incorporirt, z. B. abuṅ-me-tana-iṅ, ich wasche dich; abuṅ-iṅ-tana-m, du wäschest mich; abuṅ-pe-tana-e, er wäscht euch u. s. w. Das Santal dagegen bildet z. B. dal-t-ae-a-e, er wird Seinen schlagen; dal-t-ae-t-iń-a-e, er wird meinen Seinigen schlagen; dal-ae-a-e, er wird für ihn schlagen, dal-ae-t-ae-a-e, er wird für Seinen schlagen; dal-ae-t-ae-t-iń-a-e, er wird für meinen Seinigen schlagen; dal-e-a-e, er wird ihn schlagen; dal-e-t-ae-a-e, er wird ihn, den Seinen, schlagen; dal-e-t-ae-t-iń-a-e, er wird meinen Seinigen schlagen! Es würde zu weit führen, zu zeigen, wie auch die scheinbar sinnlosen Gebilde im Gebrauche nutzbar und bedeutsam werden. Die oben beigegebenen Uebersetzungen durch Possessive und Dative erklären wol die Form, nicht aber die Anwendung; jedenfalls genügt das Bisherige, um eine Ahnung von dem unerschöpflichen Reichthume, der Feinheit und der Klarheit der santalischen Conjugation zu geben. Ein Beispiel für die Anwendung der possessiven Transition ist (Santal): sadomko, dańrako, setako, sukriko-kogoc'-en-t-iń-a (Pferde, Ochsen, Hunde, Schweine-sie-sind-mir-gestorben) = meine Pferde u. s. w. sind gestorben, oder, da bei Aufzählung auch einzelner Gegenstände der Plural erforderlich ist: mein Pferd, mein Ochse u. s. w.

Die Zahlwörter lauten:

	Kolh	Santal	Dschuang	Kurku
1	miad, mod, moyad, mīd	mit'	mi, mui	mia
2	baria	barea, bar	ambar	baria
3	apīa	pea, pe	sgota	hapia
4	upun, upunea	ponea, pon	gudami	upunia
5	monea, morea	mõre	—	monoya
6	turia, turūea	tūrui	—	turaya
7	ea, eya	ēae	—	ayia
8	īrlia, iralea	irāl	—	ilaria
9	aria, area	āre	—	area
10	gelea	gēl	—	gēl
11	gelmiad	gēl mit'	—	—
20	midhisi, mihisi	mit' isi	—	essa
40	bar hisi	bar isi	—	—
100	morea hisi	mõre isi	—	mia saddi

Die Pronominaladverbien sind reich und symmetrisch entwickelt; einige dreißig Postpositionen theils nominalen theils verbalen Ursprungs dienen nächst den Casuszeichen zur genauen Bestimmung der Beziehungen substantivischer Satztheile. Endlich sind etwa ebenso viele Conjunctionen vorhanden, eine immerhin ansehnliche Zahl, wenn man den Reichthum der Sprachen an verbal-

nominalen Conjugationsformen und ihre Neigung und Fähigkeit zu participialen und gerundialen Satzverbindungen bedenkt.

In der Syntax ist vorzugsweise die prädicative Congruenz entwickelt. Dabei herrschen manche Seltsamkeiten. Im Kolh hat das Verbum im Dual statt im Singular zu stehen, wenn das Subject eine Frau ist, die Kinder hat: kuri sen-jana-kiṅ, die Frau ist gegangen. Im Santal vertritt zwischen Schwiegerältern und Schwiegerkindern der Dual in erster und zweiter Person den Singular, zwischen andern Verschwägerten der Plural im gleichen Falle den Dual.

In anthropologischer Hinsicht hat man die kolarischen Völker mit den drâvidhischen vereinigen wollen; für eine sprachliche Verwandtschaft beider Stämme spricht aber zur Zeit gar nichts. Die linguale oder cerebrale Consonantenreihe ist allerdings beiden gemeinsam; allein Aehnlichkeiten im Lautwesen benachbarter unverwandter Sprachen sind in der Sprachenwelt sehr häufig und die Lingualen sind bekanntlich ein Gemeingut aller vorderindischen Sprachen, auch der arischen.

Auffallend ist die Aehnlichkeit der vier ersten Zahlwörter mit denen des Talaing (Môn, Peguanischen) und des Annamitischen. Man vergleiche:

	Kolarisch	Môn	Annamitisch
1	miad	mioay	mōt
2	bar	pa	(χai)
3	pe, pea	pe	ba
4	pon	pōn	bōn

Es fragt sich, ob man dieser Spur weiter folgen solle, oder einer noch ferneren. Auch die australischen Sprachen nämlich weisen zumal in ihren zwei ersten (zuweilen einzigen) Zahlwörtern Anklänge auf: 1 Kamilaroi: mal, Tasmanisch: marawa; 2 Kamilaroi: bulār; 3 Dippil: bopa. Hierzu kommen die Personalpronomina: ich, aiṅ, iṅ, Dippil: ai, ṅai; wir zwei, aliṅ, alaṅ, Dippil: alen; wir, ale, Encounter Bai: nāne, Adelaide: ṅadlu; Du, am, me, Lake Macquarie: bi; ihr zwei, aben, Lake Macquarie: bula, Turrubulńil-pun. Noch mehr Aehnlichkeiten bieten die Possessivsuffixe der Sprache von Encounter Bai: -an, mein; -m, dein; -en, -in, sein; alam, unser beider. An das Dualsuffix -kiṅ, -kin mag dort das gleichbedeutende -eṅk erinnern, und auch die Casuszeichen -ku für den Dativ, -to für den Urheber (Ablativ und Instrumental) haben in den -ke, -kho, -te, -ate der kolarischen Sprachen Seitenstücke. Diese Vergleichungen, so wenig sie an sich besagen wollen, dürfen einstweilen der Bleek'schen Hypothese von einer Urverwandtschaft der australischen mit den drâvidhischen Sprachen entgegengestellt werden.

Literatur: E. L. Puxley, A Vocabulary of the Sántáli Language (London 1868). — L. O. Skrefsrud, A Grammar of the Santhal Language (Benares 1873). — J. C. Whitley, A Mundári Primer (Calcutta 1873). — A. Nottrott, Grammatik der Kolh-Sprache (Gütersloh 1882). (*G. von der Gabelentz.*)

KOLBE (Hermann), unter den bedeutendsten Chemikern dieses Jahrhunderts hervorragend, wurde am 27. Sept. 1818 in Elliehausen bei Göttingen geboren, wo sein Vater Prediger war. Letzterer, zugleich tüchtiger Philologe aus Heyne's Schule, leitete den ersten Unterricht des Sohnes bis in dessen 14. Lebensjahr, worauf der Knabe das Gymnasium zu Göttingen bezog. In der Prima desselben kam er zuerst, durch Zufall, in Berührung mit der Chemie, welcher er sich nach Absolvirung des Gymnasiums (Ostern 1838) mit aller Kraft widmete. — Unter Wöhler's anregender Leitung wurde H. Kolbe in die Wissenschaft eingeführt, die er seit dem J. 1842, in welchem seine erste selbständige Arbeit erschien, während eines Zeitraums von 42 Jahren durch eine Reihe wichtigster experimenteller sowie theoretischer Untersuchungen bereichert hat.

Sein äußerer Lebenslauf ist, abgesehen von den ersten, auf die Universitätszeit folgenden Lehr- und Wanderjahren, der eines deutschen Gelehrten gewesen. Auf die Zeit 1842—1847, während der er als Assistent Bunsen's (Marburg), dann L. Playfair's (London) vorwiegend praktisch-chemisch thätig war, folgten seine literarischen Lehrjahre (1847—1851) in Braunschweig, wohin er als Redacteur des großen Handwörterbuchs der Chemie auf Veranlassung der berühmten Verlagshandlung Fr. Vieweg und Sohn übergesiedelt war. Aus dieser, ihn auf die Dauer nicht befriedigenden Wirksamkeit, versetzte ihn die im J. 1851 an ihn ergangene Berufung nach Marburg, wo er als Nachfolger Bunsen's im Laufe der nächsten Zeit, namentlich seit 1858, eine außergewöhnliche Lehrthätigkeit entfaltete. Zu dieser gesellten sich zahlreiche literarische Arbeiten und die Ausführung hervorragender Experimental-Untersuchungen. Im J. 1865 folgte er einem Rufe nach Leipzig, wo er bis zu seinem Tode (am 25. Nov. 1884) mit außerordentlichem Erfolge, durch Wort und Schrift, namentlich als Leiter des nach seinen Plänen in den Jahren 1867 und 1868 erbauten Laboratoriums wirkte.

Schon die Erstlingsarbeiten Kolbe's — es seien die Inaugural-Dissertation „Ueber die Producte der Einwirkung von Chlor auf Schwefelkohlenstoff", (1843) und die Abhandlung: „Beiträge zur Kenntniß der gepaarten Verbindungen" (in Liebig's Annalen 1845 erschienen) erwähnt — lenkten die Blicke der hervorragenden Chemiker auf den aufstrebenden Fachgenossen. Der würdige Altmeister Berzelius hieß denselben im Kreise der „wahren Bearbeiter der Chemie" willkommen. Die Anerkennung welche der junge Forscher fand, ist auf guten Boden gefallen: reiche Früchte zeitigte der Aufenthalt in London und Marburg, wo er theils allein, theils in Gemeinschaft mit dem dort gewonnenen Freunde und Arbeitsgenossen E. Frankland höchst wichtige Experimental-Untersuchungen ausführte (Ueber die Elektrolyse organischer Verbindungen; mit Frankland: Ueber die chemische Constitution der Fettsäuren u. s. w.).

Auf Grund dieser Arbeiten gelangte Kolbe zu be-

deutungsvollen theoretischen Ansichten, welche er in zahlreichen Aufsätzen des Handwörterbuchs erörterte und im J. 1850 in der seinen weiten Blick documentirenden Abhandlung „Ueber die chemische Constitution und Natur der Radicale" zusammenfaßte.

Zwischen diesen Arbeiten speculativen Charakters und seinen bahnbrechenden, im Laufe der nächsten 9 Jahre in Liebig's Annalen Bd. 101 und 113 veröffentlichten Abhandlungen besteht ein natürlicher, von gesunder Entwickelung zeugender Zusammenhang, ebenso wie zwischen den einzelnen, in jenen Jahren und später entstandenen Experimental-Untersuchungen. — Bei aller Originalität Kolbe's ist aber zu betonen, daß er immer an Bestehendes anknüpfte, daß er als Muster und Vorbilder die Arbeiten von Berzelius, Liebig, Bunsen betrachtete, mit welchen im Zusammenhange zu bleiben er sich bestrebte. Dieser conservative Zug, welcher Kolbe vor manchem Abwege bewahrt hat, brachte ihn schon früh in einen mehr und mehr sich steigernden Gegensatz zu der modern-chemischen Schule. Diese hat seine Verdienste niemals vollauf gewürdigt und nie zugestanden, wie viel gerade Kolbe zu ihrer Entwickelung beigetragen.

In der That sind seine Arbeiten unentbehrliche Bausteine an dem Gebäude der heutigen Chemie. Kolbe's einzigartige Untersuchungen über die Milchsäure (1859) und über die Salicylsänre, ferner die, welche zur Erkenntniß der Constitution der Aepfel- und Weinsäure, des Asparagins, des Taurins u. s. w. führten, sowie die zahlreichen Arbeiten, welche von ihm inspirirt, durch seine Schüler ausgeführt wurden[1]): alle diese Ergebnisse seiner Geistesarbeit bestätigen das oben Gesagte.

Hand in Hand mit diesen fruchtbringenden Experimental-Untersuchungen ging die speculative Thätigkeit Kolbe's, welcher mit scharfem Blicke und kühnem Griffe weite Gebiete der organischen Chemie in Besitz nahm. Seine mit Recht berühmte Abhandlung[2]): „Ueber den natürlichen Zusammenhang der organischen mit den unorganischen Verbindungen, die wissenschaftliche Grundlage zu einer naturgemäßen Klassifikation der organischen chemischen Körper" ist beredtes Zeugniß dafür. Der in derselben durchgeführte Hauptgedanke und damit der Kern seiner Auffassung liegt in folgendem Satze ausgesprochen: „Die organischen Körper sind durchweg Abkömmlinge unorganischer Verbindungen und aus diesen, zum Theil direct, durch wunderbar einfache Substitutionsprocesse entstanden."

Die deductive Behandlung chemischer Fragen hat in Kolbe's Arbeiten ihren Höhepunkt erreicht. Mit dem geistigen Auge, aber auf dem festen Boden experimenteller Thatsachen stehend, entdeckte er neue Gebiete, er prognosticirte die Existenz unbekannter Körper, ja ganzer Klassen solcher (z. B. der secundären und tertiären Alkohole u. a.). Glänzende Bestätigung fanden seine Speculationen durch die im Laufe der nächsten Jahre erfolgte Entdeckung der neuen Verbindungen, deren Bestehen, ja deren chemisches Verhalten von ihm vorausgesagt worden war. Auf speculativem wie experimentellem Gebiete hat sich Kolbe als Führer der vielfach unsicher gehenden Chemiker jener Zeit bewährt.

Seine und seiner Schüler Arbeiten sind in zwei stattlichen Bänden separat veröffentlicht worden[3]); die aus dem marburger Laboratorium hervorgegangenen umfassen die Jahre 1859—1865, die aus dem leipziger die Jahre 1865—1872.

Seine Untersuchungen über Salicylsäure (1874) sind allgemeiner bekannt geworden, da sie die Grundlage zur Ausbildung eines technischen Verfahrens gebildet haben, nach welchem große Mengen dieses der Menschheit nützlichen Stoffes dargestellt werden. Die neuesten in Leipzig entstandenen Arbeiten Kolbe's und seiner Schüler sind in dem Journal für praktische Chemie, dessen Redaction er seit dem J. 1870 übernommen hatte, veröffentlicht.

Kolbe's große wissenschaftliche Bedeutung liegt ganz besonders in den oben kurz besprochenen Arbeiten, sie hat aber auch wesentlich in seiner hervorragenden Lehrthätigkeit bestanden, welche der Liebig's an die Seite gestellt werden darf. Mit Begeisterung hingen die Schüler an dem geliebten Lehrer, in welchem sie oft ihren väterlichen Freund und zuverlässigen Berather verehren lernten.

Kolbe's Lehrmethode, nach welcher die praktisch zu Unterrichtenden selbst beobachten und denken, nicht aber auswendig lernen sollen, hat sich trefflich bewährt. Die gediegenen Untersuchungen seiner Schüler legen von dem sie erfüllenden Geiste bestes Zeugniß ab. Sein Lehrtalent wurde kräftig unterstützt durch den praktischen Blick und das organisatorische Talent, welche er insbesondere bei dem Bau und der Einrichtung des neuen leipziger Instituts, eines mustergültigen Laboratoriums, bethätigt hat.

Neben der auf dem mündlichen Unterrichte basirenden Lehrthätigkeit hat Kolbe auch literarisch eine bedeutende Wirksamkeit entfaltet: abgesehen von seinen zahlreichen Abhandlungen und Gelegenheitsschriften hat er ein ausführliches Lehrbuch der organischen Chemie (Braunschweig 1854—1865) und ein kurzes der anorganischen und der organischen Chemie (1877—1883) herausgegeben, durch Klarheit der Anordnung, Präcision des Ausdrucks, fesselnde Darstellung, Durchsichtigkeit und Schärfe der Erörterungen ausgezeichnete Werke.

In seinen Aufsätzen, welche er in den letzten 12 Jahren im Journal für praktische Chemie über theoretisch-chemische Fragen veröffentlichte, hat Kolbe schneidige, mit der Zeit sich noch verschärfende Kritik geübt an den Mängeln, Auswüchsen und Ausschreitungen, welche er der modern-chemischen Richtung zur Last legte. Wenn auch diesen Kritiken häufig eine kräftige Polemik innewohnte, durch welche er der Persönlichkeit manches Fachgenossen nahe trat, so hat Kolbe doch immer nur die Sache, das Wohl seiner geliebten Wissenschaft, welche er arg gefährdet glaubte, im Auge gehabt. Sein Bestreben, Schäden und Fehler aufzudecken, ist häufig falsch gedeutet

1) Fast alle diese Arbeiten wurden in Liebig's Annalen veröffentlicht. 2) Liebig's Annalen Bd. 113 (1859).

3) Bei Fr. Vieweg und Sohn in Braunschweig erschienen.

worden. Die, welche ihn näher gekannt haben, wissen, daß ihn seine gerade, offene, mannhafte Natur, sowie treues Festhalten an dem als gut Erkannten und für richtig Gehaltenen, nicht Streitsucht, in den Kampf gegen die moderne Chemie trieb. — Im täglichen Verkehre war von der ätzenden Schärfe, welche vielen seiner kritischen Schriften eigenthümlich ist, nichts zu merken.

Kolbe's wissenschaftliche Verdienste haben äußerlich durch mannichfache Auszeichnungen Anerkennung gefunden. In bleibenden Lettern sind dieselben in den Büchern der Geschichte seiner Wissenschaft verzeichnet, deren jetzige Entwickelung wesentlich durch seine Geistesarbeit möglich gewesen ist. *(E. von Meyer.)*

KOLBE (Karl Wilhelm, genannt Eichenkolbe), Zeichner, Kupferstecher und Schriftsteller, geboren zu Berlin am 20. Nov. 1757, gestorben zu Dessau am 13. Jan. 1835. Er besuchte das französische Gymnasium, wurde aber durch Chodowiecki, einen nahen Verwandten der Familie, zum Zeichnen angeleitet. Nach absolvirten Studien wurde er Lehrer der französischen Sprache am Philanthropin zu Dessau, übte sich aber in freien Stunden im Zeichnen weiter. Nachdem er später zwei Jahre lang als Secretär im Forstdepartement im Dienste des Grafen Schulenburg angestellt gewesen, ging er zum zweiten mal nach Dessau, um daselbst Unterricht im Zeichnen zu ertheilen. In dieser Stellung war er auch als Schriftsteller thätig; von 1782—1791 gab er mehrere Unterrichtsschriften, darunter einzelne in französischer Sprache, heraus und machte sich um die deutsche Sprache verdient. Seine beiden Werke dieser Richtung: „Ueber den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache und beider Anlagen zur Poesie“ — „Ueber Wortmengerei, Sprachreinheit und Sprachreinigung“ gehören einer späteren Zeit (nach 1806) an. Er kehrte abermals nach Berlin zurück (1793), um hier zu bleiben und sich ganz der Kunst zu widmen. Bereits 1795 wurde er Mitglied der Akademie. Als Künstler hatte er eine besondere Vorliebe für die Landschaft und zeichnete viel und fleißig nach der Natur. Seine Zeichnungen übertrug er dann auf die Kupferplatte und eignete sich eine freie, oft ins Großartige wirkende Behandlung der Radirnadel an. Nur wo im tiefen Schatten das Aetzwasser nicht tief genug wirkte, suchte er mit dem Grabstichel nachzuhelfen. In der Technik des Radirens nahm er sich Waterloo und Geßner zu Vorbildern; den erstern Meister hat er jedoch nie erreichen können; die poetische Auffassung der Natur, der Baumgruppen, des Waldes, die wir in den Blättern des holländischen Meisters bewundern, war ihm versagt. Doch gehört er zu jenen deutschen Künstlern, die sich bemühten, die deutsche Kunst wieder aus ihrer Lethargie aufzuwecken. Besonders die Naturalisten in der Kunst können von seiner treuen, lebendigen Wiedergabe des Einzelnen noch immer lernen. Gern brachte er alte Eichen auf seinen Radirungen an (deshalb sein Beiname: Eichenkolbe), einzeln oder in Gruppen. Die Behandlung des Technischen ist vorzüglich. Für die Vordergründe liebte er gern große Blätter, Schilf und sumpfigen Boden und hier leistete er Bewunderungswürdiges. Solche Hauptblätter sind: die Kuh im Schilfe und die Kuh in Kräutern, ein großes Kräuterstudium mit arkadischen Schäfern, ein dergleichen mit schlafendem Hirtenknaben, dann die beiden Blätter, die unter dem Namen: Große Kräuterstudien bekannt sind; auf einem bildet ein Mädchen mit dem Zitherspieler die Staffage, das andere hat die Unterschrift: Auch ich war in Arkadien. Seine figürlichen Staffagen sind das Schwächste in seinen Radirungen, besonders die Zeichnung der nackten Figuren ist oft ganz verfehlt und der Künstler liebte es gerade besonders, solche mythologische Nuditäten in Waldungen und Schilfdickicht sich herumtummeln zu lassen. Seine beiden Blätter: der Centaur mit dem geraubten nackten Mädchen und der bewaffnete Reiter, der ein Mädchen entführt, wirken geradezu komisch. Im J. 1805 besuchte er den Dichter Geßner in Zürich und hier radirte er 23 idyllische Landschaften nach dessen Guachebildern. Es werden 125 Blätter als sein Werk angeführt. Seine Schüler waren die Historienmaler Hofmaler Beck und Professor Krüger, sowie die Landschaftsmaler Krause und Krägen. Die beiden letztern werden von seinem Unterrichte den meisten Nutzen gezogen haben. Im J. 1810 erhielt er an der Universität Halle das philosophische Doctordiplom. Auch hat er eine Selbstbiographie geschrieben, die 1825 in Berlin erschien und in welcher er über seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Sprache und Kunst Aufschluß gibt. (Siehe seine Selbstbiographie; A. G. Schmidt, Schriftsteller-Lexikon; Andresen, Handbuch.) *(J. E. Wessely.)*

KOLBE (Karl Wilhelm), Historienmaler, des Vorigen Neffe, geboren zu Berlin am 7. März 1781, gestorben daselbst am 8. April 1853. Er wurde zum Künstler auf der Akademie seiner Vaterstadt herangebildet und zwar unter Chodowiecki's Leitung. Schon mit 15 Jahren stellte er eine große historische Composition (Kreidezeichnung) aus, Froben's Tod in der Schlacht bei Fehrbellin und erhielt den ersten akademischen Preis. Er schlug dann die sogenannte romantische Richtung in der Kunst ein, in welcher er große Erfolge erzielte, um so mehr, als in der deutschen Literatur, namentlich durch Fouqué und Tieck, dieselbe Richtung sich vordrängte und die dafür gestimmte Gesellschaft gefangen nahm. Die romantischen Dichter konnten nicht ohne tiefen Einfluß auf die darstellende Kunst bleiben und wenn unsern Ohren heutzutage die Ritter- und Märchendichtung fremdartig und die darin vertretene Gefühlsrichtung unnatürlich erscheint, so müssen auch die in diesem Geiste entstandenen Malerwerke in unsern Augen dasselbe Schicksal haben. Kolbe's historische Compositionen erscheinen wie die auf Knalleffect berechneten Schlußscenen eines Spectakelstückes; die Hauptperson erscheint in der Mitte einer figurenreichen Umgebung und damit nichts fehle, muß das Mondlicht oder eine grelle Fackelbeleuchtung den Effect womöglich noch steigern. Die beiden Historien in der Nationalgalerie zu Berlin liefern für das Gesagte den Beweis: das eine Bild stellt Karl's V. Flucht über die Alpen 1551 bei Nachtzeit dar, das andere Friedrich Barbarossa in der Schlacht bei Antiochia 1190.

Letzteres Bild zeigt indessen bereits den Einfluß der Düsseldorfer Malerschule.

Von seinen größeren Compositionen sind zu nennen: die Entwürfe zu Glasfenstern für das Schloß in Marienburg. Sie stellen die Kämpfe und Schicksale der deutschen Ordensritter dar, behandeln also ein Thema, das dem Geiste des Künstlers recht zusagen mußte. Sie entstanden 1822—1827. Zwei Oelskizzen davon befinden sich in der berliner Nationalgalerie und stellen den festlichen Einzug der Ritter in das Schloß und deren Krankenpflege in Jerusalem dar. In den Vorhallen des Marmorpalais bei Potsdam führte er Fresken aus, zu denen ihm das Nibelungenlied den Stoff lieferte. Weitere Bilder von seiner Hand sind eine Himmelfahrt Christi in der Schloßkirche zu Potsdam, Karl der Große beim Kohlenbrenner, Winzerfest im Mittelalter, Doge und Dogaressa, die Schlacht gegen die Ungarn bei Merseburg (1829 vollendet); Albrecht Achilles erobert eine Fahne und die Belehnung des Kurfürsten Friedrich I. durch den Kaiser, beide im königlichen Schlosse und außerdem einige Bilder im königlichen Besitze. Bei kleineren Bildern hielt er sich an altdeutsche Meister und führte sie mit peinlicher Genauigkeit durch, wählte dazu auch eine klare helle Beleuchtung. Ein Beispiel dieser Art ist die altdeutsche Straße mit figurenreicher Staffage vom J. 1824, die sich gleichfalls in der Nationalgalerie befindet. Der Künstler, der seine Vaterstadt nicht verließ, wurde 1815 Mitglied und 1830 Professor der Akademie. (Siehe Rosenberg, Die Berliner Malerschule.)

(*J. E. Wessely.*)

KOLBEN nennt man in der Botanik einen ährenförmigen Blütenstand mit dicker fleischiger Spindel, welcher die meist dichtstehenden Blüten ohne Stiel aufsitzen. Er kommt nur bei monokotylen Pflanzen, insbesondere bei Aroideen und Palmen, seltener bei Gräsern vor. Häufig ist der Kolben von einem großen Deckblatte, der Blütenscheide, spatha, umgeben. (*Garcke.*)

Kolbengras, s. Alopecurus.

Kolbenhirse, s. Setaria.

KOLBERG oder COLBERG, Seestadt in der preußischen Provinz Pommern, Reg.-Bezirk Köslin, Kreis Kolberg-Köslin in 5 Meter Höhe, an der Persante, 3 Kilom. vor ihrer Mündung, 36 Kilom. von Belgard entfernt. Die 16,027 Bewohner, von denen 8156 männlichen und 7695 weiblichen Geschlechtes sind, führen in 1212 Häusern (27 haben andere Bestimmung) 3647 Haushaltungen. Unter den evangelischen Bewohnern waren 1871: 826 Katholiken und 780 Juden; 9 Taubstumme und 17 Blöd- und Irrsinnige; 809 konnten weder lesen noch schreiben. Zur Stadt gehören 5026 ha Land, wovon 1443 ha Acker, 1047 ha Wiesen, 1668 ha Holz u. s. w. sind. Die nach der Seeseite befestigte Stadt hat 4 Vorstädte: die Lauenburger Vorstadt, die Gelder, die Strandstadt und die Münde; eine reiche Kämmerei, einen Marktplatz mit der Statue Friedrich Wilhelm's IV. von Drake seit 1864; seit 1858 ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, ein Waisenhaus, 4 Hospitäler, ein Zucht- und Arbeitshaus, ein adeliges Fräuleinstift, ein schönes von Zwirner erbautes Rathhaus. Unter den 5 sehr alten Kirchen ist die im J. 1316 vollendete herrliche Marienkirche, 64 Meter lang, 40 Meter breit, mit einem 74 Meter hohen Thurme und 2 kleineren Nebenthürmen, Kanzel, 2 Altären und Taufstein aus Erz, ansehnlicher Dombibliothek, Figuren der Apostel von 1327, Holzschnitzwerk von 1523 u. s. w.; das Domkapitel wurde 1810 aufgehoben. Außerdem sind zu erwähnen ein Kloster (1481), die Nikolai-, Heilige Geist- und Georgenkirche (1639). Die Stadt hat Gasanstalt, Wasserleitung, einige Fabriken, große Fischerei, lebhaften Seehandel (37 Schiffe von 6586 Tonnen) und ein treffliches Sool- und Seebad; Bahnhof, Post- und Telegraphenamt, Bankagentur und Volksbank, Kreisamt und Kreisgericht und ein Haupt-Zollamt. Die Quellen des Salzwassers liegen am Zellenberge beim Münderthor und die Gebäude und das Gradirhaus des 1860 aufgegebenen Salzwerkes stehen an der Persante; das Wasser wird jährlich noch von 2000 Patienten zu Soolbädern benutzt. Im J. 1840 gewann man noch $2^1/_2$ Millionen Kilogramm Salz.

Die Stadt ist von Morästen umgeben, deren breite Gräben durch die Persante mit Wasser gefüllt werden können, sodaß die umliegenden Sümpfe überschwemmt werden. Bei der Hafenvorstadt Kolbergmünde, dem besten Hafen in Hinterpommern, welcher Leuchtthurm, Post und Seebad hat, liegen zu beiden Seiten des Flusses Strandbatterien, im Osten das Münder-Fort, auf der West- oder Maikuhl-Seite die Kleist- und Heidenschanze. Zu den Handelsanstalten gehören auch in der Stadt die Börse, die 1334 gebaute Seilerbahn, der Packhof, die Magazine u. s. w. — Kolberg war die alte Hauptstadt des Herzogthums Kassuben und war schon im 10. Jahrh. vorhanden. Der Polenherzog Boleslaw belagerte es im J. 1102 vergeblich; im J. 1255 erhielt es deutsches (lübisches) Stadtrecht durch Wratislaw III. und 1277 kam es an das Stift Kammin. Es trat 1284 der Hansa bei und nahm 1530 die Reformation an. Im J. 1630 wüthete dort die Pest. Im J. 1648 im Westfälischen Frieden erhielt Brandenburg zur Schadloshaltung das Bisthum Kammin, das allmählich fast den sechsten Theil von ganz Pommern an sich gebracht hatte, als ein Fürstenthum. Im J. 1653 übergaben die Schweden die Stadt den Brandenburgern. Im J. 1758 belagerte sie General Palmbach 19 Tage lang ohne Erfolg mit 20,000 Mann; 1760 wurde die Festung durch 27 russische und schwedische Kriegsschiffe und durch 15,000 Mann zu Lande belagert, aber durch den General Werner mit 6000 Mann entsetzte; 1761 erschien Romanzow mit 55 Schiffen und einem bedeutenden Corps vor Kolberg; indeß erst die größte Hungersnoth nöthigte den Commandanten zum Capituliren. Ebenso tapfer wurde es 1807 durch Gneisenau gegen 18,000 Franzosen unter Feulié, Loison, zuletzt Mortier vertheidigt, wozu auch Schill und der wackere 70jährige Bürger Nettelbeck beitrugen, bis die Nachricht vom Tilsiter Frieden dem Kampfe Einhalt that. — Kolberg ist der Geburtsort Ramler's.

Der Kreis Kolberg-Köslin, 16,89 geogr. □Meilen oder 930,04 □Kilom., ist der von der

Persante durchflossene westliche Theil des ehemaligen Kreises Fürstenthum. Durchzogen wird er von der Berlin-Stettin-Hinterpommerschen Bahn und der Zweigbahn Belgard-Kolberg. Die beiden Städte des Kreises, Kolberg und Köslin, nebst den 76 Landgemeinden und 64 Gutsbezirken, sind von 51,730 Bewohnern bevölkert, von denen 26,137 männlichen und 25,593 weiblichen Geschlechts sind; diese führen in 5116 Häusern (136 haben andere Bestimmung) 10,028 Haushaltungen. Im äußersten Nordosten des Regierungsbezirks, östlich von der Leba, wohnen noch die letzten Reste der zu den polabischen Slawen gehörenden Slowinzen und Kabatken mit eigenthümlichem Dialekt. (*G. A. von Klöden.*)

KOLBUSZOW, Ortschaft in Galizien, 39°27′ östlich von Ferro, 50° 15′ nördl. Br. in einer Meereshöhe von 210 Meter gelegen, zählt 3111 Einwohner und ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichtes. Südöstlich davon Kolbuszowa górna mit 1580 Einwohnern und nordwestlich Kolbuszowa dolna mit 1258 Einwohnern. (*Ferdinand Grassauer.*)

KOLCHIS. Zwischen der westlichen Kette des Kaukasus, in deren Mitte sich der gewaltige Elbrus erhebt, und den hohen Gebirgszügen, welche sich vom Kaukasus nach Südwesten abzweigen und in ihrem weiteren Laufe die Südküste des Schwarzen Meeres begrenzen, den moschischen Gebirgen der Alten, liegt eine weite und fruchtbare aber ungesunde Ebene, welche von dem wasserreichen und schiffbaren Rion, dem Phasis der Alten, und seinen zahlreichen Nebenflüssen durchströmt wird. Dieses Gebiet bildet gegenwärtig die Landschaften Mingrelien und Imeretien oder das Gouvernement Kutais. Hier war im Alterthume der Volksstamm der Kolcher ansässig, nach dem die Landschaft den Namen Kolchis trägt.

Ob die Kolcher schon in den assyrischen Inschriften erwähnt werden, steht dahin. Um das Jahr 1170 v. Chr. war der Stamm der Muschkâja, in denen wir wol zweifellos die Moscher der Griechen, nach denen die Gebirge südlich von Kolchis ihren Namen haben, wiedererkennen dürfen, in die Tauroslandschaften und das nördliche Syrien eingebrochen, wo sie um 1120 von Tiglatpileser I. besiegt werden, aber auch später noch erscheinen. Neben ihnen nennt dieser König einmal die Kaschkâja und auch unter Tiglatpileser II. erscheinen die Kaski in den Tauroslandschaften (vgl. meine Geschichte des Alterthums I, §§. 265, 273, 367). Vielfach hat man in denselben die Kolcher erkennen wollen und lautlich ist die Gleichsetzung vollkommen möglich, wenn allerdings auch nicht so evident wie bei den Moschern. Im übrigen ist es ja vollkommen begreiflich, daß diese kriegerischen Gebirgsstämme des Nordens weitere Eroberungszüge unternahmen und ein Theil derselben sich im Süden dauernd niedergelassen hat.

Von den Griechen ist die Ostküste des Schwarzen Meeres etwa um das Jahr 800 entdeckt worden; der Fluß Phasis erscheint in der uns erhaltenen Literatur zuerst in dem Hesiodeischen Flußkataloge (Theog. 340). In der Folgezeit (etwa 750—600) gründeten dann die Milesier, wie an allen Küsten des Schwarzen Meeres so auch hier, eine Reihe von Ansiedelungen, unter denen Phasis (jetzt Poti) auf Pfählen in den Sümpfen an der Mündung des gleichnamigen Flusses erbaut, und weiter im Norden Dioskurias (am Vorgebirge Iskuria) die bedeutendsten sind. Eine dritte griechische Ansiedelung zwischen beiden, Namens Gyênos, an einem gleichnamigen Flusse, nennt Skylax 81, die mit den Orten *Πυῆνις* und *Τυῆνις* bei Steph. Byz. identisch ist und auch sonst noch unter andern Namen erscheint, vgl. C. Müller's Commentar zu Skylax l. c.

Daß der Name Kolcher eine größere Anzahl von Stämmen umfaßte, ist eine unbegründete Annahme; die Koraxer und Moscher, welche in den offenbar ungenauen Excerpten aus Hekatäus bei Steph. Byz. als *ἔθνη Κόλχων* bezeichnet werden, erscheinen in genaueren Berichten, z. B. bei Skylax, diesen nebengeordnet. Die Kolcher sind nur einer der zahlreichen kleineren Stämme an der Ostküste des Schwarzen Meeres. Als Grenzen ihres Gebietes bezeichnet Skylax im Norden Dioskurias, im Süden den Fluß Apsaros, und damit stimmen im wesentlichen alle übrigen Angaben. Außerdem erwähnt Xenophon (Anab. IV, 8, 8. 22, V, 3, 2 und *Diod.* XIV, 29, 6) Kolcher bei Trapezus und Kerasus, die sonst nicht vorkommen; Arrian (peripl. Ponti 15) scheint sie nur aus Xenophon zu kennen. Ueber die Herkunft der Kolcher hat Herodot die Hypothese aufgestellt, sie seien ägyptische Colonisten aus der Zeit des Sesostris, weil er in ihrer dunkeln Hautfarbe und ihrem krausen Haar, in Lebensweise und Sprache eine Uebereinstimmung mit den Aegyptern zu bemerken glaubte und bei den Kolchern die ägyptische Sitte der Beschneidung und der Leinenbereitung vorfand (II, 103 fg.). Herodot sagt selbst, die Annahme sei seine eigene Vermuthung, nicht Ueberlieferung (*νοήσας δὲ πρότερον αὐτὸς ἢ ἀκούσας ἄλλων λέγω*); auf Befragen hätten dann die Kolcher sich der Sache noch so ziemlich, die Aegypter weniger erinnert, letztere hätten dann die weitere Hypothese über Sesostris aufgestellt. Der Einfall Herodot's ist in alter wie in neuerer Zeit vielfach wiederholt worden; daß er ganz hinfällig ist, bedarf keiner weiteren Ausführung; schon deshalb, weil weder Sesostris noch sonst ein ägyptischer König je weiter als nach Nordsyrien vorgedrungen ist. Die Aussage Herodot's, daß beide Sprachen ähnlich seien, kann nicht viel verschlagen, da er notorisch keine andere Sprache als die griechische konnte. Positive Aussagen über die Nationalität der Kolcher aufzustellen, fehlen uns alle Mittel; vermuthlich sind sie den kaukasischen Stämmen zuzurechnen. Ihren eigenthümlichen Typus erwähnt auch Hippokrates. Auch von der Religion der Kolcher wissen wir nicht viel: *σέβονται δὲ μάλιστα Οὐρανὸν καὶ Γῆν* heißt es schol. Apoll. Rhod. III, 202, wo auch nach Nymphodoros erzählt wird, daß die Kolcher nur die weiblichen Leichen bestatteten, die männlichen aber in Rindshäute einnähten und aufhängten (so auch *Nic. Dam.* fr. 124 *Aelian.*, v. hist. IV, 1). Nach Arrian (peripl. Ponti 11,) liegt links von der Phasismündung die Culturstätte der *Φασιανὴ Θεός*, deren Bild, das offenbar unter griechischem Einflusse entstanden ist, der kleinasiatischen Göttermutter ähnlich war: ihren Sitz tragen Löwen, sie

hielt eine Cymbel in der Hand. Auch auf der unten zu erwähnenden Münze des Aristarchos ist sie dargestellt; von Sallet (Zeitschr. für Numism. III, 58) bezeichnet sie als „thronende Cybele". Der Avers der Münze zeigt das Strahlenhaupt des Sonnengottes. Ein Heiligthum einer Göttin, welche die Griechen Leukothea nennen — es soll von Phrixos gegründet sein, der hier ein Orakel hatte — lag in den moschischen Bergen und erfreute sich großen Ansehens (*Strabo* XI, 2, 17 fg.). Dagegen wird der Hain des Ares an der Mündung des Phasis, in dem nach den Darstellungen der Argonautenfahrt das Goldene Vließ aufgehängt war, wol nur der griechischen Sage angehören (*Apoll. Rhod.* II, 404, *μεμνηνται* [*αὐτοῦ*] *πολλοί* sagen die Scholien; bei Hellanikos erschien an seiner Stelle ein Heiligthum des Zeus).

Seine Berühmtheit verdankte Kolchis dem Umstande, daß die Griechen hier das Land Aia, das Ziel der Argofahrer, wiederzufinden glaubten. Der Ursprung dieser Sage ist wol zweifellos rein mythisch; in der Odyssee liegt die Insel Aiaia, wo Kirke, die Schwester des Aietes, wohnte (*κ*, 135 fg.) und von wo die Argo zurückfuhr (*μ*, 70), fern am Ende der Welt und zwar nach dem jetzigen Zusammenhange im Westen. Doch weisen verschiedene Andeutungen darauf hin, daß sie auch hier ursprünglich im Osten gedacht war; sind doch auf Aiaia die Wohnungen und Tanzplätze der Morgenröthe und der Aufgang des Helios (*μ*, 3 f.; vgl. jetzt von Wilamowitz, Homerische Untersuchungen 165). Jedenfalls ist der Schauplatz der Sage sonst durchweg im fernen Osten: allgemein sucht man Aia am Phasis, den sich die ältere Anschauung direct mit dem östlichen Ocean in Verbindung denkt. Nach Skylax liegt am Phasis 180 Stadien von der Mündung eine große Barbarenstadt, aus der Medea stammte; und Aehnliches erzählen zahlreiche andere. Gewöhnlich wird die Stadt selbst Aia genannt, so bei Steph. Byz. und Plinius (VI, 13), wo sie als verschwunden bezeichnet wird. Natürlich ist der Name rein mythisch; bei den Alexandrinern wird sie mit der Stadt Kytaia identificirt (*Lycophron.* Alex, 1312 mit dem Schol.; *Apoll. Rhod.* II, 399 und sonst; *Steph. Byz.* s. v.), die in den Zeiten Justinian's als Castell und Hauptort des Fürstenthums Lazica erscheint (*Procop.* Goth. IV, 14; *Agath.* II, 22) und noch gegenwärtig unter demselben Namen Kutais Hauptstadt des Landes ist. Die moderne Stadt liegt am linken, die Ruinen am rechten Ufer des Rion (von Haxthausen, Transkaukasien 22). Auch sonst hat die Argonautensage auf die alte Geographie des Landes Einfluß geübt: so erscheint bei zahlreichen Schriftstellern ein Kirkaeisches Gefilde (*Apoll. Rhod.*, *Plin.*, *Dion. Perieg.* u. a.), die Heiligthümer werden hier wie in der ganzen Nachbarschaft auf Phrixos und Jason zurückgeführt, die Volksstämme von ihnen und ihren Genossen abgeleitet, der Fluß Apsaros gilt für den Schauplatz des Todes des Apsyrtos. Auch der Schauplatz von Prometheus' Leiden lag ja in der Nähe. Der Anker der Argonauten, ein ziemlich modernes Fabrikat, wurde dem Arrian an der Phasismündung gezeigt.

Im Gefolge der Argonautensage sind die Kolcher auch ins Adriatische Meer gekommen. Von Aeetes zur Verfolgung der Medea ausgeschickt, sollen sie sich, als sie ihrer nicht habhaft werden konnten, an verschiedenen Punkten desselben angesiedelt haben. So werden die Istrer und speciell ihre Stadt Pola auf die Kolcher zurückgeführt (*Plin.* III, 129; *Justin.* 32, 3), Olcinium und Oricum in Illyrien heißen kolchische Colonien (*Plin.* III, 144 fg.). Ein Theil aber siedelte sich bei den Phäaken auf Scheria an, von wo sie von den Korinthern, als diese Kerkyra besetzten, verjagt sein sollen. Erst bei dieser Gelegenheit läßt Timaeos (Schol. Ap. Rhod. IV, 1216) sie nach Illyrien hinübergehen. Ebenso erzählen *Apoll. Rhod.* und *Apollodor* I, 9, 23 (mit weitern Zusätzen). „Es ist nicht wunderbar, daß die Träger der Argonautensage in Hellas, die Medeia ihre Königstochter nannten [d. i. die Korinther], in ihren Feinden die Wilden wiederfanden, die jene korinthische Prinzessin gefangen gehalten hatten" (von Wilamowitz, Homerische Untersuchungen 170).

Von der Geschichte von Kolchis ist nicht viel zu berichten. Die Producte des Landes, Feldfrüchte, Holz, Hanf, Wachs, Pech, ferner das schon von Herodot gerühmte Linnen, das bei den Griechen *λίνον Σαρδονικόν* hieß, wurden von den griechischen Hafenorten aus exportirt, die daneben aus Sklavenfang und Sklavenhandel bedeutenden Gewinn zogen. Namentlich Dioskurias gelangte zu bedeutender Blüte: es war der Hafenort und Handelsplatz für 70 oder wie andere sagen 300 uncultivirte Stämme, deren jeder eine andere Sprache sprach (*Strabo* XI, 2, 16). Die Kolcher standen unter mehrern localen Dynasten (*σκηπτοῦχοι*) ohne größere Macht; eine geschichtliche Rolle haben dieselben nie gespielt.*) In der Perserzeit sind die Kolcher und ihre Nachbarn nach Herodot (III, 97) nicht eigentlich unterthan, sondern liefern dem Perserkönige jedes fünfte Jahr 100 Knaben und 100 Mädchen; außerdem leisten sie Heeresfolge (VII, 79). Es ist nicht unmöglich, daß sie in der Liste der persischen Unterthanen in der Grabschrift des Darius am Schlusse als Karka erscheinen. Auf ihrem Rückzuge aus dem innern Asien nach Trapezus glaubten die griechischen Söldner des jüngern Kyros auch an den Phasis gekommen zu sein (*Xen.* Anab. IV, 6, 4; *Diod.* XIV, 29, 1); doch ist das ein Irrthum gewesen; es war vermuthlich der Araxes.

Dann bleibt Kolchis selbständig, bis Mithradates VI. Eupator von Pontus um 115 die Fürsten am Phasis unterwarf und sein Reich bis an den Kaukasus ausdehnte (vgl. meine Geschichte des Kgr. Pontos S. 88). Kolchis, das wegen seines Holzreichthums dem Könige für den Schiffsbau besonders wichtig war, wurde als eigene Provinz organisirt und von einem Statthalter verwaltet (*Strabo* XI, 2, 18). Während des ersten Römerkrieges empörten sich die Kolcher, waren indessen bereit, sich frei-

*) Plinius (XXXIII, 52) erzählt von einem Kolcherkönig Saulaces Aeetae suboles, dessen Schätze Sesostris erobert hätte; von Gutschmid, Zeitschr. für Num. III, 150, hatte geglaubt, ihn auf einer Münze nachweisen zu können, doch gehört dieselbe, wie sich jetzt herausgestellt hat, einem Taurerkönige Saumakes; s. R. Weil, Zeitschr. für Num. VIII, 324 fg.

willig wieder zu unterwerfen, wenn der König ihnen seinen gleichnamigen Sohn zum König gebe. Mithradat willigte ein, schöpfte indessen bald darauf Verdacht gegen seinen Sohn, setzte ihn gefangen und ließ ihn hinrichten (*App.* Mithr. 64). Nach einer sehr wahrscheinlichen Vermuthung von Gutschmid's (Literarisches Centralblatt 1880, 869) stammt von diesem Mithradat eine 1876 gefundene Tetradrachme mit der Legende *Βασιλέως Μιθραδάτου Φιλοπάτορος καὶ Φιλαδέλφου* (von Sallet, Zeitschrift für Num. IV, 233). Später hat Mithradat die Verwaltung von Kolchis dem Moaphernes, dem Vatersbruder von Strabo's Mutter (*Strabo* XI, 2, 18) übertragen. Als Mithradat nach der Schlacht bei Nikopolis (66) vor den Römern fliehen mußte, brachte er den Winter in Dioskurias zu (*App.* Mithr. 101); im nächsten Frühjahre rückte Pompeius von Iberien aus in Kolchis ein (*App.* 103, *Plut.* Pomp. 34, *Dio.* 37, 2; ein im Triumphe mit aufgeführter *Κολχῶν σκηπτοῦχος Ὀλθάκης App.* 117). Bei der Neugestaltung des Orients durch Pompeius wurde über die Kolcher ein Dynast Aristarchos gesetzt (*App.* 114; *Eutrop.* VI 14; *Ruf.* Brev. 16); von ihm besitzen wir eine schon erwähnte Silberdrachme mit der Legende *ΑΡΙCΤΑΡΧΟ — ΤΟΥΕΠΙ — ΚΟΛΧΙΔΟ;* im Abschnitte *ΒΙ* (von Sallet, Zeitschr. für Numism. III, 58 und correcter Koehne, Numism. Chronicle XVII. Die weitern Schicksale des Landes kennen wir zunächst nicht; als Mithradates' Sohn Pharnakes im J. 48 sein väterliches Reich wieder zu gewinnen versuchte, gewann er auch Kolchis und plünderte das Heiligthum der Leukothea in den moschischen Gebirgen aus. Nach seiner Niederlage bei Zela erlitt dann das Heiligthum dasselbe Schicksal noch einmal durch Mithradates von Pergamon, den Cäsar zu Pharnakes' Verfolgung ausschickte (*Strabo* XI, 2, 17, *Dio*, 42, 45). Schließlich unter Augustus kam Kolchis an König Polemo I. von Pontos (*Strabo* XI, 2, 18, XII, 3, 29). Das Reich der Polemoniden ist unter Nero im J. 66 n. Chr. eingezogen. Doch ist Kolchis nach *Eutrop.* VIII, 3, *Ruf.* Brev. 20 erst unter Trajan zum römischen Reich geschlagen. Es kam zur Provinz Kappadokien. Doch war nur das unmittelbare Küstenland römisches Gebiet, während das Innere unter Stammesfürsten stand, die Roms Oberhoheit anerkannten. Die Grenze war bei Dioskurias, das in der Zwischenzeit durch die Angriffe seiner barbarischen Nachbarn stark gelitten hatte (als nunc desertum bezeichnet es *Plin.* VI, 16) und jetzt unter dem Namen Sebastopolis wiederhergestellt wurde; hier lag die letzte römische Garnison; siehe darüber den für Hadrian im J. 131 verfaßten Bericht des Legaten von Kappadokien Arrian (*περίπλους Εὐξείνου Πόντου*). In dieser Zeit scheint Kolchis (Ptolemäus [V, 10] rechnet seinen Umfang vom Flusse Korax nördlich von Dioskurias bis zum Phasis) nur noch ein geographischer Begriff zu sein: weder bei Arrian noch bei Ptolemäus erscheint ein Volksstamm der Kolcher. Neue Gruppirungen und Namen der Stämme in der Ostecke des Schwarzen Meeres haben sich gebildet: nach Ptolemäus zerfällt Kolchis in das Gebiet der *Λάζαι* (jetzt Lazen), *Μάνραλοι* (j. Mingrelier) und *Ἐκρηκτική* (j. Egrissi). Wie südlich von Kolchis die Sannen oder Tzanen (die alten Makronen), so treten im eigentlichen Kolchis die Lazen am bedeutendsten hervor. In der byzantinischen Zeit bilden sie ein eigenes Königreich, das zu Justinian's Zeit christlich war (*Agathias* II, 18) und in den zahlreichen Grenzfehden zwischen dem römischen und dem neupersischen Reiche ein gewöhnliches Streitobject bildete. (*Eduard Meyer.*)

KÖLCSEY (sprich Költscheï, Franz von), ungarischer Schriftsteller, der Sprosse einer alten reformirten Adelsfamilie, ist geboren den 8. Aug. 1790 in Szö-Demeter (Comitat Mittel-Szolnok). Sein Vater starb schon 1796, seine Mutter 1801; der früh verwaiste Knabe, den die Blattern des rechten Auges beraubt hatten, stand allein und lernte bald des Lebens Ernst kennen. Seine Studien absolvirte Kölcsey 1798—1809 in Debreczin, wo er sich auch fleißig mit französischer und deutscher Literatur beschäftigte und die ungarische literarische Bewegung bereits mit Aufmerksamkeit verfolgte. Am 19. Mai 1808 schrieb Kölcsey seinen ersten Brief an Kazinczy (s. d.), den Führer des damaligen literarischen Ungarns, mit dem ihn bis an des gefeierten Mannes Tod (1831) die wärmste Freundschaft verband. Aus demselben Jahre stammen seine ersten Gedichte und aus dem folgenden seine erste selbständige Abhandlung über die 1549 erschienene „Orthographia Hungarica", zu der ihn Kazinczy's „Ungarische Alterthümer" (1809) angeregt hatten.

Nach Beendigung seiner juristischen Studien kam Kölcsey nach Pest und arbeitete als Jurat bei der königlichen Tafel; doch entsagte er bald der Rechtspraxis, da ihn die literarischen Studien und Arbeiten weit mehr fesselten[1]), zu denen ihn auch seine pester Freunde, die Schriftsteller Stephan Horvát, Michael Vitkovicz und Paul Szemere, anspornten. Daher zog er sich auf sein Erbe Almosd (Biharer Comitat) zurück, wo er einzig der Bewirthschaftung seines Gutes und den Wissenschaften lebte. Im J. 1815 siedelte er nach Csekè (Comitat Szatmár) über, einem abgelegenen Dorfe an der Theiß, wo ihn nur sein fleißiger Briefwechsel, besonders mit Kazinczy und Döbrentei, und wiederholte kurze Reisen nach Pest im Zusammenhange erhielten mit dem stets lebhafter pulsirenden literarischen Leben seines Vaterlandes.

In die Literatur trat Kölcsey in den Jahren 1814 und 1815 mit einigen Gedichten ein, welche ziemlich unbemerkt blieben.[2]) Aus derselben Zeit stammen seine „Briefe an Döbrentei" (1813—1816), welche außer interessanten autobiographischen Daten seine ästhetischen Ansichten enthalten[3]), und seine Theilnahme an der witzigen polemischen Flugschrift „Felelet a mondolatra" (Antwort auf das Mondolat, Pest 1815)[4]), in welcher Kölcsey

1) Zu derselben Zeit wurde er als Professor nach Debreczin berufen, lebnte jedoch ab. 2) Dieselben erschienen in Stef. Horvát's „Ungarischem Damen-Kalender" und im „Siebenbürger Museum". 3) Dieselben erschienen in der Zeitschrift „Élet és Literatura" (Leben und Literatur), II. Band. 4) Das „Mondolat" war ein gegen Kazinczy's neugebildete ungarische Wörter

im Verein mit Paul Szemere die Angriffe zurückwies, welche die orthologe Partei gegen Kazinczy's Neuerungen auf dem Gebiete der ungarischen Sprache gerichtet hatte.

Im J. 1817 begann Kölcsey's kritische Thätigkeit mit einer Beurtheilung des Dichters Michael Csokonai, welcher bald zwei weitere Kritiken über die Dichter Johann Kiß und Daniel Berzsenyi folgten.[5]) Kölcsey's strenges, obwol im allgemeinen nicht eben ungerechtes Urtheil machte ihm nicht nur die Beurtheilten zu Feinden, sondern schadete ihm auch beim Publikum, welches die Bedeutung und Nothwendigkeit der Kritik noch nicht begriff und den ästhetischen Tadel ohne weiteres auf persönliche Gründe zurückführte. Gleichzeitig erschienen in den zeitgenössischen Almanachen zahlreiche Gedichte Kölcsey's, welche den Namen des Verfassers bald bekannt und beliebt machten und die Zeitgenossen allmählich mit dem gefürchteten Kritiker aussöhnten.

Im J. 1826 zog Kölcsey auf einige Monate nach Pest und begründete hier mit Paul Szemere die Zeitschrift „Élet és literatura" (Leben und Literatur), welche 1826—1829 in vier Bänden erschien und das erste bedeutende literarische Journal Ungarns war. Kölcsey veröffentlichte hier, außer den erwähnten gehaltreichen „Briefen an Döbrentei", zahlreiche gediegene Abhandlungen, von denen die folgenden: „Ueber Körner's Zrinyi", „Ueber das Komische", „Die bildende Kunst und die Dichtkunst", „Geschmack und Kritik" die bedeutendsten sein mögen. Während seines pester Aufenthaltes schloß er auch mit Karl Kisfaludy (s. d.) und dessen Kreise Freundschaft und blieb mit den hauptstädtischen Schriftstellern in regem brieflichen Verkehr, als er im Januar 1827 nach Cseke zurückkehrte.

Im J. 1829 zum Notar des Szatmárer Comitats ernannt, begann Kölcsey sich nun eifrig mit politischen Fragen zu befassen und betheiligte sich lebhaft an den Elaboraten für den nächsten Reichstag, welche die modernen Reformideen mit Geist und Entschiedenheit vertraten und auch von andern Comitaten acceptirt wurden. Kölcsey hatte durch diese gediegenen, echt liberalen Arbeiten die Achtung und Neigung des Comitats dergestalt gewonnen, daß er 1832 zum Reichstags-Ablegaten gewählt wurde. Auf dem Reichstage war Kölcsey einer der angesehensten Führer der Opposition, welche, im Gegensatze zu den conservativen und reactionären Fractionen, die Ideen des modernen Liberalismus vertrat und theilweise zum Sieg führte. Seine Reden über das Erbrecht des königlichen Fiscus, über die Majorate, über die Geltungssphäre der ungarischen Sprache u. a. gehören, nebst zahlreichen Adressen und Nuntien, die aus Kölcsey's Feder flossen, auch abgesehen von ihrem literarischen Werthe, zu den bedeutendsten und erfolgreichsten Enunciationen dieser bewegten Epoche. Doch erlitt seine politische Wirksamkeit eine unerwartete Unterbrechung, als 1834 im Szatmárer Comitat die conservative Partei ans Ruder gelangte und nun ihren Ablegaten am Reichstage Aufträge ertheilte, welche mit den früheren Beschlüssen des Comitats und mit den innersten Ueberzeugungen Kölcsey's im Widerspruche standen. Als es dem letztern nicht gelang, das Comitat umzustimmen, legte er am 9. Febr. 1835[6]) sein Mandat nieder und kehrte auf sein einsames Landgut zurück. Erst jetzt gelang es ihm, die liberale Partei wieder zur herrschenden seines Comitats zu machen.

Inzwischen setzte Kölcsey auch seine literarische Wirksamkeit fort. Die Akademie hatte ihn 1830 zu ihrem ordentlichen Mitgliede gewählt und Kölcsey nahm an den organisatorischen Arbeiten des jungen Instituts sofort regen Antheil. Im J. 1832 hielt er hier seine meisterhafte „Denkrede auf Franz Kazinczy"; im selben Jahre gab er seine „Gedichte"[7]) heraus; im J. 1836 hielt er seine vorzügliche „Denkrede auf Daniel Berzsenyi". Von seinen kleineren Schriften aus dieser Zeit mögen erwähnt werden: 1833 Ueber das Theater; 1834 Franz I.; 1837 „A vadászlak" (das Forsthaus), Novelle; Paränesis; zwei (nie gehaltene) Vertheidigungsreden für eine Kindes- und eine Gattenmörderin; 1838 „A kárpáti kincstás" (Das Schatzhaus in den Karpaten), Novelle; historische Studien über die Union Ungarns und Siebenbürgens und über die Rechte Ungarns auf die sogenannten partes annexae. Seine letzten Jahre verbitterte die durch den Antagonismus zwischen der Regierung und der Nation aufgeregte und getrübte politische Lage, welche ihm selbst die Fortsetzung seiner kritischen Thätigkeit, zu der er sich um diese Zeit anschickte, verleidete. Seine letzte öffentliche Thätigkeit war seine Vertheidigung des Grafen Nikolaus Wesselényi, den die Regierung des Hochverraths angeklagt hatte. Bald nach dem Abschlusse dieses Processes starb Kölcsey am 24. Aug. 1838 im 48. Jahre seines Alters.

Die erste Gesammtausgabe seiner Werke besorgten B. Jos. Eötvös, Ladisl. Szalay und Paul Szemere, (Pest 1840—1848, 6 Bde.); 2. Aufl. von Franz Toldy, (daselbst 1862, 8 Bde.); hierzu: Kölcsey's Tagebuch aus den Jahren 1832—1833 (über den Reichstag), daselbst 1848. — Kölcsey's Denkmal (Erzbüste) in Szatmár wurde am 25. Sept. 1864 enthüllt, bei welcher Gelegenheit Aug. Greguß die Festrede hielt.

Ueber ihn vgl. die geistvolle Denkrede des Barons Jos. Eötvös (1839); Franz Toldy's Biographie Kölcsey's im „Magyar Költök élete" (Leben ungarischer Dichter) (Pest 1871, 2 Bde.); Alex. Flegler's treffliche Charakteristik Kölcsey's im Album des literarischen Vereins in

gerichtetes Pamphlet. Das Wort „Mondolat" (Wörterbuch) selbst ist ein schlecht gebildetes und sollte die Bestrebungen der Neologen schon im Titel der Schrift lächerlich machen.

5) Die drei Kritiken erschienen in der Zeitschrift „Tudományos Gyüjtemény" (Wissenschaftliche Sammlung), Bd. II, III und VII. Berzsenyi antwortete auf Kölcsey's Kritik das. IX, 1825.

6) Kölcsey's an diesem Tage auf dem Reichstage zu Preßburg gehaltene Abschiedsrede war von so ergreifender Wirkung auf die Versammlung, daß die Sitzung sofort geschlossen werden mußte. 7) Einzelne Gedichte Kölcsey's erschienen in deutscher Uebersetzung in den Anthologien von Fr. Toldy, K. M. Kertbeny Gottl. Stier, Gust. Steinacker u. a., auch in Alex. Flegler's Studie (s. unten).

Nürnberg (1856), Victor Vajda's Kölcsey-Biographie (Budapest 1875) und Ben. Jancsó's Buch über Kölcsey (das. 1885).

Kölcsey ist eine der edelsten Gestalten der ungarischen Geschichte, ein fleckenloser Charakter, ein für alle großen Güter der Menschheit und den Fortschritt seines Volkes begeisterter und furchtlos kämpfender Mann. Diese Entschiedenheit und Mannhaftigkeit seines Wesens war jedoch mit einer eigenthümlich schwermüthigen, beinahe pessimistischen Stimmung seines Gemüthes verknüpft, welche letztere besonders in seinen nicht zahlreichen Gedichten zum Ausdruck kommt. Den Kern seiner Dichtung bildet seine leidenschaftliche Vaterlandsliebe, welche in seinen besten Liedern (Hymnus, An die Nymphe des Rákos, Zrinyi's Lieder) als verzweifelnder Schmerz über das Unglück und die Noth Ungarns erscheint. In der Ballade und Romanze, die Kölcsey in die ungarische Literatur eingeführt hat, ist er ein Schüler Bürger's und Schiller's.[8])

Kölcsey's eigentliche Bedeutung liegt jedoch nicht in seinen Gedichten, so werthvoll sie sind, sondern in seinen Reden und Kritiken. Seine rhetorischen Werke (nicht alle seine Reden wurden wirklich gehalten) zählen zu den bedeutendsten Leistungen der ungarischen Prosa und sind durch Reichthum und Originalität der Gedanken, künstlerische Composition und schwungvoll gehobene Sprache ausgezeichnet. Auch in diesen Werken wirkt mehr das reiche und edle Gemüth des vortrefflichen Mannes als seine juristischen Beweise oder staatsmännischen Gesichtspunkte, obwol jene seine Gelehrsamkeit und seinen Scharfsinn, diese seine echt politische Begabung und seinen freien Blick glänzend bezeugen. Daher sind auch seine akademischen Denkreden, in denen er die Bedeutung und den Einfluß der Dichtkunst auf das nationale Leben mit Geist und Wärme entwickelt, die gelungensten rhetorischen Leistungen Kölcsey's.

Seine Kritiken, mit denen Kölcsey die ungarische Kritik begründete, sind durch umfassende Kenntniß aller europäischen Literaturen, Schärfe des Urtheils und Klarheit der ästhetischen Begriffe und Ideen ausgezeichnet. Kölcsey, ein echter und würdiger Schüler Lessing's, war zuweilen hart und ein wenig ungerecht in seinem Urtheil, da er zu hohe Forderungen stellte; auf die Entwickelung der Literatur übte er aber eben hierdurch den günstigsten Einfluß. Unter den Bahnbrechern der neueren ungarischen Literaturepoche und des modernen ungarischen Staats gebührt Kölcsey als Dichter, Kritiker und Redner eine der hervorragendsten, wenn nicht die erste Stelle.

(Gustav Heinrich.)

KOLDING, alte dänische Stadt an der Ostseite der Halbinsel Jütland, an dem 11,3 Kilom. langen und 630—1880 Meter breiten Koldinger Fjord des Kleinen Belts, in welchen an der Grenze Schleswigs die Kolding-Aa mündet. Sie liegt in 55° 30′ 5″ nördl. Br. und 27° 9′ 30″ östl. L. von Ferro, im Stifte Ribe, Amt Veile, 22 Kilom. im Südwesten von Fridericia und an der Bahnlinie Varnbrup-Fridericia. Im J. 1880 war die Zahl der Bewohner 7141 und die Stadt besaß 23 Schiffe von 992 Tons; zu ihr gehörten auch 700 ha Land. Neben der Stadt liegen die schönen und großen Ruinen des Schlosses Koldinghuus, ehemals Oernsborg d. h. Adlerburg genannt, welches im 13. Jahrh. erbaut worden und häufig die Residenz der dänischen Könige gewesen ist (von denen Christian III. hier starb) und welches 1808 abgebrannt ist. — Bei Kolding wurden die Königlichen 1313 von den Rebellen unter Niels Oluffon, im December 1643 die Dänen von den Schweden unter Torstenson geschlagen, welcher am 4. Jan. 1644 das Schloß eroberte. Im December 1658 nahmen die Polen unter Czarnecki das Schloß ein. Hier siegten am 23. April 1849 die schleswig-holsteinischen Truppen unter General Bonin über die dänische Armee unter Bülow; im J. 1864 wurde Kolding wieder durch die deutschen Truppen besetzt.

(G. A. von Klöden.)

KOLETTIS (Johannes) war einer der bedeutendsten Politiker, welche unter den Neugriechen während ihres Unabhängigkeitskrieges gegen die Pforte und nachher während der ersten Hälfte der Regierung des Königs Otto aufgetreten sind. Nach der dem Verfasser dieses Artikels mündlich durch Professor Ludwig Roß gemachten Mittheilung war Kolettis (wie die Familie Sina) ein gräcisirter Wlache; sein Geburtsort lag im Gebirge Pindos zwischen Epirus und Thessalien — es war der Flecken Syrako bei Kalarites im obern Stromgebiete des „Flusses von Arta". Kolettis ist im J. 1788 geboren; nach Art so vieler junger Griechen jener Zeit machte er seine Studien in Italien und zwar in jener Wissenschaft, die damals bei ihnen die populärste war und vielen ihres Volkes den Weg auch zu politischer Macht gebahnt hat, nämlich in der Medicin. In Bologna erwarb Kolettis 1810 die Doctorwürde. Wie viele der späteren mächtigen Politiker der griechischen Revolution hat Kolettis seine politische Schule in Janina am Hofe des damals in Griechenland dominirenden Ali-Pascha durchgemacht, wo er als Leibarzt eines der Söhne des gewaltigen Wessirs, des Prinzen Muchtar-Bei, thätig war. Wie viele andere der griechischen Offiziere, Beamten und Diener Ali's ist auch Kolettis frühzeitig in die „große Hetärie" eingetreten, die nach dem Sturze des französischen Weltbezwingers Napoleon I. ihre Fäden über die griechische Welt ausspannte.

Als im J. 1820 der große Krieg des türkischen Padischah Mahmud II. gegen Ali-Pascha und unter dem Donner der Geschütze bei Janina auch im April 1821 der Aufstand der Griechen gegen die Pforte in Morea und auf den Inseln ausgebrochen war und die griechische Bewegung sich auch über Mittelgriechenland und den Norden ausbreitete: da versuchte es Kolettis (Mitte Juli 1821), mit Hülfe des griechischen Armatolenkapitäns Rhangos, die gräcisirten Wlachen seiner Heimat im Pindos für die griechische Erhebung zu gewinnen. Als aber vor der Macht der türkischen Truppen, die Khurschid-Pascha aus seinen Stellungen bei Janina nach dem Pindos dirigirte, der Aufstand im Pindos zusammensank und die

8) Auch im Drama hat er sich versucht, doch blieb seine Tragödie „Perényi" Fragment. Ebenso blieb seine vorzügliche Uebersetzung der „Ilias" unvollendet.

Insurgenten nach Aetolien flüchten mußten: da ging Kolettis nach Morea, wo die Griechen sich besser behaupteten, und schloß sich den hier kämpfenden Elementen an. Obwol Kolettis unter Umständen auch an kriegerischen Unternehmungen sich betheiligt hat, gingen seine Talente und seine Neigungen weit mehr auf die Theilnahme an der Regierung und an den Verwaltungsarbeiten für die der Pforte entzogenen Theile Griechenlands. Dabei wußte Kolettis auf die meisten seiner nord- und mittelgriechischen Landsleute, die sogenannten Rumelioten, unter der Fahne des freien Griechenlands einen sehr mächtigen Einfluß auszuüben. Er wußte nämlich die wilden Kapitäne ganz vortrefflich zu nehmen. Persönlich selbst eine imposante Erscheinung, war Kolettis klüger als andere seiner gebildeten Landsleute, namentlich als der sonst sehr begabte Fanariot Alexander Maurokordatos, dessen Frack und Brille den Klephten und Armatolen stets höchst wunderlich vorkam. Kolettis, der in der landesüblichen Fustanella auftrat und Redeweise, Sitte und Brauch der Rumelioten theilte, gewann die Möglichkeit, seine gewaltige geistige Ueberlegenheit über die derben Soldaten zur Geltung zu bringen. Bis tief in die bairische Zeit hinein behauptete er das stärkste Gewicht bei den alten nord- und mittelgriechischen Palikaren. Seine diplomatischen Talente im großen Stile zu entwickeln, fand er erst in der bairischen Zeit Gelegenheit. Während des Befreiungskrieges dagegen zeigte Kolettis allerdings (wie viele andere seiner Zeitgenossen), daß er in der epirotischen Schule zu Janina die Kunst der byzantinischen Intrigue in hohem Grade ausgebildet hatte. Die angeborene Verschlagenheit des griechischen und gräcisirten Stammes war bei ihm sehr eigenthümlich zur Reife gediehen. Eine reichbegabte Natur, imponirte er im Rathe durch abwartende Klugheit, feierliche Würde und ein anscheinend unerschütterliches Phlegma. Aber seine griechischen Gegner mußten es erfahren, daß er auch die Rachsucht des griechischen Stammes theilte; und Kolettis verstand es gar sehr, die Stellung seiner politischen Gegner zu untergraben und wiederholt seine „eigenthümlich bohrende" Rache kaltblütig durchzuführen. Es war eben das Unheil des damaligen Griechenlands, daß während des großen Krieges und unter den Arbeiten zur Ausbildung einer haltbaren Regierung nicht nur die Rivalität zwischen ehrgeizigen Politikern sich energisch geltend machte, sondern auch der alte Gegensatz zwischen den Bewohnern der verschiedenen Landschaften Griechenlands, namentlich die damals noch in voller Kraft bestehende Abneigung der Insulaner und Rumelioten gegen die „Moraïten".

Als Politiker trat Kolettis zuerst in den Vordergrund bei den Verfassungsarbeiten der ersten griechischen Nationalversammlung, die zu Anfange des Jahres 1822 zu Piadha (einst Epidauros) in Argolis zusammengetreten war. Bei der Centralregierung unter dem Präsidium des Alexander Maurokordatos, welche diese Versammlung ernannte, fungirte Kolettis als Kriegsminister. Ungleich einflußreicher aber ist er geworden, als ihn bei bereits sehr gespannten Verhältnissen zwischen der augenblicklichen Regierungscommission in Nauplia und der legislativen Versammlung zu Argos am 7. Dec. 1823 die letztere an Stelle des Grafen Metaxas zum Mitglied der Regierung bestimmte. Als dann die Legislative sich genöthigt sah, ihren Sitz zu Kranidhi aufzuschlagen, bildete sie unter dem 18. Jan. 1824 die neue Regierung, deren bedeutendste Männer Kolettis und der hydriotische Georg Konduriotis (s. d.) waren. Die Begabung und die Energie des Dr. Kolettis gaben dieser Regierung viel Kraft; leider nur mußte diese sich namentlich in den Kampf gegen innere Unruhen, gegen die selbstherrlichen peloponnesischen Kapitäne und den livadischen Odysseus entfalten; und gleichzeitig beutete dieselbe die Uebermacht der Rumelioten und Insulaner stark zu Ungunsten der Peloponnesier aus. Kolettis wußte damals namentlich seinen alten Gegner Odysseus zu überflügeln; und als dieser später über seine mehr als zweideutigen Intriguen mit den Osmanen zu Falle gekommen war, ist der Regierung zu Nauplia sein räthselhafter Untergang auf der attischen Akropolis (17. Juni 1825) schwerlich fremd geblieben. Der Aufstand der Peloponnesier im Spätjahre 1824 wurde namentlich durch die Rumelioten gedämpft, über welche Kolettis verfügte; nur daß seit dieser Zeit ein herber Gegensatz bestehen blieb zwischen Kolettis und dem bedeutendsten der besiegten Moraïten, dem General Theodor Kolokotronis.

Die Kraft aber und die Gewandtheit, die Kolettis in diesen innern Kämpfen gezeigt hatte, standen ihm und seinen Collegen nicht zur Seite in den überaus ungünstigen Verhältnissen, in welche Griechenland seit Februar 1825 durch die ägyptische Armee unter Ibrahim-Pascha gerieth. Die schweren Unfälle, welche damals die griechische Sache erlitt, zuletzt der Fall von Missolunghi im April 1826, machten die Regierung des Kolettis und Konduriotis endlich unhaltbar. Aber aus dieser Nothzeit war auch eine tiefe Differenz mit Maurokordatos für Kolettis hervorgegangen. Kolettis stand an der Spitze einer kleinen Zahl namhafter Männer, die (1825) unter dem Drucke der ägyptischen Invasion sich an Frankreich anzulehnen gedachten. Als aber Maurokordatos im August desselben Jahres eine von vielen Tausenden unterzeichnete Adresse an die Regierung von England erzielte, durch welche die Griechen sich unter den Schutz dieses Staats stellten, widerstrebte Kolettis sehr bestimmt. Seine Stellung als Chef der sogenannten französischen Partei wurde inzwischen für lange Zeit ganz bedeutungslos. Denn vor wie nach dem Rücktritte von den Geschäften (Ende April 1826) so mittellos, daß er wieder zu seiner ärztlichen Praxis hatte greifen müssen, hat Kolettis mehrere Jahre hindurch eine imposante Stellung unter seinen Landsleuten nicht wieder zu gewinnen vermocht. Das aber geschah erst nach dem Tode des Präsidenten Giovanni Kapodistrias, unter dessen Herrschaft Kolettis (1828) einen Platz in dem Staatsrathe oder Panhellenion gefunden hatte.

Als der Präsident am 9. Oct. 1831 seinen Tod durch Mörderhand gefunden hatte, stellte der damals fungirende Senat den Dr. Kolettis mit dem Grafen Augustin Kapodistrias (des Ermordeten Bruder) und mit Kolettis' Gegner Kolokotronis in eine Reihe als die Glieder einer

provisorischen Regierung. Als aber die beiden letztern als leidenschaftliche Verehrer des Todten und als Hauptführer der nach dem Präsidenten sich nennenden „kybernitischen" Partei den Bruch mit des todten Kapodistrias Gegnern, namentlich mit den Inselgriechen, immer schroffer ausbildeten; als nun weiter auf der zu Argos versammelten griechischen Nationalversammlung endlich auch die Rumelioten zu den Gegnern der provisorischen Regierung in Nauplia übertraten: da ging, als die kybernitische Majorität am 20. Dec. 1831 den Grafen Augustin zum Präsidenten ernannt hatte, Kolettis zu den Rumelioten über und zog sich mit 60 Abgeordneten und zahlreichem militärischen Gefolge nach Megaris zurück. Und nun brach wieder der Bürgerkrieg aus.

Perachora im westlichen Megaris wurde das Hauptquartier, wo Kolettis den politischen und militärischen Widerstand aller Gegner des herrschenden Systems, — der neuen Gesammtpartei der „Syntagmatiker" (Verfassungspartei), — sammelte und trefflich organisirte. Es ist ihm wirklich gelungen, seine Streitkräfte nach Nauplia zu führen (wo die Kybernitiker Ende März 1832 den Grafen Augustin noch zum Regenten bis zur Ankunft des Königs Otto ernannt hatten) und nun den jüngeren Kapodistrias am 9. April zur Abdankung zu nöthigen.

Nun trat Kolettis ein als Mitglied in die neue, aus Mitgliedern beider Parteien formirte Siebenercommission, die bis zu Otto's Ankunft die Geschäfte leiten sollte, 14. April 1832. Die Geschichte Griechenlands zeigt, wie furchtbar schwer diese Aufgabe unter den Gegensätzen innerhalb der Regierung gegenüber dem kybernitischen Senat und gegenüber den stets zu Unruhen gestimmten kybernitischen Parteiführern in Morea der Commission geworden ist.

Am 6. Febr. 1833 begann endlich die bairische Herrschaft. Die bisherige Stellung des Dr. Kolettis ging zu Ende; die neue bairische „Regentschaft" verwendete ihn dann seit Anfang April 1833 als Minister für Handel und Marine, seit Ende October desselben Jahres als Minister des Innern. Als solcher gewann er namentlich seit dem Sommer 1834 unter der Oberleitung des Grafen Armansperg ein sehr entschiedenes Uebergewicht in der Regierung, namentlich durch seinen Einfluß auf die alten Palikaren, die zur Dämpfung eines Aufstandes in Messenien und Arkadien neben den bairischen Truppen aufgeboten wurden. Als er aber dem Grafen unbequem wurde, sandte ihn auf Armansperg's Antrieb der König Otto im September 1835 als Vertreter Griechenlands nach Paris. Der Ausbruch der attischen Septemberrevolution führte Kolettis wieder nach Athen zurück. Hier fungirte er zuerst als Vicepräsident der vom 20. Nov. 1843 bis zum 30. März 1844 arbeitenden verfassunggebenden Nationalversammlung. Seit dem 18. Aug. 1844 führte er das damals aus Mitgliedern der russischen und französischen Partei unter seinem Vorsitze (als auswärtiger Minister) neugebildete Ministerium. Nun konnte er seine Kraft und Begabung vielfach zum Nutzen des Landes geltend machen. Aber die tiefgehende Abneigung der englischen Politiker gegen seine Person und seine französischen Sympathien bereiteten ihm die schwersten Hindernisse und Kränkungen der herbsten Art. Diese erreichten ihren Höhepunkt, als Kolettis, rücksichtslos gegen die Pforte, wegen der Verweigerung eines Passes nach Stambul für den den Türken verdächtigen Obersten Karatasos, Adjutanten des Königs, den König Otto zu einem persönlichen Conflict (25. Jan. 1847) mit dem verhaßten türkischen Gesandten Musurus-Bei veranlaßt hatte. Durch englische Einflüsse geschürt, trieb die Pforte den Streit nunmehr bis zu scharfen Drohungen in Sachen der griechischen Interessen, da Kolettis die andernfalls geforderte schimpfliche Demüthigung bestimmt verweigerte. Da machte endlich am 12. Sept. 1847 der Tod dem Conflict ein Ende. Ein hitziges Fieber brach die Kraft des vielgeplagten Kolettis und sein Nachfolger Glarakis konnte (14. Dec. 1847) die arge Demüthigung vor Musurus ohne persönlichen Stachel vollziehen. *(G. Hertzberg.)*

KOLIBRIS. Dies ist der aus dem Mexicanischen übernommene Name einer Familie von Vögeln, welche die zierlichsten, farbenprächtigsten, dabei kleinsten (die größte Art mißt etwa 8 Zoll) Vertreter der ganzen Klasse umfaßt. Nach der alten Linné'schen Gattung Trochilus heißt sie jetzt Trochilidae und es enthält die Familie gegenwärtig ungefähr 400 auf etwa 140 Gattungen vertheilte Arten. Nach Art der Schmetterlinge Blüten umflatternd, bald in blitzesgleichen Wendungen umherschießend, bald durch unmerkbares Erzittern der Flügel gleichsam in der Luft stehend bilden sie einen lebensvollen Reiz der von ihnen bewohnten Länder. Ihre geographische Verbreitung ist gleicherweise äußerst interessant. Von Cuvier zu den Dünnschnäblern gestellt, wurden sie zuerst von Joh. Müller nach der Beschaffenheit ihres untern Kehlkopfs aus der Reihe der Singvögel entfernt und neben die Spaltschnäbler (Segler und Ziegenmelker) gestellt, mit welchen sie Cabanis als „Langhänder" in seinen Schrillvögeln (Strisores) vereinigte. Sie besitzen einen langen dünnen Schnabel, an welchem die Ränder des Oberschnabels meist den Unterschnabel scheidenartig umfassen. Nach der Form und Verbindung der Knochen an der Basis ihres Schädels gehören sie zu den Aegithognathae Huxley's, mit den zuletzt genannten beiden Familien die Gruppe der Cypselomorphae bildend. Ihre Zunge ist lang, gespalten; die Flügel sind lang, meist spitz, die kurzen Schwingen von den Deckfedern bedeckt. Die Füße sind sehr klein und schwach, die beiden äußern Zehen in der Regel am Grunde durch eine Haut verbunden. Die Eier sind meist gefärbt und für die Größe der Thiere enorm groß. Sie sind Insektenfresser, obschon sie auch Nektar saugen. Die durch verschiedene Entwickelung des Schnabels, der Füße, namentlich des Gefieders, Bildung besonderer Schmuckfedern, wie Federstütze, Kehlschild, verlängerte Federn u. dergl. voneinander abweichenden Gattungen werden in 7 Unterfamilien geordnet, welche nach der Hauptgattung einer jeden Polytminae (Polytmus), Phaëthornithinae (Phaëthornis), Campylopterinae (Campylopterus), Lampornithinae (Lampornis), Florisuginae (Florisuga), Hylocharinae (Hylocharis) und Trochilinae (Trochilus) genannt

werden. Die Kolibris sind ganz auf Amerika beschränkt und zwar sowol auf das Festland als auf die anliegenden Inseln; hiervon machen nur die Falkland- und Galapagos-Inseln eine Ausnahme, da auf ihnen kein Vertreter der Familie vorkommt. Sie finden sich von Sitka bis zum Cap Horn. Nur sechs zu drei Gattungen gehörige Arten reichen in das arktische Gebiet Nordamerikas. Am reichlichsten sind sie in den Andes von Mexico bis Chile entwickelt, an denen sie bis zur Schneegrenze vorkommen, während sich ihre Zahl in den ebenen Theilen vermindert. Gattungen sind meist auf kleine Districte beschränkt; auch besitzen häufig einzelne Berge, Thäler oder Inseln besondere, nur da vorkommende Arten. So lebt eine besondere Gattung in zwei Arten auf Juan Fernandez und in einer dritten Art auf Masafuera; Tres Marias, 60 englische Meilen von der Westküste Mexicos, besitzt eine, die Bahamas zwei eigene Arten. Sie entsprechen den Sonnenvögeln oder Nectariniden und den Dicaeiden der Tropen des alten Continents, nur daß die Artentwickelung dieser beiden Familien meist nicht so scharf local begrenzt ist. (Hauptwerke über die Familie sind die von R. P. Lesson, von J. A. Gould, von H. G. L. Reichenbach und von E. Mulsant und Jule und E. Verreaux; siehe auch Trochilus). *(J. Victor Carus.)*

KOLIK (von κῶλον, der Grimmdarm) oder **Enteralgie** (von ἔντερον, Darm und ἄλγος, Schmerz), **Bauchgrimmen, Darmschmerz**, nennt man schmerzhafte Affectionen der Gedärme, welche nicht von Entzündungen oder sonstigen anatomischen Veränderungen der Darmwandungen bedingt sind, sondern auf einer gesteigerten Empfindlichkeit — Hyperästhesie — der Darmnerven beruhen und in der Mehrzahl der Fälle durch Behinderung der Entleerung des Darminhaltes bedingt sind; die Schmerzen entstehen durch Vermehrung der peristaltischen Darmbewegungen oberhalb dieses Hindernisses, welche starke Spannung der Darmwandungen und dadurch periodenweise auftretende Schmerzen bedingen. Jeder Kolikschmerz ist demnach Darmschmerz und jeder Schmerz in andern Organen, mag er der Kolik auch nach Auftreten und Verlauf ähneln, gehört nicht zum Begriff der Kolik.

Die **Ursachen**, welche Kolik hervorrufen, gehen entweder vom Darminhalte oder von selbständiger Erkrankung der Darmnerven aus; in weiterer Ausdehnung des Begriffs Kolik kann man auch anatomisch nachweisbare Veränderungen der Darmwand als ursächliches Moment auffassen.

Was zunächst den Darminhalt betrifft, so ist ja bekannt, daß gewisse Individuen eine nicht näher erklärbare Idiosynkrasie gegen gewisse Speisen (saure Speisen, junges Gemüse, frisches Obst) besitzen, deren wenn auch vorsichtigster Genuß einen Kolikanfall hervorruft. Meist aber sind es Ausschreitungen in Speise und Trank, sowie der Genuß verdorbener oder unzweckmäßig bereiteter Nahrungsmittel, welche Kolik erzeugen. Aber auch anormaler Darminhalt, wie Entozoën — Ascariden, Bandwurm, — Darmsteine, in den Darmkanal durchgebrochene Gallensteine sowie andere Fremdkörper können Veranlassung zu Kolik werden. Besonders oft sieht man letztere dann auftreten, wenn Nahrungsmittel innerhalb des Darmtractes einer regelwidrigen Umsetzung anheimfallen, wobei es gewöhnlich zur Entwickelung großer Gasmengen kommt, welche mechanisch den Darm ausweiten und durch Zerrung der Darmmuskulatur und der Darmnerven die Schmerzanfälle hervorrufen. Der Darminhalt kann aber auch einfach durch Anstauung die Darmschleimhaut theils direct reizen, theils durch übermäßige Ausdehnung der Darmwand die Schmerzen hervorrufen, und dies um so mehr, als oberhalb der angestauten Kothmassen meist große Gasmengen sich ansammeln und zur Steigerung der Schmerzen beitragen. Ob endlich auch chemische Veränderungen in der Zusammensetzung der Verdauungssäfte — Magensaft, Darmsaft, Pancreassaft, Galle — directe Kolik erzeugen können, ist fraglich, vielmehr dürften dieselben als verdauungsstörend und dadurch indirect Kolik bedingend anzusehen sein.

Die rein **nervöse Form** der Kolik wird theils vom Centralnervensysteme aus, theils infolge peripherer Reizung sich entwickeln. Centralen Ursprungs sind zweifellos diejenigen Fälle, welche bei Hysterie, Hypochondrie sowie bei manchen Rückenmarkskrankheiten beobachtet werden; auch die als Begleiter von Wechselfieber und Gicht auftretenden Kolikanfälle dürften auf centralen Ursprung zurückzuführen sein. Zuweilen können auch Erkrankungen der Leber, der Harn- und Geschlechtsorgane reflectorisch auf den Darmtract übertragen werden und hier secundär Kolik erzeugen. Daß endlich auch Erkältungen häufig Kolik im Gefolge haben, ist nicht abzuleugnen, obwol den Causalnexus zwischen Rheuma und Kolik festzustellen bisher noch nicht gelungen ist. Unter allen Umständen handelt es sich aber um excessive Erregung der Darmnerven, welche zu dem Gebiete des sympathischen Nervensystems gehören, und spielt daher dieses in letzter Instanz die Vermittlerrolle bei der nervösen Kolik.

Wo **anatomisch nachweisbare Veränderungen** der Darmhaut vorhanden sind, werden fast stets Koliksymptome zu beobachten sein, so namentlich bei Ruhr, bei Darmgeschwüren, vor allem auch bei mechanischen Störungen, wie solche durch Darmeinklemmung, Axendrehung, Ineinanderschiebung des Darms, Verengerung desselben durch Narben- oder Geschwulstbildung bedingt werden. Von den **Symptomen**, durch welche die Kolik sich kennzeichnet, ist ein gewöhnlich in der Nabelgegend beginnender, von hier bald sich weiter verbreitender und durch seinen springenden, wandernden Charakter charakterisirter **Schmerz**, welcher oft bis in sehr entfernte Gegenden, — Schulter, Schenkel, Arme, Hoden — irradiiren kann und von den Kranken bald als kneifend, stechend, schneidend, bohrend, bald als windend und zerrend geschildert wird, das charakteristischste. Derselbe tritt anfallsweise auf und jeder Schmerzparoxysmus läßt deutlich ein Stadium der Zunahme der Höhe und des Abfalls erkennen, wobei die Dauer eines solchen Paroxysmus eine sehr verschiedene, oft auf mehrere Stunden ausgedehnte sein kann; ebenso verschieden ist die Dauer der Zeiträume zwischen den einzelnen Attaken.

Bei hoher Intensität des Schmerzes, welche sich meist auch in den Gesichtszügen der Kranken widerspiegelt, kann es zu Anwandlung von Schwächegefühl, Ohnmachten, selbst Convulsionen kommen. Dabei ist die Körpertemperatur meist etwas herabgesetzt, der Puls verlangsamt, oft auch unregelmäßig, die Haut bedeckt sich mit kühlem, klebrigem Schweiß, es treten Harndrang, Aufstoßen, Würgbewegungen, Erbrechen ein, während der Stuhl meist angehalten ist. Der Bauch ist entweder im ganzen aufgetrieben oder die Auftreibung erfolgt wechselnd und nach verschiedenen Stellen fortschreitend, was dann gewöhnlich von einem fühl- und hörbaren polternden und kollernden Geräusche begleitet ist. Druck auf die aufgeblähten Stellen lindert gewöhnlich den Schmerz, weshalb auch die Kranken meist in zusammengekauerter Stellung oder auf dem Bauche liegend gefunden werden; die Bauchmuskeln fühlen sich oft brethart an. Das Schwinden eines Anfalls erfolgt bald allmählich, bald plötzlich, letzteres gewöhnlich unter Abgang von Gasen nach oben oder unten, oder nach erfolgter Stuhlentleerung.

Ein bestimmter anatomischer Befund läßt sich bei der Kolik als solcher nicht constatiren, namentlich bei der rein nervösen Form; bei den durch Erkrankungen der Darmwand bedingten Koliken sind die jenen Erkrankungen eigenthümlichen Veränderungen nachweisbar.

Die Diagnose der Kolik ist nach dem oben Gesagten im allgemeinen leicht zu stellen. Von Rheumatismus der Bauchmuskeln unterscheidet sie sich dadurch, daß bei letzterm das anfallsweise Auftreten sowie der in die Tiefe verlegte Sitz des Schmerzes fehlt, dagegen Druck der afficirten Bauchmuskeln den Schmerz steigert. Ebenso wird bei lumbo-abdomineller Neuralgie durch Druck auf die erkrankten Nerven eine Schmerzzunahme bedingt. Wo es sich um Zerreißung einzelner Muskelfasern, resp. Blutungen in die Muskelsubstanz handelt, dürfte schon die Anamnese die Diagnose feststellen. Bei Hysterischen treten oft kolikähnliche Schmerzen auf, welche aber meist in der Bauchhaut oder den Bauchmuskeln localisirt sind und nach Briquet's Erfahrungen durch den faradischen Strom meist fast augenblicklich gehoben werden. Bei Kolik infolge von Anomalien des Darminhalts geht dem Schmerzanfalle, welcher urplötzlich einsetzt, gewöhnlich Erbrechen voran; Aufgetriebenheit des Bauches und Kollern im Leibe sind meist sehr intensiv, der Stuhl meist durchfällig und nach dessen wiederholter Entleerung hört der Anfall gewöhnlich bald auf. Sind Ascariden oder Bandwurm die Ursache, so wird die Diagnose gewöhnlich schon vorher durch Abgang solcher Entozoën festgestellt werden können; bei Kindern werden bei Wurmkolik nicht selten Convulsionen beobachtet. Bei der Windkolik ist die ungewöhnlich starke Auftreibung der Bauchdecken charakteristisch, welche entweder gleichmäßig oder auf einzelne Darmabschnitte, am häufigsten den Grimmdarm, beschränkt ist, während hier erleichterndes Aufstoßen oder Windabgang eine gewöhnliche Erscheinung ist. Bei der durch Kothansammlung bedingten Kolik fühlt man nicht selten die Kothmassen als harte Knollen durch die Bauchdecken hindurch und wenn dieselben nicht genügend schnell entfernt werden können, so erfolgt leicht Kothbrechen. Wo geschwürige Processe in der Darmwand vorliegen, ist Druck an bestimmten, dem Sitze des Geschwürs entsprechenden Stellen gewöhnlich besonders schmerzhaft und werden erkennbare Symptome einer vorhandenen Dyskrasie meist die Diagnose erleichtern. *(Alfred Krug.)*

KOLIN (Neukolin, Kolín, Colonia, das alte Köln an der Elbe), Stadt, Vorort der Bezirkshauptmannschaft und des Gerichtsbezirks Kolin, Station der österreichischen Staatsbahn, zählte 1880: 11,163 czechische und 139 deutsche Einwohner. Nach der Confession waren 324 Protestanten, 1148 Israeliten, die übrigen Katholiken. Das Schulwesen ist ganz czechisch. Kolin hat ein Realgymnasium (296 Schüler), eine Knaben- und Mädchenbürgerschule und je eine fünfklassige Knaben- und Mädchenvolksschule (1884 zusammen 1641 Kinder).

Der Handel der Stadt mit Rohproducten, Schnittwaaren u. dergl. ist bedeutend. An größeren Industrie-Etablissements stehen gegenwärtig im Betriebe: 2 Brauereien, 2 große Mühlen, 1 Dampfmühle, 2 chemische Productenfabriken, 2 Spiritusfabriken, 2 Zuckerfabriken, 1 Dampfsäge, 1 Metall- und Maschinenfabrik und 1 Glasfabrik. — Ueber die historischen Verhältnisse und die Schlacht zwischen Friedrich II. von Preußen und den Oesterreichern unter Daun am 18. Juni 1757 s. den Artikel Colin. *(L. Schlesinger.)*

KOLIN (Altkolin, Kolín starý), Dorf unweit der Stadt Kolin mit 930 czechischen Einwohnern, ist Stationsplatz der Oesterreichischen Staatsbahn. *(L. Schlesinger.)*

KOLLÁR (Jan = Johann), ein hervorragender böhmischer Dichter, geboren am 29. Juli 1793 im Städtchen Mossocz, Comitat Thurocz in Ungarn (Mošovce in der Slowakei), wo sein Vater einen Besitz hatte. Den Schulunterricht hatte er in seiner Vaterstadt und 1806—1808 in Kremnitz genossen und sollte nun nach dem Willen des Vaters zu Hause bleiben und sich der Feldwirthschaft zuwenden. Kollár hatte sich aber vorgenommen, weiter zu studiren, verließ das Haus des Vaters, bei dem er wegen seines Vorsatzes in Ungnade gefallen war und der sich mit dem Sohne erst aussöhnte, als dieser schon Prediger in Pest war. Er fand Unterstützung bei seinen Bekannten und Verwandten, kam 1810 nach Neusohl, um das Gymnasium zu beendigen, und war 1812—1814 am Lyceum in Preßburg, neben der Schule Sprach- und Literaturstudien betreibend. Hier ist er auch mit Fr. Palacky bekannt geworden, mit dem er seitdem in Freundschaft verbunden blieb. Im J. 1815—1816 war Kollár Erzieher einer vermögenden Familie in Neusohl und ersparte sich so viel, daß er im Herbste 1816 die Universität Jena beziehen konnte. Den Weg nahm er über Prag, wo er mit Joseph Jungmann bekannt wurde. In Jena hörte er Vorlesungen über Philosophie (Professor Fries), Theologie, Geschichte (Luden), Philologie und Naturwissenschaften (Oken), lernte hier die gehobene patriotische Stimmung der Universitätskreise kennen, nahm am 18. und 19. Oct. 1817 theil an der

Lutherfeier auf der Wartburg, welche die Amtsenthebung der Professoren Fries und Oken zur Folge hatte und wurde auch mit Goethe bekannt, der sich mit ihm über slowakische Volkslieder unterhielt. In der Nähe von Jena lernte Kollár auch seine nachmalige Gemahlin Mina (Friederike Wilhelmine Schmidt, geboren 1795) kennen, die Tochter des Pastors Georg Friedrich Schmidt in Lobeda, der krank war und sich in seinem Amte Kollár's Aushülfe erbat. Schmidt ist 1819 gestorben und die Gemeinde wollte Kollár zu dessen Nachfolger haben; aber Kollár konnte sich hierzu nicht entschließen und kehrte 1819 in seine Heimat zurück. Unterwegs hielt er sich einige Wochen in Prag auf, wo er mit Jungmann, Dobrovsky und Hanka verkehrte und in Preßburg, wo er Palacky wieder fand. In demselben Jahre wurde er Vicar (Kaplan) der evangelischen Kirchengemeinde von Pest-Ofen geworden und als sein Vorgesetzter Pastor Molnar bald darauf starb, folgte er ihm im Amte nach. Hier gründete er 1820 eine slowakische Schule und strebte die Errichtung einer selbständigen slowakischen Kirchengemeinde an; deshalb hatte er aber mit Deutschen und Magyaren einen harten Kampf zu bestehen, der sich lange hinzog und erst 1833 von Kaiser Franz zu Gunsten der von Kollár vertretenen Sache entschieden wurde. Der nationale Kampf jedoch war hiermit nicht beseitigt und war 1848 besonders schwer. Durch die Anstrengungen seines Amtes ist Kollár 1823 und abermals 1826 bedenklich erkrankt und fand beide male edle Unterstützung und Milderung seiner Lage bei dem Inspector der evangelischen Kirche, Baron Alexander Pronay. Im J. 1841 besuchte er zur Erholung Oberitalien, 1844 bereiste er Italien abermals und kam bis Rom. Im März 1849 verließ er Pest und kam als Vertrauensmann der Regierung nach Wien. Hier erhielt er im selben Jahre die Professur der slawischen Archäologie, starb aber schon am 24. Jan. 1852. Sein Verhältniß zu Mina Schmidt war seit seiner Heimkehr von Jena 1819 gelockert, da die Mutter Mina's nicht zugeben wollte, daß ihre Tochter nach Ungarn heirathe; später hielt Kollár Mina für todt infolge einer Nachricht, nach der sie sterbenskrank sein sollte; erst 1835 bekam er wieder Nachricht von ihr und heirathete sie in demselben Jahre. Sie überlebte ihn und starb in Weimar am 13. Oct. 1871. Kollár's Lebensumstände sind zum Theil aus seinen bis 1819 reichenden Memoiren (Paměti) bekannt; sein gesammtes Leben und Wirken zu beschreiben hat V. Zelený (gestorben 1875) unternommen, hat aber seine Aufgabe nicht ausführen können. Als Dichter ist Kollár zuerst 1821 aufgetreten. Die unansehnliche in jenem Jahre herausgegebene Sammlung seiner Gedichte (Básně, Prag 1821, 88 Seiten klein 8°) enthielt in zwei Abtheilungen 86 Sonette, nebstdem auch einige Elegien, Epigramme u. a. und fand zwar keine öffentliche Anerkennung, denn eine Kritik gab es nicht, wurde aber desto eifriger gelesen. Bald konnte eine vermehrte Ausgabe der Sonette unter dem Titel „Slávy Dcera" (die Tochter der Sláva, d. i. der Slawengöttin; Ofen 1824) folgen; die Sammlung ist in drei Gesänge mit je 50 Sonetten getheilt, die Gesänge sind Sála (Saale), Labe (Elbe), Dunaj (Donau) betitelt und ist ihnen eine ergreifende, den germanisirten Nordwestslawen gewidmete Elegie vorangestellt. Čelakovský, den ästhetischen Werth dieser Sammlung besprechend (in der Zeitschrift des böhmischen Museums 1831), erblickt in den vorliegenden drei Gesängen den Frühling, Sommer und Herbst des Dichters und befürchtet das Hereinbrechen des Winters, der sich in der folgenden vermehrten Ausgabe (Pest 1832, 615 Sonette) wirklich eingestellt hat. Die Sammlung theilt sich hier in fünf Gesänge. Der I. und III. haben ihren alten Namen Sála und Dunaj, der II. heißt Labe (Elbe), Rén (Rhein), Vltava (Moldau); die Namen zeigen nach den Gegenden, welche der Dichter durchwandert und wo der Gegenstand oder Anlaß der slawisch-patriotischen Sonette des betreffenden Gesanges zu suchen ist. Der IV. Gesang heißt Lethe, der V. Acheron; die todtgeglaubte Mina sendet dem Dichter Nachrichten aus dem Jenseits, welche Belohnungen die Freunde des Slawenthums im slawischen Himmel genießen und welche Strafen die Feinde desselben in der slawischen Hölle zu erleiden haben. Auch in den folgenden Ausgaben haben die Sonette eine Vermehrung erfahren; der Abdruck vom J. 1845 (Ofen) zählt ihrer 622, die 1852 herausgegebene letzte Bearbeitung 645. Der vierte und fünfte Gesang erinnert an Dante; Reminiscenzen aus Dante, Petrarca, Horaz und neueren deutschen Dichtern finden sich auch in einigen einzelnen Gedichten dieser Sammlung. Die Sonette sind theils erotischen, theils philosophischen (reflectirenden), theils slawisch-patriotischen Inhaltes und im Werthe sehr ungleich; viele sind höchst gelungen und eine bleibende Zierde der böhmischen Lyrik, die Mehrzahl aber ist mittelmäßig; vieles, namentlich in den zwei letzten Gesängen, ist reine Prosa in Versen; die Form ist mitunter recht mangelhaft. Trotzdem bleibt aber „Slávy Dcera" Kollár's Hauptwerk, ist in der böhmischen Nationalliteratur äußerst wirksam gewesen und deshalb für den Literaturhistoriker von ungemeiner Wichtigkeit. Weniger wichtig sind Kollár's übrige Gedichte, die zuerst 1821 als 2. Abtheilung der „Gedichte", dann vermehrt 1845 u. ö. mit der „Slávy Dcera" unter dem gemeinschaftlichen Titel „Kollár's poetische Werke" als 2. Theil erschienen sind. Von großem Gewichte ist dagegen trotz gewisser Mängel Kollár's Sammlung slowakischer Volkslieder (Národnié Zpiewanky, 2 Bde., Ofen 1823 und 1827; 2. vermehrte Auflage 1834 und 1835, 454 und 566 S.). Auch seine Abhandlung „Ueber die literarische Wechselseitigkeit zwischen den Stämmen und Mundarten der slawischen Nation" (zuerst ein Artikel in der Zeitschrift „Hronka", dann ausführlich deutsch umgearbeitet, Pest 1837, böhmisch übersetzt von Tomíček 1853) ist eine wichtige literarische Manifestation; die Mittel, welche Kollár zur Hebung der literarischen Wechselseitigkeit den Slawen empfiehlt, sind slawische Buchhandlungen, Schriftenaustausch unter den Autoren, Lehrkanzeln der slawischen Sprachen, slawische Festschriften, Bibliotheken, Grammatiken und Wörterbücher, Sammlungen slawischer Volkslieder, Reinheit der Sprache und gleiche Orthographie.

Außerdem hat Kollár auch seine beiden italienischen Reisen beschrieben, die erstere unter dem Titel Cestopis obsahující cestu do Horní Italie (Pest 1843); die zweite blieb unvollendet und wurde als Cestopis druhy gedruckt (Prag 1863). Als Kanzelredner genoß Kollár großen Ruf und seine gedruckten Predigten (Kázně, 1. Theil, Pest 1831, 2. Theil 1844) standen in Achtung. Unerquicklich sind dagegen seine philologisch-archäologischen Schriften, denen er leider den größten Theil seiner Muße hat opfern müssen. Es sind dies namentlich seine „Abhandlungen über die Namen, Anfänge und Alterthümer des slawischen Volkes und seiner Stämme" (Rozpravy o jménách, počátkách a starožitnostech národu Slávského a jeho kmenů, Ofen 1830), „Die Göttin Sláva und der Ursprung des Namens der Slawen" (Sláva Bohyné a původ jména Slávův čili Slavjanův, Pest 1839) und „Das slawische Altitalien" (Staroitalia slavjanská aneb objevy a důkazy živlů slávských etc., Wien 1853, 4°, 884 S.). In den Rozpravy wird der Name der Slawen von einer Wurzel sl, die Berühmtes, Erhabenes u. dergl. bedeuten soll, abgeleitet; die Volksnamen Srb (Serbe) und Chrv-at (Kroat) sollen Variationen und Ableitungen von sl sein; Wend-en, Hun-en u. a. stammen von der Wurzel un (bonus) und sind Synonyma zu slav.; Čech steht für těch, das in útěcha (solatium) enthalten ist; Polák wird mit bol (magnus) zusammengestellt u. s. w., immer aber kommt zuletzt die Bedeutung slav (berühmt) heraus. Šafařík hat in seinen „Slawischen Alterthümern" (Prag 1837) die slawischen Volksnamen freilich anders gedeutet und Čelakovský hat dies in einem witzigen Aufsatze (in der Zeitschrift des böhmischen Museums 1838) constatirt. Kollár wollte aber seine Deutungen nicht fallen lassen und schrieb seine „Sláva Bohyně", in der Form von (16) Briefen an Šafařík. Er hält hier seine wunderlichen Etymologien aufrecht und ergänzt sie durch Aufstellung der „Göttin Sláva", die bei den heidnischen Slawen besonders verehrt sei; nach ihr sollen die Slawen (Slavjan) den Namen haben, der erst durch christlichen Einfluß in Slovan umgeändert worden sein soll. In der „Staroitalia" endlich wird alles Altitalische für slawisch erklärt und werden nach einer Einleitung, welche die slawoitalische Verwandtschaft in Sprache, Geschichte und Religion allgemein zeigen will, in einzelnen Kapiteln die Sprache der slawischen Nachbarvölker, dann der slawoetrurische, slawoumbrische, slawolatinische, slawosabinische oder volskische und der oskische Dialekt besprochen; Sprachdenkmäler der einzelnen Dialekte werden in der willkürlichsten Weise auf slawisch interpretirt. Eine Auswahl aus Kollár's Schriften ist bei Kober in Prag 1862—1863 (2. Aufl. 1868) in vier Theilen erschienen; der 1. Theil enthält die Slávy Dcera u. a. Gedichte; der 2. Theil ist ein umfassender Commentar zur Slávy Dcera (Výklad ke Slávy Dceře), der für das Verständniß der vielen historischen und archäologischen Anspielungen der Slávy Dcera, namentlich des 4. und 5. Gesanges nothwendig geworden war (erste Ausgabe 1832); der 3. Theil enthält die Beschreibung der Reise nach Oberitalien, der 4. die zweite Reise und die Memoiren (Paměti). Schließlich ist noch hervorzuheben, daß Kollár ein eifriger Verfechter der böhmisch-slowakischen Einheit in der Schriftsprache und Literatur war und deshalb gegen Štúr und seinen Anhang viel zu kämpfen hatte; die Trennung, die er durch sein Auftreten und durch seine Autorität verhindern half, hat die folgende Generation slowakischer Literaten vollzogen.

(*J. Gebauer.*)

KÖLLEDA oder CÖLLEDA, alt Collidhe (vielleicht Waldhaus), Kreis-Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Reg.-Bezirk Merseburg, Kreis Eckartsberga, am Frauenbach, 23 Kilom. von Weimar gelegen. Die 3642 Bewohner, von denen 1780 männlichen und 1862 weiblichen Geschlechts sind, führen in 564 Häusern 940 Haushaltungen. Unter den evangelischen Bewohnern gab es 18 Katholiken und 4 Juden; 59 Personen konnten weder lesen noch schreiben. Zur Stadt gehören 1932 ha Land, wovon 1662 ha Acker sind. Der Ort hat Telegraphen-, Kreis- und Rechts-Amt und treibt Ackerbau und Viehzucht.

(*G. A. von Klöden.*)

KOLLER (Dummkoller), Krankheit der Pferde. Das Pferd steht gewöhnlich traurig, einschlafend, senkt den Kopf zur Erde oder setzt ihn auf einen Gegenstand, die Miene ist dumm, das Auge stier, die Augenlider sind geschlossen, die allgemeine Empfindlichkeit sehr vermindert, der Gang träge und schwerfällig, die Füße, besonders die Hinterfüße, werden hoch aufgehoben und tappend zur Erde gesetzt, das Pferd ist gegen den Zügel wenig empfindlich, schwer zu lenken und sehr schwierig zum Zurücktreten zu bringen. Beim Fressen ist es langsam, kaut zuweilen bei vollem Maule nicht oder kaut bei leerem Maule, läßt Stroh- und Heuhalme aus dem Maule hängen, frißt am liebsten von der Erde und steckt beim Saufen zuweilen den Kopf bis über die Nase in das Wasser. Am auffallendsten werden die Zeichen von Stumpfsinn während und nach schneller oder erhitzender Bewegung. Das Pferd geht dann oft gerade aus, bis es irgendwo anrennt, oder es drängt nach der Seite und läßt sich nicht lenken. Im Winter sind diese Zufälle seltener und nicht so anhaltend wie im Sommer. Um ein des Dummkollers verdächtiges Pferd sicher beurtheilen zu können, muß dasselbe bis zum starken Schweiß geritten oder gefahren und gleich darauf untersucht werden. Die Ursachen des Kollers sind heftige Anstrengungen, besonders bei heißem Wetter, längere Einwirkung heißer Sonnenstrahlen, Aufenthalt in heißen, dunstigen Ställen, Gehirnentzündung, Stoßen, Schlagen oder Verwundungen des Schädels. Heilung gelingt selten und nie gründlich. Während der Cur besteht die Nahrung aus Grünfutter, Möhren, Kartoffeln oder Kleie. Das Pferd muß in einem kühlen Stalle gehalten und darf nicht zur Arbeit verwendet werden. Man macht eiskalte Umschläge auf den Kopf in der Art, daß man aus einer Höhe von 2 Meter täglich zwei bis dreimal 20—30 Stalleimer kaltes Wasser auf den Kopf schüttet. An den Seiten des Genicks bringt man zwei Eiterbänder an, die wochenlang in Eiterung erhalten werden. Auch Einreibungen an den Seiten des Halses mit Kantharidensalbe haben zuweilen guten Er-

folg. Die Homöopathie wendet Pulsatilla im Wechsel mit Veratrum, zum Schluß Sulphur an.

(William Löbe.)

KOLLOIDE (von *κόλλα*, Leim). Bringt man in ein (am besten cylindrisches) Gefäß, dessen Boden durch eine aufgespannte Membran (thierische Blase, Pergamentpapier u. s. w.) gebildet wird, wässerige Lösungen verschiedener Substanzen und setzt dasselbe dann in ein größeres, mit reinem Wasser gefülltes Gefäß, so gehen die in den Lösungen enthaltenen Substanzen durch die Membran hindurch in das äußere Wasser über, sie diffundiren in dieses. Die Geschwindigkeit, mit welcher dieser Uebertritt erfolgt, ist für verschiedene Substanzen sehr verschieden; krystallinische Körper, wie Salze, viele unorganische und organische Säuren, Zucker, auch Alkohol u. s. w., diffundiren verhältnißmäßig sehr rasch, andere dagegen, wie lösliches Kieselsäurehydrat, lösliche Thonerde, Dextrin, Caramel, Gummi, Eiweißkörper, Leim u. s. w., die meist nicht krystallisirt erhalten werden können, äußerst langsam. Graham unterscheidet deshalb die letztern als „Kolloïde" von den erstern, den „Krystalloïden". Der Unterschied zwischen denselben ist aber kein absoluter, sondern nur ein relativer; die Kolloïde werden zwar durch genügend dicke Membranen so gut wie völlig zurückgehalten, allein durch sehr dünne nicht, doch diffundiren sie durch letztere immer noch außerordentlich langsam im Vergleich mit den Krystalloïden. Die Ursachen dieser Verschiedenheiten in der Diffusionsgeschwindigkeit sind noch nicht genügend ermittelt worden; die Fähigkeit zu krystallisiren bedingt nicht nothwendig eine große Diffusionsgeschwindigkeit, denn manche Kolloïde, besonders das Oxyhämoglobin (der rothe Farbstoff des arteriellen Blutes), krystallisiren sehr schön und leicht. — Auf das beschriebene verschiedene Verhalten der Krystalloïde und Kolloïde hat man ein Verfahren zur Trennung beider gegründet, die Dialyse; wechselt man nämlich das Außenwasser, in welches die Krystalloïde übergehen, öfters, so gelingt es allmählich, diese bis auf ganz geringe Spuren aus der im Innengefäße, dem Dialysator, befindlichen Lösung zu entfernen. Zu beachten ist dabei, daß der Diffusionsstrom durch die Membran nach beiden Seiten hin gleichzeitig erfolgt; daher gehen zwar die im Dialysator enthaltenen Krystalloïde aus diesem heraus, aber ebenso geht Wasser in denselben hinein, sodaß die in ihm befindliche Lösung während der Dialyse eine Verdünnung erleidet. Siehe besonders Gmelin-Kraut, „Handbuch der Chemie", 5. Aufl., Bd. 1, I. Abtheilung, S. 587 fg. — In der Technik hat die Dialyse verschiedene Anwendung erfahren, besonders bei dem sogenannten Osmoseverfahren in der Rübenzuckerfabrikation.

(E. Drechsel.)

KOŁŁONTAI (Hugo), Graf von Sztumberg, polnischer Gelehrter und Staatsmann, ist in der Woiwodschaft Sandomir am 1. April 1750 geboren. Den ersten Unterricht erhielt er in dem heimischen Städtchen Pinczow, weiteren genoß er in Krakau. Da er in den geistlichen Stand zu treten beabsichtigte, begab er sich nach Rom, wo er auf das eifrigste Theologie und Kirchenrecht, nebenbei aber auch schöngeistige und kunsthistorische Studien betrieb. Er hatte noch kaum seine Studien beendigt, als in Krakau ein Kanonikat frei wurde. Er bewarb sich um dasselbe und obwol er erst 24 Jahre alt war, erhielt er es trotz des Widerspruchs des krakauer Bischofs Kajetan Sołtyk. Nach Uebernahme dieser Würde begab sich Kollontai nach Warschau, wo der König auf den jungen, aber geistvollen, energischen Geistlichen schnell aufmerksam wurde und ihm seine Gunst zuwandte. Um die gleiche Zeit trat die Unterrichtscommission ins Leben und Kollontai wurde trotz seiner Jugend derselben zugetheilt. Zuerst übernahm er die Abfassung der Elementarbücher und führte den Auftrag zu völliger Zufriedenheit aus. — Im J. 1777 wurde er von der Commission nach Krakau gesandt, um daselbst an den sogenannten Nowodworskischen Schulen die neue Schulreform durchzuführen, und löste auch diese Aufgabe, wie zu erwarten stand, mit ebenso viel Eifer als Geschick. Nun blieb noch die Reformation der Universität übrig, welche ihren einstigen Ruf und ihre Bedeutung völlig verloren hatte und in ihrem Werthe gänzlich gesunken war. Die Aufgabe war schwierig, nicht nur in sachlicher Beziehung, sondern auch weil der Widerstand vieler hochgestellter Persönlichkeiten überwunden werden mußte; niemand fand sich, der sich ihr unterziehen wollte. Endlich bestimmte die Commission Kollontai zum Visitator und Reformator der Universität. Der vorangegangene Erfolg mit den Nowodworskischen Schulen hatte das nöthige Vertrauen gegeben, er fühlte sich durch seine Kenntnisse und Energie zur Ausführung auch dieser Mission befähigt und begann deshalb sein Unternehmen mit aller Zuversicht. Mit der Reform der theologischen Facultät sollte der Anfang gemacht werden. Kollontai entwarf den Reformplan mit so weiser Berücksichtigung nicht nur der historischen Entwickelungen und der Rechte der Vergangenheit, sondern auch des Zeitgeistes und dazu in so musterhafter Weise, daß man mit einem seiner Biographen sagen kann: „Wenn Kollontai sonst nichts durchgeführt hätte als diesen in der Theorie ebenso schönen als in der Ausführung höchst einfachen Plan, so erwüchse ihm das volle Recht auf bleibenden Ruhm in der Geschichte des Unterrichts in Polen und auf den Dank der Nation!" In zwei Jahren angestrengtester Arbeit förderte der junge Reformator sein Werk so weit, daß am 1. Oct. 1780 die nach seinem Plane reorganisirte Universität von ihm selbst feierlichst eröffnet werden konnte. Aber nicht nur mit offener Feindschaft und allerschlimmsten Intriguen hatte Kollontai bei dieser großen Arbeit zu kämpfen gehabt, sondern fast noch mehr mit gemeinen Gehässigkeiten, die seine Ehre angriffen und ihn zwangen, bei dem bischöflichen Gerichte Schutz und Hülfe zu suchen. Wie wenig ihm diese unaufhörlichen Anfeindungen ernstlich schadeten, zeigt der Umstand, daß er zum ersten Emeriten und auf drei Jahre zum Rector der Universität ernannt wurde. Auch weiterhin durften die Hände noch nicht in den Schos gelegt werden, denn die medicinischen und chirurgischen Schulen waren einer Reform ebenfalls bedürftig, ein mineralogisches Cabinet harrte der Gründung, die Landessprache mußte noch in allen Abtheilungen eingeführt wer-

den, und vor allen Dingen war die Ordnung des völlig verwahrlosten Archivs ein Gebot der Nothwendigkeit. Allen diesen Aufgaben unterzog sich Kollontai mit bestem Erfolge. Im J. 1782 endlich trat er von seinem Posten ab, sei es, daß er, wie einige behaupten, durch nicht zu entschuldigende Eigenmächtigkeiten seinen Gegnern die Handhabe zu erfolgreichem Angriffe geboten hatte, oder daß er, wie andere meinen, sich freiwillig zurückzog, weil er seine Bemühungen von Erfolg gekrönt sah und der Bestand seiner Schöpfung ihm genügend gesichert erschien. Der König wollte jedoch Kollontai's gewaltige Thatkraft nicht ungenützt lassen, sondern ernannte ihn zunächst zum Referendar von Litauen und bald darauf zum Vicekanzler der Krone. Wie überall entwickelte Kollontai auch in dieser Stellung eine große Thätigkeit, indem er auch hier auf in der That dringend nothwendige Reformen in der Regierung selbst drang, und ganz besonders auf dem constituirenden Reichstage. Die Verleihung der höchsten Orden bewies, daß der König mit Kollontai's Thätigkeit in höchstem Maße zufrieden war. Das J. 1791, der Sturz der Verfassung, traf auch ihn. Er wurde von der Conföderation von Targowice geächtet und flüchtete nach Dresden, wo er so lange blieb, bis Kosciuszko sich erhob. Im J. 1794 in das Vaterland zurückgekehrt, trat er von neuem in den Dienst der Regierung und wurde zunächst in Finanzangelegenheiten und darauf im auswärtigen Amte beschäftigt. Als im November 1794 Warschau von den Russen genommen war, floh Kollontai nach Galizien, wurde aber bei Sandomir von österreichischen Soldaten aufgegriffen und nach Olmütz gebracht, wo er neun Jahre in enger Haft blieb. Nach seiner Entlassung 1803 kehrte er in die Heimat zurück und ließ sich zu Krzemieniec nieder, wo er dem eng befreundeten und verbundenen Thaddäus Czacki bei der Schulreform mit Rath und That zur Hand ging. Nach der Errichtung des Herzogthums Warschau begab sich Kollontai nach Warschau und beschäftigte sich bald hier bald in Krakau ausschließlich mit den Wissenschaften. Im J. 1811 besuchte er, schon sehr gebrechlich, den Landtag und bald darauf, am 28. Febr. 1812, schloß er 62 Jahre alt sein vielbewegtes Leben mit Hinterlassung einer bedeutenden Anzahl literarischer Werke von bedeutendem wissenschaftlichen Werthe.

Seine Schriften sind in chronologischer Reihenfolge: „Listy Anonyma do Stanisława Małachowskiego Referendarza koronnego“, d. h. Briefe eines Anonymus an Stanislaus Malachowski, Referendar der Krone (3 Theile, Warschau 1788—1790). — „Uwagi nad pismem Seweryna Rzewuskiego o prawie tronu dziedzicznego“, d. h. Betrachtungen über die Schrift des Severin Rzewuski über das Thronerbrecht in Polen (Warschau 1789). — „Prawo polityczne narodu polskiego“, d. h. Staatsrecht des polnischen Volkes (Warschau 1790). — „Uwagi o sukcessye tronu w Polsce“, d. h. Betrachtungen über die Thronfolge in Polen (Warschau 1790). — „Ostatnia przestroga dla Polski“, d. h. Letzte Ermahnung an Polen (Warschau 1790), erschien ohne Kollontai's Namen. — „Mowy Ks. Hugona Kołłontaja podkanclerza Koronnego na Sejmie 1791“, d. h. Reden des Vicekanzlers H. Kollontai auf dem Landtage (Warschau 1791). — Zweifelhaft ist das anonym erschienene: „O ustanowieniu i upadku Konstytucyi 3. Maja“, d. h. Von Verleihung und Aufhebung der Constitution vom 3. Mai, 2 Theile (Metz 1793). — „Uwagi nad terazniejszém położeniem tej części ziemi polskiej, która od pokoju Tylżyckiego zaczęto zwać księstwem Warszawskim“, d. h. Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand desjenigen Theiles von Polen, der seit dem Tilsiter Frieden das Fürstenthum Warschau genannt wird (Warschau 1808). — „Porządek fizyczno-moralny czyli nauka o należytościach i powinnościach człowieka, wydobytych z praw wiecznych“ d. h. Die physisch-moralische Ordnung oder die Lehre von den Rechten und Pflichten des Menschen, genommen aus den ewigen Rechten der Natur (Krakau 1810, 1. Theil, ein 2. Theil ist nicht erschienen). Aus Kollontai's Nachlasse ist außerdem gedruckt worden: „Pamiętnik o stanie duchowieństwa katolickiego i innych wyznań w połowie XVIII wieku“, d. i. Denkschrift über den Stand der Geistlichkeit der katholischen Kirche und anderer Bekenntnisse in der Mitte des 18. Jahrh. (Posen 1840). — „Stan oswiecenia w Polsce w ostatnich latach panowania Augusta III“, d. h. Zustand der Geistesbildung in Polen in den letzten Regierungsjahren August's III. (herausgegeben von Eduard Raczyński, Posen 1841). — „Badania historyczne. Rozbiór krytyczny zasad hystoryi o początkach rodzaju ludzkiego“, d. h. Historische Forschungen. Kritische Untersuchung der historischen Ansichten über den Ursprung des Menschengeschlechts (3 Theile, Krakau 1842). — Hugona Kołłontaja Korrespondencyja listowna z Tadeuszem Czackim przedsięwzięta w celu urządzenia instytutów naukowych i t. d.“, d. h. Briefwechsel Kollontai's mit Thaddäus Czacki, unternommen in Hinblick auf die Gestaltung der Lehranstalten u. s. w.; herausgegeben von Ferd. Koisiewicz (Krakau 1844). Außerdem existiren noch einige Manuscripte, deren Bekanntmachung durch den Druck wünschenswerth wäre. Kollontai ist nicht nur ein äußerst fruchtbarer, sondern auch einer der besten Schriftsteller Polens, da seine literarische Thätigkeit auf einer umfassenden Bildung beruhte. Seine Sprache wird von den polnischen Literaturhistorikern als rein, kernig und wohlklingend bezeichnet. Unter solchen Umständen ist es nicht wunderbar, daß Kollontai's literarischer Einfluß bis heute nachwirkt, zumal sein Wirken als Patriot die höchsten und edelsten Zwecke seines Volkes fördern half. — Nach den Artikeln in Band 28 der Nouvelle Biographie générale und in Band 12 (1864) von Wurzbach's Biographischem Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. *(K. Lohmeyer.)*

KOLLOS oder KOLLES heißt ein vorzügliches Weingebirge an der steiermärkisch-kroatischen Grenze. Dasselbe bildet den nördlichen Theil des Matzelgebirges, dessen Kern aus tertiärem Sandsteine besteht, welchen überall jüngere tertiäre Schichten einschließen. Die Höhe desselben variirt zwischen 300—400 Meter über dem

Meere. Es wird in der Richtung von Westen nach Osten in die obere, mittlere und untere Kollos eingetheilt. Zur letztgenannten gehören die ihres guten Weines wegen bestens bekannten Sauritscher Berge. Die mittlere Kollos erfüllt den Raum zwischen dem Wela- und dem Tainabache, während die obere sich westlich bis zum Rogatzbach ausdehnt. Einen recht lieblichen Eindruck machen die auf den Spitzen der einzelnen Höhenzüge stehenden zahlreichen Kirchlein. Die Thäler haben einen ergiebigen Wiesengrund; der größere Theil des Flächenraumes an den Höhenzügen ist mit Weinrebe bepflanzt und nur die nördlichen Abhänge eignen sich für die Waldcultur. Die Qualität der Kolloser Weine ist verschieden. Das beste Product liefern die Sauritscher Berge und die anstoßenden Hügel. Die Hauptabsatzgebiete für diese Weine sind Kärnten und Krain. (Vgl. den Artikel Kollos in J. A. Janisch, Topogr.-statistisches Lexikon von Steiermark (Graz 1878, Bd. 1, S. 768.) (*Ferdinand Grassauer.*)

KOLLUTHOS (wol richtiger als KOLUTHOS), ein später epischer Dichter, war geboren im ägyptischen Lykopolis und lebte zu den Zeiten des Kaisers Anastasios (491—518). Er gehört im allgemeinen zu der Schule des epischen Dichters Nonnos von Panopolis, ist aber in mehrern Punkten ebenso, wie der Epiker Tryphiodoros, seinen eigenen Weg gegangen, besonders hinsichtlich der metrischen Gesetze in seinem Versbau (vgl. Ludwich in Phil. Jahrbuch 109, 450 fg.). Ein Act dieser Emancipirung ist, daß er den von Nonnos und seinen Anhängern verbannten versus spondiacus wieder eingeführt hat. Neben seinen Gedichten, die vorzugsweise altmythische Stoffe behandelt zu haben scheinen, nennt der Biograph Hesychios Milesios (bei Suidas) die Kalydoniaka in 6 Büchern, ferner Enkomia in heroischem Versmaße und die Persika, von denen allen uns keine Spur erhalten ist. Dagegen besitzen wir ein kleineres Epos in 392 Hexametern, welches betitelt ist Ἁρπαγὴ τῆς Ἑλένης (de raptu Helenae) und in glänzenden Versen wol im Anfange des 6. Jahrh. abgefaßt ist. Dieses Gedicht wurde zusammen mit den Posthomerica des Quintus Smyrnäus zuerst in einer Aldina edirt (entweder 1504 oder 1505 oder 1521), sodann von Henricus Stephanus in seine Sammlung griechischer Gedichte in heroischem Versmaße aufgenommen (1556, wieder abgedruckt 1606), welche Texte sehr verdorben waren. Im ganzen ist das Gedicht recht oft edirt worden, so in unserm Jahrhundert von J. Bekker (Berlin 1816), der zwei neue Handschriften aus Gotha und Modena hinzuzog und den bisherigen Text aus dem Mutinensis um 9 Verse vermehrte, leider aber den wichtigsten codex Mutinensis sehr nachlässig verglich; von H. Schäfer mit Tryphiodoros (Leipzig 1823); von Stanislas Julien (Paris 1823) mit zahlreichen Uebersetzungen und zwei facsimilirten pariser Handschriften; von F. S. Lehrs in der Didot'schen Ausgabe der griechischen Epiker (Paris 1840). Die beste Ausgabe mit Benutzung des vollständigen handschriftlichen Materials ist von Eugen Abel (Berlin 1880). Beiträge zur Kritik lieferten neuerdings G. Hermann in seinen Emendationes Coluthi (Opusc. acad. IV, 205—227); O. Schneider in Philol. 23, 404—447; dann einzelne Herausgeber des Kolluthos, endlich Ludwich und Tiedke in ihren Arbeiten über Nonnos. Unter zahlreichen Uebersetzungen (unter denen besonders auch italienische vertreten sind) nennen wir die von Ferd. Tornety (Mitau 1860). (*H. Flach.*)

Kolmar, früher Hauptstadt des franz. Departements Oberrhein, seit 1871 Hauptstadt des Bezirks Oberelsaß im deutschen Reichslande Elsaß-Lothringen, 1880 mit 26,093 Einwohnern, s. Colmar.

Kolmar (in Posen) Kreisstadt in der preußischen Provinz Posen, Reg.-Bezirk Bromberg, Kreis Kolmar, mit 3145 Einwohnern, hieß vordem Chodziesen oder Chodzesen (s. d.).

KOLMODIN (Israel), geistlicher Liederdichter und Superintendent der schwedischen Insel Gotland, geboren in Enköping 1643. Kolmodin studirte an den Universitäten sowol in Lund wie in Upsala und wurde hier 1672 Magister, worauf er einige Zeit auf Reisen in fremden Ländern zubrachte. Als er zurückkam, wurde er 1674 ordinirt, später erhielt er in kurzen Zwischenräumen eine Beförderung nach der andern, im J. 1686 wurde er Professor der Theologie in Upsala; er war Mitglied der Bibelcommission und nahm mehrere Jahre theil an den Arbeiten des Reichstags. Kolmodin wurde 1692 zum Superintendenten auf Gotland ernannt und in dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode im J. 1709. Als Superintendent zeigte er lebhaftes Interesse für den ihm untergeordneten Klerus und suchte dessen Vortheil so viel wie möglich zu fördern. Uebrigens ist sein Name hauptsächlich als Psalmendichter auf die Nachwelt gekommen und es sind noch einige von ihm verfaßte Psalmen in dem jetzt gebrauchten Psalmenbuche aufbewahrt. (*O. Printzsköld.*)

KOLMODIN (Olaf), Propst in Flo in Westgothland, geboren den 26. Mai 1690, Sohn des Pastors Johann Kolmodin in Nytätra in Upland und Neffe von Israel Kolmodin; er studirte in Upsala, wo er 1716 Magister und zwei Jahre später ordinirt wurde; im J. 1721 wurde er Pastor in Flo und daselbst starb er am 8. April 1753. Als Dichter genoß Kolmodin großes Ansehen bei seinen Zeitgenossen; seine geistlichen Gedichte kennzeichnen sich durch christliche Frömmigkeit und Mildheit und geben einen Ausdruck für die frische und ernste Gottesfurcht, welche die Zeit Karl's XII. kennzeichnete und die wol nicht gleich mit ihm verschwand. Sein bedeutendstes Werk nannte er „Andelig Dufvoröst“; dies war weit verbreitet unter den Volke und blieb lange ein sehr beliebtes Lesebuch der Bauern. Die Didaktik bildete Kolmodin's starke Seite und sein Ziel; was er an Gedichten geschrieben, war die trockenste Prosa. (*O. Printzsköld.*)

Köln, Hauptstadt des Regierungsbezirks Köln (3974,36 □Kilom. mit 654,667 Einwohnern), 144,772 (1880) Einwohner mit dem gegenüberliegenden und als Brückenkopf dienenden Deutz eine Festung ersten Ranges, s. Cöln.

Köln, das ehemalige Erzstift und Kurfürstenthum, s. Cöln.

Kölnisches Wasser, s. Cölnisches Wasser.

KOLOBOM DER IRIS (auch Iridoschisma genannt) ist ein der Hasenscharte (s. d.) ähnlicher angeborener Bildungsfehler der Regenbogenhaut, welcher eine Spaltung der letztern nach unten, bisweilen auch nach unten und innen darstellt, die vom Pupillarrande mehr oder weniger tief gegen den Ciliarrand hinreicht und von verschiedener Breite ist. Ihre Ränder verlaufen meist convergirend, seltener parallel oder divergirend und es erhält die Pupille dadurch eine birnen-, schlüsselloch- oder glockenförmige Gestalt. Betrifft jene Spalte blos den großen Kreis — was zu den selteneren Varietäten des Koloboms gehört, — so findet man eine dreieckige periphere Pupille von der normalen durch eine Art Querbalken getrennt, während die Kolobome mit divergirenden Rändern und leichten Vorsprüngen oder Anhängseln am Pupillarrande gewissermaßen die Mittel- oder Uebergangsglieder bilden. — Bei dem Kolobom nach unten ist die obere Hälfte der Iris etwas breiter, weil deren Schließmuskel (Sphincter) keinen Ring, sondern gleichsam ein Hufeisen darstellt, mit dessen Endpunkten sich die Radialfasern vereinigen, wodurch dann auch die Wölbung nach den Seitentheilen der Spalte hin herabgezogen wird. Die Iris bietet deshalb auch nur an ihrem dem Kolobom gegenüberstehenden Theile das Phänomen der Pupillen-Verengung resp. -Erweiterung dar, während die das Kolobom begrenzenden Seitentheile sich einander nicht nähern, sondern höchstens etwas verkürzen oder verlängern können; diese letztern sieht man, wenn die Spaltung bis zum Ciliarrand reicht, gegen die Peripherie hin etwas rückwärts gezogen, an dem freien Rande bisweilen etwas nach hinten umgestülpt.

Mit dem Kolobom ist im allgemeinen eine wesentliche Störung des Gesichts, sowol bezüglich der Sehkraft als der Accommodation für ferne und nahe Objecte, nicht verbunden; dagegen disponirt dasselbe nach den Beobachtungen zahlreicher Ophthalmologen zur Trübung der Linse (Kataract). Es erscheint theils nur auf einem Auge und dann gewöhnlich linkerseits, theils auf beiden zugleich und dann stets in correspondirender Richtung gerade nach unten, oder nach innen und unten, gewöhnlich auch in gleichem Grade, zuweilen links größer. Das Kolobom wird als eine Hemmungsbildung betrachtet (mangelhafte Vereinigung der Ciliargefäße). Manche Autoren nehmen Erblichkeit, namentlich von seiten des Vaters, an, andere schreiben dem Versehen der Mutter während der Schwangerschaft einen Einfluß zu. Als begleitende Abnormitäten hat man neben dem Kolobom Mikrophthalmus, ovale und am Rande getrübte Hornhaut, Pyramidenstaar, Kolobom des obern Lides, Hasenscharte, Hypospadie, Hydrocephalus, Encephalocele, sowie ziemlich constant das sogenannte Coloboma Chorioideae (Kolobom der Aderhaut), welches auf einem angeborenen theilweisen Mangel derselben beruht und nur in Verbindung mit dem Kolobom der Iris vorkommt, beobachtet. — Von Beseitigung oder Abminderung dieses Bildungsfehlers auf operativem Wege kann wol kaum die Rede sein, es ist auch, soweit bekannt, bisjetzt noch nicht versucht worden. *(Alfred Krug.)*

KOLOGRIW, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kostroma, unter dem 58° 47′ nördl. Br. und 61° 31′ östl. L. auf dem linken, steilen Ufer der Unsha und am Einflusse des Flüßchens Kitschinka in dieselbe. Kologriw befand sich im J. 1609 45 Kilom. weit von der jetzigen Stadt, da, wo jetzt das Dorf Archangelskoje liegt, an der Stelle des Dorfes Kitschina, das im J. 1778 zur Kreisstadt des Gouvernements Kostroma unter dem Namen „Kologriw" erhoben wurde. Die Stadt hat 3 Kirchen, 22 Kaufläden, eine Kreis- und eine Pfarrschule, eine Mädchenschule, ein Hospital, ein Gefängniß und 2787 Einwohner, die sich mit Schiffbau und Holzflößerei beschäftigen. Der Handel der Stadt ist unbedeutend. Auf den am 26. Sept. (a. St.) stattfindenden Jahrmarkt werden grobes Tuch, Baumwollenzeuge, Schaffelle, Butter und Colonialwaaren im Werthe von 5000 Rubeln zum Verkauf gebracht. Der Kologriwer Kreis mit einem Areal von 211,9 □Meilen zeichnet sich durch seinen Reichthum an Wäldern und Sümpfen aus. Die Wälder allein nehmen 85% der gesammten Bodenfläche ein. *(A. von Wald.)*

KOLOKOTRONIS (Theodor), neugriechischer Heerführer im Unabhängigkeitskriege gegen die Pforte. In Europa ist der Name Kolokotronis allerdings erst seit dem Blutbade von Tripolitza und seit dem großen Siege über das Heer des Türken Dramali in den Pässen des Treton allgemein bekannt und berühmt geworden. Aber in Griechenland hatte er schon viel früher einen guten Klang. Im Peloponnesos (Morea) war die „Klephturie", einzig das Land der Mainotten ausgenommen, auch in jenen Zeiten der osmanischen Herrschaft, wo die „Klephten" durch die Sympathie der griechischen Nation getragen wurden, niemals zu solcher Macht und Bedeutung gelangt wie in Rumelien, namentlich in Agrapha und Akarnanien. Nichtsdestoweniger gab es im 18. Jahrh. auch hier mehrere mächtige Häuptlinge kühner Gebirgskrieger, die den Osmanen Respect einflößten und je nach Umständen von diesen geschont oder grausam verfolgt wurden. Zu diesen gehörte das Geschlecht der Kolokotronis, die ihre Abkunft auf das arkadische Leondari zurückführten, aber in historisch bekannter Zeit ihren Sitz in den Berglandschaften des reizenden Cantons Messenien hatten, der sich westlich vom Taygetos, der maniatischen Gebirgsfestung, ausdehnt. Das letzte Drittel des 18. Jahrh. schien den Kolokotronis verhängnißvoll werden zu sollen. Der von den Osmanen gefürchtete Chef des Hauses, Johannes, war seit 1770 den türkischen Behörden näher getreten, als es galt, sich der wilden albanesischen Haufen zu erwehren, die nach Abwehr der russischen Landung in Morea und des daran sich knüpfenden griechischen Aufstandes nun mehrere Jahre lang Griechenland auf das schlimmste heimsuchten. Seine Palikaren gehörten mit zu den Truppen, mit denen endlich der grimme Seraskier Hassan-Ghazi im J. 1779 bei Tripolitza die entscheidenden Schläge gegen die wilden Schkypetaren führte. Aber die neue Freundschaft war seitens der Türken nicht ehrlich gemeint. Schon im J. 1780 fiel der Arm der letztern schwer auch auf die

Klephten in Morea und das früher in Strömen durch Johannes vergossene Blut der Mohammedaner rächten sie nun durch seine grausame Hinrichtung in der messenischen Andrussa.

Trotzdem gelang es der Treue mehrerer seiner alten Palikaren, einen Theil seiner Familie vor dem Untergange zu retten, namentlich denjenigen seiner Söhne, der der spätere Rächer seines Vaters werden sollte. Theodor Kolokotronis, der am 3. April 1770 auf dem messenischen Berge Rhamowuni unter einem Baume geboren war, wurde damals nach den Hochthälern der Maina gerettet und wuchs zum künftigen Klephten heran. Wie für viele andere junge Griechen aller Klassen in dieser Zeit wurde aber auch für ihn die erste Französische Revolution bedeutungsvoll; der ideale Glanz, der damals noch in den Augen des Auslandes, namentlich auch der Griechen, die feurigen Explosionen des französischen Vulkans umgab, wirkte bezaubernd auf viele dieser modernen Hellenen. Kolokotronis, der in den Freiheitsrufen, die aus Paris durch die Welt drangen, die „Welttrompete“ zu vernehmen glaubte, gewann durch diese Einflüsse einen etwas höheren und weiteren Horizont als andere Männer seiner Art: das klephtische Naturell wurde bei ihm veredelt und er vermochte den Gedanken an eine künftige Befreiung der griechischen Nation von der türkischen Fremdherrschaft zu fassen. Aber er sollte erst als ein rüstiger Fünfziger dazu gelangen, in dieser Richtung die Waffen zu führen.

Zunächst hatte Theodor im J. 1790 sich mit der Tochter eines griechischen Gemeindevorstehers zu Leondari verheirathet und mit seiner Frau eine ganz namhafte Mitgift erhalten. Zum friedlichen Bürger und Bauer aber war dieser Jüngling, bei dem die soldatischen Neigungen seines Geschlechts den Sieg davontrugen, nicht geschaffen. Nachdem er einige Jahre lang der Chef localer Milizen gewesen, gerieth er seit 1797 durch einige Raubzüge nach dem messenischen Gau Emblakika (nach der Gegend des altgriechischen Stenyklaros) ganz und gar in das Treiben der Klephten hinein. Die Abneigung der griechischen Bauern gegen diese Unruhen und die Energie der türkischen Behörden zwangen ihn endlich, im J. 1806 Morea zu verlassen und sich nach der Insel Zante als Flüchtling zurückzuziehen. Als nachher seit October 1809 die Engländer die Ionischen Inseln eroberten, bildeten sie (nach ihrer damaligen Praxis, den Weltkampf gegen den Napoleonismus zum Theil mit Hülfe geworbener fremder Krieger zu führen) aus massenhaft angeworbenen jungen Griechen unter der Führung des dazu vortrefflich geeigneten Sir Richard Church ein Regiment leichter Schützen. In diesem Corps hat Theodor Kolokotronis bis zu dessen Entlassung (1815) als Major gedient.

Als nach der Schlacht bei Waterloo die Donner des europäischen Weltkrieges verhallt waren, entschloß sich Kolokotronis, friedlicher Proviantfahrer zu werden. Bald aber empfand er die Berührungen jener geheimen Macht, die jetzt dahin arbeitete, den Ausbruch einer umfassenden griechischen Revolution vorzubereiten, nämlich der „großen Hetärie der Philiker“. Schon im J. 1817 ist er Mitglied der Hetärie geworden und beobachtete nun mit gespannter Aufmerksamkeit die weitere Entwickelung. Freudig und hoffnungsvoll begrüßte er im Sommer 1820 die Uebernahme der Leitung der Hetärie durch den General-Ephoren Alexander Hypsilanti und nachher dessen Aufruf, sich zum Kampf bereit zu halten. Als die Osmanen hörten, daß er zu Ende des Januar 1821 in dem maniatischen Hafenplatze Skardamula wieder den Boden des Peloponnes betreten hatte, wo er sich unter den Schutz des maniatischen Geschlechtes Murtzinos stellte, erkannten sie die Nähe des langen drohenden Ausbruches. Es ist bekannt, daß dann Kolokotronis zu Anfange des April 1821 den Aufstand im südlichen Peloponnes, und damit seine lange und wechselvolle Laufbahn als Feldherr dieser Revolution, durch den siegreichen Angriff auf das messenische Kalamata eröffnet hat, den er mit einer Schar erprobter griechischer Waffenbrüder und maniatischer Krieger durchführte.

Theodor Kolokotronis ist unbezweifelt unter den Offizieren des griechischen Nationalkrieges, welche aus den Reihen der Peloponnesier hervorgegangen sind, weitaus der bedeutendste. Unter den Rumelioten hatte Odysseus das Zeug, ein Chef seines Schlages zu werden; nur daß es bei diesem Manne die persönliche Selbstsucht und die Nachwirkungen der schlimmen Schule von Janina davontrugen. Der edelste der neugriechischen Chefs, Markos Botzaris, fand zu früh den Heldentod und unter den übrigen griechischen Häuptlingen hat für den Landkrieg nur der brillant begabte Karaïskakis sich allmählich zu einem wirklichen Feldherrn entwickelt, der bei längerem Leben auch den alten Kolokotronis stark in den Schatten gestellt haben würde. Die Leistungen des Kolokotronis als Heerführer dürfen billigerweise nicht nach europäischem Maße beurtheilt werden. Aus seiner englischen Schule brachte er freilich die klare Erkenntniß der Vortheile mit, welche der Führer eines abendländischen Heeres vor dem einer irregulären Armee voraushat; aber er hat es selbst niemals versucht, seine Palikaren nach abendländischer Weise zu schulen und taktisch zu verwenden. Dagegen mag man mit Recht sagen, daß Kolokotronis den höchsten Grad eines klephtischen Kapitäns erreicht und mit seinem Material, nämlich mit einer Anzahl geschulter Klephten (zum Theil auch älteren und jüngeren Kameraden aus der Zeit des britischen Dienstes) und mit bewaffneten Bauern und Hirten, das Bedeutendste geleistet hat, was mit solchen Mitteln möglich war. Kolokotronis verstand die dreifache Kunst: die noch völlig ungeschulten und ursprünglich nicht sehr kriegerisch veranlagten peloponnesischen Bauern zu Soldaten zu machen, — seine Operationen jedesmal sehr geschickt der Natur seiner Leute und des Terrains anzupassen, — und endlich selbst wirkliche Feldzugspläne nach griechischen Dimensionen zu entwerfen. Mit seiner Art der Taktik und mit seinen Palikaren konnte er es allerdings nicht wagen, in offener Feldschlacht europäisch disciplinirten Truppen, wie namentlich Ibrahim-Pascha's Aegyptern, zu begegnen. Seine glänzendsten Erfolge dagegen im Kriege mit Osmanen und Albanesen erfocht Kolokotronis mit den Mitteln und der Praxis des sogenannten kleinen Krieges, oder noch besser gesagt, mit den Mitteln

des Posten- und Heckenkrieges; obwol auf diesem Wege in den Kämpfen großer Staaten und regulärer Heere principiell eine wirkliche Entscheidung nicht gesucht wird, so machten die eigenthümlichen Verhältnisse des griechisch türkischen Krieges und namentlich der Terraingestaltung des Peloponnes es doch möglich, daß Kolokotronis auf diesem Wege zweimal eine großartige Entscheidung herbeiführte: wir meinen den Fall von Tripolitza und den Sieg in den Pässen des Treton. Dabei besaß Kolokotronis die für einen solchen religiös-politischen Nationalkrieg ganz unschätzbare Eigenschaft, ein ausgeprägter Repräsentant aller guten wie aller bedenklichen Eigenschaften seines Stammes zu sein. Er vermochte wie wenige andere seiner Zeitgenossen das Volk zu begeistern. Eine mächtige Gestalt, eine wahre Löwenstimme, ein höchst charakter- und ausdrucksvolles Gesicht, — Adlernase, schieler Blick, buschiges Haupthaar, — imponirte auch den Philhellenen Kampfgenossen des merkwürdigen Mannes, der zu der Nationaltracht einen antiken Helm hinzuzufügen liebte. Seine unverwüstliche Ausdauer, Zuversicht und Elasticität, seine Unerschöpflichkeit an Kriegslisten und Auskunftsmitteln, sein frischer, wiederholt selbst cynischer Humor, erhielt die Palikaren bei guter Laune, vermochte die jungen Truppen auch unter sehr schwierigen Umständen zusammenzuhalten und flößte ihnen allezeit volles Vertrauen ganz speciell zu seiner Führung ein.

Leider aber fehlten diesem für das Gelingen des Befreiungskrieges so wichtigen Führer der Griechen auch sehr bedenkliche Züge nicht; sie wurzeln, wie seine Habsucht, theils in der Natur des Stammes, theils erklären sie sich aus der Vorgeschichte der Griechen seiner Zeit. Kolokotronis war unleugbar sehr stark erfüllt von der Idee der nationalen Befreiung; zäh und treu hat er an dieser Idee alle Zeit festgehalten; Schwankungen oder gar verrätherische Anwandlungen, wie sie die Geschichte namentlich von Odysseus kennt, sind bei ihm nicht vorgekommen. Auch das ist hervorzuheben, daß er in dem entsetzlichen Kampfe mit den Türken sich von gemeiner Verrätherei und unnützen Greueln frei gehalten hat. Dagegen theilte er gar sehr die Neigungen der großen soldatischen Häuptlinge dieses Krieges, welche nach Austreibung der Osmanen die Herrschaft in ihrer Hand zu behalten hofften. Daraus entwickelte sich der schroffe Gegensatz zu der sogenannten bürgerlichen Partei, nämlich zu den frühern Primaten und Kodscha-Baschis, die ihrerseits dasselbe für sich erstrebten, aber dabei mehr civilisirte, europäische Formen zu schaffen gedachten. Dieser Gegensatz verschärfte sich dadurch, daß allmählich die bedeutendsten Männer der sogenannten Bürgerpartei, wie der Rumeliot Dr. Kolettis und der Hydriot Georg Konduriotis, auch zu persönlichen Gegnern des Kolokotronis wurden, der ihnen ferner auch mit „moraïtischem" Particularismus (als „nesiotischen" und stereohelladitischen" Gegnern der peloponnesischen Sonderinteressen) gegenüberstand. Unter solchen Verhältnissen, wie später als Führer der Kybernitiker gegenüber den Syntagmatikern, scheute er auch den offenen Bürgerkrieg nicht. Zum Glück wurde seine mit griechischer Verschlagenheit gepaarte Leidenschaftlichkeit doch durch seine durchdringende Klugheit gemäßigt, und in hochkritischen Lagen des Landes hat bei ihm wiederholt der Patriotismus über den persönlichen Hader den Sieg davongetragen, sodaß schließlich sein Ausgang ein friedlicher und versöhnender war.

Wir fassen nun die Schilderung seines reichen Lebens als peloponnesischer Heerführer und Politiker kurz und gedrängt zusammen. Die beiden ersten Jahre des im April 1821 ausgebrochenen griechischen Unabhängigkeitskrieges haben seinen militärischen Ruf ganz vorzugsweise begründet. In den Frühlings- und Sommermonaten des Jahres 1821 hat Kolokotronis, der sich damals auch der alten französischen Felsenfestung Karitena am arkadischen Alpheios bemächtigte, bei der Blokade der türkischen Provinzialhauptstadt Tripolitza die jungen Milizen zu Kriegern ausgebildet. Er entwarf ferner den klugen Plan, diese Festung zuerst in ungeheurem Kreise durch Sperrung aller Pässe zäh zu blokiren und nur allmählich die Sperrlinien näher an die Mauern der Stadt heranzuschieben. Seine Ausdauer wurde von Erfolg gekrönt und das total erschöpfte Tripolitza ist endlich am 5. Oct. 1821 von den Griechen mit Sturm genommen worden. Damit war Griechenland sozusagen als kriegführende Macht legitimirt. Die Existenz aber des Aufstandes und der griechischen Cantone, die hauptsächlich die Last des Krieges mit der Pforte trugen, rettete Kolokotronis im Sommer 1822. Während im Laufe dieses Jahres auf sämmtlichen Außenlinien des weiten Kriegsschauplatzes die Sache der Griechen schwere Einbuße erlitt (namentlich also auf Euböa, auf dem Olympos, auf Chios und endlich bei dem epirotischen Peta): richtete der Seraskier Mahmud-Dramali seinen großen Stoß mit 30,000 Mann unmittelbar gegen das Herz Griechenlands. Als er aber siegreich bis nach Argos gelangt war und das hart bedrängte Nauplia (24. Juli) entsetzt hatte, hielt diesen thörichten Heerführer der tapfere Demetrius Hypsilanti an den Mauern der alten Larissa von Argos fest. Und nun fand Kolokotronis die Möglichkeit, durch Sperrung sämmtlicher Bergpässe die feindliche Armee in der Ebene von Argos der Gefahr zuzutreiben, durch Seuchen und Mangel ruinirt zu werden. Den Rückzug endlich nach Korinth durch die Pässe des Tretongebirges (6. und 8. Aug.) mußten die Osmanen mit einer gewaltigen Niederlage bezahlen. Nunmehr durch die dankbare Gerusia des Peloponnes zum Oberfeldherrn dieser Landschaft ernannt, wußte Kolokotronis die Reste der Türken auch in der korinthischen Umgegend (unter Mitwirkung der nordisthmischen Palikaren des Odysseus) einzusperren und zuletzt vollständig zu Grunde zu richten.

Damals und noch während des Jahres 1823 stand der lorbergekrönte Kolokotronis auf der Höhe seines Ansehens. Aber nun war er zu habsüchtig und allzu selbstwillig und übermüthig, um nicht binnen kurzer Zeit nach allen Richtungen hin sich persönliche Gegner zu schaffen. Schon im Sommer 1823 entwickelten sich seine Reibungen mit der Bürgerpartei. Persönlich ein Mitglied der (10. Mai) durch die Nationalversammlung von Astros neuernannten Regierungscommission, nährte (auf

Karitena und auf das inzwischen übergebene Nauplia, wo sein Sohn Panos commandirte, gestützt) den bittersten Hader mit der legislativen Versammlung zu Argos, die endlich unter Benutzung mehrerer Rechtswidrigkeiten der Regierungscommission am 7. Dec. 1823 mit derselben offen brach, dann nach Kranidhi (Hermione) übersiedelte und hier am 18. Jan. 1824 eine neue Regierung einsetzte, deren bedeutendste Männer nun Dr. Kolettis und Georg Konduriotis waren. Darüber kam es zuerst zum Bürgerkrieg (März und April 1824), der freilich ziemlich unblutig verlief, aber doch für den Wehrstand des Landes und für die Abwehr der moslemitischen Angriffe höchst schädlich wirkte. Nach einer Reihe von Gefechten bei Nauplia und Tripolitza, wo erstaunlich viel Pulver verknallt worden war, erkannte Kolokotronis, der die Gegner als die stärkeren fand, zu Anfang Juni 1824 die neue Regierung an und sein Sohn Panos übergab derselben gegen Zahlung von 25,000 Piastern für seine Leute die Festung Nauplia am 19. Juni. Am 14. Juli wurde allgemeine Amnestie proclamirt. Als aber nun die Regierung mehr und mehr die rumeliotisch-insulare Abneigung gegen die Moraïten in den Vordergrund treten ließ und wiederholt die peloponnesischen Interessen verletzte, brach im Herbste 1824 ein neuer Bürgerkrieg aus, der in Arkadien mit einer allgemeinen Steuerverweigerung begann. Das Glück stand aber der Partei des Kolokotronis nicht zur Seite. Sein Sohn Panos fiel (23. Nov.) bei einem Angriffe auf die Werke von Tripolitza, und die rumeliotischen Palikaren, die Dr. Kolettis in Masse nach Morea zog, warfen bis zu Anfange des J. 1825 den Aufstand überall nieder. Nun bat auch Kolokotronis um Amnestie; er mußte sich (11. Jan. 1825) in Nauplia der Regierung stellen und wurde dann am 14. Febr. mit 14 seiner Freunde nach dem St.-Eliaskloster auf der Insel Hydra abgeführt.

Aus dieser Haft befreite ihn nicht lange nachher die furchtbare Kriegsnoth, in welche die Landung der ägyptischen Armee unter Ibrahim-Pascha in Messenien (23. Febr.) und das siegreiche Vordringen in Morea das griechische Volk und seine Regierung stürzte. Unter dem Drucke der öffentlichen Stimmung befreite man (22. Mai 1825) den alten Kolokotronis und seine Freunde aus ihrer Internirung und proclamirte acht Tage später eine allgemeine Amnestie. Am 1. Juni wurde Kolokotronis in Nauplia wieder zum Oberfeldherrn im Peloponnes ernannt. Nun sammelten sich zwar die Palikaren in Masse in seinem Lager; aber diesmal hatte er wenig Glück. So tapfer und gewandt er auch die Päße aus Messenien nach Arkadien vertheidigte, die überlegene Taktik Ibrahim's bahnte doch den Aegyptern den Weg nach Arkadien und bis vor die Wälle von Nauplia. Auch nachher, als Ende Juni die Aegypter sich in Tripolitza festsetzten und der alte Feldherr nun den Versuch machte, die Blokadetaktik zu wiederholen, die er früher gegen Dramali mit Erfolg angewendet hatte, siegte die ägyptische Kriegskunst. Mehrere Gefechte, namentlich die Schlacht am Trikorpha (6. Juli), in welcher des Alten Sohn Johannes durch glänzende standhafte Tapferkeit sich den Ehrennamen Gennäos erwarb, den er seitdem stets in Griechenland geführt hat, sprengten die Kette der griechischen Blokadetruppen. Seitdem ist Kolokotronis — namentlich während der Entscheidungskämpfe um Missolunghi und die Burg von Athen — für längere Zeit mehr zurückgetreten; er war darauf beschränkt, namentlich im J. 1826 und 1827, den Aegyptern durch einen gutgeleiteten Guerrillakrieg möglichst viel Abbruch zu thun und überall den Widerstand gegen die Mohammedaner lebendig zu erhalten.

Viel wirksamer aber wurde er jetzt als Parteiführer. Durch seinen Gegensatz zu Maurokordatos und zu den Hydrioten und durch den Einfluß seines ionischen Freundes Metaxas bestimmt, war er ein eifriger Anhänger der sogenannten russischen Partei geworden, interessirte sich lebhaft für die in St.-Petersburg gewünschte Einsetzung des ionischen Grafen Giovanni Kapodistrias zum Präsidenten von Griechenland. Dank seiner großen Verschlagenheit und diplomatischen Gewandtheit hat er es endlich auch dahin zu bringen gewußt, daß die griechische Nationalversammlung zu Dhamala (Trözene) am 11. April 1827 den Grafen wirklich auf sieben Jahre zum Präsidenten des Landes erwählte, von welchem nachher die Schlacht bei Navarin (20. Oct. 1827) und deren Folgen den schwersten Druck der feindlichen Belastung nahmen.

Kolokotronis ist einer der ergebensten Anhänger und Vertreter des Präsidenten Kapodistrias gewesen, seit dieser (im Januar 1828) die Regierung in Griechenland angetreten hatte. Nach der Ermordung dieses hervorragenden Staatsmannes (9. Oct. 1831) blieb Kolokotronis einer der leidenschaftlichsten Führer der korfiotischen oder kybernitischen Partei. Zunächst theilte er sich dank der Wahl des griechischen Senats mit Augustin Kapodistrias und Dr. Kolettis in die sofort neu formirte provisorische Regierung des Landes. Bekanntlich hielt sich gegenüber der Opposition der Rumelioten auf der Nationalversammlung zu Argos diese Combination nur bis zum 20. Dec. 1831, wo die Mehrheit der Versammlung den Grafen Augustin zum Präsidenten ernannte, dann aber die Rumelioten nach wildem Straßenkampfe (21.—23. Dec.) mit Kolettis nach Perachora in Megaris abzogen, um hier als Syntagmatiker den neuen Bürgerkrieg zu organisiren. Bekanntlich gelang es der neuen, gutgeführten Partei endlich doch, den Grafen Augustin (9. April 1832) zur Abdankung und zur Abreise aus Griechenland zu nöthigen. Dann aber hat während des ganzen Zeitraumes bis zur Ankunft des Königs Otto und der bairischen Regentschaft der alte Kolokotronis der neu mit der Regierung betrauten Siebenercommission durch Intriguen und offene anarchische Gewaltthätigkeit in Morea die größten Schwierigkeiten zu bereiten verstanden. Der politische Gedanke dabei war offenbar der, sich vor Ankunft der neuen bairischen Machthaber womöglich noch in den Besitz einer möglichst imposanten Machtstellung zu setzen. Aus solchen Verhältnissen heraus erwuchs noch ganz zuletzt der blutige Zusammenstoß zwischen seinen und seiner Freunde wilden

Palikaren und den (mit Kolettis befreundeten) damals in Morea stehenden französischen Truppen zu Argos (16. Jan. 1833).

In Wahrheit war Kolokotronis nun doch nicht zum Ziel seiner Wünsche gelangt, als König Otto am 6. Febr. 1833 in Nauplia einzog. Am folgenden Tage hat er dann Zutritt bei dem Könige erhalten, und gegen die Zusage von Treue und Gehorsam Gnade und Amnestie erlangt, nachher auch sein Schloß zu Karitena der neuen Regierung übergeben. Aber die alte Abneigung des Kybernitikers gegen die ihm und seinen politischen Freunden nicht sehr günstige und noch weniger sympathische Ordnung der Dinge in Griechenland trieb ihn (so ist die allgemeine Annahme, der nur Mendelssohn-Bartholdy neuerdings widersprochen hat) noch einmal zu Conspirationen gegen die bairische Regentschaft. Dank der Energie der letztern aber wurde er sammt seinem Schwager Koliopulos Plaqutas, Theodor Grivas und andern Häuptlingen (in der Nacht vom 18. zum 19. Sept. 1833) auf seinem Landgute bei Nauplia verhaftet und nun vor Gericht gestellt. Der mit großer Leidenschaftlichkeit und unter dem Eindrucke mancher persönlicher Gegnerschaften geführte Proceß, dessen juristische Begründung allerdings nicht ohne Schwächen war, führte Ende Mai 1834 zur Verkündigung des Todesurtheils über Kolokotronis und Koliopulos. Aber es war so sehr undenkbar, daß dieses Urtheil hätte vollzogen werden können, daß der Gerichtshof selbst auf Umwandlung desselben durch die Gnade des Königs antrug. Der König verwandelte denn auch die Todesstrafe in zwanzigjährige Haft auf dem Schlosse Palamidhi bei Nauplia und hat schon am 1. Juni 1835 bei Eintritt seiner Volljährigkeit beide Gefangene vollständig begnadigt. Mehr noch, Kolokotronis wurde auch in den im September 1835 neu ins Leben gerufenen Staatsrath aufgenommen. Intelligent und mit scharfem Blicke für die nationale Bedeutung der neuen Schöpfung, wie er war, ist Kolokotronis später in den Vorstand eines im J. 1839 zur Erbauung eines Universitätsgebäudes und anderer akademischer Institute durch freiwillige Beiträge gebildeten Vereins in Athen getreten. In der neuen Residenz des jungen Königreichs ist er endlich am 26. Febr. 1843 gestorben. Seine Denkwürdigkeiten, die er (in ziemlich barbarischem Griechisch) dem Tertsetis in die Feder dictirt hatte, erschienen 1851 zu Athen. Die Denkwürdigkeiten seines Sohnes Gennäos über den Unabhängigkeitskrieg wurden 1856 von Philadelpheus herausgegeben. Der jüngere Kolokotronis selbst, der unter König Otto als Politiker eine nicht unerhebliche Rolle spielte, ist am 4. Juni 1868 zu Athen gestorben. *(G. Hertzberg.)*

KOLOMAN, der neunte König der Ungarn aus dem Fürstengeschlechte Arpád, einer der tüchtigsten Regenten seiner Zeit, der von 1095—1114 regierte. Koloman war der älteste Sohn des ungarischen Königs Geisa I. (gest. 24. April 1077) und der Synadene, Nichte (Tochter?) des Nicephorus Boniates, der im J. 1078 den byzantinischen Kaiserthron bestieg.[1]) Aus dieser Ehe stammten noch ein Sohn, Almos, und eine Tochter, Sophia, die spätere Gemahlin Ulrich's, des Markgrafen von Kärnten. Die Zeit der Geburt Koloman's ist nicht bekannt, jedenfalls befand er sich beim Tode seines Vaters noch im Stande der Unmündigkeit, sodaß sein Oheim Ladislaus gemäß dem herkömmlichen Altersvorzug den Thron bestieg. Koloman's Mutter, die Witwe nach König Geisa's I. Tode, kehrte zu ihrem Vater, dem Kaiser von Byzanz, zurück.[2])

Ueber die Jugendzeit Koloman's besitzt man sagenhafte Nachrichten in späteren Chroniken. Denen zufolge soll König Ladislaus seinen jüngeren Neffen Almos zum Thronfolger, Koloman aber dem geistlichen Stande bestimmt haben. Als Ursache dieser sonderbaren Verfügung, die mit dem usuellen Altersvorzuge im Widerspruch gestanden hätte, führen dieselben Geschichtsquellen an: Koloman sei „von harter und grausamer Gemüthsart gewesen", sodaß König Ladislaus besorgt habe, daß er „als König schuldloses Blut vergießen werde"; ferner schildert ihn der Chronist Thuroczy auch dem Leibe nach mit abschreckenden Farben. Koloman war danach „häßlich von Gestalt, schieläugig, strupphaarig, buckelig, lahm und ein Stammler".

Wir stimmen jenen Historikern bei, welche diese misgünstige Schilderung späterer Chronisten für leere Fabelei halten, möchten aber die Quelle dieser Fabel nicht in dem Hasse der Mönche gegen die „Freisinnigkeit" des Königs oder in der geringen Zuneigung desselben zur Geistlichkeit suchen, wie dies die modernen Historiker Ungarns thun, weil wir ja documentarische und sonstige zeitgenössische Zeugnisse vom Gegentheil besitzen. König Koloman erscheint nirgends als ein Gegner der Kirche und des Klerus, vielmehr hat er die Rechte derselben feierlich anerkannt, ja dem Papste gegenüber sogar noch erweitert. Der minder gute Ruf des Königs bei den Chronisten des späteren Mittelalters ist weit eher auf die einseitigen Nachrichten der Kreuzfahrer und deren Annalisten und Geschichtschreiber zurückzuführen; denn das kreuzfahrende Volk war auf den ungarischen König aus begreiflichen Gründen nicht besonders gut zu sprechen. Nebenbei sei bemerkt, daß die Chronisten, welche König Koloman in so abschreckender Weise schildern, vergessen, wie ein derartiges Ungethüm auch zum geistlichen Stande nicht zulässig gewesen wäre, da der Mangel der körperlichen Tüchtigkeit, der defectus corporis, nicht blos in dem Fehlen eines zur Verrichtung geistlicher Functionen wichtigen Körpertheils besteht, sondern sich dieses Hinderniß zum Eintritt in den Priesterstand auch auf die mangelnde Würde in

1) So ist die allgemeine Anschauung bei den ungarischen Historikern; dagegen ist Büdinger, Ein Buch ungar. Geschichte (Leipzig 1866), S. 60—61 der Ansicht, daß Koloman und Almos Geisa's Söhne aus erster Ehe gewesen, Synadene aber Geisa's zweite Gemahlin war. Seine Beweisführung ist hier indessen nicht überzeugend. Uebrigens verdient mindestens in der Note erwähnt zu werden, daß die älteren ungarischen Geschichtschreiber (Pray, Katona, Cornides u. a.) König Koloman als Sohn des Königs Ladislaus des Heil. betrachtet haben; doch hat diese Ansicht keinen stichhaltigen Grund.

2) Büdinger, l. c. S. 61.

der äußern Erscheinung des Betreffenden bezieht.[3]) Nun denke man sich den angeblich schieläugigen, buckeligen, lahmen und stammelnden Koloman als Candidaten für den Bischofsstuhl von Erlau, der ihm von seinem Oheim angeblich zugedacht war!

Wohlbegründet ist allerdings die weitere Angabe, daß Koloman eine treffliche Bildung genossen hat; er war nach dem Zeugnisse Papst Urban's II. in den weltlichen und geistlichen Wissenschaften erfahren und eine Chronik nennt ihn unter den Fürsten seiner Zeit in literarischen Dingen bewandert. Von seiner Liebe zu wissenschaftlicher Beschäftigung wird auch sein Beiname: „Könyves" (Kalman), d. i. „Koloman der Bücherfreund", abgeleitet.

Die Sage spinnt die Fabel von Koloman's geistlicher Bestimmung noch weiter dahin aus, daß derselbe aus Abneigung gegen den ihm zugedachten Stand mit zwei Vertrauten heimlich nach Polen entflohen sei. Als jedoch König Ladislaus sein Ende herannahen fühlte, habe er den Flüchtigen zurückgerufen und sich mit demselben ausgesöhnt. Koloman wurde nach dieser Version entweder von Ladislaus auf dem Sterbebette zum Thronfolger ernannt oder nach dessen Tode vom Volke zum König gewählt. Almos mußte dem älteren Bruder weichen und sich begnügen, Regent von Kroatien unter ungarischer Hoheit zu sein.[4])

Da wir die Fabel von der körperlichen Misgestalt sowie von der Bestimmung Koloman's zum geistlichen Stande verwerfen, so fällt damit auch die weitere Ausschmückung der Sage hinweg. König Ladislaus konnte seinen Neffen Koloman schon deshalb nicht für den geistlichen Beruf bestimmt haben, weil der König in ihm seinen alleinigen rechtlichen Thronerben erkennen mußte. Gleichwie Ladislaus als der älteste der regierenden Linie des Hauses Arpád nach seines Bruders Geisa I. Tode das Recht auf den Thron besaß, ebenso fiel dieses Recht jetzt dem älteren Koloman vor dessen jüngerm Bruder Almos zu. Das ergibt sich auch aus der Thatsache, daß Ladislaus nach der Eroberung Kroatiens (1091) daselbst den jüngeren Neffen Almos als „stellvertretenden Herrscher" einsetzte, sodaß nach einer ansprechenden Vermuthung Büdinger's[5]) „Ladislaus seinen zweiten Neffen durch Verleihung eines außerhalb Ungarns liegenden und doch in Dependenz von demselben stehenden Reiches befriedigte".

Koloman trat nach seines Oheims Tode (gest. 29. Aug. 1095) die Regierung ungehindert an. Kein Widerspruch erhob sich gegen ihn, als er bei seiner Rückkehr aus Polen, wo er zur Zeit des Hinscheidens seines Vorgängers war, sich zum König krönen ließ. Seine Regierung war überaus bewegt und für Ungarn von segensreichen Folgen begleitet.

Bald nach seiner Thronbesteigung erhob sich in dem erst vor wenigen Jahren erworbenen Kroatien ein gefährlicher Aufstand. Einer der Häuptlinge, Namens Peter (Banus), stellte sich an die Spitze der Misvergnügten, um das kroatisch-nationale Königthum wieder aufzurichten. Der Herzog Almos war der drohenden Gefahr nicht gewachsen und so eilte König Koloman selbst an der Spitze eines Heeres herbei. „König" Peter erwartete ihn in den Gebirgen von Petrowa Gora; das ganze Kroatenvolk unter seinen Zupanen hatte sich der Erhebung angeschlossen; wäre sie gelungen, so würde Kroatien wieder als selbständiges Königreich aufgelebt sein. Aber es gelang Koloman, die aufständischen Zupane durch vertragsmäßige Zusagen für sich zu gewinnen, sodaß sie ihren Anführer Peter verließen und mit dem Könige Frieden schlossen. Peter selbst fand im offenen Kampfe zwischen der Glina und Kulpa den Tod.[6]) König Koloman dehnte die ungarische Herrschaft danach bis an die Adria aus.

Hier nun begegnete er zum ersten male der damaligen Seekönigin des Mittelmeeres, der stolzen Signoria von Venedig, die selber auf die dalmatinischen Küstenstädte und Inseln ihr Auge gerichtet hatte. Noch war der ungarische König nicht in der Lage, dieser Nebenbuhlerin erfolgreich in den Weg zu treten; deshalb schloß er klüglich mit derselben einen Bund gegen den gemeinsamen Feind, gegen die unteritalischen Normannen. Auf venetianischen Schiffen segelten ungarische Bundestruppen nach Unteritalien und eroberten einige Küstenplätze, darunter das wichtige Brindisi. Allein für die Dauer war ein solcher Kriegszug nicht. Er konnte auch keinen andern Zweck haben, als den Normannen heilsamen Respect einzuflößen und sie von der Wiederholung ihrer Angriffe gegen die kroatisch-dalmatinischen Küstenstriche abzuhalten. Der Zweck wurde erreicht, ja König Koloman schloß sogar mit dem mächtigen Normannenfürsten Roger I. ein Freundschaftsbündniß und vermählte sich mit dessen Tochter Busilla. Im Mai 1097 brachte die Braut ein sicilischer Bischof nach Bielograd (Zara Vecchia), das bereits zur Herrschaft Koloman's gehörte.[7])

An der Fortsetzung und Ausbeutung des kroatisch-dalmatinischen Feldzuges wurde König Koloman durch die beginnenden Kreuzfahrten nach dem Heiligen Lande verhindert. Die ersten Scharen der Bekreuzten unter Anführung des Ritters Walter „von Habenichts" erschienen im Mai 1096, denen dann die Scharen des Einsiedlers Peter folgten. Der Weg führte diese Abenteurer auf der großen Völkerstraße donauabwärts durch Ungarn. König Koloman hatte ihnen den Durchzug gestattet, ließ Lebensmittel reichlich beistellen, ohne jedoch das Treiben dieser meist zuchtlosen Menge aus dem Auge zu verlieren. Als der Priester Volkmar mit seiner ver-

3) Vgl. Schulte, Lehrbuch des kathol. Kirchenrechts, 3. Aufl. (Gießen 1873), S. 198. 4) Vgl. Feßler-Klein, Geschichte von Ungarn I, 194 und die sonstigen ungarischen Historiker. 5) Ein Buch ungar. Geschichte S. 102.

6) Büdinger, l. c. S. 127—130. 7) Ebendas. S. 131. Kroatische Forscher, z. B. Dr. Racki, stellen die Anwesenheit König Koloman's in Kroatien vor dem J. 1102, somit auch die Erwerbung, resp. Wiedergewinnung dieses Landes für die ungarische Krone in Abrede. Allein ihre Beweisführung ist den bestimmten Nachrichten der zeitgenössischen Quellen gegenüber nicht überzeugend.

folgungssüchtigen Schar durch Böhmen und Mähren heranzog und auch in Oberungarn allerlei Excesse verübte, da griff der König die Wegelagerer und Plünderer bei Neitra an, und wer nicht floh, fand seinen Tod. Aehnlich erging es dem Kreuzheere unter der Führung des Priesters Gottschalk aus Schwaben, der bereits den festen Platz Wieselburg erstürmt und geplündert hatte. Ein ungarisches Heer besetzte neuerdings die Stadt und zerstreute die Haufen. Gefährlicher war die Schar, die unter dem Raubritter Grafen Emicho heranzog und ihren Weg durch Judenmetzeleien, Raub und allerlei Zügellosigkeiten bezeichnet hatte. König Koloman verbot ihnen den Durchzug durch sein Land. Darüber geriethen die Kreuzfahrer derart in Wuth, daß sie die Feste Wieselburg bestürmten. Allein diese wurde tapfer vertheidigt; dennoch drangen die Stürmenden ein, als sie von plötzlichem Schrecken erfaßt die Flucht ergriffen und dabei größtentheils erschlagen wurden.[8])

Diese Strenge des ungarischen Königs gegen die zuchtlosen und raubenden Kreuzhorden erzeugte insbesondere die ungünstigen Anschauungen über Ungarn und seinen Herrscher in den Berichten jener Zeit und daraus entwickelte sich dann das schon erwähnte Märchen von der moralischen und leiblichen Schreckgestalt Koloman's. Dieser Umstand wirkte anfangs auch auf das erste geordnete Kreuzheer unter Gottfried von Bouillon, das im Herbste 1096 an der Westgrenze Ungarns erschien und erst eine drohende Haltung annahm, bis es nach gepflogenen Unterhandlungen mit König Koloman seinen ruhigen, vertragsmäßigen Zug durch Ungarn nehmen konnte, da Gottfried den König Koloman überzeugt hatte, daß er nicht gleich den frühern Pilgerführern seine Mitchristen schädigen lassen werde.[9])

Die Jahre 1097 und 1098 scheinen ziemlich ruhig verlaufen zu sein; im Juni des Jahres 1099 kam es zwischen Koloman und dem böhmischen Herzog Bretislaw II. zu einem Friedensschlusse, der einen langwierigen Streit beendigte. In demselben Jahre ließ jedoch König Koloman sich zu einem Kriegszuge gegen Rußland verleiten, der für ihn sehr unglücklich ausfiel. König Koloman war hierzu einer Einladung Swjatopolk's, des Großfürsten von Kiew, gegen dessen Vetter gefolgt. Das ungarische Hülfsheer wurde aber bei Premysl von den verbündeten russisch-kumanischen Scharen fast gänzlich vernichtet. Der König selbst konnte nur mit großer Anstrengung und Aufopferung gerettet werden.[10])

Nach diesem Miserfolge wendete König Koloman seine Hauptaufmerksamkeit der innern Ordnung seines Landes zu; da wir jedoch die legislatorische Thätigkeit des Königs unten im Zusammenhange skizziren wollen, so erwähnen wir vor allem noch die äußern politischen Ereignisse und Begebenheiten.

Hier steht in erster Linie die weitere Besitzergreifung der dalmatinischen Küstenstädte. Ein neuer Aufstand der kroatischen Malcontenten, die wahrscheinlich auch von Venedig Aufmunterung und Unterstützung erhalten hatten, rief Koloman abermals nach Kroatien, wo Herzog Almos augenscheinlich ein schwaches Regiment führte. Durch Klugheit gelang es dem Könige, die Empörung bald zu bewältigen. Dagegen wendete sich nun Koloman gegen die dalmatinischen Seestädte, welche Venedig für sich beanspruchte und über die auch die byzantinischen Kaiser eine Art von Oberhoheit auszuüben versuchten. Theils durch kriegerische Strenge, theils durch die Mittel der Milde, Nachsicht und Freigebigkeit gelang dem Könige die Unterwerfung von Spalato, Trau und Jadra (Zara); überall bestätigte er dem Volke seine städtischen Freiheiten, den Kirchen und Klöstern ihre Besitzungen und gewann dadurch für die ungarische Herrschaft festen Boden. Nachdem er den unfähigen Herzog Almos von der Regierung in Kroatien enthoben, ließ Koloman sich zum „König von Kroatien und Dalmatien" krönen.[11])

Aber Koloman's Erwerbungen gingen damals noch weiter. Der glückliche Feldzug des J. 1102 verschaffte nämlich Ungarn auch noch ganz Bosnien, weshalb König Koloman seit dem Jahre 1103 auch den Titel eines „Königs von Rama" annahm.[12]) Bei seiner Rückkehr aus Dalmatien im J. 1103 bestellte der König als Statthalter dieser südwestlichen Landestheile einen „Ban von Kroatien und Dalmatien". Doch mußte er schon zwei Jahre später wieder mit bewaffneter Macht an den Ufern der Adria erscheinen. Ein Aufstand der Bürger von Jadra war bald bezwungen und dann wurde die Unterwerfung der dalmatinischen Inseln, darunter Arbe, Cherso, Veglia u. a., fortgesetzt und beendigt. In großer Versammlung zu Zara (Jadra) bestätigte der König die Freiheiten Dalmatiens und erneuerte oder erweiterte für einzelne Städte deren Privilegien, namentlich auch die freie Wahl ihrer Vorsteher sowie ihrer Bischöfe und Priester, und setzte die Abgaben und Leistungen der Bürger an den König, an die königlichen Beamten und an die Geistlichkeit fest.[13]) Seitdem war die ungarische Herrschaft in Kroatien und Dalmatien gesichert.

Böse Erlebnisse hatte König Koloman im Schose seiner Familie. Seine erste Gemahlin, die ihm im J. 1101 ein Zwillingspaar, Ladislaus und Stephan, geboren hatte, war bald darauf (1103) gestorben. Koloman vermählte sich zum zweiten male mit Predislawa, der Tochter seines Bundesfreundes Swjatopolk, des Großfürsten von Kiew. Aber der König fand an dieser Gemahlin wenig Gefallen; dieselbe machte sich auch des ehelichen Treubruches schuldig und der König schickte sie ihrem Vater zurück. Dort gebar sie bald einen Sohn, Boris, der später in der Geschichte Ungarns eine unrühmliche Rolle spielte.

Noch schlimmer gestaltete sich das Verhältniß Kolo-

---

8) Büdinger, l. c. S. 133 fg. — Feßler-Klein, Geschichte von Ungarn I, 195 fg. — Kugler, Geschichte der Kreuzzüge u. a. 9) Kugler, l. c. S. 34. 10) Büdinger, l. c. S. 140 fg.

11) Feßler-Klein, l. c. I, 204. 12) Vgl. Pesti, Die verschwundenen ungar. Komitate (in magyar. Sprache, Budapest 1880), II, 337. 13) Vgl. die betreffenden Urkunden bei Schwandtner, Endlicher und in andern Quellenwerken.

man's zu seinem Bruder Almos, dem frühern Herzoge von Kroatien. Dieser fühlte sich durch seine Entfernung von der Regierung gekränkt, er spann allerlei Ränke wider den König, erregte Aufstände im Innern und begab sich dann in den Schutz des deutschen Kaisers Heinrich V., dessen Hülfe er anrief und auch erhielt. König Koloman ließ sich immer wieder zur Aussöhnung mit seinem intriguanten und hochverrätherischen Bruder bewegen; allein beim sechsten Hochverrath desselben (1113) befahl er die Blendung des schuldigen Herzogs und dessen unschuldigen, minderjährigen Söhnleins Béla. Diese harte Strafe, namentlich aber die nicht zu rechtfertigende Grausamkeit an dem Kinde, sollen das Gemüth Koloman's verdüstert und seine Lebenskraft untergraben haben. Er starb am 4. Febr. 1114, nachdem er 18 Jahre und 6 Monate weise, kraftvoll und erfolgreich regiert hatte.[14])

Außer seinen territorialen Erwerbungen im Südwesten verdienen insbesondere die legislatorischen Schöpfungen Koloman's die volle Aufmerksamkeit.[15]) Das „Decretum Colomanni", wie es uns erhalten ist, ist die Privatarbeit eines gleichzeitigen Mönches oder Klerikers Albricus, der seine Zusammenstellung der Kolomanischen Gesetze an den Erzbischof von Gran Seraphim (gest. 1096) richtet und diesen bittet, die Mängel seiner Arbeit zu entschuldigen, da er der magyarischen Sprache nicht kundig sei. In den Ausgaben des „Corpus juris Hungarici" zerfällt das „Decretum Colomanni" in zwei Bücher, von denen aber nur das erste zu der Vorrede des Albricus gehört, während das zweite (nach Endlicher) aus folgenden Bestandtheilen zusammengesetzt ist. Es findet sich darin: a) ein Kolomanisches Judengesetz („Lex data Judaeis in regno commorantibus"); b) zwei isolirte Synodalbeschlüsse: α) „De degradatione bigamorum" und β) „De decimis a populo ecclesiae, et de tribus denariis a servis ecclesiae parochiano impendendis" und c) Beschlüsse einer zweiten Reichssynode, als „Synodus Strigoniensis" in die Zeit von 1105—1113 versetzt.[16])

Die Kolomanische Gesetzgebung kennzeichnet ihre Tendenz ausdrücklich dahin, daß der König „die Gesetzgebung des heiligen Königs Stephan zeitgemäß verändern wollte". Zu diesem Zwecke hatte er binnen Jahresfrist nach der Schlacht bei Premysl eine Versammlung seiner Großen bei dem sonst unbekannten Orte „Cursol" (oder „Tursol?") einberufen. Die gesetzlichen Bestimmungen beschäftigen sich zumeist mit der Regelung der kirchlichen und der Sittenpolizei, mit den Besitzverhältnissen, mit der Comitatsverfassung, dem Ständewesen und mit den Majestätsrechten. Im geistlich-weltlichen Gerichtswesen sollte eine möglichst gleichförmige Ordnung herrschen, die geistliche Jurisdiction wird erweitert und genauer festgestellt; der König entsagt der Investitur der Prälaten, hält aber bei der Wahl, Absetzung und Uebersetzung kirchlicher Würdenträger und in Hinsicht der Auftragung der Regalien an letztere an den Rechten und Befugnissen der ungarischen Krone fest. Gesetzliche Bestimmungen regeln auch den Verkehr mit dem Auslande, die Ausfuhr aller Thiere aus dem Lande wird verboten, Sklaven dürfen nur, wenn sie „fremder" Zunge sind, exportirt werden. Scharfe Strafe trifft den überwiesenen Diebstahl. Die Fremden, die „Gäste" und die „Stadtleute" müssen ein Kopfgeld als Steuer entrichten, die Besteuerung der Gemeinfreien dagegen wird abgeschafft, die freien Wochenarbeiter haben jedoch eine „Arbeitssteuer" zu leisten. Die politische Eintheilung des Staates erfolgt nach den bischöflichen Sprengeln, die geistlichen und weltlichen Großen halten in jeder Diöcese jährlich zweimal öffentliches Gericht. Die Bestimmungen über den Handelsverkehr, über die Verleihung und Vererbung von Grund und Boden, über den öffentlichen Eilbotendienst u. s. w. zeugen von fortschreitender wirthschaftlicher Entwickelung. Gegen die Juden lauten die Vorschriften ziemlich mild, um so schärfer aber gegen die Ismaeliten (mohammedanische Chazaren u. s. w.) Noch gedenken wir einer viel angefochtenen gesetzlichen Bestimmung in dem „Decretum Colomanni" über die Hexen.

Feßler-Klein schreibt (a. a. O. p. 212) in Uebereinstimmung mit den meisten ungarischen Historikern hierüber Folgendes: „Der nüchterne Verstand der Magyaren sträubte sich gegen den Glauben an Zauberkünste und wir lesen (in den Gesetzen Koloman's) mit großer Bewunderung das Gesetz dieser Zeit: „Gegen Hexen, die es nicht gibt, soll gar keine gerichtliche Untersuchung vorgenommen werden" (c. 57). Bei Endlicher (Mon. Arp. II. p. 267) lautet die Stelle: „De strigis uero que non sunt, ne ulla questio fiat." Man hat dieses Gesetz schon wiederholt als einen Anachronismus erkannt, denn eine Anschauung, wie sie hier ausgesprochen ist, steht im Widerspruche mit der gesammten damaligen Zeit, ja mit den sonstigen gesetzlichen Vorschriften König Koloman's selbst. Büdinger (l. c. p. 152) macht mit Recht darauf aufmerksam, daß in c. 60 des Kolomanischen Decrets von Bestimmungen gegen die „Zauberer" (malefici) die Rede ist. Der Glaube an Zauberer fällt aber mit dem an Hexen doch so ziemlich zusammen. Auch möchten wir hinweisen auf die Beibehaltung der Gottesurtheile, der Wasser- und Feuerproben, wie diese in dem Kolomanischen Decr. c. 22 angeordnet sind. Nicht minder fällt ins Gewicht, daß König Koloman an die Gesetzgebung König Stephan's des Heiligen anknüpfen will und der Compilator Albricus im Vorworte seiner Uebersetzung den König nachdrücklich dagegen in Schutz nimmt, daß der „Landtag von Cursol" keine „unnöthige Neuerung" geschaffen, sondern nur die „Gesetze des heiligen Stephan einer Durchsicht unterzogen, dabei aber, wenn man die Sache genauer betrachte, diese Gesetze nicht gemindert, sondern gemehrt habe", sodaß König Koloman nicht als

14) Feßler-Klein, l. c. S. 207—210. 15) Vgl. hierüber außer der Textausgabe der Gesetze bei Endlicher, Rerum Hungaricarum Monumenta Arpadiana, Bd. II noch: Endlicher, Die Gesetze des heil. Stephan (Wien 1849). — Büdinger, Ein Buch ungar. Geschichte, S. 144 fg. — Feßler-Klein, l. c. S. 211 fg. — Krones, Geschichte Oesterreichs III, 119. Dann die ungar. Historiker L. Szalay, M. Horváth u. a. 16) Vgl. die Textausgaben bei Endlicher, Mon. Arp. Bd. II.

ein Begründer der Gesetzgebung erscheine, sondern als einer, der „auf einer vorhandenen Grundlage ein Gebäude aufführt“.[17]) Nun ist bekannt, welch strenge Maßregeln König Stephan der Heilige in seinem Decr. I, c. 33 gegen die Hexen getroffen hat. Ja der unmittelbare Vorgänger Koloman's, König Ladislaus der Heilige, hat in seinem Decr. I, c. 24 die Bestrafung der Hexen der Willkür der Bischöfe preisgegeben. „Auch der erleuchtetste Gesetzgeber“, bemerkt hierzu Büdinger (l. c. p. 153 Anm.), „hätte doch die allgemeine Ueberzeugung acht Jahre später nicht so sehr beleidigen können, daß er seine persönliche Theorie von der Nichtexistenz zauberkräftiger Weiber als nationales Landesgesetz promulgirt hätte.“ Büdinger denkt, daß hier „nur ein Uebersetzungsfehler Alberich's vorliege“. Uns dünkt die Ansicht des österreichischen Historikers Dr. Fr. von Krones wahrscheinlicher. Derselbe sagt in Uebereinstimmung mit einigen ungarischen Geschichtschreibern in seiner „Geschichte Oesterreichs“ (Berlin 1878 Bd. 3, p. 119) Folgendes: „Bemerkenswerth unter den Strafgesetzen bleibt die Satzung über «Hexen und Zauberer» („De strigis et maleficis“). Allerdings scheint der richtigere Wortlaut zu sein: «Von Hexen und Zauberern (?), die es nicht sind („qui non sunt“), geschehe keine Erwähnung» — statt, wie es gemeinhin gelesen wird, «weil es solche nicht gibt» („quia non sunt“); immerhin zeigt auch in dieser Fassung das Gesetz eine beachtenswerthe Rücksichtsnahme auf den Mangel eines zureichenden Thatbestandes und die Häufigkeit falscher Beschuldigungen in dieser Richtung.“

Die Möglichkeit eines Schreib- oder vielmehr Abschreibefehlers liegt um so näher, als man den Text des „Decretum Colomanni“ nur in einer Handschrift aus dem Ende des 15. Jahrh. in dem sogenannten „Codex Thuroczianus“ der wiener kaiserl. Hofbibliothek besitzt und beim Copiren die Vertauschung von „que“ (nicht „quae“ oder „quia“) und „qui“ sehr leicht geschehen konnte. Die Leugnung der Hexen am Ende des 11. Jahrh. würde um so weniger begreiflich sein, als der von Feßler-Klein und ihren Gesinnungsgenossen bewunderte nüchterne Verstand der Magyaren sich früher und später nicht nur gegen den „Glauben an Zauberkünste“ nicht „gesträubt“, sondern vielmehr zugelassen hat, daß bis tief ins 18. Jahrh. herauf auch in Ungarn allenthalben die Hexen gerichtlich belangt und verurtheilt wurden und den flammenden Scheiterhaufen besteigen mußten. Bis zum heutigen Tage ist der Glaube an Zauberkünste, Zauberer und Hexen im magyarischen Volke lebendig und es haben ungarische Ethnographen und Geschichtsforscher für die Sprach- und Volkskunde der Magyaren aus dieser Quelle reichlich geschöpft.

Die hohe politische und culturelle Bedeutung der Regierung König Koloman's verliert nichts an ihrem Werthe, wenn man sie von einem unglaublichen und haltlosen Anachronismus befreit. Die Neubefestigung der königlichen Gewalt, die Regelung des Besitz- und Ständewesens, die Fürsorge für ordentliche Gerichtsbarkeit, öffentliche Sicherheit und geregelten Handelsverkehr, endlich die Befestigung des Besitzes von Kroatien sowie die Erwerbung Dalmatiens und Bosniens bilden eine Reihe schöpferischer Regierungshandlungen, welche König Koloman unter die hervorragenden Monarchen seiner Zeit erhoben und ihm den Dank und die Anerkennung der Nachwelt gesichert haben. *(J. H. Schwicker.)*

17) Vgl. Endlicher, Die Gesetze des heil. Stephan S. 25.

KOLOMEA (Kolomyia), Stadt im östlichen Galizien am Pruth und an der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn liegt 42° 42′ östlich von Ferro, 48° 32′ nördl. Br. und 290 Meter über dem Meere, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichtes, einer k. k. Finanzbezirks-Direction, hat ein Realgymnasium, eine meteorologische Beobachtungsstation, eine Krankenanstalt und ein israelitisches Spital. Die 23,109 Einwohner der Stadt sind zum großen Theil Ruthenen und Juden (Chassiden). Erstere betreiben Landwirthschaft, besonders Maisbau und Viehzucht, letztere üben die Schankwirthschaft aus und betreiben Leih- und Handelsgeschäfte sowie städtische Gewerbe. *(Ferdinand Grassauer.)*

KOLOMNA, Kreisstadt im Gouvernement Moskau, unter dem 56° 6′ nördl. Br. und 56° 25′ östl. L. am Einfluß der Kolomenka in die Moskwa und an der Rjäsan-Moskauer Eisenbahn, 107½ Kilom. im Südosten von Moskau, hat 17 Kirchen, 2 Klöster, 329 steinerne Kaufläden, 1 Progymnasium, 4 Schulen, eine Handelsbank, 16 Fabriken mit einer Production von 435,850 Rubeln, darunter eine Seifensiederei, eine Seidenfabrik, 2 Lohgerbereien u. a. In dem Hafen werden jährlich Waaren im Werthe von 884,000 Rubeln verladen und für 1,155,000 Rubel ausgeladen. Abgesehen davon treiben die kolomnaer Kaufleute einen bedeutenden Handel mit Vieh, das aus den südlichen Gouvernements hierher gebracht wird; mit Getreide aus Rjäsan und Tula und mit Holz, Talg u. s. w. Der jährliche Handelsumsatz der Stadt wird auf 8 Millionen Rubel geschätzt. Jahrmärkte finden nicht statt; dagegen sind die Wochenmärkte (Montag und Donnerstag) besonders zur Winterszeit stark besucht. — Kolomna wird in den russischen Chroniken schon 1177 erwähnt und ist mehrmals gänzlich zerstört worden, so 1237 von Baty, 1380 von Tochtamysch, 1440 von dem kasanschen Könige Machmed, 1525 von Machmed Ghirei und 1611 vom polnischen Könige Wladislaw. Nach der Zerstörung im J. 1525 wurden auf Befehl Johann's des Grausamen die alten Befestigungswerke wiederhergestellt, deren Mauern noch heutzutage existiren. Kolomna diente früher auch als Verbannungsort wichtiger politischer Verbrecher. Im 16. Jahrh. war Kolomna der Sammelpunkt der Heere, die gegen die Tataren auszogen. Im J. 1781 wurde die Stadt zur Kreisstadt erhoben und erlangte durch ihre günstige Lage eine wichtige Bedeutung für den Handel. Im kolomnaer Kreise (38,1 □ Meilen) gibt es 33 Fabriken mit einem jährlichen Umsatz von 731,000 Rubeln. *(A. von Wald.)*

KOLON (*κῶλον*), Grimmdarm, ist ein Theil des Dickdarms (intestinum crassum), welcher aus ersterm

und dem Blinddarm (Coecum) besteht und vom Dünndarm (Ileum) durch zwei klappenartige quere Vorsprünge (Valvula Bauhini) getrennt, in ziemlich rechtwinkeliger Krümmung nach unten weiter geht, um schließlich in den Mastdarm (Rectum) überzugehen. Das Kolon ist der obere Theil des Dickdarms, das Coecum, welchem an seinem untern blinden Ende der circa 3″ lange Wurmfortsatz (Processus vermiformis) aufsitzt, ist der untere. Das Kolon steigt zunächst vom Darmbein an der rechten Seite hin bis unter den rechten Leberlappen hinauf (C. ascendens), beugt sich daselbst (flexura C. dextra) und geht unter dem Magen vor dem Zwölffingerdarm (Duodenum) quer bis zur Milz (C. transversum), beugt sich hier von neuem (flexura C. sinistra) und läuft dann an der linken Bauchseite bis zum linken Darmbein herab (C. descendens), bildet daselbst eine Sförmige Windung (S romanum, flexura iliaca) und geht dann in den Mastdarm über. Blinddarm sowie auf- und absteigender Grimmdarm sind fest mit der Bauchwand verwachsen, sodaß der diese berührende Theil ihrer Oberfläche nicht von Bauchhaut (Peritonaeum) überzogen ist; letztere geht vielmehr direct von der Bauchwand auf den nicht angewachsenen Theil der Dickdarmoberfläche über. Der Quergrimmdarm (C. transversum) dagegen und die Flexura iliaca hängen in Bauchhautfalten frei in die Bauchhöhle hinein, sind von deren Wandungen weiter entfernt und daher einer größern Beweglichkeit fähig; an manchen Stellen des Kolon gehen kleine, mit Fett erfüllte Falten der Bauchhaut (Appendices epiploicae) über die Grimmdarmoberfläche hinaus. Seine Blutgefäße erhält das Kolon von Zweigen der Art. mesenterica und zwar das Colon ascendens und transversum von der A. m. superior, das Colon descendens von der inferior; gleichnamige Venen begleiten die Arterien und führen das Blut in die Pfortader (V. portae) über; seine Nerven sind Aeste der Unterleibsgeflechte des N. sympathicus, während zahlreiche Lymphgefäße durch viele Lymphdrüsen hindurchgehen, die beim Kolon nahe am Darm am sogenannten Mesokolon liegen.

Diese letztern sind für den im Kolon sich abschließenden Verdauungsproceß von besonderer Wichtigkeit; während im Mund die Speisen zerkleinert und mit Speichel vermischt, zu dem so gebildeten Speisebrei im Magen als weitere Verdauungsmittel Galle und Bauchspeicheldrüsensaft zugesetzt, auf dem langen Wege durch den Dünndarm noch eine gehörige Durcharbeitung des ganzen Darminhaltes vermittelt wird, sind die Lymphdrüsen und Lymphgefäße des Kolon dazu bestimmt, das für die Ernährung und Blutbildung Brauchbare aus dem Speisebrei zu extrahiren und durch Vermittelung der V. portae dem Blutkreislaufe zuzuführen, während die unbrauchbaren Ueberreste im Blinddarm deponirt und durch den Mastdarm nach außen befördert werden.

Erkrankungen des Kolon bieten in ihren wesentlichen Symptomen das gleiche Bild wie die des Darmkanals überhaupt. Besonders hervorzuheben ist jedoch, daß bei seiner theilweise festen Verbindung mit der Bauchhaut, bei seinem mehrfach geknickten Verlauf und bei den nahen Beziehungen, in welche es während des letztern zu verschiedenen andern Organen der Bauchhöhle tritt, dasselbe immerhin bei Erkrankungen der letztern oder der Bauchhaut besonders leicht in Mitleidenschaft gezogen werden kann. Näheres hierüber siehe bei dem Artikel Unterleibsentzündung u. a. Für die Chirurgie ist die Kenntniß der anatomischen Verhältnisse des Kolon von hoher Wichtigkeit, da bei Verschluß des Darmkanals die Eröffnung des Kolon vielfach angezeigt und auch mit günstigem Erfolge ausgeführt worden ist.

(Alfred Krug.)

KOLONOS (*Κολωνὸς Ἵππιος*), ein kleiner Hügel nordwestlich von Athen, berühmt als Geburtsort des Sophokles, die Grabstätte der Archäologen Otfried Müller und Charles Lenormant, die 1840, bez. 1859 in Athen starben. Da zwei ähnliche Hügel nebeneinanderliegen, ist es im Grunde genommen unsicher, welcher der Kolonos ist; doch wird der südlichere mit den beiden Gräbern jetzt allgemein als derselbe bezeichnet. Der nördlichere ist dann wol identisch mit dem in dem dodonäischen Orakelspruche *Paus.* D. G. 8, 11, 12 erwähnten *Σικελία λόφος* (Bursian, Geographie von Griechenland I, S. 325). Kolonos war einst dem Poseidon Hippios, dessen Tempel den Hügel krönte (*Paus.* 1, 30, 4) und der Athene Hippia geweiht; zwischen beiden Hügeln wurde ein Platz gezeigt, der als Eingang zum Hades galt, von dem aus Theseus und Peirithoos hinabgestiegen waren, als sie die Proserpina entführen wollten. Dort befand sich auch noch zu Pausanias' Zeit ein Heroon der beiden, ebenso des Oedipus, der hier im Haine der Eumeniden starb, und des Adrast (*Paus.* a. a. O.). Der Tempel des Poseidon, dessen heilige Räume zuweilen zu Volksversammlungen dienten (*Thuc.* 8, 67; vgl. Curtius, Griech. Gesch. 2^4, S. 704), wurde schon von Antigonus bei einem Einfalle in Attika zerstört; doch zeigte man noch in späterer Zeit die Altäre des Poseidon wie der Athene (*Paus.* a. a. O.). Von blühenden Gärten und herrlichen Oelwäldern umgeben, mit bezaubernder Aussicht auf Athen und die Akropolis, „die schönste Flur unter Attika's Himmel", war der Hügel im Alterthume der Stolz seiner Anwohner; von Sophokles ist er im Oedipus Koloneus in den bekannten Strophen V. 667 fg. besungen. Jetzt sind beide Hügel kahl.

(W. Sieglin.)

KOLOPHON (*ἡ Κολοφών*), eine der zwölf ionischen Städte, 2000 Schritte oberhalb der Mündung des Halesus in den Sinus Caystrius gelegen, 70 Stadien nordwestlich von Ephesus, mit dem Hafen Notium. Unbedeutende Ruinen finden sich bei dem Dörfchen Chille.

Nach der Sage von dem Pylier Andraimon gegründet (*Strabo* p. 633), erblühte die Stadt, deren beträchtliche Seemacht und tüchtige Reiterei im Alterthume berühmt war (*Strabo* p. 643; *Heracl.* Pont. d. r. publ. 22; *Polyaen.* Strat. 7, 2, 2), rasch. Den Aeoliern entriß sie Smyrna wieder (*Herod.* 1, 150), wodurch sie im Ionischen Bunde auf lange das Uebergewicht erhielt (*Suid.* s. v. *Τὸν Κολοφώνιον*); sie gründete Myrlea, das spätere Apamea in Bithynien an der Propontis (St. B.

p. 463; *Plin.* N. H. 5, 143); führte eine Colonie nach Siris in Lucanien (*Aristot.* und *Timaeus* bei *Athen.* 12, p. 523 C.; *Strabo* p. 263). Den Reichthum Kolophons, das eine demokratische, in Wahrheit ochlokratische Verfassung besaß (*Arist.* Pol. p. 5, 2, 12) rühmt Aristoteles (Pol. 4, 3, 9). Bald freilich zogen Schwelgerei und Luxus in die Stadt wie in ihre Colonien ein (*Athen.* 12, p. 523 c.; p. 524 B.). Später wurde sie unter Gyges eine Beute der Lyder (*Herod.* 1, 14) und theilte fortan die Schicksale Ioniens. In den Perserkriegen frei geworden, strebte ein Theil der Bevölkerung aus commerziellen Gründen wieder nach der Verbindung mit der Continentalmacht; 430 kam die Stadt auch auf einige Zeit durch die Umtriebe dieser Partei in die Hände der Perser; der nationalgesinnte Rest aber siedelte in die Hafenstadt Notium über, bis Paches, als eben auch die letztere zu Persien überzugehen drohte, 427 beide Städte unter athenische Hoheit brachte (*Thuc.* 3, 34, 1—4). Bei Notium war es auch, wo 407 Antiochus seine verhängnißvolle Niederlage von Lysander erlitt. In den Diadochenkämpfen, in den Kriegen der verbündeten Könige gegen Antigonus erhielt die Stadt den härtesten Stoß. Als die Verbündeten unter dem Feldherrn Prepelaus Kolophon genommen (*Diod.* 20, 107), verpflanzte Lysimachus seine Einwohner mit denen von Lebedos nach dem eben erbauten Neu-Ephesus, um diese seine Gründung zu heben (*Paus.* D. G. 1, 9; 7, 3). Der Jambendichter Phönix besang dieses Ereigniß in einem Klageliede (*Paus.* a. a. O.). Seitdem war Notium allein noch bewohnt, das allmählich selbst den Namen der Mutterstadt erhielt (*Liv.* 37, 28, 4). Von den Römern erhielt dieses 188 im Frieden mit Antiochus Freiheit und Immunität; im 1. Jahrh. ward es, wie so viele andere Städte Ioniens, von den cilicischen Seeräubern ausgeplündert (*Cic.* p. Imp. Cn. Pomp. 33).

In der Nähe der Stadt war der berühmte Tempel des Klarischen Apollo. Kolophon galt als Vaterstadt des Homer, Mimnermus, des Naturforschers Xenophanes und seines Sohnes Nikander, des Malers Dionysius, des Elegikers Hermesianax, des Historikers Dinon u. a. m. Epikur lehrte eine Zeit lang hier im Hause seines Vaters (*Diog.* L. 10, 1). (*W. Sieglin.*)

KOLOPHONIT, Mineral zu Granat oder Vesuvian gehörig; bildet körnige Aggregate von brauner bis schwarzer Farbe mit Harzglanz. (*E. Geinitz.*)

Kolophonium, s. Colophonia.

KOLOSCHISCHE SPRACHE. Die koloschische Sprache steht, soweit es sich bisjetzt übersehen läßt, völlig vereinzelt da. Ihr Lautwesen ist überaus rauh, reich an Gutturalen und an fast unglaublichen Häufungen von Consonanten, deren genauer Lautwerth noch nicht durchgängig festgestellt ist, z. B. lhkulhaχtš, taub; χhhuχhh, Harz; utšχh, beinahe; athlhichhi, Stück; χhchachtatuch, spuken; χhhcha, Vorgebirge; katlhth, Asche; tlhklunuk, gesund. Der Bau der Sprache ist agglutinirend, überwiegend, aber nicht ausschließlich, suffigirend, nicht einverleibend. Die persönlichen Fürwörter erscheinen in drei Formen: selbständig, als prädicative Infixe und als possessive Präfixe.

Sing.	1.	chat, chatš	-cha-, -chu-	ach-
	2.	uăje, uje, ujetš	-hi-, -i-	i-, ih-
	3.	u	(u)	tu-
Plur.	1.	uan	-tu-	a-
	2.	juan	-hi-, -i-	i-
	3.	as	-sa-, -sau-, -s-	astu-

Hiernach gibt es eine prädicative und eine possessive Conjugation; bei ersterer tritt das Personalinfix zwischen die Tempus- und Modussuffixe.

Literatur: И. Веняминовъ, Замѣчанія о Колошенскомъ и Кадьякскомъ языкахъ (St.-Petersburg 1846). — W. Schott, Ueber die Sprache der Koloschen nach Wenjaminow (A. Ermann's Archiv für wissensch. Kunde von Rußland III, 1843, S. 439—445). — J. C. E. Buschmann, Die Pima-Sprache und die Sprache der Koloschen (Abhandl. der königl. Akademie der Wissensch. zu Berlin 1856, S. 376—432. — A. Pfizmaier, Aufklärungen über die Sprache der Koloschen (Sitzungsber. der kaiserl. Akademie der Wissensch. Bd. CV, S. 169 fg. — Fr. Müller, Bemerkungen über das Verbum der koloschischen Sprache (daselbst Bd. CVI. S. 453—462), Wien 1884.

(*G. von der Gabelentz.*)

KOLOSS (*κολοσσός*, colossus), eine Riesenbildsäule: moles quippe excogitatas videmus statuarum, quas colossaeas vocant, turribus pares.[1]) Die Kolossalbildung ist zu allen Zeiten und von allen Völkern in der Kunst beliebt worden und zwar nicht nur in Perioden der Ohnmacht der Kunst, um durch äußere Größe den Mangel an innerer zu ersetzen, sondern auch in Zeiten der Blüte derselben. Im Alterthume treten uns besonders die Kolosse der Aegypter, Griechen und Römer bedeutsam entgegen, wenn auch diese Form der Kunst Mittelasiens, Indiens, Amerikas, ja selbst der Südseeinseln nicht fremd war. Allbekannt sind die Riesenbilder der Pharaonen, die gewaltigen Sphinx- und Widdergestalten der ägyptischen Kunst. Die bedeutendsten unter denselben sind: die Sphinx bei den Pyramiden von Gizeh (Memphis). Sie ist aus dem lebenden Felsen gehauen und hat eine Höhe von 65, eine Länge von 142 Fuß.[2]) Zwei Sitzstatuen Amenophis' III. aus granitähnlichem Stein am Eingange einer großen Tempelanlage zu Medinet-Habu (Theben). Ihre ursprüngliche Höhe betrug ungefähr 70 Fuß.[3]) Der nordöstliche dieser Kolosse wurde von den Griechen als Memnon (s. d.) bezeichnet. Die 65 Fuß hohen Ramseskolosse an der Façade des großen Felsentempels zu Abu Simbel, welche den König sitzend darstellen, sind keine Freistatuen, sondern aus dem lebenden Felsen ausgespart. Auch die Façade des kleinen Felsentempels daselbst ist geschmückt mit sechs stehenden Ko-

1) *Plin.* N. H. 34, 39. Die folgenden §§. geben eine Aufzählung von Kolossen der griechisch-römischen Kunst. 2) Ueber die Deutung vgl. Lepsius, Briefe aus Aegypten u. s. w. (Berlin 1852), S. 42 fg. 3) Vgl. Lepsius a. a. O. S. 282 fg.

lossen von 35 Fuß Höhe, welche in ähnlicher Weise, nur mehr reliefartig, aus dem Felsen herausgearbeitet sind.

Die griechische Kunst schuf während der archaischen Zeit eine große Zahl von Kolossen, über die wir aber nur schriftliche Nachrichten besitzen, wie über fast sämmtliche Werke dieser Art aus griechischer und römischer Zeit. Erwähnt seien hier zwei Werke, welche sich schon mehr der Blütezeit nähern: der eherne Apollo, den Onatas für die Pergamener schuf, nach Pausanias (VIII, 42, 7) bewundernswerth wegen seiner Größe und seiner Kunst, und der 30 Ellen hohe Erzkoloß des Apollo von Kalamis. Letzterer kostete 500 Talente und wurde von M. Lucullus aus Apollonia am Pontus nach om auf das Capitol versetzt (*Plin.* 34, 39; *Strabo*, VII, p. 319). In der Blütezeit weist besonders die attische Schule eine Reihe von kolossalen Götterbildern auf, die zu den herrlichsten Schöpfungen der Kunst gezählt wurden. So die Goldelfenbeinstatuen der Athena Parthenos zu Athen und des Zeus zu Olympia, beide von der Hand des Pheidias. Erstere hatte mit der Basis eine Höhe von 26 Ellen (*Plin.* 36, 18)[4]), die Nike auf ihrer Hand ungefähr 4 (*Plin.* I, 24, 5). Die Angaben über die Höhe des Zeus schwanken; er dürfte mit der Basis etwa 42 Fuß gemessen haben.[5]) Ein dritter Koloß des Pheidias war die Bronzestatue der Athena Promachos auf der Burg von Athen, welche schon vom Saronischen Meere aus sichtbar war. Ihre Höhe hat man bis in neuere Zeit überschätzt: sie war höchstens 7,50 Met., mit Einschluß der Hand etwa 9 Met. hoch[6]). Neben der Athena Parthenos und dem Zeus des Pheidias wurde das Goldelfenbeinbild der Hera zu Argos, ein Werk des Polykleitos, als das berühmteste Götterbild in dieser Technik bezeichnet. Ueber seine Größe erfahren wir nichts Näheres, nur daß es kleiner war als die gleichartigen Werke des Pheidias (*Strabo*, VIII, p. 372). Noch mehr Kolossalität zeigen einige Werke um die Zeit Alexander's des Großen und später. So stand in Tarent ein eherner Koloß des Zeus von Lysippos, 40 Ellen = 60 Fuß hoch (*Plin.* 34, 40). Strabo (VI, p. 278) bezeichnet ihn als den größten Koloß nächst dem rhodischen. Plinius (l. c.) erzählt von ihm: „Bewundernswerth ist an ihm, daß es mit der Hand zu bewegen sein soll — so ist das Gleichgewicht abgemessen — und von keinem Sturme erschüttert wird. Das soll auch der Künstler schon vorgesehen haben, indem er in einem mäßigen Zwischenraume, wo sich der Strom des Windes hauptsächlich brechen mußte, eine Säule aufstellte. Deshalb, wegen der Größe und wegen der Schwierigkeit, ihn von der Stelle zu schaffen, hat ihn auch Fabius Verrucosus nicht angerührt, als er den Herakles auf dem Capitol von dort herüberschaffte." Letzterer war ebenfalls ein Werk des Lysippos (*Strabo*, l. c.). Der berühmteste aller Kolosse des Alterthums aber war der zu den Sieben Weltwundern zählende eherne Koloß des Helios zu Rhodos[7]). „Vor allen aber ward bewundert", berichtet Plinius (34, 41), „der Koloß des Sonnengottes zu Rhodos, welchen Chares aus Lindos, der Schüler des Lysippos, gemacht hatte. Seine Höhe betrug 70 Ellen (105 Fuß). Dieses Bild ward auch 56 Jahren durch ein Erdbeben niedergeworfen; aber noch liegend ist es zum Erstaunen. Wenige sind im Stande, seinen Daumen zu umfassen; die Finger allein sind größer als die meisten Statuen; weite Höhlen gähnen aus den gebrochenen Gliedern entgegen. Drinnen aber sieht man gewaltige Felsblöcke, durch deren Gewicht es der Künstler bei der Aufrichtung festgestellt hatte. In zwölf Jahren soll es für 300 Talente gemacht worden sein, die man aus dem Apparate löste, welchen der König Demetrios aus Ueberdruß an der langen vergeblichen Belagerung vor Rhodos zurückgelassen hatte." Vgl. außerdem noch *Strabo* XIV, p. 652 und *Philo Byzant.*, De VII orbis spect. IV. Das Werk scheint aber nicht 56, sondern 66 Jahre aufrecht gestanden zu haben.[8]) Daß es in römischer Kaiserzeit wieder aufgerichtet worden sei[9]), ist unwahrscheinlich. Ueber die spätern Schicksale vgl. Allatius zu Philo a. a. O. p. 102 fg. ed. Orelli. Die gewöhnliche Vorstellung, daß der Gott mit gespreizten Beinen über dem Hafeneingange stand, in der erhobenen Hand eine Fackel als Leuchtthurm, ist völlig unbegründet. Der Koloß stand allerdings in der Nähe des Hafens, über die Gestalt des Wunderwerkes fehlt uns aber jede Nachricht. Außer dem Sonnenkolosse zählte Rhodos noch 100 weitere, wenn auch kleinere, ferner fünf kolossale Götterbilder, welche Bryaxis fertigte (*Plin.* 34, 42).

Der berühmteste Koloß der römischen Zeit war der Neronische des Zenodoros. Das Bild des Kaisers, welches später dem Sonnengotte geweiht wurde, hatte eine Höhe von 119½ Fuß (*Plin.* 34, 45 fg.). „An dieser Statue erkannte man, daß die Kunde des Erzgusses untergegangen war", berichtet Plinius. Der Koloß stand ursprünglich vor dem „Goldenen Hause", wurde aber später dislocirt (*Spartian.*, Hadr. 19) und wurde schließlich noch in einen Commodus umgewandelt (*Herodian.* I, 15). Auch von einem späten Goldelfenbein-Kolosse erfahren wir noch, nämlich von dem Zeus Olympios, den Hadrian für Athen stiftete, und der nach Pausanias (I, 18, 6) außer den rhodischen und römischen Kolossen an Größe alle Götterbilder übertraf.

Unter den uns erhaltenen Bildwerken griechisch-römischer Kunst begegnen wir sehr häufig Statuen, welche Formen bedeutend über Lebensgröße zeigen, es sei erinnert an den Farnesischen Herakles, die Farnesische Flora, beide im Museum zu Neapel, an den vergoldeten ehernen Herakles der Rotunde des Vatican u. a., aber nur selten Kolossen im engern Sinne des Wortes. Reste gewaltiger Marmor- und Bronzekolosse finden sich im Hofe des Conversatorenpalastes zu Rom. Am bekanntesten und berühmtesten sind die rossebändigenden Dios-

4) Vgl. Michaelis, Parthenon, S. 272. 5) Vgl. Brunn, Gesch. der griech. Künstler I, S. 175 fg. 6) Vgl. Michaelis, Mittheil. des deutschen archäolog. Instit. 1877, S. 87 fg.

7) Vgl. Lüders, Der Koloß von Rhodos (Hamburg 1865). 8) Vgl. Brunn, Gesch. der griech. Künstler I, S. 416. 9) Dies sucht Lüders a. a. O. zu erweisen.

kuren auf dem Monte Cavallo in Rom.[10]) Sie sind aus Marmor und 5,6 Met. hoch. Die nicht antiken Inschriften an den Fußgestellen bezeichnen sie als „opus Phidiae“ und „opus Praxitelis“. In Wahrheit aber sind es römische Werke, wahrscheinlich nach Originalen alexandrinischer Zeit.

Auch die neuere Zeit hat sich vielfach der Kolossalbildung bedient. Es haben aber fast alle Werke dieser Art nur einen geringen Kunstwerth, und selbst der neueste Koloß, die Germania auf dem Niederwalde, entspricht noch keineswegs den Anforderungen, welche man an ein derartiges Monumentalbild zu stellen hat. Wir beschränken uns auf die Anführung des Wichtigsten.[11]) Die Statue des S.-Carlo Borromeo zu Arona, entworfen von Crespi, modellirt von Cerano, ausgeführt von Bernardo Falconi und Siro Zanella, ist 24 Met. hoch und erhebt sich auf einem 15 Met. hohen Sockel. Der Heilige ist dargestellt, mit der Rechten seine Geburtsstadt segnend, in der Linken die Agende der mailänder Kirche. Das Werk ist aus getriebenen Kupferplatten hergestellt, nur Kopf, Hände und Füße sind aus Bronze gegossen. Vollendet wurde der künstlerisch völlig werthlose Koloß 1697. Der aus Kupfer getriebene Herakles auf dem Octogon zu Wilhelmshöhe ist 10 Met. hoch. Er ist eine vergrößerte Nachbildung des Farnesischen Herakles und wurde 1696—1717 hergestellt durch den kasseler Kupferschmied Otto Friedrich Kupper. Die Bavaria in München, modellirt von Schwanthaler 1838—1845, gegossen und aufgestellt von Miller 1844—1850, mißt von der Plinthe bis zum Scheitel 54 Fuß, bis zur Spitze des Kranzes, den die emporgehobene linke Hand hält, 63 Fuß. Der Hermann auf dem Teutoburgerwalde, ein Werk Bandel's, aus getriebenem Kupfer, erhebt sich auf einem 30,75 Met. hohen Unterbau. Die Statue selbst ist 17,26 Met. hoch, bis zur Spitze des Schwertes in seiner erhobenen Rechten sogar 26,66. Die soeben in Aufstellung begriffene Germania des Nationaldenkmals auf dem Niederwalde hat eine Scheitelhöhe von 36 Fuß, während die Spitze der von der Rechten gehaltenen Krone 42 Fuß Höhe erreicht. Die von Schilling modellirte und Miller gegossene Statue erhebt sich auf einem 24 Met. hohen reichgeschmückten Unterbau. Das Bild der Notre-Dame de France auf dem Felsen Corneille bei le Puy, Hauptort des Departements Haute-Loire, wurde 1860 errichtet. Es ist 16 Met. hoch, aus 213 bei Sebastopol genommenen Kanonen gegossen und ein Werk von Bonassieux. Die 1883 enthüllte Bronzestatue der Republik in Paris steht auf einem hohen Piedestal, welches die Statuen der Loi, Justice und Paix umgeben. Das Ganze ist 28 Met. hoch, die Statue selbst 9,50. Verfertiger waren die Gebrüder Morice. Die kolossalste Statue der Neuzeit ist die zur hundertjährigen Feier der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten am Eingange des Hafens von Neuyork errichtete Statue der Freiheit, hergestellt in Paris durch den Bildhauer Bartholdi. Das Material ist getriebenes Kupfer, die Gesammthöhe beträgt 72 Met., nämlich 25 Met. für den Sockel, 34 für den Körper, 13 für den rechten Arm, der erhoben ist und eine Fackel als Leuchtthurm trägt; mithin ist die Statue höher als selbst der Koloß von Rhodos und der des Nero.

(*Leopold Julius.*)

10) Vgl. Friederichs, Bausteine zur Gesch. der griechisch-römischen Plastik I, Nr. 104—105 und das dort Angeführte. 11) Für die Richtigkeit der im Folgenden angeführten Maße kann der Verfasser keine Gewähr leisten; nur die Maße der Bavaria und Germania sind authentisch.

KOLOSSAE, Stadt in Phrygien; die neutestamentlichen Briefe an die Kolosser und an die Epheser.

I. Kolossä lag im südwestlichsten Phrygien am Lykus, einem südlichen Nebenflusse des Mäander. Als Etappe an der großen Heerstraße von der kleinasiatischen Westküste, speciell von Ephesus oder Milet nach dem innern Asien (*Strabo* XIV, 2, 29, p. 663) wurde die πόλις μεγάλη nach Herodot (VII, 30) von Xerxes auf seinem Zuge gegen Griechenland, nach Xenophon (Anab. I, 2, 6 fg.), wo sie πόλις οἰκουμένη καὶ εὐδαίμων καὶ μεγάλη heißt, 401 von dem jüngeren Cyrus auf seinem Zuge von Sardes aus circa 35 Kilom. südlich vom Uebergange über den Mäander, circa 90 Kilom. vor Kelänä (s. d.) berührt[1]). Nach Strabo (XII, 8, 16, p. 578) lag sie nahe bei Laodikea (s. d.) und trieb wie diese Stadt gewinnbringende Zucht rabenschwarzer Schafe, wie solche Pococke[2]) noch im vorigen Jahrhundert dort traf, rangirte aber doch neben ihr und Apamea-Kelänä nur als πόλισμα (XII, 8, 13, p. 576), während sie gleichzeitig (im 1. christlichen Jahrhundert) bei dem älteren Plinius (Nat. hist. V, 41 [32], 145) unter den oppida celeberrima aufgezählt wird, jedoch, da sie V, 29, 105 fg. sogar unter den Städten zweiten Ranges fehlt, wol nur wegen ihrer Vergangenheit. Der Geograph Ptolemäus im 2. Jahrh. n. Chr. nennt sie nicht. Theodoret (gest. 457) konnte in der Einleitung zu seinem Commentar Laodikea für ihre μητρόπολις halten. Seit dem 10. Jahrh. kennen wir sie wieder als eine blühende Stadt mit einer weitberühmten Kirche des Erzengels Michael und als Heimat des byzantinischen Historikers und Dogmatikers Niketas Akominatus (gest. nach 1206) und seines älteren Bruders Michael Akominatus, Erzbischofs von Athen. Und zwar erscheint sie jetzt unter dem Namen Χῶναι.[3]) Daher darf man sie wol in oder bei Chonos suchen, einem Flecken am Gördük (Lykus) nordöstlich von Laodikea (circa 33 Kilom.) und der nur circa 6 Kilom. nördlich hiervon gelegenen heutigen Stadt Denizli.[4]) Der Mis-

1) Die Berechnung der Stadien bei Xenophon nach Hirschfeld, Kelainai (in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1875) 8, 1 und Hultsch, Metrologie 49; 274 fg. 2) Beschreibung des Morgenlandes. Aus dem Englischen III (1755), 110. 3) Constantinus Porphyrogennetus (gest. 959) p. 8 ex.; Oekumenius und Theophylact zu Kol. 1, 2; Zonaras 18, 12 ex.; Niketas selbst p. 115; 256; 410. 4) Nach Pococke 106; 115 fg. und ältern Reisebeschreibungen bei Steiger, Der Brief an die Kol. (1835) 19—21.

sionar Hartley[5]) zählte hier 1826 etwa 530 Häuser und sah an ihnen zahlreiches Material aus alten Säulen und 1—2 Kilom. südwestlich davon beträchtliche Ruinen, ohne dieselben jedoch näher zu untersuchen. Die Bestimmung der Lage von Kolossä scheint überaus einfach durch die Notiz des Herodot (s. oben), daß in der Stadt der Lykus in die Erde verschwinde und circa 1 Kilom. weiter unten wieder zum Vorschein komme, wovon noch Plinius (Hist. nat. II, 105 [102], 225), nur ohne Angabe des Orts, berichtet. Aber ein solcher Punkt ist, soviel uns bekannt, nicht aufgefunden worden. Jedoch kann sehr leicht ein Erdbeben die Localität verändert haben; den vulkanischen Charakter des ganzen Landstrichs, der daher auch *Κατακεκαυμένη* heißt, kann Strabo[6]) nicht nachdrücklich genug betonen. Berichten doch Eusebius (Chron. ad Olymp. 210, 4) und Orosius (Hist. adv. paganos VII, 7) ausdrücklich, daß unter Nero mit Laodikea auch Kolossä und Hierapolis durch ein Erdbeben zerstört wurden. Sie werden nur darin irren, daß sie dasselbe ins 10. bez. 14. Jahr des Nero verlegen, während nach Tacitus (Ann. XIV, 27) ex illustribus[7]) Asiae urbibus Laodicea im 7. Jahre des Nero (60—61) davon betroffen wurde. Da er hinzufügt, die Stadt habe sich ohne Staatsmittel aus eigenen Kräften erholt, würde er ein so bald darauf erfolgtes neues Unglück schwerlich übergangen haben. Auf eine weitere bedeutende Bodenveränderung deutet eine von Hartley[8]) mitgetheilte neugriechische Legende, wonach der Erzengel Michael zur Abwendung einer Ueberschwemmung von Kolossä die Erde geöffnet habe. Böhmer[9]) bringt hiermit den neuen Namen *Χῶναι* = Erdtrichter in Verbindung. Von einem an jenem Punkte errichteten Kloster sollen nach Hartley's Gewährsmännern die Ueberbleibsel noch 1826 sichtbar gewesen sein. Daß in Denizli zu Anfange des vorigen Jahrhunderts durch ein Erdbeben 12,000 Menschen umgekommen, berichtet Pococke (S. 105). — Neben der auch durch Münzen[10]) bestätigten Form *Κολοσσαί* bez. *Κολοσαί* hat eine wol mehr volksthümliche *Κολασσαί* existirt, die mehrfach auch in guten Bibelhandschriften bezeugt und deshalb im Neuen Testament vielleicht für ursprünglich zu halten ist.

II. Mit dem im Neuen Testament vorliegenden Briefe an die christliche Gemeinde zu Kolossä muß in jeder wissenschaftlichen Untersuchung der an die zu Ephesus verbunden werden. Nicht nur, daß beide von demselben Tychicus offenbar gleichzeitig überbracht werden sollen (Kol. 4, 7 fg.; Ephes. 6, 21 fg.) und sich daher aus derselben Gefangenschaft des Paulus (Kol. 4, 3; 18; 10; vgl. 1, 24; Ephes. 3, 1; 4, 1; 6, 20) — ob zu Cäsarea 58/59 bis 60/61 oder zu Rom 61/62 bis 63/64, bleibt ungewiß — datiren, sondern sie zeigen auch eine ganz auffallende Verwandtschaft, welche der der drei ersten Evangelien[11]) zu vergleichen ist.

1) Dies lehrt schon ein Ueberblick über ihren Inhalt. Von ganzen Abschnitten sind dem Epheserbriefe nur der allgemein gehaltene Eingang (1, 3—14), die Mahnungen zu innerer Kräftigung (3, 14—21) und zu kirchlicher Einheit (4, 1—16), die Ausführung über die geistliche Waffenrüstung (6, 10—17) und die Abschweifung über die Ehe Christi mit der Kirche (5, 23—32), dem Kolosserbrief nur die Polemik gegen Irrlehrer (c. 2) und eine Reihe Grüße und Bestellungen (4, 9—17) allein eigen; im übrigen stimmen im großen und in vielem einzelnen durchaus überein der Gruß (Kol. 1, 1 fg.; Ephes. 1, 1 fg.), Dank und Bitte zu Gott in Betreff der Zustände der Leser (Kol. 1, 3—13; Ephes. 1, 15—19), die Darlegung der Würde und des Versöhnungswerkes Christi (Kol. 1, 14—23; Ephes. 1, 20—2, 22) und der apostolischen Thätigkeit des Paulus (Kol. 1, 24—29; Ephes. 3, 1—13), die Mahnung zu sittlicher Erneuerung (Kol. 3, 1—17; 4, 5 fg.; Ephes. 4, 17—5, 21), die sogenannte Haustafel oder Standespredigt für das gegenseitige Verhalten der Hausgenossen (Kol. 3, 18—4, 1; Ephes. 5, 22—6, 9), die Aufforderung zu Gebet und Fürbitte (Kol. 4, 2—4; Ephes. 6, 18—20) und der Schluß (Kol. 4, 7 fg.; 18; Ephes. 6, 21—24).

2) Noch weit überraschender zeigt sich aber das Verwandtschaftsverhältniß in der Form. Von den nicht ganz 1600 Wörtern des Kolosserbriefs stimmen weit über 400, öfters in ununterbrochenen Reihen bis zu 10 (1, 1; 2; 16; 3, 6; 23 fg.; 4, 7; 7 fg.), Buchstabe für Buchstabe mit solchen des Epheserbriefs (1, 1; 2; 10; 5, 6; 6, 7 fg.; 21; 21 fg.) überein, außerdem gegen 160 im Wortstamme, während die Endung wegen abweichender Construction eine andere ist, und etwa 30 in der Endung, während der Begriff durch ein Synonymum ausgedrückt wird. Und dabei ist nicht etwa wie in einer Untersuchung des Wortschatzes ein *δέ* oder *καί* einem beliebigen *δέ* oder *καί* des andern Briefes gleichgestellt, sondern es sind nur solche Wörter gezählt, welche sich in sinnverwandten Stellen finden. Besonders merkwürdig ist es, wie bei starken Abweichungen und theilweise anderer Wendung des Gedankens doch das gleiche Wortmaterial immer wieder zum Vorschein kommt und die Parallelen zu Einem Vers sich über den ganzen andern Brief vertheilen. Man vergleiche nur z. B. Kol. 2, 19 mit Ephes. 4, 16; Kol. 3, 8—10 mit Ephes. 4, 22—26; 29; 31; 5, 4; Kol. 1, 25 fg. mit Ephes. 3, 2 fg.; 5; 7—9; 6, 19; Kol. 1, 27 mit Ephes. 1, 9; 18; 3, 8 fg.; 16; 6, 19; Kol. 1, 20—22; 2, 14 fg.; 3, 15 mit Ephes. 2, 13—17. Hieraus ist wol ersichtlich, wie unberechtigt die gewöhnliche Methode ist, jeden der beiden Briefe für sich mit nur gelegentlichen Seitenblicken auf den andern zu erklären. Natürlich darf man versuchen, denjenigen, welchen man für den ältern hält, ohne Rücksicht auf den andern zu begreifen, nie aber auch den letztern; und auch über den

5) Researches in Greece and the Levant, 2. Aufl. (London 1833), 240 fgg., nach dem Auszuge bei Steiger 22—28. 6) XII, 8, 16—19, p. 578—580; XIII, 4, 8; 10 fg.; 14 fg., p. 627—630. Vgl. auch die Art. Hierapolis, Sect. II, Thl. 8, S. 22, und Kelänä II, 35, 116 fg. 7) Daher durften Kolossä und Hierapolis hier fehlen. 8) S. 49; bei Steiger 31. 9) Isagoge in ep. ad Col. (1829) 27. 10) Eckhel, Doctr. num. I, III, 147 fg.

11) S. den Art. Matthäus.

ersten darf man das Urtheil nie abschließen, ohne seine Priorität durch eingehende Vergleichung beider erwiesen zu haben. Es ist aber auch das andere klar, daß die Uebereinstimmungen ihren Grund nicht in der gleichzeitigen Entstehung der Briefe haben können, wenn der Verfasser nicht bei Abfassung des zweiten den ersten vor sich liegen hatte, was man wenigstens dem Paulus doch nicht gern zutraut. Bei gedächtnißmäßiger Reproduction würden sich nicht die 12 in Kol. 3, 12—15 wie Ephes. 4, 2—4 und 4, 32 übereinstimmenden Begriffe genau zwischen beide Stellen des Epheserbriefs vertheilen und mit nur Einer Ausnahme die gleiche Reihenfolge innehalten, oder Kol. 2, 2 wie Ephes. 3, 17 fg. auf die Erwähnung der καρδίαι αὐτῶν bez. ὑμῶν ein zu den Genitiven in Apposition stehendes Particip im Nominativ mit dem Zusatze ἐν ἀγάπῃ folgen. Ganz gleichzeitig geschrieben, wenn auch gleichzeitig abgesandt, können die Briefe (wenigstens wenn sie echt sind und der Epheserbrief wirklich nach Ephesus gerichtet ist) ohnehin nicht sein, da Timotheus und Aristarch bei Abfassung des Briefes an die Epheser, mit denen sie sehr vertraut waren (I Kor. 4, 17; Apostelgeschichte 19, 29), wegen ihrer Nichterwähnung entweder noch nicht oder nicht mehr bei Paulus gewesen sein können wie bei der Ausfertigung des Kolosserbriefs (1, 1; 4, 10). Leider ist aber das Verwandtschaftsverhältniß der Briefe so complicirt, daß es völlig gesicherte Resultate über ihren Ursprung nicht liefern kann. Daher ist es geboten, zunächst aus andern Daten diesen zu erforschen. Ihre Abfassung durch Paulus unterliegt nämlich den allerstärksten Bedenken, wenn dieselben auch nicht die gleiche Ueberzeugungskraft für alle wie die gegen die Briefe an Timotheus und Titus haben.[12])

3) Was zunächst die äußern Umstände der Abfassung betrifft, so will der Kolosserbrief nach 4, 9 auch gleichzeitig mit dem Briefe an Philemon (s. V. 11) abgesandt sein; aber hier (23 fg.) heißt Epaphras συναιχμάλωτος des Paulus und Aristarch nicht, während es Kol. 4, 10; 12 fg. gerade umgekehrt ist. Indessen ließe sich dies zur Noth ähnlich wie die schon unter 2) berührte Schwierigkeit mit Timotheus und Aristarch erklären. — Daß Paulus der Gemeinde zu Kolossä, als deren Stifter oder wenigstens Lehrer jener Epaphras erscheint (1, 7 fg.; 4, 12 fg.), von Person nicht bekannt ist (2, 1; vgl. 1, 23), darf kein Bedenken erregen; denn seine zwei Reisen durch Phrygien (Apostelg. 16, 6; 18, 23) brauchten ihn nicht gerade in die kleine Stadt im äußersten Südwesten des Landes zu führen.

4) Ganz andere Schwierigkeiten macht die Adresse des Epheserbriefs. Nach Ephesus, wo er drei Jahre (Apostelg. 19, 8; 10; 22; 20, 31) Freud' und Leid erfahren, einen Brief in lauter allgemeinen Wendungen zu schreiben, war für Paulus eine Unmöglichkeit. Selbst wenn die persönlichen Mittheilungen im einzelnen dem Tychicus aufgetragen waren (6, 21 fg.), mußte die Vertrautheit mit den speciellen Zuständen und Bedürfnissen der Leser an zahllosen Stellen zum Durchbruch kommen. Man denke nur an die Korintherbriefe. Statt dessen einzig die farblose Wendung 1, 15, der Schlußgruß 6, 23 fg. gar in dritter Person, und 3, 2 und 4 noch unwidersprechlicher der Beweis, daß die Leser den Apostel persönlich gar nicht kannten! Deshalb halten sehr viele den Brief für ein encyklisches Schreiben. In der That bezeugt schon Origenes (gest. 254), vielleicht schon Tertullian (Adv. Marcionem V, 17, um 200), daß in 1, 1 die Worte ἐν Ἐφέσῳ nicht standen. Das ist aber unmöglich ursprünglich. An die „vorhandenen" oder „wahres Sein besitzenden" oder „wirklich heilig seienden" oder „auch an Christus gläubigen" Heiligen (als ob auch ungläubige Heilige denkbar wären) kann der Brief doch nicht adressirt sein, und daß ein Nachahmer von Kol. 1, 2 einen Ortsnamen beabsichtigt, aber nicht gewagt habe, stimmt nicht zu der sonstigen Gewandtheit des Verfassers. Soll aber Paulus hinter τοῖς οὖσιν eine Lücke gelassen haben, in welche Tychicus bei der Vertheilung der zahlreich angefertigten Exemplare nach Anweisung oder eigenem Gutdünken den Namen des Ortes, in den er gerade kam, einsetzte, oder welche jede Gemeinde, die sich eine Abschrift nahm, mit ihrem eigenen Namen ausfüllte, so sind das sehr merkwürdige Ansichten über Schriftenverbreitung im apostolischen Zeitalter. Wie Paulus an mehrere Gemeinden zugleich adressirte, zeigt der Brief an die Galater und der zweite an die Korinther. Maßgebend soll schließlich das ephesinische Exemplar geblieben sein. Aber Ephesus muß ja aus jenem Cirkel obendrein ausgeschlossen werden; denn so gut wie nach Kolossä hätte Paulus doch auch nach Ephesus einen individuellen Brief geschickt. An die sieben Gemeinden der Offenbarung Johannis (1, 11) ist also nicht zu denken, obgleich Marcion um 140 in 1, 1 ἐν Λαοδικείᾳ las. War der Brief wirklich an diese dem Paulus in der That unbekannte Gemeinde (Kol. 2, 1) gerichtet, so ist er derjenige, welcher Kol. 4, 16 citirt wird.[13]) Allein dann hätte nicht nur die Bekanntschaft des Epaphras mit den dortigen Verhältnissen (Kol. 4, 13) den Paulus sicher zur Berührung einer Menge von Einzelheiten veranlaßt, sondern es sind auch neben dem directen Briefe dorthin gleichzeitige Grüße und Bestellungen auf dem Umwege über Kolossä (Kol. 4, 15 fg.) sehr unnatürlich und deuten höchstens auf den Versuch, durch solche Verweisungen, wie sie in großartigem Maßstabe der Brief des Polykarp c. 13 zeigt, den Briefen einen größeren Schein von Echtheit zu geben. Da aber die Einsetzung von Ephesus statt Laodikea immer noch schwer denkbar bleibt, so ist das Wahrscheinlichste, daß Ephesus von dem nachapostolischen Verfasser wirklich geschrieben, aber bei der Verbreitung durch Abschriften wegen seiner Unrichtigkeit theils gestrichen, theils nach Kol. 4, 16 durch Laodikea ersetzt wurde. Factisch ist der Brief eben an Heidenchristen überhaupt gerichtet (2,11; 1,12 fg.) und nicht einmal encyklisch, sondern sogar katholisch zu nennen.[14])

12) S. den Art. Paulus, Sect. III, Thl. 14, S. 200 fg.

13) S. hierüber den Art. Laodikener. 14) Vgl. den Art. Katholische Briefe, Sect. II, Thl. 34, S. 362.

5) Daß man solche Annahmen wirklich nicht zu scheuen hat, zeigt sich aufs deutlichste an dem, was über die Person des Paulus gesagt ist. Ob durch ἐν σαρκί Kol. 2, 1 sich verräth, daß Paulus bereits gestorben, bleibe dahingestellt; aber der Gedanke von Kol. 1, 24, daß Paulus durch sein körperliches Leiden zu Gunsten der Kirche stellvertretend für Christus die Lücken ausfülle, welche dessen Leiden gelassen, ähnlich wie nach späterer Fiction Ignatius[15]), ist im apostolischen Zeitalter unerhört und dient der katholischen Kirche nicht mit Unrecht zur Begründung ihrer Lehre, daß außer Christus auch die Heiligen ihr einen Schatz von überflüssigen guten Werken hinterlassen haben. Ein Paulus ferner, der sich wie Ephes. 3, 3 fg. zum Beweis seiner Einsicht in den göttlichen Rathschluß der Beseligung der Heiden auf seine soeben (2, 11—22) gegebene schriftliche Darlegung beruft, ist nicht der, welcher Gal. 1, 8, I Kor. 2, 10—16 und II Kor. 11, 5 fg. geschrieben. Und der Umstand, daß auf den zwölf Grundsteinen des neuen Jerusalem nach Offenb. 21, 14 die Namen der zwölf Apostel stehen sollten, sowie die (unrichtige) Lesart οἱ ἅγιοι ἀπόστολοι καὶ οἱ προφῆται Offenb. 18, 20 haben stets als Hauptbeweise gegen die Abfassung der Apokalypse durch den Apostel Johannes gegolten; nur Paulus darf die Kirche auf das Fundament gegründet sein lassen, welches die Apostel und Propheten bilden (nicht etwa: legen), da Christus (anders I Kor. 3, 11) nur der Eckstein dabei ist (Ephes. 2, 20), und darf, ja muß wegen des αὐτοῦ[16]) Ephes. 3, 5 von den „heiligen Aposteln und Propheten" sprechen. Es ist doch wol ein Unterschied, ob man die ganze Christenheit „Heilige" nennt oder ob etwa ein Pastor von den „heiligen Pastoren (Gottes)" reden wollte. Noch bis zum Ende des 2. Jahrh. heißt es immer nur: „der Apostel Paulus", „der selige Paulus", „die guten Apostel".[17])

6) Was ferner die Bedenken wenigstens unterstützt[18]), ist die fast allseitig zugestandene Thatsache, daß der Stil, abgesehen etwa von Ephes. 5, 6—14, statt des dialektischen Charakters der paulinischen Hauptbriefe vielmehr den des einfach behauptenden Denkens trägt. Genauer noch kennzeichnet wenigstens die theoretischen Partien, und zwar am stärksten im Epheserbriefe, jene „endlose und zufällige Satzbildung", die durch immer neue Relativa oder Participia den Gedanken nach einer andern Richtung weiterspinnt (siehe z. B. Kol. 1, 9—16; 24—29; 2, 10—12; Ephes. 1, 3—14; 2, 1—3; 3, 1—12; 14—19; 5, 18—21), dazu die auffallendsten Häufungen von Synonymen in schwerfälligen Constructionen (Kol. 1, 6; 9—12; 27; 2, 2; 4, 4; Ephes. 1, 6; 11; 17—19; 2, 14—18; 3, 7; 12; 16; 18; 4, 13; 16; 24 und besonders 6, 18). Die Eigenthümlichkeiten des Wortschatzes, an sich übrigens nicht beweiskräftig, hängen zum guten Theil mit dem

15) Ad Eph. 21, 1; ad Smyrn. 10, 2; ad Polyc. 2, 3; 6, 1. Vgl. Hilgenfeld, Apostol. Väter (1853) 224; 193, 5. 16) So Harleß. 17) Harnack in Zeitschr. für Kirchengesch. 1879, 391. 18) Zu diesem Abschnitte vgl. Holtzmann 99—121; Koster 164—195; von Soden 330—332; 536—542 und sonst (Titel s. am Schluß).

7) Lehrinhalt zusammen. In der Grundlage völlig paulinisch zeigt derselbe doch so bedeutende Abweichungen, daß nicht einmal die Annahme einer Weiterentwickelung des paulinischen Denkens in der Gefangenschaft genügt. Genauerem Zusehen offenbaren sich aber zugleich bemerkenswerthe Unterschiede zwischen den beiden Briefen selbst. Im Mittelpunkte steht Person und Werk Christi, worauf wir uns hier beschränken müssen. Die Schilderung seiner himmlischen Erhabenheit, verwandt mit der des Hebräerbriefs, geht wenigstens darin sicher über die in den vier Hauptbriefen des Paulus hinaus, daß er Abbild des nach der alexandrinischen Religionsphilosophie[19]) einer directen Selbstoffenbarung an die Welt nicht fähigen Gottes ist (Kol. 1, 15; vgl. Hebr. 1, 3 und später I Tim. 1, 17; 6, 14—16; Joh. 1, 18), daß er in dieser Eigenschaft Organ nicht blos der Weltschöpfung (Kol. 1, 16; vgl. I Kor. 8, 6), sondern auch der Welterhaltung heißt (Kol. 1, 17; vgl. Hebr. 1, 3), und als Weltziel (Kol. 1, 16; vgl. Ephes. 1, 10; gegen Röm. 11, 36; I Kor. 8, 6) nicht mehr wie I Kor. 15, 28 seine Herrschaft schließlich in die Hände des Vaters zurückgibt (Ephes. 1, 21; vgl. Hebr. 1, 8). Und diese Herrschaft erstreckt sich nicht mehr blos über seine Gläubigen, sondern über die ganze himmlische und irdische, sichtbare und unsichtbare Welt, speciell über die Engel, vgl. Hebr. 1, 4—2, 9 (und zwar Ephes. 1, 21 wie Phil. 2, 10 seit seiner Auferstehung, Kol. 2, 10 wegen 1, 16 schon von Ewigkeit her). Ebenso aber, was besonders unpaulinisch ist, seine Versöhnungsthat am Kreuz (Kol. 1, 20; Ephes. 1, 10). Deren Bedeutung als stellvertretendes Erleiden der göttlichen Strafe (Röm. 3, 25) und der Ertödtung der Sündenmacht im Fleische (Röm. 8, 3) ist gänzlich verschwunden; aus der Loskaufung vom Fluche des Gesetzes (Gal. 3, 13) ist sie in Kol. 2, 15 zu einer Entwaffnung der Engel als Gesetzeswächter, im Epheserbriefe, wo die bösen Engel noch nicht als definitiv überwunden gelten (6, 12), nach 2, 14 fg. zur Beseitigung der im Gesetze liegenden Scheidewand zwischen Juden und Heiden umgebildet und erscheint fast direct als Opfer zur Herstellung des Friedens, theils zwischen Gott und Menschen (Kol. 1, 21 fg.; Ephes. 2, 16; 18), hauptsächlich aber nach Kol. 1, 20 (gegen Hebr. 2, 16) zwischen den Weltmächten, nach Ephes. 2, 11—22 zwischen Juden und Heiden, und als Opfer zur Reinigung und Weihung der Kirche (Ephes. 5, 2; 25 fg.; vgl. Hebr. 9, 13 fg.; 10, 14). Denn wie man schon an den obigen Belegzahlen bemerken wird, betheiligt sich der Epheserbrief nicht an allen metaphysisch-kosmologischen Aussagen des Kolosserbriefs; dafür legt er das entscheidende Gewicht auf die Einheit und Reinheit der Kirche (4, 1—16; 5, 26 fg.). Und so bedeutet auch der charakteristischste Begriff, πλήρωμα, in Kol. 2, 9 und 1, 19 den von Ewigkeit (1, 15) in Christus und zwar (wie bei Joh. 1, 14, aber gegen II Kor. 8, 9; Phil. 2, 7; Hebr. 2, 7; 9; 5, 7 fg.) auch während seines Erdendaseins wohnenden vollen Inbegriff des göttlichen Wesens (also das,

19) S. den Art. Philon Judaeus, Sect. III, Thl. 23, S. 446.

was bei Paulus II Kor. 3, 17 vielmehr das *πνεῦμα* heißt), in Ephes. 1, 23 und 4, 13 dagegen geradezu die Kirche als Ergänzung Christi, als seinen Leib, ohne den ihr Haupt[20]) etwas entbehren würde wie der Mann ohne das Weib (5, 23—32). Daß auch Kol. 1, 18 und 2, 19 (neben 2, 10) Christus das Haupt der Gemeinde heißt, steht hier ebenso in zweiter Linie wie umgekehrt in Ephes. 4, 10 und 1, 23, daß Christus das Weltall, nicht blos die Kirche, wie 4, 16, sei es mit seinen Kraftwirkungen, sei es mit seiner Gegenwart erfüllt. Minder bedeutsam ist der Unterschied, daß die Erfüllung der Gemeinde durch Christus in Kol. 2, 10 als schon (in thesi) vollendet, in Ephes. 3, 19 als Ziel erscheint.

8) Zur Beurtheilung dieser Speculationen will vor allem beachtet sein, daß sie wenigstens im Kolosserbriefe ihre Spitze gegen Irrlehrer kehren. Und zwar ausdrücklich Kol. 2, 4—23, aber wegen Identität von 2, 9 fg. mit 1, 19 und von 2, 18 fg. mit 1, 18 auch Kol. 1, 14—22. Hierdurch gewinnt ihr Bild sehr an Deutlichkeit. Ihre Eigenheiten zerfallen in drei Gruppen. In der Beobachtung der jüdischen Feste und Speiseverbote (2, 16) und der Beschneidung (2, 11) gleichen sie den galatischen Judaisten (Gal. 4, 10; 5, 2 fg.), in der Enthaltung auch von bestimmten Getränken (und vermuthlich von Fleischspeisen überhaupt: 2, 16), einer nur auf Menschensatzung (2, 8; 22) beruhenden Kasteiung (2, 23), den „Schwachen" in Rom (14, 17; 2; 21). Da nun diese jedenfalls durch Essenismus[21]) beeinflußt waren, so könnte in Kolossä hierauf auch der Engeldienst (2, 18) zurückgeführt werden[22]) und damit zur Noth eine gewisse Theosophie (*φιλοσοφία* 2, 8) sowie die Ansicht, daß Christus entweder ein bloßer Prophet oder einer der Engel sei. Aber auch abgesehen von der Schwierigkeit, die erst nach 70 in größerer Zahl zum Christenthum übergetretenen Essener[23]) schon um 60 als Gemeindeglieder (Kol. 2, 19) in Phrygien zu denken, sind diese Merkmale vielmehr auf die häretische Gnosis zu beziehen[24]), deren Name 2, 3 und deren sonst nirgends nachweisbares Schlagwort *πλήρωμα* 1, 19 ohne jede Erläuterung gebraucht wird. Die Gnostiker dachten die Fülle der göttlichen Kräfte und Eigenschaften personificirt in einer Menge von himmlischen Mächten[25]) („Aeonen" oder Engeln), zu denen auch Christus gehörte. Nur ihnen gegenüber mußte also die Erhabenheit Christi über alle Engel von Ewigkeit her (1, 15—17; 2, 10; 19) als Verkörperung des ganzen *πλήρωμα* in ihm (1, 19; 2, 9) bezeichnet und der irdische Vollzug der Versöhnung (1, 20; 2, 14 fg.) betont werden; nur bei ihrer Askese kommt auch die *ἀφειδία σώματος* 2, 23 zu ihrem Rechte. Aber auch im Epheserbriefe, obgleich er auf Irrlehrer nur von fern hindeutet (4, 14; 5, 6), ist die Vorstellung von Engelklassen verschiedener Abstammung (3, 15) und der Name Aeon[26]) nur so zu begreifen. Und nur aus starker Beeinflussung durch die bekämpfte Erscheinung selbst erklärt es sich, daß beide Briefe einen so eminenten Werth auf Erkenntniß (*ἐπίγνωσις*, *σύνεσις*, *σοφία*, *φρόνησις* u. s. w., Kol. 1, 6; 9 fg.; 2, 2 fg.; Ephes. 1, 8; 17 fg.; 3, 18 fg.; 4, 13) und auf das erst durch Christus enthüllte *μυστήριον* der göttlichen *οἰκονομία* (Kol. 1, 25—27; 4, 3; Ephes. 1, 9 fg.; 3, 2—5; 9 fg.; 6, 19) legen. Denn nur die Christus herabsetzende *φιλοσοφία* gilt als *κενὴ ἀπάτη* (Kol. 2, 8; 19); in Christus dagegen liegen alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß (Kol. 2, 3), und nicht zu ewiger Verborgenheit, sondern gerade zur Erleuchtung jedes Menschen (Kol. 1, 28; Ephes. 3, 18; 4, 13), während die häretische Gnosis nur bevorzugten Pneumatikern zugänglich sein sollte.[27]) Doch sind die späteren, ausgebildeten Systeme derselben hier ebensowenig bekämpft wie Montanismus[28]); und sollen die ebionitisch-essenischen und die gnostischen Elemente nicht gänzlich zusammenhangslos sein, was bei Interpolation des Kolosserbriefs (s. Nr. 9) allerdings denkbar wäre, so müssen die Irrlehrer auch deshalb in den Anfangszeiten des Gnosticismus, welche nach Hegesippus (bei *Euseb.* Hist. eccl. III, 32, 8) von Trajan an zu datiren sind, beim Uebergange des Ebionitismus bez. Essenismus in denselben gesucht werden[29]), wobei einige bestimmt an Kerinth[30]) denken.

9) Nach diesen Feststellungen kehrt die Frage nach der gegenseitigen Abhängigkeit beider Briefe (s. Nr. 2) wieder; doch müssen wegen der Schwierigkeit ihrer Darlegung[30a]) hier wenige Bemerkungen genügen. Unbedingt einleuchtend sind zahlreiche Beweise der z. B. von Hönig vertretenen Abhängigkeit des Epheserbriefs: 6, 21 *καί* vgl. Kol. 4, 7; Ephes. 6, 19 *ἄνοιξις τοῦ στόματος* Misverständniß von Kol. 4, 3 *θύρα τοῦ λόγου*; Ephes. 1, 16 fg. Dank und Wunsch aus Kol. 1, 3 und 9 vermengt und dabei *διὰ τοῦτο* und *καί* Ephes. 1, 15 unnatürlich; 2, 1; 4; 5; 13 in viermaligem Ansatze nach und nach alle Momente der unregelmäßigen Construction Kol. 1, 21 verwerthet; Ephes. 5, 2 der 4, 32 abgeänderte Begriff aus Kol. 3, 13b doch noch nachgeholt; *ἐν πλεονεξίᾳ*

---

20) Denn nicht mehr mit dem beseelenden Geiste wird Christus verglichen wie I Kor. 12, 12 fg. 21) S. den Art. Essäer, Sect. I, Thl. 38, S. 173—192; Lipsius in Schenkel's Bibel-Lexikon II (1869), 181—192; Schürer, Neutestamentl. Zeitgeschichte (1874) 599—619; Hilgenfeld, Ketzergeschichte des Urchristenthums (1884) 87—149. 22) Nach Josephus (Bell. jud. II, 8, 7) war den Essenern verboten, die Namen der Engel Fremden mitzutheilen. S. Sect. I, Thl. 38, S. 180. 23) Ritschl, Altkathol. Kirche, 2. Aufl. (1857), 220—248. 24) Lipsius in Schenkel's Bibel-Lexikon II, 497—499. S. überhaupt die Art. Gnosticismus, Sect. I, Thl. 71, S. 223—305, und Kanon II, 32, 323, sowie Hilgenfeld (Anm. 21). 25) S. Gnosticismus 259.

26) 2, 2 = *ἄρχων*. Bei Paulus heißt der Satan *θεὸς τοῦ αἰῶνος τούτου* II Kor. 4, 4, wo aber *αἰών* = *κόσμος*. 27) S. Gnosticismus 241. 28) Ueber diesen s. Kanon 324. 29) Gnosticismus 287. 30) Ebendas. 286 fg.; 257 fg.; 245; 271; Hilgenfeld (Anm. 21) 411—421. 30a) Noch complicirter wird das Verhältniß durch die vielfache Abhängigkeit von den paulinischen Briefen, worüber Holtzmann und Seufert (s. Anm. 34). Z. B. Kol. 1, 16—19 = Ephes. 1, 20—23 nach I Kor. 15, 20; 23—28; oder Ephes. 3, 12 fg. nach Röm. 5, 2 fg.; II Kor. 4, 15—17; 7, 4; das unmotivirte *νῦν χαίρω* Kol. 1, 24 aus II Kor. 7, 9; das seltsame *μέλη* Kol. 3, 5 aus Röm. 7, 23; Ueberbietung von I Kor. 15, 9 in Ephes. 3, 8.

Ephes. 4, 19 unpassend aus Kol. 3, 5 u. s. w. Als beseitigt kann Mayerhoff's umgekehrte Behauptung gelten. Nach Holtzmann hat nun aber ein und derselbe Mann auf Grund des echten Kernes des Kolosserbriefs[31]) den Epheserbrief verfaßt und dann daraus den Kolosserbrief interpolirt. In der That legen hier manche Stellen den Gedanken einer spätern Einarbeitung nahe: 2, 12 τῆς πίστεως; 1, 6 ἐν ἀληθείᾳ; 4, 3^{b} und 4; Theile von 2, 23; 1, 10; aber auch 3, 10 εἰς ἐπίγνωσιν; 3, 16 ἐν τῇ χάριτι, welche Holtzmann in dem Tenor der Interpolation für urwüchsig hält.[32]) Andere Stellen lassen sich speciell aus dem Epheserbriefe gut erklären: 3, 11, im Zusammenhange zwecklos, veranlaßt durch Ephes. 2, 15 wegen dessen Verwandtschaft mit Kol. 3, 10; τῇ διανοίᾳ Kol. 1, 21 aus Ephes. 2, 3; ἐκ τοῦ στόματος ὑμῶν Kol. 3, 8 aus Ephes. 4, 29. Und andererseits klingt vieles in dem ausgeschiedenen Urbriefe (Anm. 31) wirklich entschieden paulinisch. Trotzdem ist die Hypothese in ihrer Durchführung durchaus nicht sicher. Der Frage gegenüber, ob der Urbrief für einen paulinischen genug Inhalt besitze, hat Holtzmann bereits zugestehen müssen, daß er vielleicht zu viel ausgeschieden habe. Ein guter Zusammenhang läßt sich zwischen den echten Stücken in 1, 21 fg. und 1, 23, in 3, 3 und 3, 12 vermissen. Vor allem aber muß nach Holtzmann alles Paulinische dem echten Grundstocke angehören (s. dagegen Ephes. 2, 5; 8), alles Nichtpaulinische eo ipso vom Verfasser des Epheserbriefs stammen, obgleich 1, 15; 17; 18^{b}; 19; 23 fg.; 28; 2, 3; 9; 15; 17 fg.; 22 fg.; 3, 1 fg.; 4 dort kaum Parallelen, auch keine sachlichen, haben, und andererseits wirklich parallele Stellen wie Kol. 3, 18—4, 1 sich nicht als secundär erweisen lassen. Auch erwartet man dann in den Interpolationen noch mehr Lieblingsideen des Epheserbriefs, z. B. Ephes. 1, 4—11; 2, 11—15; 4, 5—14; 5, 23—32. An dem ursprünglichen Briefe aber darf kein Buchstabe angetastet worden sein, während noch Marcion vieles änderte[33]). Dazu kommt die Verschiedenheit des Lehrgehaltes (s. 7) und die oft unfreie schriftstellerische Abhängigkeit. Beide machen wenigstens die Scheidung zwischen dem Verfasser des Epheserbriefs und dem Ueberarbeiter des Kolosserbriefs räthlich, jedoch auf keinen Fall in Hönig's Weise, wonach keiner den andern kannte, also alles im Kolosserbriefe, was der Epheserbrief nachweislich kennt, z. B. fast die ganze unpaulinische Dogmatik, von Paulus stammt. Vielmehr handelt es sich bei Annahme einer dritten Hand darum, ob durch dieselbe der Kolosserbrief auf Grund des Epheserbriefs erweitert (so von Soden) oder der Epheserbrief auf Grund des erweiterten Kolosserbriefs verfaßt ist (so Pfleiderer), oder ob der Kolosserbrief etwa gar außer einer selbständigen Ueberarbeitung auch eine solche auf Grund des Epheserbriefs erfahren hat. Bleibt hier noch vieles räthselhaft, so läßt sich

10) Zeitlage, Zweck und Bedeutung der Briefe sicherer erkennen. Wenn echt, würden sie das bekannte Bild des Paulus nur um einige ziemlich fremdartige Züge bereichern; als nachapostolisch eröffnen sie einen Blick in selbständige Entwickelungsphasen des Christenthums. Denn da sie vor Marcion um 140 nicht nachweisbar sind, so kann der Epheserbrief, sofern er in mehrern Punkten weiter geht als der an die Kolosser, und seine Priorität vor diesem nicht gesichert ist (s. 9), 1—2 Decennien nach ihm (s. 8) fallen; seine enge Verwandtschaft mit dem ersten Petrusbriefe[34]) gibt über sein zeitliches Verhältniß zu diesem leider keine sichere Entscheidung. Auf die Apostel (Kol. 1, 24), ja zugleich auf die neutestamentlichen Propheten (Ephes. 2, 20; 3, 5) bereits mit Ehrfurcht zurückblickend, Christi Wiederkunft zur Aufrichtung seines Reiches kaum noch (Kol. 3, 4; Ephes. 4, 30) begehrend[35]), um die Rechtfertigung aus Glauben (nur noch Ephes. 2, 5—10, und ohne das Wort δικαιοῦν u. s. w.), um die Zulassung der Heiden (Ephes. 2, 11 λεγομένη περιτομή), ja um die Union der Heiden- und Judenchristen (Ephes. 2, 11—22; 3, 5 alle Apostel) gar nicht mehr kämpfend sichert die Kirche im Vollbewußtsein ihrer Bedeutung (Ephes. 3, 10) ihren Bestand in der Welt. Ihre unbedingte Erhabenheit und ihre weltumspannende Bestimmung (Kol. 1, 6; 23) prägt sie aus theils nach der Weise der Zeit in der göttlichen Erhabenheit ihres Stifters (s. 7), theils (nur Ephes. 1, 4—11; 3, 9—11) in dem lediglich auf ihre Verwirklichung abzielenden vorweltlichen Rathschlusse Gottes, ihre Einheit in der Bekämpfung der Irrlehrer (s. 8), in dem Ausbau der Idee des Leibes Christi (s. 7) und in den Anfängen der Hierarchie (nur Ephes. 4, 11); ihrer Reinheit dienen die Sittenvorschriften, welche in ihrer Begründung auf die christlichen Centralgedanken zu den schönsten Partien des Neuen Testaments gehören und, sammt der Autorisation der Gnosis im Christenthume (s. 8) und der Verherrlichung Christi als des Logos, in der Betonung der Liebe (Kol. 3, 14; Ephes. 3, 18 fg.; 4, 15 fg.) die directe Vorstufe der johanneischen Theologie[36]) bilden.

Neuere Literatur. Commentare zum Kolosserbrief von Bähr (1833), Böhmer (1835), Steiger (1835), Huther (1841), Ewald (Die Sendschreiben

31) 1, 1—3; 7 fg.; 13; 21; 22^{a}; 23; 25; 29; 2, 1; 4—6; 8; 12—14; 16; 20 fg.; 3, 3; 12 fg.; 17; 4, 2—8; 10—14; 18 nebst Theilen anderer Verse, aber excl. kleiner Einschiebsel. 32) Aber auch im Epheserbriefe (1, 22 ὑπὲρ πάντα; 3, 2 τῆς χάριτος; 4, 22 κατὰ τὴν προτέραν ἀναστροφήν; 5, 26 ἐν ῥήματι), dessen Ueberarbeitung noch niemand behauptet hat. Aehnlich steht es mit den Wiederholungen einzelner Satztheile (Doubletten), woran Holtzmann die Einschaltungen mit zu erkennen versucht. Auf Zerreißung eines ursprünglichen Zusammenhanges deuten sie mit einiger Sicherheit ohnehin nur dann, wenn die Wiederholung des Wortes das Wiedereinlenken in den verlassenen Text bezweckt, was nur 1, 23—25 und etwa noch 2, 10 durch ἐν αὐτῷ (vgl. 2, 9) oder 2, 11 durch ἐν ᾧ geschieht; aber sogar dieser Klasse lassen sich Stellen des Epheserbriefs an die Seite setzen: 3, 2. 7; 6, 11. 13; 2, 15 fg. (ἔχθραν); 1, 5. 9. 11; 4, 32 mit 5, 2. 33) Kanon 324.

34) Wol aus dem J. 112—113. S. Katholische Briefe 365 fg.; über die Abhängigkeit besonders Seufert, Zeitschr. für wissensch. Theol. 1881, 178—197; 332—380; 512. 35) Vgl. dem gegenüber Kanon 319, Anm. 88. 36) S. darüber Katholische Briefe 366—369.

des Paulus, 1857), Dalmer (1858), Lightfoot (3. Aufl. 1879), Klöpper (1882); zum Epheserbrief von Holzhausen (1833), Rückert, Meier, Matthies, Harleß (sämmtlich 1834); Stier (Die Gemeinde in Jesu Christo, 1848 fg., verkürzt 1859), Ewald (Sieben Sendschreiben, 1870); zu beiden Briefen von Baumgarten-Crusius (1847), Bleek (1865) und in den Gesammtwerken über das Neue Testament von Olshausen, de Wette, Meyer, Lange (zweifach: von Schenkel und von Braune), Bunsen, Hofmann, Reuß (La Bible). Den Kolosserbrief halten alle für echt, den Epheserbrief nur de Wette (schon in seiner Einleitung ins Neue Testament 1826) und Ewald für unecht. — Von Specialschriften zur Kritik und biblischen Theologie vertreten die Echtheit des Epheserbriefs Lünemann, De authentia etc. (1842); Rinck, Disputatio etc. (1848); Meynard, L'épitre aux Eph. (Genf 1880); die Echtheit beider Briefe Wiggers, Theolog. Studien und Kritiken 1841, 413—456 (auch 1838, 165—188); Anger, Laodicenerbrief (1843); Klöpper, De origine etc. (1852); Räbiger, Christologia Paulina (1852) 42—76; Weiß in Herzog's Real-Encykl. XIX (1865); Rich. Schmidt, Paulin. Christol. (1870) 179—214; Schenkel, Bibel-Lexikon (1869; 1871); Koster, De echtheid u. s. w. (Utrecht 1877). Die Unechtheit beider behaupten Schrader, Der Apostel Paulus V (1836), 175—186; Mayerhoff, Der Brief an die Col. (1838) und außer Baur und Schwegler (Tübinger theolog. Jahrbücher 1844, 378—395 = nachapost. Zeitalter II, 375—392) Köstlin, Lehrbegriff des . . Joh. (1843) 355—378; Planck, Tübinger Jahrbücher 1847, 461—468; Hilgenfeld, Zeitschr. für wissensch. Theologie 1870, 245—252 und 1873, 188—201; Hoekstra, Theol. Tijdschrift 1868, 599—652; Blom, Ebendas. 1882, 393—427; Thoma, Johannesevang. (1882) 149—170; dazu Seufert (s. Anm. 34). Einen paulinischen Kern des Kolosserbriefs nehmen an: Weiße, Beiträge zur Kritik der paulin. Briefe (1867) 59—65; Hitzig, Zur Kritik paulin. Briefe (1870) 22—33; Hönig, Zeitschr. für wissensch. Theologie 1872, 63—87; Holtzmann, Kritik der Epheser- und Kolosserbriefe (1872), theol. Literaturzeitung 1877, 612 und Zeitschr. für wissensch. Theologie 1883, 460—480; Pfleiderer, Paulinismus (1873) 366—390 und 431—461; von Soden, Jahrbücher für protest. Theologie 1885, 320—368; 497—542; 672—702, der nur 1, 15—20; 2, 10; 15; 18 med. (θέλων — ἐμβατεύων) für eingeschaltet hält.

(*Paul Wilh. Schmiedel.*)

KOLOWRAT, altes, heute noch blühendes Adelsgeschlecht in Böhmen, verwandt mit den Herren von Polna und von Zierotin. Die ältesten Nachrichten über die Kolowrate verlieren sich in der sagenhaften Periode der Geschichte Böhmens. Mit den Scharen Czech's sollen die Kolowrate nach Böhmen eingewandert sein, während ihre bereits adeligen Ahnen ein Stammschloß einige Meilen weit von Laibach bewohnt haben sollen. In der Nähe von Aurzinowes, wo noch jetzt das Dorf Kolowraty liegt, bauten sie eine Burg in ihrer neuen Heimat. Sicher erscheint wol, daß das Geschlecht ein im 9. oder 10. Jahrh. nach Böhmen gekommenes südslawisches ist, denn bereits im 11. Jahrh. finden wir einen Jaroslaus von Kolowrat als Statthalter des kourzimer Kreises, der in dem Kriege gegen Polen eine hervorragende Rolle spielt, während beiläufig um dieselbe Zeit ein Butko von Kolowrat, erst Dommherr in Prag, dann Propst von Altbunzlau, in letzterer Stadt zwei Kirchen erbaut und die eine derselben mit seinem Wappen versieht.

Das älteste Wappen der Kolowrat war ein Rad. Den Ursprung desselben erzählt die Sage folgendermaßen: Als ein geschlagener Kroatenfürst seine Rettung auf der Flucht suchte, geriethen die Pferde, scheu geworden, an einen Abgrund, als plötzlich ein Mann von ungeheurer Körperkraft herbeisprang und durch einen kühnen Griff in die Speichen das Gespann aufhielt. Der dankbare Fürst nannte ihn daher Kolowrat (von kolo Rad, wratiti wenden, also etwa „Radwender") und gab ihm das Rad in das Wappen. Das obenerwähnte Wappen Butko's trägt bereits zwei Räder und Pfauenfedern als Schmuck. Als Karl IV. unter Anführung des Albert von Kolowrat (gestorben in Prag 1381 oder nach andern 1391) ein Heer dem polnischen Könige zur Bekämpfung der aufständischen Litauer zu Hülfe schickte, bekam jener als Auszeichnung für seine außerordentliche Tapferkeit den polnischen, halbrothen halbweißen Adler im blauen Felde in das Wappen, der sich von da an in den Wappenschildern aller Linien des Hauses findet. Gegen Ende des 15. Jahrh. beginnt die Theilung in verschiedene Linien, die nach ihren Schlössern benannt werden und bis auf die Linie Kolowrat-Krakowsky alle bereits ausgestorben sind. Es sind dies: die Bezdruzicky, Koschatecky, Zebrowicky, Maschterovsky, Nowohradsky (ausgestorben 1802), Liebsteinsky (Fideicommißstiftung um 1700 durch Graf Franz Karl [1620—1700], ausgestorben 1861) und die Krakowsky, die wieder in die von Radienin, Brzeznitz und Teinitzl zerfallen. Der oben erwähnte Albert erhielt von Karl IV. die Baronie, damals die höchste Adelswürde in Böhmen, 1624 wurde Zdenko Leo von Kolowrat-Liebsteinsky in den Reichsgrafenstand erhoben und nicht lange darauf erfolgte die Verleihung derselben Würde an die übrigen Linien. Das Haus Kolowrat gab Böhmen und Oesterreich eine ganze Anzahl hervorragender Männer, die sich im Heere, in kirchlichen und Staatswürden nicht minder wie als Förderer der Künste und Wissenschaften auszeichneten. Aus diesen wollen wir die folgenden besonders hervorheben:

Philipp Graf Kolowrat-Krakowsky, Stifter der Linie von Radienin, geboren am 26. März 1688, gestorben am 28. März 1773. Als Karl Albert von Baiern 1741 Prag eingenommen hatte, waren unter den vierhundert Adeligen, die ihm am 19. Dec. in dem Veitsdome feierliche Huldigung als König von Böhmen leisteten, auch die Kolowrat. Philipp Kolowrat-Krakowsky wurde nun, einerseits wegen seiner bewiesenen eifrigen Sympathie für Karl Albert als auch andererseits des großen Vertrauens, dessen er sich bei den böhmischen Ständen erfreute, im Verein mit dem Grafen Franz

Buquoy und dem Ritter Dolansky mit der provisorischen Führung der Landesgeschäfte betraut, die er schon einmal, und zwar nach Karl's II. Tode, als einer der 17 Statthalter geleitet hatte. Nach Abzug des bairischen Heeres und nachdem Karl sich zur Kaiserwahl nach Frankfurt begeben hatte, finden wir ihn an der Spitze der siebengliederigen sogenannten Hofdeputation, in deren Händen die gesammte Landesverwaltung ruhte. In dieser Stellung schützte er die Interessen des Adels auf das eifrigste, besonders gegen die Erpressungen des französischen Intendanten Sechelle und in den Bauernbewegungen, welche durch die Vorspiegelungen der bairischen und französischen Feldherren hervorgerufen worden waren. Als die Franzosen im December 1742 Prag verlassen mußten, nahm Belleisle auf seinem tollkühnen Zuge nach Eger auch Kolowrat als Geisel mit, entließ ihn jedoch daselbst bald wieder. Nachdem Maria Theresia wieder von Böhmen Besitz ergriffen hatte, wurde, wie alle übrigen Cavaliere, die sich dem Feinde angeschlossen hatten, auch Kolowrat zur Rechenschaft gezogen und vorläufig aus Prag verwiesen. Kolowrat rechtfertigte sich, daß er sein Amt vollständig im Interesse des Landes geführt habe, und 1745 war er bereits wieder in Gnaden aufgenommen und begrüßte die Kaiserin bei ihrem Einzuge in Prag mit dem übrigen Adel. Als Präsident einer Commission wegen Vertreibung der Juden aus Böhmen zeigte er weise Mäßigung, wurde 1748 Oberster Burggraf von Böhmen, 1763 Präsident des Landesguberniums, welche Würden er 1771, da er sich ihnen wegen hohen Alters nicht mehr gewachsen zeigte, auf Wunsch Maria Theresia's niederlegte. (S. Arneth, Maria Theresia I. II. X'; Tupetz, Die bairische Herrschaft in Böhmen, Sybel's historische Zeitschrift 1879.)

Philipp Anton Graf Kolowrat-Krakowsky, geboren am 17. April 1756, gestorben 1819. Erst 26 Jahre alt wurde er bereits zum Kreishauptmann des Rakonitzer Kreises ernannt, als welcher er am 16. März 1782 die von Joseph II. verfügte Aufhebung des Prämonstratenser-Männer- und Frauenklosters zu Doxan zu vollziehen hatte. Seine geradezu übertriebene Energie, die er dabei entwickelte und in der er selbst die Gnadenbilder der Kirche ihres Gold- und Silberschmuckes beraubte, den er an die Wiener Hofkammer einschickte, gab der antijosephinischen Partei willkommene Gelegenheit, daraus Kapital zu schlagen. Daß er bei der Aufhebung schamlose Reden geführt, ja sogar zwei dem Kloster gehörige Globen entwendet habe und ähnliche Beschuldigungen seiner Gegner, die sie in einer Beschwerde an das Gubernium vorbrachten, stellten sich wol als Verleumdungen heraus. Dagegen gereichte dem Grafen eine übereilte, jedes tieferen Grundes entbehrende Untersuchung, die er auf ein Gerücht hin, es seien im Kloster Kinderknochen gefunden worden, veranstaltete, sehr zum Schaden. Hauptsächlich den Bemühungen des Referenten der Klosteraufhebungs-Commission Grafen Clary, eines persönlichen Gegners der Kolowrat, ist seine Abberufung und Ersetzung durch Biener von Bienenberg zuzuschreiben. Obgleich er sich vollständig zu rechtfertigen vermochte, erfolgte dennoch seine Absetzung als Kreishauptmann von Rakonitz, welches Urtheil rückgängig zu machen ihm trotz seiner einflußreichen Verbindungen nicht gelang. Am 17. Aug. 1782 erfolgte übrigens seine Wiederanstellung beim Appellationsgericht. Der Doxaner Proceß wirbelte eine ungeheuere Menge Staub auf und erzeugte eine große Broschürenflut für und wider. (Oesterreichische Biedermannschronik 1784, deren Angaben er selbst widerlegte; Steinsberg, Vollständiger Proceß und Vertheidigung des Grafen Phil. Kolowrat-Krakowsky (Amsterdam [Nürnberg] 1783); Gräffer, Josephinische Curiosa 1848, III, S. 20 und S. 41.)

Alois Joseph Graf von Kolowrat-Krakowsky, Freiher von Ujezd, geboren am 21. Jan. 1759, gestorben am 28. März 1833, Sohn des königl. böhm. Landrichters Prokop Grafen von Kolowrat. Er studirte am St.-Wenzels-Seminar in Prag, empfing 1775 die niedern Weihen und wurde sogleich Kanonikus in Olmütz, worauf er zur Vollendung seiner Studien sich nach Rom begab. Das Verbot Kaiser Joseph's (vom 12. Nov. 1781), daß kein Oesterreicher in Rom studiren dürfe, veranlaßte seine Rückkehr. Er war damals bereits Priester und Doctor der Theologie, erwarb aber 1783 auch in Prag den Doctorgrad. Er wurde schnell nacheinander Propst zu Kremsier, 1801 Bischof von Sarepta in partibus und Weihbischof in Olmütz, kaiserl. geheimer Rath, 1812 Bischof in Königgrätz. In den Bemühungen, die Wunden, die die langen Kriegsjahre geschlagen, zu heilen, floß sein Leben ruhig dahin, als er bereits im hohen Alter, als seine Sinne bereits geschwächt waren, auf den erzbischöflichen Sitz von Prag berufen wurde. Hier hatte er bei der 1831 ausgebrochenen Cholera Gelegenheit, sich durch die Organisirung des geistlichen Krankendienstes große Verdienste zu erwerben. Er starb 73 Jahre alt, nachdem er durch seine Gebrechlichkeit schon längere Zeit gezwungen war, die Geschäfte durch seinen Weihbischof Franz Pištek versehen zu lassen. (Frind, Geschichte der Bischöfe und Erzbischöfe von Prag, 1873.)

Franz Anton Graf Kolowrat-Liebsteinsky, geboren zu Prag am 31. Jan. 1778, gestorben zu Wien am 4. April 1861. Ursprünglich für die militärische Laufbahn bestimmt, widmete er sich aus Vorliebe den juristischen Studien, trat im J. 1799 in den Staatsdienst und wurde, erst 29 Jahre alt, bereits Stadthauptmann von Prag und ein Jahr darauf mit dem Hofrathstitel ausgezeichnet. Im Beginn des Napoleonischen Krieges 1809 wurde er zum Oberstburggrafen von Böhmen ernannt. In diesen beiden Stellungen, deren letztere er 16 Jahre lang bekleidete, war ihm unendlich viel Gutes zu wirken möglich. Das prager Armenhaus, das Taubstummen- und das Blindeninstitut verdanken ihm zum großen Theil ihr Entstehen. Das Böhmische Museum hatte an ihm einen eifrigen Förderer. Nicht weniger Verdienste erwarb er sich durch die Organisation der deutschen Landwehren 1808 und durch seine umsichtige Arbeit bei der Heeresverpflegung in den langdauernden Kriegsjahren. Dafür ward ihm 1813 das Goldene Vlies verliehen und 1825 wurde er zum Staats- und Conferenzminister er-

nannt. Hier sehen wir ihn bald einen fortdauernden Kampf mit dem allmächtigen Metternich aufnehmen, dessen Einfluß er einzuschränken suchte und dem gegenüber er die liberalere Richtung einschlug. So lange Kaiser Franz lebte, gelang es Kolowrat, Metternich immer mehr zurückzudrängen. Schon 1826 zum dirigirenden Staats- und Conferenzminister ernannt, wußte er bald die Finanzfragen aus der collegialen Behandlung des Staatsrathes auszuschalten und dazu eine besondere Commission zu bilden, deren Vorsitz er führte, und auf diesem Wege fortschreitend dem Staatsrathe nichts mehr als die Controle des Executivdienstes und der Personalfragen zu überlassen. Beim Regierungsantritt Kaiser Ferdinand's aber hatte die bis dahin fast unumschränkte Macht Kolowrat's ein Ende. Wohl scheint sogar eine formelle Aussöhnung der beiden Gegner stattgefunden zu haben, wohl wurde Kolowrat in allen Aemtern und Würden bestätigt, aber durch die Einführung der „Staatsconferenz" (Kolowrat, Metternich und die Erzherzoge Ludwig und Franz Karl) war sein Einfluß gebrochen, da er in derselben fast in allen Fragen vereinzelt stand. Die Einführung der Zuckerzölle endlich gab den Grund zu seiner Dimission. Nachdem er diese durchgesetzt, wurde die Verfügung während seiner Abwesenheit wieder zurückgezogen. Allerdings ließ er sich noch einmal zur Zurücknahme der Dimission bewegen, aber bald entstanden aus den vollkommen divergirenden Ansichten Metternich's und Kolowrat's neue Differenzen in Behandlung des Finanzressorts, deren Kolowrat endlich müde wurde. Am 3. Nov. 1840 nahm Kolowrat seine Entlassung als Finanzminister und verblieb bis zur Revolution nur noch im Staatsrathe. Als die Märztage kamen, wollte man in Kolowrat den richtigen Mann finden, der berufen sei, an die Spitze eines constitutionellen Ministeriums zu treten. Doch bald zeigte es sich, wie wenig er einem solchen Posten gewachsen war. Nach kaum 14 Tagen nahm er krankheitshalber am 4. April seine Entlassung und wurde in den definitiven Ruhestand versetzt.

Seine übrigen Tage verlebte er gänzlich als Privatmann. Mit ihm starb die Linie Liebsteinsky aus, das Majorat ging an die letzte noch blühende Linie Krakowsky über. Seine große 35,000 Bände starke Bibliothek testirte er dem Böhmischen Museum. — Kolowrat war als Staatsmann ohne große Bedeutung, aber wenn er auch nicht die finanziellen Gebrechen der Verwaltung zu heben im Stande war, er erkannte sie wenigstens mit richtigem Blick. Der öffentlichen Meinung galt er lange als Vertreter der liberalen Richtung, aber er war, trotzdem er für die Heranbildung eines kräftigen Mittelstandes, für die Verbesserung der Lage der Bauern und gegen die Niederlassung des Jesuitenordens eintrat, eine durchaus conservative Natur. Immer bereit zu helfen, war er ein eifriger Beförderer aller Humanitätsanstalten und ebenso ein eifriger Freund der Künste und Wissenschaften. Er war es, der dem Kaiser einen Entwurf vorlegte, gemäß dem den deutschen dramatischen Dichtern eine Belohnung zutheil werden sollte: „Der Dichter, der von der Bühne herab Tausende erheitert und erhebt, soll nicht trockenes Brot essen müssen." Durch seine Theilnahme, die er dem Böhmischen Museum, heute ein czechisch-nationales Institut, zuwandte, wird er jetzt als einer der ersten national denkenden Czechen von mancher Seite gepriesen. Schon Wurzbach (Biogr. Lex.) weist die Unrichtigkeit dieser Behauptung zurück. Kolowrat war zuviel Altösterreicher und hat sicher nichts mit den Tendenzen gemein, deren Mittelpunkt die Museumsgesellschaft heute ist. (Sybel, Zeitschr. 38. Bd. — Beer, Die Finanzen Oesterreichs 1877. — Hock und Biedermann, Der österreichische Staatsrath, 1879.) *(K. von Görner.)*

KOELREUTERIA, eine von Laxman zu Ehren des um die Erforschung des Geschlechts der Pflanzen sehr verdienten Kölreuter benannte Pflanzengattung der Sapindaceen mit folgenden Merkmalen: Blüten unregelmäßig, vielehig; Kelch fünftheilig, in der Knospenlage klappig; Blumenkronblätter durch Fehlschlagen 3—4, dem Blütenboden eingefügt und mit den Kelchgipfeln abwechselnd, länglich, innen am Grunde mit einer kleinen zweitheiligen Schuppe; Discus sehr fleischig, aufrecht, schief, gekerbt; Staubgefäße 5—8, der Scheibe innen eingefügt, abwärts geneigt, mit freien, wolligen Fäden. Fruchtknoten länglich, dreikantig, weichhaarig; der lange Griffel mit spitzer oder schwach-dreispaltiger Narbe; Samenknospen in den Fächern zu zweien, dem Centralwinkel über der Mitte eingefügt und übereinanderstehend; Kapsel aufgeblasen, dreilappig, fachspaltig-dreiklappig, aber am Grunde und an der Spitze fast einfächerig, Scheidewände samentragend; Samen kugelig, ohne Mantel, aber mit krustiger Schale, Embryo spiralig zusammengerollt.

Aus dieser Gattung kennt man nur eine Art, K. paniculata *Laxman* (K. paullinioides *L'Héritier*, Sapindus chinensis *Linné fil.*), einen in China einheimischen kleinen Baum mit wechselständigen, nebenblattlosen, unpaarig-gefiederten Blättern, wechselständigen oder gegenüberstehenden, eiförmigen, groß- und unregelmäßig-gezähnten Blättchen, großen, endständigen, vielblütigen Rispen, gelben Blüten und ziemlich großen Kapseln. *(Garcke.)*

KOLUREN nennt man in der Astronomie diejenigen zwei größten Kreise der Himmelskugel, von denen der eine (Kolur der Solstitien) durch die Pole des Aequators und die Sonnenwendepunkte, der andere (Kolur der Aequinoctien) durch die Pole des Aequators und die Aequinoctialpunkte gezogen gedacht wird. Beide gehören zu den sogenannten Declinationskreisen. Derjenige Bogen des Solstitialkolurs, welcher zwischen dem Aequator und der Ekliptik enthalten ist, ist gleich der Schiefe der Ekliptik. Der Name stammt aus dem Griechischen und wird schon bei Eudoxus gefunden. Er bedeutet soviel als „Verstümmelte", doch ist der Grund dieser Benennung nicht sicher erkannt, vielleicht rührt er daher, daß jeder dieser beiden Kreise theilweise unter dem Horizonte liegt. *(W. Valentiner.)*

KOLURI (oder Kuluri, d. h. Brezel, das alte Salamis) ist eine im Westen von Athen, im Golfe von Aegina (Saronischer Meerbusen) gelegene Insel,

welche den auf ihrer Nordseite gelegenen Golf von Leosina südlich fast verschließt. Dieser Golf hat von der Nordküste der Insel bis zu dem nördlich vorliegenden elenden Dorfe Leosina (Eleusis) eine Breite von 4,5 Kilom.; die Entfernung der Ostküste vom Piräeus ist 9,5 Kilom. und die schmalste Stelle der östlichen Einfahrt ist 1,9 Kilom. breit. Die Insel besteht aus einer nördlichen und einer südlichen Hälfte, welche fast voneinander getrennt sind und nur durch einen 7 Kilom. breiten Isthmus zusammenhängen. Sie hat eine Länge von 17,5 Kilom., einen Flächeninhalt von 1,67 geogr. □Meilen = 92 □Kilom.; der in der Mitte gelegene Mavro Vuni erhebt sich zu 380 Met. = 1170 pariser Fuß, sodaß am muschelreichen, heißen Strande von Leosina sich nahe davor die braune gewaltige Felsmasse aus dem tiefblauen Meeresspiegel zum tiefblauen Himmel wie drohend erhebt; kein von ihrer Höhe herabfließendes kühlendes Lüftchen mildert die fast unerträgliche Glut der Sonne, in welcher sich das weidende Kamel wohl befindet. Ergiebigen Boden hat die dürre Felsmasse nur an den Küstenstrichen. An der die Insel halbirenden Bucht liegt beim Isthmus die einzige Stadt, Koluri, mit 2800 Einwohnern; außerdem sind noch drei Dörfer und ein Kloster vorhanden. 11,5 Kilom. südlicher liegt die Insel Aegina. Aus der mythischen Zeit der Griechen ist die Insel bekannt als Besitz des Königs Telamon, des Ajax Vater; aus der historischen Zeit durch des Themistokles Seesieg über die Perser. H. Kiepert sagt: Ihren Namen und den damit zusammenhängenden echt semitischen, mit Menschenopfern verbundenen Cultus des *Ζεύς ἐπικοίνιος* (Ba'al-schalâm) verdankte sie phönikischen Colonisten (nicht umgekehrt, wie die attische Sage das Verhältniß auffaßt); dann, von Ioniern besetzt, gehorchte sie dem benachbarten Megära in den Jahrhunderten seiner bedeutenden Seemacht, bis sie durch Solon für Athen zurückerobert wurde, ohne aber unter die Zahl der attischen Demen aufgenommen zu werden; sie blieb im Besitze Athens mit Ausnahme der Periode der makedonischen Herrschaft (318—230), welche ihr eine nominelle Selbständigkeit gab. Salamis auf Kypros ist also die ältere, die Mutterstadt. (*G. A. von Klöden.*)

KOLYMA, Fluß im Gebiete des asiatisch-russischen Gouvernements Jakutsk, der unter dem 69° 40′ nördl. Br. und 179° 40′ östl. L. sich nach einem Laufe von 1650 Kilom. in eine Bucht des nördlichen Eismeeres ergießt. Die Kolyma entspringt unter dem 61° 30′ nördl. Br. auf dem Stanowoi-Gebirge, das sich längs der Küste des Ochotskischen Meeres hinzieht. Die vorherrschende Richtung ihres Laufes ist die nördliche. In ihrem obern Laufe fließt die Kolyma 900 Kilom. zwischen Bergen und hat ein sehr starkes Gefälle. In der Nähe von Srednje-Kolymsk verflacht sich das linke Ufer und verläuft unweit der Mündung des Flusses in die Tundren. Das rechte Ufer ist durchweg bergig. 22 Kilom. unterhalb Nischne-Kolymsk befinden sich die ziemlich hohen Berge Pantelewskaja, Surowa und Bjelaja Sopka. Der untere Lauf der Kolyma ist reich an Inseln. Die größte von ihnen hat eine Länge von 112 Kilom. und liegt zwischen den Mündungen der Nebenflüsse Omolon und Aniui. Auf ihr liegt die Stadt Nischne-Kolymsk. Die Kolyma ergießt sich in das Meer in drei Armen, die ein Delta von 112 Kilom. Breite bilden. Der östliche Arm dieses Deltas, die Kamennaja Kolyma, ist der bedeutendste und hat an seiner Mündung eine Breite von 26 Kilom. Der westliche, Pochodskaja Kolyma, ist $4^1/_2$ Kilom. breit. Der Fluß ist bei Nischne-Kolymsk ($68^1/_2$° nördl. Br.) 268 Tage, an seiner Mündung 286 Tage im Jahre mit Eis bedeckt. Der Eisgang erfolgt gewöhnlich am Ende Mai und verursacht nicht selten ungeheuere Ueberschwemmungen, besonders im untern Laufe, wozu nicht wenig die heftigen Seewinde beitragen, welche Eisberge aus dem Meere vor die Mündung des Flusses treiben und dieselbe verstopfen. Schon am Ende des Septembers bedeckt sich der Fluß mit Eis. Die Ueberschwemmungen treten oft so plötzlich ein, daß die Bewohner der umliegenden Gegend sich nur mit Mühe auf die Dächer ihrer Häuser retten können. Die Ufer des Flusses sind mit Lärchenwäldern bedeckt. Die äußerste Grenze der Waldvegetation befindet sich unweit der Mündung der Kolyma. Die Kolyma wird für den fischreichsten aller Flüsse gehalten, die im Osten von der Lena fließen. Die Hauptansiedelungen längs der Kolyma sind: Werchne-, Srednje- und Nischne-Kolymsk. Jakuten und Jukagiren bewohnen die Ufer unterhalb Srednje-Kolymsk. In die Kolyma ergießen sich gegen 35 Flüsse, unter denen die bedeutendsten die Sürjanka (links) und der Omolon und Aniui (rechts) sind. Die Kolymabucht zwischen den Vorgebirgen Krestowski und Baranow hat eine Breite von circa 146 Kilom. und erstreckt sich 90 Kilom. weit in das Festland hinein bis zum Delta der Kolyma. Der südliche Theil dieser Bucht enthält viele Inseln. Nach der Kolyma fanden zwei wissenschaftliche Expeditionen statt, die von Billing und Sarütschew 1785—1794 und die von Wrangel (1820—1825). (*A. von Wald.*)

KOLYWAN (oder Tschausk), Stadt im asiatisch-russischen Gouvernement Tomsk, unter dem 52° 13′ nördl. Br. und 35° 55′ östl. L., 225 Kilom. im Südwesten von Tomsk, an dem Flusse Tschauß. Bis zum J. 1822 befand sich an der Stelle der jetzigen Stadt das Fort Tschausk, das 1713 zum Schutz gegen die Einfälle der Kirgisen angelegt worden war. Im J. 1822 erhielt das Fort den Namen „Kolywan" und wurde zur Bezirksstadt des Gouvernements Tomsk erhoben, 1856 aber wieder zur Stadt degradirt. Kolywan hat 2 steinerne Kirchen, 2 Kronmagazine, 11 Kaufläden, 1 Gefängniß, 2 große Marktplätze und 4672 Einwohner, die sich außer dem Ackerbaue, der Vieh- und Bienenzucht hauptsächlich mit dem Fischfang auf dem Ob und den 80 kleinen zum Stadtgebiet gehörigen Seen beschäftigen. Die Fische bilden den Hauptgegenstand des Handels. Der vom 24. Nov. bis 9. Dec. (a. St.) stattfindende Jahrmarkt ist von keiner Bedeutung und hat nur einen jährlichen Umsatz von circa 10,000 Rubeln. — Der im tomskischen Gouvernement liegende Kolywan-See (absol. Höhe 1180 Fuß, Länge 4 Kilom., Umfang circa $8^1/_2$ Kilom.) zeichnet sich durch seine reizende Lage am

Fuße hoher Granitfelsen aus, die ganz bizarre Formen haben, wie z. B. Thürme, Ruinen, Terrassen, Pyramiden u. a. Das Wasser des äußerst fischreichen Sees ist sehr klar und durchsichtig. In der Nähe des Sees befinden sich Kupferminen.

Kolywanskische Berge. Unter diesem Namen werden die Granitausläufer des westlichen Altaigebirges in der Nähe des Kolywan-Sees verstanden. Der Name Kolywanskischer Altai begreift den ganzen westlichen metallhaltigen Theil des Altaischen Gebirgssystems. (*A. von Wald.*)

KOLZOW (Alexej Wassiljewitsch), einer der originellsten und volksthümlichsten Lyriker der russischen Literatur, wurde 1809 in Woronesh geboren. Obwol sein Vater ein wohlhabender Kaufmann war, erhielt er gemäß den Anschauungen und dem Bildungsgrade dieses Standes, für den er selbst bestimmt war, doch nur den nothdürftigsten Elementarunterricht. Seine Leselust führte ihn indeß weiter, zunächst zu den ihm erreichbaren russischen Volksbüchern, dann mit Hülfe des Buchhändlers seiner Vaterstadt zu den Werken Shukowskij's, Puschkin's u. a.; eine etwas regelrechtere Bildung wurde ihm ferner vermittelt durch den Umgang mit einem Zöglinge des Seminars in Woronesch, Serebrjanskij; im ganzen blieb seine Bildung unter diesen Umständen eine dürftige. Aber Kolzow war eine außerordentlich empfängliche, eindrucksfähige Natur von angeborener poetischer Kraft. Die Lektüre, die allgemeine Begeisterung der russischen Gesellschaft der zwanziger Jahre für Poesie, vor allem aber die eigenartige Natur der Steppe, in der er einen großen Theil seiner Jugend bei den Heerden seines Vaters verlebte, gaben seinem dichterischen Sinne reichliche Nahrung. In den Jugendgedichten dieser Periode zeigt sich denn auch trotz ihrer Formlosigkeit und Mangelhaftigkeit des Ausdrucks echte Poesie. Tiefere innere Entwickelung gab dem jungen Dichter eine unglückliche Liebe zu einer Dienerin des väterlichen Hauses; die mit der Neigung Kolzow's nicht einverstandene Familie entfernte während einer Abwesenheit desselben das Mädchen aus dem Hause; Kolzow erkrankte vor Gram, suchte dann nach seiner Genesung die Geliebte weit und breit und ließ sie suchen, um zuletzt zu erfahren, daß sie in einer donschen Kosaken-Stanitza gestorben sei. Von dieser Zeit an datiren seine innigen Liebes- und Klagelieder. Bald sollte er auch mit der gleichzeitigen russischen Literatur und ihren Vertretern in ein näheres Verhältniß treten. Die Vermittelung dazu gab die Bekanntschaft mit dem Sohne eines Gutsbesitzers der Gegend von Woronesh, Stankowitsch, der sich für Kolzow's Talent interessirte und 1835 dessen erste Gedichtsammlung (18 Stück) herausgeben ließ. Derselbe hatte auch schon 1831 bei einem Aufenthalte Kolzow's in Moskau diesen in literarischen Kreisen bekannt gemacht. Fruchtbar wurde diese Verbindung jedoch erst, als er 1836 bei einem Aufenthalte in Petersburg und Moskau mit Puschkin, Shukowskij, Wjasemskij u. a. in nähere Beziehungen trat. Die dort eingesogene Begeisterung und Anregung, die nähere Bekanntschaft mit den Idealen der Zeit wirkten auch noch nach der Rückkehr in die Heimat nach und ließen ihn den Druck der Umgebung, der er geistig entwachsen war, und die Last der ihm widerwärtigen Geschäfte im Hause seiner Familie weniger empfinden. Es konnte indeß nicht ausbleiben, daß er in dem Streben, seine höhere Lebensanschauung für sich und andere geltend zu machen, mit seiner gänzlich ungebildeten und sogar rohen Umgebung in den schroffsten Widerspruch gerieth. Im J. 1840 war er noch einmal in Petersburg, wo er namentlich mit dem großen Kritiker Belinskij verkehrte; nach seiner Rückkehr nahmen die Schwierigkeiten seiner Lage noch zu, und als er zuletzt noch die Hoffnung aufgeben mußte, sich mit einer geliebten Frau zu verbinden, war sein Lebensmuth völlig gebrochen. Schon länger von Krankheit heimgesucht, starb er im October 1842 in Woronesh, wo ihm später ein Denkmal errichtet wurde. — Kolzow nimmt in der russischen Poesie dadurch eine eigenartige Stellung ein, daß er der ausgeprägteste Vertreter des eigentlichen, sangbaren Liedes in volksthümlicher Form ist, des lyrischen Gedichtes, das sich in seiner Empfindungsweise, in sprachlicher und metrischer Form wie von selbst mit der Musik verbindet. Von Ausgaben der Werke Kolzow's sei genannt: Стихотворенія Кольцова (Moskau 1863, mit einer Abhandlung Belinskij's über den Dichter). — Ausführliche Biographie: Де Пуле, А. В. Кольцовъ (St.-Petersburg 1878). (*R.*)

KOMBABOS. In seiner Schrift über die syrische Göttin von Hierapolis-Bambyke erzählt Lucian (die Zweifel an der Echtheit der Schrift scheinen mir unberechtigt), das jetzige Heiligthum der Stadt rühre von Stratonike, der Gemahlin des Seleukos I. und Antiochos I., her. Im Traume befahl ihr die Göttin, den Tempel zu bauen, und ihr Gemahl entsandte sie mit Geldmitteln und Heeresmacht und gab ihr als Begleiter den Jüngling Kombabos mit. Dieser erkannte, daß man ihn nach der Rückkehr verklagen würde, er habe sich an des Königs Frau vergangen; um sich zu sichern, entmannte er sich und übergab dem Könige die abgeschnittene Scham in einem versiegelten Gefäße. Wie er erwartet hatte, geschah es; Stratonike entbrannte in Liebe zu ihm, und als sie nach drei Jahren an den Hof zurückkehrten, wurde Kombabos auf den Tod verklagt. Da enthüllte er seine That und der König überhäufte ihn mit allen Ehren. Kombabos ging nach Hierapolis zurück, vollendete den Tempel und wohnte daselbst, die Göttin aber, um ihn zu trösten, trieb auch viele andere an, seine That nachzuahmen; oder wie andere erzählen, seine Freunde thaten es aus eigenem Antriebe. Seitdem entmannen sich jedes Jahr zahlreiche Verehrer im Tempel der Göttin. Daselbst steht auch eine eherne Statue des Kombabos von Hermokles von Rhodos mit weiblichen Zügen, aber in männlicher Gestalt. Die Verschnittenen dagegen tragen weibliche Kleidung, und auch diese Sitte soll auf Kombabos zurückgehen, da er, als eine zum Fest gekommene fremde Dame sich in ihn verliebte und sich, weil er sie nicht befriedigen konnte, aus Verzweiflung den Tod gab, seine Kleidung wechselte, um weiteres Unheil zu verhüten. So erzählt Lucian. Diese Sage ist sehr interessant, weil sie zeigt, wie spät noch die Mythen sich umgestaltet haben. Offenbar ist Kombabos — der Name wird sonst

nicht genannt — eine einheimische Sagengestalt, die mit dem kleinasiatischen, vielleicht auch aus Syrien stammenden Attis, mit Adonis u. a. auf einer Linie steht, der Liebling der Göttin, der zu ihrem größten Leid seine Mannheit verliert. Daß die Syrer sich im Dienste der großen Naturgöttin entmannten, ist allbekannt; als Grund wird hier, wie immer in solchen Fällen, ein einmaliger mythischer Vorgang erzählt, in dessen Nachahmung die Sitte entstanden ist und zur Erinnerungsfeier fort und fort begangen wird. Der Mythus hat hier aber ein völlig märchenhaftes Gewand erhalten — ähnliche Märchen sind ja bis auf den heutigen Tag weit verbreitet, vgl. z. B. die moderne Erzählung bei Landberg, „Proverbes et Dictons du peuple Arabe" I, 157 — und an die Stelle der Göttin ist die hellenistische Königin getreten. Denkbar, aber zur Erklärung durchaus nicht nöthig ist es, daß der Tempel in der That auf Seleukos I. und Stratonike zurückgeht; aber irgendwelcher Zufall konnte zur Einführung der Stratonike die Veranlassung geben. Im übrigen lebte gerade Stratonike durch die romantische Geschichte von der Liebe ihres Stiefsohns Antiochos zu ihr, dem der Vater schließlich die Gemahlin abtritt, im Gedächtnisse des Volks; auch Lucian erzählt sie bei dieser Gelegenheit. (*Eduard Meyer.*)

KOMBURG, früher Komberg genannt, königliches Schloß im würtembergischen Jagstkreise, Gemeinde Steinbach, mit 1223 Einwohnern (1880), Oberamt Hall. Das Schloß liegt 1/2 Stunde von Hall entfernt auf einem Hügel oberhalb Steinbach und war bis 1802 ein aus einer Benedictinerabtei hervorgegangenes weltliches Chorherren- oder Ritterstift. Es ist nunmehr Sitz des königlichen Ehren-Invalidencorps, das in einem Theile der Stiftsgebäude untergebracht ist, und des Landwehrbezirks-Commandos. In einem andern Gebäude ist die mit dem Forstamte verbundene Holzsamen-Ausklenganstalt. Rechts gegenüber liegt das frühere Franciscaner-Nonnenkloster St.-Aegidien, jetzt Klein-Komburg genannt, das als Landesgefängniß dient. (Vgl. den Art. Comburg.) (*Wilh. Höchstetter.*)

KOMETEN (Haar- oder Schweifsterne) nennt man mit einem schon im Alterthume gebräuchlichen Namen eine in vieler Beziehung noch wenig erforschte Klasse von Himmelskörpern, die sich von den Planeten und Fixsternen einerseits durch ihre meist sehr große räumliche Ausdehnung, durch die Unbestimmtheit ihrer Umrisse und äußerst geringe Dichtigkeit, andererseits durch die Gestalt ihrer Bahnen und ihre Bewegung im Weltraume unterscheiden. Ihr Aussehen ist sehr verschieden. Die dem bloßen Auge sichtbaren Kometen besitzen in der Regel einen hellen, meist nicht scharf begrenzten Kern, der von einer nebelartigen Hülle, der Coma, umgeben ist und sich bis zu einer gewissen Entfernung um den Kern herum ausbreitet. Dieselbe geht in der Regel an der der Sonne abgewandten Seite in eine schweifartige Verlängerung über, die sich oft über einen großen Theil des Himmels hin verfolgen läßt und den Kometen die auffallende Erscheinung verleiht, durch die sie von jeher die Aufmerksamkeit des Volkes in besonderm Maße auf sich gelenkt haben. Im Gegensatze hierzu ähneln die teleskopischen Kometen, runde, nebelartige, im Innern etwas verdichtete Gebilde, sehr den zahlreichen am Himmel sichtbaren Nebelflecken, von denen sie oft nur durch die Bewegung zu unterscheiden sind; dieselben besitzen ebenfalls zuweilen, wenn auch verhältnißmäßig selten, einen kurzen Schweif. Daß die Materie, aus der die Kometen bestehen, eine äußerst feine sein muß, geht daraus hervor, daß selbst schwache Sterne, wenn sie von denselben bedeckt werden, kaum eine merkbare Lichtverminderung erleiden. Dies gilt namentlich von den Schweifen, welche oft große Theile des Himmels bedecken.

Das merkwürdige Aussehen der Kometen, welche bald mit einer Flammensäule, bald mit einem flammenden Schwerte verglichen wurden, verbunden mit ihrem seltenen, unerwarteten Erscheinen und ihrer scheinbar unregelmäßigen Bewegung, gab schon in den frühesten Zeiten Anlaß zu einem weitverbreiteten Aberglauben, der sich bis in die neueste Zeit erhalten hat und auch in der Gegenwart noch nicht ganz geschwunden ist, sofern er gewisse Einflüsse, wie große Hitze, besonders gutes Gedeihen des Weinstocks betrifft, die man den Kometen zuschreibt. In der früheren Zeit trachtete man förmlich danach, unglückliche Ereignisse aller Art, Krieg, Hungersnoth, Seuchen, Feuersbrünste, verheerende Naturereignisse und dergleichen mit den Kometen in Zusammenhang zu bringen. Die Schriften aus jener Zeit, welche Nachrichten von Kometen enthalten, sind voll von solchen Dingen und den Darlegungen dessen, was das Erscheinen dieser Himmelskörper den Menschen zu bedeuten habe.

Die Ansichten über den Ursprung und das Wesen der Kometen waren infolge dessen begreiflicherweise in früherer Zeit sehr phantastisch. Die Chinesen und vermuthlich auch die Chaldäer haben schon lange vor dem Beginn unserer Zeitrechnung Beobachtungen von Kometen angestellt, jenen verdanken wir die ältesten glaubwürdigen Nachrichten über diese Himmelskörper, während die Griechen und Römer uns nur hier und da rohe Angaben hinterlassen haben. Letztere schrieben den Kometen im allgemeinen einen atmosphärischen Ursprung zu, eine Ansicht, welche auch Aristoteles theilte, der in seiner „Meteorologie" einiges über einen großen 371 v. Chr. erschienenen Kometen überliefert hat. Richtiger war die Ansicht Seneca's, der die Kometen für Körper hielt, die aus den fernen Regionen des Aethers zur Erde in geregelten Bahnen herniedersteigen, von denen er hoffte, daß man nach Jahrhunderten des Forschens ihre wahre Natur werde erkennen lernen. Der erste, der genauere Beobachtungen an den Kometen anstellte, war der berühmte Regiomontanus, der die Stellung des 1472 erschienenen Kometen in Nürnberg dadurch bestimmte, daß er seine Abstände von benachbarten Fixsternen maß. Später haben Apianus, Fabricius, Moestlin und endlich Tycho Brahe die Kometen eifrig beobachtet, und nach der Erfindung des Fernrohres begann man bald, dasselbe auch auf die Kometen anzuwenden. Man erkannte, daß die Zahl dieser Himmelskörper eine ungeheure sein müsse, schon Kepler schätzte ihre Zahl auf viele Millionen, und als

man gar anfing, mit den Fernröhren nach denselben zu suchen, verging selten ein Jahr, das nicht einen oder mehrere Kometen aufzuweisen hatte.

Die irrige Ansicht, daß die Kometen der Erdatmosphäre angehörten, welche im ganzen Alterthume und im Mittelalter die fast allein herrschende war, wurde durch die Versuche Tycho Brahe's, die Parallaxe dieser Körper zu bestimmen, widerlegt. Er kam zu dem Schlusse, daß die Kometen weiter von der Erde entfernt sein müßten als der Mond, und hiermit war ihr kosmischer Ursprung erwiesen. Diese Erkenntniß bahnte der weitern Erforschung der Natur der Kometenbahnen den Weg. Schon Hevel hegte den Gedanken, daß dieselben parabolisch oder wenigstens nach der Sonne hin gekrümmt seien, und 1680 stellte, als wiederum ein großer Komet erschien, der Pfarrer Dörfel zu Plauen im Voigtlande die Behauptung auf, seine Bahn sei eine Parabel, in deren Brennpunkte die Sonne stehe. Bald darauf bewies Newton in seinen Principien, daß nach dem Gravitationsgesetze die Bahnen aller Himmelskörper Kegelschnitte sein müßten; bei den Kometen könne man annehmen, daß diese Bahnen sich bis auf ein Unmerkliches der Parabel näherten. Newton gab auch Methoden zur Berechnung der Kometenbahnen, die später von Euler, Laplace u. a. und namentlich von Olbers in Bremen verbessert wurden. Nach denselben hat Pingré in seiner großen „Kometographie" die Bahnen aller derjenigen Kometen berechnet, über welche ausreichend genaue Angaben in den Ueberlieferungen der Chinesen oder den Chroniken zu finden waren. Die Olbers'sche Methode, welche noch jetzt allgemein und fast ausschließlich in Anwendung ist, findet sich in der Abhandlung „Ueber die leichteste und bequemste Methode, die Bahn eines Kometen zu berechnen".

Von hierab datirt die Erkenntniß, daß manche Kometen unserm Sonnensysteme angehören und deshalb in regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehren. Der englische Astronom Halley berechnete nach der Methode Newton's die Bahnen vieler früher erschienenen Kometen und fand bei den Kometen von 1531, 1607 und 1682 eine so große Aehnlichkeit der Bahnelemente, daß er die Wiederkehr eines Kometen für 1759 vorhersagte, nachdem er durch Berechnung einer elliptischen Bahn gefunden hatte, daß die kleinen Unregelmäßigkeiten in der Umlaufszeit durch die Störungen des Planeten Jupiter sich erklären ließen. In der That kehrte der Halley'sche Komet nahe zu der erwarteten Zeit zur Sonne zurück, nachdem vorher der französische Mathematiker Clairaut unter Beihülfe der Madame Lepaute die Zeit seiner Wiederkehr auf etwa einen Monat genau vorher berechnet hatte. Er wurde bereits im December 1758 von dem Bauer Palitzsch in Prohlis bei Dresden aufgefunden. Im J. 1835 kehrte der Komet wiederum zu seiner Sonnennähe zurück, bei welcher Gelegenheit Bessel merkwürdige Beobachtungen über seine physische Beschaffenheit anstellte, welche die Grundlage aller spätern Theorien, die die Natur der Kometen betreffen, bilden. In neuerer Zeit haben Hind und Laugier in den Kometen 12 v. Chr., 66, 141, 218, 295, 373, 451, 530, 608, 684, 760, 837, 989, 1066, 1145, 1301, 1378 und 1456 n. Chr. Erscheinungen des Halley'schen Kometen nachgewiesen.

Außer dem Halley'schen Kometen sind einige andere beobachtet worden, für welche man ebenfalls Umlaufszeiten von einigen 70 Jahren abgeleitet hat. Eine solche berechnete Encke für den 1812 von Pons in Marseille entdeckten Kometen; derselbe ist im Herbste 1883 wiederum in seiner Sonnennähe von Brooks in Amerika aufgefunden worden. Die Kometen von Olbers (1815), de Vico (1846), Brorsen (1847), Westphal (1852) haben Umlaufszeiten bezüglich von 74, 74, 75 und 61 Jahren und sind daher erst in einer Erscheinung beobachtet worden. Eine weitere Gruppe bilden die von Tempel (1866), Coggia (1867) und Galle (1880) entdeckten Kometen, für welche man Umlaufszeiten resp. von 33, 34 und 37 Jahren berechnet hat.

Viel zahlreicher ist die Gruppe periodischer Kometen mit kürzeren Umlaufszeiten, über welche die folgende Zusammenstellung einen Ueberblick gibt:

Name	Zeit der Sonnennähe	Umlaufszeit in Jahren	Entdecker
Tuttle . .	1871 Nov. 30	13,8	Méchain (1790)
—	1846 Juni 1	12,8	C. H. F. Peters
—	1881 Sept. 13	8,8	Denning
Faye . .	1881 Jan. 22	7,6	Faye (1843)
d'Arrest .	1877 April 10	6,7	d'Arrest (1851)
Biela . .	1852 Sept. 23	6,6	Biela (1826)
Wolf *) .	1884 Nov. 17	6,5 (?)	Wolf
—	1873 Dec. 3	6,2	Coggia
Tempel I	1879 Mai 7	6,0	Tempel (1867)
Barnard*)	1884 Aug. 17	5—6 (?)	Barnard
—	1783 Nov. 19	5,9	Pigott
Winnecke	1875 März 11	5,7	Winnecke (1858)
Lexell . .	1770 Aug. 13	5,6	Messier (1770)
—	1844 Sept. 2	5,5	de Vico
Brorsen .	1879 März 30	5,5	Brorsen (1846)
Tempel II	1880 Nov. 8	5,4	Tempel (1869)
—	1743 Jan. 8	5,4	Grischow
Tempel III	1878 Sept. 7	5,2	Tempel (1873)
—	1766 April 26	5,0	Helfenzrieder
—	1819 Nov. 20	4,8	Blanpain
Encke . .	1881 Nov. 15	3,3	Méchain (1786)

Von diesen Kometen sind die meisten mehrmals unabhängig entdeckt und ihre Identität ist erst später erkannt worden.

1) Der Encke'sche Komet wurde 1818 von dem bekannten Pons in Marseille entdeckt. Als bald darauf Encke eine Umlaufszeit von nur wenig über 3 Jahren berechnete, welcher Fall als erster dieser Art großes Auf-

*) Umlaufszeit noch unsicher.

sehen erregte, gelang es bald, einige frühere Erscheinungen dieses Kometen zu constatiren, sodaß er sich bis 1786 zurückverfolgen ließ. Seitdem ist er regelmäßig bei jeder Wiederkehr beobachtet worden, und aus dem Umstande, daß seine Umlaufszeit sich bei jedem Umlaufe um einige Stunden verkürzte, schlossen Olbers und Encke auf die Existenz eines widerstehenden Mittels im Weltraume, durch dessen Widerstand die eigene Bewegung des Kometen verringert, die Anziehung der Sonne dagegen vermehrt wird, sodaß der Komet gezwungen ist, sich der Sonne zu nähern. Dagegen fanden später von Asten und Backlund in Pulkowa, daß die Verminderung der Umlaufszeit keine regelmäßige sei, sodaß man über die Ursache derselben noch nicht völlig im Klaren ist. Der Encke'sche Komet hat durch seine Annäherung an den Planeten Mercur die Gelegenheit geboten, die Masse desselben zu bestimmen; er ist in der Regel nur teleskopisch und nur in den günstigsten Fällen eben mit bloßem Auge zu erkennen.

2) Der Biela'sche Komet wurde am 27. Febr. 1826 von dem österreichischen Hauptmann von Biela in Josephstadt und wenige Tage später auch von Gambart in Marseille entdeckt, weshalb derselbe zuweilen auch als der Gambart'sche Komet bezeichnet wird. Man hatte schon früher die Identität zweier Kometen, die 1772 und 1805 erschienen, vermuthet, und diese Ansicht bestätigte sich durch die neue Entdeckung. Der Biela'sche Komet, ebenfalls teleskopisch, ist dadurch merkwürdig, daß seine Bahn die Erdbahn fast schneidet, sodaß bei gleichzeitigem Eintreffen beider Körper an dem betreffenden Punkte ein Zusammenstoß stattfinden könnte, wenn man bei der geringen Dichtigkeit der Kometen von einem solchen überhaupt sprechen kann. Die Furcht vor einem solchen Ereignisse war in früherer Zeit sehr groß und lebte neu auf, als 1832 nach Olbers' Berechnung der Biela'sche Komet die Erdbahn streifen sollte, trotzdem die Erde damals noch weit von dem Schnittpunkte der Bahnen entfernt war. Als der Komet im J. 1845 zur Sonne zurückkehrte, beobachtete man zum ersten mal, wenigstens in historischer Zeit, die Spaltung in zwei gesonderte Kometen, die bei allmählich zunehmender Entfernung nebeneinander herliefen. Im J. 1852 fand Secchi zunächst nur den einen der beiden Theile, der andere wurde einige Wochen später in einem Abstande von $^1/_2$ Grad aufgefunden, welcher einer Entfernung von $2^1/_2$ Millionen Kilom. entsprach. Nach dieser Erscheinung ist der Komet nicht wieder gesehen worden, sodaß angenommen werden muß, daß er sich ganz aufgelöst habe. Dagegen fand im November 1872, als die Erde die Bahn des Kometen passirte, ein sehr glänzender Sternschnuppenfall statt, über welchen das weiter unten Folgende zu vergleichen ist.

3) Der Lexell'sche Komet ist, wiewol er infolge der jetzigen Gestalt seiner Bahn auf immer den Augen der Erdbewohner entzogen ist, einer der merkwürdigsten infolge der außergewöhnlichen Störungen, welche er von den Planeten erlitten hat. Messier entdeckte diesen Kometen 1770 und Lexell berechnete für ihn eine Ellipse von 5—6 Jahren Umlaufszeit, bewies aber gleichzeitig, daß dieser Komet einerseits 1767 sich dem Jupiter so stark genähert habe, daß seine vorher ganz anders gestaltete Bahn in die neue umgestaltet worden sei; ferner daß er in dieser neuen Bahn dem Jupiter wieder so nahe komme, daß er infolge einer zweiten Veränderung seiner Bahn der Erde nicht wieder zu Gesicht kommen werde. In der That zeigten genauere Berechnungen, daß er mitten durch das System der Jupitersmonde hindurchgegangen sein mußte.

Die übrigen Kometen des obigen Verzeichnisses bieten nichts Bemerkenswerthes, mehrere derselben sind nur einmal zur Zeit ihrer Entdeckung beobachtet und seitdem nicht wieder aufgefunden worden.

Die große Mehrzahl der Kometen bewegt sich im Gegensatze zu den soeben angeführten in Bahnen, welche sich so gut wie gar nicht von der Parabel unterscheiden; da aber die Parabel infolge der unaufhörlich stattfindenden Störungen nur ein Durchgangsstadium bilden kann und man noch keine hyperbolische Bahn mit Sicherheit hat nachweisen können, so ist man berechtigt, anzunehmen, daß jedenfalls der größte Theil aller beobachteten Kometen in sehr langgestreckten Ellipsen von vielen Jahrtausenden Umlaufszeit um die Sonne wandelt. Es ist daher auch nicht möglich, die Frage, ob die Kometen aus dem Weltraume kommend nur zeitweilig in die Attractionssphäre der Sonne hineingerathen, oder ob sie sämmtlich dauernd dem Sonnensysteme angehören, zu entscheiden. Während die periodischen Kometen mit kurzer Umlaufszeit sämmtlich sich in derselben Richtung bewegen wie die Planeten, findet man unter den übrigen alle denkbaren Bewegungsrichtungen vertreten, auch scheint es nicht, als ob aus einer Gegend des Raumes mehr Kometen kämen als aus irgendeiner andern. Auch in Beziehung auf ihre Annäherung an die Sonne zeigen sie große Verschiedenheiten. Der große Komet von 1680, dessen Schweif sich über den ganzen Himmel erstreckte, näherte sich der Sonnenoberfläche bis auf 230,000 Kilom. und hier betrug seine Geschwindigkeit etwa 400 Kilom. in der Secunde, während sie in der Sonnenferne nur etwa 3 Met. beträgt. Dagegen befand sich der von Sarabat 1729 entdeckte Komet selbst in seiner Sonnennähe noch in einer Entfernung von 80 Mill. Meilen von der Sonne.

Noch sind einige besonders auffallende Kometen zu erwähnen. Der Komet von 1744, an welchem zuerst der Akademiker Heinsius in Petersburg mit einem guten Fernrohre merkwürdige Veränderungen wahrnahm, zeigte während einiger Tage sechs fächerförmige, nebeneinanderliegende breite Schweife. Der große Komet von 1842, der im März plötzlich aus den Sonnenstrahlen hervortrat, nachdem er Ende Februar verschiedentlich am hellen Tage neben der Sonne gesehen worden war, entwickelte einen schmalen Schweif von ungeheurer Länge, dieselbe betrug zu Zeiten 250 Mill. Kilom. Aehnlich zeichneten sich die großen Kometen von 1811 und 1858 (der Donati'sche) durch außerordentlich glänzende Schweife aus. Der große Komet endlich, der im September 1882 erschien, und sich der Sonne ebenfalls sehr bedeutend näherte, konnte am Tage seines Perihels mit Leichtigkeit gesehen werden, als

er sich mit großer Geschwindigkeit dem Sonnenrande näherte. Trotzdem die Rechnung ergab, daß er vor der Sonne vorübergehen mußte, verschwand er in dem Moment, in dem er den Rand der Sonne berührte, vollständig und erschien erst wieder, als er im andern Zweige seiner Bahn sich wieder von der Sonne zu entfernen begann. Bald darauf fand man, daß sein langgestreckter Kern sich in mehrere Theile spaltete und in seiner Nähe entdeckte Schmidt in Athen mehrere schwache Nebel, die dem großen Kometen folgten und von denen man vermuthen kann, daß sie bei einer in der Zeit des Perihels stattgehabten Katastrophe vom Hauptkörper losgerissen wurden.

Was die physische Beschaffenheit der Kometen anbetrifft, so läßt sich mit Sicherheit bisjetzt nicht viel über dieselbe sagen. Die Thatsache, daß das von den Kometen ausgesandte Licht polarisirt ist, beweist, daß es zum großen Theil wenigstens reflectirtes Sonnenlicht ist. Andererseits haben spectroskopische Untersuchungen gezeigt, daß das continuirliche Spectrum, wie es bei reflectirtem Lichte erscheinen müßte, meist sehr schwach ist, und daß das Spectrum der meisten Kometen dem gewisser Kohlenstoffverbindungen ähnelt; in allerneuester Zeit ist in zwei Fällen (bei den Kometen des J. 1882) die Existenz glühender Natriumdämpfe mit Sicherheit nachgewiesen worden. Mit der Annahme einer rein gasförmigen Natur der Kometen lassen sich aber einzelne Thatsachen nicht vereinen, z. B. die, daß niemals eine Ablenkung der Lichtstrahlen selbst durch die dichteren Theile eines Kometen erfolgt ist, ferner der Umstand, daß ein inniger Zusammenhang zwischen Meteorschwärmen und Kometen nachgewiesen ist. Man muß daher wol annehmen, daß die Kometen infolge der gänzlich verschiedenen Druck- und Temperaturverhältnisse im Weltraume sich in einem Zustande befinden, zu welchem auf der Erde kein Analogon existirt.

Ueber die Art der Schweifbildung sind im Laufe der Zeit mancherlei Hypothesen aufgestellt worden, so namentlich von Kepler und Newton, welche das Entstehen der Schweife der Einwirkung der Sonnenstrahlen zuschrieben. Im 19. Jahrh. haben Olbers bei dem Kometen von 1811 und Bessel beim Halley'schen Kometen 1835 Wahrnehmungen gemacht, welche zur Begründung der Repulsionstheorie geführt haben. Olbers beobachtete, daß der Kern des Kometen von 1811 frei im Innern einer parabolischen Hülle zu schweben schien, und schloß daraus, daß sowol die Sonne als auch der Kern auf die Schweifmaterie eine Abstoßung ausübten, infolge deren sich die Materie da ansammle, wo diese Kräfte sich das Gleichgewicht hielten. Am Halley'schen Kometen beobachtete Bessel eine fächerförmige Ausströmung, die nach der Sonne hin gerichtet war und in einiger Entfernung vom Kerne in den Schweif umbog, ferner bemerkte er ein pendelförmiges Hin- und Herschwingen derselben, wahrscheinlich in der Ebene der Kometenbahn. Aehnliche Erscheinungen sind später häufig, namentlich am Donati'schen Kometen 1858, gesehen worden, von dessen Kern sich nach und nach mehrere langsam aufsteigende concentrische Hüllen ablösten. Olbers und Bessel wiesen schon auf die Analogie mit elektrischen Kräften hin, später hat Zöllner in Leipzig in dem Buche „Ueber die Natur der Kometen" diese Theorie weiter entwickelt, und Bredichin in Moskau hat auf Bessel's Untersuchungen eine vollständige Theorie der Kometenschweife gegründet, die mit den Thatsachen gute Uebereinstimmung zeigt. Jedenfalls ist es erwiesen, daß der Schweif, der namentlich in der Sonnennähe oft mit ganz enormer Geschwindigkeit den Bewegungen des Kernes folgt, ähnlich wie die aus einem Schornsteine aufsteigende Rauchsäule sich immer wieder durch die Ausstrahlung des Kernes ergänzt und deshalb in jedem Moment aus andern Partikeln besteht, sodaß im Laufe der Zeit eine Verminderung der Materie des Kernes angenommen werden muß. Daß übrigens elektrische Kräfte wahrscheinlich in großartigem Maßstabe wirksam sind, dafür sprechen auch die spectroskopischen Erscheinungen, welche denen in gewissen Geißler'schen Röhren beobachteten ähneln.

Endlich ist noch der schon 1837 von Morstadt vermuthete, später von Schiaparelli in Mailand nachgewiesene Zusammenhang zwischen gewissen periodischen Sternschnuppenschwärmen und den Bahnen einiger bekannter Kometen zu erwähnen. Schiaparelli fand, daß die Bahn des Augustschwarms, der sogenannten Perseiden, mit der des dritten Kometen von 1862 vollständig zusammenfiel, Aehnliches ergab sich für den großen November-Sternschnuppenfall 1866, dessen Bahn Leverrier berechnete; deren Aehnlichkeit mit der Bahn des Tempel'schen Kometen 1866 wies Peters in Altona nach. Der merkwürdigste Fall dieser Art ist aber der folgende. Der Biela'sche Komet, welcher 1852 zum letzten mal gesehen ward, sollte am 6. Oct. 1872 durch sein Perihel gehen, konnte aber nicht gefunden werden. Dagegen trat am 27. Nov., als die Erde durch den absteigenden Knoten der Kometenbahn ging, ein Sternschnuppenfall von außerordentlicher Pracht ein, der in ganz Europa und Amerika gesehen wurde. Da der Radiationspunkt des Schwarmes in der Gegend lag, welche in der Richtung der Bahn des Biela'schen Kometen lag, so kam Klinkerfues in Göttingen auf den Gedanken, die Erde könne den Kometen passirt haben, und telegraphirte an Pogson in Madras, er möge den Kometen an der dem Radiationspunkte entgegengesetzten Stelle des Himmels aufsuchen. In der That wurde dort sofort ein Komet gesehen, derselbe konnte aber seiner Lichtschwäche und schlechten Wetters wegen nur kurze Zeit beobachtet werden. Nach der Berechnung fiel zwar die Bahn dieses Kometen mit der des Biela'schen zusammen, indessen stimmte die Zeit der Sonnennähe nicht überein, sodaß es zweifelhaft ist, ob der Komet der Biela'sche war. Jedenfalls war aber erwiesen, daß der Sternschnuppenschwarm, welcher am 27. Nov. die Erde streifte, in der Ferne als Komet erschien. In neuerer Zeit hat man noch oft Gelegenheit gehabt, die Uebereinstimmung der Bahnen weniger auffallender Meteorschwärme mit Kometenbahnen nachzuweisen.

(E. von Rebeur-Paschwitz.)

KOMMOTAU (Comotovium, Chomutow), königliche Stadt in Böhmen am Fuße des Erzgebirges in einer fruchtbaren, landschaftlich schönen Gegend gelegen, bildet den Knotenpunkt eines verzweigten Eisenbahnnetzes (Prag-Karlsbader-, Außig-Teplitzer-, Dux-Bodenbacher-, Weipert-Annaberger-Linie). Es ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichtes, eines Hauptzollamtes und hat ein reichentwickeltes Schulwesen: Gymnasium (1592 gegründet), Lehrerbildungsanstalt, technische Lehrwerkstätte, Doppelbürgerschule, Fortbildungsschule für Handels- und Gewerbslehrlinge, 2 Kindergärten u. s. w. Das Rathhaus befindet sich in der ehemaligen Residenz der Deutschen Ritter. Das ehemalige Jesuitencollegium ist in eine Kaserne umgewandelt. Im J. 1880 wurden 9975 Einwohner gezählt, wovon sich 427 zur czechischen Umgangssprache bekannten. Seit alters wird in Kommotau großer Getreide- und Obsthandel betrieben. Der Obst- und Gemüsebau im Weichbilde der Stadt ist nicht unbedeutend. In den kommotauer Gärten werden feine Obstsorten, darunter die genießbare Kastanie gezogen. In den letzten 20 Jahren entwickelten sich einzelne bedeutende Industriezweige, so ein Eisenwerk (der gegenwärtig stockende Betrieb soll wieder aufgenommen werden), Papierfabrikation, Alaungewinnung, Dampfmüllerei; eine Zuckerfabrik ist im Entstehen. Die Gemeinde gehört zu den reicheren Communen des Landes und besitzt 2376 Joch Grundareal.

Kommotau verdankt seine städtische Entwickelung dem Orden der Deutschen Ritter, in dessen Besitz es im J. 1252 als Marktflecken gelangte. Als hervorragende Residenz des Ordens erhielt es von diesem im 14. Jahrh. städtische Gerechtsame, so auch das Wappen, 2 Thürme mit Fenstern und Knöpfen, zwischen welchen ein offenes Thor und über diesem eine Kugel mit einem Kreuze sich befindet. Mittels Urkunde von 1407 verlieh König Wenzel Kommotau die Privilegien der Bannmeile und des Braurechtes. Im J. 1416 kam die Stadt durch Verpfändung in königlichen, kurze Zeit darauf aber in meißnischen Pfandbesitz. Ein schreckliches Schicksal ereilte die gut deutsch und katholisch gesinnte Stadt in den Hussitenkriegen. Nach tapferer Gegenwehr wurde sie am Palmsonntage (16. März) 1462 erstürmt und auf das grausamste verwüstet. Nur wenige entgingen dem greulichen Blutbade, das die durch den Widerstand gereizten Hussiten unter den Einwohnern anrichteten. Nur langsam erholte sich die Stadt. Ihre Besitzer wechseln rasch. Im J. 1424 wird ein Herr Nikolaus von Lobkowitz, 1441 der bekannte Jakob von Wresowitz, 1456 Johann Czalta von Steinberg und 1488 des letztern Schwiegersohn Benesch von der Weitmühl als Herr von Kommotau genannt. Die Familie der Weitmühl bleibt bis zum J. 1560 im Besitze der Stadt, in welchem Johann von Weitmühl die Herrschaft an den Erzherzog Ferdinand (zweiten Sohn Ferdinand's III.) verkaufte, welcher zwei Jahre in Kommotau residirte. Im J. 1571 ging die Stadt durch Kauf in den Besitz des Herrn Bohuslaw Felix Hassenstein von Lobkowitz über, welcher mit großem Erfolge an der Protestantisirung der Stadt arbeitete. Diesem folgte 1583 Bohuslaw Joachim, der 1588 Kommotau im Tauschwege an seinen Oheim Georg Popel von Lobkowitz abtrat. Dieser, ein eifriger Katholik, suchte mit Hülfe der Jesuiten den Katholicismus in der Stadt wieder einzuführen; es kam deswegen zu einem Aufstande der Bürger, der aber niedergeschlagen wurde (1591). Als nicht lange darauf Popel von Lobkowitz angeblich wegen Hochverraths in Ungnade fiel und seine Güter confiscirt wurden (1594), bemühte sich die Stadt beim Kaiser um Zustandekommen eines Freikaufes, der denn auch im J. 1605 gelang. Kommotau zahlte an den Fiscus 113,715 fl. 46 kr. Rheinisch, wurde dagegen zur freien königlichen Stadt mit dem Besitze des Gutes Schönlinde erhoben. Im Dreißigjährigen Kriege litt Kommotau nicht wenig; besonders hausten die Schweden in den Jahren 1645 und 1647 in arger Weise. Auch in den Schlesischen Kriegen blieb es nicht verschont; im Siebenjährigen Kriege erlitt es allein nicht weniger als 22 feindliche Einfälle.

Eine Viertelstunde nordöstlich von der Stadt befindet sich der sogenannte Alaunsee, welcher seit 1818 allmählich infolge des Eingehens der alten Alaunbergwerke (St.-Christoph seit 1558 im Betriebe) entstanden ist. Ein Abzugskanal aus demselben führt in die Biela.

Als bemerkenswerthe aus Kommotau gebürtige Gelehrte verdienen genannt zu werden: der mit Luther befreundete Matthäus Goldhahn (Aurogallus), starb 1543 als Professor der Hochschule zu Wittenberg; Johann Jakob Weingarten (starb 1693), vorzüglicher Rechtsgelehrter; Franz Pubitschka, Jesuit (starb 1807), böhmischer Landes-Historiograph, und Franz Joseph Ritter von Gerstner (starb 1832), Director der technischen Lehranstalt in Prag, bekannter Mathematiker und Mechaniker.

Auf dem Rathhause wird eine höchst umfangreiche, fleißig gearbeitete, bis zum J. 1770 reichende Geschichte der Stadt von Joh. Joseph Urtika im Manuscript aufbewahrt. Eine gute Monographie über die Stadt veröffentlichte P. J. Kral (dermalen Abt von Osseg) in den Gymnasialprogrammen von 1861—63. (*L. Schlesinger.*)

KOMNENEN ist der Name einer berühmten byzantinischen Kaiserfamilie, welche von 1081 bis 1185 das Reich der Oströmer, und nachher von 1204 bis 1461 das von dem großen Reiche zur Zeit und infolge des vierten Kreuzzuges abgesplitterte kleinere Reich von Trapezunt beherrscht hat. Für den historischen Zusammenhang müssen wir auf die Artikel der Encyklopädie über das „Oströmische Reich" und über „Trapezunt" verweisen. Hier ist hauptsächlich Folgendes zu sagen. Die Familie der Komnenen gehörte zu den großen griechischen Geschlechtern adeliger Grundherren, welche, in ritterlicher Haltung, Tapferkeit und politischen Neigungen der Ritterschaft des germanisch-romanischen Abendlandes nicht unähnlich, im Laufe des 9. und noch mehr des 10. Jahrh. im byzantinischen Reiche, namentlich in Griechenland und im griechischen Kleinasien, hervortreten. Der große Grundbesitz der Komnenen lag in dem nordwestlichen Paphlagonien, westlich vom untern Laufe des Halys, und zwar in dem Bezirke von Kastamona (jetzt Kastamuni), südwestlich von Sinope. Wir skizziren nun im Folgenden

immer nur die der vielen im Laufe der byzantinischen Geschichte erwähnten Komnenen, welche wirklich eine historische Bedeutung erlangt haben.

„In die Reichsgeschichte tritt" (um diese Wendung zu brauchen) dieses Adelsgeschlecht zuerst ein mit Manuel Erotikos Komnenos, der als tüchtiger Offizier sich die besondere Gunst des strengen und kriegsgewaltigen Kaisers Basilios II. (976—1025 n. Chr.) erworben hatte, und bei seinem Ableben zwei unmündige Söhne, Isaak und Johannes hinterließ, deren Vormundschaft der kaiserliche Freund übernahm. Vortrefflich erzogen, wurden beide höchst ausgezeichnete Persönlichkeiten. Isaak Komnenos, durch Basilios II. persönlich zu einem tüchtigen Stabsoffizier geschult, heirathete nach dem Untergange des bulgarischen Reichs (1019) die Prinzessin Katharina, des letzten Bulgarenkönigs Wladislaus Tochter, die ihm zugleich eine sehr bedeutende Mitgift mitbrachte. Allmählich immer höher gestiegen, wurde Isaak etwa 1055 durch die Kaiserin Theodora, die die große Aristokratie ihres Reichs mit tiefem Mistrauen ansah, von dem Commando über die kleinasiatische gegen die Türken aufgestellte Armee entfernt. Aber schon zwei Jahre später war alles verändert. Der Kaiserin Nachfolger, Michael VI. Stratiotikos, war nicht im Stande, die Erhebung der kleinasiatischen Aristokratie gegen seine Herrschaft und das System der Eunuchen-Regierung, wie es unter den Basiliden zur Uebermacht gelangt war, aufzuhalten. Isaak Komnenos, den der Adel als Gegenkaiser am 8. Juni 1057 in Paphlagonien aufstellte, überwand schnell den Widerstand der Regierungstruppen, nöthigte den alten Michael VI. zur Abdankung, und wurde am 2. Sept. 1057 in der Sophienkirche in Konstantinopel als neuer Kaiser gekrönt.

Noch aber wurden die Komnenen nicht sofort auf dem oströmischen Throne heimisch. Isaak I., ein sehr bedeutender Mann, und sehr wohl geeignet, als tüchtiger Reformer in dem vielfach heruntergekommenen Reiche aufzutreten, erkrankte schon im Herbste 1059 anscheinend lebensgefährlich. Nur auf das Wohl des Reiches bedacht, wandte er die Nachfolge nicht seinem sehr tüchtigen Bruder Johannes, sondern seinem Freunde und Minister Konstantin Dukas zu, den er für noch geeigneter zum Kaiser erachtete. Auch als er damals wieder gesund wurde, ergriff er die Zügel der Regierung nicht wieder, sondern trat als Mönch in ein Kloster, wo er zwei Jahre später sein Leben beschloß.

Die Geschichte des byzantinischen Reiches zeigt uns nun, daß Isaak I. sich doch in der Wahl seines Nachfolgers stark vergriffen hatte. Der Regierungsantritt des Konstantin Dukas wurde die Einleitung einer Reihe für das Reich sehr schlimmer Jahre, später sogar furchtbarer innerer und äußerer Zerrüttung, aus welcher die Byzantiner erst durch Isaak's Neffen Alexios gerettet wurden. Isaak's Bruder Johannes Komnenos hatte von Anna Dalassena, der Tochter eines der edelsten byzantinischen Geschlechter, fünf Söhne und drei Töchter, die durch ihre Heirathen nachher das Haus der Komnenen mit mehrern der damals mächtigsten Adelsfamilien in verwandtschaftliche Beziehungen gebracht haben. Unter den Nachfolgern des alten Isaak war das Haus der Komnenen andauernd sehr angesehen und einflußreich, und entging auch der schweren Gefahr, in welche die Freundschaft der Komnenen mit Kaiser Romanos IV. Diogenes (1068—1071) bei dessen Sturze durch das Haus Dukas im J. 1071 die Familie zu stürzen drohte. Nachdem damals der Groll des „Cäsars Dukas" der Witwe des Johannes, Anna, und ihren Söhnen eine vorübergehende Verbannung nach einer Insel der Propontis zugezogen hatte, ging der Glücksstern der Komnenen wieder auf. Manuel freilich, der älteste Sohn Johann's und der Anna, starb schon 1071. Aber in demselben Jahre heirathete Isaak die iberische Prinzessin Irene, eine Cousine der schönen iberischen Maria, der Gattin des Kaisers Michael VII. Bei diesem Dukas gewannen jetzt die Komnenen, deren Schwester Eudokia zugleich die Gattin des mächtigen Nikephoros Melissenos wurde, hohe Gunst, und namentlich die Brüder Isaak und Alexios dienten ihm als Heerführer.

Weitaus der bedeutendste Mann des Hauses war damals der 1048 geborene Alexios. Geistig und körperlich reich begabt, tüchtig erzogen, und im hohen Grade dazu angethan, als Verwalter, als Diplomat und als Feldherr zu glänzen, hat er zuerst im J. 1074 in Michael's VII. Diensten den gefährlichen Aufstand des normannischen Söldnerführers Oursel Bailleul im östlichen Kleinasien gedämpft. Als vier Jahre später Michael VII. fast ohne Kampf vor dem Usurpator Nikephoros III. Botaniates zu Ende März 1078 die Waffen streckte, huldigten auch die Komnenen dem neuen Kaiser. Alexios leistete demselben sehr wichtige Dienste, indem er noch 1078 zwei gefährliche Rivalen des Botaniates, die sehr gewandten Generale Nikephoros Bryennios in Thrakien und Basilakes bei Thessalonich gänzlich überwand. Als aber nachher sein Schwager Melissenos in Asien mit Hülfe der Türken sich als Prätendent erhob, da lehnte er (1080) das Commando ab. Dadurch aber wurde er dem Kaiser und dessen Agenten um so mehr verdächtig, als er diesen bei seinem großen Ansehen in der Armee und durch seine ausgedehnten Familienverbindungen mit dem hohen Reichsadel ohnehin schon gefährlich erschien. Alexios hatte sich 1077 mit Irene Dukäna, der Tochter des Andronikos Dukas (Vetter Michael's VII.) verheirathet, deren Schwester die Gattin des kühnen Generals Georg Paläologos wurde. Allmählich kam es zur Katastrophe. Nikephoros III. hatte sich im J. 1078 mit Michael's VII. bisheriger Gattin Maria vermählt, die in diese Ehe nur einwilligte, um für ihren und Michael's Sohn Konstantin die Krone zu retten. Als aber (1080) der alte Botaniates sich dahin entschied, die Thronfolge seinem Neffen Synadenos zuzuwenden, da verband die Kaiserin Maria in ihrem Zorne ihre Interessen eng mit denen der Komnenen und adoptirte (zu Anfang des J. 1081) den Alexios.

Nun entbrannte in Konstantinopel ein wilder Krieg der Hofintriguen. Endlich mußte Alexios fürchten, daß auf Rath seiner Minister Nikephoros III. ihn würde verhaften und blenden lassen. Da entwich er aus der Residenz nach dem Lager bei Tzurulon in Thrakien, wo

damals ein Heer zur Abwehr des in Asien gegen den Bosporus vordringenden Melissenos gesammelt wurde. Hier sammelten sich alle seine Freunde aus dem hohen Adel, namentlich auch Georg Paläologos. Nun ging es gegen Konstantinopel. Schon stand Botaniates im Begriff, sich mit Melissenos zu vertragen, um dann über Alexios herzufallen. Da erkaufte Paläologos einen Söldnerhauptmann der Besatzung der Residenz, und nun konnte in der Nacht zum 1. April das Heer des Alexios in die Reichshauptstadt eindringen, die damals einer schrecklichen Plünderung verfiel. Botaniates wagte keinen Kampf mehr, sondern floh in die Sophienkirche, dankte ab und wurde Mönch.

Am 2. April 1081 wurde der Sieger als Alexios I. zum Kaiser gekrönt und griff nun mit Kraft und Gewandtheit die schwere Aufgabe an, das Reich aus der entsetzlichen Lage zu retten, in welche dasselbe damals durch lange Jahre schlechter Regierung, wiederholter innerer Erschütterungen und äußerer Bedrängnisse gerathen war. Augenblicklich nämlich gehörte Kleinasien, wo nun zwar Melissenos sich mit Alexios sofort vertrug, zu neun Zehnteln den Seldschuken, und der europäische und insulare Theil des Reiches war durch die furchtbare Invasion der apulischen Normannen Robert Guiscard's bedroht. Durch das Elend der letzten Jahrzehnte war das Volk materiell erschöpft, der Zusammenhang zwischen den Provinzen und der Centralgewalt stark gelockert, die Zucht in der Armee stark erschüttert, das Reich mit ehrgeizigen Familien früherer Kaiser und Prätendenten in bedenklicher Menge erfüllt, die Lage des Alexios dadurch nicht eben bequemer, daß er selbst an der Spitze einer empörten Armee die Krone erkämpft hatte.

Alle diese entsetzlichen Schwierigkeiten hat Alexios als ein großer Mann wirklich überwunden und das Reich der Oströmer noch einmal für ein volles Jahrhundert in seiner Existenz gerettet, es noch einmal als eine Macht ersten Ranges für jene Zeit hergestellt. Dank aber hat seine Riesenarbeit nur bei wenigen gefunden, und noch heute ist es üblich, sein Charakterbild möglichst dunkel zu färben, ohne daß erwogen wird, daß viele der fatalen Züge griechischer List, Perfidie und Verschlagenheit theils dem Volkscharakter, theils der furchtbaren Nothlage seiner Zeit zur Last fallen. Ein politischer Reformator freilich ist Alexios nicht gewesen; auch vermochte er nicht, dem sinkenden Reiche gleichsam neue Lebenskraft einzuhauchen. Aber er besaß die zähe Ausdauer der Byzantiner im höchsten Grade; seine Standhaftigkeit im Unglück ist staunenswerth; nicht minder der imposante historische Sinn und das starke Staatsgefühl, mit welchem er niemals die Absicht fallen ließ, das Reich in seinen alten Grenzen zwischen der Adria und dem Euphrat wiederherzustellen. Lange Zeit nur auf Konstantinopel, auf einige Festungen und auf ein Mosaik von geworbenen Kriegsleuten aus den verschiedensten Völkern des Reiches und des Auslandes angewiesen, hat Alexios allerdings anderthalb Jahrzehnte lang nur mit geradezu verzweifelten Mitteln sich vor dem Untergange in das Chaos retten können. Die raffinirtesten Mittel der griechischen Diplomatie, die feinste Kunst der Menschenbehandlung, die rücksichtsloseste Verwendung des Geldes, um die Offiziere seiner Gegner zu kaufen und den letztern allerorten hinterrücks Feinde zu erwecken; rücksichtsloser Gebrauch von Versprechungen und Zusagen, die nachher zu halten er durchaus nicht entschlossen war, — das alles gehörte zu dem Arsenal dieser Kriegskunst. Der enorme Geldbedarf nöthigte zur härtesten Besteuerung; selbst das heillose Hülfsmittel, die Reichsmünze unterwerthig auszuprägen und Steuern nur in gutem altem Gelde einzuziehen, ist nicht verschmäht worden.

Alexios hat zunächst auf alle Weise die großen Familien belohnt, die ihn bei seiner Erhebung unterstützt hatten. Dann aber strebte er, sich mehr und mehr den Rücksichten auf die übermächtige Aristokratie zu entziehen, und suchte, persönlich selbst eifrig der orthodoxen Kirche zugethan, seinen Rückhalt hauptsächlich im Klerus und in der Armee, der er, ebenso unter starker Verwendung der List, ein vortrefflicher Führer gewesen ist.

Die ungeheure normannische Gefahr nöthigte ihn, gleich nach seiner Thronbesteigung mit den Seldschuken den Frieden zu schließen, der ihnen fast alle ihre bisherigen Eroberungen ließ. Und als nun Robert Guiscard mit seinen Normannen Ende Mai 1081 den Krieg in Epirus eröffnete und Dyrrhachion angriff, da mußte die starke Hülfe der venetianischen Flotte durch die Preisgebung Dalmatiens an Venedig und (1082) durch einen Handelsvertrag erkauft werden, der später den Oströmern furchtbar theuer zu stehen gekommen ist. Der lange schwankende Krieg mit den Normannen endigte zuletzt doch zum Vortheil des Alexios; die Gefahr schwand ganz, als Robert Guiscard am 17. Juli 1085 auf der Insel Kephallenia starb. Gleich nachher aber verband sich mit einem Aufstande der verfolgten Sekte der Paulicianer bei Philippopolis der Ausbruch (1086) eines neuen Existenzkampfes mit dem wilden transdanubischen Steppenvolke der Petschenegen. Die ganze Osthälfte der eigentlichen Balkanhalbinsel schwebte mehrere Jahre lang in tödlicher Gefahr, bis endlich Alexios mit Hülfe der Kumanen in der Mordschlacht bei Lebunion an der Mündung der Maritza (29. April 1091) das wilde Volk nahezu vertilgen konnte.

Den Türken nunmehr Kleinasien zu entreißen, hoffte Alexios mit Hülfe des Abendlandes. Als aber die Heere der Kreuzfahrer des ersten Kreuzzuges, — der zum Theil wenigstens auch durch die an Papst Urban II. gerichteten Hülferufe des Kaisers Alexios (1095) seinen letzten Anstoß erhalten hatte, — in Gestalt einer wahren Völkerwanderung nach Konstantinopel sich wälzten, da war die Kunst des Kaisers lange darauf gerichtet, einerseits diese Massen von einem Angriffe auf sein Reich abzulenken, andererseits aber ihre Waffenthaten für sich nutzbar zu machen. Er hat es dann freilich darin versehen, daß er durch seine überschlaue Art die Kreuzfahrer mit den Griechen innerlich verfeindet, und weiter sich nicht mit Gewinnung von Kleinasien begnügt, sondern seine Pläne auf die Gewinnung auch von Syrien gerichtet hat. Thatsächlich gewann Alexios durch die Kreuzfahrer seit 1097

Nikäa und die Zurückwerfung der Türken im innern Kleinasien bis nach dem östlichen Phrygien. Nachher entbrannte zwischen ihm und Guiscard's Sohne **Boëmund** von Tarent die Rivalität um den Besitz von Antiochien, und aus diesem Conflict entspann sich ein neuer Normannenkrieg, der 1107 und 1108 wieder bei Dyrrhachion sich abspielte und im September 1108 mit entschiedener Demüthigung des Fürsten von Tarent zu Ende ging. Nur daß Alexios dadurch doch nicht in den Besitz von Antiochien gekommen ist.

Seit 1110 war der türkische Krieg in Asien wieder im Gange, der 1116 mit einem für Alexios günstigen Frieden abschloß. Es war gelungen, außer den Küstenlandschaften die bessere Westhälfte der schönen Halbinsel wieder für das oströmische Reich zu behaupten.

Daneben gingen bei Alexios, wie bei seinen Nachfolgern, die Bemühungen her, den Handel und Verkehr zu fördern und zu heben; besonders aber auch die Pflege und Anregung der Literatur. Neben den theologischen Interessen, die in dem Palaste einen starken Anhalt fanden, ist unter dieser Dynastie ein neuer Aufschwung der altclassischen Studien und der schriftstellerischen Thätigkeit, namentlich auch der historiographischen, zu bemerken. Außer dem Minister Zonaras, der später sich nach dem Athos zurückzog, wo er auch seine bis 1118 n. Chr. herabgeführte Weltchronik schrieb, ist für den Hof des Alexios von ganz besonderer Bedeutung gewesen seine schöne, kluge und geistvolle Tochter **Anna**, die auch ihres Vaters Biographie geschrieben hat. Im J. 1083 geboren, zuerst mit des Kaisers Michael VII. jungem Sohne Konstantin verlobt, und nach dessen Tode mit dem schönen und glänzenden, ebenfalls als Historiker thätigen Nikephoros Bryennios vermählt, war sie bei hoher wissenschaftlicher Bildung und Vertrautheit mit Plato und Aristoteles eine Zierde des Hofes, — leider aber auch intrigant und, wie so viele der fürstlichen Damen des byzantinischen Hofes, von wilder Herrschsucht und grausamer Härte durchaus nicht frei. Sie ging namentlich Hand in Hand mit ihrer Mutter Irene, als diese in den letzten Tagen des sterbenden Alexios sich eifrig bemühte, ihren ältesten Sohn, den wackern **Johannes**, der schon seit 26 Jahren zur Erbfolge bestimmt gewesen war, von der Herrschaft zu verdrängen. Dieser Johannes (c. 1088 geboren und 1104 mit des magyarischen Königs Ladislaus des Heiligen Tochter Piriska-Irene verheirathet) war bei kleiner, unscheinbarer Gestalt und dunkler Gesichtsfarbe der Mutter weniger sympathisch als Anna's glänzender Gemahl; für die in Byzanz so seltene, offene, bis zur Derbheit gerade und freimüthige Art des Kronprinzen hatte die Mutter noch weniger Sympathie. Als aber die Intrigue an der Abneigung des Alexios und an der raschen und sichern Entschlossenheit des Johannes gescheitert, und letzterer nach des Vaters Ableben (15. Aug. 1118) Kaiser geworden war, da ging Irene in ein Kloster. Anna dagegen bildete eine Verschwörung gegen ihren Bruder, bei der sie, hätte ihr Gemahl es zugelassen, die äußersten Mittel nicht gescheut haben würde. Nur der seltenen Milde des durch seinen Minister Axuchos noch mehr zur Nachsicht gestimmten jungen Kaisers verdankte es Anna, daß sie nach Entdeckung des Complots völlig ohne Strafe blieb. Als nachmals 1137 ihr Gatte starb, zog auch sie sich in ein Kloster zurück, nur noch den Wissenschaften lebend. Sie hat im Anschlusse an ihres Gatten unvollendete Geschichte der Komnenen die Geschichte ihres Vaters (1069—1118) als „Alexias" in 15 Büchern geschrieben; ein Werk, welches durch geistreiche Auffassung und gute Beobachtung (weniger durch stilistische Vorzüge) zu den bedeutendsten der byzantinischen Literatur gehört. (Vgl. über Anna Komnena die Schriften von Füßli, „Dissertatio de Alexiade Annae Comnenae", Zürich 1766 und E. Oster, „Anna Komnena", Bd. I—III. Rastadt 1868—1871. Die erste vollständige Ausgabe der „Alexias" von P. Prussin in dem Corp. Byzant. zu Paris 1651, Venet. 1729 und seit 1839 von L. Schopen in Bonn. Eine deutsche Uebersetzung s. in Schiller's Allg. Sammlung histor. Memoiren, Jena 1790, Bd. 1 und 2).

Kaiser **Johannes** ist unter den Komnenen, wie überhaupt unter den byzantinischen Herrschern vielleicht die edelste Gestalt. Leidenschaftlich genug, dabei aber großmüthig und edel veranlagt, gerecht und fromm, doch ohne byzantinische Bigoterie, war er ein Mann von ausgezeichneter fürstlicher Begabung und ein Feldherr ersten Ranges. Während das Reich innerlich einer guten Verwaltung sich erfreute, und nach außen wieder in hohem Ansehen stand, führte der Kaiser wiederholt mit Erfolg die Waffen gegen die vielen Feinde auf verschiedenen Seiten. Nicht glücklich freilich verlief der Versuch, sich durch Kündigung des Vertrags von 1082 der lästigen Handelsübermacht der Venetianer wieder zu entziehen. Ein seit 1122 durch diese eröffneter Seekrieg nöthigte 1126 den Kaiser, den alten Vertrag wieder zu erneuern. Dagegen hat Johannes 1120 und 1121 die Seldschuken auf der phrygischen und pisidischen Grenze, und weiter nach völliger Vernichtung der Petschenegen am Balkan (1123) bis 1126 auch die Serben und die Magyaren, nachher aber bis 1136 wieder die Seldschuken in Paphlagonien mit erheblichem Erfolge bekämpft. Dagegen ist der Versuch, im J. 1137 und 1138 die Reichsmacht über das französische Fürstenthum Antiochien auszudehnen, nicht gelungen. Und als nach neuen Kämpfen mit den Türken der Kaiser 1143 mit gewaltiger Macht nach Jerusalem ziehen wollte, theils um den König Fulko gegen die Mohammedaner zu unterstützen, theils um seine Oberhoheit über Syrien auszudehnen, da verwundete sich Johannes auf einer Eberjagd in Kilikien tödlich. Er starb am 8. April 1143, nachdem er noch verfügt hatte, daß von seinen ihn überlebenden Söhnen der jüngere, ungleich befähigtere Manuel (geb. 1122) sein Nachfolger werden sollte.

Kaiser **Manuel Komnenos** ist unzweifelhaft die glänzendste Gestalt des hohen Kaiserhauses; aber seine Regierung verschuldete theilweise doch den späteren Niedergang des Reiches. Manuel war bei vielen trefflichen Zügen des Charakters reichbegabt; ein junger Held von herkulischer Kraft und Waffentüchtigkeit, war er ein

ritterlicher Krieger und tapferer Kämpfer, — freilich nicht in gleichem Grade auch Feldherr. Bei sehr bedeutender Bildung (er war mit Vorliebe einerseits Theologe, andererseits praktischer Arzt) zeigte er sich kirchlich ungewöhnlich tolerant; das Justizwesen auf gutem Fuße zu erhalten und das Recht der ärmeren Bevölkerung gegen Unterdrückung durch die Großen des Reichs zu sichern, war er eifrig bemüht. Gefährlich aber ist ihm und seinem Reiche die Ueberspannung seiner politischen Pläne geworden, die seit 1150 in den Vordergrund tritt. Anfangs sehr glücklich in immer stärkerer Zurückdrängung der Seldschuken von Ikonion, wurde für ihn der zweite Kreuzzug der Deutschen und Franzosen 1147 militärisch und politisch eine Quelle großer Schwierigkeiten, nicht nur wegen der ungeheuern Masse der Kreuzfahrer, sondern noch mehr, weil in derselben Zeit (Sommer 1147) der normannische König von Sicilien, Roger II., der mit den Griechen zerfallen war, seine Flotte zu einem furchtbaren Raubzuge gegen die reichen Städte des eigentlichen Griechenlands ausschickte, bei dem namentlich Theben und Korinth schwer litten. Da auch die Franzosen des Kreuzzuges starke Sympathien für die Normannen zeigten, so war Manuel's Politik jetzt wesentlich darauf gerichtet, einerseits die Kreuzfahrer möglichst schnell aus seinem Reiche zu entfernen, andererseits mit den Türken Frieden zu halten, und endlich alle Energie auf Niederwerfung der Normannen zu concentriren. Mit Hülfe der Venetianer ist es denn auch unter harten Kämpfen gelungen, 1149 das verlorene Korfu zurückzuerobern. Der bis 1158 fortgesetzte Krieg aber gegen die Normannen zeigt recht deutlich, daß Manuel nunmehr auf allzu großartige Pläne gekommen war, deren militärisch-diplomatische Durchführung zuletzt doch auf unbesiegbare Hindernisse stieß, und für die er das Geld und die Wehrkraft seines Reichs mit nur sehr mäßigem Erfolge vergeudete.

Sein Lieblingswunsch war es nämlich, die Hohenstaufen (obwol er durch seine erste Gattin, Bertha von Sulzbach, mit Konrad III. verschwägert und befreundet war) von der kaiserlichen Stellung zu verdrängen und sich selbst die römische Krone zu gewinnen. Aber die zu diesem Zwecke angestrengten Unternehmungen sind eben nur zur Hälfte von Erfolg begleitet gewesen. Allerdings ist es ihm in langen Kämpfen, die sich von 1150 bis 1168 hinzogen, wol geglückt, Serbien, Bosnien, Kroatien und Dalmatien wieder zum Reich zu bringen und über Ungarn den beherrschenden Einfluß zu erzielen. Aber die Versuche, sich erobernd in Unteritalien festzusetzen, sind gescheitert. Und die Unterstützung der Lombarden wie des Papstes Alexander III. gegen Friedrich Barbarossa halfen wol diesen Mächten zur Abwehr der deutschen Uebermacht, aber selbst die Curie mochte trotz der kirchlichen Unionspläne Manuel's sich nicht um der Griechen willen für immer mit Deutschland verfeinden. Glücklicher dagegen ist Manuel bei der Arbeit gewesen, die Suprematie über die fränkischen Ritterstaaten in Syrien zu gewinnen.

Gegenüber seinen alten Unterthanen ist Manuel auf die Dauer unpopulär geworden; dies namentlich wegen seiner unverhehlten persönlichen Vorliebe für das fränkische oder lateinische Wesen. Manuel ging eifrig ein auf die ritterliche Weise der abendländischen Völker. Er wählte nach dem Tode seiner ersten deutschen Gattin sich (1161) eine zweite, diesmal eine Französin, nämlich die schöne antiochenische Prinzessin Maria, zur Frau, und gewann für deren Sohn, seinen Kronprinzen Alexios, 1180 des Franzosenkönigs Ludwig VII. Tochter Agnes zur Gemahlin. Manuel warb große Massen abendländischer Krieger für seine Armee, führte abendländische Gefechtsart bei seinen Truppen ein, stellte zahlreiche Franken in wichtigen Aemtern an, und begünstigte endlich die italienischen Kaufleute von Venedig, Pisa und Genua durch Handelsverträge in systematischer Weise.

Auf die Dauer aber ist ihm das Glück nicht treu geblieben, und zuerst waren es doch wieder die Abendländer, die ihm die größten Schwierigkeiten bereiteten. Der Bruch mit Venedig 1171 führte zu einem Kriege zwischen Manuel und dieser Republik, der beiden Theilen vielen Schaden bereitete, ohne daß entscheidende Schläge geführt wurden. Wol behaupteten die Griechen 1173 das im J. 1167 von ihnen besetzte italienische Ancona gegen die Angriffe der Venetianer und Hohenstaufen. Aber die Allianz der Venetianer mit den sicilischen Normannen nöthigte (1175) Manuel, sich doch wieder mit der Republik zu vertragen. Seine Politik aber brach zusammen, als in einem türkischen Kriege mit Kilidsch-Arslan II. von Ikonion das große Heer des griechischen Kaisers bei Myriokephalon in Phrygien im September 1176 eine vernichtende Niederlage erlitten hatte. Damit war weithin das „Prestige" der Byzantiner zerstört, und Manuel hatte nicht mehr die Zeit, dasselbe gründlich wiederherzustellen. Denn schon am 24. Sept. 1180 ist er gestorben.

Zu allem Unglück für sein Reich und sein Haus war Manuel's Kronprinz Alexios II. (geb. 1167) damals erst 13 Jahre alt. Und gegen die Regentschaft, welche seine schöne französische Mutter Maria und als leitender Minister der Protosebastos Alexios Komnenos (ein Sohn des 1141 verstorbenen Andronikos, eines Sohnes des Kaisers Johannes) führten, erhoben sich bald von allen Seiten schlimme Intriguen hochstehender Persönlichkeiten des Reiches. Ein blutiger Aufstand, den die schöne und energische ältere Schwester des jungen Kaisers, die mit dem italienischen Markgrafen Rainerio von Montferrat vermählte Prinzessin Maria, gegen ihre verhaßte Stiefmutter entzündet hatte, wurde freilich am 2. Mai 1182 mit Waffengewalt niedergeworfen. Aber die Lage wurde höchst bedenklich, als in heimlicher Verbindung mit dieser Dame, und getragen durch die Gunst der fanatisch orthodoxen und frankenfeindlichen nationalen griechischen Partei, ein alter Vetter des Kaisers Manuel in die Dinge eingriff. Es war der im J. 1113 geborene Andronikos Komnenos, der zweite Sohn Isaak's, des Bruders des Kaisers Johannes. Physisch und geistig in staunenswerther Weise begabt und längere Jahre in Gunst bei Kaiser Manuel, war diese glänzende Persönlichkeit zuletzt doch nichts als ein gefährlicher

Abenteurer geworden. Seine galanten Abenteuer und eine an Hochverrath streifende verdächtige politische Haltung waren Anlaß gewesen, daß ihn Manuel endlich 1155 in Haft nehmen ließ. Als er aus dieser entkommen war und durch seine Beziehungen zu den Russen von Halicz gefährlich zu werden drohte, söhnte sich Manuel 1165 mit ihm wieder aus. Neue Differenzen bestimmten ihn, 1166 das Reich abermals zu verlassen. Ein durch galante Abenteuer aller Art bunt und romantisch gefärbtes Wanderleben an den Höfen der Franken von Antiochien und Jerusalem, hernach bei den Türken in Damaskus, in Bagdad und in Ikonion, schloß ab mit seiner Stellung als türkischer Parteigänger des letztern Hofes. Erst als der griechische Statthalter von Trapezunt seine Familie gefangen genommen und nach Konstantinopel geschickt hatte, stellte Andronikos die von Koloneia aus gegen seine Landsleute betriebenen Raubzüge ein, und erlangte durch eine ausgesuchte persönliche Demüthigung die Gnade Manuel's wieder, der ihm dann das paphlagonische Oenäon als Wohnsitz anwies.

Nun aber blieben bis zu Ende Frauenliebe und skrupelloser Ehrgeiz die starken Leidenschaften des alten Mannes. Als daher Manuel 1180 gestorben war, griff Andronikos so schlau in die Intriguen ein, die in Konstantinopel sich abspielten, daß endlich alle Welt in ihm den Retter des Reiches zu erkennen glaubte. Im J. 1182 konnte er in der That an der Spitze zahlreicher Anhänger von Oenäon westwärts vordringen und nach dem Uebertritte verschiedener Kriegerscharen und namentlich des bithynischen Statthalters Andronikos Angelos mit erheblicher Macht am Bosporus erscheinen. Als nun der Protosebastos sich auf die Hülfe der Italiener in Konstantinopel zu stützen gedachte, ging der berühmte Feldherr Andronikos Kontostefanos mit der Flotte zu dem Prätendenten über, der sich den Anschein gab, als komme er nur, um den jungen Kaiser von seiner schlechten Umgebung zu befreien. Nun fiel ihm die ganze Residenz jubelnd zu, und man krönte die Revolution, indem der griechische Pöbel unter den schändlichsten Greuelthaten die italienischen Quartiere in umfassender Weise mit Mord, Brand und Plünderung heimsuchte, freilich nur, um zu sehen, daß die auf ihre Schiffe entwichenen rachsüchtigen Italiener sofort den Corsarenkrieg gegen die Griechen eröffneten.

Andronikos seinerseits warf schnell genug, sobald nur erst der Protosebastos geblendet und die Macht des Usurpators gesichert war, die Maske der Frömmigkeit und freundlichen Rücksicht ab. Wol hat er es versucht, vielfach verständig zu reformiren und namentlich den schmählichen Erpressungen der Beamten und des Fiscus zu steuern, überhaupt die materiellen Interessen der Massen zu fördern. Aber nach allen andern Seiten zeigte er eine wilde Rachsucht, und gegenüber allen Elementen, die ihm irgend im Wege standen, namentlich gegen die hohen Beamten und den Adel, eine wahrhaft dämonische, von großen Confiscationen und grauenhafter Grausamkeit begleitete Blutgier und Vernichtungswuth. Die jetzt unbequeme Prinzessin Maria und ihr Gemahl wurden durch Gift, die Kaiserin-Witwe, des Hochverraths angeklagt, durch Justizmord aus dem Wege geräumt. Im October 1183 als Mitkaiser seines jungen Vetters gekrönt, ließ er diesen im September 1184 ermorden. Und die darauf in Asien ausbrechenden Aufstände wurden mit schrecklicher Wildheit gestraft.

Nun aber ergriffen die sicilischen Normannen unter Wilhelm II. die Gelegenheit, als angebliche Verbündete eines zu ihnen geflüchteten Komnenen Alexios (Enkel eines verstorbenen Bruders des Kaisers Manuel) im Sommer 1185 wieder erobernd gegen die Griechen vorzugehen. Der schnelle Fall von Dyrrhachion (24. Juni), die Einnahme (24. Aug.) und über die maßen scheußliche Mishandlung von Thessalonich, und das weitere Vordringen der Normannen nach dem südlichen Thrakien erregte die tödliche Angst der Byzantiner und ihren wilden Zorn gegen Andronikos, der in seinem Palaste Meludion am Bosporus nur seinen Frauen lebte und nichts Rechtes thun zu wollen schien. Bereits waren Volk und Adel durch das Gerücht tief erregt, daß der grimme Alte damit umgehe, zahllose als verdächtig Verhaftete hinrichten zu lassen. Da machte der gefürchtetste Henker des Andronikos auf eigene Hand am Abend des 11. Sept. 1185 den Versuch, einen ihm aus astrologischen Motiven besonders bedenklichen Mann um jeden Preis in seinem Palaste zu verhaften. Es war Isaak Angelos, Enkel des Konstantin Angelos von Philadelphia und der Theodora, einer Tochter des Alexios I. Komnenos, und Sohn des 1183 von Andronikos wieder abgefallenen Andronikos Angelos, und seinerseits zu Anfang des J. 1185 bei Niederwerfung des asiatischen Aufstandes ob seiner anscheinenden Ungefährlichkeit ausnahmsweise von dem Kaiser begnadigt. Diesmal gab dem sonst muthlosen Manne die Todesangst Kraft. Er erschlug den vornehmen Henker mit seinem Schwerte und floh dann nach der Sophienkirche, wo nun auf die Kunde des Vorgefallenen alle Unzufriedenen sich um ihn sammelten und ihn am folgenden Morgen (12. Sept.) als Kaiser proclamirten. Im Nu fiel ihm die ganze Residenz zu. Andronikos, der im letzten Moment von Meludion im Kaiserschlosse am Bosporus erschien, konnte bei der Lauheit der im Schlosse befindlichen Soldaten nicht einmal diesen Platz halten. Er ergriff die Flucht und suchte von dem bithynischen Chele aus zu Wasser nach Rußland zu entkommen. Widrige Winde trieben ihn aber nach Bithynien zurück und nun fiel er in die Hände der Schergen des Kaisers Isaak. Nach Konstantinopel zurückgeführt, wurde er zuerst von Isaak mit arger Roheit behandelt, und dann durch denselben der Volkswuth ausgeliefert. Rachgier des Adels, Grausamkeit der Weiber, soldatische Brutalität und die Bestialität des durch Andronikos selbst zuvor tüchtig geschulten Pöbels vereinigten sich, um den unglückseligen Mann viele Stunden lang in grauenhafter Weise todtzuquälen, bis er endlich zwischen zwei Säulen im Hippodrom an den Beinen aufgehängt wurde.

In so schauderhafter Weise ging die etwas über hundertjährige Herrschaft des stolzen Geschlechts der Komnenen über das byzantinische Reich zu Ende. Männer aus dem eigentlichen Komnenenhause haben in Konstan-

tinopel nicht wieder das Scepter geführt. Nur daß der zweite Kaiser des Hauses Angelos, Alexios III. (1195 bis 1203) bei seiner Thronbesteigung noch einmal den Namen „Komnenos“ annahm. — Der vielen sonst in dem Detail der byzantinischen Geschichte auftretenden Prinzen des Hauses Komnenos, die in der Regel eine größere Rolle nicht gespielt haben, und der vielen Damen dieses Hauses, durch welche die Komnenen sich mit zahlreichen griechischen Adelsgeschlechtern und benachbarten Fürsten verschwägert haben, gedenken wir hier nicht weiter. — Die Geschichte des Hauses der Komnenen ist sehr ausführlich behandelt in den allgemeinen Werken über die byzantinische Geschichte von Le Beau, Gibbon, Finlay und neuerdings (Berlin 1882) von G. F. Hertzberg in der Grote-Oncke'schen Sammlung „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen“, im zweiten Hefte der „Geschichte der Byzantiner und des Osmanischen Reichs“, wie auch bei W. Heyd, „Geschichte des Levantehandels im Mittelalter“ Bd. I. Stuttgart 1879. Als Einzelschriften sind noch immer bedeutend die Schriften von Friedrich Wilken, „Rerum ab Alexio I., Joanne, Manuele et Alexio II. Comnenis gestarum libri IV.“ (1811) und dessen Biographie des Andronikos Komnenos in Fr. Raumer's „Historischem Taschenbuch“, 1831, S. 431—545; für diesen letzten Komnenen sind noch zu vergleichen die Apologie in Fallmerayer's „Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt“, S. 28—43, und G. L. F. Tafel, „De regno Andronici Comneni“, Tübingen 1846. — Dagegen sollten nach einer Pause von fast zwanzig Jahren die Enkel des schrecklichen Andronikos nach der Zertrümmerung des alten Reiches der Oströmer durch die Lateiner des vierten Kreuzzuges die Herrschaft über ein asiatisches Bruchstück desselben an sich reißen. Bei der gräßlichen Revolution gegen Andronikos Komnenos hatten auch dessen Söhne ihren Untergang gefunden. Johannes und der milde Manuel waren geblendet worden, der letztere daran 1186 gestorben. Aber Manuel hinterließ zwei jugendliche Söhne, die damals (der vierjährige Alexios und David) durch befreundete Hände dem Verderben entrissen wurden und später zur Zeit des vierten Kreuzzuges nach Kolchis flohen. Die berühmte große Königin von Georgien, Thamar, von väterlicher Seite ihre Tante, unterstützte sie jetzt, sodaß sie mit Hülfe iberischer Söldner die damals sich vollziehende Katastrophe des byzantinischen Reiches benutzen und im April 1204 Trapezunt an sich reißen konnten. Schnell genug eroberten sie die südliche Küste des Schwarzen Meeres bis tief nach Paphlagonien hinein und schufen ein kleines Reich, welches schließlich, durch die Griechen von Nikäa und die Türken von Ikonion auf die pontischen Landschaften bis zum Thermodon und Iris beschränkt, das Reich oder Kaiserthum von Trapezunt genannt wurde. Für die Geschichte dieses Reiches ist auf den Artikel „Trapezunt“ und auf die unten zu nennenden Hülfsschriften zu verweisen. Diese jüngere Linie des alten Komnenenhauses, deren Stifter Alexios I. (1204—1222) den Namen „Groß-Komnenos“ angenommen hatte, behauptete ihre von Anfang an nicht sehr starke Stellung, die durch den Druck zuerst der Griechen von Nikäa und der Seldschuken von Ikonion, später der Paläologen in Konstantinopel und der im 14. Jahrh. im Schwarzen Meere übermächtigen Genuesen, endlich der seit Ablauf des ersten Drittels des 14. Jahrh. in Kleinasien vorherrschenden Osmanen schrittweise immer gefährlicher wurde, bis 1461. Der letzte Kaiser von Trapezunt, der seit 1458 regierende schwache David Komnenos, mußte im Herbste dieses Jahres sein Reich und seine Residenz dem furchtbaren Osmanensultan Mohammed II., dem Eroberer von Konstantinopel, Morea und Athen, übergeben. Dann wurde er als Pensionär des türkischen Padischah nach dem makedonischen Mauronoros (bei Seres) geführt, was er als Entschädigung für Trapezunt erhalten hatte. Als er aber nach einiger Zeit in den Verdacht einer Verbindung mit den Feinden der hohen Pforte im innern Orient gerieth, ließ ihn Mohammed II. nach Stambul schleppen und befahl ihm bei Todesstrafe, zum Islam überzugehen. Ein standhafter Christ, wies David das ab, und so ließ der mordgewohnte Bluthund Mohammed II. den frühern Kaiser, dessen Neffen und sieben Söhne (darunter selbst einen, der früher gezwungen worden war, Türke zu werden) hinrichten, um ein für allemal das alte Fürstenhaus von der Erde zu vertilgen (1465). Vgl. Fallmerayer, „Geschichte des Kaiserthums Trapezunt“, München 1827. Finlay, „Medieval Greece and Trebizond“, ins Deutsche übersetzt von Reiching, Tübingen 1853, und den zweiten Band von G. F. Hertzberg, „Gesch. Griechenlands von dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart“ (Gotha 1877). — Nach der Behauptung eines spätern Geschichtschreibers, die freilich unerwiesen geblieben, rettete sich ein Glied dieser Familie, Georg Nikephoros, nach der Maina in Lakonien. Von dort wanderte ein Konstantin Komnen 1675 nach Genua aus und ging von hier nach Corsica, wo er den Landstrich Paormia cultivirte. Während einer seiner Söhne, Kalomeros, sich in Toscana niederließ und angeblich Stammvater der Familie Bonaparte wurde, die aber in Wahrheit von den langobardischen Kadolingern abstammt, behaupteten die andern Nachkommen des Konstantin Komnen lange Zeit die Würde eines Capitano über jenen Landstrich. In der That erhielt ein gewisser Demetrios Komnen, geb. in Corsica 1750, angeblich der letzte Zweig dieser Colonistenfamilie, wegen Zerstörung seines Eigenthums durch die Corsen eine Entschädigung von der französischen Regierung; doch erfolgte die Anerkennung desselben als eines Nachkommen des David Komnen durch ein königl. Schreiben von 1782 nur aus politischen Gründen, weil man sich damals den Fall von Konstantinopel als nahe dachte. Dieser Demetrios Komnen wanderte zu Anfang der Revolution aus und focht unter Condé's Fahnen, kam aber 1802 nach Frankreich zurück, lebte dort von einem von Napoleon I. ihm ausgesetzten und von Ludwig XVIII. bestätigten Jahrgelde, wurde von letzterm auch zum Maréchal-de-Camp ernannt und starb 8. Sept. 1821. Er hat einige Schriften über die Geschichte der Komnenen veröffentlicht.

(G. F. Hertzberg.)

KOMÖDIE (griechische). Die griechische Komödie steht, wie die Tragödie, im engsten Zusammenhange mit dem Cult des Dionysos. Aber während die Tragödie ausgegangen ist von dem Winterfeste der Lenäen, welches mehr einen ernsthaften Charakter hatte und in dem leidenschaftlichen Dithyrambus seinen Vorgänger oder genauer gesagt seine Quelle hatte, hängt die Komödie mit dem ausgelassenern Feste der kleinen Dionysien (*τὰ μικρὰ Διονύσια*) zusammen, die den Schlußtheil des Weinlesefestes im Herbste bildeten. Aus diesem Grunde kann es nicht zweifelhaft sein, daß der Name der Komödie herzuleiten sei von dem ausgelassenen Komos oder dem Trinkgelage, welches am Schlusse des Festes stattzufinden pflegte. Deshalb sind die Dorier im Irrthume gewesen, welche, um die Erfindung der Komödie für sich zu retten, den Namen von *κώμη* (Dorf) abgeleitet haben (*Aristot.*, Poet. 3). Aber wenn wir auch die Entstehung der Komödie für den attischen Boden vindiciren, so muß doch zugestanden werden, daß ganz unabhängig von dieser attischen Komödie sich in Sicilien, und gewiß zuerst in Syrakus, an jener gesegneten Stätte des Weinbaues und des Dionysoscultes, sich ein noch ausgelasseneres und possenhafteres Genre des Lustspiels entwickelte, als dessen ältester Vertreter Aristoxenos aus Selinus von Epicharmos selbst angegeben wird. Da nun die Blüte Epicharm's in Ol. 60 (540 v. Chr.) fällt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß Aristoxenos etwa ein Menschenalter vor diesem Dichter gelebt hat (580; vgl. Flach, „Geschichte griechischer Lyrik" I, 253 fg.). Indem also das eigentliche poetische Element der attischen Komödie ursprünglich aus einem sehr muntern Chorliede bestanden hat, wurde es schon frühzeitig mit der Sitte verbunden, die wir auch bei den Demeterfesten und den Anfängen der iambischen Poesie überhaupt (Archilochos) beobachten können, daß nach diesem Chorgesange eine Verhöhnung einzelner — ursprünglich wol der ersten besten — Persönlichkeiten stattfand. Vielleicht ist der Name Komödie weniger aus dem Chorliede des Komos herzuleiten wie aus jenem nach dem Gesange stattfindenden lärmenden und trunkenen Herumstreifen, Schwärmen und Verhöhnen der Entgegenkommenden. Die alte Komödie, welche weder eine Charakter- noch eine Intriguenkomödie ist, sondern eine Caricaturkomödie, richtete dann ihre Angriffe gegen Personen der Oeffentlichkeit, sei es gegen Staatsmänner, wie Perikles, Kleon, Kleophon u. a., oder gegen Philosophen, wie Sokrates, oder gegen Dichter, wie Archilochos, Hesiodos, Sappho, u. a. Aus diesem Grunde darf man nichts für richtig halten, was sie bringt, und die Dichter selbst, wie das Publikum, wußten genau die Wirklichkeit von der Caricatur, die zur Darstellung kam, zu unterscheiden. Jenes alte Chorlied, welches nicht stehend, sondern in Form einer Procession gesungen wurde, bei welcher der phallus, das Symbol des Zeugungstriebes und der Fruchtbarkeit, vorangetragen wurde, blieb selbst nach der Ausbildung der Komödie als fester Bestandtheil derselben bestehen und erscheint als sogenannte Parabase in jenem Umzuge des Chors, der mitten im Stücke stattfand, wobei der Chor sich zu den Zuschauern wendet und dieselben anredet. Das daran sich knüpfende scherzhafte und aggressive lyrische Lied, das Epirrhema, wird vielleicht jenen alten Spottreden, die an das Chorlied sich anschlossen, entsprechen. Nach dem Berichte des Aristoteles (Poet. 5) ist die Komödie längere Zeit verborgen geblieben, weil man ihre Anfänge für unbedeutend hielt, bis sie endlich dieselbe künstlerische Behandlung und Verwerthung erfuhr wie die Tragödie. Damit erhielt sie zunächst einen constanten Chor, der aus 24 Mitgliedern bestand (der Hälfte jener 48, welche eine Tragödie für Trilogie und Satyrspiel besaß), und einen Schauspieler, der analog der Tragödie später vermehrt wurde. Aber auch Aristoteles wußte nicht mehr, wer die Prologe und die Schauspielerzahl fixirt habe. Ebenso ist ungewiß, wer zuerst den iambischen Trimeter und den trochäischen Tetrameter gebraucht und den unzüchtigen Tanz der Komödie, den Kordax, eingeführt hatte. Durch wen diese Umbildung geschehen ist, läßt sich deshalb nicht mit völliger Sicherheit ermitteln, weil die Nachrichten über die älteste Komödie sehr unzuverlässig sind. Früher war man gewohnt, diese Reform auf Susarion zurückzuführen, der in dem attischen Demos Ikaria seine Chöre zur Aufführung brachte, und da Susarion kein Attiker von Geburt war, sondern ein Megarer, so entstand jene Fabel von einer älteren megarischen Komödie, die auch Aristoteles (Poet. 3) im Zusammenhange mit der sicilischen nennt, ohne indeß des Susarion Erwähnung zu thun. Daß die megarische Komödie aber auf einer Erfindung der Athener beruht, welche die Thorheit der Megarenser verhöhnen wollten, und in Athen die megarische Komödie genannt wurde, was die Römer Atellana nannten, ist mit Sicherheit nachgewiesen worden (Wilamowitz im Hermes IX, 319 fg.). Aus diesem Grunde sind auch die fünf dem Susarion zugeschriebenen Verse zweifellos unecht (bei Kock, Com. fr. I, 3). Als mythisch gelten heute ferner die Namen der Dichter Euetes, Euxenides und Myllos (Wilamowitz a. a. O. 338 fg.) Demgemäß wird man mit jenen beiden Dichtern anfangen müssen, welche auch Aristoteles a. a. O. als die ältesten der attischen Komödie nennt, Chionides und Magnes, von denen der zweite um 465 v. Chr. zu setzen ist. Der erstere lebte nach der nicht anfechtbaren Notiz des Hesychios (bei Suidas) 8 Jahre vor den Perserkriegen (gegen diese Datirung ohne jeden stichhaltigen Grund Wilamowitz a. a. O. 340), und von ihm werden drei Komödien namhaft gemacht: die Helden, die Bettler, die Perser oder Assyrier. Einzelne Fragmente davon sind uns erhalten. Magnes war gebürtig aus dem Demos Ikaria, in dem das Dionysosfest eine so bedeutende Rolle spielte. Er schrieb neun Komödien und siegte zweimal. Als Komödien von ihm werden genannt: Die Lyder, Die Wespen, Die Vögel, Die Frösche, Die Krautleserinnen, Dionysos, Die Barbitisten. Hauptsächlich scheint er dadurch eine heitere Wirkung hervorgebracht zu haben, daß er von seinen Chören theils die Stimmen nachahmen ließ — wie in den Vögeln und Wespen — theils die Farbe in der Kleidung — wie in den Fröschen — theils durch andere Scherze und Erfindungen Unterhaltung verschaffte. Vgl. über ihn auch Leo im Rh. Mus. XXXIII, 139 fg.

Endlich wird noch Ekphantides zu den ältesten Dichtern der attischen Komödie gerechnet (Aspasios zu *Aristot.* Nicom. Eth. 4, 2), der von sich sagte, daß er sich schäme, eine megarische Komödie zu dichten. Einen viel sicherern Boden betreten wir nun mit den folgenden Dichtern, deren Reihe eröffnet wird von Kratinos, nächst Aristophanes dem talentvollsten Dichter der alten Komödie, von dem das gelehrte Alterthum 21 Dramen und neun Siege verzeichnet hatte. Er war ein Zeitgenosse des Aeschylos und starb hochbejahrt im Jahre 423 v. Chr. Kratinos hat zweifellos das Fundament zu der griechischen Komödie gelegt, wie Aeschylos zur Tragödie. Sein sprühender Witz, seine Kühnheit, Freimüthigkeit und Rücksichtslosigkeit kannten keine Grenzen. Den Spottreden gegen ihn verdanken wir eins seiner berühmtesten Stücke: „Die Flasche." Bemerkenswerth in der Dichtung des Kratinos ist, daß er, abgesehen von der politischen Satire, welcher seine Nachfolger vorzugsweise treu bleiben, auch die literarhistorische pflegte, indem er besonders den Dichter Archilochos und die durch Räthsel hervorragende Dichterin Kleobuline dem Gelächter preisgab. Er war ferner der erste Komiker, der mit seinem Stück Ὀδυσσῆς die mythologische Travestie eingeführt hatte (Wilamowitz im Hermes IX, 330). Ziemlich unabhängig von ihm hielt sich Krates, der in den Komödien des Kratinos als Schauspieler aufgetreten war. Er gab die politische Satire ganz auf und war nach der Darstellung des Aristoteles der erste Komiker, welcher die persönliche Satire verließ, um in schöner Verkettung der einzelnen Scenen ein Charaktergemälde zu schaffen. So hatte er zuerst einen Trunkenbold auf die Bühne gebracht. Die politischen Größen wurden dagegen wieder angegriffen von Eupolis, einem Sohne des Sosipolis, der bereits im 17. Lebensjahr eine Komödie zur Aufführung brachte und siebenmal den Sieg davontrug. Wie Kratinos, wie es scheint, besonders auch Perikles als Zielscheibe seines Spottes sich ausgewählt hatte, so verhöhnte Eupolis den Demagogen Hyperbolos, den Nachfolger des Kleon, und in den „Babtai" den Alkibiades, vermuthlich wegen der Unzüchtigkeiten, welche er und seine ausschweifenden Genossen sich zu Schulden kommen ließen. Der Dichter kam noch während des Peloponnesischen Krieges bei einem Schiffbruche um. Als ältere Zeitgenossen des Aristophanes sind noch zu nennen Telekleides und Hermippos, welche dem perikleischen Zeitalter angehören, während Pherekrates, Phrynichos, Platon und Ameipsias während des peloponnesischen Krieges ihre Dichtungen aufführen, zum Theil als glückliche Rivalen des größten Komikers. Von diesen bewegte sich besonders Pherekrates, der gleichfalls zuerst Schauspieler war, in der Art des Krates, indem er mehr Charakterdichtungen oder bürgerliche Komödien verfaßte, wie den „Sklavenlehrer", „Korianno" — worin ein liederliches und trunksüchtiges Weib verhöhnt wird — die „Petale" und „Thalassa", die gegen verbuhlte Weiber gerichtet waren (Meineke I, 376.), „Cheiron", worin die Entartung der Musik und der Musiker gegeiselt war. In einer andern Komödie hatte er einen Vielfraß verhöhnt. Auch Phrynichos behielt den zahmeren Charakter des Krates bei und enthielt sich, wie es scheint, fast ganz der politischen Satire. Er begann seit 429 seine Komödien aufzuführen. Seine Stoffe sind theils mythologischen Inhalts, wie „Kronos", „Ephialtes", theils literarischen, wie seine „Musen" sich ungefähr mit den „Fröschen" des Aristophanes decken, indem gleichfalls ein Wettstreit zwischen den Dichtern Sophokles und Euripides dargestellt war, der von den Musen entschieden wird, seine „Satyrn" mit dem „Cheiron" des Pherekrates, da die Dithyrambiker und ihre Musik darin verspottet wurden. Von der allergrößten Vielseitigkeit war Platon (dichtete von 427—391), von dem man 28 Komödien kannte. In seinen politischen Stücken bekämpfte er zum Theil die Staatsmänner seiner Zeit, so die Demagogen Kleophon und Hyperbolos in den gleichnamigen Stücken, ebenso den Peisandros, der die Herrschaft der Vierhundert errichtet hatte. Auch eine Anzahl reiner Sittenkomödien hatte er geschrieben, von denen einige wol gegen die Unzüchtigkeiten der Frauen bei den weiblichen Festen gerichtet waren. Indessen behandelte doch die Mehrzahl seiner Komödien mythologische Stoffe, und diese scheinen die glänzendsten Producte seiner Muse gewesen zu sein. So spottet er über die eifersüchtige Liebe der Venus und des Bakchos gegen Adonis, über des Zeus Liebe zu Europa, über die Schande, die Zeus von seinem ungerathenen, aus Bordellen herausgeworfenen Sohne Herakles zutheil wurde, er verhöhnte den Laios, den Erfinder der Knabenliebe, und schilderte die lange Nacht, in welcher Herakles geboren wurde. Endlich parodirte er im Phaon die Unempfindlichkeit dieses von der Venus heißgeliebten Fährmanns, indem er wol gleichzeitig die Dichterin Sappho verhöhnte, wodurch sich diese Komödie zu den oben erwähnten literarhistorischen des Kratinos gesellt. Aehnlich waren die Stoffe des Ameipsias, der in der Komödie „Kronos" auch Sokrates, in der „Sappho" diese Dichterin verspottet hatte. Aus der letzten Zeit des Peloponnesischen Krieges sind noch Leukon, Philyllios, Theopompos, Strattis, Sannyrion u. a. zu nennen. Den Mittelpunkt der alten Komödie bildete Aristophanes, von dem das Alterthum 44 Komödien kannte, von denen uns durch die Auswahl, welche die byzantinischen Lehrer und Abschreiber getroffen haben, elf erhalten sind. Diese sind nach der chronologischen Reihenfolge: Acharner (425), Ritter (424), Wolken und Friede (424), Wespen (422), Vögel (414), Lysistrata (411), Thesmophoriazusen (411), Frösche (405), Ekklesiazusen (392), Plutos (388). Die „Ritter" richteten sich gegen Kleon, die „Wolken" gegen Sokrates, die „Wespen" gegen den Unfug des Geschworenengerichts, die „Thesmophoriazusen" und „Frösche" gegen Euripides. Seine Komödie wurde ermöglicht durch die größte Freiheit der Demokratie Athens, durch die Selbständigkeit der athenischen Macht und die Fehler der demokratischen Regierungsweise. Mit dem Aufhören der Freiheit und Selbständigkeit fand diese Gattung ihr Ende. Im ganzen gab es 40 Dichter der alten Komödie, von denen etwa 300 Komödien verfaßt waren. Von diesen hatte aber der alexandrinische Kanon, der von Kallimachos begründet wurde, von Aristophanes und Aristarch seine wissenschaft-

liche Begründung erhielt, nur fünf Musterdichter ausgewählt: Kratinos, Eupolis, Aristophanes, Pherekrates und Platon, zu denen Epicharm, der Vertreter der sicilischen Komödie, gesellt wurde. Außerdem aber unterschied man noch οἱ ἐπιδεύτεροι (*Suidas* v. Ἀριστομένης und Φρύνιχος), von denen nicht ausgemacht ist, ob sie einer zweiten Rangstufe oder einer jüngern Zeit (Ende des Peloponnesischen Krieges) zugewiesen werden sollen. Vgl. im allgemeinen Meineke's „Historia critica", com. fragm. I, 1; Usener im Rh. Mus. XXVIII, 418 fg.; ferner von Wilamowitz, Die megarische Komödie, Hermes IX, 319—341. Die Fragmente bei Meineke und am vollständigsten bei Kock, „Comicorum Atticorum fragmenta" I (Berlin 1880).

Die mittlere Komödie ist eigentlich kein für sich abgeschlossenes Genre, sondern nur ein Uebergang zur neuen Komödie, denn die Richtung, welche die mittlere Komödie ausschließlich vertritt, war bereits früher durch Krates und Pherekrates gepflegt worden, besonders aber auch durch Aristophanes in seiner Komödie „Plutos". Dieser Uebergang beginnt schon in den letztern Jahren des Peloponnesischen Kriegs. Die Zeit, in welcher die mittlere Komödie geblüht hat, bestimmt Meineke von Ol. 97—110,3 (396—340 v. Chr.) Wie fruchtbar die Dichter dieser Periode gewesen sind, ergibt sich daraus, daß Athenäos (VIII, 336 D.) behauptet, 800 Komödien aus dieser gelesen zu haben. Wir können diese mittlere Komödie passend die „bürgerliche" Komödie nennen. Denn nachdem durch das Gesetz verboten war, die großen Staatsmänner und andere öffentliche Personen zu schmähen, blieb den Dichtern nichts übrig, als sich dem gewöhnlichen Leben zuzuwenden und die einzelnen Klassen der menschlichen Gesellschaft mit ihrem Spotte zu verfolgen. Unter ihnen werden besonders lächerlich gemacht Parasiten und Hetären, daneben aber auch Krieger, Handwerker und andere Stände. Wie die Hetären schon von Pherekrates verspottet waren, so hatte man von der alten Komödie auch beibehalten die Angriffe gegen die Dichter, unter denen selbstverständlich die Tragiker und Epiker am meisten vorgenommen wurden, womit man die literarhistorische Komödie des Kratinos und des Komikers Platon fortsetzte. Endlich wandte man auch nach ihrem Vorbild die Angriffe gegen die Philosophen. Außerdem aber war ein neues Genre dieser Komödie ausgebildet, welches man das änigmatische genannt hat, und dessen Ursprung man auf die Kleobulinai des Kratinos zurückführen darf. In diesem wurde der bis zur Lächerlichkeit und Verrücktheit in jener Zeit gesteigerte Trieb nach Räthsellösung verspottet. Zu dieser Gattung gehören die „Kleobuline" des Alexis (*Athen.* XIII, 586 A.), die nach dem Vorbilde des Kratinos gearbeitet zu sein scheint, der „Sphingokarion" des Eubulos und die „Sappho" des Antiphanes. — Ferner verschmähte man auch nicht ganz das mythologische Genre, wie es in der alten Komödie schon von Kratinos und Phrynichos gepflegt worden war und das jetzt zu einer ganz besondern Blüte gelangte. Da die neue Komödie nur wenige Dichtungen aufweist, die in ähnlicher Weise einen mythologischen Stoff behandelt haben, so gibt gerade diese Dichtungsart der mittleren Komödie ihr eigenthümliches Gepräge. Besonders war es die Geburt der einzelnen Götter, welche den Hohn und Spott der Dichter herausforderte. Zu den Dichtern, welche hier zu nennen sind, gehören vorzugsweise Araros, der Sohn des Aristophanes, Philiskos und Antiphanes, daneben aber zahlreiche andere (Meineke I, 283 fg.). — Was nun die äußere Form dieser ganzen Gattung anbetrifft, so erfahren wir zunächst, daß die Sprache des Dialogs sich wesentlich von der alten Komödie unterschieden habe, indem dort eine poetische und pathetische Diction vorherrschend gewesen sei, hier eine dem gewöhnlichen Leben nahe kommende (Anon. De com. XXVIII.), womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß diese Dichter nicht auch zuweilen, wo es ihnen gut schien, sich von der vulgären Diction entfernt hätten. Auch in den Metren wichen sie nicht unerheblich von den ältern Dichtern ab, indem sie vielfach sich des daktylischen Hexameters bedienten, ja bisweilen sogar des elegischen Distichons. Außerdem aber gebrauchten sie neben den jambischen Trimetern und trochäischen Tetrametern auch mit Vorliebe den anapästischen Dimeter. — Was die Chorgesänge anbetrifft, so waren diese ebenso wie die Parabase, die keinen Zweck mehr hatte, in der mittlern Komödie fortgefallen (aber einen Chor gab es: Kock, Fragm. com. I, 55). Doch glaubt Meineke (I, 302) Spuren entdeckt zu haben, daß sie in einzelnen Komödien noch vorgekommen seien. Unter den uns bekannten 34 Dichtern der mittlern Komödie haben die alexandrinischen Grammatiker ausgezeichnet Antiphanes, der in Ol. 103 geblüht hat, und Alexis. Vgl. im allgemeinen Grauert, De mediae Graecorum comoediae natura et forma, im Rh. Mus. II, 1 fg. Meineke I, 271 fg.

Die neuere Komödie beginnt nach Meineke's Ansicht mit der Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.). Sie umfaßt 64 Dichter und ist uns am meisten aus den Nachbildungen des Plautus und Terenz bekannt geworden. Daraus ergibt sich, daß die neue Komödie sich noch mehr auf das bürgerliche Leben beschränkte, wie die mittlere, und daß sie im allgemeinen auch auf Spott und Parodie verzichtete, womit aber keineswegs gesagt sein soll, daß nicht einzelne Beispiele von Verhöhnung öffentlicher Persönlichkeiten vorgekommen sein mögen. Ein Verzeichniß solcher bei Meineke I, 436. Nicht ungewöhnlich war sogar noch die Verhöhnung der Philosophen, und wir finden in der neuern Komödie nicht nur Epikur, Hegesippos, Zeno, Kleanthes, Posidippos verspottet, sondern, was als sehr auffallend bezeichnet werden muß, sogar Platon, und zwar verhöhnt von Philippides (*Stob.*, Flor. LXVIII, 6). In den Hintergrund gedrängt ist in dieser Komödie auch das Hetärenwesen, von dem die mittlere eine ganze Reihe Titel ihrer Stücke bekommen hatte, wiewol Lustdirnen und ihre Schicksale auch bei ihr mehrfach vorgekommen sind. Im allgemeinen kann man behaupten, daß in der neuern Komödie das größte Gewicht gelegt wurde auf die Entwickelung der Fabel, die einen ordentlich geschürzten Knoten und eine passende Abwickelung haben mußte, wodurch sie sich principiell von der alten Komödie unterscheidet, die mehr auf komisch aneinandergereihte Bilder und Situationen wie auf eine

vernünftig und witzig angelegte Handlung gesehen hat. — Hinsichtlich der Diction nähert sich die Sprache in dieser Komödie noch mehr dem gewöhnlichen Leben, und Beispiele von poetischer Rede oder von Partien, die von der gewöhnlichen Sprache abweichen, wie sie noch in der mittlern Komödie vorkommen, werden nicht mehr gefunden. — Eine ähnliche Einfachheit und Dürftigkeit zeigen die Metra, die außer dem gewöhnlichen iambischen Trimeter hauptsächlich noch trochäische Tetrameter und daneben einen eupolideischen Vers aufweisen. Fast gar nicht mehr kommen die in der mittlern Komödie so gewöhnlichen anapästischen Dimeter vor; ebenso selten sind daktylische Hexameter. — Die alexandrinischen Grammatiker haben sechs Dichtern den Preis in dieser Gattung ertheilt: Philemon, Menander, Diphilos, Philippides, Posidippos, Apollodoros. Etwas abweichend nennt Tzetzes, Proleg. ad Lycophr. 257 (Müller) nur drei besonders hervorragende: Menander, Philemon, Philiskos. Vgl. Schlegel, „Dramat. Vorles." I, 326 fg.; Meineke, Praef. ad Menandrum; ferner Fragm. com. I, 435 fg.

(H. Flach.)

KOMÖDIE (römische). Der Realismus des römischen Volkscharakters kam nur einer Gattung der Dichtkunst halbwegs entgegen, derjenigen Gattung, welche in der Literatur anderer Völker gemeiniglich den Schlußstein der Entwickelung zu bilden pflegt, dem Drama. Und von den beiden Zweigen des Dramas fand wiederum die Komödie, die ja in Rom allezeit den Vorrang vor der bei weitem kümmerlicher gepflegten ernsten Schwester zu behaupten gewußt hat, ungleich mehr Anknüpfungspunkte in Neigung, Leben und Sitte des Volks. Auch in den Bewohnern des alten Roms lebte der allen Völkerschaften Italiens eigene Sinn für das Derbkomische, der sich seit uralter Zeit bis auf den heutigen Tag bei fröhlichen Ereignissen, bei ländlichen Festen, insbesondere zur Zeit der Weinlese in Tanz, Neckerei und Mummenschanz charakteristischen Ausdruck verschaffte. Freilich liegt zwischen diesen regellosen Aeußerungen heiterer Lust und Spottsucht einerseits und der ausgebildeten Literaturkomödie andererseits eine unendlich weite Kluft, welche die alten Geschichtschreiber Roms sicherlich nicht um vieles besser als wir Nachgeborenen zu überbrücken vermocht haben werden.

Darum fürchte ich auch, daß man den einzelnen Entwickelungsstufen der dramatischen Kunst in Rom wol allzu viel Gewicht beigelegt hat, die der Bericht des Livius (VII, 2) unterscheidet. Von dieser Livianischen Darstellung hat Valerius Maximus in seiner an Tiberius gerichteten Anekdotensammlung (II, 4, 4) einen in allem Wesentlichen identischen Auszug gegeben.

In der Livianischen Uebersicht will der Verfasser sichtlich fünf selbständige Stufen unterschieden wissen.

1) Den ersten Anstoß zur Einführung der scenischen Spiele in Rom habe eine in das J. 364 v. Christus fallende Pest gegeben. Da alle andern Versuche nichts gefruchtet hätten, seien, um den Zorn der Götter zu besänftigen, Spielleute aus Etrurien herbeigerufen worden, die ohne jeden Gesang, ohne Gesten, Tänze nach einer Flötenmelodie aufgeführt hätten, wie sie es zu Hause gewohnt gewesen wären (sine carmine ullo, sine imitandorum carminum actu ludiones ex Etruria acciti ad tibicinis modos saltantes haud indecoros motus more Tusco dabant; vgl. Valerius Maximus: eaque res ludium ex Etruria arcessendi causam dedit. cuius decora pernicitas vetusto ex more Curetum Lydorumque, a quibus Tusci originem traxerunt. novitate grata Romanorum oculos permulsit).

2) Diese Tanzproductionen bezahlter etrurischer Schauspieler seien dann von freigeborenen römischen Jünglingen nachgeahmt worden unter Hinzufügung von heitern improvisirten Wechselreden, die sie mit einer dem mündlichen Vortrage entsprechenden Pantomimik begleitet hätten (imitari deinde eos iuventus simul inconditis inter se iocularia fundentes versibus coepere; nec absoni a voce motus erant. Diesen Worten dürfte bei Valerius Maximus folgende Stelle entsprechen, die freilich bei ihm den vorhin citirten Worten vorausgeht venerabilibus erga deos verbis iuventus rudi atque incomposito motu corporum iocabunda gestus adiecit).

3) Da die Sache Beifall fand, so hätte sich nunmehr ein besonderes Gewerbe einheimischer Schauspieler ausgebildet, die man dann mit dem etruscischen Namen histriones bezeichnet habe. Diese hätten jedoch nicht mehr rohe, den Fescenninen ähnliche Verse aus dem Stegreife wechselsweise vorgetragen, sondern vollständige, wohlrhythmisirte und componirte Schwänke aufgeführt, bei denen Musik, Gesang und Pantomime zu einem Ganzen sich vereinigten (accepta itaque res saepiusque usurpando excitata, vernaculis artificibus, quia ister Tusca verbo ludius vocabatur, nomen histrionibus inditum; qui non, sicut ante, Fescennino versu similem incompositum temere ac rudem alternis iaciebant, sed impletas modis saturas descripto iam ad tibicinem cántu motuque congruenti peragebant. Vgl. Valerius Maximus: et quia ludius apud eos histrio appellabatur, scaenico nomen histrionis inditum est. paulatim deinde ludicra ars ad saturarum modos perrepsit).

4) Der Fortschritt von jenen lose aneinandergereihten Schwänken zu einem wirklichen Theaterstücke mit einheitlicher Handlung sei durch Livius herbeigeführt worden. Dieser, Dichter und Schauspieler in einer Person, wie es damals allgemein üblich war, habe einige Jahre nach seinem ersten Auftreten, als er zu häufigen Wiederholungen einzelner (lyrischer) Partien veranlaßt, heiser geworden war, einen Knaben anstatt seiner singen lassen, während er, nicht mehr durch die Rücksichtnahme auf seine Stimmmittel gehindert, die in dem Gesange ausgedrückten Gefühle nunmehr um so besser in entsprechender Pantomimik dargestellt habe. Von jener Zeit ab seien diese lyrischen Partien besondern Sängern verblieben, die Schauspieler hätten nur die Wechselreden vorgetragen. (Livius post aliquot annis, qui ab saturis ausus est primus argumento fabulam serere, idem scilicet, id quod omnes tum erant, suorum carmi-

num actor, dicitur cum saepius revocatus vocem obtudisset, venia petita puerum ad canendum ante tibicinem cum statuisset canticum egisse aliquanto magis vigente motu, quia nihil vocis usus impediebat. inde ad manum cantari histrionibus coeptum diverbiaque tantum ipsorum voci relicta. Vgl. Valerius Maximus: a quibus (saturis) primus omnium poeta Livius ad fabularum argumenta spectantium animos transtulit, isque sui operis actor cum saepius a populo revocatus vocem obtudisset adhibito pueri ac tibicinis concentu gesticulationem tacitus peregit.)

5) Neben dieser Kunstform des Livius, deren Darstellung fortan den gewerbsmäßigen Schauspielern vorbehalten blieb, sei jene dilettantische Uebung freier römischer Jugend (s. Stufe 2) fortgesetzt und erweitert worden. Diese Possen, in der Folge Nachspiele genannt, hätten dann insbesondere durch die (Herübernahme der) Atellanen, d. h. dadurch, daß man die atellanischen Charaktermasken auf sie übertrug, einen zusammenhängenden dramatischen Inhalt erhalten.[1]) Diese von den Oskern entlehnte Atellane habe die Jugend nicht in die Hände der Histrionen kommen lassen, weshalb auch die Sitte sich erhalten habe, Darsteller von Atellanen (im Gegensatze zu den handwerksmäßigen Schauspielern) nicht aus der Tribus zu stoßen und zum Kriegsdienst zuzulassen (postquam lege hac fabularum ab risu ac soluto ioco res avocabatur et ludus in artem paulatim verterat, iuventus histrionibus fabellarum actu relicto ipsa inter se more antiquo ridicula intexta versibus iactitare coepit; quae exodia postea appellata consertaque fabellis potissimum Atellanis sunt. quod genus ludorum ab Oscis acceptum tenuit iuventus nec ab histrionibus pollui passa est: eo institutum manet, ut actores Atellanarum nec tribu moveantur et stipendia tamquam expertes artis ludicrae faciant. Vgl. Valerius Maximus: Atellani autem ab Oscis acciti sunt. quod genus delectationis Italica severitate temperatum ideoque vacuum nota est: nam neque tribu movetur nec a militaribus stipendiis repellitur. Zum Schlußsatz vgl. auch Cicero bei Augustin, „De civit. dei" II, 13).

Mit diesem Berichte hat der Historiker sich vergebens bemüht, aus dem Kerne einer gelehrten Ueberlieferung[2]) einen zeitlichen und ursächlichen Zusammenhang herzustellen. Wir werden unten erörtern, was als historisch zu betrachten sein dürfte; Folgendes scheint in Bezug auf die Livianische Combination hervorzuheben zu sein.

Zunächst macht die ganze Darstellung den Eindruck des künstlich Gemachten. Dem zweimal erwähnten Auftreten von Schauspielern wird zweimal die Uebung römischer Jünglinge entgegengesetzt. Zuerst sind es etrurische Schauspieler, die herbeigerufen werden. Sie werden abgelöst durch freie römische Jünglinge, welche ihrerseits nicht bei den religiösen Tänzen der Etrusker stehen bleiben (s. darüber unten). Dann folgen römische Schauspieler, die die Bestrebungen jener aufnehmen und fortführen, ohne sie zu verdrängen; dann wiederum freie römische Jünglinge, neben deren kunstlosen Possenproductionen die nun bereits kunstmäßigere Uebung der Schauspieler von Profession natürlich bestehen bleibt. Zwischen das Auftreten der römischen Schauspieler und das neuerliche Auftreten römischer Jünglinge ist die Einführung des griechischen Dramas durch Livius Andronicus gestellt (darüber s. unten).

Gehen wir noch etwas näher auf den Bericht des Livius ein. An der sicherlich geschichtlich bezeugten Thatsache der Herbeiziehung etrurischer Schauspieler wird festzuhalten sein. Indeß erscheint es unbegreiflich, wie aus jenen doch wol ernsten Tänzen der Etrusker (s. *Dionys. Halic.* Antiq. Rom. I, 20), die ohne Anwendung des gesprochenen oder gesungenen Wortes nicht einmal eine Handlung pantomimisch versinnbildlichten, die zweite Stufe hervorgegangen sein kann, welche freie römische Jünglinge in scherzhaften Stegreifversen, die mit entsprechender mimischer Action verknüpft waren, gegeneinander auftreten läßt. Möglicher-, ja wahrscheinlicherweise blieb das Auftreten der Etrusker ohne jede Wirkung in Rom. Ueberdies läßt sich mit ziemlicher Sicherheit vermuthen, daß mit Tanz verbundene improvisirte Scherze und Neckereien schon seit allerältester Zeit bei besondern Gelegenheiten im Schwange waren, wovon schon oben gesprochen wurde (vgl. *Verg.* Georg. II, 385 fg.; *Hor.* Ep. II, 1, 139 fg.; *Tibull.* II, 1, 55 u. a.). Wahrscheinlich nahm die ursprünglich ganz rohe Stegreifpoesie, deren charakteristisches Merkmal bereits die Wechselrede gewesen zu sein scheint, nach und nach ein etwas mehr geordnetes Wesen an. Es entwickelte sich die satura.

In dieser satura haben wir, wenn nicht alles trügt, den ersten Keim eines einheimischen Lustspiels zu erblicken. Der einheitlichen dramatischen Handlung entbehrend, hätte sie sich möglicherweise ohne die That des Livius Andronicus zum nationalen Lustspiel fortentwickelt. Nach der bereits im Alterthume verbreiteten Ansicht faßt man sie gewöhnlich als ein Allerlei, ein Quodlibet, dagegen deutet Mommsen ihren Namen als den Mummenschanz der vollen Leute (saturi). Was freilich Livius von dieser Form sagt, wird erst von der entwickelten satura gelten können. Denn eine lange Entwickelung ist hier allerdings vorauszusetzen. In dieser entwickelten Gestalt nun mögen die saturae nach Melodie und Tempo bestimmt gewesen sein, in älterer Zeit waren sie es entschieden nicht.

Ueber des Livius Andronicus Einführung des griechischen Dramas sind wir, auch abgesehen von dem Historiker Livius, durch Cicero und andere gut unterrichtet.

---

1) Andere, mir wenig wahrscheinlich, „sie seien den Atellanen hinten angehängt worden". Ich stimme O. Jahn bei, der conserta fabellis potissimum Atellanis als Pendant zu argumento fabulam serere betrachtet: „Die lose aneinandergereihten dialogischen ridicula erhielten durch die fabula, den in Handlung gesetzten Stoff der Atellanen, einen zusammenhängenden Inhalt."
2) Ob Varro? wie O. Jahn, Hermes (1867) II, 225 anzunehmen geneigt ist.

Ueber ihn wird unten näher zu handeln sein; daß aber die Art und Weise, wie der Historiker Livius dieser großen That Erwähnung thut, der Bedeutung derselben nicht entspricht, hat sogar der Fabulist Valerius Maximus gefühlt, der ihr durch seine Fassung viel mehr gerecht wird als Livius selbst, den er doch ausschreibt. Livius macht zur Hauptsache eine wenn auch gewiß historisch bezeugte Anekdote ganz nebensächlicher Natur. Es mag uns dies ein Fingerzeig sein, wie es mit den Quellen des Historikers in dieser sogenannten Geschichte der Anfänge dramatischer Kunst in Rom bestellt war.

Nach der satura hat Livius in seiner fünften Stufe der Atellane Erwähnung gethan. Aber in wie nebensächlicher Art wird auch hier die neue Form angeführt, die doch für die folgende Zeit so überaus fruchtbar werden sollte. Wann, auf welche Veranlassung hin und in welcher Gestalt diese dramatische Form nach Rom kam, von alledem finden wir kein Wort bei ihm. Und doch sind wir wenigstens in Bezug auf die dritte der obigen Fragen nicht so ganz auf die Kunst des Nichtwissens angewiesen, die Quintilian zu den Tugenden eines Alterthumsforschers zählt. Diese in der Hauptsache improvisirte Posse ist zweifelsohne eine der ältesten dramatischen Formen, in welche italische Spottlust sich kleidete. Genannt nach dem früher oskischen, dann campanischen Landstädtchen Atella, hat sie sich, worauf zuerst Goldoni und nach ihm Schlegel in seinen „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" II, 8 fg. aufmerksam gemacht hat, in der sogenannten commedia dell' arte zum Theil mit Beibehaltung derselben Personen aus grauer Urzeit bis auf unsere Tage in Italien erhalten. In jener ältesten illiteraten Form, in der sie in Rom Eingang fand, war sie nichts anderes als ein Maskenscherz, der sich innerhalb des Rahmens von stereotypen, immer wiederkehrenden Personen in bunter Mannichfaltigkeit und toller Laune abspielte. Es war eine Volks- und Bauernposse, die Regionen, in denen sie wurzelte, waren von jeher die untern Schichten der Bevölkerung. Man verabredete einen Plan für den Gang der Handlung im allgemeinen, dessen Ausführung jedoch der improvisirenden Schlagfertigkeit der Mitspielenden überlassen blieb. Wann freilich diese Hanswurstiaden nach Rom kamen, ob erst, nachdem 211 v. Ch. Campanien unterworfen und rechtlich vernichtet worden war, wie Mommsen angenommen hat, ist ungewiß. Ich möchte es sehr bezweifeln, wie ich auch Mommsen's Ansicht nicht für richtig halten kann, daß es überhaupt eine oskische Atellane nie gegeben habe, daß die ganze Gattung von Anfang an rein lateinisch und nichts anderes gewesen sei als eine Krähwinkeliade. Natürlich ist die Notiz Strabo's V, 3, 6 p. 233 C unhaltbar, daß die Sprache der Atellanen noch in Rom oskisch gewesen sei. In Rom wurde diese Stegreifsposse nie anders als lateinisch aufgeführt. Die ganze Erwähnung der Atellane von seiten des Livius scheint keinen andern Grund zu haben, als um hinzufügen zu können, daß die Atellanendarsteller von der nota censoria nicht betroffen wurden. Natürlich nicht, man erkannte sie nicht, weil sie Masken trugen, während die Darsteller der aus dem Griechischen entlehnten Komödie bis nach Terenz' Zeit ohne Masken spielten.

Noch mancherlei Unklarheiten lassen sich in dem Liviusberichte nachweisen, überall fehlt das Archimedische δός ποῦ στῶ, seine Perioden sind nicht als historisch abgrenzbare Entwickelungsstufen des römischen Dramas zu betrachten und nur das eine ist aus der ältesten Zeit sicher, daß es einen einheimischen, dramatischen Keim gab, die satura. Diese aber bahnte nicht nur der Einführung des griechischen Schauspiels den Weg, sondern entwickelte sich durch Herübernahme einer fremden Form zur römischen Atellanenposse. Ja es erscheint mir nicht unmöglich, daß neben jener zur Atellane gewordenen satura auch eine der ursprünglichen Gestalt ähnliche satura Sprossen trieb und daß auf diese die Einführung des spätern Mimus zurückzuführen ist.

Der Schöpfer des kunstgemäßen römischen Dramas wurde der Grieche Livius Andronicus, indem er, der als Kriegssklave nach Rom gekommen war, kurz nach Beendigung des ersten Punischen Krieges im J. 240 v. Chr. der Sitte seiner Heimat gemäß ein griechisches Stück auf die Bühne Roms verpflanzte. Seine Neuerung bestand lediglich darin, daß er das Stück in Rom lateinisch aufführte (s. *Cic.*, Brut. c. 18 und nicht ganz genau in der Zeitangabe *Gell.*, N. A. XVII, 21, 42). Fraglich bleibt, ob das erste von Livius aufgeführte Stück eine Komödie oder eine Tragödie war, denn in beiden Gattungen erwies sich Livius thätig. Nachdem aber einmal die ersten schwachen Versuche den Beifall der Menge gefunden, wuchs und erstarkte die römische Komödie, begünstigt und gefördert durch den Hebel der noch im Laufe des 6. Jahrh. der Stadt an Zahl zunehmenden scenischen Spiele und eilte einer baldigen Blüte zu. Denn weder der Ehrgeiz des festgebenden Adels noch die Schaulust der Menge ließ sich an diesen Festtagen an alten Stücken genügen.

Die Originale der von Livius auf die Bühne Roms verpflanzten Komödien gehörten ohne Zweifel, wie die der folgenden Dichter, der neuen attischen Komödie, dem Muster des Lustspiels für alle Zeiten, an, der sie ja auch zeitlich am nächsten standen. Livius Andronicus ist somit der Erfinder der sogenannten fabula palliata, der Komödie im pallium, d. h. griechischen Stoffes, im Gegensatze zu der national-römischen fabula togata, die erst später aufkam. Ueber die Art der Nachbildung gibt uns zwar nicht das halbe Dutzend Verse oder vielmehr Verstheile, die sich von den Komödien des Livius erhalten haben, wohl aber seine Nachbildung der Odyssee, von der wir mehr besitzen, ein Urtheil an die Hand. Sie kann nicht anders als roh, steif und ungelenk gewesen sein; erst nach und nach mit dem allmählichen Wachsthum der Bildung näherten sich die römischen Bearbeiter der Feinheit des Originals. Jedenfalls ist der Ausspruch Cicero's bezeichnend: „Livianae fabulae non satis dignae quae iterum legantur" (Brut. 18, 71). Noch zu Terenz' Zeit müssen übrigens die Livianischen Stücke allgemein bekannt gewesen sein, wie das Citat bei Terenz, (Eun. 426) lehrt; s. auch die Bemerkung des

Vopiscus de Numeriano (vgl. Umpfenbach, Terent. praef. p. LXXVII).

Der erste komische Dichter von Bedeutung ist des Livius Nachfolger Cn. **Nävius**, gebürtig wahrscheinlich aus einer latinischen Gemeinde Campaniens, ein Mann selbstbewußten, originellen Geistes, der im Vergleich zu dem unbehülflichen Stammeln seines Vorgängers bereits eine erstaunliche Herrschaft über die Sprache zeigt. In den verschiedensten Gattungen der Poesie sich bethätigend, entfaltete er sein reiches Talent hauptsächlich in der ihm besonders zusagenden Komödie. Er erscheint bald nach dem ersten Auftreten des Livius mit einer Komödie auf der Bühne Roms, die er bis zu der unfreiwilligen Einstellung seiner dichterischen Thätigkeit unumschränkt beherrscht haben mag. Kühnen und unerschrockenen Muthes griff er, ein Anhänger der plebejischen Partei, die Nobilität Roms, die mächtigen Scipionen und Meteller an, die seine Einkerkerung und Verbannung herbeiführten. Von allen Dichtern Roms zeigt Nävius die meiste Verwandtschaft mit Aristophanes, aber nichts ist falscher als die nicht selten ausgesprochene Ansicht, daß er die alte attische Komödie nachgebildet habe. Im Gegentheil trägt das Hundert der meist aus sprachlichen Gründen von den Grammatikern aufbewahrten Fragmente durchaus das der neuen attischen Komödie eigene Gepräge, nur daß er, wie ja auch sein Nachfolger Plautus, nicht selten aus der Rolle fällt. Solchen Illusionsstörungen aber sind die politischen Apostrophen angehörig, von denen soeben die Rede war (s. die Fragmente v. 9, 11, 92 fg., 107, dann die auch im Versmaß an die Parabase erinnernden Verse 108—110, 112 bei Ribbeck). Anderes wird den Prologen entnommen sein. Wer weiß übrigens, ob diese politische Apostrophe nicht auch sein Freund und Gesinnungsgenosse Plautus öfter angewendet haben würde, wenn ihm nicht das harte Schicksal des Nävius vor Augen geschwebt hätte (vgl. Cicero bei Augustin, „De civit. dei“ II, 13).

Aber nicht in sprachlicher Beziehung allein erwies sich Nävius als ein Meister der Form. Er war es, wenn nicht alles trügt, der im Verein mit seinem größern Nachfolger Plautus auch in metrischer Hinsicht in ganz neue Bahnen einlenkte. Er ist mit einem Worte der Begründer der **Polymetrie** des römischen Dramas, denn auch die **Tragödie** des Ennius, Pacuvius und Accius steht in dieser wie in anderer Rücksicht durchaus unter dem Einflusse der Komödie. Der metrischen Einfachheit des griechischen Originals hat er und mit ihm in erhöhtem Maße Plautus eine erstaunliche Mannichfaltigkeit der Rythmen gegenübergestellt und damit manche Schattenseite der römischen Nachbildung wett zu machen verstanden. Gesteigert wird unsere Bewunderung durch den Umstand, daß er, für eine Anzahl metrischer Gebilde wenigstens, die Muster bei den Griechen überhaupt nicht vorfand; Oktonare, wie sie neben (iambischen und trochäischen) Septenaren, Anapästen und Kretikern sich aus Nävius' Komödien erhalten haben, hat es ja im griechischen Drama überhaupt nie gegeben. Freilich verschwindet diese metrische Productionskraft gar bald wieder; bereits Terenz trägt ein weit einfacheres, den Griechen auch in dieser Hinsicht ähnlicheres Gepräge.

Ueber das bereits von Nävius und nach ihm von Plautus, besonders aber von Terenz angewandte Verfahren der Verarbeitung **zweier** griechischer Originale zu **einem** römischen Stücke (Contamination) s. unten zu Terenz. Des Nävius Titel sind theils griechische (Acontizomenos, Agrypnuntes, Colax, Glaucoma), theils lateinische, wie sie mit Plautus zur Regel wurden (Dementes, Dolus, Figulus u. a.), auch hat er die bei Plautus und in der spätern literarischen Atellane so häufige Titelform auf die Endung aria (Corollaria die Kranzkomödie, Testicularia, Tunicularia). Die meisten Fragmente haben sich aus der Tarentilla erhalten.

Den **Höhepunkt** der fabula palliata bezeichnet das Dreigestirn **Plautus, Cäcilius, Terentius**. Sie unterscheiden sich auch insofern von ihren Vorgängern, als sie lediglich als Palliatendichter aufgetreten sind. Die Stoffe ihrer Stücke sind natürlich ganz dieselben wie die ihrer griechischen Originale, hauptsächlich Menander, Philemon, Diphilus und Apollodor. An andern Quellen haben sich die Palliatendichter nicht genährt, auch Plautus nicht, von dem man dies lange Zeit angenommen hat. Namentlich ist die dorische Komödie des Epicharm durchaus unter den Quellen des Plautus und der Palliatkomödie überhaupt zu streichen. Vielleicht dürfte sich eine Einwirkung dieses Dichters auf eine bestimmte Richtung der **altattischen** Komödie nachweisen lassen (s. des Unterzeichneten Abhandlung „De Cratete et Pherecrate novae comoediae Atticae praecursoribus“, Leipzig 1877, p. 10 sq.), ein directer Einfluß desselben auf die **römischen** Komödiendichter hat niemals stattgefunden. Auch mit der Rhinthonica, die man als Quelle für den Amphitruo des Plautus angesehen, hat diese mythologische Posse nichts zu thun.

Ueber das Verfahren nun, welches die Dichter der Palliaten bei der Bearbeitung der griechischen Originale eingeschlagen haben, ist hier noch kurz zu handeln. Nicht unterrichtet sind wir in dieser Beziehung über die ältesten Komödiendichter Roms, obwol schon frühzeitig die Erkenntniß dessen, was wirksam war, die Dichter geleitet haben muß. Dagegen macht sich ein großer Unterschied zwischen Plautus und Terenz geltend, während Cäcilius, soweit wir urtheilen können, in dieser und in anderer Beziehung zwischen beiden die Mitte hielt. Plautus, ein Dichter durchaus selbstschöpferischen Geistes, behandelt die Originale ganz frei, dem geringen Bildungsstande seiner Zeit entsprechend, die einen gröbern, niedrigern Ton zu einem Bedingniß des Erfolgs machte, dagegen erscheint die Komödie des Terenz im ganzen und großen als eine viel sklavischere Copie des Originals. Selbst weit weniger originell, konnte er seinen Zeitgenossen, die sich inzwischen der griechischen Cultur in die Arme geworfen hatten, viel eher das unverfälschte attische Salz bieten. Aus den 26 Stücken beider aber, die sich von der Palliate nicht nur, sondern überhaupt von der römischen Komödie einzig und allein erhalten haben, müssen wir leider auch unsere Kenntniß der neuen attischen Ko-

mödie schöpfen, die sie in mehr oder minder freier Weise nachahmen.

Auf eine Charakteristik des Plautus und Terenz selbst kann es hier nicht ankommen (s. die besondern Artikel), hier ist nur im allgemeinen über den Fortschritt zu sprechen, den die römische Komödie durch sie gemacht hat.

Die Komödie des **Plautus** hat das ganze 6. Jahrh. der Stadt beherrscht. Bei der großen Beliebtheit einerseits, welcher sich die auf die niedern Stände Roms berechnete Art des Dichters erfreute, und bei der Art der Erhaltung andererseits, die, bei den Komödien älterer Zeit wenigstens, lediglich durch die Bühnenexemplare geschah, ist es leicht begreiflich, daß der Name fabula Plautina zum Gattungsnamen wurde, unter dem sich auch unechtes Gut zum Theil von zweifelhaftem Werthe barg. Noch zu Gellius' Zeit waren etwa 130 Stücke unter des Plautus Namen vorhanden. Der apokryphe Dichter **Plautius**, dem man einen Theil derselben zuzuschreiben geneigt war, ist nichts als eine Erfindung der spätern Zeit. Indeß hat es schon frühzeitig gelehrte Thätigkeit unternommen, das Echte vom Unechten zu scheiden. Nach Aelius Stilo hat besonders **Varro**, der größte Kritiker Roms, sich um die Authentität der plautinischen Komödien unsterbliche Verdienste erworben. Das Genauere s. unter Art. Plautus und Ritschl, „Die fabulae Varronianae des Plautus", Parerg. 73—245. Die von Varro als unzweifelhaft plautinisch bezeugten 21 Stücke sind wir so glücklich noch gegenwärtig zu besitzen mit Ausnahme der erst im 6. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung verloren gegangenen „Vidularia" (bruchstücksweise im Codex Ambros. erhalten). Es sind in alphabetischer Ordnung: „Amphitruo", „Asinaria" (die Eselskomödie), „Aulularia", (Topfkomödie), „Bacchides" (die beiden Schwestern Bacchis), „Captivi", „Casina", „Cistellaria" (Kästchenkomödie), „Curculio", „Epidicus", „Menaechmi" (die Zwillinge), „Mercator", „Miles gloriosus", „Mostellaria" (die Gespensterkomödie), „Persa", „Poenulus", „Pseudolus", „Rudens", „Stichus", „Trinummus" (das Dreigroschenstück), „Truculentus" (der Grobian).

Die Mehrzahl dieser zwanzig Komödien sind **Intriguenstücke** (motoriae), für die man überhaupt zu allen Zeiten in Rom eine große Vorliebe gehabt haben muß. Zu den vorzüglichsten derselben zählen: „Mostellaria", „Pseudolus" und „Bacchides", denen sich in zweiter Reihe der „Miles glor." anschließt. Unter den **Charakterstücken** (statariae) nimmt die „Aulularia" zweifelsohne den höchsten Rang ein. Ein Muster der Zufallskomödie sind die Menächmen. Mehr dem Gebiete des Schauspiels gehört das Rührstück „Captivi" an, einzig in seiner Art steht der „Amphitruo" da, den wir als mythologisches Lustspiel bezeichnen dürfen. Wahrscheinlich ist er im Gegensatze zu allen andern Stücken des Plautus einem Stücke der sogenannten mittlern attischen Komödie nachgebildet, in der diese Götterparodien sehr beliebt waren. Freilich hat sich auch die *νέα* ihrer nicht ganz enthalten. Im ganzen und großen finden sich auch bei den übrigen Komödiendichtern der Römer nur wenige Titel, die man auf diese Gattung des mythologischen Lustspiels beziehen könnte. Aus der Palliate würde dazu nur der „Aethrio" (oder „Aetherio") des Cäcilius zählen, wenn nur der Titel feststünde und wir überhaupt mehr über das Stück wüßten, als die fünf vorhandenen Einzelverse besagen. Dagegen scheint in der sullanischen Zeit die literate Atellane des Pomponius und Novius mythologische Stoffe öfter behandelt zu haben; vgl. des erstern „Agamemno suppositus", „Marsya", des letztern „Hercules coactor".

Ueber die Schattenseiten der plautinischen Stücke, hauptsächlich ihre Mängel im Bau, kann hier nicht näher gesprochen werden, ebenso kann aber auch nur im Vorübergehen der großen Verdienste gedacht werden, die sich der Dichter erworben hat um die Ausbildung der Sprache, in der ihm von allen Kunstrichtern die Palme zuertheilt wird, sowie um die Vervollkommnung der Versmaße, die, in größter Mannichfaltigkeit angewandt, sich den Situationen aufs glücklichste anpassen. Daß sich auch in dieser Beziehung Plautus keineswegs als sklavischer Nachbildner der Griechen erweist, wurde oben bereits erwähnt.

Keins von seinen Stücken ist übrigens ganz in der Gestalt auf uns gekommen, in der sie aus der Hand des Dichters hervorgegangen sind. Es ist dies eine Folge der bereits oben erwähnten Art der Erhaltung derselben vermittels der Bühnenexemplare und der Wiederaufführung der Stücke in nach-plautinischer Zeit. Die Theaterdirectoren der Mitte des 2. vorchristlichen Jahrhunderts, welche die vom Publikum von neuem begehrten Stücke wieder auf die Bühne brachten, glaubten Zeit- und Localanspielungen ändern, unwirksam gewordene oder ihnen erscheinende Partien durch Neudichtungen ersetzen zu müssen, ja man blieb nicht bei **einer** Umänderung stehen: eine spätere Aufführung setzte wieder anderes an die Stelle des bereits Geänderten. Wurde dadurch das Plautinische an den meisten Stellen verdrängt, so blieb es an andern Stellen neben der Umarbeitung stehen: daher die vielen miteinander unvereinbaren Doppelpartien, der doppelte Schluß des „Poenulus" (vgl. den Doppelschluß der Terenzischen „Andria"). Auch die uns erhaltenen 14 Prologe rühren in ihrer jetzigen Gestalt nicht von Plautus her, wenngleich einzelnes in ihnen sicherlich (namentlich die Erzählung des Inhalts) aus dem ursprünglichen Prologe des Dichters herübergenommen ist. Noch im 2. und 3. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung mögen Leser und möglicherweise auch Darsteller plautinischer Stücke einzelnes verunstaltet haben: denn nicht nur gelesen wurden die plautinischen Stücke bis in die spätesten Zeiten, auch von Aufführungen einzelner Stücke dieses Dichters wie auch des Terenz wird uns berichtet, z. B. des „Amphitruo" noch im 4. und 5. Jahrh.

Unter des Plautus jüngern Zeitgenossen kommt **Ennius** als Komödiendichter fast gar nicht in Betracht, dagegen bezeichnet der Gallier **Statius Cäcilius**, nach 194 n. Chr. dichtend und frühzeitig gestorben, in gewisser Beziehung unleugbar einen Fortschritt der Pal-

liate. Obwol in der Sprache hinter seinem großen Vorgänger merklich zurückstehend, richtete er sein Hauptaugenmerk auf einen strengern und geregeltern Bau der Stücke, worin ihm dann Terenz gefolgt ist. Den Inhalt eines seiner Stücke, des „Plocium", aus dem sich auch die meisten Fragmente erhalten haben, vermögen wir mit Hülfe der Analyse, die Gellius II, 23 von demselben gibt, in den Hauptzügen uns zu construiren. Die Anfänge seiner literarischen Thätigkeit wurden mit Ungunst aufgenommen und hauptsächlich der Hülfe des für ihn eintretenden Theaterdirectors Ambivius Turpio (s. *Terent.*, Hecyr. prol. II, 6 sq.) hatte er es zu danken, daß er durchdrang. Sechzehn von vierzig Stücken (soviele Titel sind wenigstens bekannt) sind dem Menander nachgebildet. Er bildet den Uebergang von den rein lateinischen Titeln des Plautus zu den rein griechischen des Terenz, jedoch mit entschiedener Hinneigung zu letzterm.

Von den ältern Komikern sind noch zu nennen Trabea, Atilius, Aquilius, dessen Komödie „Boeotia" so große Aehnlichkeit mit Plautus hatte, daß selbst Varro geneigt war, sie diesem Dichter zuzusprechen, ferner Licinius Imbrex, Juventius und der Gegner des Terentius Luscius Lavinius (Lanuvinus). Unter ihnen schließt sich Atilius der griechischen Titelbildung an (Misogynos), die Titel des Aquilius und Licinius sind Eigennamen, gestatten also keinen Schluß auf die Art der Titelbildung. Daß dagegen die jüngern, mit Terenz gleichzeitigen Dichter Juventius und Luscius nur griechische Titel haben, versteht sich von selbst. Würden wir nun berechtigt sein, aus der veränderten Fassung des Titels auf eine Veränderung der innern Beschaffenheit der Stücke zu schließen, eine Voraussetzung, die nicht allzu kühn erscheint, so wäre es Cäcilius gewesen, der, anfangs ganz auf plautinischer Bahn wandelnd, sich dann allmählich emancipirt und durch immer nähern Anschluß an griechische Art und Weise endlich die Stufe herbeigeführt hätte, auf der die Römer mit gänzlicher Selbstentäußerung sich in eine fremde Kunstgattung heineinzuversetzen und ein unvermischt griechisches Kunstwerk mit Empfänglichkeit aufzunehmen im Stande waren (Ritschl, Parerg. p. 145 Anmerkung *).

Die vollständigste Aneignung des Hellenismus zeigt erst der als afrikanischer Sklave nach Rom gekommene Terentius, der dimidiatus Menander, wie ihn Cäsar nennt. Alle von ihm auf die Bühne gebrachten Stücke sind auf uns gekommen, nämlich: „Andria", „Eunuchus", „Hautontimorumenos", „Phormio", „Hecyra" und „Adelphi". Meist nach Menander, die „Adelphi" freilich unter Mitbenutzung einer Scene aus dem Anfange der „*Συναποθνήσκοντες*" des Diphilus, nur „Phormio" und wie es scheint „Hecyra" nach Apollodor. Die lächerliche Notiz der Suetonischen „Vita Terenti", der aus Griechenland zurückkehrende Dichter sei mit 108 von ihm übersetzten Stücken des Menander im Meere umgekommen, wird im Artikel Terentius zu besprechen sein.

Eigenthümlich ist das von Terenz jedenfalls in viel ausgedehnterem Maße als von seinen Vorgängern Nävius, Plautus und Ennius angewendete Verfahren der Benutzung zweier griechischer Originale. Er hat in einigen seiner Stücke („Andria", „Eunuchus" und „Adelphi") aus einem zweiten griechischen Originale ähnlichen Inhalts passende Figuren und Scenen, die das im übrigen nachgebildete Hauptoriginal nicht enthielt, in seine Nachbildung herübergenommen, ohne Zweifel um die Wirkung seiner Stücke zu vergrößern. Die Gegner des Dichters nannten dieses Verfahren Contamination, Verunstaltung. Ob man dasselbe auch in nach-terenzischer Zeit angewendet hat, ist unbekannt.

Der bereits oben angedeutete Unterschied des Terenz von seinem Vorgänger Plautus bezieht sich sowol auf die Composition der Stücke im allgemeinen, die zwar ungleich sorgfältiger, aber auch weit weniger derbkomisch ist als die plautinische, als auch auf den mehr auf die Gebildeten berechneten Ton der Sprache. Kein Wunder, daß Cicero, der seine Verse meist auswendig citirt, Quintilian u. a. ihm den Preis zuerkennen, wie ja schon der, wie es scheint, kurz nach Terenz' Tode geborene Afranius in einem Prologe ausruft: Terenti numne similem dicent quempiam? Daß die ganze metrische und scenarische Technik einer Terenzkomödie durchaus verschieden ist von einer plautinischen, leuchtet selbst bei einer flüchtigen Vergleichung beider ein: es wird dieser Punkt unten noch mit einem Worte zu berühren sein; doch darf hier nochmals hervorgehoben werden, worüber schon oben gesprochen wurde, daß in Bezug auf kunstmäßige Handhabung der Metra von Plautus zu Terentius ein unendlicher Rückschritt zu verzeichnen ist, wenn auch freilich die spätere Zeit diesen Umstand nicht anerkennen mochte.

Vortrefflich ist die Erhaltung der Terenzkomödien. Die mächtigen Freunde, deren sich der Dichter schon bei der Schöpfung seiner Dichtungen als Helfer bediente, wachten nach seinem frühzeitigen Tode auch für die Reinerhaltung dieser Werke. Umdichtungen und Ueberarbeitungen einzelner Stellen nach des Dichters Tode finden sich deshalb bei Terenz nicht, mit Ausnahme etwa des sogenannten zweiten (ja sogar eines dritten!) Andriaschlusses. Zudem scheinen die Stücke nicht blos durch die Theaterexemplare sich erhalten zu haben, wie dies bei Plautus der Fall war.

Der letzte bedeutende Dichter der Palliatkomödie ist Turpilius, erst gegen Ende des 2. Jahrh. v. Chr. gestorben (103 v. Chr.), aber möglicherweise schon früher verstummt. Nächst Cäcilius haben sich von ihm die meisten Fragmente erhalten, die freilich in der Hauptsache von dem Grammatiker Nonius citirt, bei ihrer Geringfügigkeit und Kurzathmigkeit über die Eigenart des Turpilius nur wenig Aufschluß zu geben vermögen. Jedenfalls war mit dem Ablaufe des 6. Jahrh. der Stadt die Zeit für Neuschöpfungen in der Palliate vorbei; über die an diese Zeit sich anschließende Nachblüte plautinischer Kunst wurde oben gesprochen. Ueber die ganze Menge der Palliaten haben wir keine Nachricht, doch dürfte dieselbe sicherlich die Zahl 300 erreicht oder überstiegen haben.

Wir glaubten im Vorstehenden Abstand nehmen zu müssen von den uns erhaltenen Urtheilen der Alten über die Dichter der Palliate. Es sind uns deren fast über einen jeden derselben erhalten. Doch würde die Erwähnung dieser Urtheile eine längere Auseinandersetzung erfordert haben, als diese Uebersicht sie zuläßt. Kommt es ja doch hier vor allem auf die Festsetzung des jedesmaligen Standpunktes an, von dem aus der betreffende Kunstrichter urtheilt. Im übrigen s. die Specialartikel. Nur eines Gesammturtheils wird hier Erwähnung gethan werden müssen, eben weil es ein Gesammturtheil ist. Es ist dies der sogenannte Kanon des Volcatius Sedigitus, eines jedenfalls dem Anfange des 1. Jahrh. v. Chr. angehörigen, sonst aber unbekannten Kritikers. Aus seinem Werke „De poetis" hat uns Gellius XV, 24 eine Rangordnung der Palliatendichter in 13 Senaren erhalten, nach welcher dem Cäcilius die Palme zutheil wird, während die übrigen in folgender Reihe genannt werden: Plautus, Nävius, Licinius, Atilius, Terentius, Turpilius, Trabea, Luscius und (antiquitatis causa) Ennius. Freilich ist bezüglich des Maßstabes, von dem der Kritiker bei der Beurtheilung ausgegangen ist, trotz einer nicht unbedeutenden neuern Literatur über diese Verse nichts mehr zu ermitteln (unrichtig ist sicherlich Ladewig's Urtheil, der diesen Maßstab in der größern oder geringern Originalität suchte), wofern wir nicht annehmen wollen, daß rein subjective Gründe ihn geleitet haben. Im übrigen vgl. noch über die hauptsächlichsten Komödiendichter die beiden Urtheile des Varro bei Charis. 241, 28 fg. K. und bei Non. poscere. Um unsere Kenntniß der Palliate wie um die der dramatischen Literatur der Römer überhaupt hat sich vor allen Fr. Ritschl die größten Verdienste erworben. Die Fragmente der Palliate s. bei O. Ribbeck, „Comicorum Romanorum praeter Plautum et Terentium fragmenta" (Leipzig 1873), p. 3—130.

Ob die von Varro erwähnten Komödien des Quintipor Clodius Palliaten waren, dieser also unter die Nachzügler dieser Kunstform zu rechnen wäre, muß dahingestellt bleiben; wenn dagegen sogar aus Augusteischer Zeit berichtet wird von „Graecis fabulis eleganter in sermonem latinum conversis Surdini ingeniosi adolescentis" (*Senec.* Suas. VII, 12), so kann es sich nur um Stilübungen handeln, nicht um Dichtungen zum Zweck von Bühnenaufführungen.

Gegen die Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. war die Palliate an dem Ziele ihrer Entwickelungsfähigkeit angelangt. Das Volk, nach stärkeren Reizmitteln lüstern, als die ethische, alles Drastischen bare Komödie des Terenz und seiner Zeitgenossen bot, wandte sich jetzt den neu auftretenden lustigeren Gattungen der **Togate**, **Atellane** und schließlich dem **Mimus** zu.

Mit der **Togate**, einer Kunstform, die in ihren ersten Anfängen wenigstens noch in des Terenz Zeit zurückreicht, sollte der Versuch gemacht werden, zu einem kunstgemäßen Nationallustspiel zu gelangen, freilich in strenger Anlehnung an die Technik der Palliate. Sie setzt an die Stelle einer griechischen, in Athen selbst oder doch in einer griechischen Pflanzstadt sich abspielenden Handlung italisches, zumeist latinisches Volksleben. So finden wir Setia, Ferentinum, Veliträ und andere Landstädte in Roms Nähe, auch Brundisium als Ort der Handlung, ob auch Rom selbst, ist zweifelhaft. Mommsen leugnet es („Röm. Gesch." I[7], S. 906, Anm.) mit Berufung darauf, daß togatus in der technischen Sprache den Italiker im Gegensatz nicht blos zu dem Ausländer, sondern auch zu dem römischen Bürger bezeichne. Auch das Verschwinden dieser Komödiengattung bringt er mit der Ausdehnung des Bürgerrechts auf ganz Italien in Verbindung, wodurch den Lustspieldichtern die latinische Inscenirung verloren gegangen sei. Eine Satire auf römische Verhältnisse, die Teuffel in seiner „Römischen Literaturgeschichte" der Togate zuschreibt, kann ich in den Fragmenten nicht finden.

Die Togate wird, insofern sie das Leben der untern Stände schildert, auch mit dem Namen tabernaria bezeichnet. Leider sind wir über die Entwickelungsstufen dieser Kunstform nur sehr unvollkommen unterrichtet; auch fehlen größere Fragmente gänzlich. Indeß muthet uns selbst aus den einzelnen Versen, die Grammatikersorgfalt uns erhalten, in den beiden ältern Vertretern dieser Gattung ein lustiger frischer Ton von volksthümlicher, vielfach an Plautus erinnernder Derbheit an. Die Frauen treten in den Titeln wie in den Bruchstücken ungleich mehr hervor, als es in der Palliate der Fall ist, durchaus entsprechend der ihnen in Rom durch Sitte und Gesetz eingeräumten Stellung, dagegen spielen die Sklaven eine viel untergeordnetere Rolle.

Die Hauptvertreter dieser Gattung sind der schon genannte **Titinius**, **Quintius Atta** und vor allen **Afranius**. An den zwei erstgenannten rühmt Varro, indem er sie in dieser Beziehung mit Terenz zusammenstellt, die feine Charakterzeichnung (ἤθη). Funfzehn Komödientitel sind von Titinius überliefert, von denen neun nach Frauenrollen benannt sind: „Die **Zwillingsschwester**" (Gemina), „Die **Juristin**" (iurisperita), „Proclia"? (ein Name), „Die **Stieftochter**" (privigna), „Die **Harfenistin von Ferentinum**" (psaltria oder Ferentinatis), „Die **Setinerin**" (Setina), „Die **Flötenbläserin** (tibicina), „Die **Veliternerin**" (Veliterna) und ein ganz verstümmelter weiblicher Titel; nur sechs tragen Männernamen: „Barbatus" (?), „Der **Blinde**" (caecus), „Die **Walker**" (fullones), „Hortensius", „Quintus", „Varrus" (?) (der Krummbeinige?).

In des Vorgängers Fußstapfen trat Atta (gest. 78 v. Chr.), von dem 12 Titel bekannt sind, während **Afranius** allgemein für das Muster der Togate gilt. Den Witz, die Anmuth und Eleganz seiner Sprache rühmten die Alten besonders, ja der Augusteischen Zeit erschien er als der römische Menander (*Horat.*, Ep. II, 1, 57). Sein literarischer Nachlaß bestand aus mindestens 44 Stücken — wenigstens sind uns so viel Titel erhalten, noch zu Nero's Zeit wurde sein „Incendium" aufgeführt. Bezeichnend für ihn wie für die Frage nach der Selbständigkeit der Togate überhaupt ist des Dich-

ters eigenes Geständniß, welches Macrobius aus dem Prologe der „Compitalia“ überliefert hat:

Nicht nur Menandern hab' ich vieles nachgeahmt;
Sobald ich etwas selbst nicht besser machen konnt',
Nahm ich's von einem andern, was mir brauchbar schien,
Und wär's ein röm'scher Dichter.

Die Sammlung der Togatenfragmente s. bei Ribbeck S. 133—222.

Ihr Ende fand die Togate, nachdem sie sich gegen ein Jahrhundert auf der Bühne Roms behauptet hatte, durch die Einführung der Atellane in die Literatur. Verschwunden war zwar diese seit uralten Zeiten in Italien heimische Poesie niemals völlig (s. oben); sie behielt ihren Platz unter den Volksbelustigungen Roms, obwol sie, wie es scheint, auf die Kreise des Vorstadtpublikums beschränkt blieb und das Gebiet dilettantischer Uebung nicht verließ. Den Sprung auf die Bühne wagte sie erst in Sullanischer Zeit durch Pomponius und Novius. Erst von dieser Zeit ab darf man von einer Atellane als Literaturzweig sprechen.

Pomponius aus Bononia, dessen Blüte in den Anfang des 1. Jahrh. v. Chr. gesetzt wird, also in eine Zeit, in welcher die Togate noch nicht völlig erloschen war, scheint der ältere, originellere und fruchtbarere von beiden gewesen zu sein. Gegen 70 Titel kennen wir von ihm, während von Novius nur 42 Titel überliefert sind. Die Fragmente beider sind zu unbedeutend, auch nicht charakteristisch genug, als daß wir ein Urtheil über sie zu fällen berechtigt wären. Den erstern rühmt Vellejus, indem er ihm ausdrücklich die Erfindung der Gattung zuschreibt (novitate inventi a se operis commendabilem) seiner Gedanken wegen (sensibus celebrem), tadelt jedoch seine Ausdrucksweise (verbis rudem); des letztern witzige und überraschende Einfälle lobt Cicero. Eine Hauptrolle, auch in den Titeln, spielen natürlich bei beiden Dichtern die stehenden oskischen Charaktermasken, aus denen sich ja die Atellane in ihrer illiteraten Gestalt entwickelt hat (den Figuren der commedia dell' arte, dem arlechino, brighella, pantalone, dottore u. a. zu vergleichen), der Maccus, der häßliche, dumme, gefräßige und lüsterne Hanswurst, der, in die verschiedensten Situationen versetzt, anderer Vergehen schließlich mit seinem Buckel büßt (vgl. die Titel des Pomponius „Maccus“, „Macci gemini“, „Maccus miles“, „Maccus sequester“ [der Vermittler], „Maccus virgo“ und des Novius „Maccus“, „Maccus copo“, „Maccus exul“), dann der schwatzhafte, verschlagene, unverschämte und listige Bucco (vgl. des Pomponius „Bucco adoptatus“ und „Bucco auctoratus“; auch im „Aruspex vel Pictor rusticus“ desselben Dichters [so möchte ich den Titel schreiben] kommt ein Bucco vor), ferner Pappus, der eitle, geizige und am Ende geprellte Alte (vgl. „Hirnea Pappi“ [Pappus' Schenkkanne], „Sponsa Pappi“, „Pappus agricola“ und „Pappus praeteritus“ des Pomponius, in dessen „Pictores“ sich ebenfalls ein Pappus findet; auch Novius schrieb einen „Pappus praeteritus“), und endlich Dossennus, der pfiffige, betrügerische Charlatan und Beutelschneider, ein Buckelinski (vgl. des Novius „Duo Dossenni“, auch in des Pomponius „Campani“ und „Philosophia“ kam er vor). Ueber diese Hauptfiguren der Atellanen s. Munk, „De fabulis Atellanis“ (Leipzig 1840), S. 28—38.

Außer diesen Charaktermasken werden in der literaten Atellane der genannten Dichter die verschiedenen Stände persiflirt und carikirt: Bauern, Fischer, Walker, Müller, Winzer, Aerzte, Wahrsager, Kuppler, Possenreißer, Spieler, Hetären u. a. Andere Stücke behandelten die Sitten von Völkerschaften aus der Nachbarschaft Roms, Campani, oder auch von entfernter wohnenden Völkern, Galli transalpini. Hierzu rechne ich auch die Titel des Pomponius „Syri“ und möglicherweise des Novius „Phoenissae“. Eine ganz eigenthümliche Art der Atellanen waren endlich die mythologischen Stücke, von denen schon oben die Rede war, dazu des Pomponius „Agamemno suppositus“, „Marsya“ u. a., auch Schreckgestalten, Popanze aller Art kommen vor; vgl. des Pomponius „Pytho Gorgonius“ und des Novius „Mania medica“.

Es ist eine Fülle humoristischer Genrebilder, ein lustiges und tolles Stück Volksleben, das diese Charakterstücke bieten, die freilich, wenn sie auch an komischen Scenen und Situationen, an schlagenden Einfällen, ja selbst an persönlichen Anzüglichkeiten reich waren, doch dem Plumpen, Zotigen und Gemeinen nicht aus dem Wege gehen konnten, wollten sie anders auf die große Masse wirken. Daher begreifen wir, daß das gebildete Publikum Roms in älterer Zeit wenigstens sich von der Atellane fern hielt.

In metrischer Beziehung finden wir in den Fragmenten die Maße der Palliate, doch scheint es mir etwas zweifelhaft, ob noch Kretiker und Bacchеen Anwendung fanden. Was den scenischen Apparat der Atellane betrifft, so wurde sie von Anfang an mit Masken gespielt (s. oben). Daß diese Stücke übrigens mit ihrem Eintreten in die Literatur auch von gewerbsmäßigen Schauspielern dargestellt wurden, ist zwar nirgends überliefert, aber glaubhaft. Unter den Kaisern werden ausdrücklich professionsmäßige Atellanendarsteller erwähnt.

Um das Ende der Republik sah sich die Atellane auf kurze Zeit durch den inzwischen auch literat gewordenen Mimus verdrängt, der nunmehr mit den noch übrigen Gattungen der Komödie um die Herrschaft ringt. Aber schon unter Tiberius' Regierung entsteht eine Nachblüte dieser dramatischen Form. Als Wiedererwecker wird uns ein im übrigen ganz unbekannter C. Mummius genannt (C. Mummius . . . diu iacentem artem Atellaniam suscitavit, *Macrob.* Sat. I, 101). Tiberius vertrieb zwar die Atellanenspieler aus Rom, aber bald kehrten sie zurück und noch Hadrian ließ Atellanen aufführen. In dieser Zeit werden sie neben den Mimen als exodium, d. h. als heiteres Nachspiel ernster Stücke verwandt (vgl. *Sueton.*, Tib. 45). Insofern hat der Grammatiker Diomedes recht, sie dem griechischen Satyrspiele zu vergleichen, mit dem sie im übrigen keine Aehnlichkeit hatten. Die Fragmente s. bei Ribbeck S. 225—276.

Den Endpunkt der römischen Komödie bildet der Mimus. Man hat denselben — mir sehr wenig wahrscheinlich — in Verbindung gebracht mit den griechischen, jedoch nicht scenischen Mimen des Syrakusaners Sophron, eines Zeitgenossen des Sophokles. Livius erwähnt ihn nicht; daß er jener alten dramatischen Satura verwandt war oder aus ihr hervorging, wurde bereits oben vermuthet. Mit den Atellanen hat der Mimus trotz mancher unterscheidender Merkmale doch auch wieder nicht wenige Berührungspunkte, sodaß man sehr wohl eine gemeinsame Quelle beider dramatischen Formen annehmen kann.

Als unterscheidend von der Atellane muß das Ueberwiegen der Gesticulation bezeichnet werden, die sich in Grimassen, Gesichts- und Gliederverrenkungen überbot, um auf das Zwerchfell der Zuschauer zu wirken (vgl. *Cic.* De or. II, 61, 251: Quid potest esse tam ridiculum quam sannio est? Sed ore, vultu, imitandis moribus, voce, denique corpore ridetur ipso). Nicht minder kommt das Fehlen der Masken im Mimus in Betracht. Außerdem hatte er nur einen Hauptdarsteller, den archimimus, neben welchem die nur secundirenden Nebendarsteller eine mehr passive Rolle spielten. Dazu kam, daß in diesen Stücken auch Frauen (mimae) auftraten, während ja in allen andern Arten der Komödie die Frauenrollen ausnahmslos durch Männer gespielt wurden. Seit Cicero's Zeit werden viele solcher mimae genannt, z. B. Cytheris, die Freundin des Antonius, ferner Origo, Lycoris, Dionysia, Arbuscula und andere uns in den Inschriften erhaltene Namen. Als eine besondere Eigenthümlichkeit des Mimus (ob von Anfang an der Gattung anhaftend, ist zu bezweifeln) erscheint die Fülle von Sentenzen und sentenziösen Wendungen, die von der Folie des zotigen und scurrilen Inhalts um so greller abstechen mußten (vgl. dazu den Ausspruch des Seneca, „De tranq. anim.“ 11, die Sprechweise der Mimen sei nur auf die Galerie berechnet [verba ad summam caveam spectantia], aber in dem Kothe befänden sich die kostbarsten Perlen).

Dagegen sind erhebliche Berührungspunkte der Mimen mit den Atellanen die Entnahme der Stoffe aus dem gemeinen Leben, das Schmuzige in Sprache, Handlung und Inhalt überhaupt (Ehebruch, Diebstahl, Betrügereien und Schelmenstreiche aller Art), sodaß sich z. B. Cicero Vorwürfe macht, daß er bei den Festspielen Cäsar's gelassen die Stücke des Laberius und Publilius angehört habe. Auch typische Persönlichkeiten kamen vor (natürlich nicht die personae oscae), wie z. B. der Dummrian (stupidus) und der Grimassenschneider (sannio). Sogar mythologische Parodien gab es hier wie dort (von Laberius „Lacus Avernus“ und „Necyomantia“), namentlich werden dieselben in der Kaiserzeit häufig. Hier wie dort finden sich auch persönliche Anzüglichkeiten aller Art, die selbst die Höchstgestellten nicht verschonten. Auf einen kunstvollen Bau der Stücke wird weder dort noch hier besonders geachtet (*Cic.* Phil. II, 27 persona de mimo, modo egens, repente dives und der späte Lydus, Mag. I, 40: *μιμικὴ . . . τεχνικὸν ἔχουσα οὐδέν*). Außerdem haben beide, Mimus wie Atellane, eine langdauernde illiterate Periode durchgemacht, bevor sie in die Literatur eintraten.

Bereits der Dictator Sulla scheint Mimen verfaßt zu haben, für solche halte ich wenigstens die von Nicolaus Damascenus (unter Augustus) erwähnten *σατυρικαὶ κωμῳδίαι τῇ πατρίῳ φωνῇ γραφεῖσαι*. Die berühmtesten Mimendichter aber sind Laberius und Publilius der Syrer. Ersterer ein römischer Ritter, der von Cäsar als sechzigjähriger Mann gezwungen wurde, auf der Bühne aufzutreten. Außer dem bei dieser Gelegenheit gehaltenen meisterhaften und wahrhaft ergreifenden Prologe, den uns Macrobius (II, 7, 3) aufbewahrt hat, kennen wir 44 Titel von ihm, die auch ohne die immerhin unbedeutenden Fragmente beweisen würden, daß der Mimus die Erbschaft aller vorausgehenden Komödiengattungen angetreten hatte: für alle vorher üblichen Titelformen, die der Palliate sowol als der Togate und auch der Atellane finden sich Belege unter den Laberischen Titeln. Daß des Laberius Mimen neben vielem Schmuz, den er mit der ganzen Gattung gemein hat, zuweilen auch einen höhern Flug nahmen, sei noch besonders hervorgehoben.

Sein jüngerer Zeitgenosse Publilius der Syrer trat unter ungeheuerm Beifall in Italien als Mimendichter und Improvisator auf (*Macrob.* II, 7, 7). Ueber seine Stücke ist fast nichts bekannt. Die aus denselben schon frühzeitig (1. Jahrh. der christl. Zeitrechnung) ausgezogenen Sentenzen haben hauptsächlich seinen Namen der Nachwelt überliefert.

Außer diesen beiden Hauptvertretern werden als Mimendichter noch genannt Matius, der gleichen Zeit wie Publilius angehörig, und Nucula; in die erste Kaiserzeit fallen ein gewisser Atticus, ein Catullus, Lentulus, Hostilius, dann Vergilius, Romanus, M. Pomponius Bassulus, Marullus, Aesopus und Aemilius Severianus, ohne daß wir über sie auch nur im geringsten unterrichtet wären. Der Magnesier Philistion, der um den Anfang unserer Zeitrechnung in Rom Mimen verfaßte, schrieb wahrscheinlich griechisch, kommt also hier nicht in Betracht. Die Fragmente des Mimus s. bei Ribbeck S. 279—359.

Nachdem sich in der Kaiserzeit, wie schon erwähnt, die Grenzen der beiden allein noch übrigen Komödiengattungen, der Atellane und des Mimus, immer mehr verwischt hatten, gewöhnte man sich schließlich daran, die Geberdensprache als das allein Wichtige zu betrachten. Der gesprochene oder gesungene Text hörte auf, es vollzog sich der Uebergang des Mimus in den Pantomimus.

So hatte die römische Komödie den Kreislauf vollendet, den sie, vom Geberdenspiele und Tanze ausgehend, durch die Stufen der satura, Palliate, Togate, Atellane und schließlich des Mimus zum Pantomimus durchzumachen bestimmt war. Aeltestes und Neuestes berührt sich hier wie so oft im Leben der Völker in merkwürdiger Aehnlichkeit.

Es erübrigt noch über die einzelnen Theile der Komödie zu sprechen. Es ist selbstverständlich, daß das Folgende sich in der Hauptsache auf die Palliate bezieht, von der ja eben allein ganze Stücke sich erhalten haben, doch findet das meiste auch Anwendung auf die übrigen Formen der ausgebildeten Komödie.

Die Theile der römischen Komödie sind *prologus*, *diverbium* und *canticum*.

Den Prolog nahmen die Römer wol gleich mit der Einführung der Palliate aus der neuen attischen Komödie herüber (schon die sogenannte mittlere Komödie der Attiker kennt ihn) und so begegnen wir denn bereits einem Prologe zum „Acontizomenos" des Nävius, (Acontizomenos fabulast prime proba), wobei freilich zugegeben werden muß, daß dieser Prologvers auch aus einer spätern Aufführung des nävianischen Lustspiels herrühren kann.

Euanthius, der Verfasser der Abhandlung „De tragoedia et comoedia", zählt vier verschiedene Arten von Prologen auf, dieselben lassen sich aber auf zwei Hauptformen zurückführen: den Argumentprolog, der gewissermaßen den Zweck unserer Theaterzettel erfüllt, und den persönliche Angelegenheiten des Dichters behandelnden Prolog. Letzterer läuft gemeiniglich auf Vertheidigung des Dichters gegen neidische Zunftgenossen hinaus. Ersterer Art sind die meisten Prologe des Plautus, letzterer sämmtliche des Terenz. Mit diesem Dichter scheint übrigens die Entwickelung des Prologs zu einem Abschlusse gelangt zu sein. Alle folgenden Dichter schließen sich im wesentlichen der terenzischen Form an: so der Togatendichter Afranius (Prolog zu den „Compitalia"), der Atellanendichter Pomponius (... „poema placuit populatim omnibus", Ribbeck v. 182) und der Mimendichter Laberius, von dessen berühmtem Prologe bereits oben die Rede war. Der Sprecher des plautinischen Prologs war entweder eine Person des Stücks („Amphitruo", „Mercator", „Miles gloriosus") oder eine allegorische Figur („Aulularia", „Cistellaria", „Rudens", im „Trinummus" sogar deren zwei) oder endlich ein eigener Prologsprecher, selbst schlechthin prologus genannt. Die Terenzprologe sind sämmtlich von diesem prologus gesprochen, mit Ausnahme des Prologs zum Hautontimorumenos, den der Theaterdirector selbst sprach (s. noch Wieseler, „Denkmäler des Bühnenwesens", Göttingen 1851, Tafel X, Nr. 8 und dazu S. 72). In zwei Stücken des Plautus („Miles glor." und „Cistellaria") vertreten übrigens Mittelscenen des Stücks selbst den Prolog; einige plautinische Stücke entbehren des Prologs vollständig: „Epidicus", „Mostellaria", „Persa", „Stichus" und „Curculio" (der jedoch inmitten des Stücks eine Art Parabase hat), der Prolog der „Bacchides" ist möglicherweise mit dem Anfange des Stücks verloren gegangen. Daß übrigens von den erhaltenen 14 plautinischen Prologen kein einziger in der vorliegenden Gestalt ganz der Hand des Dichters angehören kann, ist bereits oben angedeutet worden. Der Trinummusprolog ist der bündigste und geschmackvollste von allen, geht also in der Hauptsache wol auf den Dichter selbst zurück, während die meisten andern zur Zeit der Nachblüte plautinischer Kunst entstandenen Prologe (Mitte des 2. Jahrh. v. Chr.) an geschwätziger Breite, lästigen Wiederholungen, auch Mangel gehörigen Zusammenhangs und vorzüglich an frostiger Witzhascherei leiden (Ritschl, „Parerg." 236). Von der terenzischen „Hecyra" haben sich zwei Prologe (der erste lückenhaft) erhalten. Um die Prologe der Palliate hat sich nach Ritschl vorzüglich Dziatzko große Verdienste erworben.

Das Stück selbst zerfällt in *diverbia* und *cantica* (s. dazu auch Diomedes, „Gramm. Lat." I, p. 491 K. und Donat in den „Einleitungen zu Terenz' Komödien"). Ueber die Bedeutung dieser beiden Bezeichnungen haben erst die Forschungen Ritschl's [„Rhein. Museum" Bd. 26 (1871), S. 599 fg. und Bd. 27 (1872), S. 186 fg. = „Opusc. phil." III, p. 1 fg.] und unabhängig von ihm Bergk's [„Philologus" Bd. 31 (1872), S. 229 fg. = „Opusc. phil." I, p. 192 fg.] genaueren Aufschluß gegeben. Es haben sich nämlich in den Handschriften BCD und auch E des Plautus namentlich zu den Stücken „Trinummus", „Poenulus", „Pseudolus", und „Truculentus" [s. Ritschl a. a. O.], aber auch zu „Amphitruo", „Asinaria", „Captivi", „Curculio", „Casina", „Cistellaria" und „Epidicus" [über letztern s. „Asinaria" ed. Goetz et Loewe praef. p. XIII sq.] neben den Scenenüberschriften Reste einer ohne allen Zweifel auf die plautinischen Bühnenexemplare selbst zurückgehenden Semeiosis erhalten in Gestalt der Zeichen DV C und C. Auch in den Handschriften des Terenz, die dem Donat vorlagen, fand sich diese Parepigraphe, während in den auf uns gekommenen Handschriften fast nichts derart erhalten ist (nur Phorm. II, 4. DV im cod. P). Daraus erhellt, daß sich die beiden Ausdrücke canticum und diverbium nur auf den Vortrag der betreffenden Partien mit oder ohne Musikbegleitung beziehen. Keineswegs ist also diverbium schlechthin mit Dialog gleichbedeutend.

Als *diverbium* werden vielmehr lediglich die in iambischen Senaren verfaßten Scenen bezeichnet (sogar die monologischen!). Sie wurden gesprochen ohne Musikbegleitung. Alles übrige heißt canticum. Die *cantica* aber zerfallen in zwei Klassen: cantica in weiterm und in engerm Sinne, obgleich die alten Techniker für beide Gattungen nur die eine Bezeichnung haben. Jene, gebildet von den Scenen in trochäischen Septenaren, waren Melodramen, sie wurden gesprochen mit musikalischer Begleitung; diese, die cantica in engerm Sinne, sind alle lyrischen, aus freiern oder gemischten Metren bestehenden Scenen, sie wurden unter Begleitung der Musik gesungen. Ob diese cantica im engern Sinne mehr unsern Recitativen (wie Ritschl annimmt) oder unserm Arioso glichen, kann hier nicht erörtert werden. Ich glaube allerdings, daß letzteres, wenn auch nicht durchgehends, der Fall war.

Man hat übrigens in neuester Zeit für diese lyrischen Canticascenen die Dreitheiligkeit des Baus annehmen zu sollen geglaubt mit Berufung auf eine Notiz Donat's, von den mutatis modis cantici [Zeichen

MMC] und vielleicht auch mit Rücksicht auf die Dreitheiligkeit der Lyrik überhaupt. Indeß die Versuche, diese Dreitheiligkeit noch heute nachzuweisen, sind nicht gelungen und werden nicht gelingen. Zudem, was gewinnen wir auch aus einer Zerfällung dieser cantica in ganz ungleiche Theile, wenn dieselbe nicht auf der allein sichern Basis der uns leider verlorenen Musik ruht? Praktische Consequenzen aus einer so zweifelhaften Sache zu ziehen, halte ich wenigstens für durchaus gefährlich. Etwas anderes wäre es, handelte es sich um eine in die Augen springende Responsion, wie in den Chören des griechischen Dramas. Aber daran ist ja in der römischen Komödie nicht im entferntesten zu denken.

Daß übrigens die lyrischen Monodien seit Livius Andronicus die ganze folgende Zeit hindurch von einem besondern Sänger vorgetragen worden seien, während der Schauspieler zu dessen Gesange nur gespielt habe (s. die anfangs angeführte Liviusstelle), ist ein noch immer von vielen getheilter Aberglaube, den Bergk mit vollem Rechte zurückgewiesen hat (a. a. O. I, p. 200, Anm. 10).

Natürlich haben schon die griechischen Originale der Palliate ihre diverbia und cantica gehabt, aber schon ein flüchtiger Blick auf die Fragmente Menander's und der andern Dichter der neuen Komödie lehrt das Vorherrschen des iambischen Trimeters, also das Ueberwiegen der gesprochenen über die melodramatischen, bez. gesungenen Partien. Daß die ältern römischen Palliatendichter, Plautus obenan, durch diese grundsätzliche Veränderung der Metra des Originals einen Ersatz zu bieten gesucht haben für die gewiß von ihnen klar erkannte Vergröberung des Originals, davon war schon oben die Rede (s. unter Nävius). Namentlich in der plautinischen Zeit wurden die cantica als die Blüte des ganzen Stücks angesehen, aber auch der der griechischen Feinheit ungleich näher stehende Terenz konnte sich der Vorliebe des Publikums für diese Verbindung des Worts und der Musik nicht entziehen.

Im übrigen gilt das über canticum und diverbium Gesagte ebenso von der gleichzeitigen Tragödie wie von der Togate, ja es deuten nicht wenige Anzeichen darauf hin, daß auch die Atellane und der Mimus diese Technik sich zu Nutze gemacht haben, wenngleich mehr in der Art des Terenz.

Ein Wort ist noch hinzuzufügen über die Eintheilung der Komödien in Acte. Zunächst ist die Frage zu stellen, ob die Dichter selbst ihre Stücke in Acte getheilt haben. Dieselbe ist entgegen den Untersuchungen Spengel's („Die Acteintheilung der Komödien des Plautus", München 1877), wie ich glaube, zu verneinen. Es war für jene Zeit auch keinerlei Nöthigung vorhanden, einen Unterschied zu machen zwischen einem Scenenschlusse, bei welchem die Bühne leer wurde — und fast in allen Stücken wird die Bühne öfter als viermal leer — und einem Actschlusse, da ja in dieser Zeit kein Theatervorhang existirte und bei jedem Leerwerden der Bühne Musik ertönte. Daß der Ausdruck primo actu im Hecyraprologe sich nicht auf eine Acteintheilung bezieht, leuchtet ein (im Anfange der Aufführung), auch Horaz' Regel, Ep. II, 3, 189: „Neu sit quinto productior actu fabula" wird fälschlich hierauf bezogen: sie gilt nur der Tragödie. Donat hat allerdings die Eintheilung in fünf Acte, klagt aber über die Schwierigkeit der Acteintheilung (s. „Argum. Andr.", vgl. auch Euanthius, „De trag. et com."). Nach seinem Vorgange haben in der Zeit der Wiedererweckung der Wissenschaften italienische Herausgeber eine Eintheilung der plautinischen und terenzischen Komödien in fünf Acte aufgestellt, die aber, zum Theil gänzlich verfehlt, von den neuern vielfach geändert worden ist. In unsern Plautus- und Terenzhandschriften findet sich von einer Acteintheilung keine Spur.

Dagegen hat sich die für die Bühnenaufführung wichtige Sceneneintheilung in allen Handschriften erhalten. Es ist unzweifelhaft, daß dieselbe schon in den alten Bühnenexemplaren sich vorfand und aus ihnen in unsere Handschriften übergegangen ist (vgl. A. Spengel, „Scenentitel und Scenenabtheilung in der lateinischen Komödie", Sitzungsber. der bair. Akademie der Wissensch. 1883 philolog.-historischer Klasse, Heft 2, S. 257—298).

Die Musik zu den Stücken theilt sich 1) in reine Instrumentalmusik, *Ψιλὴ αὔλησις* (Ouverture und Intermezzi) und 2) die Musik zu den melodramatischen Stücken und den Gesangspartien. Musikverständige Hörer vermochten bei Wiederholungen älterer Stücke schon aus der Ouverture zu erkennen, welches Stück gespielt werden würde (*Cic.*, Acad. II, 7, 20). Von der instrumentalen Theatermusik, die natürlich ebenso wie die Texte selbst aufgeschrieben wurde, ist gar nichts auf uns gekommen, von den Gesangsnoten der lyrischen Theile dagegen, die sicherlich in den Bühnenexemplaren über den Worten vollständig verzeichnet waren, haben sich merkwürdigerweise die griechischen Notenzeichen eines einzigen iambischen Octonars bei Terenz erhalten [Hecyra II, 4, 21 (861) im Codex Victorianus]. Ausgeführt wurde die Instrumentalmusik durch eine Doppelclarinette, die verschiedener Art war (tibiae pares und impares, dextra und sinistra (Sarrana). Der Abschluß der Stücke erfolgte stets mit Musikbegleitung (nur der erste Schluß des plautinischen „Pönulus" und der zweite der terenzischen „Andria" schließen mit Senaren, also ohne Musik ab.

Als Componist der Musik zu Terenz erscheint in den Didascalien derselben ein sonst unbekannter Flaccus Claudi (nämlich libertus), von den plautinischen Stücken ist nur der Componist des 200 v. Chr. aufgeführten „Stichus" bekannt: Marcipor Oppii (s. Studemund, „De actae Stichi Pl. tempore" in Comment. philol. in honorem Theod. Mommseni p. 800 (21).

Von Schauspielertruppen (grex oder caterva) ist aus plautinischer Zeit nur die des T. Publilius Pellio bekannt, der zugleich als Träger der Hauptrolle (actor primarum) auftrat (s. Studemund a. a. O.), aus terenzischer Zeit die des Ambivius Turpio und des Atilius aus Präneste. Sie traten unmaskirt auf, erst nach Terenz kamen Masken auf (darüber schon oben). Ueber

andere berühmte Komödienspieler, die Zahl der in der Komödie verwandten Schauspieler, für welche die griechischen Personensiglen einen Anhalt geben, die sich in einigen Handschriften des Plautus und Terenz finden und anderes s. den Artikel Römisches Theater. Die unzulänglichen und zum Theil unklaren Nachrichten über den ganzen Costümapparat der neuen attischen Komödie, der zumeist wol auch für die Palliate gilt, finden sich gesammelt bei Wieseler, „Denkmäler" S. 70[b]—80[b]; über die Kleidung der Schauspieler ebenda S. 79[a]—80; s. auch die daselbst wieder abgedruckten Bilder zweier Terenzhandschriften Taf. X aus dem Vaticanus C und dem Ambrosianus F des Terenz; in einer dritten Terenzhandschrift, dem Parisinus P, sind Masken in einem Repositorium abgebildet (s. Wieseler, Taf. V, Nr. 28 und dazu S. 43[b] fg.). *(Th. Hasper.)*

Komoren, s. Comoren.

KOMORN (ungar. Komárom, eigentlich Rév-Komárom, d. h. Hafen-Komorn), Stadt in Ungarn, am östlichen Ende der großen Schüttinsel, in dem Winkel, welchen die Waagdonau, d. h. der Neuhäusler oder Kleine, mit der Waag und dem Neutraflusse vereinigte Donauarm und die Große oder Raaber Donau bei ihrer Vereinigung bilden. Die Stadt ist eine königliche Freistadt und bildet als solche eine eigene vom Comitat unabhängige Municipalität. Sie ist im Osten, Norden und Westen von den verschiedenen Festungswerken umgeben, und nur die südliche Seite derselben liegt frei und unmittelbar an der Donau, die dort eine 2000 Schritt lange Insel bildet. Den Mittelpunkt der Fortificationswerke bildet die alte Festung, die auf der äußersten Inselspitze liegt. Darin befinden sich die Depots, Dampfmühlen, Bäckereien, Waffenfabriken, eine Kanonengießerei, die Pulver- und Munitionsvorräthe. Diese alte Festung wird im Westen durch die Werke der später erbauten neuen Festung gedeckt; am nordwestlichen Eck der letztern, 200 Met. nordöstlich vom Wartthurme, steht das aus Stein gemeißelte Standbild einer Jungfrau, die in der rechten Hand einen Lorberkranz hält, mit der linken aber ein Schnippchen schlägt; am Socel ist folgende Inschrift zu lesen: „Nec arte, nec marte." Von den Wällen dieser Befestigungswerke werden die Uebergänge über die Donau und Waag beherrscht. Die Brückenköpfe sind zu beiden Seiten, der alten Festung gegenüber, angelegt. Der Waagbrückenkopf besteht aus einer Reihe von Redouten, die mehrere hundert Schritte oberhalb der Waagmündung beginnen und sich halbkreisförmig bis zum Donauufer, Alt-Szöny gegenüber, ausdehnen. In ähnlicher Weise ist der Brückenkopf auf dem rechten Donauufer zwischen Alt- und Neu-Szöny angelegt. Aus diesen Werken bestand die Festung Komorn bis zum Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts; in neuerer Zeit wurden dann noch weitläufige Außenwerke hinzugefügt. Ein Theil derselben erstreckt sich im Westen der Stadt von der Waag bis zur Donau; dieser Theil wird die „Palatinallinie" genannt. Dem Donauanschlusse derselben gegenüber liegt oberhalb Neu-Szöny der Weinhügel Monostor, der höchste Punkt der Hügelkette, welche Neu-Szöny und den Brückenkopf am rechten Donauufer im Halbkreise umschließt. Von diesen Anhöhen kann man die Uebergänge der Donau beherrschen und die gegenüberliegende Stadt nebst Festung beschießen. Deshalb wurden dieselben seit dem Herbste 1848 unter der damaligen ungarischen Regierung mit Schanzen und Redouten versehen, die man dann später noch vermehrte und vergrößerte. Auch die oben erwähnte Elisabethinsel zwischen der Stadt und Neu-Szöny ist mit Brustwehren und Batterien versehen; endlich ist auch die innerhalb des Festungsrayons gelegene Waaginsel befestigt. So ist diese, inmitten großer Flüsse und ausgedehnter Sümpfe erbaute Festung eins der stärksten Bollwerke des Landes; sie gilt von altersher für uneinnehmbar. Sie kann in ihren weitläufigen Verschanzungen an 30,000 Mann, außerdem 10,000 in den Kasernen und ebensoviel in den überaus festen Kasematten beherbergen.

Die Stadt Komorn liegt vor der neuen Festung, von der sie durch ein schmales Glacis getrennt ist. Sie erstreckt sich von Osten nach Westen in der Gestalt eines länglichen Vierecks. Von außen sieht man nur die Thürme und einige emporragende Gebäude. Eine Schiffbrücke verbindet die Stadt mit dem rechten Donauufer bei Neu-Szöny. Die Stadt ist ziemlich unregelmäßig gebaut, mit meist krummen und schmuzigen Gassen. Die meisten Wohnhäuser sind ebenerdig. Die Hauptgasse beginnt im Westen an der Donau und erstreckt sich ostwärts bis zum Glacis. Es befinden sich darin die meisten Gewölbe und die bemerkenswerthesten Gebäude: das Sparkassengebäude, die große St.-Andreaskirche nebst dem Benedictinerkloster, die St.-Johanniskirche, die griechische Kirche, das Josephhospital. Am östlichen Ende der Gasse liegt der Hauptplatz mit dem Rathhause. Auch das im J. 1816 erbaute Comitathaus ist ein ansehnliches, zwei Stock hohes Gebäude. An der nördlichen Seite desselben liegt das große Arbeitshaus der Sträflinge, in welchem 150—180 Gefangene mit ihren Werkstätten untergebracht werden können. Von den erwähnten Kirchen ist die St.-Andreaskirche besonders wegen ihrer Größe bemerkenswerth, indem sie 5 bis 6 tausend Menschen faßt. Der Grundstein zu derselben wurde im J. 1748 gelegt, im J. 1763 stürzten die beiden Thürme derselben infolge eines Erdbebens ein und begruben viele Menschen unter ihren Steintrümmern; am 17. Sept. 1848 verheerte eine große Feuersbrunst die Kirche, sodaß sie mehrere Jahre als Ruine dastand und erst im J. 1860 wieder eingeweiht werden konnte. Das an dieselbe angeschlossene Kloster ist ein einstöckiges, mit großen Sälen und Corridoren versehenes Gebäude; es wurde von den Jesuiten erbaut, gehört aber jetzt den Benedictinern. Das ehemalige Franciscanerkloster ist ein ungeheures Gebäude, welches aus einer großen Kirche, außerordentlich vielen Zimmern und einem großen Hofe besteht. Es wurde für das Militärärar expropriirt und wird jetzt als Proviantmagazin, als Kaserne und Kanzlei benutzt. Von den Militärgebäuden ist besonders der große „Offiziers-Pavillon" sehenswerth, vor demselben dehnt sich eine mit großer Sorgfalt gepflegte Promenade aus.

Die Römisch-Katholischen besitzen vier Kirchen, die Protestanten der Helvetischen und Augsburgischen Confession je ein Gotteshaus, die Israeliten haben eine Synagoge und ein Bethaus.

Außer den Volksschulen befindet sich in Komorn ein vierklassiges Untergymnasium unter der Leitung der Benedictiner, ferner eine Kinderbewahranstalt unter der Aufsicht der Barmherzigen Schwestern.

Die Gemarkung der Stadt ist verhältnißmäßig klein und besteht zum Theil aus sumpfigen Wiesen, Weiden und Röhricht, sodaß die Landwirthschaft der Bevölkerung nur geringe Erwerbsquellen bietet. Ehemals blühten der Handel und die Gewerbe, gegenwärtig sind auch diese ziemlich unbedeutend. Verschiedene Verhältnisse wirkten zusammen, infolge deren Komorn in Verfall gerieth. Von wem und wann die Stadt und Festung zuerst gegründet wurden, darüber ist ein noch nicht gelüfteter Schleier ausgebreitet. Die Festung ward erst im J. 1318 eine königliche Burg, die Stadt erhielt bereits in den Jahren 1275—78 ihre Privilegien. König Matthias I. ließ die Festung renoviren und vergrößern. Als die Türken zum ersten mal Wien belagerten, fiel Komorn ihnen in die Hände, denn Ferdinand's I. feige Besatzung hatte sie ohne Vertheidigung übergeben. Hardek entriß sie jedoch den Türken noch im J. 1529; von nun an blieb die Festung Komorn fortwährend in dem Besitze Ferdinand's I. und seiner Nachfolger. Die Stadt hing ganz von den Launen der jeweiligen Festungscommandanten ab, die besonders seit 1670 die Protestanten mit Grausamkeit verfolgten. Erst im J. 1745 wurde sie wieder in die Reihe der königlichen Freistädte aufgenommen und so ward sie auch von der Willkür der Festungscommandanten befreit. In den Jahren 1763, 1764, 1765, 1783, 1822 und 1832 wurde sie von mehr oder minder heftigen Erdbeben heimgesucht, trotzdem nahm sie einen bedeutenden Aufschwung, die Bevölkerung vermehrte sich, Handel und Verkehr blühten auf, namentlich entwickelte sich der Handel mit Bauholz, Getreide und Mehl. Die Stadt besaß gegen 300 Donauschiffe, die zum Theil auch daselbst gebaut wurden. Die Einführung der Dampfschiffahrt auf der Donau verdrängte nach und nach den Verkehr mittels der kleinen Ruder- und Zugschiffe; der Fruchthandel fand außerdem in Raab einen viel geeigneteren Stapelplatz. So sank der Verkehr in Komorn immer mehr und nur der Holzhandel ist auch jetzt noch bedeutend. Die Ereignisse von 1848 und 1849 schlugen Komorn neue Wunden. Es war der damaligen ungarischen Regierung gelungen, einen zuverlässigen Commandanten zu ernennen, sodaß bei dem Ausbruche der Revolution die Festung in ihren Händen blieb. Während des Winterfeldzugs von 1849 cernirten sie die kaiserlichen Truppen besonders auf dem rechten Donauufer und begannen am 19. März sowol die Festung als auch die Stadt zu bombardiren. Als die großen Mörser in Verwendung kamen, litt die Stadt großen Schaden und die Einwohner mußten sich in die verfügbaren Kasematten der Palatinallinien flüchten oder ihre Zelte auf der Zigeunerwiese aufschlagen. Auch die Besatzung begann bereits zu wanken, als am 21. April der neuernannte Festungscommandant, Richard Guyon, glücklich nach Komorn kam. Nun wurde die große Donau überbrückt und in der Nacht vom 26. April mit größter Vorsicht ein Ausfall der Besatzung ausgeführt. Die überraschte Belagerungsarmee auf dem rechten Donauufer wurde in die Flucht gejagt, und die Besatzung kehrte mit großer Beute in die Festung zurück. Doch schon am 29. Juni 1849 setzte sich die österreichische Armee wieder gegen Komorn in Bewegung, besetzte die Ortschaften Ács, Igmánd und Kisbér und zog sich am 1. Juli gegen das bei Szöny und Monostor befindliche Lager der Ungarn. Am 2. Juli griffen die Oesterreicher bei Sonnenaufgang die Stellung der Ungarn an, wurden jedoch zurückgeschlagen; Görgey erhielt in diesem Gefechte einen Säbelhieb an der Stirn. Am 11. Juli wurde vor Komorn wieder eine blutige Schlacht geschlagen, den Oberbefehl der ungarischen Truppen führte General Georg Klapka, da Görgey infolge seiner Kopfwunde an der Leitung verhindert war. Beide Theile erlitten große Verluste. Görgey mußte bald darauf mit dem größten Theile seiner Truppen abziehen, nun erfolgte die zweite Belagerung von Komorn, das Festungscommando hatte Klapka übernommen. Dieser machte am 2. Aug. einen denkwürdigen Ausfall, der die Déroute der ganzen österreichischen Belagerungsarmee und deren wilde Flucht nach allen Richtungen nach sich zog. Die Sieger kehrten mit unermeßlicher Beute an Munition, Kanonen, Waffen, Pferden und Proviant nach Komorn zurück. Doch konnte dieser Sieg das Schicksal der Insurrection nicht mehr ändern. Görgey hatte am 13. Aug. vor Paskewitsch die Waffen gestreckt; nachdem sich Klapka von der Katastrophe untrügliche Beweise verschafft hatte, blieb ihm keine andere Wahl übrig, als eine Capitulation abzuschließen, in welcher er für die ganze Besatzung ehrenvolle Bedingungen erwirkte. Am 3—5. Oct. erfolgte die Uebergabe der Festung an die kaiserlichen Truppen.

Im J. 1830 zählte Komorn 17,838, im J. 1848 über 20,000 Einwohner, natürlich ohne Besatzung, im J. 1857 dagegen zählte die Stadt nur 11,951 Seelen. Die letzte Zählung (1880) ergab eine Civilbevölkerung von 13,108 Seelen, es sind fast ausschließlich Magyaren und sie bekennen sich größtentheils zur römisch-katholischen Kirche.

Komorn ist die Hauptstadt des nach ihm benannten Comitats und folglich Sitz der Comitatsbehörde und eines königlichen Gerichtshofs. Das **Komorner Comitat** wird von den Comitaten Preßburg, Neutra, Barsch, Gran, Stuhlweißenburg, Raab und Weßprim begrenzt. Die Große Donau theilt es in eine nördliche und südliche Hälfte. Der Flächenraum des Comitats beträgt 2944 □Kilom. Der nördliche Theil ist fast ganz eben, nur im nordöstlichen Winkel desselben gibt es größere Hügelketten, deren höchste Punkte jedoch nur eine absolute Höhe von 180—190 Met. erreichen. Die relative Höhe derselben beträgt nur 60—70 Met. Auch der im Süden der Donau gelegene Theil ist meistens eine einförmige Ebene, doch ist das rechte Ufer der Donau im allgemei-

nen höher als das linke, ferner bilden die Ausläufer des Vértesgebirges an der südlichen und östlichen Grenze des Comitats einige zusammenhängende Berggruppen, die eine absolute Höhe von 480—670 Met. erreichen. Die Gebirgszüge erstrecken sich in der Gegend von Dotis und Almás bis zur Donau. Sie bestehen meistens aus Kalk und enthalten bedeutende Marmorlager. Die höhern Rücken sind mit Laubwald bekleidet, auf den Abhängen sind ausgedehnte Weingärten. Hauptfluß des Comitats ist die Große Donau, ein Nebenarm derselben heißt Tschilis (Csiliz), er bildet mit dem Hauptarme die Kleine Schütt (ungar. Csilizköz), von welcher ein Theil zum Komorner Comitat gehört. Den nördlichen Theil desselben durchschneidet die Waag, die bei Szimö in dasselbe eintritt, bei Gutta die Kleine Donau aufnimmt und bei Komorn in die Große Donau mündet. Den nordwestlichen Theil des Comitats durchströmen noch die Flüsse Neutra und Zsitva; die Neutra vereinigt sich ebenfalls mit der Waag kurz vor ihrer Einmündung in die Donau. Alle diese Flüsse haben ein geringes Gefäll und treten oft aus ihren Betten aus. Die bisher durchgeführten Regulirungsarbeiten, Deiche und Kanalisirungen sind nicht genügend, um die Uferlandschaften, namentlich auch die Stadt Komorn, vor Ueberschwemmungen zu schützen. In der südlichen Hälfte des Comitats gibt es blos kleine Bäche, die der Großen Donau zufließen; sie haben ebenfalls einen trägen Lauf und bilden größere und kleinere Teiche. Die größten seeartigen Teiche befinden sich bei den Marktflecken Dotis und Nagy-Igmánd. In Dotis gibt es auch warme Quellen und lauwarme Teiche. Noch größere Flächen nehmen die Sümpfe und stehenden Gewässer im nördlichen Theile des Comitats ein. Trotzdem ist dasselbe eins der fruchtbarsten Comitate; es producirt besonders viel Getreide, Wein und Obst. Der berühmteste Wein wächst bei der Ortschaft Neszmély, in der Nähe der Donau. Bei Almás befinden sich die berühmtesten Marmorbrüche, bei Zsömle findet man Braunkohlen. Auch die Viehzucht ist bedeutend, besonders nimmt die Pferdezucht eine hervorragende Stelle ein. In Kisbér und auf der Pußta Bábolna befindet sich das berühmte königl. Militärgestüt. Hauptartikel des Handels sind: Getreide, Wein, Obst, Vieh, Bauholz, welches auf der Waag aus den nördlichen Comitaten nach Komorn geflößt wird, ferner Marmor, Wolle, Knoppern, Fische.

Die Bevölkerung des Comitats beträgt 151,699 Seelen, in dieser Summe ist auch die Civilbevölkerung der Stadt Komorn mitgerechnet; davon gehören 93,727 zur römisch-katholischen, 45,437 zur reformirten (calvinischen), 5171 zur evangelischen (lutherischen) Kirche, 7300 sind Israeliten. Der Muttersprache nach gibt es darunter 132,354 Magyaren, 11,690 Deutsche, 10,277 Slowaken; 5450 können noch nicht reden. Des Lesens und Schreibens kundig sind 45,707 Männer und 37,840 Weiber, blos lesen können 1640 Männer und 6954 Weiber, von den über 7 Jahre alten Bewohnern können demnach 18,3, beziehungsweise 26,3 Proc. weder lesen noch schreiben.

In administrativer Beziehung zerfällt das Comitat in vier Bezirke; der dotiser zählt 25, der gesztesér 20, der csalóközer (Große Schütt) 25, der udvarder 24 Gemeinden. Folgende Ortschaften haben eine Bevölkerung von mehr als 2000 Seelen: Dotis (ungar. Tata) 6507, Tóváros 3784, Kisbér 2908, Kocs 3079, Mócsa 3256, Alt-Szöny 2658, Tárkány 2314, Nagy-Megyer 2882, Szimö 2343, Csúz 2046, O'-Gyalla 2523, Naszvad 3122, Perbete 3072, Szent-Péter 2376, Udvard 4035. In O'-Gyalla befindet sich eine Privatsternwarte des Herrn Konkoly. (*J. Hunfalvy.*)

KOMOS ist ursprünglich nur der Schlußtheil eines Schmauses, bei welchem die gewöhnlichen Gesetze der Sitte bereits aufgehoben sind und die fröhlichen, lärmenden Jünglinge sei es an der Stätte des Gastmahls selbst sich ausgelassenen Gesängen hingeben, sei es in lautem, aufgeregtem Zuge singend oder Flöte spielend durch die Straßen der Stadt ziehen. Die Verliebten mögen so an die Thür ihrer Mädchen gezogen sein. Vgl. *Alkaeos*, Fragm. 56; *Hermesianax* v. 47 (s. 146 ed. Bach). Schon frühzeitig mag der Komos gerade mit den Hochzeitsgebräuchen in Zusammenhang getreten sein, da wir ihn wenigstens an der ältesten Stelle der griechischen Literatur (*Hesiod.*, Scut. 281 fg.), wo er vorkommt, wie es scheint, schon als einen usuellen Act der Hochzeitsfeierlichkeiten vorfinden. Während nämlich der eine Theil des Brautgefolges, der sowol aus Jünglingen wie aus Mädchen besteht, den hymenaeos anstimmt und mit diesem Gesange den Hochzeitswagen begleitet, kommen von der andern Seite entgegen lärmende, d. h. tanzende und singende Jünglinge, denen Flötenspieler voranziehen, gewiß die eben von dem rauschenden Festmahle kommenden. Solche Scenen finden sich auf Vasenbildern häufig abgebildet, ebenso wie dort auch einem der Satyrn öfters der Name Komos beigeschrieben ist. Vgl. Müller, „Archäol. d. Kunst" §. 385, 6; O. Jahn, „Vasenbilder" S. 17 f. S. 27. Die Schilderung eines Gemäldes, auf welchem der trunkene und mit gesenkter Fackel im Stehen eingeschlafene Komos dargestellt war, findet sich bei Philostrat, Imag. I, 2 s. 380 Kayser. Wie nun der hymenaeos in der späteren Chorlyrik aus seiner ursprünglich kunst- und regellosen Gestalt zu einer bestimmten Kunstform umgewandelt wurde (nachdem die äolischen Dichter, und besonders Sappho, auch monodische Gesänge dieser Art gedichtet hatten), so wurde auch dem alterthümlichen Komos eine feste Form gegeben. Auffallenderweise aber verliert er ganz seine Beziehung zum Hochzeitsfest, indem er vielmehr für die zuerst von Simonides gedichteten Enkomien und Epinikien verwendet wurde. Während nämlich eine Art derselben auf einer Procession nach dem Heiligthume eines Gottes gesungen wurde, hatten besonders die Enkomien mehr einen sympotischen Charakter und wurden als Tischgesänge aufgeführt, denen dann noch oftmals ein rauschendes Gelag folgte. In ähnlicher Weise sind auch wirkliche Epinikien vorgetragen worden. In eine noch frühere Zeit aber fällt die Anknüpfung der Komödie an diesen ausgelassenen Komosgesang, die ursprünglich nicht nur ausschließlich aus einem Chorgesange bestand, sondern auch zweifellos

ihren Namen von dem ausgelassenen Komos erhalten hat. Vgl. im allgemeinen O. Müller, Gr. Lit. I, 35 und 370, II, 1, 183; Flach, „Geschichte d. griech. Lyrik", II, 634 fg. *(H. Flach.)*

KOMRAT, bulgarische Colonie im russischen Gouvernement Bessarabien, Kreis Bender, unter 46° 18′ nördl. Br. und 46° 19′ östl. L., an der Poststraße von Kischinew nach Akkjerman und am Flusse Jalpuch, mit 4898 Einwohnern und einiger Industrie. Komrat ist der Sitz der Hauptverwaltung der dortigen bulgarischen Colonien. Es wurde in der Nähe einer alten nogaischen Ansiedelung angelegt, die nach den Worten komur-at, d. i. brauner Hengst, benannt war. *(P.)*

KONAK, von dem türkischen Zeitworte konmak, sich niederlassen, sich setzen, bedeutet zunächst allgemein eine Einkehr- und Wohnstätte. Nach dem Bekanntwerden der Türken mit Persern und Arabern wurde das Wort mit dem arabischen Mensil von nasal absteigen identificirt und als Nachtlager auf Reisen gebraucht, woraus sich die fernere Bedeutung Tagereise ergab. In diesem Sinne beträgt ein Konak so viel, wie ein gesundes Pferd, raschen Schritt gehend, seinen Reiter an einem Tage tragen kann, d. h. ungefähr 6 deutsche Meilen, bald mehr und bald weniger, je nachdem sich Ortschaften am Wege finden, in welchen Unterkunft für die Nacht gewährt wird. In Beziehung auf die Organisation des in Ländern, denen unsere Wirthshäuser ganz fehlen, höchst nützlichen Konakwesens sind die orientalische Gastlichkeit und die behördliche Fürsorge für den Verkehr Hand in Hand gegangen; den an den Hauptstraßen liegenden Ortschaften wird seitens der Regierung aufgegeben, zur unentgeltlichen Aufnahme und Bewirthung der Reisenden ein Gemach — allerdings nur vier Wände und eine Feuerstelle, weil der orientalische Reisende sein Bett mit sich führt — in Bereitschaft zu halten. Selbstverständlich heißt dies Gemach oder Häuschen Konak. Beim Anlangen in einem Dorfe fragt also der Reisende nach dem Konak, nicht minder erkundigt er sich nach der Zahl der Konaks bis zu seinem Ziel, und in beiden Fällen wird ihm entsprechender Bescheid. — Konak bedeutet aber auch, ganz abgesehen von aufgenommenen oder aufzunehmenden Gästen, ein großes Haus, ein Herrenhaus. Es erklärt sich dies aus dem Umstande, daß im Orient, und zwar nicht blos bei Mohammedanern, sondern auch bei Christen und Juden, derjenige Theil der Wohnung, in welchem der weibliche Theil der Familie verkehrt, als Harem von Fremden nicht betreten werden darf, und daß bei den beschränkt wohnenden ärmeren und mittleren Klassen das ganze Haus als Harem gilt. Das Haus des Wohlhabenden, des größeren Grundbesitzers, des höheren Beamten, dagegen ist zweitheilig; es besitzt außer dem Harem, der Clausur, auch ein Selamlik, ein Begrüßungs-, d. h. Besuchs-Appartement, woselbst der Hausherr Fremde männlichen Geschlechts empfangen und ihnen den Ikrâm, die Ehrenbewirthung, Tschibuk, Sorbet und Kaffee, angedeihen lassen kann, und wird in diesem Falle Konak genannt. Die Gewährung von Nachtlagern an empfohlene oder befreundete Gäste ist zwar nicht Zweck der Selamlik-Einrichtung, aber auf den an den Wänden herlaufenden Divans leicht zu bewerkstelligen und demnach ein nicht seltenes Vorkommniß, wenn auch keineswegs erforderlich, um ein mit Selamlik versehenes Haus als Konak zu charakterisiren. In einem Lande aber wie die Türkei, welches keinen Adel und kein vom Staatsdienste unabhängiges persönliches oder Familienansehen kennt, konnte in früherer Zeit ein einfacher Privatmann kaum wagen, ein solches Haus zu bewohnen und gleichsam als reicher Mann den Neid herauszufordern. Weil demnach in den Provinzialstädten meistens der Statthalter, Pascha, Sandschak-Begi, Mutessellim u. s. w. der einzige war, welcher einen Konak bewohnte, so wurde es Sitte, mit diesem Worte das Statthalterei-Gebäude mit den daran befindlichen Regierungs-, Verwaltungs- und Polizei-Bureaus zu benennen. Man geht also auf den Konak, um (dem Pascha) einen Besuch abzustatten, man wird auf den Konak citirt, man droht mit einer Klage auf dem Konak. Auch von der Gesammtheit der Insassen wird der Ausdruck gebraucht; man hofft bei einer Lustbarkeit den Konak zu treffen. In der combinirten Bedeutung von Herrenhaus und Einkehrhaus entspricht Konak unserm Hôtel, hospitale, d. i. Einkehrhaus, und das zur gastlichen Aufnahme angesehener Gäste eingerichtete Haus eines Ministers, Gesandten u. dgl. m. Auch das neugriechische Wort spiti Haus, von dem im Mittelalter dem Lateinischen entlehnten hospitium, beruht auf demselben Grundgedanken, nur daß hier der Begriff Herrenhaus zu Haus schlechthin verallgemeinert worden ist. *(G. Rosen.)*

KONARSKI (Stanislaus), einer der bedeutendsten Reformatoren Polens, aus einem alten Geschlechte stammend, Sohn Georg Konarski's, Castellan von Zawichost, wurde 1700 in Zarzyce (in der Wojewodschaft Krakau) geboren und auf der Piaristenschule zu Piotrkow vorgebildet. Nachdem er die Aeltern durch frühen Tod verloren hatte, folgte er dem Beispiele seiner zwei älteren Brüder und trat in den Piaristenorden in Podolinze, wo er sich zum Lehrer ausbildete und wo er auch unterrichtete. Bald ging er nach Warschau und lenkte hier durch seine ungewöhnliche Begabung, durch seine Predigten und durch seine lateinischen Gedichte die Aufmerksamkeit auf sich, in denen er nach dem herrschenden Geschmacke des Zeitalters in panegyrischer Rhetorik Gönner der Piaristen pries. Durch ein solches Gedicht gefeiert, lenkte sein Onkel, Jos. Tarlo, Bischof von Posen, seine besondere Aufmerksamkeit auf den talentvollen und für Rhetorik besonders beanlagten jungen Lehrer, schickte ihn 1725 auf seine Kosten zur weitern Ausbildung nach Rom, wo er in dem besten Piaristencollegium, dem Collegium Nazarenum, der Theologie, Philosophie, der Mathematik und besonders der Rhetorik sich widmete, und wo er nach zweijährigen Studien selbst zwei Jahre lang Unterricht ertheilte. Hier, wo er durch Vergleichung auf den dürftigen Lehrplan, die veraltete Lehrmethode und auf den verwilderten Geschmack der heimatlichen Schulen aufmerksam wurde, legte er den Grund zu seiner bahnbrechenden Reform des öffentlichen Unterrichts in Polen. Weitere Er-

fahrungen sammelte er auf seiner Reise in Oberitalien und während seines Aufenthaltes in Frankreich, besonders in Paris, wo er $1\frac{1}{2}$ Jahre hindurch das Schulwesen studirte und den in der französischen Literatur herrschenden Geschmack durch fleißiges Lesen und noch mehr durch persönlichen Verkehr mit bedeutenden Männern, namentlich Fontenelle, kennen lernte. Der mehrjährige Aufenthalt im Auslande gab ihm auch Gelegenheit, die innern Rechts- und wirthschaftlichen Verhältnisse Italiens und Frankreichs genau zu beobachten und ihre belehrende Seite gegenüber der Unhaltbarkeit der innern Verhältnisse seines Heimatlandes zu prüfen; in Frankreich lernte er auch den Schwiegervater Ludwig's XV., den frühern König von Polen, Stan. Leszczyński kennen, welcher in Chambord und Nancy seinen Studien lebte, Männer von Geist, Ruf und Verdienst um sich versammelte und dessen Hof den geistigen Verkehr zwischen Franzosen und Polen vermittelte. Auf dem Schlosse Chambord hielt sich Stan. Konarski längere Zeit auf und unterhielt sich mit Leszczyński in eingehenden, für beide Seiten anregenden und auch folgenreichen Gesprächen über das, was dem Vaterlande noththue. Als er 1731 nach Polen zurückkehrte, trat er in Verbindung mit dem Kronreferendar, dem nachherigen Bischofe von Kijow und dem Begründer der berühmten Załuski'schen Bibliothek, Jos. Andr. Załuski, welcher den Plan gefaßt hatte, eine vollständige Sammlung der polnischen Reichstagsconstitutionen zu veröffentlichen und sich deshalb an die Piaristenbuchdruckerei wandte, welche seit 1701 das Privilegium hatte, Reichstagsbeschlüsse zu drucken. Obgleich mit einem ähnlichen Werke im Auftrage der Reichsstände Kożuchowski beschäftigt war, verfolgte Załuski, weil Kożuchowski's Arbeit nicht chronologisch und ohne System war, doch seinen Plan mit Beharrlichkeit und fand in Konarski einen eifrigen Mitarbeiter. Nach vielen Bemühungen Załuski's gelang es, den wichtigsten ersten Band (der bis 1550 reichte) im J. 1732 in fol. mit einer historischen Einleitung Konarski's zu veröffentlichen und im nächsten Jahre den zweiten Band folgen zu lassen; zu gleicher Zeit bereitete Załuski ein Inventar vor, welches Ladnowski's Inventarium von 1685 (umfassend 1550—1685) nach zwei Richtungen hin vervollständigen sollte, für die Constitutionen vor 1550 und für solche nach 1685. Die sehr wichtige Arbeit wurde zeitweilig durch die Wirren des Interregnums von 1733 unterbrochen, später dann wieder aufgenommen, unter Konarski's sorgfältiger Leitung 1739 mit der Herausgabe des sechsten Bandes beendigt (später, circa 1780, kamen noch zwei Bände hinzu). — Der Tod August's II. brachte die nationale Partei in Thätigkeit: Leszczyński, der Candidat dieser mit Frankreich haltenden Partei, wurde fast einstimmig zum König gewählt; Konarski nahm an der Wahlangelegenheit Leszczyński's das größte Interesse und widmete sich ihrer Förderung ausschließlich. Zunächst ließ er zwei Broschüren in polnischer Sprache erscheinen, von denen die eine in der Form von Briefen: „Listy przyjacielskie" 1733 die Argumente für die Wahl Leszczyński's und die Vortheile derselben auseinandersetzte, die andere „Rozmowa ziemianina z sąsiadem" 1733 Reformgedanken in Bezug auf die Reichstagsordnung enthielt; er begab sich nach Paris mit der polnischen Gesandtschaft, welche sich mit der französischen Regierung wegen der Förderung der Wahl Leszczyński's verständigen sollte; als aber Leszczyński, der in Danzig erschienen war, durch vordringende russische Truppen und Erfolge derselben am weitern Vorgehen nach dem Innern des Königreichs verhindert wurde und nach Königsberg gehen mußte, begab sich Konarski dorthin, blieb bei Leszczyński bis zur Thronentsagung desselben und begleitete ihn nach Lothringen. Für die dem durch das Herzogthum Lothringen und Bar entschädigten Leszczyński bewiesene Treue belohnte Ludwig XV. Konarski durch Verleihung der Einkünfte zweier Abteien in Frankreich. Jetzt reifte bei Konarski der Plan, in seinem Vaterlande, welches durch den Miserfolg der Candidatur Leszczyński's der Aussicht auf eine den Reformbedürfnissen zusagende Regierung beraubt war, die Reform im Schulwesen durchzuführen und auf diesem Wege den Reformgedanken in die Gemüther der aufwachsenden Generation Eingang zu verschaffen.

In die Heimat zurückgekehrt, widmete er sich dem Lehrfache und nachdem er eine Zeit lang in Krakau docirt hatte, ließ er sich als Lehrer an das Piaristenseminar nach Rzeszow versetzen, um hier nach seinem Sinne und nach dem Vorbilde der besten Piaristenschulen des Auslandes, vornehmlich des Collegium Nazarenum in Rom, Lehrer für die von ihm längst schon geplante Reform des Unterrichts auszubilden: er unterwies sie in den bei dem Unterrichte bis dahin vernachlässigten Unterrichtszweigen, schickte begabte und für den Lehrberuf geeignete junge Piaristen ins Ausland als Begleiter und Mentoren reicher Magnatensöhne, wobei ihm seine verwandtschaftlichen Verbindungen mit vielen angesehenen Gesinnungsgenossen zu statten kamen, und dirigirte andere, die er mit Stipendien aus einem ihm zur Verfügung gestellten Stipendienfonds versorgte, als Candidaten des höhern Schulamts ins Ausland, wo er sie nach ihrer Neigung und Begabung bestimmte Fächer nach genauer Instruction studiren ließ; den gelehrten Buchhändler Mitzler a Koloff in Warschau gewann er, daß er einigen jungen Piaristen Privatunterricht im Griechischen ertheilte. Bald sollte auch eine Musterschule mit dem zeitgemäßen Lehrplane in Warschau ins Leben treten. Schon während seines Aufenthaltes in Rom arbeitete er einen Plan dazu aus nach Maßgabe des im Collegium Nazarenum in Rom üblichen Lehrplans und Lehrmodus und schickte denselben nach Warschau an den damaligen Provinzial mit dem Vorschlage, eine Musterschule in Warschau zu eröffnen, aber der Plan scheiterte an dem Mangel von Geldmitteln und eines geeigneten Gebäudes, wie ein ähnliches Project der Begründung einer solchen Schule in Wilna, welches er an den Rector der Piaristenschule Tyminski in der Hauptstadt von Litauen schickte, an der Abneigung des letztern sich zerschlug, mit dem mächtigen Jesuitenorden in Collision zu treten, nur wenige Aenderungen traten im Lehrplane ein. Jetzt richtete Konarski alle seine Bemühungen dahin, seinen Plan ins Leben treten zu lassen. Finanziell durch seine Einkünfte aus Frankreich sowie durch die Spenden

der nächsten Verwandten unterstützt, miethete er einen Theil der Räumlichkeiten in der Piaristenschule zu Warschau und eröffnete 1740 das Collegium nobilium, dessen Lehrplan, durch wichtige bis dahin vernachlässigte Gegenstände erweitert, von ihm selbst entworfen war, und welches im ersten Jahre zwar auf einen Zögling (Swidziński) beschränkt war, aber durch Bemühungen Konarski's allmählich zu einer von den besten Familien bevorzugten Schule wurde, sodaß manche ihre Söhne von Krakau wegnahmen und nach Warschau in das adelige Convict schickten. Konarski sorgte für gute, im Auslande und unter seiner Leitung gebildete Lehrer und für die besten Lehrbücher, die, aus Frankreich und England bezogen, allmählich ins Polnische übersetzt wurden, da die Vortragssprache die polnische war; er selbst schrieb zwei Lehrbücher, welche für die Geschichte des Schulwesens und die Geschmacksrichtung in der polnischen Literatur epochemachend waren, nämlich eine lateinische Grammatik mit einer (in lat. grammat. Lehrbüchern stets üblichen) „Anleitung zur poln. Orthographie" 1741, und ein Buch über den mustergültigen Stil: „De emendandis vitiis eloquentiae", welches schon 1740 erschienen ist. Das erste, sehr oft herausgegeben und im bewußten Gegensatze zu der in den Jesuitenschulen gebräuchlichen geisttödtenden versificirten lateinischen Grammatik von Alvarez verständig und zweckentsprechend geschrieben, wurde, wiederholt herausgegeben, zu einem sehr verbreiteten Schulbuche und hatte den Vorzug, nachdem es ins Polnische übersetzt worden, unter nachbessernden Modalitäten von der Unterrichtscommission in alle Schulen eingeführt zu werden; das andere war bestimmt, den unnatürlichen, panegyrischen und durch Maccaronismen entstellten, geist- und geschmacklosen Stil aus den Schulen, aus der Poesie und den freien Redevorträgen zu verbannen, wobei Konarski seine eigenen frühern Gedichte und Panagyrici als abschreckende Beispiele hinstellte, und Regeln eines ansprechenden und gefälligen Stils zu geben, wobei auf classische lateinische Muster hingewiesen wurde. In dem zweiten Jahre ihres Bestehens zählte die Schule schon über 20 Zöglinge und Konarski, in der richtigen Voraussicht, daß die Neuheit und die Zweckmäßigkeit der Sache stets neue Schüler heranziehen würde, sorgte im voraus für ein geräumiges Gebäude und legte 1743 feierlich in Gegenwart vieler angesehener Herren den Grundstein zu dem neuen Schulgebäude an der Miodowa in Warschau. Damals war er seit dem Tode Jastrzębski's (gest. 1741) Provinzial der polnischen Piaristenhäuser und nahm als Deputirter derselben am Generalkapitel in Rom 1742 theil. Mit um so größerem Nachdruck und Erfolg konnte er für das Gedeihen seiner Schöpfung sorgen: er bereicherte die Bibliothek des Collegium nobilium, sah darauf, daß die in den Schulplan aufgenommenen Gegenstände der Landesgeschichte, der allgemeinen Geschichte, besonders des Alterthums, Geographie, Philosophie, Mathematik in zweckentsprechender Weise gelehrt würden; regelte die Pflichten der Vorgesetzten, Lehrer, Schüler, deren Bildung und Erziehung sorgfältig den Bedürfnissen derselben als zukünftiger Staatsbürger angepaßt, vorgeschrieben und geleitet wurde, und da die früher üblichen Mittel der geistigen und körperlichen Beschäftigung und der Zerstreuung wie Disputationen und ähnliche Spielereien dem Ernste des Schullebens zum Opfer fallen mußten, so sorgte Konarski für angemessene und bildende Zerstreuung durch specielle Vorschriften, vornehmlich durch Einrichtung einer Bühne, auf welcher meist in der Fastnachtszeit durch Schüler der Anstalt Schauspiele und Tragödien gespielt wurden, die den Geist und das Gemüth zu bilden im Stande waren. Dazu wurden meist polnische Uebersetzungen der bessern französischen dramatischen Werke, auch original-polnische Stücke benutzt, und so traten an Stelle der bei den Jesuiten althergebrachten Schuldialoge, welche zu allegorischen, panegyrischen oder religiösen Declamationen oder Schaustellungen ausgeartet waren, kunstgerechte dramatische Erzeugnisse. Zu gleicher Zeit wurden auch die Piaristenschulen und Seminarien allmählich reformirt. Aber die Ueberanstrengung der Kräfte schwächte die Gesundheit Konarski's: im Sommer 1743 sah er sich genöthigt, in einem Bade in Lothringen Erholung und Stärkung zu suchen. Auf der Rückreise erwirkte er in Dresden bei August III. ein Privilegium für das Collegium nobilium in Warschau und die Zusicherung bedeutender Geldzuschüsse für mehrere Jahre; mehr noch erlangte er von polnischen Magnaten, vornehmlich seinen Verwandten, von denen Joh. Tarlo, Wojewode von Sandomir, außer einer schon früher gespendeten Summe von 114,000 polnischen Gulden noch weitere Zuschüsse gab, theils zum Bau des neuen Convictgebäudes, theils als Stipendienfonds, die Frau Wojewodin Tarlo ein Gut mit zwei Vorwerken im Kreise Radom, und so viele andere. Mit Hülfe dieser reich fließenden Spenden und getragen von dem ihm von verschiedenen Seiten entgegengebrachten Vertrauen, förderte er die Sache seiner Lieblingsschöpfung auf das nachdrücklichste: er machte zunächst den Schaden gut, den während seiner Abwesenheit eine Feuersbrunst in den bisherigen Schulräumlichkeiten, namentlich in der Bibliothek, angerichtet hatte, sodann brachte er den Bau des neuen Schulgebäudes im Laufe von mehrern Jahren so weit, daß es in feierlicher Weise im J. 1753 während des Reichstags in Gegenwart der angesehensten Herren, darunter auch August Czartoryski, Wojewode von Reußen, eröffnet und eingeweiht werden konnte. Konarski hielt dabei die Festrede, in welcher er alle Hoffnungen des künftigen Heils des Landes auf die richtige Bildung und Erziehung in der Schule legte. Unterdessen hatte Konarski seine reformatorischen Bestrebungen im Gebiete des öffentlichen Unterrichts auch in den andern Piaristenschulen und Seminarien weiter verfolgt, wobei er vor allem den Unterricht zeitgemäß erweiterte und einrichtete und den Zusammenhang zwischen Schule und Leben betonte, was bis auf seine Zeiten außer Acht gelassen worden war.

Um von äußern Hindernissen nicht gestört zu sein, wirkte er 1750 bei dem Papste Benedict XIV. durch den Primas Komorowski die Exemtion der Piaristenschulen und Häuser von der Controle des Ordensgenerals in Rom und Unterstellung jener unter die Controle des polnischen

Provinzials aus (damals Komorowski, des Primas Bruder). Trotz aller Anfechtungen und aller Opposition, die ihm von dem kurz zuvor von Rom gekommenen Ubaldo Mignoni, von dem frühern Provinzial Kamieński und von Dąbrowski gemacht wurde, führte er, gestützt auf das päpstliche Breve, nach welchem der Piaristenorden die frühern Statuten verbessern und umgestalten durfte, im Einverständniß mit den Vorstehern der Piaristenschulen in Polen und Litauen und im Einvernehmen mit den ältesten Piaristen, z. B. Fal. Mąkolski, seinen Bestrebungen entsprechende Ordnungen für das Klosterleben und die Schule ein, welche, in ein Statut gebracht, 1753 von dem Kapitel der versammelten Rectoren und Deputirten gebilligt und vom Papste 1754 sanctionirt, unter dem Titel Visitationes apostolicae pro provincia polona CC. RR. PP. M. D. scholarum piarum 1755 erschienen sind (beigegeben wurde auch das Statut für das Collegium nobilium, s. Łukaszewicz, Hist. szkół. II, 14). Auch äußerlich traten die Piaristen anders auf. So brachte Konarski trotz der größten Schwierigkeiten den Piaristenorden (Pauperes matris Dei), welcher seit seiner Einführung unter Wladislaus IV. nur eine untergeordnete Stellung eingenommen und sich mit dem niedern Unterrichte und auf arme Schüler beschränkt hatte, innerhalb kaum eines Menschenalters zu bedeutender Höhe, stellte den öffentlichen Unterricht auf zeitgemäße Grundlage, machte ihn dem Staate und seinem Interesse dienstbar. Der Jesuitenorden war überflügelt, welcher den höhern Unterricht (abgesehen von der Universität) fast ausschließlich in seiner Hand gehabt hatte; auch die Jesuiten mußten die Fehler und Mängel ihrer Schulen einsehen und besserten vieles nach dem Vorbilde der Piaristen. — Nach dem Vorbilde des Collegium nobilium, in welchem neben dem Latein das Französische, die Geschichte mit der Geographie und die Mathematik besonders eifrig betrieben und in welchem für die körperliche und moralische Ausbildung besonders gesorgt wurde, wurde auch in Wilna und in Lemberg ein solches angelegt. Hier erhoben die Jesuiten, die auf Grund eines alten Privilegs 1661 und nach Reichstagsbeschlüssen des Jahres 1667 und 1677 das alleinige Recht zur Anlage einer hohen Schule in Anspruch nahmen, ihr Collegium zu einer Akademie 1759, mußten aber, da sowol die Akademie zu Zamość als auch die krakauer Universität dagegen protestirte, nach dem Urtheilsspruche des Königl. Gerichts 1761 ihre Schule des akademischen Charakters entkleiden; dies benutzten die Piaristen und legten ein Collegium nobilium an.

Nachdem die Piaristenschulen, vornehmlich das warschauer Collegium nobilium eine ansehnliche Zahl von Zöglingen für das öffentliche Leben ausgebildet hatte, durfte Konarski es wagen, im Einklange mit den Reformbestrebungen der Czartoryski, gegen das Hauptübel in dem innern Staatsleben der polnischen Republik, gegen das liberum veto, in einem polnisch geschriebenen Werke O skutecznym rad sposobie (von dem wirksamen modus der Berathungen) in vier Theilen 1760—1763 aufzutreten (er hatte dies schon 1733 in Rozmowa, wenn auch nicht entschieden genug, gethan, s. Hoffmann, Hist. ref. 199). Dieses für die Läuterung der politischen Ansichten in Polen epochemachende Werk ist allmählich entstanden, nach Maßgabe der von der öffentlichen Meinung oder den maßgebenden Persönlichkeiten öffentlich oder dem Verfasser privatim geäußerten Ansichten und Urtheile (Konarski veröffentlichte über 50 zustimmende Briefe): in dem ersten Bande schildert der Verfasser in trüben Farben die Anarchie in Polen und stellt als einziges Mittel des Heils eine bessere Form der Berathungen hin: die Reichstage seien die höchste gesetzgebende und executive Gewalt in Polen und diese sei durch das liberum veto lahm gelegt; anfänglich durch eine Majorität, später durch eine Minorität, seit 1652 durch den Widerspruch eines einzigen Landtagsboten zerrissen, würden die Reichstage unter Anwendung verschiedener Mittel, zuletzt durch unnöthig gehäufte Controversen gehemmt und unmöglich gemacht: seit 1690 sei ein einziger Reichstag (1706) zu Stande gekommen. Die Abschaffung dieser Tyrannei des einzelnen könne nicht durch eine Conföderation, welche auch ein gefährliches Auskunftsmittel sei, sondern müsse durch den Reichstag selbst bewirkt werden. Die alte Ansicht, daß Polen nur durch Anarchie sich halte, entkräftet der Verfasser durch den Hinweis auf Theilungsprojecte. In dem zweiten Bande beleuchtet er wieder historisch den Krebsschaden im Körper der polnischen Republik: das liberum veto, weit entfernt, der Augapfel der Freiheit des Adels zu sein, sei stets das Mittel der Großen und der auswärtigen Mächte gegen das Wohl des Staats gewesen, durch seine Abschaffung und durch Einführung der Abstimmung per maiora werde der Adel sich von der Bevormundung der Magnaten befreien. Im dritten Bande werden die Angriffe widerlegt, darunter die Besorgniß, der König, der die Verleihung der Aemter und der Starosteien habe, könne sich durch dieses Mittel die Majorität sichern und zur absoluten Herrschaft gelangen, durch den Vorschlag beschwichtigt, dem Könige die Distribution der Aemter und Güter zu entziehen. Der befürchtete Absolutismus würde eher bei der herrschenden Anarchie einbrechen. Hierbei wird die früher ausgesprochene Befürchtung von den bösen Absichten der Nachbarmächte beschwichtigt; diese würden eine innere Kräftigung der Republik gern sehen, sofern nur dem Absolutismus vorgebeugt wird. Im letzten Bande (1763) plaidirt der Verfasser wieder mit Nachdruck für die Abstimmung per maiora, für Aufhebung der Aemterverleihung durch den König, er deutet die größten Vortheile an, wenn der Thron für erblich erklärt würde und wenn man das in unzähligen Constitutionen zersplitterte Landrecht unter Beseitigung der Widersprüche codificire. Der Verfasser schließt mit der Schilderung der unausbleiblichen traurigen Folgen der Anarchie: schon so, ohne sich in fremde Händel zu mischen, habe Polen 10,000 Mann und den Respect von Europa verloren. — Niemand hat, seitdem vom Anfange des 18. Jahrh. an die Verfassungsfrage Polens (durch Karwicki, Leszczyński u. a.) in der Literatur behandelt wurde, trotz aller Um- und Vorsicht so entschieden seine Stimme gegen das liberum veto erhoben wie Konarski, er konnte sich nicht verhehlen, daß die Durch-

führung seines Reformgedankens schwierig sei, indeß hatte er und mit ihm alle Wohlgesinnten die Befriedigung zu sehen, daß von nun an, noch mehr seit dem Auftreten Zamoyski's, des Wojewoden von Inowraclaw, auf dem Convocations-Reichstage 1764 die Frage der Reform der Berathungen zur stehenden politischen Aufgabe wurde, bis sie auf dem großen Reichstage 1788—91 im Sinne Konarski's und der Reformpartei gelöst wurde.

Mit der Erhebung Stan. Poniatowski's, eines Neffen der Czartoryski, auf den polnischen Thron wurden die Reformbestrebungen auf die Tagesordnung gebracht und die Reformpartei wurde zur herrschenden; Konarski wurde jetzt, was er schon vor dem Tode August's III. gewesen war, in hohem Grade die Vertrauensperson und der Berather der nationalen Partei, man suchte und befolgte seinen Rath. Aber alle Versuche, ihn zur Annahme einer hohen Stellung zu bewegen, schlugen fehl (die Bischofswürde lehnte er wiederholt ab), er widmete sich bescheiden dem Dienste seines Ordens und der Literatur: er schrieb 1767 „Institutiones oratoriae", worin er, nachdem er in dem Werke „De emendandis vitiis eloquentiae" die äußere Seite des Stils behandelt hatte, über zweckentsprechende Disposition handelt. Neben den Schulangelegenheiten, deren Leitung er seit 1756 in andere Hände gelegt hatte, hatte Konarski stets offenes Auge und Herz für die wichtigsten Fragen seines Zeitalters und die wichtigsten Aufgaben seiner Mitbürger, und so wie er die Erziehung der jungen Generation geregelt und seine Mitbürger auf den Krebsschaden des innern Staatslebens hingelenkt hatte, so trat er auch 1769 gegen die Lauheit oder den Indifferentismus seiner Zeitgenossen in Sachen der Religion auf. Während in den Piaristenschulen der katholische Religionsunterricht eine wichtige Stelle einnahm, nahm die polnische Gesellschaft, der französischen Aufklärung huldigend, vielfach entweder den atheistischen oder deistischen Standpunkt ein. Gegen diese wandte sich Konarski in seinem Werke „O religii poczciwych ludzi" (Von der Religion der rechtschaffenen Leute), wo er die vermeintliche Religion dieser Freigeister bekämpft und den Satz beweist, daß ohne die geoffenbarte Religion keine Sittlichkeit möglich sei. Dieses vom allgemein freisinnigen, aber nichtsdestoweniger strenggläubigen Standpunkte geschriebene Buch gab Konarski's zahlreichen Feinden Anlaß zu Verdächtigungen; der päpstliche Nuntius Durini, welcher dieser Stimmung Ausdruck gibt, nennt Konarski in seinen Berichten an den päpstlichen Staatssecretär einen Mann ohne Religion; dabei bildete die Frage nach dem Rechte der Jurisdiction des päpstlichen Nuntius über die Piaristen eine unerquickliche Streitfrage, welche schließlich durch ein Breve Clemens' XIV. zu Gunsten des Nuntius entschieden wurde (Theiner, Geschichte Clemens' XIV, S. 297 fg.). Konarski rechtfertigte sich dadurch, daß er eine lateinische Ausgabe des Buches „De religione honestorum hominum" 1771 (in erweiterter, aber nicht veränderter Fassung) dem Papste Clemens XIV. übersandte, und hatte die Befriedigung, daß er vom Papste wegen seines Eifers belobt wurde. Diese Rechtfertigung, der auch bald die Auflösung des Jesuitenordens in Polen folgte, wurde noch erhöht durch die Auszeichnung des Königs, welcher Konarski durch eine Medaille mit der Inschrift: Sapere auso ehrte (1771, aber mit der Jahreszahl 1765).

Die literarische Thätigkeit Konarski's ist neben der pädagogischen und politischen eine umfassende. In jungen Jahren schrieb er in lateinischer Sprache „Panegyrici" und „Elegiarum libri III cum decade lyricorum" (Vars. 1724); auch in spätern Jahren schrieb er „Lyricorum in moralibus et politicis materiis" libri II (Vars. 1767). Zahlreich sind seine Orationes, auch in polnischer Sprache „Pismo na obronę nowo założonego Kollegium pijarskiego" (Wilna 1738) fol. (anonym); von seinen dramatischen Schriften, welche für die Bühne des Collegium nobilium in Warschau bestimmt waren, ist die polnische Uebersetzung von Corneille's „Otho" im J. 1744 erschienen, die Originaltragödie „Epaminondas" in Versen erst 1882 im II. Bande des „Archiwum oświaty (herausgegeben von der Krakauer Akademie der Wissenschaften); außerdem werden von Załuski in Bibl. poetarum Pol. Corneille's „Polieuctes", Racine's „Esther und Athalie" und Voltaire's „Zaïre und Alzire" als solche genannt, welche Konarski zusammen mit Orłowski für das Collegium nobilium ins Polnische übersetzt hat. Auch philanthropische Broschüren schrieb Konarski, so z. B. „Projekt o ustanowieniu szpitalów lub domów pobożnych". (*W. Nehring.*)

KONCHOIDE (*κογχο-ειδής*, muschelförmig), ist eine algebraische Curve vierter Ordnung, deren Construction nach den Berichten von Pappus (*Συναγωγή* ed. Hultsch, L. III u. IV) und Eutokius (Comment. in Archimedem de sphaera et cyl. l. II) von dem griechischen Mathematiker Nikomedes (c. 200 v. Chr.) zuerst angegeben und mit Hülfe eines einfachen Mechanismus auch graphisch ausgeführt worden ist. Dreht man eine Gerade um einen in ihr gelegenen festen Punkt O, während sie eine andere feste Gerade dabei in einem beweglichen Punkte P schneidet, so entsteht, wenn man auf den Geraden PO in jeder Lage die Strecken PII_1 und PII_2 von gleicher unveränderlicher Länge sowol in der Richtung von P nach O als auch in der entgegengesetzten abträgt, eine stetige Aufeinanderfolge von Punkten II_1 und II_2, welche die aus zwei Aesten bestehende Curve bilden. Nikomedes nannte den festen Punkt O den Pol der Curve, und betrachtete nur den einen Ast, welcher durch die Strecken PII_2 erzeugt wird, und eine muschelförmige Form mit zwei Wendungen erhält. Er bemerkte auch schon, daß dieser Ast asymptotisch zu der festen Geraden verläuft. Der zur Erzeugung dienende Mechanismus ist nächst dem Lineal und Cirkel der einfachste. Nikomedes zeigte, wie mittels desselben die Aufgabe gelöst werden kann, zwischen zwei Zahlen a und b zwei mittlere Proportionalen einzuschalten, also die Größen x und y zu bestimmen, welche der Relation

$$a : x = x : y = y : b$$

genügen, eine Aufgabe, auf welche nach den Ueberlieferungen von Eratosthenes (im Commentar des Eutokius) und Proklus bereits Hippokrates von Chios

im 5. Jahrh. v. Chr. das berühmte Problem der Verdoppelung eines Würfels zurückgeführt hatte. Nach dem Berichte des Proklus hat auch schon Nikomedes die Konchoide verwandt, um einen beliebigen Winkel in drei gleiche Theile zu theilen. Diese Construction findet sich bei Pappus (l. IV), der sich selbst als den Erfinder derselben bezeichnet. Sonach sind diese beiden Probleme, deren Auflösung auf der Lösung einer binomischen kubischen Gleichung beruht, schon in der Geometrie der Alten durch den gleichen Mechanismus vereinigt. Auch Newton gebrauchte die Konchoide zur graphischen Auflösung der Gleichungen 3. und 4. Grades (De aequationum constructione lineari, Arith. univ.).

Wählt man die feste Gerade parallel zur x Axe, und liegt der Pol unterhalb derselben in der Entfernung a im Coordinatenanfangspunkte, so wird, wenn die constante Länge $PII_1 = PII_2 = p$ ist, die Gleichung der Curve:

$$p^2 y^2 = (a-y)^2(x^2+y^2)$$

Der unendlich ferne Punkt auf der Geraden $y = a$ ist ein Selbstberührungspunkt der Curve, der Pol ein Doppelpunkt mit reellen, zusammenfallenden oder imaginären Tangenten, je nachdem p größer, gleich oder kleiner als a ist. Die Curve ist demnach vom Geschlechte o.

Eine Verallgemeinerung der Konchoide untersuchte Roberval (Divers Ouvrages, contenues dans Mémoir. de l'Acad. depuis 1666—1669. T. VI), indem er statt der festen Geraden einen festen Kreis annahm und den Pol auf der Peripherie dieses Kreises. Er nannte diese Konchoide auf circularer Basis: Limaçon de Pascal, zu ihr gehört die Kardioide. Eine ausführliche Untersuchung der Konchoide, deren Basis eine beliebige Curve bildet, hat de la Hire (Mém. de l'Acad. des Sc. 1708) ausgeführt.

Eine praktische Verwerthung wurde der Curve gegeben, indem Vignola in seinem Lehrbuche der Perspective zur Construction der Curven, nach denen die Profile der Säulen gekrümmt sind, ein Verfahren ersann, von welchem Blondel (Cours d'Architecture 1750) nachwies, daß es den obern Zweig einer Konchoide liefert. Indessen ist es bei den überaus schwach gekrümmten Curven der Säulen nicht möglich, mit Sicherheit zu entscheiden, ob überhaupt dieselben nach einer bestimmten mathematischen Regel von den griechischen Architekten gebildet worden sind. (Vergl. Hauck, Subjective Perspective 1879). *(Ax. Harnack.)*

KONDA, Fluß im russisch-sibirischen Gouvernement Tobolsk, linker Nebenfluß des Irtysch, entspringt in den Wäldern an der Grenze des Beresowskischen und Turinskischen Kreises, fließt anfangs südlich, dann südöstlich, zuletzt von der Mündung der Kuma an nordöstlich und mündet nach einem Laufe von 597 Kilometr. in den Irtysch etwas unterhalb des Dorfes Rjepolowsk. Die Ufer sind sehr schlammig und zum Theil sumpfig. An beiden Seiten der Konda finden sich gegen 30 Seen; sie selbst durchfließt vier Seen oder Tumane (wogulisch Tòman, d. i. Durchgangssee) und ist nicht schiffbar. Ihre Nebenflüsse sind von links: die Muljilja, Jachwa, Tana und Jukonda, von rechts: die Jewra oder Jerwa und Kuma. Am Oberlaufe des Flusses bis zur Mündung der Jukonda nomadisiren Wogulen, von da an bis zum Irtysch Ostjaken. Diese Ostjaken an der Konda bilden die sogenannte Kleine Konda-Wolost (ostjakisch: Chund-amir) mit 828 Einwohnern. In früheren Zeiten war das Flußgebiet der Konda unter dem Namen Kondia bekannt, der in den Titel der russischen Kaiser übergegangen ist. *(P.)*

KONDOMA, Fluß im russisch-sibirischen Gouvernement Tomsk, Kreis Kusnezk, entspringt am Westabhange des Kusnezkischen Alatau, auf den Bergen Ala und Tschorba, und mündet nach einem meist nördlichen Laufe von 342 Kilom. links in den Tom. Der Fluß ist dadurch bemerkenswerth, daß er Goldsand führt; auch finden sich an ihm Steinkohlenlager und Eisenerze. An seinem obern Laufe nomadisiren die tschernowschen oder kusnezkischen Tataren (von den Russen kusnezy, d. i. Schmiede, genannt, weil sie schon bei der Eroberung Sibiriens durch die erstern das Eisen zu bearbeiten verstanden) und Nachkommen der alten Teleuten; hier findet sich auch an der Mündung des Flüßchens Kabardinka die Spaßkische Goldwäscherei, 1843 von der russischen Regierung errichtet. An der untern Hälfte des Laufes haben Russen Dörfer angelegt. *(P.)*

KONDURIOTIS (mit der Nebenform Kunduriotis) ist der Name einer großen hydriotischen Familie, die während des Befreiungskrieges der Neugriechen eine bedeutende Rolle gespielt hat. Die Kenner der Zustände Griechenlands während der Herrschaft der Pforte wissen, daß die Katastrophe, die über die Venetianer in Morea 1715 hereinbrach, wesentlich auf die stärkere Bevölkerung der Klippeninseln bei den südlichen Gestaden von Argolis einwirkte. Während und nach der Vertreibung der Flagge des St.-Markus aus Griechenland nämlich siedelten aus Furcht vor der mit alter Wildheit sich erneuernden türkischen Ueberflutung zahlreiche griechische und albanesische Familien aus Morea und Livadien nach Spetzä und Hydra über. Zu denselben gehörte das Geschlecht, welches später nach seiner frühern Heimat, nach dem Flecken Kondura oder Kundura in dem Gebirge Karydhi (in dem Canton Megaris), den Namen Konduriotis oder Kunduriotis führte. Wie andere ihrer Schicksalsgenossen nahmen die Konduriotis an der interessanten Entwickelung der Insel Hydra während des 18. Jahrh. theil. Der riesige Aufschwung des hydriotischen Handels während des letzten Viertels dieses Jahrhunderts und nachher bis zur Zeit des Sturzes Napoleon's I. machte es den Konduriotis möglich, gewaltige Reichthümer zu gewinnen. Damit erlangte das rüstige Geschlecht auch eine mächtige Stellung unter den Primatenfamilien der Insel.

Unter diesen Umständen war es nur natürlich, daß die Konduriotis in den Kämpfen eine wichtige Rolle spielten, welche endlich zur Erwerbung der nationalen Selbständigkeit Griechenlands geführt haben. Für die Zeit des Griechisch-Türkischen Krieges sind hier nun historisch bedeutend geworden die Brüder Lazaros und Georgios Konduriotis, welche der nationalen Sache acht Schiffe

und mehrere Millionen Drachmen aus eigenem Vermögen, in Wahrheit den ganzen Reichthum ihres Hauses zum Opfer gebracht haben.

Der ältere Bruder, Lazaros Konduriotis, war etwa 1768 auf Hydra geboren und befand sich, als im April 1821 der griechische Aufstand in Morea ausbrach, — als ein reicher Rheder unter den regierenden „Demogeronten" seiner Insel. War er klug und vorsichtig den Minirungsarbeiten der „großen Hetärie" vor dem Ausbruche des Kampfes gefolgt, so hat er, als erst der Pforte abgesagt worden war, neben seiner Opferwilligkeit sich durch seine wackere Sinnesweise, durch seine Ausdauer und Zähigkeit als eine Stütze der nationalen Sache auf Hydra bewährt. Der schreckliche Krieg, der den Wohlstand der Hydrioten für immer zu Grunde richtete, hatte schon fünf Jahre nach seinem Ausbruche unter dem Inselvolke vielfach theils verzweifelte Muthlosigkeit, theils den Hang zur Piraterie hervorgerufen; beiden gefährlichen Richtungen ist Lazaros nach Kräften entgegengetreten. An der centralen Leitung der griechischen Dinge während des Krieges hat sich Lazaros nicht betheiligt; nichtsdestoweniger genoß er in ganz Griechenland ein weitverbreitetes Ansehen. Es war daher für den Präsidenten Giovanni Kapodistrias sehr unangenehm, daß bei der wachsenden Erbitterung im Lande im J. 1830 auch Lazaros Konduriotis die Beziehungen zu seiner Regierung abbrach, und später (Juni 1831) Mitglied der hydriotischen Commission wurde, die nun offen den Kampf gegen den Präsidenten aufnahm. Die Bemühungen des tüchtigen Mannes, nach Ablauf der Geburtswehen des griechischen Staats die ruinirten Inseln wieder zu heben, sind nur von mäßigem Erfolge begleitet gewesen. Lazaros ist in hohem Alter am 17. Juni 1852 auf Hydra gestorben.

Persönlich viel unmittelbarer als Lazaros betheiligte sich sein Bruder Georgios an der allgemeinen griechischen Politik, obwol er dem ältern Bruder weder an Begabung noch an Charaktertüchtigkeit sich gleichstellen konnte. Georgios hatte namentlich das Unglück, sehr tief in die innern Schwierigkeiten und wüthenden Parteikämpfe verflochten zu werden, durch welche die nur erst halb befreiten Griechen seit 1823 ihre Kräfte thörichterweise verbrauchten. Der Gegensatz zwischen den Parteien der peloponnesischen Militärchefs und der Primaten, namentlich der Inseln, erhielt aber seine schlimme Verschärfung, als die legislative Versammlung in Kranidhi am 18. Jan. 1824 ihn und den Dr. Kolettis an die Spitze einer neuen Regierungscommission stellte, welche allerdings ein kräftiges Regiment führte, aber auch das Uebergewicht der Inselgriechen und der Rumelioten über die „Moraïten" gar sehr scharf geltend machte. Die Kraft und Geschicklichkeit, mit welcher diese Regierung gegen die Aufstandsversuche der Peloponnesier vorging, ließ Konduriotis hernach vermissen, als seit Ende Februar 1825 der schreckliche Ibrahim Pascha mit seiner ägyptischen Armee in Messenien festen Fuß gefaßt hatte und den Krieg gegen die Hellenen aufnahm. Sein früheres Ansehen schwand immer mehr, als Georgios, der weder Feldherr war, noch auch die Beschwerden eines Feldzuges körperlich ertragen konnte, Messenien verließ und thörichterweise den kriegerischen Kapitänen, die gegen die Aegypter im Kampfe standen, einen hydriotischen Schiffskapitän, den Demetrios Skurtis, zum Chef gab, der nachher in der Schlacht bei Kremmydi (19. April 1825) aufs Haupt geschlagen wurde. Weitere Unglücksfälle, zuletzt der Fall von Missolunghi (22./23. April 1826), machten seine Regierung vollkommen unhaltbar. Als er und seine Collegen damals zurücktreten mußten, kehrte er nach Hydra zurück und betheiligte sich zunächst durch die Presse an den politischen Bewegungen. Der Gegensatz zu Miaulis und Tombasis hatte ihn zum Gegner der unter diesen schlimmen Zeitläuften in Griechenland entwickelten „englischen" Partei werden lassen, und für längere Zeit auf die Seite der sogenannten „russischen" Partei geführt, die nachher — freilich wider seine Wünsche — in der Nationalversammlung zu Damala am 11. April 1827 den Grafen Giovanni Kapodistrias zum Präsidenten wählte. Unter dessen Herrschaft war Georgios eine Zeit lang Abtheilungschef in der durch Kapodistrias 1828 geschaffenen Staatsverwaltung, dem sogenannten Panhellenion, folgte aber später der hydriotischen Opposition gegen den Präsidenten, und spielte 1832 bei der Parteiung der Syntagmatiker unter diesen seine Rolle im Gegensatze zu den Kybernitikern. Nach dem Sturze des Präsidenten Augustin Kapodistrias wurde (14. April 1832) Georgios ein Mitglied der neuformirten, regierenden Siebener-Commission zu Nauplia, kehrte aber nachher bei deren innerm Zerfalle und bei der Unmöglichkeit einer Verständigung mit dem kybernitischen Senate am 3. Oct. 1832 nach Hydra zurück. Später unter König Otto seit 1835 Mitglied des griechischen Staatsrathes, ist Georgios im März 1858 gestorben. *(F. G. Hertzberg.)*

KONEWKA (Paul), Silhouetten-Zeichner, geb. 5. April 1840 zu Greifswald, gest. 10. Mai 1871 zu Berlin. Der Vater des Künstlers, ein Universitätsbeamter, aus einer polnischen Familie stammend, war ein Mann von gediegenem Wissen und da er an seinem Sohne die Bemerkung machte, daß er Sinn für Kunst besitze, unterließ er nichts, demselben alle Wege zur künstlerischen Ausbildung zu ebnen. Bereits in der Zeit, bevor er das Gymnasium seiner Vaterstadt besuchte, zeigte der Knabe eine bewunderungswürdige Auffassungsgabe der verschiedensten Erscheinungsformen, die er auf eigenthümliche Weise festzuhalten verstand. Er schnitt nämlich mit der Scheere die Contouren eines jeden Gegenstandes trefflich aus, sodaß es dem aufmerksamen Beobachter leicht wurde, aus den Umrissen sich den Gegenstand der Darstellung klar vorzustellen. Ohne Anleitung von außen, rein durch einen innern Trieb geleitet, hat er die Silhouette geübt. Was ursprünglich nur ein Spiel gewesen, wurde später zur wirklichen Kunst. Zuerst kam Konewka in Drake's Atelier, um sich für die Bildhauerei auszubilden; bald sagte ihm dieser Kunstzweig nicht zu und er wurde Adolf Menzel's Schüler, freilich nicht, um Maler zu werden, sondern um sich in der Zeichnung zu vervollkommnen. So war es ihm möglich geworden, die

Silhouette, bislang nur ein Spiel müßiger Hände oder der Mode, zu einer Kunstform zu erheben. Seit 1860 begann Konewka in diesem Fache zu produciren. Tausende von Bildern entstanden, es war, als ob sie seine ungemein rege Phantasie als Schattenbilder auf die Wand geworfen hätte. Die Virtuosität und Schnelligkeit, mit welcher er, oft in der Gesellschaft, unbemerkt, unter dem Tische, das Porträt eines Anwesenden schnitt, gab zu vielen Anekdoten Anlaß; denn dieser Kunst wie auch seines geselligen Charakters wegen war er überall sehr beliebt.

Er umfaßte mit seiner Gabe ein sehr weites Darstellungsgebiet, neben naturtreu aufgefaßten Gruppen aus dem Thierleben des Hauses wie des Waldes verstand er es, drollige Originalgestalten aus dem Alltagsleben trefflich zu schildern, wie er auch die classischen deutschen Dichter prächtig zu illuminiren wußte. Ueber alles reizend sind aber seine Kinder und anmuthigen Mädchen und Frauen. Im J. 1867 weilte Konewka in Stuttgart, besuchte den Schwarzwald zu wiederholten malen. Mehrere seiner Arbeiten, die ein Ganzes bilden, sind im Druck erschienen. Wir nennen: „Bilder zu deutschen Volksliedern", „Der Spaziergang aus Goethe's Faust", „Zwölf Blätter zum Faust" (bei Amsler u. Ruthardt in Berlin), „Shakespeare's Sommernachtstraum", „Das Bilderbuch für Kinder", „Der schwarze Peter", mehreres in Weise's deutschen Bilderbogen; „Falstaff und seine Gesellen" (Straßburg 1871). Seine letzte Arbeit ist im „Daheim", eine Illustration zum Volkslied: „O Straßburg u. s. w."

S. Herm. Kurz, „Falstaff und seine Gesellen", wo biographische Notizen gegeben werden. *(J. E. Wessely.)*

Kong-fu-tse, s. Kung-fu-tse.

KONGO[1]). 1) Kongo, Zaïre, Moienzi-Ensabdi, größter Strom Afrikas, dessen directer Abstand von der Quelle (Tschambesi) bis zur Mündung 2300 Kilom., dessen Gesammtlänge ca. 4200 Kilom. beträgt. Sein Quellfluß Tschambesi entspringt unter 9° südl. Br., 32° östl. L. von Greenwich in ca. 1300 bis 1650 Met. Seehöhe auf dem Mambwegebirge in mehrern Quellbächen, ungefähr in der Mitte zwischen dem Südende des Tanganjika im Nordwesten und dem Norduser des Nyassasees im Südosten, und ergießt sich nach einem südwestlichen Laufe von 350 Kilom. in den Bangweolo- oder Bembasee, welcher von allen Seiten her noch bedeutende Zuflüsse erhält, verstärkt durch den Lokinha, Mapampa, Lokulu und Mansia. Der Bangweolosee, zwischen 11° und 12° südl. Br., 28° 30' bis 30° 50' östl. Länge von Greenwich, im Süden von dem 2100 Met. hohen Lokingaplateau, im Norden von den Urungubergen, im Westen von dem Konda Irungogebirge eingeschlossen, liegt 1124 Met. über dem Meere, steigt aber zur Zeit des Hochwassers um 2 bis 15 Met. über seine, namentlich im Osten, Nordosten und Südosten niedrigen, schlammigen Ufer und hat einschließlich der zahlreichen Inseln, unter denen Lifungo, Kisi, Tschiribe, Moezia, Kasanga die bedeutendsten sind, eine Größe von 19,680 □Kilom. Sein Ausfluß an der Südostküste wird Luapula genannt, welcher, durch den auf den Urungubergen entspringenden Luango und dessen bedeutende Nebenflüsse verstärkt, sich nach 250 Kilom., erst von Osten nach Westen gerichtet, dann in großem Bogen nach Norden umwendend unter 9° 30' südl. Br. in den Moëro-Okata oder Mwerosee (ca. 5000 □Kilom. groß incl. der großen Kirwa-Insel) ergießt, im Nordwesten der Hauptstadt Casembe des Reiches Lunda. Der Moërosee empfängt von allen Seiten bedeutende Zuflüsse, den Lofuku, Kafira, Mokoa, Kamfua, Moronde, Kampombwe, besonders aber im Osten den 210 Kilom. langen Kalongosi mit seinen Zuflüssen Moambasi, Tschisera, Luena, von Norden der Urunguberge her, auf dem Hochlande zwischen dem Moëro und Tanganjika. Auf diesem Hochlande liegt unter 11° südl. Br. die Wasserscheide zwischen Tschambesi und Loangwa, einem Quellflusse des Sambese, während unter dem 12° südl. Br. 26° östl. L. von Greenwich die Quellen des Sambese denen des Lufira und dem Luapula im Südosten des Bangweolo auf geringe Entfernung genähert sind, sodaß ein Kanal von 25—35 Kilom. über flaches, ebenes Land die beiden großen Systeme des Kongo und Sambese, also den Atlantischen mit dem Indischen Ocean miteinander verbinden würde, wie in der Regenzeit (nach Cameron) schon jetzt eine Verbindung zwischen beiden gebildet wird. Der Fluß verläßt den See an seiner Nordspitze (8° 30' südl. Br., 914 Met. über dem Meere) unter dem Namen Luwa (auch Lualaba) in nordwestlicher Richtung, empfängt rechts den Lofunzo, Luisi, Luvigila, links den eigentlichen Lualaba. Dieser Lualaba (550 Kilom. lang) entspringt unter 12° 30' südl. Br. auf dem Konegebirge, durchfließt den Lohembasee, empfängt dann links den Luburi und mündet in den Kikondscha oder Kassalisee (700 Met. Seehöhe), in welchen noch von Westen her der Luvoi, von Osten her der Lufira (Lulua) und Lekulwe (ca. 500 Kilom. lang) einmünden. Nach dem Austritte aus dem Kassalisee (8° 10' südl. Br.) durchfließt der Lualaba fünf Seen: Kowamba, Kohando, Ahimbe, Bembe und Siwambo, vielmehr bedeutende Erweiterungen des Flußbettes des ohne starkes Gefäll dahinschleichenden Flusses, empfängt von rechts und links eine Menge ansehnlicher Zuflüsse, besonders Luwidscho, Kuvoi, Losansi, Luvunguvi von Westen; Kulamehongo, Mana, Kasamba, Kisuwulungu von Osten her, alle ansehnliche Flüsse, und mündet nach ca. 590 Kilom. langem Laufe kurz vor der Erweiterung des Flusses zum Kamolondosee in den Luwa. Der Kamolondo- oder Landschisee (5° 30' bis 6° südl. Br.) ist eigentlich nur eine starke mit vielen Inseln bedeckte Erweiterung des Flusses, in welchen von Westen her Tschobela und Lufira, von Osten her besonders der Lukuga als Abfluß des Tanganjika einmündet, der somit zum bedeutendsten Tributär des

---

1) Wenn an dieser Stelle der erst in unserer Zeit erschlossene Strom wiederholt geschildert werden soll, so wird die Bedeutung desselben für Europa diese Ausnahme rechtfertigen, da die Angaben des Artikels Congo (Encyklopädie I. Sect., Thl. 19) durchaus nicht mehr zutreffen. Die Darstellung der Verhältnisse des neugebildeten neutralen Kongostaats bedarf keiner Rechtfertigung. Anmerkung der Redaction.

Kongo wird, ohne indeß eine seiner Größe angemessene Wassermenge an den Strom abzugeben. Der Tanganjika (zwischen 3°—9° südl. Br., 528 Kilom. lang, 22—75 Kilom. breit, 824 Met. über dem Meere) ist fast rings von steilen, 800 bis 1000 Met. über den Spiegel des Sees aufsteigenden Höhen umgeben, von welchen zahlreiche Wasserfälle herabstürzen. Aus der bedeutenden Tiefe des Sees steigen nur wenige und kleine Inseln, z. B. die Kasenge- und Kabogoinseln im Süden empor. Gespeist wird der See durch zahlreiche Zuflüsse, besonders den Malagarasi mit dem Ngumbe, Wale-Nullah und Ngombe-Nullah (430 Kilom. lang), den Rusizi im Osten, den Lufu mit dem Urungu im Süden, den Lofuku, Rubuko, Ruando &c. im Westen, Luanda im Norden, durch welchen auch der Muta-Nzige mit dem Tanganjika in Verbindung stehen soll. Der Lukuga-Lualaba verläßt den Tanganjika an der Westküste 2286 Met. breit, empfängt den Njemba, Katamba und Luwika und mündet zwischen 5—6° südl. Br. in den Lualaba; er ist bald nach seinem Ausflusse aus dem See durch bedeutende Grasbarren verstopft und unfahrbar, bildet vielleicht auch nur bei bedeutendem Hochwasser des Sees, welches bei dem unregelmäßigen Anschwellen desselben nicht jedes Jahr eintritt, einen wasserreichen Abfluß zum Kongo, während bei gewöhnlichem Stande nur geringe Wassermengen aus dem See entsendet werden.

Bald nach dem Austritte aus dem Landschisee empfängt der nunmehr Lualaba genannte Kongo rechts den Luamo mit mehrern starken Zuflüssen, den Lulindi und bei Njangwe (4°15′ südl. Br., 26°16′ östl. L. von Greenwich) den Toba mit mehrern Zuflüssen. Hier, an dem Endpunkte der Forschungen Livingstone's und dem eigentlichen Beginn der Stanley'schen Entdeckungen, ist der Fluß 1250—1350 Met. breit, 6—8 Met. tief und durchbricht von hier ab auf einer Strecke von 280 Kilom. den Westrand des ostafrikanischen Hochlandes in einer Reihe von Katarakten und Fällen, empfängt auf dem bis zu den Stanley-Fällen unter dem Aequator nach Nordwesten gerichteten Laufe rechts den Kipembwa, Lira, Urindi, Lowwa, Leopoldstrom; links den Ruwubu (Ruiki) und Kasuku (Luwik), von denen die rechtsseitigen bis kurz vor ihrer Mündung reine Gebirgsströme und für den Verkehr werthlos sind. Mit dem Beginn der Katarakte heißt der Strom Ruarowa oder Ruwarowa, in dessen Norden der große Wald von Uregga liegt. Kurz vor den Stanley-Fällen nimmt der Fluß links, gegenüber der Mündung des Leopoldflusses (1°30′ südl. Br.), den bedeutenden Lomamifluß (1100 Kilom. lang) auf. Die Quelle desselben liegt unter 9°24′ südl. Br., 24°15′ östl. L. von Greenwich; er empfängt von Westen her den Luwembi (Luembi), der den Ikisee durchströmt. Die auf den Lomami folgenden Nebenflüsse des Kongo vom Süden haben alle eine bedeutende Größe, tiefeingeschnittene und steile Ufer und ziemlich parallelen Lauf. Der nun sehr breite Kongo wird nahe beim Aequator in den zahlreichen Stanley-Fällen (503—450 Met. über dem Meere) stark zusammengeschnürt, um nach deren Ueberwindung endlich mit mächtiger Breite und großem Inselreichthume den Unterlauf zu beginnen, auf dem er fast 1500 Kilom. lang bis zum Stanley-Pool für Dampfer fahrbar wird. In den Fluß münden nun rechts der Mbura und Aruwimi, welchen letztern Stanley auf seiner jüngsten Reise bis Yambuga (in gerader Entfernung bis zur Mündung 150 Kilom.) befahren hat und für identisch mit dem Uelle Schweinfurth's erklärt. Auch Nachtigal hat außer Stanley die Zugehörigkeit des Uelle zum Kongo behauptet, während Schweinfurth, Hutchinson und Junker dieselbe bestreiten. Nach Junker entspringt der Uelle 2°20—30′ nördl. Br. und zwischen 30° und 31° östl. L. von Greenwich an dem Westabhange der Blauen Berge als Kibali, empfängt rechts den Duru, Kapili, Mbmole, Gurba, Bomo, Ura, Zigo; links den Gadda, Kliua, Majo, Bapi; bis auf 840 Kilom. nach Westen ist der Strom bekannt, dann aber scheint sein weiterer westlicher Lauf mit einer Einmündung in den Aruwimi nicht vereinbar. Wahrscheinlicher ist die Annahme Junker's, daß der südlich vom Uelle ebenfalls nach Westen fließende Nepoko zum Aruwimi gehöre.

Endlich erreicht der mächtige Strom, aus der nordwestlichen in die westliche Richtung einlenkend, unter 22° östl. L. von Greenwich und 2° 5′ nördl. Br. im Lande der Barua, nun Ikutu Yakongo genannt, seinen nördlichsten Punkt und empfängt, allmählich nach Westsüdwesten gerichtet, von Norden her den Ukere, von Süden den Lubilasch, welcher im Gebiete der Baschilange aus dem Lubiranzi und Luwembi entsteht; ferner wird noch genannt als südlicher Nebenfluß der Sankuru (Sankora), der den gleichnamigen, 75 Kilom. langen See und zwei bedeutende Nebenflüsse, Luilha und Buzimani, aufnehmen soll. Nachdem der Fluß in seiner westlichen Richtung noch den Ngala (Bangala, 2° nördl. Br., 19° östl. L.) aufgenommen und sich immer mächtiger entwickelt hat, wendet er sich unter 1° nördl. Br. 17°30′ östl. L. von Greenwich nach Süden und empfängt gleich darauf von Norden den Mbundgu und links den sehr bedeutenden Ikelemba (N'Zaïre, Uruki), der wahrscheinlich den Unterlauf des nur in seinem Oberlaufe erforschten Kassai bildet. Dieser letztere, über 1900 Kilom. lang, entspringt 1650 Met. über dem Meere im Lundareiche, über 300 Kilom. von der Westküste entfernt und empfängt an bedeutenden Nebenflüssen rechts den Lulua mit Luisa, Kalandschi und Lubilasch; links den Tschikopa, Luaschimo, Tschiumbue, Luwembe, Lowua, Luele, Loangue. Südlich des Ikelemba liegt der 192 Kilom. lange Matumbasee, 48 Kilom. nördlich des Sees Leopold II. Die Angaben über ihn und seinen Abfluß sind zu ungenau, als daß sich Bestimmtes über seinen Abfluß zum Leopold II. oder direct zum Kongo sagen ließe. Aus dem südlichern See Leopold II. (110 Kilom. lang) mit zahlreichen Inseln fließt der Wabumafluß (Ibari Nkutu), mit welchem der Kwango (Quango 1050 Kilom. lang) sich vereinigt, dessen Quellen nahe denen des Kassai sich finden, dessen Nebenflüsse aber ungleich schwächer entwickelt sind, am bedeutendsten Kukunobi, Luhe, Kuengo, Luale, Kambo, Kugho. Weiter abwärts sind noch als südliche Zuflüsse des Kongo zu nennen Kuilu, Luwu und Mpopo, Flüsse

der Ebene mit kurzem Berggebiete, welche im Gebiete der Livingstone-Fälle in Wasserfällen in den Kongo herabstürzen. Von der rechten Seite fallen noch zum Kongo der Kunja, Alima, Mpuka, Lefini (Lawson), Gordon-Bennetfluß (Dschue), Nkenke, Edwin-Arnoldfluß u. a. unbedeutende Gewässer. Zwischen 4° und 4° 20′ südl. Br. erweitert sich der Kongo noch einmal zu dem circa 40 Kilom. langen, 26 Kilom. breiten, circa 1350 □Kilom. großen Stanley-Pool (327 Met. über dem Meere) mit 17 größern und vielen schwimmenden Schilf- und Papyrusinseln, alle reichbelebt von Wild, Elefanten, Büffeln, Flußpferden, Krokodilen und zahlreichen Wasservögeln, von gutbewaldeten bis 900 Met. hohen Ufern umgeben; hier hört die 1455 Kilom. lange Fahrstraße des Kongo bis zu den Stanley-Fällen auf, die Ufer treten nun näher zusammen, erheben sich steil aus dem Flusse, bilden zahlreiche Felsenriffe im Flußbette und es beginnen von Brazzaville (Kintamo) abwärts bis unterhalb Isanghila die 32 Livingstone-Fälle, auf einer Strecke von 322 Kilom. bis zum letzten Fall bei Yellala. Bis Manjanga abwärts, 152 Kilom. lang, ist der Fluß unfahrbar, dann 118 Kilom. bis Isanghila wieder schiffbar. Vom Stanley-Pool bis Vivi wird nämlich das westafrikanische Schiefergebirge, welches das Plateau mit seinen ausgedehnten Prärien durchschneidet, vom Kongo durchbrochen. Auf der Strecke bis Boma, 345 Kilom. lang, fallen die Ufer 120—250 Met. oft steil ab; 90—2300 Kilom. breit. Das stark gewundene Bett bis dahin ist in krystallinischen Schiefer (Quarzsandstein, Glimmerschiefer, Quarzit) eingegraben, während im Niederlaufe, so am Blitz- und Fetischfelsen, Granit auftritt. Von Ntamo abwärts ist der Fluß gleich einem riesigen Wildbach in steil abschüssigem Bett, mit 13,5 Met. Stromgeschwindigkeit in der Secunde, 400—800 Met. breit, 40—90 Met. tief, mit seinen zahlreichen Fällen, von denen Ntama, Inkissi, Nseto, Mowa, Mataka, Mbelo, Mansau, Ngombi, Isanghila, Yellala die meist genannten sind; auch die auf dieser Strecke dem Kongo zufließenden Nebenflüsse fallen in Wasserfällen und Stromschnellen zu demselben herab. Der Gesammtfall des Stromes vom Stanley-Pool bis Boma beträgt 314 Met. Boma, 13 Met. über dem Meere, ist 133 Kilom. von der Mündung des Kongo entfernt. Hier tritt der vorher nur 400—800 Met. breite, oft auf 90 Met. eingeengte Strom in die Küstenebene. Die Ufer erweitern sich schnell auf 3200 Met., treten immer weiter voneinander, werden allmählich flach und bilden zahlreiche, durch Inselreihen getrennte Stromläufe, bis die Mündung selbst (6° südl. Br.) zwischen Punta do Padrao mit dem Fetischfelsen im Süden und Shark Point (Haifischspitze) mit dem Blitzfelsen am Nordufer die Breite von 10 Kilom. erreicht bei einer mittlern Tiefe von 300 Met. Das Mündungsgebiet selbst ist nicht ein Delta, sondern eine sogenannte Bayouxbildung von 32 Kilom. Breite, während der Hauptstrom nur 3—6 Kilom. breit ist; doch ist nach Johnston der Fluß von Boma ab zur Deltabildung geneigt und nur mit vieler Mühe kann diesem Streben entgegengearbeitet werden. Unter den Inseln des Mündungsgebiets sind Buka, Kete, Chombe, Stocking u. a. die bedeutendsten, zwischen ihnen drei Fahrwasser: das nördliche Nvangwa, das mittlere besonders befahrene Mamballa oder Nschibul, das südliche Rio Sonho; die breiteste Stelle des Fahrwassers innerhalb dieses Inselarchipels mißt 9,3 Kilom. Bei Punto da Lenha liegen die Draper- und Grasinseln. Darauf beginnt die zweite Inselbildung des Kongo, wobei der Fluß 3—6 Kilom. breit freies Fahrwasser hat an den Seiten zahlreicher kleiner, durch enge Flußarme getheilter Inseln. Die Mündung des Kongo selbst wird gebildet durch zwei Landzungen, die Halbinseln Banana im Norden und Antonio im Süden mit den äußersten, 10 Kilom. voneinander entfernten Mündungspunkten Pointe française und Shark Point.

Eine kritische Zusammenstellung vorstehender überreicher Angaben über den Kongo ergibt folgendes Gesammtbild. Das Stromgebiet des Kongo erstreckt sich von 12° bis 32° östl. L. von Greenw. über 20 Längengrade, vom 7° nördl. Br. bis zum 12° südl. Br. über 19 Breitengrade, und nimmt nach der planimetrischen Berechnung Petermann's ein Areal von 59,100 geographischen □Meilen oder 3,253,800 □Kilom. ein, d. h. sechsmal soviel als das Deutsche Reich. Das in großem Bogen nach Süden geöffnete Becken dieses gewaltigen Stromes, nach Stanley ursprünglich ein riesiger See, hat von der Lowwamündung bis zum Stanley-Pool, in 1100 Kilom. geradem Abstande, nur ein Gefäll von 176 Met., begünstigt also bei bedeutender Wassermenge im Gebiete der äquatorialen und tropischen Regen eine gesteigerte Wirkung auf die Ausarbeitung eines gewaltigen tiefen Flußbettes, in welcher Beziehung denn auch der Kongo die meisten Ströme der Erde übertrifft. Da das Steigen und Fallen eines Stromes von der geographischen Lage seiner Zuflüsse abhängig ist, der Kongo aber seine meisten und bedeutendsten, durch 10 größere Seen verstärkten Zuflüsse von Süden her erhält, so erklärt es sich von selbst, wie dies schon von Tuckey[2]) bemerkt worden ist, daß der Fluß wegen der verschiedenen Zeit der Schneeschmelze seiner Zuflüsse von Norden und Süden zwar einen ziemlich beständigen Wasserstand habe, sodaß der Unterschied zwischen Hoch- und Tiefwasserstand kaum mehr als 3 Met. betrage, daß aber doch der Fluß nicht das ganze Jahr hindurch Hochwasser habe, sondern gleich den übrigen tropischen Flüssen verschiedene Wasserstände, am höchsten infolge des Hochwasserstandes der südlichen Zuflüsse. Auch Cameron bestätigt Tuckey's Beobachtungen. „Der Kongo", sagt er[3]), „steigt in Vergleich mit andern tropischen Flüssen sehr unbedeutend, zweimal im Jahre; dies mag darauf beruhen, daß das Flußgebiet auf beiden Seiten des Aequators ausgebreitet ist und daß also einige seiner Zuflüsse Hochwasser haben, während andere wasserarm sind." Der schlagendste Beweis, daß das Hauptquellgebiet des Kongo auf der südlichen Hemisphäre liegt, geht daraus hervor, daß derselbe, entsprechend der Regenzeit südlich des Aequators vom November bis April, im November zu schwellen beginnt, seinen

2) Narrative of an expedition etc. S. 337 fg. 3) Cameron, Quer durch Africa (Leipzig 1877, 2 Bde.) II, 253.

höchsten Stand im December und Januar erreicht, im April wieder abnimmt und endlich im Juli und August seinen niedrigsten Stand einnimmt.

Die bedeutende Wassermenge, welche dieser Riesenstrom ins Meer wälzt, und dessen Wirkungen sind aufmerksamen Beobachtern, wie besonders Tuckey, nicht entgangen. Der Engländer Findley äußert sich darüber[4]): „Der Kongo bringt eine ungeheuere Wassermenge herab, die ein einschneidendes Bett von sehr bedeutender Tiefe ausgehöhlt hat. An manchen Stellen des Aestuars findet man bei 200 Faden noch keinen Grund, 40 Seemeilen außerhalb der Mündung haben sich seine Gewässer erst zum Theil mit denen des Meeres gemischt und bisweilen sind sie 9 Seemeilen weit draußen noch ganz süß. Den Hauptstrom dieses mächtigen Flusses deuten schwimmende Massen von Bambus u. s. w. an, die er weit hinaus in die See trägt. Die Schnelligkeit der von ihm verursachten Strömung soll 4—8 Seemeilen in der Stunde betragen. Diese Strömung des Kongo wird noch in großer Entfernung auf der See gespürt; es wird angegeben, daß bis 300 Seemeilen weit draußen das Wasser noch gelblichgrün gefärbt und die Strömung des Flusses noch bemerkbar ist."

Da das Flußbett an der Mündung 37—464 Met. tief ist, die Strömungsgeschwindigkeit 1,6—3,1 Met. in der Secunde beträgt, so sendet der Fluß zur Zeit der Trockenheit 70—80,000, zur Zeit der höchsten Flußschwelle dagegen mindestens 120,000 Kubikmeter Wasser in jeder Secunde zum Meer. Daraus wird verständlich, daß das dunkelbraunroth gefärbte Wasser des Kongo noch 22 Kilom. westlich von der Mündung braun und süß, sogar 64 Kilom. weit noch gefärbt und brakisch ist; die Strömung des Flusses soll sich sogar nach 300 Kilom. noch im Ocean bemerkbar machen und auch durch seine höhere Temperatur (28,3° C.) vor der des Meerwassers (23,3° C.) erkennbar sein. Zur Regenzeit aber namentlich treiben bis 90 Met. lange schwimmende Grasinseln ins Meer hinaus und gefährden die Einfahrt in den Strom. Bei so bedeutender Wassermenge ist erklärlich, daß die Flut nur bis oberhalb Boma (133 Kilom.) in den Strom eindringt, das Wasser aber auch nur um 0,2 bis 0,4 Met. hebt und die Strömung nicht aufzuheben vermag. Durch diese starke Strömung, die zahlreichen festen oder schwimmenden Barren, besonders aber durch die gegen die ganze westafrikanische Küste mächtig anstürzende See, die Kalemma (Dünung), wird die Einfahrt in den Strom in hohem Maße erschwert und gefährdet.

Trotzdem aber ermöglicht der Strom außer dem Nil zu Schiffe das weiteste Eindringen in den dunkeln Welttheil und eröffnet dem Verkehr ein bedeutendes Handelsgebiet, dem Forscher ein dankenswerthes Feld für wissenschaftliche Ausbeute.

2) Geschichte der Entdeckung. Daß diese erst in verhältnißmäßig später Zeit geschehen ist, ist wahrscheinlich mehr in der ungesunden, wenig versprechenden Küste und den seitherigen Herren des Landes als in der Schwierigkeit des Vordringens begründet. Freilich waren die Portugiesen schon vor gerade 400 Jahren zur Mündung des Kongo gelangt, aber ihre älteren Reisen und Erkundigungen im Lande waren ebenso vergessen, wie diejenigen unsers Jahrhunderts vor Livingstone für die Erdkunde resultatlos blieben.

Vom Papst durch besondere Bullen (1452 und 1454) autorisirt, „für sein Wohlergehen zu entdecken und zu erobern die Länder der Ungläubigen", hatte der König von Portugal den Diego Cao durch Edict vom 14. April 1484 bevollmächtigt, Entdeckungen in Westafrika vorzunehmen „zum Dienst Gottes, zur Ausbreitung des katholischen Glaubens und zum Wohl und Wachsthum Portugals"; von dem daraus entspringenden Nutzen für die geographische Wissenschaft war darin keine Rede, noch viel weniger von dem leiblichen oder geistigen Wohle der Völker, mit denen man in Berührung treten sollte. Noch im J. 1484 erreichte Diego Cao, von dem deutschen Reisenden Michael Behaim begleitet, die Mündung des Kongo und errichtete am äußersten linken Mündungspunkte des Flusses einen portugiesischen Markstein, von welchem die Spitze noch heute ihren Namen führt (Punta de Padrao). Martin Behaim aber veröffentlichte in seiner Vaterstadt Nürnberg die neue Entdeckung auf dem berühmten, noch vorhandenen Erdglobus vom J. 1492, wo aber die Mündung des Rio de Padrao genannten Flusses unter dem 10° südl. Br., also vier Grad zu weit nach Süden verlegt ist. Es folgten nun bald Forschungs- und Missionsreisen in das Gebiet des Kongo, so 1491 unter Ruy de Sousa bis San-Salvador, 1526—37 unter Balthasar de Castro und Manuel Pacheco bis zum obern Lauf des Kongo (d. h. wahrscheinlich dem Stanley-Pool), wo oberhalb der Stromschnellen der Fluß wieder schiffbar wird. Die Karte von Afrika aus dieser Zeit, die des Großpiloten von Indien unter Karl V., Diego Ribera vom J. 1529, ist die erste, welche ein im großen und ganzen zutreffendes Bild von Afrika und den Rio de Padrao so darstellt, wie er zu jener Zeit untersucht war. Das älteste Zeugniß über den sogenannten Aquilondasee, welcher lange als ein Hauptsee des Kongo auf den ältern Karten verzeichnet war und schließlich in den sechziger Jahren von Petermann als Problem wieder erneuert wurde, findet sich bei de Barros („Asia" u. s. w. 1552) nach einem Gesandtschaftsbericht vom J. 1490. Er wird dargestellt als reich an gutbebauten Inseln im Königreich Matamba; seinen Abfluß bildet der Barbola, der sich nach ungefähr achtzig Stunden in den Kongo ergießt. Eingehender sind jedenfalls die Berichte des Reisenden Duarte Lopez um 1560, dessen Reisen 1598 durch Pigafetta bearbeitet sind. Nach ihm entsteht der Kongo aus drei Seen, dem Zambre, Zaïre und einem dritten ungenannten; aus dem Zambre entfließen Nil, Zaïre und andere Flüsse. Auch der Engländer Andreas Battel hat 1589—1607 interessante Fahrten in Angola ausgeführt. Alle diese Berichte nebst denen italienischer Missionare seit 1645, besonders des Dion. Carli (1666 fg.) sind in der bekannten Beschreibung von Afrika von dem Niederländer Dapper benutzt worden (1676), welche gerade in

4) Sailing directory (London 1855).

unsern Tagen wieder erneutes Interesse hat nach der Neuentdeckung der bisher für unser Wissen wieder verloren gegangenen Gebiete. Interessant ist hier und in andern ältern Beschreibungen namentlich die Erscheinung, daß die Völker seit Jahrhunderten auf der frühern Stufe der Entwickelung stehen geblieben sind und die frühern Schilderungen in dieser Hinsicht sowie in Bezug auf Naturproducte noch heute zutreffend sind. Bei Dapper erscheint der Zaïre oder Zembre als Quelle des Nil und Kongo, welch letzterer in einem großen Bogen, aber ohne den Aequator zu erreichen, sich nach Westen wendet; der Aquilondasee erscheint hier nicht als Zubehör des Kongo, wogegen bei dem fast gleichzeitigen Merolla (1682), der Sonho und Kakongo bereiste, ein Abfluß des Kongo, Verbele oder Barbele, aus dem Zaïre kommend den Aquilondasee durchfließt und nahe bei Pango in den Kongo mündet; bei beiden Geographen ist die Beschreibung des Unterlaufes und der Mündung des Kongo trefflich und nach der Natur. In ebendieser Zeit spricht sogar Manuel Godinho (1667) von einem nicht ganz unbekannten Ueberlandwege über Angola nach Indien und ein Missionar soll quer durch Afrika gereist sein, was gar nicht übermäßig schwer falle; aber es wird dabei nichts von dem Kongo und von dem Lande berichtet. Alle diese und einige spätere Berichte sind in der ersten kritischen Karte Afrikas von d'Anville (1749) benutzt, wo alles Unsichere ausgeschieden ist. Die folgende Zeit ist arm an Forschungsreisen auf diesem Gebiete: so sehr war alle Kenntniß von demselben verloren gegangen, daß nach des Reisenden Mungo Park Ansicht, also im Beginn des 19. Jahrh., der Niger in weitem Bogen nach Süden in den Kongo münden sollte. Um dieses Problem zu lösen, war 1816 Kapitän Tuckey von der Londoner Afrikanischen Gesellschaft ausgesendet worden. Nach den alten Karten segelte man, wie Tuckey die falschen Positionsbestimmungen der afrikanischen Küste trefflich darstellt, an der Küste entlang bis zur Kongomündung auf dem Lande. Der Fluß schien unbedeutend, versandet, mit Mangrovegebüsch verwachsen, lautlose Stille herrschte im weiten Waldgebiete. Die Expedition gelangte bis zu den Yellalafällen, welche die Weiterfahrt hinderten. Tuckey wanderte zu Fuß weiter, bis endlich der Fluß wieder schiffbar wurde, da zwang Krankheit zur Rückkehr (15° 30′ östl. L. von Gr.), 350 Kilom. weit von der Mündung; Tuckey starb am 4. Oct. 1816, seine Begleiter Smith, Cranch, Tudor, Galway waren schon vor ihm dem mörderischen Klima erlegen. Tuckey gab die ersten guten Aufschlüsse über den vergessenen Strom und sein Gebiet, denen gegenüber die portugiesischen Berichte des Mendez (1785), Furtado's (1790) u. a. so unbekannt blieben, daß der französische Sklavenhändler Douville 1832 ein Werk und eine Karte über eine angebliche Reise (1827 fg.) nach dem Kongo veröffentlichen und dafür von den geographischen Gesellschaften zu Paris und London den Preis erringen konnte, worin einfach das Resultat einer zu Anfang des Jahrhunderts unternommenen portugiesischen Reise sowie die Berichte von Mulattenpombeiros benutzt waren. Diese Kaufleute durchquerten, wie schon früher geschehen war, im Beginn unsers Jahrhunderts das Land von Pungo Andongo bis zur Sambesemündung, ohne daß ihre Reisen für die Geographie Werth gehabt hätten. Erst Graça's Reise (1843 fg.) in Kongo, Angola und Benguela bezeichnete einen kleinen Fortschritt, wurde aber durch Ladislaus Magyar's Reisen (seit 1847) in dem ganzen Gebiete weit überflügelt, welche besonders dadurch verdienstvoll sind, daß sie Livingstone's spätere Züge vielfach ergänzen. Im Osten hatten die Portugiesen Pereira, Lacerda, Monteiro und Gamitto den Tschambesi und Bangweolosee schon lange vor Livingstone gekannt, aber über ihre Zugehörigkeit zu einem Flußgebiete wußten sie nichts; Gamitto sagt noch 1831: „Man weiß nicht gewiß, wo der Tschambesi mündet, doch ich halte es für wahrscheinlich, daß er seine Gewässer in den Sambese ergieße." Ebenso wie mit den portugiesischen Reisen war es mit denen der Araber aus Sansibar.

Neues Leben kam in die Entdeckungsgeschichte, als 1858 Burton und Speke den Tanganjika entdeckten. Gehörte dieser mächtige See zum Nil? entsendete er seine Gewässer durch den Kongo zum Atlantischen oder durch den Sambese zum Indischen Ocean? Kein anderer als Livingstone übernahm die Lösung dieser Frage, von 1867 ab bis zu seinem Tode 1873. Aber dieser große Reisende war weder frei von Vorurtheilen, noch bemühte er sich, geographische Erkundigungen einzuziehen und zu verwerthen. Mit Recht urtheilt darüber Behm[5]): „Leider hat sich Livingstone auf seinen Reisen niemals sehr bemüht oder es verstanden geographische Erkundigungen einzuziehen. Seit seinem Eintritte in das Flußgebiet des Lualaba befand sich Livingstone beständig in Gesellschaft von Arabern, die in dem ganzen Aequatorialgebiete von der Ostküste bei Sansibar bis an die Westküste genau Bescheid wissen, und doch hat er kaum ein einziges Itinerar erkundet, selbst über die Hauptströme nur ziemlich unbestimmte Nachrichten eingezogen. Livingstone hatte Gelegenheit, mit Syde ben Habib, einem arabischen Kaufmann, zu verkehren, welcher von der Ostküste nach Loanda an der Westküste und wieder zurück an die Ostküste gereist war (1844, vgl. „Transactions of the Bombay Geogr. Society" XV, 1860, S. 146 fg.); derselbe hatte seitdem auch noch andere Reisen gemacht und konnte Livingstone viele Daten geben, und so gab es viele gereiste Araber." Livingstone aber ging seinen Weg allein, nur seinen Augen vertrauend. Ehe er vom Tanjanjika, in dem er sofort einen Tributär des Nil erblickte, weiter zog, schrieb er 1867[6]): „Ich glaube, wir sind jetzt an der Wasserscheide zwischen Sambese und Luapula." Später fand er freilich den Zusammenhang des Tschambesi, Bangweolo und Luapula als ein vom Sambese getrenntes mächtiges Flußsystem: aber er blieb wieder an der vorgefaßten Meinung haften, daß dasselbe zum Nilsystem gehöre. Vorübergehend freilich schreibt er in sein Tagebuch[7]): „Der See (Tangan-

---

5) Livingstone's Reisen in Innerafrika 1866—73 in Petermann's Mittheil. 1875, S. 162 fg. 6) Proceedings of the Lond. Geogr. Soc. XII, 178. 7) H. Waller, The last Journals of Dr. Livingstone etc. II, 159.

jika) ergießt sich wahrscheinlich durch den Logumbafluß in den Lualaba als Luamo; aber dies kann bisjetzt nur als eine theoretische Entdeckung angenommen werden." Aber trotzdem hat er den Glauben, im Bangweolo den südlichsten Quellsee des Nils gefunden zu haben, mit in sein Grab genommen und auch auf Stanley übertragen, der bestimmt war, denselben gründlich zu zerstören.

Inzwischen hatte Behm schon aus den bis dahin bekannt gewordenen Angaben über den Lualaba und den Nil den „Beweis für die Identität des Lualaba und des Kongo" geführt.[8]) Und zwar zunächst wegen der geringen Differenz der Seehöhen, indem der Mwutan 2720, der Tanganjika nur 2800 engl. Fuß über dem Meere liege; sodann aber besonders wegen des Volumens der beiden Flüsse Lualaba bei Nyangwe und des Bahr el Abiad unterhalb der Mündung des Bahr el Ghazal, seines letzten bedeutenden Nebenflusses, nach den Angaben Livingstone's und Petherick's, aus denen sich ergibt, daß der erstere elfmal soviel Wasser habe als der Bahr el Abiad, woraus natürlich folge, daß der Lualaba nicht zum Nil gehören kann, also zu einem andern Flusse, d. h. dem seinem Volumen nach bekannten und zum Lualaba allein zutreffenden Kongo gehören muß.

Nachdem sich diese Ansicht Bahn gebrochen, wurde Bastian zu Berlin von dem Gedanken erfüllt, die Ehre der Erforschung des Kongo, seiner Zuflüsse und Uferländer für Deutschland zu wahren. So wurde am 19. April 1873 in Berlin „Die Deutsche Afrikanische Gesellschaft" gegründet. P. Güßfeld wurde zum Führer der von derselben ausgerüsteten „Loango-Expedition" auserwählt, Bastian selbst aber ging noch vor ihm nach der Loangoküste und wählte Tschintschoscho (Chinchoxo) 13 Meilen nördlich vom Kongo an der Küste als Station der Expedition aus. Güßfeld, Hattorf, Falckenstein, Soyaux und Pechuel-Loesche waren an der deutschen Loango-Expedition betheiligt; neben derselben wirkten Lenz am Ogowe, Homeyer in Angola. Pogge ging 1874 nach Loanda, 1876 wurden durch Schütt seine Forschungen fortgesetzt, der am weitesten nach Norden vordrang und werthvolles kartographisches Material sammelte. Sein Nachfolger seit 1879 war Buchner. Während diese sorgsam ausgerüstete Expedition sich auf ein kleines Gebiet beschränkte, war von England aus Lieutenant Cameron von Osten her in das Quellgebiet des Kongo eingedrungen, hatte Anfang 1874 den Tanjanjika umfahren und im Westen den Abfluß desselben zum Lualaba entdeckt, aber nur 6 Kilom. weit verfolgt wegen der vielen schwimmenden Grasinseln. Dies war eine der hervorragendsten Entdeckungen Cameron's, welcher die Entdeckung des Kassalisees gleichsteht. Er kann den Lukuga nicht weiter passiren und wendet sich nach dem Quellgebiete der südlichen Zuflüsse des Kongo, sagt aber über seine Entdeckung: „Ich kann fast positiv aussprechen, daß der Lualaba der Kongo ist. Ich hörte die Araber vom Kongo sprechen; sie sagten, der Lualaba gehe in den Ugarowowa, der Ugarowowa werde Kongo genannt und sei an vielen Stellen sehr breit, habe viele Inseln, einige große mit 600 Einwohnern. Ein Araber sagte, er sei von Nyangwe aus in 55 Tagen den Fluß hinabgefahren und an das Meer gekommen, wo Schiffe ankamen und weiße Männer große Häuser besaßen und mit Palmöl und Elfenbein handelten. Die angegebene Entfernung, ungefähr 500 engl. Meilen, stimmt gut mit der Entfernung von der Kongomündung." Diese letztere Angabe Cameron's ist allerdings ein Irrthum.

Inzwischen hatte auch Stanley wieder sich aufgemacht, um das Räthsel des Kongo zu lösen. Mit seltener Energie den Gefahren trotzend gelang ihm die Befahrung des Riesenstroms vom Lualaba bis zur Mündung (8. Aug. 1877) und wohl verdient war deshalb Petermann's Lob: „Stanley hat mehr gethan als die ganze wissenschaftliche Erforschung Innerafrikas, die sich damals über etwa dreißig Jahre erstreckte; er hat mehr gethan als alle Reisen von Europäern, die seit hundert Jahren und mehr überall im Innern Afrikas vordrangen; er hat mehr gethan als das ganze graue und classische Alterthum; und schließlich hat Stanley mehr in Erfahrung gebracht, als die Millionen von Eingeborenen von ihrem eigenen Lande wissen. Es gibt kein ähnliches Beispiel in der ganzen Entdeckungsgeschichte der Erde."

Schon im September 1876 war zu Brüssel unter dem Vorsitze des Königs von Belgien die „Internationale Afrikanische Association zur Erforschung und Civilisirung Afrikas" gegründet worden. Die Gesellschaft beauftragte den kühnen energischen Entdecker mit der Eröffnung des gewaltigen Stroms für den Verkehr, zu welchem Zwecke Stationen längs dem ganzen Laufe des Flusses angelegt werden sollten. In welcher Weise Stanley diese Arbeit durchgeführt hat, werden wir später sehen. Nachdem Portugiesen, Engländer und Deutsche am Kongo gewirkt, wollten auch die Franzosen nicht nachstehen, weniger um der Erdkunde als um des Besitzes willen. Zu diesem Zwecke wurde 1877 Savorgnan de Brazza von der Pariser Geographischen Gesellschaft nach dem Ogowe gesendet, von wo aus er die Wasserscheide zwischen diesem Flusse und dem Kongo erforschte, während der von der portugiesischen Regierung gleichzeitig ausgesendete Serpa Pinto das Quellgebiet des Quanzo und Cubango durchforschte und sich dann zum Cuanda, dem Hauptzuflusse des Sambese, wendete. Zum Schluß sind hier noch die Verdienste Wißmann's, der 1883 das Gebiet der südlichen Kongozuflüsse zum großen Theil durchquerte, sowie die Versuche Chavanne's (1884), die Wasserscheide zwischen Kongo, Binue und Uelle festzustellen und die Positionen des Kongobeckens genau zu bestimmen, 1883 Johnston's Reise zum Stanley-Pool, sowie endlich die jüngste deutsche Expedition in das südliche Kongogebiet unter Schulze als Nachfolger von Pogge und Wißmann zu erwähnen, von denen die deutschen Expeditionen die Erschließung des noch unbekannten Gebietes der südlichen Kongozuflüsse zum Ziel haben.

3) Kongo-Conferenz[9]). Ein eigenthümliches

8) In Petermann's Mittheil. 1872, S. 405 fg.

9) Officiell ist die Berliner Conferenz in der den Mächten

Staatswesen hat sich in unsern Tagen und unter unsern Augen im Kongobecken entwickelt, nicht durch kriegerische Eroberung wie im Alterthume, nicht durch Theilung eines vorhandenen Staats unter verschiedene Erben wie im Mittelalter, sondern auf die friedlichste Weise infolge von vorhergehenden wissenschaftlichen Unternehmungen zu Handelszwecken und von darauffolgenden Verträgen zwischen einer Privatgesellschaft mit den Häuptlingen der Negerstaaten des Kongolandes und mit den betheiligten Weltstaaten ist ein Neues geschaffen, was freilich erst der Durchgestaltung zu einem gegliederten Ganzen bedarf. In Betreff der Vorgeschichte des genannten Gebietes kann auf den ältern Artikel (Congo) verwiesen werden; hier ist nur nöthig, diejenigen staatlichen Verhältnisse zu erörtern, welche Einfluß auf die Neugestaltung geübt haben.

Vor allen sind es die Portugiesen, welche seit 1484 das Land südlich des Kongo besetzt und in verschiedener Ausdehnung Hoheitsrechte dort ausgeübt haben, welche sogar andere Mächte, wie die Niederlande (1648—60) und England (1723), aus diesem Besitze verdrängten. Erst kurz vor Schluß des vorigen Jahrhunderts, besonders aber durch Zusatzartikel zum Wiener Congreß vom J. 1817 wird streng geschieden zwischen dem thatsächlichen (actuel) Besitz der Portugiesen in Westafrika, nämlich der Küste von Ambriz (8° 5′ südl. Br.) bis zum 18° südl. Br. und dem von ihnen beanspruchten (réservé) Gebiete von Ambriz nordwärts bis 5° 12′ südl. Br. (Massabi). Portugal hätte nun freilich nur nöthig gehabt, die Annexion dieses Gebietes zu erklären und durch einige Beamte aufrecht zu erhalten, hatte indeß nicht die Absicht, sich zu diesem Zwecke Kosten zu verursachen, und mußte sich daher gefallen lassen, daß zunächst England seit 1846 sein actuelles Besitzrecht auf die Kongomündung bestritt. Im J. 1853 behauptet dann England, es habe 1817 nur bestätigt, daß Portugal Molembo als den nördlichsten Punkt seiner Besitzungen am Kongo ansehe, daß aber die durch die Entdeckung erworbenen Rechte durch factisches Aufgeben des Besitzes und Nichtausübung des Besitzrechtes hinfällig geworden seien. Trotzdem machten die Portugiesen auch jetzt keine Anstalten, durch öffentliche Besitzergreifung in aller Form Rechtens die Streitfrage zu erledigen, bis es zu spät war. Denn schon hatte seit 1879 Stanley nach der Erschließung des Kongolaufes im Auftrage der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft zu Brüssel, durch die reichlichen Geldmittel des Königs Leopold II. unterstützt, von Westen her sich aufgemacht zur Gründung von Stationen, von welchen aus der Verkehr mit den Bewohnern des Binnenlandes angeknüpft werden sollte, während zu gleicher Zeit von Nordwesten her Brazza für die Erweiterung französischer Interessen wirkte.

Nun endlich knüpfte Portugal seit dem Herbste 1882 Unterhandlungen mit dem britischen Ministerium Gladstone an, welches die portugiesischen Interessen gegenüber denen des übrigen Europa begünstigte, trotz des Widerspruchs sogar der gesammten englischen Handelswelt. Begründet war dieser Widerspruch durch das Zugeständniß Gladstone's, daß Portugal in dem ganzen Gebiete für alle ein- und ausgehenden Waaren nach dem Mozambique-Tarife vom J. 1877 Zölle erheben dürfe, während bisher in den fraglichen Gebieten, von Ambriz ab nach Norden, der Handel keinerlei Zollabgaben unterlag und sich demzufolge ungestört hatte entwickeln können.

Doch es war für Portugal zu spät zu ernten, wo es nicht gesäet hatte. Schon 1878 auf der Versammlung des Völkerrechtlichen Instituts zu Paris war vorgeschlagen worden, die freie Schiffahrt auf dem Kongo auf internationalem Wege zu regeln. Im September 1883 hatte dann derselbe Congreß zu München beschlossen, „den Wunsch auszusprechen, daß die Schiffahrt auf dem Kongo allen Nationen freigegeben werde und die Mächte sich über Maßnahmen verständigen möchten, welche geeignet sind, Conflicten der civilisirten Nationen im äquatorialen Afrika vorzubeugen". Portugal antwortete auf diesen Beschluß Anfang October 1883 mit der Besitzergreifung aller Territorien vom Massabiflusse bis Molemba, d. h. zwischen 8° und 5° 12′ südl. Br. Aber schon am 4. Dec. erklärte der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika in einer Botschaft an den Congreß: „Es könne nothwendig werden, daß die Vereinigten Staaten mit allen Handelsmächten cooperiren, um die Rechte des freien Verkehrs und der Niederlassung im Kongothale zu sichern ohne Intervention oder politische Controle irgendeines einzelnen Staates."

Trotzdem wird am 26. Febr. 1884 zu London ein Vertrag zwischen Großbritannien und Portugal betreffend das Kongogebiet unterzeichnet. Nach diesem Vertrage[10]) anerkennt England in Artikel I die Souveränetät Portugals über die Westküste Afrikas zwischen 8° und 5° 12′ südl. Br., nach Osten hin bis zur Grenze des Gebietes der Küstenströme, am Süduser des Kongo aber bis Nokki. Während dann Artikel II und III allen Nationen betreffs des Besitzes, der Handels- und Schiffahrtsfreiheit auf dem Kongo und Sambesi gleiche Rechte mit den Portugiesen zuspricht, bestimmt Artikel IV, daß eine gemischte Commission von Engländern und Portugiesen eingesetzt werde, um Vorschriften über Schiffahrts-, Polizei-, Abgaben- und Zollangelegenheiten aufzustellen und zu überwachen. Diese drei, sowie der fünfte Artikel, wonach zwar Durchgangszölle für Waaren nach dem Hinterlande nicht erhoben werden sollen, wohl aber für die Beaufsichtigung beim Umladen und für die Anlegung von Zollvorschüssen behufs Verhinderung von Unterschleifen Abgaben an die portugiesischen Behörden gezahlt werden müssen, waren geeignet, das Mistrauen der Handelswelt zu errigen, weil dadurch der bekannten portugiesischen „Beamtenwillkür Thür und Thor geöffnet und

---

zugegangenen Einladung vom 1. Nov. 1884, Nr. 42 der Actenstücke als Conferenz für die Westafrika-Angelegenheiten bezeichnet, während sie im Reichs- und Staats-Anzeiger stets als Afrikanische Conferenz bezeichnet wird.

10) Actenstücke betreffend die Kongofrage. Dem Deutschen Bundestag und dem Reichstag vorgelegt im April 1885. Nr. 1. Bericht des kaiserl. Botschafters zu London.

eine völlig uncontrolirbare Belastung des Waarenverkehrs mit willkürlich bemessenen Spesen sanctionirt werden"[11]), wovon die unausbleibliche Folge das allmähliche Erliegen des europäischen Handelsverkehrs mit diesem Gebiete sein mußte. Artikel IX bestimmt dann die Erhebung von Ein- und Ausfuhrzöllen nach dem Mozambique-Tarife von 1877. Nach diesem Tarife stellen sich laut Ermittelungen der Handelskammer zu Manchester die Abgaben für Einfuhr einfacher ungebleichter Baumwollzeuge auf 30—35, für Gewehre auf 120, für Schießpulver auf 100 Procent vom Werthe, während an Ausfuhrzoll von Gummi 2, Guttapercha, Kautschuk, Wachs und Erdnüssen 4, von Elfenbein 6 Procent des Werthes zugestanden werden.[12])

Dieser Vertrag wurde sofort dem englischen Parlamente vorgelegt. Die bedeutendsten Handelskammern protestirten gegen die Ausführung eines solchen Vertrags und am 18. April 1884 erhob die deutsche Regierung Widerspruch gegen denselben, da dessen Bestimmungen keineswegs den Voraussetzungen der an der Freiheit des Handels im Kongogebiete betheiligten Regierung entsprechen, und zwar wegen der differentiellen Behandlung Fremder und der Nationalen, wegen der hohen Zolltarife, der sonstigen Erschwerungen des Verkehrs und der mancherlei Misbräuche der portugiesischen Colonialbeamten. Die kaiserliche Regierung sei deshalb nicht in der Lage, den portugiesisch-englischen Vertrag vom 26. Febr. 1884 als für das Reich und seine Angehörigen verbindlich anzusehen.[13])

Inzwischen hatte auch die französische Regierung in Berlin angezeigt, daß sie ebenso wenig gewillt sei, den Vertrag als für französische Angehörige verbindlich anzuerkennen, und am 17. April wurde in Paris angefragt, ob dieselbe geneigt wäre, sich mit uns und den Regierungen der andern an dem westafrikanischen Handel betheiligten Länder über Herbeiführung einer internationalen Regelung dieser Frage zu verständigen.[14]) Auch die niederländische Regierung erklärte sich in dem gleichen Sinne, ebenso später Spanien und Italien.

Während dieser diplomatischen Verhandlungen hatte die in erster Linie betheiligte Internationale Afrikanische Gesellschaft mit Frankreich einen geheimen Vertrag abgeschlossen, worin die Gesellschaft sich verpflichtete, keiner andern Macht als Frankreich Territorien abzutreten und, falls sie sich auflösen sollte, Frankreich den Vorzug bei Erwerbung ihrer Territorien zu geben. Sodann hatte sie am 22. April 1884 der Regierung zu Washington eine Declaration überreicht, in welcher sie erklärt, daß ihr durch Verträge mit den legitimen Fürsten im Becken des Kongo und Njadi-Kuilu und in den angrenzenden Küstenstrichen ein Territorium zum Nutzen und Wohl von Freistaaten abgetreten wurde, welche unter dem Schutze und der Aufsicht dieser Gesellschaft gegründet worden sind oder werden sollen. Die erwähnten Freistaaten haben diese Cessionen in rechtsverbindlicher Form angenommen. In den Freistaaten werden keine Waarenzölle erhoben, damit der Handel bis in das äquatoriale Afrika sich ungehindert entwickele. Den Fremden wird vollkommene Handelsfreiheit zugesichert und die Errichtung von Factoreien gestattet, wenn sie sich den Gesetzen unterwerfen. Die Gesellschaft verpflichtet sich, allen Bürgern jeder Nation die gleichen Vorrechte einzuräumen und soviel als möglich den Sklavenhandel zu unterdrücken. Die amerikanische Regierung hat der Gesellschaft hierauf gemeldet, daß sie deren Flagge als die einer befreundeten Regierung achten werde. — Es ist zu beachten, daß hier nicht von einem Freistaate, sondern von Freistaaten unter dem Schutze der Kongogesellschaft die Rede ist, welche letztere hier zuerst als eigenes Staatswesen anerkannt wird.

Nachdem nun Deutschland am 5. Mai auch in London gegen den portugiesisch-englischen Vertrag Protest erhoben, wird der Gedanke an die Behandlung der Streitfrage durch eine Conferenz zuerst von dem portugiesischen Gesandten zu London angeregt, indem die portugiesische Regierung einzusehen begann, daß Widerstand nicht länger rathsam sei.[15]) Als darauf auch Frankreich seine Beistimmung zu einer Conferenz erklärt, trat Fürst Bismarck mit einer energischen Protestnote gegen das londoner Cabinet[16]) hervor, worin es heißt: „Wir sind nicht geneigt, die Gewährung von Vorzugsrechten an irgendeine der bei dem Kongohandel betheiligten Mächte als eine geeignete Grundlage der Unterhandlungen anzusehen. Partugal besitzt nach unserer Ansicht keinen stärkeren Anspruch auf das untere Kongogebiet als jede andere dort verkehrende Macht. Handel und Verkehr sind dort für alle Nationen bisher gleichmäßig von jeder Einschränkung frei gewesen. Seine Majestät der Kaiser fühlt sich verpflichtet, dem deutschen Handel die Vortheile des bestehenden Zustandes auch für die Zukunft zu wahren und sie womöglich durch ein Uebereinkommen unter allen betheiligten Nationen zu befestigen. Wir sind daher nicht in der Lage, der portugiesischen oder einer andern Nation dort Vorrechte einzuräumen.... Im Interesse des deutschen Handels kann ich nicht dazu beitragen, daß ein so wichtiges und bisher freies Küstengebiet der portugiesischen Colonialverwaltung unterworfen werde." Den Erfolg dieser Note zeigt am besten das kurze Telegramm[17]) des deutschen Botschafters zu London vom 26. Juni: „Die englische Regierung hat beschlossen, den Vertrag mit Portugal vom 26. Febr. d. J. nicht zu ratificiren."

Unter den folgenden Verhandlungen sind nur noch hervorzuheben die Erklärung des Auswärtigen Amts zu Berlin vom 26. Juli und die Note des französischen Botschafters de Courcel zu Berlin an Fürst Bismarck.[18]) In der erstern werden den letztern Versuchen der britischen Regierung, zu Gunsten Portugals eine Entscheidung herbeizuführen, folgende Argumente entgegengehalten: „In

11) Ebenda Nr. 4, Eingabe an die Handelskammer zu Hamburg. 12) Ebenda Nr. 5, Eingabe der solinger Handelskammer. 13) Ebenda Nr. 9, Note an den kaiserl. Gesandten zu Lissabon. 14) Ebenda Nr. 11, Note an den kaiserl. Botschafter zu Paris.

15) Ebenda Nr. 26, Note des Auswärtigen Amts zu London. 16) Ebenda Nr. 27, Note Fürst Bismarck's an den kaiserl. Botschafter zu London. 17) Ebenda Nr. 24. 18) Ebenda Nr. 32 und Nr. 35.

Centralafrika, wo anerkannte und widerstandsfähige, sich absperrende Staatswesen nicht bestehen, kommt es darauf an, daß durch die von dem Auslande angestrebten staatlichen Organisationen, seien es selbständige Staaten oder Colonien europäischer Mächte, die bestehende Handelsfreiheit nicht zum Vortheil einzelner eingeschränkt werde. Dieser Zweck würde nicht erreicht werden, wenn die internationale Verständigung nicht über die Regelung der Schiffahrt auf dem Kongoflusse hinausginge, wie dies nach dem Wortlaute der Depesche Lord Granville's.... der englischen Regierung anscheinend vorschwebt.... Nach unserer Ansicht muß die internationale Verständigung alle den Handel zu Lande wie zu Wasser berührenden Fragen regeln.... Es würde daher ein Arrangement, welches nur die Schiffahrt auf dem Kongoflusse unter eine internationale Controle stellte, dagegen den Handelsverkehr auf dem Landwege dem Belieben derjenigen Staaten und Colonien überließe, welche sich dort einrichten werden, eine sehr unvollkommene Lösung sein.... Unsers Erachtens sollte die internationale Verständigung zum Zweck haben, den Grundsatz der Gleichberechtigung aller Nationen in Bezug auf den Handel in dem ganzen Kongogebiete zur Anerkennung zu bringen und zugleich wirksame Garantien dafür zu schaffen, daß in diesem für alle Nationen gleichwichtigen Wirthschaftsgebiete die bestehende Handelsfreiheit durch territoriale Einrichtungen nicht über Gebühr und nicht zum Vortheil einzelner Mächte beschränkt werde." In dem zweiten Actenstücke erklärt de Courcel: „In die erste Reihe der Grundsätze (deren Anwendung auf den afrikanischen Handel und deren Anerkennung seitens aller Nationen im gemeinen Interesse liegt) stellt die französische Regierung die Handelsfreiheit im Becken und an den Mündungen des Kongo. Die Internationale Afrikanische Gesellschaft, welche an diesem Strome eine Anzahl Stationen errichtet hat, erklärt sich bereit, dieselbe für den ganzen Umfang derjenigen Gebiete anzunehmen, über welche sie Rechte ausübt. Frankreich ist seinerseits bereit, die Handelsfreiheit in den Stellungen zu gewähren, welche es am Kongo einnimmt oder später erwerben wird; es würde sogar bereit sein, diese Freiheit aufrecht zu erhalten, falls es in die Lage kommen sollte, aus den Arrangements, welche Frankreich im Falle der Veräußerung der von der Internationalen Gesellschaft erworbenen Gebiete das Verkaufsrecht zu sichern, Nutzen zu ziehen. Diese Zugeständnisse Frankreichs hängen selbstverständlich von der Bedingung der Gegenseitigkeit ab. Unter Handelsfreiheit verstehen wir freie Zulassung aller Flaggen, Verbot jeden Monopols und jeder differentiellen Behandlung, wir halten dagegen die Einführung von Abgaben für zulässig, welche als Ersatz nützlicher Ausgaben für den Handel erhoben werden."

Hierauf erschien es zweckmäßig, unverzüglich die Einladung an die Mächte ergehen zu lassen, damit die Eröffnung der Conferenz im Laufe des Monats October erfolgen könne; als diejenigen Mächte, welche an der Conferenz theilzunehmen hätten, bezeichnete Jules Ferry[19] außer Frankreich und Deutschland in erster Linie Großbritannien, die Niederlande, Spanien, Portugal, Belgien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, neben welchen dann auch noch die nicht unmittelbar betheiligten Mächte Dänemark, Oesterreich-Ungarn, Rußland, Schweden-Norwegen, später auch die Türkei eingeladen wurden. Am 6. Oct. erging durch Circularerlaß[20]) die Einladung zur Conferenz nach Berlin, worin als Punkte der Berathung aufgestellt wurden:

1) Die Handelsfreiheit in dem Becken und an den Mündungen des Kongo; 2) Anwendung auf den Kongo und den Niger derjenigen Principien, welche von dem Wiener Congresse in der Absicht, die Freiheit der Schiffahrt auf mehrern internationalen Flüssen zu sichern, angenommen und welche später auf die Donau angewandt worden sind; 3) Feststellung der Formalitäten, welche zu beobachten sind, damit neue Besitzergreifungen an den Küsten von Afrika als effective betrachtet werden.

Nachdem diese Einladung von allen Mächten angenommen war, wurde die Eröffnung der Conferenz auf den 15. Nov. festgestellt. Vor der Eröffnung aber wurde noch zwischen dem Deutschen Reiche und der Internationalen Gesellschaft eine Uebereinkunft[21]) abgeschlossen (8. Nov.), in welcher gewissermaßen die Ziele der Conferenz anticipirt werden: Gleichstellung aller, Freiheit des Handels, Verkehrs, Gewerbes und Besitzes in dem ganzen Gebiete der als befreundeten Staates innerhalb bestimmter Grenzen anerkannten Gesellschaft werden darin festgestellt.

Am bestimmten Tage wurde durch Fürst Bismarck die Conferenz in dem Palais des Reichskanzlers eröffnet am 26. Febr. 1885, genau ein Jahr nach Unterzeichnung des portugiesisch-englischen Vertrages, welcher den Handel am Kongo zu vernichten bestimmt war, die völlige Freiheit desselben durch Unterzeichnung der „Generalacte der Berliner Conferenz"[22]) proclamirt, nachdem in der ersten Hälfte des Februars alle Schwierigkeiten, betreffend den Territorialbesitz zwischen Frankreich und Portugal einerseits und der Kongogesellschaft andererseits, durch besondere Verträge beigelegt waren, indem am 7. Febr. zwischen Frankreich und der Kongogesellschaft, am 15. Febr. zwischen letzterer und Portugal Verträge über den Besitz im Kongogebiete abgeschlossen wurden; zugleich war die Kongogesellschaft von diesen Staaten als Souverän in ihrem ganzen Gebiete anerkannt.

Die Generalacte zerfällt in eine Einleitung und sieben Kapitel mit zusammen 38 Artikeln, wovon Kapitel I—IV, incl. die Kongofrage betreffen; und zwar enthält Kap. I in 8 Artikeln die „Erklärung, betreffend die Freiheit des Handels in dem Becken des Kongo, seinen Mündungen und den angrenzenden Ländern, nebst einigen damit zusammenhängenden Bestimmungen"; Kap. II die „Erklärung, betreffend den Sklavenhandel"; Kap. III in drei Artikeln die „Erklärung, betreffend die Neutralität der in dem conventionellen Kongobecken einbegriffenen Gebiete",

19) Ebenda Nr. 37, Schreiben de Courcel's an Fürst Bismarck.

20) Ebenda Nr. 38. 21) Ebenda Nr. 43. 22) Ebenda Nr. 44.

Kap. IV. in 13 Artikeln die „Kongo-Schiffahrtsacte“. Kap. V. behandelt sodann in 8 Artikeln die „Niger-Schifffahrtsacte“; Kap. VI. in 2 Artikeln die „Erklärung, betreffend die wesentlichen Bedingungen, welche zu erfüllen sind, damit neue Besitzergreifungen an der Küste des afrikanischen Festlandes als effective betrachtet werden“; Kap. VII. endlich enthält in 3 Artikeln „Allgemeine Bestimmungen“, denen die Unterschriften der 19 Theilnehmer des Conferenzwerkes beigefügt sind.

4) Kongogebiet und Kongostaat. Das Freihandelsgebiet des Kongo wurde von der Conferenz nach dem Gutachten technischer Beiräthe, welche zu den Commissionssitzungen der Conferenz herangezogen waren, besonders Wörmann's und Stanley's, begrenzt. Ersterer unterschied bezüglich des Handels drei verschiedene Gebiete in Westafrika: vom Cap Verde bis zum Kamerungebirge, wo man bereits nach Geld und Geldeswerth rechne; von dort bis Batanga, wo nach einem bestimmten Maße Palmöl, dem Kru, gerechnet werde; endlich von Batanga bis Ambriz, wo das Kong, d. i. ein bestimmtes Maß Zeug, oder die Bar, eine Messing-, auch Eisenstange, die Wertheinheit bezeichne. Nach dieser letztern Werthbezeichnung und, was damit zusammenhängt, den Productionsgrenzen des härteren transparenten Elfenbeins und des Kautschuks, müsse das Gebiet des Freihandels in Aequatorialafrika gezogen werden. Stanley betonte hingegen die Ausdehnung der Karavanenwege nach der Küste für die Producte aus dem Binnenlande. Beide Herren stimmten darin überein, daß das Ogowebecken mit in das Freihandelsgebiet gezogen werden müsse, was aber von der Conferenz nicht angenommen wurde. Dieselbe setzte in Kap. I. Art. 1 der Generalacte fest: „Der Handel aller Nationen soll vollständige Freiheit genießen:

a) In allen Gebieten, welche das Becken des Kongo und seiner Nebenflüsse bilden. Dieses Becken wird begrenzt durch die Höhenzüge der darangrenzenden Becken, nämlich insbesondere die Becken des Niari, des Ogowe, des Schari und des Nils im Norden, durch die östliche Wasserscheide der Zuflüsse des Tanganjikasees im Osten, durch die Höhenzüge der Becken des Zambese und des Loge im Süden. Es umfaßt danach alle Gebiete, welche von dem Kongo und seinen Nebenflüssen durchströmt werden, einschließlich des Tanganjikasees und seiner östlichen Zuflüsse.

b) In dem Seegebiete, welches sich an dem Atlantischen Ocean von dem unter 2° 30′ südl. Br. gelegenen Breitengrade bis zu der Mündung des Loge erstreckt (7° 44′ südl. Br.).

Die nördliche Grenze folgt dem unter 2° 30′ südl. Br. gelegenen Breitengrade von der Küste bis zu dem Punkte, wo er mit dem geographischen Becken zusammentrifft, ohne indessen das Becken des Ogowe, auf welchen die Bestimmungen des gegenwärtigen Actes keine Anwendung finden, zu berühren.

Die südliche Grenze folgt dem Laufe des Loge bis zu der Quelle dieses Flusses und wendet sich von dort nach Osten bis zur Vereinigung mit dem geographischen Becken des Kongo.

c) In dem Gebiete, welches sich östlich von dem Kongobecken in seinen oben beschriebenen Grenzen bis zu dem Indischen Ocean erstreckt, von dem fünften Grade nördlicher Breite bis zu der Mündung des Zambese im Süden; von letzterm Punkte aus folgt die Grenzlinie dem Zambese bis fünf Meilen aufwärts von der Mündung des Schire und sucht ihre Fortsetzung in der Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Nyassasees und den Nebenflüssen des Zambese und Kongo zu erreichen.“

In dem so umschriebenen, durch eine der Generalacte beigegebene Karte[23]) genau bezeichneten Freihandelsgebiete sind zu unterscheiden folgende Einzelbesitze:

α) Im Westen das französische Gebiet, umfassend die Flußgebiete des Njangi, Kuilu (das Becken des Ogowe gehört nicht zum Freihandelsgebiet) und der Kongozuflüsse Ubangi, Alima und Lefini, im Süden bis 5° südl. Br., am Tschiloango entlang, hinter Manjanga den Kongo aufwärts bis 1° südl. Br., darauf den 17° östl. L. von Greenwich entlang bis zum 1° nördl. Br. Die Stationen dieses Gebiets sind seit 1877 von Brazza begründet, darunter die wichtigsten Brazzaville am Stanley-Pool und Rudolfstadt an der Mündung des Kuilu. Auf seinen Vorschlag sollten in den Thälern des Kuilu und Niari Eisenbahnen bis Brazzaville erbaut werden, um den Handel von hier aus in das französische Gebiet zu ziehen. Die französische Regierung bewilligte zum Zweck der genauen Untersuchung 1,250,000 Francs. Es wurden nun seit 1884 mehrere neue Stationen gegründet, so am Kuilu entlang Grantville und Alexandraville, am Mittellaufe Beaudouinville, Kiyabi, Franceville, am obern Laufe Stanley-Njadi, Stephanieville, Philippeville; außer diesen sind Strauchville, Nyandu-Ubangi, Mayamba, Yanga und die nördlichste Sette-Cama zu nennen. Betreffs der Eisenbahn aber zeigte sich, daß der Bau wegen der steilen Ufer des Kuilu zu schwer durchführbar sein würde.

β) Das portugiesische Gebiet in zwei Theilen, dem kleineren im Norden des Kongo von Tschintschoscho bis Yaba, im Norden durch den Tschiloango vom französischen Besitze getrennt, im Osten und Süden an den Kongostaat grenzend, etwa 80 Kilom. lang und 50 Kilom. breit; dann den größeren Theil südlich des Kongo bis Ambriz, im Norden den Fluß aufwärts bis Nokki, von da 4° 40′ südl. Br. entlang bis zum Kuango und diesen aufwärts zur Grenze des Freihandelsgebiets, dessen Linie bis zum Loge hinauf und diesen entlang bis Ambriz die Südgrenze bildet. In dem nördlichen Gebiete sind Cabinda und Landana die Hauptpunkte, während im südlichen Theile Sonho und Nokki am Kongo, Lilundo, Ambrizetta und Kisembo an der Küste, Kassanje im Süden und die alte Hauptstadt des Kongoreichs, San-Salvador, erwähnenswerth sind. Zwischen Nokki und Nuam-Mpozo liegt am Kongo auch die deutsche Erwerbung.

γ) Nördlich und südlich des Kongostaats liegen die

23) Zu den Actenstücken u. s. w. von Friederichsen reproducirt.

unerforschten Negergebiete, im Süden namentlich das große, aber wenig bekannte Reich Lunda zwischen dem Kuango, den östlichen Zuflüssen des Kassai und dem Lubilasch.

δ) Im Osten des Kongostaats verschiedene dem Kongobecken zugehörige Negerstaaten, wie Unyam-Wesi, Uganda, Urungu u. s. w., sowie das Küstengebiet des Sultanats Sansibar mit seinem Hinterlande, darunter die jüngste ostafrikanische deutsche Erwerbung Usagara, und die portugiesische Mozambiqueküste zwischen Rovuma und Zambese nebst dem unabhängigen Hinterlande. In Bezug auf diese letzten Gebiete ist vom Congresse anerkannt (Kap. I. Art. 1), „daß der Grundsatz der Handelsfreiheit auf Gebiete, welche zur Zeit irgendeinem unabhängigen und souveränen Staat gehören, nur insoweit Anerkennung findet, als der letztere seine Zustimmung ertheilt. Die Mächte beschließen, ihre guten Dienste bei den an der afrikanischen Küste des Indischen Oceans bestehenden Regierungen einzulegen, um die fragliche Zustimmung zu erhalten und für alle Fälle der Durchfuhr aller Nationen die günstigsten Bedingungen zu sichern."

ε) Der Kongostaat schließlich mit einem Gesammtgebiete von 2,5 Millionen □Kilom. ist durch folgende Grenzen umschlossen. Im Westen vom Norduser des Kongo bis Yaba grenzt der Atlantische Ocean, dann die portugiesische und französische Grenze entlang bis oberhalb Manjanga, nun den Kongo aufwärts bis zur Aequatorstation und von hier ab den 17° östl. L. von Greenwich entlang bis zum 4° nördl. Br. Die Nordgrenze läuft den 4° nördl. Br. entlang bis 30° östl. L. von Greenwich. Im Osten geht die Grenze den 30° östl. L. entlang, östlich um den Muta-Nzige herum bis zur Nordspitze des Tanganjika, an dessen Westufer entlang bis zur Südspitze, von hier in gerader Linie zum Moërosee und den Luapula entlang bis zum Westufer des Bangweólosees und dem Ausflusse des Luapula. Die Südgrenze endlich fällt bis zum 24° östl. L. von Greenwich mit der Freihandelsgrenze zusammen, geht dann in ziemlich gerader Linie die letztgenannte Linie aufwärts bis zum 6° südl. Br., diesen entlang bis zum Kuango, nun an diesem abwärts bis 5°40′ südl. Br. und darauf in dieser Linie zum Kongo, welchen sie bei der Station Nuam Mpozo und der deutschen Kongoerwerbung trifft.

Im J. 1874 begann Stanley die Verbindung von Stanley-Pool bis zur Küste und zum Tanganjika. Die erste gegründete Station war Vivi, 11 Kilom. unterhalb des Yellalafalls. Bis Ende 1880 war von hier aus eine 83 Kilom. lange Fahrstraße am rechten Ufer nach Isanghila erbaut, wo die zweite Station errichtet wurde. Von hier ist der Kongo wieder 118 Kilom. aufwärts schiffbar bis Manjanga unterhalb des großen Katarakts Ntombe Mateka, und hier wurde im Mai 1881 die dritte Station gegründet, von wo ab der Kongo bis Stanley-Pool 152 Kilom. unfahrbar ist, weshalb auch hier eine Fahrstraße erbaut wurde. Da inzwischen Brazza das rechte Ufer am Stanley-Pool besetzt hatte, wurde die vierte Station Leopoldville im Februar 1882 am linken Ufer angelegt, von wo ab der Kongo aufwärts 1500 Kilom. für Dampfschiffe fahrbar ist. Noch gründete Stanley die fünfte Station Msunta zwischen Kuango und Stanley-Pool und kehrte nach Europa zurück, erschien aber schon Anfang 1883 wieder auf dem Schauplatze und gründete noch Lutete, Bolobo und Ikengo. Während dieser Zeit verkehrten schon vier Dampfschiffe auf dem Flusse zwischen Banana und Vivi, zwei zwischen Isanghila und Manjanga, drei oberhalb Leopoldville; der Verkehr gestaltete sich friedlich, die Stationen erhielten sich selbst. Bis Ende October 1884 waren 21 Stationen gegründet, denen weitere bis zur Stanleyfalls-Station gefolgt sind. Auf die Fälle folgt wieder eine für Dampfboote fahrbare Wasserstraße von 480 Kilom. bis kurz vor Nyangwe, worauf endlich oberhalb Nyangwe noch eine 960 Kilom. lange Fahrstraße im Mittellaufe des Lualaba folgt. Da die Schwierigkeiten des Unterlaufs nicht beseitigt werden können, so ist der Bau einer Bahn zwischen Vivi und Stanley-Pool nöthig, um eine ununterbrochene Straße bis tief in das Innere Afrikas herzustellen. Von den übrigen Stationen sind den Fluß aufwärts noch zu nennen: Banana, Boma, Lukunga, Kimpoko, Lukolela, Ngondo, die Aequatorstation, Bangala, Aruwimi und Falls-Station. Hierzu kommen zahlreiche Niederlassungen der protestantischen und katholischen Mission den ganzen Kongo entlang und besonders im Gebiete der großen Seen, theils mit den Handelsstationen vereinigt, theils von denselben gesondert.

Am 16. April 1885 übergab König Leopold II. von Belgien dem Ministerrathe in Bezug auf die Souveränetät des Kongostaats eine Mittheilung, worin er sagt: „König der Belgier wäre ich gleichzeitig der Souverän eines andern Staates. Dieser wäre unabhängig wie Belgien und wie letzteres würde er alle Vortheile der Neutralität genießen. Er würde für seine Bedürfnisse aufkommen müssen, und die Erfahrung sowie das Beispiel der benachbarten Colonien ermächtigt mich zu der Versicherung, daß die benöthigten Mittel demselben zu Gebote stehen würden. Die Grundlage zu seiner Vertheidigung und zur Wahrung der polizeilichen Ordnung würden afrikanische Truppen unter dem Befehle europäischer Freiwilliger bilden. Es bestände sonach zwischen Belgien und dem neuen Staate nur ein persönliches Band. Ich habe die Ueberzeugung, daß diese Verbindung dem Lande nützlich sein würde, ohne daß demselben unter irgendwelchen Fällen Lasten daraus erwachsen würden." — Das Ministerium schlug darauf am 21. April der Kammer der Abgeordneten vor, den Beschluß zu fassen: „Der König ist ermächtigt, das Haupt des Staates zu werden, welchen die Internationale Kongogesellschaft in Afrika gegründet hat. Die Verbindung zwischen Belgien und dem neuen Kongostaate wird ausschließlich persönlicher Art sein." Am 29. April entschied die Kammer diesem Antrage gemäß, worauf der König sich zum „Souverän des Kongostaates erklärte".

Zum Schluß noch einige Angaben über Land, Klima, Erzeugnisse, Handel und Ackerbau, sowie über die Auswanderung nach dem Kongo.

Das Kongobecken ist eingesenkt in das von Randgebirgen an der Küste umgebene Hochplateau, welches nur im Quellgebiete des Stromes und seiner Nebenflüsse auf 2000 Met. Seehöhe sich erhebt, sonst aber beträchtlich unter dieser Höhenstufe zurückbleibt. Man unterscheidet deshalb die niedrige Küste, reich an kleinen Flüssen, kahl, heiß und ungesund, mit vielen wilden Thieren und lästigem Ungeziefer in dichtem Mangrovegebüsche; darauf folgt die Region der Randgebirge im Westen bis zum Stanley-Pool, mit einigen Bergen vulkanischen Ursprungs (montes Queimados, verbrannte Berge), mit gemäßigtem Klima, sehr fruchtbar und reich an Metallen, mit zahlreicher Bevölkerung und lebhaftem Handel; die dritte Region ist die des centralen Hochafrika bis zum Tanganjika mit reichem Wechsel von Gebirgen, Seen und Strömen, ein gesundes Land, meist Savannenwälder oder dichtbevölkerte Prairien. Das Klima ist nach Johnston gesünder als am Niger und der Goldküste, am wenigsten zwischen Boma und der Küste wegen der vielen Mangrovesümpfe, über Vivi hinaus bei größerer Höhe kühler und gesünder; jenseit des Stanley-Pool ist die Temperatur angenehm, zu Mittag 31° C., 2 Uhr nachts 16° C., die höchste Temperatur in Vivi 36,5° C. An der Küste gibt es vier Regenmonate von November bis März, am Stanley-Pool vom October bis Mai, am Aequator vom Juni bis September.

Die Producte des Landes sind äußerst mannichfaltig. Das Pflanzenreich liefert an Nahrungs- und Genußmitteln Maniok, Erdnüsse, Bananen, Brotfrucht, Zucker, Kaffee, Pfeffer, Ingwer; der Industrie dienen das Holz der Mangroven und Bilubaholz (Ambadsch); Indigo und Orseilleflechten liefern Farben; von größter Wichtigkeit sind die Oelpalmen und die kautschukhaltigen Landolphien; Fasern zu Gespinsten, Geweben, Seilerarbeiten und Papierfabrikation liefern Baumwollen- und Papyrusstaude, Baobab, Ananas, Fächer- und Weinpalmen; Medicinalpflanzen endlich sind Ricinus, Aloë, Carica Papaia, Cinchonen. Das Thierreich, weniger durch Artenreichthum als durch Masse der Individuen bedeutungsvoll, liefert Elfenbein, Straußfedern, Häute und Wachs, außerdem zahlreiche lebende Thiere, welche in großen Mengen ausgeführt werden. Das Mineralreich endlich bietet reiche Schätze an edeln und unedeln Metallen sowie zahlreiche nützliche Mineralien. — Der Handel ist schon jetzt lebhaft entwickelt. England berechnet seinen jährlichen Export auf eine halbe Million Pfund und der Export der Firma Wörmann allein betrug in den ersten drei Monaten des J. 1884 über 500,000 Mark. Hauptartikel der Einfuhr sind Baumwollzeuge, Steinschloßgewehre, Pulver, schlechter Rum, dazu Kurzwaaren, besonders zum Putz. Das herrschende Handelssystem ist das sogenannte Trustsystem, welches gegenüber Hübbe-Schleiden durch Wörmann als das zur Zeit einzig in Afrika anwendbare vertheidigt wird, und welches auch wahrscheinlich nicht eher aufhören wird, als bis die Stämme im Innern an den unmittelbaren Handelsverkehr mit den Europäern gewöhnt und dadurch der Zwischenhandel hinfällig geworden sein wird.

Eine wichtige Zukunft hat für das Kongogebiet der Plantagenbau, welcher reiche Ausbeute an allen Nutzpflanzen gewährt. Gegen Stanley's Ansicht indeß, daß auch die Europäer im Stande sein würden, bei landwirthschaftlicher Arbeit das Klima zu ertragen, erheben sich viele bedeutende Stimmen, welche das Land lange gekannt haben und dringend abrathen, diese Länder als neue Heimat aufzusuchen.

Vgl. Tuckey, Narrative of an expedition to explore the River Zaire (London 1818). — H. Waller, The last Journals of Dr. Livingstone in Central Africa from 1865 to his death (London 1874, 2 Bde. Deutsch Hamburg 1875). — A. Bastian, Die Deutsche Expedition an die Loangoküste u. s. w. (Jena 1874, 2 Bde.). — V. L. Cameron, Quer durch Africa (Leipzig 1877, 2 Bde.). — Stanley, Durch den dunkeln Welttheil. Deutsch von Böttger (Leipzig 1878, 2 Bde.). — Schütt, Reisen im Südwestbecken des Kongo (Berlin 1881). — Soyaux, Aus Westafrika (Leipzig 1879, 2 Bde.). — H. Johnston, Der Kongo. Uebersetzt von Freeden (Leipzig 1884). — Stanley, Der Kongo und die Gründung des Kongostaats. Deutsch von Wobeser (Leipzig 1885, 2 Bde.). — Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande (Leipzig 1749), Bd. IV, Buch XI und XII. — Bowdich, An account of the discoveries of the Portuguese in the Interior of Angola and Mozambique (London 1824). — L. Lahun, La véridique description du royaume africain etc. (Brüssel 1883). — L'Association internationale africaine et le Comité d'Etudes du Haut-Congo. Travaux et résultats de Décembre 1877 à Octobre 1882, par un de leurs Coopérateurs (Brüssel 1883). — Actenstücke betreffend die Kongo-Frage. Dem Bundestag und dem Reichstag vorgelegt im April 1885. — Patzig, Die Afrikanische Conferenz und der Kongostaat (Heidelberg 1885). — Ch. Faure, La conférence africaine de Berlin (Genf 1885). — E. Banning, La conférence africaine et l'association internationale du Congo (Brüssel 1885). — Carte politique de l'Afrique Centrale. (Brüssel 1885). — Karte von Centralafrika von Friedrichsen, herausgegeben zu den Actenstücken u. s. w. (1885).

(*E. Kaufmann.*)

Kongo - Kaffrische Sprachen, s. Kaffrische Sprachen.

KONGSBERG, die größte norwegische Bergstadt mit Kaufstadt-Gerechtigkeit, in 157 Met. Höhe am Laagen Elv (spr. Lögen), der vom Hardanger-Fjeld kommt und nach einem 250 Kilom. langen Laufe bei Laurvig ins Kattegat mündet. Sie liegt im Stifte Agershus, Amt Buskerud, im Südwesten von Drammen, 84 Kilom. im Westsüdwesten von Christiania, am Fuße des 900 Met. hohen Jonsknuden, und ist Sitz des norwegischen Bergamts und der königlichen Münze, zugleich das wichtigste norwegische Silberbergwerk, enthält die Bergschule, ein Eisenwerk, eine Gewehrfabrik und Pulverfabrik. Das Silbererz wurde schon 1623 entdeckt; da die Bearbeitung aber zu kostbar war, so wurde es von 1805—1816 auf-

gelassen; dann wurde es auf Kosten des Staats wieder aufgenommen und lieferte von 1831—1870 einen Ueberschuß von $22^1/_2$ Mill. Mark.

1816—1833:	74,538 M.,	jährl.	also 4141 M.	= 1078 Kg.
1839—1843:	25,454 „	„	„ 5091 „	= 1216 „
1854—1858:	32,862 „	„	„ 6572 „	= 1544 „
1858—1863:	16,091 „	„	„ 3218 „	= 756 „
1871—1875:	—	„	„ —	= 3624 „

Die besten Gruben liegen auf der Westseite des Laagen in dem 22 Kilom. langen, mit dem Flusse parallel von Norden nach Süden streichenden Gebirgszuge Stor-Ås. Aber von den 100 Gruben werden nur noch 4 bearbeitet. Nicht selten hat man große Stufen gediegenen Silbers gefunden, so im J. 1630 in der Grube Segen Gottes eine von 409 Mark oder 204 Pfund, 1666 in der Grube Neue Hoffnung eine von 560 Pfund und 1834 eine von 1443 Mark oder 13,000 Speciesthalern. Auch Tuch- und Spielwaarenfabrikation findet statt. Das Eisenhüttenwerk ist, obwol das Eisen das beste norwegische sein soll, auf einen Stabhammer beschränkt. In der Nähe liegt das Blaufarbenwerk (Kobalt) Modum und der Wasserfall Haugfos. (*G. A. von Klöden.*)

KONIA, das alte Iconium, die Hauptstadt des gleichnamigen, den mittlern Theil des südlichen Kleinasien einnehmenden Vilajets, liegt an der südöstlichen Abdachung eines sich vom Dschehni-Daghy gegen die große Lycaonische Hochebene vorstreckenden Höhenzuges 37° 52′ nördl. Br. und 32° 40′ 15″ östl. L. in einer fruchtbaren, wohlbewässerten und sorgsam angebauten Gegend. Die Stadt selber hat nur einen Umfang von 3 bis $3^1/_2$ Kilom., jedoch dehnen sich außerhalb der Ringmauer im Süden und Osten Vorstädte aus, die ihr an Größe und Einwohnerzahl gleichkommen. Die Stadtmauer, von den Seldschuken-Sultanen des Reiches Rum aufgeführt, ist noch heute mit ihren Zinnen, ihren festen quadratischen Thürmen, ihren je von einem Paar solcher Thürme flankirten Thoren ein ebenso stattlicher Bau, wie sie für die Kriegführung der frühern Jahrhunderte eine widerstandsfähige Schutzwehr bildete. Konia besitzt 12 große und mehr als 100 kleine Moscheen, welche mit ihren zum Theil hoch aufgebauten Kuppeldächern und Minarets der Stadt zu großer Zierde gereichen. Das bemerkenswertheste Gebäude aber ist das Tekkje, d. i. das Versammlungshaus der sogenannten tanzenden oder Mewlewi-Derwische mit dem Mausoleum des Molla Hunkjar, des Kaiser-Molla, oder Hasreti-Mewlana, des gnädigen Herrn, wie der in der Betitelung hochstehender Glaubenslehrer so verschwenderische Islam den Scheich Dschellâl-ed-Dîn Muhammed el-Balkhi el Konewi, Verfasser des berühmten theosophischen Gedichts el Mesnewi, welcher von Balkh nach Konia gekommen, dort lebte und bis an seinen 1273 erfolgten Tod wirkte, zu nennen pflegt. Das besagte Mausoleum ist eine hohe Rotunde, äußerlich ganz mit Fayencefliesen in lebhaft grüner Farbe, von reicher Ornamentirung, Arabesken und monumentalen Inschriften unterbrochen, bekleidet, welche eine weitgreifende, majestätische Kuppel trägt. Da die Nachkommenschaft des Scheich noch jetzt in Konia existirt, und ihr jeweiliger Chef unter dem Namen Emir Tschelebi an dem Heiligthume eine Art hohenpriesterlicher Stellung einnimmt, auch für dieses Heiligthum von nah und fern alljährlich aus allen islamitischen Ländern Geschenke eingehen, so wird dasselbe in vortrefflichem baulichen Zustande erhalten, während andere herrliche Denkmäler sarazenischer Architektur, z. B. das Mausoleum Ala-ed-Din's, mehrere alte Medressen (Hochschulen), die Moschee Sultan Selim's I, das von Ala-ed-Din erbaute Residenzschloß u. a. m. zum Theil dem Verfall entgegengehen und zum Theil schon völlig zur Ruine geworden sind. Eine Felsenhöhe innerhalb der Stadt von einem Kilom. Umfang trägt noch Spuren von ehemaliger Befestigung und bildete wahrscheinlich die Akropolis des alten Iconium; der Gipfel trägt die Reste des schon erwähnten Residenzpalastes, eine Ruine mit gewölbten Substructionen. Die Vorstädte erstrecken sich in den beiden schon erwähnten Richtungen weithin in die Ebene. Auf der Westseite sind die sanften Gehänge der Hügel mit Obst- und Weinpflanzungen und lieblichen Fluren bedeckt; die eigentliche Gartenlandschaft aber schließt sich der östlichen Vorstadt an und dehnt sich mehrere Kilometer weit in die hier tief liegende Ebene aus. Ein Flüßchen, welches von Nordwesten her aus dem Gebirge herströmt, wird, in unzählige Kanäle vertheilt, zu künstlicher Bewässerung benutzt und in der trockenen Zeit des Jahres ganz aufgebraucht, während es im Winter und Frühlinge seinen Ueberfluß an Wasser in einen 9 Kilom. weit von der Stadt entfernten kleinen See oder Morast ergießt. Antike Kunstreste, Marmorstücke mit Inschriften, Bruchstücke von Sculpturen oder ganze Bildwerke, Säulentrümmer, Kapitäle, sind in und um Konia häufig. Die seldschukidischen Sultane scheinen, als sie die Stadtmauern und ihre Prachtbauten aufführten, darauf Werth gelegt zu haben, derartige Findlinge recht sichtbar den Mauern und Wänden einfügen zu lassen. So z. B. findet sich an dem Ladik-(Laodicäa-)Thore neben einer großen türkischen Inschrift ein schön gearbeitetes Haut-Relief-Bild und eine Kolossalstatue des Hercules. Keine dieser Antiquitäten ist aus vorrömischer Zeit zu datiren; man darf also schließen, daß, wenn auch Iconium schon früh vorhanden war, doch die Stadt erst unter den römischen Kaisern zu Bedeutung gelangte. Als Grabstätte des großen theosophischen Dichters Dschellâl-ed-Dîn und als Centralpunkt des im Orient hochgeachteten mystischen Ordens der Mewlewi-Derwische gilt Konia bei den Mohammedanern als heilige Stadt, in welcher durch Stiftung einer Armenküche, eines öffentlichen Brunnens, eines Bethauses, einer Sâwijeh oder eines sonstigen guten Werks Wohlthätigkeit zu üben, als besonders verdienstlich angesehen wird. Leider hat dieser Umstand dem Orte auch eine zahlreiche Einwanderung von fanatischen Faulenzern zugezogen, welche sich die frommen Stiftungen zu Nutze machen und die arbeitsamen Ortsbewohner, besonders die christlichen, mit Bettelei belästigen.

Die Bevölkerung von Konia soll 30,000 Seelen betragen, von welcher Zahl nur ein geringer, nicht genau festzustellender Procentsatz auf die Nichtmohammedaner, Griechen, Ar-

menier und Juden fällt. Der griechische Klerus ist daselbst durch einen Metropolitan vertreten; die Gemeinde, offenbar directe Nachkommen der alten Lycaonier, denen das Griechische immer eine fremde Sprache blieb, redet nur türkisch und erhält vom griechischen Patriarchat zu Constantinopel gewisse nothwendige Drucksachen, Kalender und Gebetbücher in türkischer Sprache mit griechischer Schrift zugesandt. Die Stadt hat zwei Kirchen, eine griechische und eine armenische, 7 Khans zur Aufnahme der Karavanen, vier öffentliche warme Bäder. Die städtische Industrie befaßt sich mit Teppichwirkerei, mit Weißgerberei, Bereitung gelben und blauen Saffians, welche Gegenstände zusammen mit Rohproducten, Korn, Häuten, Baumwolle, Wolle u. a. m., auch nach außen versandt werden. — Konia hat glühend-heiße, lange Sommer und kurze, aber strenge Winter; dennoch ist die Luft gesund, wie auch die Stadt, welche auf dem natürlichen Knotenpunkte der von Adalia im Süden, von Adana (Cilicien und Syrien) im Osten, von Smyrna im Westen, von Brussa und Angora im Nordwesten und Norden kommenden Handelszüge angelegt worden ist, zu allen Zeiten wohlbewohnt gewesen zu sein scheint.

Die Erwähnung Iconiums bei den Schriftstellern des classischen Alterthums ist nicht selten, entbehrt aber des historischen Interesses. Aus dem Umstande, daß Strabo es noch ein wohlgebautes Städtchen, dagegen Plinius schon eine sehr berühmte Großstadt (urbs celeberrima) nennt, läßt sich auf seine rasche Entwickelung unter der römischen Herrschaft schließen. Seine Blüte unter den Kaisern wird durch den Befund an Alterthümern bestätigt. Die Apostelgeschichte (14,1) erwähnt eine große Menge (πολὺ πλῆθος) Juden und Hellenen daselbst; es scheint also, daß die iconischen Griechen wie die Juden, welche letztern vielleicht die Nachkommen einer zum Judenthum übergetretenen alten phönizischen Colonie waren, innerhalb der lycaonischen Stadtbevölkerung eine besondere Gemeinde bildeten. Später wird die Stadt Metropolis, Provinzialhauptstadt, und Sitz eines Metropolitan-Bischofs genannt. Ihre Glanzzeit erlebte sie, nachdem die seldschukidischen Sultane, denen die Kreuzfahrer im J. 1097 ihre Hauptstadt Nicäa entrissen, dahin ihre Residenz verlegt hatten. Auf seinem merkwürdigen Zuge durch Kleinasien eroberte sie Friedrich Barbarossa 1190 mit Sturm, jedoch setzten sich die Sultane nach Friedrich's Ableben bald wieder in ihren Besitz, den sie bis zu dem Verfalle der Dynastie in der Mitte des 13. Jahrh. behaupteten. Auch in den Kriegen zwischen den osmanischen Sultanen und Karamanien, einem mächtigen, aus dem Seldschukenreiche hervorgegangenen anatolischen Theilfürstenthume, spielte Konia eine große Rolle. Erst dem Eroberer Constantinopels und Trapezunts, Mohammed II. gelang es, die Stadt endgültig mit der Monarchie zu vereinigen. Mehrere spätere Sultane, u. a. Selim I. und der große Suleiman II., besuchten die heilige Grabstätte Konias. In neuester Zeit wurde die Stadt viel genannt, als Ibrahim Pascha daselbst am 2. Dec. 1832 im tiefen Schnee einen entscheidenden Sieg über Reschid Pascha, den Großvezir Mahmud's II., davontrug und dadurch den Sultan zum Abschluß des nachtheiligen Friedens von Kutahja nöthigte.

Wegen des Vilajets Konia s. den Art. Karamanien.
(G. Rosen.)

KÖNIG und KÖNIGTHUM. Es haben bereits in dem Artikel „Kaiserthum" die wichtigsten Merkmale des Königthums mehrfache gelegentliche Beachtung, namentlich aber auch die wesentlichsten Kriterien, durch welche sich der Gedanke des Kaiserthums von dem des Königthums wie der Monarchie überhaupt unterscheidet, eingehende Würdigung gefunden. Wenn daher an dieser Stelle zunächst auf das in jener Abhandlung Gesagte verwiesen werden darf, so ergibt sich hieraus gleichzeitig, daß in Berücksichtigung des innern und bis zu einem gewissen Grade unzertrennlichen Zusammenhanges beider Begriffe der nachfolgende Artikel zunächst als eine Ergänzung jenes frühern, weiterhin aber als eine erschöpfendere Darlegung der unter „Kaiserthum" zum Theil schon hervorgehobenen geschichtlichen und staatsrechtlichen Momente des Königthums aufgefaßt werden will.

A. Entstehung und geschichtliche Entwickelung des Königthums.

I. Das hellenische und das altgermanische Königthum. Schon in den frühesten Zeiten sowol der hellenischen wie auch der germanischen Geschichte finden wir unter beiden Völkern Könige an der Spitze der Stämme und Staaten; und zwar zeigt die Art, wie diese Institution von jenen Völkern aufgefaßt und behandelt wird, eine auffallende Uebereinstimmung, während dagegen das in der Mitte liegende altrömische Königthum, von dem weiter unten die Rede sein wird, in wesentlichen Beziehungen sich davon unterscheidet. Das Königthum der Hellenen wie der Germanen bildet den Uebergang aus der noch ideokratischen Form der orientalischen Alleinherrschaft in eine menschlich-politische Institution. Die Könige leiten zwar ihr Geschlecht gewöhnlich von den Göttern her, die hellenischen meistens von Zeus, die germanischen von Wodan, und der Volksglaube verehrt in den Königen die Ueberlieferung des göttlichen Blutes; aber obwol so der Ursprung der Könige angeknüpft wird an die Herrschaft der Götter über die Welt, werden sie doch andererseits als Menschen erkannt und vielfach auch menschlich beschränkt. Daher sind die Ehrenrechte der Könige höher und ausgedehnter als ihre Macht. Sie vertreten das gesammte Volk den Göttern gegenüber und vermitteln durch Opfer und Gebet, soweit nicht besondere Priester diese Pflicht üben, zwischen beiden, weshalb denn auch in Athen noch nach der Abschaffung des Königthums der opfernde Archon den Namen des Königs beibehielt. An Werth wird ihre Person weit höher geschätzt als die übrigen Volksgenossen. Das Wergeld der germanischen Könige übertrifft das der Edeln gewöhnlich mehrfach. Sie ragen daher auch durch ihren Reichthum vor allen hervor. Ihnen gehört ein großer Theil des Landes als Domäne zu Eigenthum zu, und bei Eroberungen erhalten sie ausgedehnte Güter

zum voraus. Durch Insignien sind sie als Könige bezeichnet. Die griechischen tragen das Scepter zum Zeichen der Gerichtshoheit und der Macht, ebenso die deutschen den Stab. Sie sitzen auf einem erhöhten Throne, dem Königsstuhle. Den deutschen Königen wird überdies das Banner vorgetragen als Zeichen ihrer Kriegsgewalt. Bei den Griechen verkünden Herolde ihr Erscheinen und gebieten Schweigen, ähnlich den deutschen Fronboten in den Gerichten. Die Existenz königlicher Geschlechter und die Verbindung derselben mit Göttern weist unverkennbar auf alte Erblichkeit des Königthums hin. Gleichwol bestimmte das Erbrecht die Nachfolge keineswegs nach festen Regeln. Vielmehr wird bei den Hellenen zugleich auf persönliche Tüchtigkeit gesehen. So werden daher sowol Weiber wie Kinder meistens von der Thronfolge ausgeschlossen, und infolge der Anerkennung, welche den Edeln und dem Volke vorbehalten bleibt, und der Einwirkung solcher individueller Rücksichten nicht selten Abweichungen vom regelmäßigen Erbrechte durchgesetzt. Ebenso ist bei den Deutschen die Beachtung des Erbrechts mit der Kur der Fürsten und der Zustimmung des Volkes verbunden, wennschon in gewöhnlichen Fällen das Erbrecht entscheidet, und eher noch als bei den Hellenen auch Kinder zu Königen erhoben werden. „Reges ex nobilitate sumunt", sagt Tacitus; die Rücksicht auf das Geschlecht aber liegt schon im Namen Kuning, der vom gothischen kuni („Geschlecht") abzuleiten ist. Die staatliche Macht dieser Könige war zwar intensiv, aber immerhin sehr beschränkt. Sie äußert sich hauptsächlich in folgenden Momenten: 1) Der König hat den Vorsitz und die Leitung sowol des Rathes der Fürsten als der Versammlung des Volkes. Er hat in beiden eine hohe Autorität, aber, wie Tacitus das sehr richtig bezeichnet, eher eine moralische Autorität der Empfehlung als eine rechtliche des Gebotes. 2) Er ist der oberste Richter und hat als solcher, wenn auch nicht das Urtheil zu finden, so doch das Recht zu schützen und zu handhaben. Auch hier übt er keine willkürliche Gewalt, weder in Form noch Inhalt; in beiden Beziehungen wird er durch das Urtheil beschränkt und bestimmt. 3) Er ist ferner Haupt der Kriegsordnung und in der Regel Heerführer. Im Kriege erweitert sich dann seine Macht. Zuweilen sehen sich die deutschen Stämme indessen genöthigt, eben weil sie noch mehr als die Hellenen am Erbrechte halten, statt unmündiger Könige im besondern Falle Herzöge mit der wirklichen Kriegführung zu betrauen, auch in solchen Fällen aber gilt doch immerhin der König als Oberhaupt des Heerbannes. Die eigentliche Regierungsmacht dagegen ist bei den Hellenen und den Germanen in den ersten Zeiten noch sehr unentwickelt; der Keim derselben liegt noch verhüllt in den genannten Eigenschaften der Könige. Außerdem aber sind dieselben mit ihrer ganzen Existenz und ihren Rechten umschlossen vom göttlichen und menschlichen Rechte. Die Griechen machen auf den Unterschied zwischen der orientalischen Despotie und diesem Königthume aufmerksam und heben mit Nachdruck hervor, daß das Wesen des letztern in der Beachtung der göttlichen Ordnung, der vaterländischen Gesetze und der Gewohnheiten bestehe. Der König steht somit nicht über, sondern in der Rechtsordnung, nicht außerhalb des Volkes, sondern an der Spitze desselben. Noch mehr beschränkt durch das Recht des ganzen Volkes und der übrigen Glieder desselben sind die deutschen Könige; „nec regibus infinita ac libera potestas", heißt es bei Tacitus. Eine Eigenthümlichkeit des deutschen Königthums endlich, wodurch die geringe Macht desselben in gewissen Kreisen sehr verstärkt wird, ist die Beziehung desselben zu dem auserwählten und engverbundenen Gefolge. Durch dieses kriegerische und zu persönlicher Treue und Ergebenheit eidlich verpflichtete Gefolge erlangen die deutschen Könige eine ihnen ausschließlich dienende Haus- und Kriegsmacht, als deren freie „Herren" sie gelten und deren Ehre darin besteht, die Ehre, Autorität und Macht des Königs gegen seine Feinde und Widersacher zu vertheidigen. In dieser Eigenthümlichkeit aber liegt der Keim zu der großen mittelalterlichen Schöpfung der Lehnsverfassung, welche die Nationalverfassung später vielfach durchbrochen, überwuchert und großentheils umgestaltet hat; von dieser Lehnsverfassung wird weiter unten noch zu sprechen sein.

II. Das altrömische Königthum. In einigen Beziehungen erscheint das alte Königthum der Römer dem der Hellenen und Germanen nahe verwandt; in andern aber unterscheidet es sich von diesem so bedeutend, daß wir in ihm wol eine neue Art der Alleinherrschaft, und zwar eine höhere Entwickelungsstufe derselben erkennen dürfen. Schon bei Bestallung der römischen Könige finden wir den wichtigen doppelten Unterschied, daß die Rücksicht auf das Erbrecht bedeutend zurücktritt hinter das Element der Ernennung oder der Wahl, und daß nicht ebenso der Volksglaube die römischen Könige von göttlicher Herkunft sein läßt wie die griechischen und germanischen. Zwar haben die Heroen, denen Rom seine Gründung verdankt, noch Götterblut in ihren Adern, und Romulus wird nach seinem Tode selbst zu den Göttern erhoben. Aber nach ihm äußern die Götter ihre Mitwirkung nur, wie in allen andern wichtigen Staatsangelegenheiten, durch die Zeichen, welche bei den Auspicien beobachtet werden, durch die unsichtbare Stimmung der Seelen und durch die unabwendbare Macht des Schicksals. Der Charakter des römischen Königthums ist demnach rein menschlich geartet, obwol auch in ihm die Verbindung mit göttlicher Einwirkung auf das Geschick des Staates noch festgehalten wird. Die Einsicht und der Wille der Individuen wirkt hier stärker ein, und die Rücksicht auf das Blut und die Familie tritt mehr in den Hintergrund. Der römische König wird von dem Vorgänger oder dem Interrex unter Mitwirkung des Senates und mit Zustimmung der Götter ernannt oder auf Lebenszeit gewählt, nicht also eine königliche Erbdynastie anerkannt. Es kommt daher mehr auf die Individualität desselben als auf den Stamm an. Dem gewählten Könige wird nach einem von ihm selber vorgeschlagenen Gesetze der Curien mit den Auspicien von dem Interrex die königliche Gewalt durch eine „lex regia" übertragen, ganz so wie später den Magistraten der

Republik ihr imperium; und so ist denn das römische Königthum von Anfang an auch eine individuelle Magistratur. Schon diese Unterschiede bedingen eine andere Auffassung der königlichen Institution. Ein anderer, nicht minder gewichtiger liegt in der Art und dem Charakter der königlichen Gewalt selbst. In manchen Punkten zwar sind die Rechte des rex ähnlich denen der andern antiken Könige. Auch er ist Opferpriester für das Volk, auch er versammelt und leitet sowol den Senat als die verschiedenen Comitien des Volkes. Ebenso ist er in der Regel der oberste Richter, wennschon es von seinen Strafen unter gewissen Voraussetzungen noch eine Berufung an das Volk gibt. Er steht ferner von Rechts wegen an der Spitze der Kriegsverfassung und ist der natürliche Heerführer. Endlich besitzt auch er Reichthum an Gütern und Einkünften. Aber obwol der römische König kein Abkömmling der Götter und nur auf Lebenszeit gewählt ist, so ist seine Macht doch sehr viel intensiver und voller als die der griechischen Könige. Hierin eben offenbart sich schon von Anfang an der vorzugsweise staatliche Sinn der Römer, daß sie ihre obersten Magistrate mit einer Fülle von Macht und insbesondere mit der Gewalt, für die öffentliche Wohlfahrt energisch zu sorgen, auszustatten. Das specifisch „römische" imperium ist es vorzüglich, was dieses Königthum vor jenen andern Institutionen so wesentlich auszeichnet. Auch die äußere Erscheinung des Königs ist nicht minder voll Glanz und Ehre als die der andern, aber in ihr schon offenbart sich seine größere Macht. Die Ruthenbündel und Beile, welche die zwölf Lictoren ihm vortragen, sind nicht bloße Zeichen, sondern Werkzeuge der strengen Strafgewalt, welche den Ungehorsam an Leib und Leben heimsucht. Das römische Imperium und die Beile der Lictoren gehören im Leben und in der Idee der Römer zusammen. Infolge dieses höchsten Imperiums, welches der König von Rechts wegen mit den Auspicien überliefert erhalten hat, ist er voraus berechtigt, die erforderlichen Staatsordnungen und Rechtsgrundsätze festzustellen. Man darf nicht vergessen, daß der römische Staat vom Könige gegründet worden war, und daß die Gewalt des ursprünglichen Begründers auf dem Wege der Tradition auf dessen Nachfolger überging. Die eigentlichen Gesetze bedurften freilich der Zustimmung des Senats und, seit Servius Tullius, der Genehmigung der Volksversammlung, aber selbst für diese war der Wille des Königs entscheidend und gewöhnlich auch maßgebend. Denn nur er konnte das Gesetz in Antrag bringen, und gegen seinen Willen konnte kein Vorschlag in Berathung oder zur Abstimmung kommen. Außer den Gesetzen konnte aber der König unzweifelhaft durch sein Edict, ohne Berathung und Zustimmung irgendeiner beschränkenden Versammlung, das Recht näher bestimmen, welches er schützen und handhaben werde. Machte er auch selten hiervon Gebrauch, so wurde es doch von jeher als ein Recht der römischen Magistrate betrachtet, das Gewohnheitsrecht und neue Rechtsansichten in solcher Weise zur Anerkennung zu bringen und in den von ihnen bestimmten Formen fortzubilden. Dieses jus edicendi war von den Königen auf die Magistrate der Republik übergegangen, nicht etwa für diese neu begründet worden. So war auch die Autorität der römischen Könige in Handhabung der Rechtspflege weit größer als die der germanischen Fürsten. Wie diese saßen auch jene öffentlich und anfangs persönlich zu Gericht, aber der rex war nicht beschränkt durch das Urtheil der Beisitzer. Er leitete nicht blos den Gang des Processes, er setzte auch selber den Rechtsspruch fest (jus dicit), welcher zur Anwendung kommen sollte. In der ältern Zeit urtheilte er häufig wol auch selbst. Die ganze Privatrechtspflege und der größere Theil der Strafrechtspflege hingen durchaus von ihm ab. Ganz besonders ausgedehnt war ferner die Heeresgewalt des römischen Königs. Keinerlei Schranke hemmte im Felde sein absolutes Recht über Leben und Tod aller Kriegspflichtigen, von den obersten Führern bis hinab zu den untersten Kriegern. Noch aus den Zeiten der römischen Republik, in welchen die überlieferte königliche Gewalt doch schon so mancherlei Beschränkungen erlitten hatte, kennen wir eine ziemliche Anzahl von Beispielen, in welchen nicht blos Dictatoren, deren vollere Macht eben die alte ungeschmälerte königliche war, sondern auch Consuln trotz der Bitten oft des ganzen Heeres angesehene Kriegsobersten hinrichten, oder in ganzen Heeresabtheilungen je den zehnten Mann enthaupten ließen. Die übrigen Staatsämter und priesterlichen Würden leiten großentheils ihr Dasein und ihre Befugnisse vom Könige ab. Der tribunus celerum als Anführer der Reiterei, der praefectus urbi, welcher in der Hauptstadt als Stellvertreter des Königs waltet, werden von ihm ernannt. Die Augurn und die Pontifices haben ihre Wissenschaft der Weissagung und des heiligen Rechts vom Könige empfangen. Endlich aber liegt im Imperium als dessen innerster Kern eine mächtige Regierungsgewalt, welche überall, wo das Bedürfniß des Staates und die Umstände es im einzelnen Falle verlangen, ein- und durchgreift und im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt das Nöthige anordnet. Diese Gewalt — bei den hellenischen Königen nur in sehr geringem Umfange, bei den germanischen fast gar nicht bekannt — nimmt im römischen Staatsrechte von Anfang an eine wichtige Stellung ein, und wie die Römer in ihrer Familie und als Eigenthümer die absolute Herrschaft lieben, so ist auch ihr staatliches Imperium absolut. Ihre Könige sind daher nicht blos Richter im Frieden, sie sind vielmehr, wie schon der Name zeigt, ganz vorzugsweise Regenten. Nur so erklärt es sich, wie die ganze Politik des römischen Staates in der Königsperiode von dem individuellen Willen und der Thatkraft der Könige bestimmt, wie alle Einrichtungen auf die Könige zurückgeführt werden. Nur so wird es verständlich, wie schon zu dieser Zeit riesenhafte und gemeinnützliche Bauwerke in Rom von den Königen angeordnet und durchgeführt wurden. Sie haben die Sorge für die Lebensmittel und für eine gute Bewirthschaftung des Bodens, sie wachen über die guten Sitten der Bürger und üben die polizeiliche Gewalt in ausgedehntem Maße aus. Alle Gewalt überhaupt, welche später unter die Consuln, die Prätoren, die Censoren, die Aedilen vertheilt wurde, sehen wir ursprünglich

in der einzigen Hand des römischen Königs vereinigt. Mit einem Worte: der römische Staat zuerst führt die Monarchie in Form einer menschlich-nationalen Individualherrschaft mit voller Concentration aller staatlichen Macht und sogar mit einer Fülle absoluter Regierungsgewalt in die Geschichte ein.

III. Das fränkische Königthum. Das große Reich der deutschen Franken erhob sich auf römischem Boden. Die fränkische Monarchie, aus römischen und deutschen Elementen gemischt, bildet somit den Uebergang aus der antiken in die moderne Welt- und Staatsordnung. Ungleich mächtiger als ein altgermanischer ist der fränkische König. Die Ideen des germanischen Rechts und der germanischen Freiheit haben sich gewissermaßen vermählt mit dem Gedanken der römischen Staatshoheit und Macht, und aus dieser Verbindung ist die monarchische Institution hervorgegangen, wie wir sie in der Zeit Karl's des Großen in voller Kraft entfaltet sehen. Eine Reihe von Gründen wirkten zusammen, um die einheitliche Macht der karolingischen Könige zu stärken: vorerst die merkwürdige Folge individuell ausgezeichneter und glücklicher Herrscher, sodann die wachsende Ausdehnung eines großen Reiches, für welches ein umfassendes und starkes politisches Regiment Bedürfniß ward, die Nothwendigkeit einer stets verfügbaren großen Kriegsmacht und die Siege, welche durch sie erfochten wurden, endlich die Verbindung mit den romanischen Unterthanen, die seit Jahrhunderten in der Cultur des römischen Staates erzogen und an die Vorstellungen und durchgreifenden Einrichtungen des letztern gewöhnt waren. In einer Beziehung freilich machte die Institution der Monarchie eher einen Rückschritt. Das Princip der Erblichkeit nämlich der königlichen Würde, neben welcher die frühere Kur zu einer ziemlich bedeutungslosen Formalität zusammenschrumpfte, wurde allzu sehr nach der Art der privatrechtlichen Erbfolge ausgeübt und zum Nachtheil des Staates und der Nation das Gesammtreich unter mehrere Söhne des verstorbenen Königs so vertheilt wie die liegenden Güter, die ein Privatmann hinterlassen hatte. Damit aber war der politische und staatsrechtliche Charakter der Thronfolge, welcher die fortdauernde Einheit des Staates erhält, gänzlich verkannt, und wurde dem privatrechtlichen Princip, daß die Herrschaft im Staate wie ein Vermögen des Individuums und der Familie aufzufassen sei (dem sogenannten Patrimonialprincip), nach dieser Richtung hin gehuldigt. — Als hauptsächliche Veränderungen in den Machtverhältnissen sind folgende zu erwähnen:

1) Gesetzgebung. Diese wurde im fränkischen Reiche überhaupt wichtiger und fruchtbarer, als sie vormals in dem engen Lebenskreise einer einzelnen germanischen Völkerschaft gewesen war, und die Könige erlangten dort einen viel größeren Einfluß auf dieselbe, als sie bis dahin gehabt hatten. Der Grundsatz der römischen Kaiserzeit, daß jede beliebige Willensäußerung des Kaisers in Rechtssachen Gesetzeskraft habe, konnte selbstverständlich unter dem germanischen Volke der Franken weder Billigung noch Geltung finden; aber die in den meisten Fällen maßgebende Vorbereitung der Gesetzesentwürfe wurde nun gewöhnlich in dem königlichen Cabinete mit Hülfe der königlichen Räthe vorgenommen, und die Gesetze selbst im Namen des Königs erlassen, dessen Sanction erst den Entwürfen Gesetzeskraft verlieh. Von größter Bedeutung aber war es, daß die Berathung, bez. die Zustimmung der auf den Reichstagen versammelten geistlichen und weltlichen Großen der Aristokratie in der Sitte wie im Rechte als unentbehrlich betrachtet wurde für die Gesetzgebung. Die Billigung durch das eigentliche Volk selbst hatte dagegen nur noch eine untergeordnete Bedeutung und galt in den meisten Fällen, insbesondere wenn es sich um staatliche oder kirchliche Organisation handelte, nicht mehr für nöthig. Nur wenn das eigentliche Volksrecht verändert werden sollte, wurde auch die Gutheißung des Volkes selbst noch erfordert. In jener Mitwirkung der Optimaten aber ist der erste Ansatz der ständischen Repräsentation zu erkennen, welche in spätern Jahrhunderten eine so großartige Ausbildung erlangt und den repräsentativen Staat hervorgebracht hat.

2) Regierung. Die Größe des Staates und die damalige Umgestaltung der öffentlichen Zustände machten eine Regierungsgewalt, wie sie dem ältern germanischen Leben unbekannt gewesen, zum unabweisbaren Nationalbedürfniß. Der Idee, für die Handhabung des Friedens und die Aufrechterhaltung des Rechts zu sorgen, gesellte sich die Rücksicht auf die öffentliche Wohlfahrt bei. Indessen war den germanischen Vorstellungen das römische Imperium ein zu fremder und zu unerträglicher Begriff, als daß derselbe hätte adoptirt werden können. Vielmehr erhob sich die neue Regierungsmacht im Geiste der einheimischen Mundschaft (mundiburdium, mundium). Diese königliche Mundschaft verhält sich auf dem Gebiete des Staatsrechts zu dem römischen imperium gerade so wie die Vormundschaft des deutschen Ehemanns und Vaters zu der römischen potestas im Familienrechte. Sie ist nicht eine absolute Herrschergewalt, sondern der Schutz der Rechte des Volkes und der Unterthanen und die Fürsorge für deren Wohl sind die Ideen, welche sie beleben. Die Vorstellung der Pflicht wird mit der des Rechts unauflösbar verbunden und schrankenlose Willkürgewalt nicht gestattet. Der neue Gedanke ist freilich noch nicht nach allen Seiten hin klar geworden, aber der Kern desselben ist gesund und einer wahrhaft staatlichen Entwickelung fähig. Von diesem Standpunkte aus darf und soll der König auch gebieten. Das Gebot äußerte sich in der Form des sogenannten Bannes. Der König hatte den Heerbann, infolge dessen er über die gesammte Kriegsmacht des Reiches verfügte, freilich auch hier dem Herkommen gemäß und nach bestimmten Verhältnissen der Kriegsdienstpflicht. Indessen riefen starke Könige, wie insbesondere Karl der Große, nicht blos das lehnspflichtige Gefolge, sondern ganze Abtheilungen des Heerbannes auch zu Angriffskriegen auf und bedrohten jeden Säumigen mit dem schweren Königsbanne von 60 Schillingen Buße. Im Gerichtswesen, woran sich noch immer die Landesverwaltung anlehnte, übte der König den Gerichtsbann aus, freilich selten nur in Person, in der Regel durch die Gaugrafen, deren Gerichtsbarkeit aber von ihm

abgeleitet wurde. Die erstarkende Staatsordnung beschränkte nun die früher in viel weiterm Umfange geübte Selbsthülfe und Rache in privatrechtlichen Streitigkeiten wie im Straffällen, und über das ganze Land breitete sich der sogenannte Königsfrieden unter dem Schutze des Königsbannes aus und ersetzte den vormals leichter zu störenden gemeinen Frieden. Auch die Einkünfte der königlichen Kammer und der Fiscus des Königs, worüber dieser nach eigenem Ermessen frei verfügte, hatten bedeutend zugenommen. Die Eroberung römischer Provinzen und die Aufhebung der alten König- und Herzogthümer hatten die Domänen der Könige sehr bereichert. Ueberall im Reiche gab es ansehnliche königliche Villen, von deren Pfalzen hinwieder ausgedehnte Güter abhingen. Die Grund- und Kopfsteuern der Provinzialen wurden beibehalten, die römischen Zölle theilweise sogar ausgedehnt, den besiegten Stämmen Tribute auferlegt und reichlichere Bußen erhoben.

3) Ein vom Könige abhängiges Beamtensystem diente nun dazu, die königliche Macht nach allen Richtungen und auf allen Stufen der Staatsordnung auf Volk und Land einwirken zu lassen. Die obersten Reichsämter wurden nach dem Vorbilde des byzantinischen Kaiserhofes am Hofe des Königs concentrirt. Dahin gehören der Pfalzgraf (comes palatii), welcher an des Königs Statt das oberste Richteramt verwaltet, der Kaplan (apocrisiarius, referendarius), welcher an der Spitze der Hofgeistlichkeit steht und in kirchlichen Dingen referirt, und der Kanzler (cancellarius), welcher der königlichen Kanzlei vorsteht und daher auch die diplomatische Correspondenz leitet. Dahin gehören ferner auch die eigentlichen Hofämter: des Kämmerers, der den königlichen Schmuck, den Hofstaat der Königin und die Ehrengaben des Hofes besorgt, des Seneschalls, der die Aufsicht hat über alle Ministerialen, das Gesinde und die ganze Oekonomie des Hofes, des Kellners, welcher die Naturgefälle bezieht und auch für die königliche Tafel den Wein besorgt, des Marschalls, welcher die königlichen Stallungen unter sich hat, des Hausmeisters, welcher dafür sorgt, daß der König, wo immer er seinen wechselnden Hof aufschlagen will, eine würdige Aufnahme und Wohnung finde, der vier obersten Jägermeister und endlich des Falkners. Die königlichen Sendboten (missi dominici), die jährlich mit besonderer Vollmacht nach der freien und wechselnden Ernennung des Königs die einzelnen Länder des weiten Reiches bereisten, waren hier seine Stellvertreter. Sie waren seine Augen, durch deren Hülfe er Einsicht erlangte in die öffentlichen Zustände, in den Staat und in die Kirche, seine Ohren, mittels deren er die Beschwerden und Wünsche der Bevölkerung vernahm, zuweilen auch seine Arme, durch die er dem Gesetze Gehorsam verschaffte und der öffentlichen Ordnung Schutz verlieh. Die Gaugrafen, welche in den Gauen die hohe, und die Zentgrafen, welche in den Zenten die mittlere Gerichtsbarkeit ausübten, leiteten nun ihre Richtergewalt vom Könige ab, als dem obersten Richter auf Erden, die erstern unmittelbar, die letztern mittelbar, ebenso ihre militärische Gewalt; und obwol allerdings schon unter den Nachkommen Karl's des Großen die Neigung zur Erblichkeit der Grafenämter theilweise zu einem Rechte auf Erblichkeit erwachsen war, so galt in der noch frischen Periode der ausgebildeten fränkischen Monarchie die Würde der Grafen als ein wahres Reichsamt, auf dessen Besetzung dem Könige ein entscheidender Einfluß zukam, noch nicht aber als eine feste Erbherrschaft. Als jedoch das Institut der Sendboten außer Uebung kam, die Herzogthümer hergestellt wurden und die Reichsämter sich in Familienrechte verwandelten, da war es auch um die Macht des neuen romano-germanischen Königthums geschehen, und die Aristokratie der zahlreichen Fürsten und Herren trat an seine Stelle.

4) Endlich ist auch an dieser Stelle noch der schon im Artikel „Kaiserthum" des nähern gewürdigten engen Beziehung des fränkischen Königthums sowie der durch Karl den Großen damit verbundenen Kaiserwürde zu der Ausbreitung des Christenthums und zu der christlichen Kirche als einer hervorragenden Eigenschaft zu gedenken. Der Staat war ein christlicher geworden und das Königthum hatte durch Priesterhand die göttliche Weihe empfangen und war so geheiligt worden. Der König fühlte sich verpflichtet, für die Erhaltung und Ausbreitung des reinen christlichen Glaubens in seinem Reiche zu sorgen, und als Kaiser, soweit seine Macht reichte, das Heidenthum zu vertilgen und die Ketzerei auszurotten; eine Verpflichtung, welche Karl der Große in großartigem Umfange und mit Strenge vollzog. Die Christenheit selbst galt als ein zusammengehöriger Körper mit zwei Ordnungen: der priesterlichen und der königlichen, der kirchlichen und der staatlichen. Obwol aber der König das Haupt der letztern, wie der Papst die Spitze der erstern war, so handhabte jener doch auch dem Klerus gegenüber die einmal erkannte christliche Ordnung. Er berief Synoden, beaufsichtigte die Bischöfe und die Klöster, und erließ eine Reihe von Gesetzen und Verordnungen von kirchlichem Inhalte. Ebenso wirkte der Geist der Hierarchie hinwieder auf die Gestaltung der politischen Einrichtungen und auf die Rechtsgrundsätze der weltlichen Ordnung bedeutend zurück.

IV. Die Lehnsmonarchie. Die fränkische Monarchie trug zwar in ihrer organischen Anlage alle Bedingungen einer wahren Monarchie in sich, und insofern erscheint sie als der Anfang einer neuen, der modernen Staatsentwickelung. Allein die widerstrebenden Kräfte und Leidenschaften waren damals in der Nation noch so mächtig, und die alten, einer jeden starken Staatsgewalt abgeneigten Gewohnheiten des Adels und der freien Germanen noch so fest, daß es nur ausnahmsweise einzelnen großen Regenten gelang, den öffentlichen Charakter des neuen Königthums und die darin liegende Staatsmacht großartig zu entfalten. Saßen schwache Individuen auf dem Throne, so wurde sofort die Ohnmacht derselben fühlbar, und auf allen Seiten zeigten sich die Tendenzen zur Auflösung der Staatseinheit, zur Beschränkung und Nichtachtung der Centralgewalt, zu selbständig-particularer Herrschaft in kleinen Kreisen. Die Abschwächung und das Erlöschen der Karolinger bezeichnet zugleich die Ver-

dunkelung der königlichen Macht und das Wachsthum der in den einzelnen Stämmen, Ländern und Gebietstheilen sich erhebenden Fürsten- und Herrengewalt. An die Stelle der frühern romano-germanischen Weltmonarchie trat nun das Lehnskönigthum; in ihm erlangte der Charakter des Mittelalters in Vorzügen und Mängeln einen angemessenen politischen Ausdruck. Die hervorragenden Eigenschaften der Feudalmonarchie sind folgende:

1) Alles bisherige Königthum beruhte auf den Volksstämmen oder ganzen Völkern oder einer zur Einheit verbundenen Nation. Man darf dasselbe wol eine volksthümliche oder nationale Institution nennen. Das feudale Königthum dagegen steht zwar auch in Beziehung zu einem bestimmten Volke, an dessen Spitze der König ist, aber es wurzelt, wenn man auf das Wesen sieht, vornehmlich in der engen persönlichen Treuverbindung zwischen dem Könige als dem obersten Lehnsherrn und seinen Vasallen, welche von ihm Macht, Ehre und Vermögen ableiten. Die übrige Masse des Volkes, soweit sie nicht im Lehnsnexus steht, kommt daher nur in untergeordneter Weise, nur mittelbar in Betracht. Dieses Königthum ist somit nicht eine nationale Institution im eigentlichen Sinne, sondern vielmehr eine eigenthümliche Standesinstitution; nicht das Volk, sondern die Gefolgschaft ist die ursprüngliche Grundlage desselben.

2) Die persönliche Treue, von dem Glanze und der Kraft der Ehre beleuchtet und gestärkt, wurde nunmehr zum wichtigsten Staatsbegriff erhoben. Alle Vasallen mußten daher persönlich dem Herrn bei Empfang des Lehens den Eid der „Treue und Hulde" schwören. Am ausgebildetsten sind, wie das Lehnssystem überhaupt, so auch diese Schwurverhältnisse in dem saxo-normannischen Rechte des englischen Königreiches bestimmt. Die eigentlichen Lehnsvasallen schwören dem Könige, ihrem Lehnsherrn kniend den Mannschaftseid (homagium) und stehend auf das Evangelium den Treueid (fidelitas). Bischöfe und Aebte schwören ausnahmsweise nur den letztern. Jener ist enger als dieser und nothwendiger an den Lehnsbesitz geknüpft. Die Treue ist allgemeiner und es kann daher auch außerhalb des Lehnsverhältnisses von den übrigen Unterthanen der Eid der Treue gefordert werden, wie das schon in der karolingischen Zeit — freilich auch unter dem Einflusse von Feudalbegriffen — vorkam. Diese Treue aber ist gegenseitig. Auch der Herr ist dem Vasallen zur Treue verpflichtet, nur die Ehrerbietung, die der Mann dem Herrn schuldet, hat dieser nicht ebenso zu erwidern.

3) Das Streben der Lehnsmonarchie, alle Unterthanen in ein Vasallenverhältniß hineinzuziehen, hat auch eine dingliche Beziehung auf den Grund und Boden. In diesem Sinne suchten die ersten englischen Könige von normannischem Geschlechte ein Obereigenthum des Königs über das ganze Land zur Anerkennung zu bringen, infolge dessen nicht blos die hergebrachten oder neuverliehenen Lehnsgüter, sondern auch die freien Eigengüter im Rechtssystem als vom Könige abgeleitet erklärt wurden. Das Volksrecht des freien Eigenthums am Boden wurde so in das Lehnrecht des abhängigen Grundbesitzes umgewandelt. Dies aber ist ein allgemeiner Charakterzug der Feudalmonarchie, welcher in der englischen Rechtsgeschichte besonders klar hervortritt.

4) Ganz parallel dieser stufenweisen Ableitung des Grundbesitzes vom Obereigenthume des Königs geht im Lehnssystem die stufenweise Ableitung jeder staatlichen Gewalt von der königlichen Gewalt. Der König selbst hat seine Macht in einheitlicher Fülle von Gott zu Lehn empfangen. Wie die Planeten ihr Licht von der Sonne entleihen, so erhalten die niedern Herren ihre Herrschaft vom obersten irdischen Lehnsherrn, dem Könige. Sie erhalten die Gewalt aber nicht etwa als bloße öffentliche Beamte des Staates, als Organe der Regierung, sondern je für ihre besondern und abgegrenzten Kreise zu eigenem Rechte und Genusse, wie sie die Lehnsgüter zu eigener Verfügung und Fruchtgenuß empfangen. Die Mischung politischer Befugnisse mit privatrechtlicher Selbständigkeit und sogar die erbliche Verbindung der verschiedenen Stufen der Staatsgewalt mit bestimmten Familien und festem Grundbesitze sind charakteristische Eigenschaften des Lehnssystems. Der König kann daher weder sich weigern, dem erbberechtigten Vasallen die Herrschaft zu verleihen, noch darf er in die Sphäre der verliehenen Herrschaft eingreifen oder, sei es bestimmend, sei es beschränkend, einwirken. Jeder Kreis der Gewalt ist in sich abgeschlossen und wesentlich selbständig. Die Einheit der Staatsgewalt ist daher im Lehnsstaate fast nur eine formelle. Sobald es darauf ankommt durchzugreifen, erheben sich oft unüberwindliche Schwierigkeiten. Die besondere Macht der großen und kleinen Vasallen setzt sich wider die allgemeine Staatsmacht, und statt diese zu vermitteln, tritt sie ihr entgegen und hemmt ihre Wirkungen. So wird das nationale Leben gespalten in eine Mannichfaltigkeit particulärer Gestaltungen, die Eine Staatsmacht aufgelöst in eine Vielheit beschränkter Herrlichkeiten. Dem individuellen Willen und der individuellen Neigung, besonders der Magnaten des Landes, wird ein freier Spielraum auf dem politischen Gebiete eröffnet und ein bunter Reichthum der Formen und Einrichtungen entfaltet; aber der Zusammenhang des Ganzen ist überall durchbrochen und der Staat selbst gebunden. Die Aristokratie nur ist stark und frei, das Königthum zwar an Ehren reich, an Macht aber arm, und das Volk in der naturgemäßen Entwickelung seiner Kräfte auf allen Seiten gehemmt. Je entfernter die Volksklassen vom Centrum dieses Staates, vom obersten Lehnsherrn stehen, desto drückender wird für sie das Gewicht der in der Mitte liegenden Herrschaftsrechte und desto lästiger auch die Willkür der kleinen Herren. Die beiden Hauptbestandtheile der germanischen obrigkeitlichen Gewalt, der Heerbann und der Gerichtsbann, wurden so unter die zahlreichen Herren und Vasallen vertheilt. Die eigentliche Regierungsgewalt aber wurde im Vergleiche zu den Grundsätzen der fränkischen Monarchie wieder vermindert und mehr als früher beschränkt. Die ganze Verfassung war wesentlich eine aristokratische geworden, obwol sie mit einer monarchischen Krone geschmückt war. Die französischen Könige aus dem capetingischen Hause ragten

nur wenig über die seigneurs hervor, und auch die deutschen Könige waren im Innern des deutschen Reiches vielfach gelähmt durch die Macht der Fürsten. Nur ausnahmsweise, wo besondere günstige oder drängende Verhältnisse eine Abweichung veranlaßten, konnte sich eine stärkere Centralmacht der Könige erhalten, wie z. B. in England nach dem Siege der Normannen, wo die Forderungen der Sicherheit den normannischen Adel nöthigten, sich enger an den König anzuschließen, und wo das Bedürfniß der neubegründeten Dynastie, sich zu behaupten, eine energischere Entfaltung der königlichen Macht erforderte.

5) Der Lehnsstaat kann vorzugsweise ein Rechtsstaat genannt werden. Das Staatsprincip der öffentlichen Wohlfahrt ist verdunkelt, die Abgrenzung der mancherlei politischen Rechte aber genau bestimmt, diese selbst sind ähnlich wie Privatrechte dem Willen des Berechtigten und sogar dem gewöhnlichen Rechtsverkehre des Kaufes, des Tausches, der Vergabung, der Vererbung u. s. w. preisgegeben. Der Schutz dieser Rechte wird großentheils in Form des gerichtlichen Processes gehandhabt, oder gar der erlaubten Selbsthülfe im Wege der Fehde überlassen. Auf der einen Seite eine starre, festgegliederte Rechtsordnung, welche wol den Individuen, nicht aber der Gesammtheit, wol den einzelnen Corporationen und Stiftungen, nicht aber der Nation und ihren Kräften Freiheit gewährt, auf der andern Seite ein fortwährender innerer Krieg und eine immer wiederkehrende Anarchie — das sind die beiden entgegengesetzten Erscheinungen, welche wie die beiden Gesichter des Januskopfes mit dem mittelalterlichen Lehnsstaate verwachsen sind.

V. Die absolute Monarchie. Aus dem mittelalterlichen Lehnsstaate ging die moderne Repräsentativmonarchie nicht unmittelbar hervor als die staatliche Ordnung der neuen Zeit. Im Kampfe mit dem Lehnswesen erstarkte vorerst die neue absolute Monarchie. Die sämmtlichen germano-romanischen und die germanischen Völker Europas mußten erst das letztere Staatssystem wieder erfahren, bevor es zu der Bildung der neuen Staatsform kam. Am frühesten zeigt sich diese Entwickelung und am heftigsten tritt der Absolutismus hervor in Frankreich und in Spanien. Je stärker die germanischen Elemente in der Nation waren, desto weniger konnte es den Königen gelingen, eine den germanischen Rechtsbegriffen völlig fremde und zuwiderlaufende absolute Gewalt zum geltenden Staatsprincip zu erheben. Dagegen waren dieser die römischen Traditionen, die nun in Wissenschaft und Leben wieder wach wurden, durchaus günstig. Schon seit dem 12. Jahrhundert, als noch die seigneurs des üppigsten Machtgenusses sich erfreuten, arbeiteten die französischen Legisten (so wurden die römischen Rechtsgelehrten genannt) mit Kühnheit und Einmüthigkeit an der Aufgabe, die französische Monarchie auf die alten Grundlagen des römischen Kaiserreiches zurückzuführen. Sie gründeten eine theoretische und praktische Schule des Regiments, deren oberster Grundsatz die Einheit, die Untheilbarkeit und die absolute Staatsgewalt des Königthums war, welche sie unter dem Ausdrucke der souveränen Gewalt zusammenfaßten. Von da aus behandelten sie die Herrschaften und Gerichtsbarkeiten der Großen und ihrer Vasallen als Anmaßungen und Misbräuche, die zu Gunsten des Königs und des Volkes aufzuheben oder mindestens soweit als möglich zu beschränken seien. Sie stellten die französischen Könige als Nachfolger der römischen Imperatoren dar, und indem sie die römische Gesetzgebung als die wahre priesen, behandelten sie die einheimischen germanischen Rechtsgewohnheiten mit Geringschätzung. Freilich dauerte es noch Jahrhunderte, bis diese Theorien in die Praxis eindrangen und bis die Herrschaft der seigneurs wirklich gebrochen wurde; aber der innere Kampf hörte nicht mehr auf, bevor der ganze reichgestaltete Lehnsstaat von Grund aus zusammenstürzte, dann aber auch in seinen Sturz die inzwischen mächtig gewordene absolute Monarchie mit verwickelt ward. Der Satz des römischen Kaiserrechts: „Quod principi placuit legis habet vigorem", wurde aus dem Alterthume wieder hervorgeholt und als nothwendiges Staatsprincip verkündigt; er ging in das französische Rechtssprichwort über: „Qui veut le roi, si veut la loi." War einmal das Recht der Gesetzgebung im Könige concentrirt und wurde dasselbe diesem in unbeschränkter Weise eingeräumt, so konnten von da aus die Hemmnisse, welche das Lehnswesen der vollen Entwickelung der Staatsgewalt, des nationalen Geistes und der öffentlichen Wohlfahrt entgegensetzte, hinweggeräumt werden. Die von der neuen Rechtsgelehrsamkeit geleitete Praxis der Gerichte, besonders der königlichen Parlamente, half im einzelnen kräftig mit, dieser Richtung den Sieg zu verschaffen. Die öffentliche Meinung, zunächst in den Städten, in denen die römische Cultur einen uralten Sitz hatte und die von den Einflüssen des Lehnsrechts freier geblieben waren, war der veränderten Rechtsansicht günstig. Sie haßte die kleinen Herren viel mehr, als sie den nationalen König fürchtete, und die Fortschritte der städtischen Gewerbe in Handel und Handwerk schienen durch die Demüthigung und Schwächung der Lehnsherren nur gefördert zu werden. Auch die Bauern konnten eher gewinnen als verlieren, wenn die Macht des Königs über ihre Bedränger zunahm. In Frankreich war das Uebergewicht der königlichen Gewalt über die Lehnsherrschaft seit Ludwig XI., in Spanien seit Philipp II. entschieden. In Frankreich kamen freilich von Zeit zu Zeit Reactionen dagegen vor; in Spanien dagegen blieb der Absolutismus sicherer und hatte hier einen finsterern und grausameren Charakter. Es erregt ein Grauen, wenn man sich daran erinnert, daß Philipp II. das ganze Volk der Niederländer, über welches ihm nur beschränkte Herrschaftsrechte zustanden, als Verbrecher zu verurtheilen wagte. Erst unter Ludwig XIV. hatte in Frankreich die absolute Gewalt des Königthums ihren Höhepunkt erstiegen, von dem aus sie jählings dem Abgrunde der Revolution entgegenstürzte. Sein Beispiel ahmten dann die deutschen Dynastien nach, die großen wie die kleinen. Es wurde wieder erlebt, daß ein christlich-europäischer Monarch ein ganzes Volk, dessen Oberhaupt zu sein er sich überdies nur angemaßt hatte, daß Joseph I. von Oesterreich

die Baiern zum Tode verurtheilte und sich hierbei gar auf göttliches Recht berief. Den politischen Grundgedanken dieses neuen Absolutismus hat Ludwig XIV. mit einer staunenswerthen Naivetät in dem bekannten Satze ausgesprochen: „L'état c'est moi." Der König betrachtete sich hiernach nicht mehr als das Oberhaupt des Staates, welches selber nur ein — wenn auch das oberste und mächtigste — Glied des gesammten Staatskörpers ist, sondern er identificirte seine Person und den Staat vollständig, sodaß es außer ihm keine andern berechtigten Staatsglieder mehr gab. Es gab keine Staatswohlfahrt außer seiner persönlichen Wohlfahrt, kein Staatsrecht außer seinem individuellen Rechte; er war alles in allem, außer ihm nichts. Diese völlige Verwechselung des Königthums mit dem Staate war nun aber um so bedenklicher, als gleichzeitig, während des 17. und 18. Jahrh., die Theorie von der Staatsallmacht aufkam. Während des Mittelalters war der Staat durch eine unendliche Menge fester und abgeschlossener Rechtskreise zerklüftet und jeder durchgreifenden Macht beraubt worden. Nun machte die Theorie den Sprung in das Gegentheil und ließ gar keine selbständige, der Willkür und der Einwirkung des Staates entzogene Rechtssphäre mehr gelten. Selbst das Privatrecht wurde als ein Product des Staates aufgefaßt und dem Belieben der Staatsgewalt preisgegeben. Die Staats- und Rechtswissenschaft jener Zeiten hatte an dem Schaden, den diese Theorien gestiftet, einen großen Antheil. Die einen billigten und unterstützten die unnatürliche Anmaßung der absoluten Könige mit Scheingründen, die andern traten derselben nicht entgegen, wie die Pflicht geboten hätte. Aber nicht minder haben sich die damaligen Theologen versündigt, welche die christliche Idee der Göttlichkeit der obrigkeitlichen Gewalt dahin entstellten, daß sie in gewissem Sinne die Könige als unmittelbare und vollkommene Repräsentanten und Inhaber der göttlichen Weltregierung auf Erden, als irdische Götter ausgaben. Weil Gott unumschränkter Herr der Welt ist, die er geschaffen hat und die er mit seinem Geiste erfüllt und erhält, so sollten die Könige auch unumschränkte Herren der Völker sein, die sie nicht geschaffen haben, und die sie nicht zu erfüllen noch zu erhalten vermögen. Es kam, wie in den Zeiten der römischen Imperatoren, wieder dahin, daß die Könige es liebten, sich auch mit der Gottheit zu identificiren; man weiß, wie gern Ludwig XIV. den Jupiter gespielt hat, was freilich in heidnischer Form eher anging als in christlicher. Unmittelbar neben dieser Allmacht des Absolutismus, welche nun durch die Theorie dem Monarchen zugesprochen und in wichtigen Beziehungen auch praktisch geübt wurde, offenbarte sich freilich von Zeit zu Zeit die völlige Ohnmacht der absoluten Könige. Es geschah nicht selten, daß Fürsten, welchen Schmeichelei und knechtischer Sinn eine schrankenlose Gewalt beimaßen, selber zu willenlosen Dienern des Ehrgeizes ihrer Günstlinge oder der Herrschsucht und Ausschweifung ihrer Maitressen erniedrigt wurden. Alles hing dann von der Persönlichkeit des Monarchen ab. War er eine hervorragende Individualität, welche die dictatorische Gewalt mit Energie und Geist zu handhaben verstand, wie Ludwig XIV. selbst, so konnte er wenigstens den Schein der Allmacht erhalten; auf die Dauer freilich konnte selbst ein solcher Mann auf so schwindelnder Höhe nicht feststehen. War er dagegen eine schwache Natur, wie Ferdinand VII. von Spanien oder wie Ludwig XV., so schwelgten andere in der Willkür, die dem Könige allein vorbehalten, seinen Händen aber entwunden war. Auch standen dieser Anmaßung auf dem alten Boden der europäischen Verhältnisse so viele Ueberlieferungen widerstrebender Rechtsansichten und so bedeutende und feste Institutionen entgegen, daß es doch nirgends zu einer vollständigen und bleibenden Geltung eines Staatsprincips kam, welches den asiatischen Despotien gemäß, dem europäischen Leben aber fremd war. Als in England die restaurirte Dynastie der Stuarts auf ähnliche Abwege gerieth und Jakob II. versuchte, die uralten und verbrieften Rechte des Parlaments und die neuere Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse nach Willkür zu verletzen, als er das Beispiel Ludwig's XIV. eigensinnig nachahmte und selbst den gesetzlichen Widerstand der loyalen Freunde des Throns und der Verfassung mit Verachtung behandelte, da büßte er die verwirkte Herrschaft ein, und die Vereinigung Wilhelm's von Oranien, des größten Staatsmannes und Fürsten dieser Zeit, mit der englischen Nation hatte die feste Begründung des modernen Repräsentativsystems zur Folge. Von da an aber war das System der absoluten Monarchie in dem eigentlichen civilisirten Europa überwunden, und es reifte auch auf dem Continent, wo es noch eine Weile fortbestand, dem sichern Untergange entgegen. Nur in Rußland, in einer noch jungen, einer höhern Staatscultur noch nicht theilhaft gewordenen Nation, in einem unermeßlichen Reiche, welches vor allem einer gewaltigen Centralmacht bedarf, besteht das System noch heute, obschon auch hier in neuester Zeit sehr bemerkenswerthe Symptome repräsentativer Bestrebungen hervorgetreten sind.

VI. Die constitutionelle Monarchie. Abgesehen also von Rußland, haben die civilisirten Staaten des europäischen Continents sich in neuerer Zeit dem System der constitutionellen Monarchie zugewendet und in ihr den Abschluß der Gegensätze, welche das Mittelalter hinterlassen, der Zerbröckelung und Erstarrung des Staates einerseits und der absoluten Monarchie andererseits, zugleich aber auch eine Versöhnung der verschiedenen politischen Strömungen der Zeit, insbesondere der Demokratie und der Monarchie zu finden gehofft; eine kurze Erörterung der Grundlagen dieses Systems scheint demnach an dieser Stelle geboten. — Die constitutionelle Monarchie will und soll eine Wahrheit sein; demgemäß muß sie eine wahre, darf sie keine Scheinmonarchie vorstellen. Liegt nun aber das Wesen der Monarchie in einer Herrschaft des Individuums im Gegensatze zu der Herrschaft der Volksmehrheit oder einer ausgezeichneten Klasse, der Minderheit, so ergibt sich, daß die beiden specifischen Seiten dieses Organismus folgende sind:

1) Die Herrschaft steht dem Individuum zu eige-

nem Rechte zu und sie ist in der Person des Monarchen concentrirt.

2) Sie ist oberste Staatshoheit und vollkommene Staatsmacht.

Ad 1) Durch das hier gedachte Princip wird weder a) die Beschränkung des Monarchen durch die Repräsentation der übrigen Bestandtheile der Nation in der Gesetzgebung, noch

b) die Gebundenheit des Monarchen an die Mitwirkung der Minister bei der regelmäßigen Ausübung der Regierungsrechte und Pflichten ausgeschlossen. Wohl aber werden durch dasselbe zwei Irrthümer beseitigt, nämlich erstlich, daß der Monarch ein bloßes Idol, eine bloße Form, nicht ein lebendiges Wesen sei, sodann aber, daß der Monarch der Volksrepräsentation oder den Ministern untergeordnet sei und von ihnen gezwungen werden könne, einen Willen zu äußern, den er nicht hat, und zu handeln, wie er nicht will. Da die oberste Gewalt seiner Person zusteht, so gebührt ihm auch die Freiheit und das Recht der Persönlichkeit. Er hat einen eigenen Willen und soll ihn haben. Der monarchische Staat legt auf die individuelle Sorge und die individuelle Energie des Monarchen einen großen Werth, und es wäre ungereimt, dem Könige das höchste Recht im Staate zuzusprechen und zugleich ihn um deswillen unter die Vormundschaft anderer zu stellen. Nicht die Kammern schaffen das Gesetz, sondern der Monarch, indem er seine Sanction frei ertheilt, begründet das staatliche Ansehen des Gesetzes. Nicht die Minister fügen seinen Regierungsbeschlüssen ihre Autorität bei, sondern er verleiht denselben seine Autorität, und die Minister dienen nur als Organe, wenn auch unentbehrliche Organe seines Willens. Soweit der König durch die Verfassung nicht beschränkt und nicht gebunden ist an die nothwendige Zustimmung oder Mitwirkung anderer Glieder des Staatsorganismus, so weit ist er auch völlig frei, seinen eigenen persönlichen Willen auszusprechen und demgemäß zu handeln. Die Eigenthümlichkeit der constitutionellen im Gegensatze zu andern Monarchien besteht nun gerade darin, daß der Monarch für sich allein weder Gesetze geben noch in der Regel Regierungshandlungen ausüben darf, sondern in der erstern Beziehung die Mitwirkung und Zustimmung der Kammern, in der letztern die Mitwirkung der Minister erfordert wird. Diese aber besteht nicht darin, daß der Schwerpunkt der Staatsregierung in den Kammern oder in den Ministerien liegt; vielmehr steht sowol die eigentliche Parlamentsregierung wie die Ministerregierung im Widerspruche mit dem monarchischen Princip, denn beide sind wesentlich republikanisch. Innerhalb jener Schranken bewegt sich auch der constitutionelle Monarch mit voller Freiheit. Es ist abgeschmackt, ihn verhindern zu wollen, daß er seine eigene Meinung ausspreche. Jeder tüchtige Mann hat ein Bedürfniß, seine wirkliche Gesinnung zu äußern. Politische Rücksichten mögen den Monarchen oft zurückhalten, dieselbe ganz und laut zu offenbaren, aber niemand steht das Recht zu, ihm die freie Rede zu versagen oder gar ihn zu falscher Rede zu nöthigen. Dem Monarchen kommt es ferner zu, mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören, selber zu prüfen, wie es in seinem Lande steht, unmittelbar sich von den Bedürfnissen des Volkes zu unterrichten, die Erscheinungen des öffentlichen Lebens zu beobachten und, wo das Interesse und die Wohlfahrt des Ganzen es erfordern, anregend einzugreifen und Auftrag zur Bearbeitung der nöthigen Gesetze oder zur Einleitung der erforderlichen Maßregeln zu geben. Diese und ähnliche Punkte sind es, in denen von jeher große Monarchen sich ausgezeichnet haben und darin liegt die wahre Activität des Monarchen, und so bietet auch die constitutionelle Staatsform einer bedeutenden Individualität nach allen jenen Richtungen hin noch genügend freien Spielraum.

Ad 2) Anlangend den anderweiten Grundsatz, wonach dem Könige die oberste Staatshoheit und die vollkommene Staatsmacht zusteht, so erkennt selbst das englische Staatsrecht, welches bekanntlich die Rechte des Königthums in einem den Monarchien des Continents fremden Maße beschränkt, gleichwol auch dieses Princip an. Darin aber liegen folgende Gesichtspunkte eingeschlossen:

a) Die Monarchie ist nicht ein Aggregat von einzelnen Hoheitsrechten, sondern die Einheit und Fülle aller Hoheitsrechte. Die absolute Monarchie übertreibt diesen Gedanken dahin, daß sie andern politischen Körperschaften und Organen weder eigene, der Willkür des Monarchen entzogene Rechte, noch auch eine nothwendige Betheiligung bei der Ausübung der Rechte des Monarchen zugesteht und daß sie auch von berechtigten Freiheiten der Individuen und Volksklassen nichts wissen will. Alles Recht nimmt sie für sich in Anspruch, den andern vergönnt sie höchstens Gnaden; die constitutionelle Monarchie dagegen ist auch hierin eine beschränkte und erkennt die Rechte jener Körperschaften und die Freiheit der Unterthanen an.

b) An der Gesetzgebung hat der Monarch nicht blos einen Antheil, sondern den formell entscheidenden Antheil. Ihm steht die Sanction der Gesetze zu und in seinem Namen werden sie verkündigt. Wird dieser Grundsatz in einer constitutionellen Monarchie verneint, so wird auf diesem Gebiete das monarchische Princip durch die Einwirkung republikanischer Ideen in Wahrheit beeinträchtigt; denn dann ist die oberste Staatsmacht nicht mehr bei dem Könige, sondern bei den — für sich allein betrachtet — offenbar republikanischen Kammern, und der König ist, soweit die Gesetzgebung reicht, der Unterthan der Kammern. Hieraus aber folgt: die Rechte der Kammern können nach dem System der Monarchie nur concurrirende, nicht ausschließliche sein.

c) Alle Staatsregierung ist im Monarchen concentrirt, steht ihm zu eigenem Rechte zu und wird in seinem Namen ausgeübt. In der constitutionellen Monarchie dürfen die Minister oder andere Regierungsbeamte nicht in ihrem Namen regieren. Ihre gesammte Gewalt ist vielmehr ein Ausfluß der königlichen Gewalt, ihr Regierungsrecht ein aus der Fülle der königlichen Macht abgeleitetes und zwar nicht im Sinne der mittelalterlichen Lehnsmonarchie, wonach ihnen diese abgeleiteten Rechte für sich zu eigenem Rechte und eigener Nutzung verliehen

waren, sondern so, daß die organische Einheit des Staates gewahrt bleibt. Das im Mittelalter erkannte Princip, daß alle Regierungsautorität und Gewalt von obenher komme und nach untenhin verliehen, nicht aber umgekehrt von unten nach oben übertragen werde, ist in der constitutionellen Monarchie der neuern Zeiten in Anerkennung geblieben, aber die mittelalterliche Zersplitterung dieser Gewalt in selbständige Theilgewalten hat aufgehört.

d) Alle einzelnen Staatsorgane sind dem Könige untergeordnet, und zwar nicht blos diejenigen, welche in ihrem Wirkungskreise von seinem Willen völlig abhängig sind, sondern auch diejenigen, an deren Zustimmung er selber gebunden ist, um einen staatlichen Willen zu äußern, wie die Minister, und die, denen ein von der Einwirkung des Staatsoberhauptes unabhängiger Wirkungskreis angewiesen ist, wie die Richter, ja selbst die gesetzgebenden Kammern, welche als selbständige Factoren im Staate sich mit ihm zur Gesetzgebung einigen. Wie das Haupt allen andern Gliedern des menschlichen Körpers übergeordnet ist, so nimmt der König im Staatskörper die höchste Stelle ein.

e) Die Verfassung und das Gesetz sind die urkundlichen Schranken der constitutionellen Monarchie; im Hinblick auf die verfassungsmäßigen Rechte auch der übrigen Glieder des Staatsorganismus und der Unterthanen, sowie auf die verfassungsmäßigen Bestimmungen über die Ausübung der Rechte des Königs hat diese Art der Monarchie ihren Namen erhalten. Unser gegenwärtiges Jahrhundert aber legt auf urkundliche Bestätigung, auf Verbriefung der politischen Rechte, obwol die Natur der letztern nicht von der Form der Bezeugung und Zusicherung abhängt, einen entschiedenen Werth, ohne deshalb das ungeschriebene Recht zu bestreiten. Dieser Zug ist dem gesammten modernen Leben gemäß, dessen Rechtsbewußtsein nicht mehr so unmittelbar mit der Gewohnheit verwachsen ist, sondern, um sich sicher zu fühlen und zur Klarheit zu gelangen, der Fixirung durch die Schrift bedarf; eine eingehendere Darstellung dieser geschriebenen Constitutionen der europäischen Continentalstaaten liegt außerhalb des Rahmens dieses Artikels und muß daher in dieser Beziehung auf anderweite Artikel dieses Werkes (s. namentlich Verfassung) verwiesen werden. — Vgl. Hinrichs, „Die Könige" (Leipzig 1852). — Sybel, „Die Entstehung des deutschen Königthums" (Frankfurt 1844). — Souchay, „Geschichte der deutschen Monarchie", 4 Bde. (Frankfurt 1861—1862). — Dahn, „Die Könige der Germanen", Bd. 1—6 (Würzburg 1861—1873).

B. Die europäischen Könige der Gegenwart.

In Europa führen gegenwärtig den Königstitel nur die Beherrscher größerer und mehr oder weniger unabhängiger Monarchien. Innerhalb des Deutschen Kaiserreiches gehören dahin die Staatsoberhäupter von Preußen, Baiern, Sachsen und Würtemberg. Der Kaiser von Oesterreich ist zugleich König von Ungarn nebst partes annexae, von Böhmen, Galizien und Lodomerien; der Zar von Rußland zugleich König von Polen u. s. w. Außerdem führen den Königstitel die Beherrscher von Schweden und Norwegen, von Dänemark, von Großbritannien und Irland, der Niederlande, der Belgier, von Spanien, von Portugal, von Italien, von Griechenland, neuerdings endlich auch die von Rumänien und von Serbien. Die Anrede der Könige ist „Majestät", und außerdem genießen sie noch andere, jedoch meist unwesentliche, nur das Ceremoniell betreffende Vorrechte (wie namentlich die königliche Krone im Wappen u. s. w.), welche die Diplomatik unter dem Namen der königlichen Ehren honores regii, honneurs royaux) zusammenfaßt. In frühern Zeiten wurden die Könige bei der Thronbesteigung gesalbt, jetzt aber ist an die Stelle dieser Weihe nur eine feierliche Krönung getreten oder sogar jede äußere Ceremonie hinweggefallen. (*Albrecht Just.*)

KÖNIG, in Urkunden Kunticha, Kunthichum, Kendig, Kumbich, Kunnig, Quinticha u. s. w., Marktflecken in der großherzoglich-hessischen Provinz Starkenburg, Kreis Erbach, an der hessischen Odenwaldbahn und der Mümling gelegen, zählte (1880) 1961 fast durchweg evangelische Einwohner. Der Ort ist sehr alt. Schon in der lorscher Grenzbeschreibung kommt ein Wald Köntig vor; 820 erhielt das Kloster Lorsch Besitzthümer dort. Sehr früh trug das gräfliche Haus Erbach die eine Hälfte von König von Mainz zu Lehn und erhielt später auch die andere. Der Stifter der Erbach-Schönberg'schen Linie, Graf Georg August (1717) residirte hier und der Ort gehörte dieser Linie, bis er im J. 1806 unter hessische Hoheit kam. — Das 1429 von einem Schenken zu Erbach erbaute Schloß, in dessen Hofe die neuere Kirche steht, ist Eigenthum der Grafen von Erbach-Schönberg, die noch jetzt in der Gegend bedeutenden Privatbesitz haben. (*Walther.*)

KÖNIG (Friedrich), der Erfinder der Schnellpresse (s. das.), wurde am 17. April 1774 zu Eisleben als Sohn des dortigen Ackerbürgers Johann Christoph König geboren und erhielt in der Taufe den Namen Johann Friedrich Gottlob. Aus seiner Kindheit ist nur bekannt, daß er die Volksschule seiner Vaterstadt besuchte und, nachdem er auch am Privatunterricht von Karl und Bernhard Trinius, den beiden Söhnen erster Ehe der Frau des dortigen Generalsuperintendenten Müller theilgenommen, schon mit dem achten Jahre in das Gymnasium zu Eisleben trat und demselben bis zu seinem sechzehnten Jahre angehörte; er verließ es sodann, um 1790 in die Druckerei von Johann Gottlob Immanuel Breitkopf in Leipzig als Setzer und Drucker in die Lehre zu treten. Schon auf dem Gymnasium hatte er sich als begabter, namentlich in der Mathematik und Mechanik befähigter Schüler gezeigt; in der Lehre muß er sich nicht minder tüchtig erwiesen haben, denn statt ihn zur Beendigung der üblichen und contractlich festgesetzten fünfjährigen Lehrzeit anzuhalten, wurde er bereits nach $4^1/_4$ Jahren, Michaelis 1794, zum Gehülfen ernannt. Ein schwerer Verlust hatte ihn während derselben getroffen; sein Vater war 1791, erst 54 Jahre alt, gestorben. (Die Mutter starb 1822, 86 Jahre alt.)

Ueber König's nächste Lebensjahre, bis 1802, fehlen sichere Nachrichten; es ist wahrscheinlich, daß er in dieser Periode einen Onkel, der Buchdruckereibesitzer zu Greifswald war, besuchte und dort sich auch noch mit dem Geschäftsbetriebe des Buchhandels bekannt machte; in Leipzig, wo er einige Zeit weilte, arbeitete er in Buchdruckereien oder erwarb sich mit Uebersetzungen für Buchhändler ein kümmerliches Brot, hospitirte aber gleichzeitig an der Universität und hörte namentlich die Vorlesungen des berühmten Ernst Platner, dabei die Nacht ernsten Studien widmend, in denen er von seinem zu Leipzig studirenden Freunde Trinius unterstützt wurde.

Im Juli 1802 finden wir ihn zu Eisleben, einen Vertrag schließend mit einem gewissen F. W. Riedel behufs Errichtung einer Buchhandlung, eventuell mit Buchdruckerei verbunden; sein Compagnon sollte die Mittel dazu liefern, während er seine Thätigkeit dem Unternehmen widmete. Doch wurde dieser Plan bald aufgegeben. Nach einer sofort nach Abschluß des Vertrags unternommenen Reise nach Paris ist König im darauffolgenden Jahre in Suhl mit dem Bau einer verbesserten Buchdruckpresse beschäftigt, auf welche er mit Riedel's Genehmigung die von diesem erlangten Mittel verwendete; gleichzeitig hatte er eine Buchdruckerei zu Mainz erworben, deren Besitz er indeß bald wieder aufgab. Mit dem Pressenbau hatte er sich dem Ziele zugewandt, dessen Erreichung seine Lebensaufgabe wurde; der Eisenfabrikort Suhl war hierfür von ihm gewählt worden, weil dieser ihm die beste Aussicht auf zweckentsprechende technische Unterstützung bot. Seine praktische Thätigkeit an der Druckerpresse hatte ihn deren Unvollkommenheit erkennen lassen; die großen politischen Ereignisse jener Tage aber drängten zur Schöpfung eines Werkzeuges, das besser geeignet wäre zur schleunigen Verbreitung von Nachrichten als die alte, seit Gutenberg's Tagen nur wenig veränderte Holzpresse. Gleichwol war König's erstes Streben mehr auf Ersparung von Arbeit und Erzielung qualitativ besserer Leistungen als auf größere Schnelligkeit gerichtet; er wollte eine Presse schaffen, die, durch eine mechanische Kraft in Bewegung gesetzt, alle Verrichtungen der Drucker, mit alleiniger Ausnahme des Ein- und Auslegens des Papiers, selbstthätig ausführe. Wie wiederaufgefundene Pläne zeigen, war seine projectirte Presse ein massiver Holzbau, welcher die wesentlichsten Theile des bisherigen Preßmechanismus in einer dem beabsichtigten mechanischen Betriebe angepaßten Form enthielt; nur das Farbwerk war durchaus neu und originell, denn an Stelle der bisher gebräuchlichen Ballen zum Auftragen der Buchdruckerschwärze hatte er mit Leder überzogene Walzen gesetzt, die eine stets frische Farbenzufuhr aus einer oberhalb derselben angebrachten Büchse erhielten und außer der rotirenden eine seitliche Bewegung hatten zum Zweck der besseren Vertheilung der Farbe; indem die Schriftform unter diesen Walzen hindurchging, wurde sie jedesmal mit einer neuen Farbschicht bedeckt.

Die Kosten von König's Versuchen überschritten indeß bald seine Mittel und die seines Compagnons, der überdies seinen contractlichen Verpflichtungen, 5000 Thaler einzuschießen, bei weitem nicht nachkommen konnte. Die eigentliche Presse war zwar nahezu vollendet, der Antriebsmechanismus aber konnte von König deshalb nicht ausgeführt werden. Er siedelte zunächst nach Meiningen über, sich dort eine Zeit lang mit einer zweiten Erfindung, einer Art Stereotypie durch Matrizenprägung, beschäftigend und gleichzeitig die Unterstützung seiner Projecte durch die bairische Landesregierung zu Würzburg nachsuchend. Nach letzterer Stadt begab er sich im November 1804, seine Erfindung von da aus auch dem leipziger Verleger und Drucker Göschen anbietend; als aber beide Versuche, materiellen Beistand zu erlangen, erfolglos blieben, reiste er, von meininger Freunden unterstützt, in den ersten Monaten des J. 1805 nach Wien, hoffend, in dem Director der dortigen Staatsdruckerei einen Förderer seiner Pläne zu finden. Eine wohlwollende Aufnahme wurde ihm gewährt, doch nicht die Mittel zur Durchführung seiner Erfindung; unverrichteter Sache mußte er abreisen, sich nach Hamburg zu einem Freund und Landsmann, dem Musikalienverleger und Händler Böhme wendend, in dessen Geschäft er zunächst trat, nachdem er schon von Wien aus an die kaiserliche Regierung zu St.-Petersburg geschrieben und ihr seine Pläne angeboten hatte. Die Verhandlungen mit ihr zogen sich lange hinaus; von Hoffnung auf einen glücklichen Abschluß erfüllt, reiste er im Mai 1806 selbst nach Petersburg, um, abermals mit getäuschten Erwartungen, die russische Residenz noch im November 1806 zu verlassen und sich von da direct nach London zu begeben, wohin er schon lange seine Augen gerichtet hatte. Ein günstigerer Stern schien ihm hier zu leuchten: am 31. März 1807, nachdem er sich bis dahin seinen Unterhalt durch Arbeit in Druckereien verdient hatte, schloß er mit dem londoner Buchdrucker Thomas Bensley einen Vertrag, wonach die Ausführung seiner Erfindung sofort in Angriff genommen werden sollte. Dies geschah auch, doch erwiesen sich die Arbeiten bald so kostspielig, daß im J. 1809 noch zwei londoner Drucker, George Woodfall und Richard Taylor, zu dem Unternehmen hinzugezogen wurden, das man in eine Gesellschaft mit den Leistungen entsprechenden Antheilen verwandelte. Noch eine andere willkommene Hülfe fand König in dem 1783 zu Stuttgart geborenen Mechaniker und Optiker Andreas Friedrich Bauer, der behufs Weiterbildung in seinem Fache nach London gegangen war. Zwischen beiden Männern knüpfte sich bald ein Band inniger Freundschaft, und eine Vereinigung, die nicht wenig beigetragen hat zum Gelingen von König's Erfindung. An der Vollendung der ersten, am 29. März 1810 patentirten Druckmaschine hatte Bauer bereits thätigen Antheil; seine technischen Fertigkeiten, verbunden mit peinlicher Genauigkeit, kamen König's Werke wesentlich zu statten; leider verzögerte eine schwere Erkrankung des Erfinders längere Zeit den Probedruck auf der genau nach seinen ersten Plänen gebauten Maschine, bei welcher allerdings die schwere Holzconstruction des Gestells durch Eisen ersetzt war. Ihre Leistung entsprach zwar seinen Erwartungen, aber er mußte erkennen, daß neben der Arbeitsersparniß noch eine zweite, gleich wichtige Aufgabe zu lösen sei, die der Schnelligkeit; ihre Lösung war aber

mit dem Tiegel- oder Flachdruck nicht in genügender Weise zu erreichen. Er stellte deshalb Druckversuche mittels eines Cylinders an, und da diese über Erwarten gelangen, so wurde sofort zum Bau einer Druckmaschine mit verändertem Druckprincip geschritten. Am 30. Oct. 1811 war diese Arbeit so weit vorgeschritten, daß sie patentirt werden konnte, und im December desselben Jahres erfolgten die Druckversuche damit; Walter, der Besitzer der „Times", den man hierzu eingeladen, war von den Leistungen der Maschine so befriedigt, daß er sofort Auftrag auf zwei nach dem gleichen Princip zu erbauende Doppelmaschinen ertheilte. Schon im November 1814 konnten diese in einem Nebenlocale des Timesetablissements aufgestellt werden Am 29. November verkündete das Blatt in einem schwungvoll geschriebenen Leitartikel der Welt und den Druckern der „Times" selbst, die man, um Gewaltthätigkeiten ihrerseits zu verhüten, bisher in Unwissenheit erhalten hatte über die neuen Einrichtungen, das von dem Deutschen Friedrich König geschaffene Druckwunder.

Doch der Erfolg zeitigte die Nachahmung. R. M. Bacon und Bryan Donkin, letzterer nachmals berühmt als Erbauer von Papiermaschinen, waren die ersten, welche versuchten, ebenfalls eine Druckmaschine nach eigenen Plänen zu erbauen, ohne indeß zu reussiren. Edward Cowper und Augustus Applegath hatten zwar anfänglich keinen bessern Erfolg, als es ihnen aber gelang, König's seitherigen Compagnon Bensley in ihre Interessen zu ziehen und sich Eingang zu verschaffen in seine Druckerei, um daselbst die Maschinen des Erfinders gründlich zu studiren, da konnte es kaum noch überraschen, daß es jetzt auch ihnen möglich wurde, arbeitsfähige Druckmaschinen zu bauen. Bensley, den in der Unterstützung der König'schen Pläne niemals eine höhere Rücksicht als die auf den eigenen Vortheil geleitet hatte, lieh den Nachahmern König's offenes Ohr, als letzterer nicht zugeben wollte, daß nur für Zeitungsdruckereien Maschinen erbaut würden, während deren Benutzung seitens der Werkdrucker ausgeschlossen und allein Bensley reservirt sein sollte. Die Verblendung und Treulosigkeit dieses Mannes erwies sich aber um so folgenschwerer für König, als durch den 1814 erfolgten Austritt Woodfall's dessen Geschäftsantheile und mit diesen auch die ihnen entsprechende Stimmenzahl von Bensley erworben worden war, der nun, im Besitze von mehr Stimmen als König und Taylor zusammen, beide in seiner Hand hatte und somit seinen Willen in Angelegenheiten ihrer Gesellschaft beliebig zur Geltung bringen konnte.

Mit der Ausführung der Timesmaschinen, deren Vervollkommnungen König durch ein drittes Patent unter dem 23. Juli 1813 schützen ließ, hatte derselbe indeß seine Erfindung noch nicht für abgeschlossen erachtet, vielmehr noch eine Maschine ersonnen, welche den Druck beider Seiten eines Bogens (Schön- und Wiederdruck) in unmittelbarer Folge gestattete und diese Complet- oder Schön- und Wiederdruckmaschine war ihm am 24. Dec. 1814 patentirt worden. Während die einfache Maschine 800 bis 900 Bogen auf einer Seite in der Stunde druckte, die sogenannte Doppelmaschine es anfänglich auch nicht höher brachte als auf 1100—1200 einseitige Drucke von einer Form, leistete die Completmaschine das Doppelte und gewährte überdies noch den großen Vortheil eines genauen Registers, d. h. des exacten Aufeinandertreffens der Vorder- und Rückseite, was bei den andern Maschinengattungen nicht mit gleicher Zuverlässigkeit zu erreichen war, da bei ihnen der Bogen nicht direct nach dem ersten Drucke den zweiten empfing, sondern noch ein zweites mal in die Maschine gebracht werden mußte, — bei der Führung desselben durch sich dehnende Bänder ein wenig Sicherheit gewährendes Verfahren.

Aber noch weniger Sicherheit gewährten König seine Patente, wie er zu seinem Schaden bald erfahren sollte. Durch einen neuen, am 25. Nov, 1816 abgeschlossenen Vertrag, in welchem festgesetzt war, daß König und Bauer nach Deutschland zurückkehren und daselbst eine Fabrik für Druckmaschinen gründen würden behufs Lieferung derselben an die bisherigen Compagnons Bensley und Taylor für den eigenen Bedarf wie zum Weitervertriebe, in welchem Vertrage diese sich bei hoher Buße verpflichteten, solche Maschinen innerhalb der nächsten zwölf Jahre weder von andern zu kaufen, noch selbst zu bauen, hatte König gehofft, Bensley von den Nachahmern seiner Erfindung abzuziehen und ihr Treiben zu hemmen, aber er hatte die Treulosigkeit dieses letztern unterschätzt und nicht erwartet, daß derselbe diesen Contract nur unterschreiben könne, um ihn desto sicherer in Unwissenheit zu erhalten über seine und seiner neuen Verbündeten Handlungen, deren Theilhaber er in der That bereits war, als er seine Unterschrift daruntersetzte. Als nun König darauf drang, gegen Cowper, Applegath und Genossen den Schutz des Gesetzes anzurufen wegen Uebertretung seiner Patentrechte, da verweigerte Bensley seine Zustimmung —, ohne ihn war indeß eine Verfolgung der Uebertreter nicht möglich, denn es fehlte König und Taylor nicht nur an den hierzu erforderlichen Mitteln, sondern ihr eventuelles Vorgehen ohne den neun Sechszehntel der Geschäftsantheile besitzenden Bensley würde voraussichtlich auch ein erfolgloses oder doch ein überaus schwieriges gewesen sein. Es trat hierbei der in der Geschichte der Erfindungen wol nicht allzu häufige Fall ein, daß ein bestohlener Patentinhaber die ihn bestehlenden Diebe schützte. — Das war jedoch noch nicht das Ende der Bensley-Cowper'schen Perfidie: auch König's Erfinderruhm suchte man zu verkümmern. Ein Patent, das ein gewisser Nicholson, der Herausgeber eines wissenschaftlichen Journals und nebenbei nicht gerade erfolgreicher Projectenmacher, im J. 1790 auf einige gänzlich unverdaute Ideen über den Druck von Büchern mittels Cylinder genommen hatte, Ideen, die niemals ausgeführt worden sind und thatsächlich in der projectirten Weise unausführbar waren, wurde hervorgesucht und man stellte König jetzt als den Nachahmer Nicholson's, als den Mann dar, dem es geglückt war, dessen Gedanken in erfolgreicher Weise aufzufassen und durchzuführen. Nicholson mußte als Schild dienen, mit der sich Cowper und Genossen vor der öffentlichen Meinung und dem Gesetze gegenüber zu decken suchten. Damit sie nicht

als Nachahmer König's bezichtigt werden könnten, stellte man diesen als Nachahmer eines Mannes dar, von dessen Existenz er vor seinem Eintritte in England gar keine Kenntniß gehabt hatte, dabei ganz und gar die Thatsache negirend, daß niemals der bloße Gedanke, sei er auch noch so sehr verbrieft und patentirt, sondern erst dessen erfolgreiche Ausführung eine Erfindung constituiren könne. Plump und durchsichtig wie dieses Manöver war, fand es doch völligen Glauben im englischen Volke, welches in seiner nationalen Befangenheit sich nicht zu der richtigen Auffassung der Thatsache aufzuschwingen vermochte, daß eine von einem Ausländer in England durchgeführte Erfindung dessen geistiges Eigenthum und keineswegs eine englische Erfindung sei, auch wenn sie auf englischem Grunde und Boden zur Reife gelange.

König schließlich auch des materiellen Erfolgs seiner Thätigkeit in England zu berauben, übernahm Bensley allein. Als der durch solche Machinationen schwer gekränkte Erfinder auf eine Auseinandersetzung mit seinen Gesellschaftern und auf eine Entschädigung von 1000 Pfd. Sterl. für seinen Patentantheil, und von 500 Pfd. als Ablösung der Jahreszahlung für Benutzung der patentirten Maschinen seitens Bensley's drang, antwortete dieser in einem höhnischen Briefe, daß man jetzt seiner Dienste nicht mehr bedürfe. König's gerechten Ansprüchen aber ist er niemals durch Zahlung auch nur des geringsten Betrages nachgekommen.

König litt es jetzt nicht länger in dem gegen ihn so undankbaren England. Am 10. Aug. 1817 schiffte er sich ein nach Rotterdam; das Bewußtsein, seine große Erfindung vollendet zu haben, war fast das einzige Gut, welches er mit sich nahm, denn sein ganzer Verdienst während der Ausführung seiner Erfindung hatte in einer Monatsgage von 10 Pfd. Sterl., die er aus den Mitteln der Gesellschaft bezog, bestanden und eine Extraeinnahme war ihm nur aus dem Antheile erwachsen, welchen er an der von dem Besitzer der „Times" für seine beiden Maschinen gezahlten Summe hatte, sowie ihm noch 150 Pfd. Sterl. zukamen von dem seitens Taylor's erlegten Betrage für die Ausnutzung seiner patentirten Maschine. Ein armseliger Lohn für zehn Jahre körperlicher und geistiger Anstrengung, in denen er ein Werk geschaffen, das ihn zum Wohlthäter der ganzen civilisirten Welt gemacht hat. — Bauer folgte ihm erst im Mai 1818 nach Deutschland, vor seiner Abreise noch eine im Bau begriffene, für Taylor bestimmte Maschine vollendend.

Als beide Freunde ihre Rückkehr nach Deutschland fest beschlossen hatten, war als Schauplatz ihrer zukünftigen Thätigkeit die König bereits bekannte ehemalige Prämonstratenserabtei Oberzell bei Würzburg von ihnen ausersehen worden und auf seitens des letztern deshalb gethane Schritte wurde sie ihm von der bairischen Regierung unter günstigen Zahlungsbedingungen käuflich überlassen. Dort begannen sie jetzt ihr Werk aufs neue, bei dessen Durchführung aber auf weit größere Schwierigkeiten stoßend, als sie erwartet haben mochten. Diese waren hauptsächlich in dem damals noch außerordentlich niedrigen Stande der Maschinenindustrie in Deutschland begründet; es fehlte an geschickten Arbeitern infolge der langen, kaum beendeten Kriege, wie auch an gutem brauchbarem Werkzeuge; Hülfsmaschinen zur Erleichterung und Beschleunigung der Arbeit kannte man noch fast gar nicht, auch Hülfswerkstätten waren selten und weit entfernt von Oberzell, und als man selbst eine Eisengießerei anlegte, mußte man für dieselbe den Coaks, in Zuckerfässer verpackt, aus England kommen lassen, von wo man auch alles Eisen zu beziehen hatte, bei der damaligen Langsamkeit und Kostspieligkeit aller Transporte höchst misliche Umstände. Die Folge war denn auch, daß die Einrichtung von Oberzell und die Ausführung der übernommenen ersten Arbeiten weit kostspieliger wurden und beträchtlich langsamer von statten gingen, als man veranschlagt hatte, zumal man in Ermangelung tüchtiger berufsmäßiger Arbeiter zu dem Radicalmittel greifen und Fabrikarbeiter aus den Bauern und Weingärtnern der umliegenden Dörfer heranbilden mußte. Die erste unter so schwierigen Umständen aus Oberzell hervorgegangene Arbeit war eine Vervollkommnung der Maschinen der „Times" in London zur Erzielung größerer Druckschnelligkeit; der zweite Auftrag war von deutscher Seite gekommen: der Besitzer der Haude und Spener'schen Zeitung in Berlin und sein Schwager, der Oberhofbuchdrucker G. Decker daselbst, hatten sich vereinigt, um zwei einfache Schnellpressen für eine gemeinsame Maschinendruckerei bauen zu lassen; nach des letztern 1819 erfolgtem Tode wurde indeß diese Bestellung, da man die Vereinigung der Druckerei nicht mehr für zweckmäßig hielt, auf je zwei Completmaschinen für jeden der Besteller erweitert. Bei der Ausführung dieses im November 1822 zu glücklichem Ende geführten Auftrags hatten König und Bauer mit mancherlei Mühsal und Noth, die namentlich im Mangel der hinreichenden Mittel gipfelte, zu kämpfen; was sie besessen, war erschöpft vor seinem Beginn und selbst die von den beiden berliner Auftraggebern in coulantester Weise geleisteten Vorschüsse genügten nicht, da eben alles von Grund aus zu schaffen war; ohne die kräftige Unterstützung der bairischen Regierung, welche im J. 1821 einen unverzinslichen Vorschuß von 20,000 Gulden auf fünf Jahre gewährte, wäre die Entwickelung der Fabrik zu Oberzell wol noch manchen schwer zu bewältigenden Hindernissen begegnet. Freilich war auch diese Regierungshülfe, wie sich in der Folge erwies, noch nicht hinreichend, denn sie bedang zugleich die Anlage einer Papierfabrik zu Oberzell mit einer der damals noch neuen Maschinen zur Erzeugung von sogenanntem Papier ohne Ende —, ein von König mit besonderer Vorliebe gepflegtes Project; zunächst aber half sie zur Vollendung der Buchdruckmaschinen für Berlin, welche schließlich von Bauer daselbst aufgestellt wurden.

Nach dessen Rückkehr nach Oberzell unternahm König im Spätsommer 1823 eine Reise nach England, um sich über alle daselbst in der Papierfabrikation gemachten Fortschritte zu unterrichten; die zuvorkommende Aufnahme, die er seitens seiner englischen Freunde fand, mochte wohlthuend auf ihn wirken, wenn er der Umstände gedachte, unter denen er sechs Jahre vorher England verlassen hatte.

Damals aber hatte er sich voll freudiger Hoffnung der deutschen Heimat zugewandt, seitdem war er jedoch um manche dieser Hoffnungen ärmer geworden, denn die Unterstützung, welche er in der entgegenkommenden Aufnahme seiner Erfindung seitens der deutschen Buchdrucker zu finden erwartet hatte, war ausgeblieben und der Gedanke, daß es ebenso sehr an Bestellungen fehlte zu Oberzell, wie an Mitteln zu dessen weiterer Entwickelung, mag ihm die Rückkehr dorthin jetzt nur wenig verlockend gestaltet haben. Auch folgten derselben traurige Tage und Monate voll tiefer Niedergeschlagenheit König's, die noch verschärft wurde durch Misverständnisse zwischen ihm und Bauer, bis endlich eine Maschinenbestellung des Freiherrn von Cotta für Augsburg eine Verbindung mit diesem süddeutschen Großindustriellen anbahnte, welche schließlich zu einer Vereinigung desselben mit König und Bauer zur gemeinschaftlichen Anlage der Papierfabrik führte.

Diese für die Durchführung der Pläne König's günstige Wendung ließ ihn wieder frischen Muth fassen und einer heiterern Lebensanschauung Raum geben, die in einem Schritte gipfelte, welcher ihm das lange ersehnte, traute Familienheim gründen sollte: er verheirathete sich. Die Mutter des von ihm heimgeführten Mädchens hatte er im J. 1803 zu Suhl als junges Mädchen gekannt; sie war jetzt die auf eine geringe Pension angewiesene, in beschränkten Verhältnissen lebende Witwe des früh verstorbenen Amtmanns Jacobs zu Saalfeld; auf ihre Bitte suchte er für ihre älteste Tochter ein Unterkommen in einem bürgerlichen Hause, das zu Würzburg gefunden wurde. Als er aber seinen zukünftigen Schützling in Suhl sah und kennen lernte, da machte ein rascher Entschluß seinerseits das siebzehnjährige Mädchen zur Gattin des einundfunfzigjährigen Mannes und trotz der Ungleichheit der Jahre der beiden Theile wurde doch diese Ehe eine der glücklichsten, nicht minder durch die trefflichen Eigenschaften des Herzens und Gemüths der jungen Frau wie durch den geraden und liebenswürdigen Charakter des um die Seinen — die Ehe war von zwei Söhnen und einer Tochter gesegnet — stets liebend besorgten König.

Um sein Glück zu erhöhen, schienen jetzt endlich auch die Besitzer von Buchdruckereien und Zeitungen ihre Vorurtheile gegen die Schnellpressen mehr und mehr aufzugeben und zu deren Anschaffung zu schreiten; ihre Einführung in Frankreich war ebenfalls mit bestem Erfolge gelungen und bald konnte die sich täglich steigernde Arbeiterzahl zu Oberzell selbst durch angestrengteste Arbeit nicht mehr den Anforderungen genügen, welche an die Fabrik gestellt wurden. Druckmaschinen gingen aus Oberzell nach allen größeren deutschen Städten und nach vielen Frankreichs; selbst Kopenhagen und St.-Petersburg sahen sie bald in Thätigkeit.

Da kam die Französische Julirevolution. König, der in ihr das Anbrechen einer bessern Zeit für die Druckindustrie erblickte, begrüßte sie freudig —, leider sollte er aber das wirkliche Tagen dieser erhofften Zeit nicht mehr erblicken und zunächst nur Kummer ernten aus der Saat der Freiheit. In Paris wurden die Druckmaschinen von den Arbeitern zerschlagen und daß in Deutschland und speciell in Leipzig, wo Friedrich Brockhaus, Chef der Firma F. A. Brockhaus, damals der einzige Besitzer von Schnellpressen war, nicht das Gleiche geschah, war nur dessen Ruhe und Geistesgegenwart zu verdanken. Der Aufschwung aber, welchen der Bau von Druckmaschinen genommen, kam mit einem mal zum Stillstand; niemand wollte fernerhin einen Apparat anschaffen, über dessen Vortheile man noch nicht allgemein sich klar war, dessen Besitz jedoch zu Collisionen mit aufgeregten Arbeitermassen führen konnte. König und Bauer, anfänglich nur eine bald vorübergehende Stockung annehmend, suchten durch Arbeit auf Vorrath der Entlassung ihrer mühsam herangebildeten Maschinenarbeiter vorzubeugen, doch da ihre Voraussetzung sich nicht erfüllte und die Lagervorräthe immer mehr anwuchsen ohne Aussicht auf Abnahme, blieb König der schwere Kummer nicht erspart, seine Getreuen einen nach dem andern scheiden zu sehen, sodaß schließlich von 120 Arbeitern nur noch ein Stamm von 14 der Fabrik zu Oberzell verblieb.

Aber wenn König's lebendiger Geist nicht volle Beschäftigung mehr fand in der Leitung und Fortführung seines Unternehmens, so rastete er gleichwol nicht in dieser schweren Periode. Seine Bestrebungen waren jetzt auf noch höhere Vervollkommnung der Erfindung gerichtet; eine Ansprache an die Buchdruckereibesitzer verkündete, daß er bereit sei, Maschinen zum Druck von sogenanntem endlosem Papier zu bauen — die Construction einer Schnellpresse für zweifarbigen Druck wurde in Angriff genommen und muß auch, jener Ansprache zufolge, vollendet worden sein; doch sind beide Maschinen damals aus Mangel an Verlangen nach solchen Apparaten nicht in die Praxis eingeführt, ja so gänzlich wieder vergessen worden nach König's Tode, daß die Zweifarbenmaschine erst einige dreißig Jahre später von dem ältesten Sohne des Erfinders, Wilhelm, zum zweiten mal erfunden werden mußte, als der Bedarf nach ihnen sich geltend machte.

Doch König's Körper, erschöpft durch die Anstrengungen eines Lebens voll Arbeit und Sorge, vermochte nicht mehr gleichen Schritt zu halten mit seinem starken Geiste; er war den aufs neue auf ihn hereinbrechenden Kümmernissen nicht auf die Dauer gewachsen. Schon in den jüngeren Jahren König's hatte das Uebermaß der Arbeiten, denen er sich oft unterzog, zu bedenklichen Zufällen geführt mit Bluthusten im Gefolge; jetzt stellte öfters wiederkehrende und bis zur Dauer von hundert Stunden sich steigernde Schlaflosigkeit sich ein, die, indem sie den Geist erregte, den Körper vollends entkräftete. Am 15. Jan. 1833 brach ein Schlaganfall den Rest der König verbliebenen Widerstandskraft — am 17. Jan. verstarb, ohne nochmals zum Bewußtsein gelangt zu sein, der Erfinder der Schnellpresse. Er hat das Wiedererblühen der Schöpfung, welcher er sein ganzes Leben geweiht, nicht mehr gesehen, und mußte von ihr scheiden zu einer Zeit, wo selbst deren Zukunft und somit auch die seiner Familie, an der er mit allen Fibern seines Herzens gehangen, wie früher an Mutter und Geschwistern, nicht sichergestellt erschien. Es war ein tragischer Tod, dieses Ende des Mannes, welchem die Welt eine der be-

deutungsvollsten und weittragendsten Erfindungen verdankt und der sich vom bescheidenen, mittellosen Schriftsetzer in Verfolgung und Durchführung seiner großen Idee trotz aller ihm widerfahrenen Zurückweisungen durch die Kraft seines Geistes, niemals erlahmende Energie und zähe Ausdauer emporgeschwungen hatte zu der geschäftlich hochangesehenen und auch gesellschaftlich hochgeachteten Stellung des Besitzers von Oberzell, — beehrten doch selbst Baierns König Maximilian Joseph und Kronprinz Ludwig die Fabrik Oberzell wiederholt mit ihrem Besuche. Diese aber hat sich, trotz des allzu frühen Hinganges ihres Begründers, unter der umsichtigen Leitung der ihrer schwierigen Lage gewachsenen jungen Witwe, welcher König's langjähriger Freund Bauer mit seinen reichen Erfahrungen und technischem Geschick treu zur Seite stand, glänzend weiter entwickelt, sodaß diese Schöpfung des Erfinders der Schnellpresse und continentale Wiege der Druckmaschinen-Industrie, an deren Spitze jetzt schon seit Jahren König's Söhne Wilhelm und Friedrich stehen, noch heute die erste Stelle einnimmt unter den Schnellpressenfabriken Deutschlands. (S. auch Th. Goebel, „Friedrich König und die Erfindung der Schnellpresse", Stuttgart 1883). *(Theod. Goebel.)*

KÖNIG (Gottlob), verdienter Forstmann, geboren am 18. Juli 1779 zu Hardisleben im Großherzogthume Weimar, wurde 1805 Förster in Ruhla und gründete daselbst 1808 eine Forstlehranstalt. Als er 1829 zum Forstrath und Oberförster mit dem Sitze in Eisenach ernannt wurde, siedelte auch die von ihm ins Leben gerufene forstwirthschaftliche Lehranstalt von Ruhla nach Eisenach über, um die Stelle derjenigen einzunehmen, welche H. Cotta daselbst gegründet und 1811 mit nach Tharand verlegt hatte. Im J. 1830 wurde die König'sche Lehranstalt zur Staatsanstalt erhoben. König's Hauptverdienst bestand in der Pflege der forstlichen Mathematik. Sein Lehrbuch „Die Forstmathematik" (Gotha 1835, 5. Aufl. herausgegeben von K. F. A. Grebe 1864) ist noch jetzt mustergültig. König starb als Oberforstrath zu Eisenach am 22. Oct. 1842. *(William Löbe.)*

KÖNIG (Gustav), Historienmaler, geboren am 21. April 1808 in Koburg, gestorben am 30. April 1869 in Erlangen. Er begann frühzeitig sich mit Zeichnen zu beschäftigen, doch ohne Ahnung, einmal der Kunst ausschließlich zu leben. Da sein Vater zeitig starb und die arme Witwe für den zwölfjährigen Knaben nichts thun konnte, so mußte darauf Bedacht genommen werden, wie dieser bald einen Erwerb erringen könne. In Koburg bestand das Schmidt'sche Porzellanmalerei-Geschäft, das später nach Bamberg übersiedelte. In dieses trat der nun sechszehnjährige König ein. Diese Anstalt besaß eine kleine Sammlung von Gipsabgüssen nach Antiken und der Besitzer der Anstalt erlaubte den Zöglingen, darin nach den guten Mustern zu zeichnen, ja es wurde ein geschickter Porzellanmaler der Anstalt, Fr. Müller, angegangen, den fleißigen Schülern den Unterricht zu erleichtern und diese in den nöthigen Kunstdisciplinen, wie Anatomie, Perspective u. s. f., zu unterrichten. In diesen Stunden des Unterrichts, die ihn auch auf die höchsten Aufgaben der Kunst hinwiesen, erkannte König, daß er unter günstigen Umständen es weiter als zum Porzellanmaler bringen könne. Einige kleine Reisen, nach Heidelberg, Stuttgart, Strasburg und München, erweiterten seinen Gesichtskreis und bestärkten ihn in seinem Drange nach den höchsten Zielen. Freilich durfte er, schon der armen Mutter wegen, seinen bisherigen Beruf nicht plötzlich aufgeben, aber jede freie Stunde wurde benutzt, um im rechten Augenblicke bereit zu sein.

Die Bekanntschaft mit dem Dichter Uhland war für den angehenden Künstler insofern von hohem Werthe, als dessen Dichtungen seinen Geist mit vielen Bildern befruchteten. Im J. 1830 kam er zum zweiten mal nach München, wo gerade Cornelius an seinen Fresken in der Glyptothek malte, die auf König so einwirkten, daß er sich wünschte, in München stets bleiben zu können. Bald darauf starb seine Mutter und so war ein Hinderniß zwar gehoben, aber König mußte sich sagen, daß er noch weit von jener Stufe entfernt sei, auf der er etwas Ordentliches leisten und Käufer für seine Arbeiten finden könne. Dennoch ließ er sich von diesen Schwierigkeiten nicht abschrecken und legte den Porzellanpinsel nieder.

Was zu erwarten stand, ging in Erfüllung, seine Erstlingsbilder, durchweg Compositionen zu Uhland's Gedichten, fanden keine Abnehmer. Es war ein Glück für den jungen Künstler, daß sie schließlich vom Herzoge Ernst von Koburg angekauft wurden. In der Zwischenzeit verlegte sich König, um den nöthigen Lebensunterhalt zu gewinnen, auf die Bildnißmalerei. Er machte auf diesem Gebiete erfreuliche Fortschritte, sodaß er vom Fürsten Hohenlohe-Waldenburg zum „Hofmaler" ernannt und längere Zeit von ihm in dieser Eigenschaft beschäftigt wurde. Diese freilich sorgenfreie Existenz auf dem fürstlichen Schlosse hinderte ihn indessen, höhere Ziele in seiner Kunst zu verfolgen, weshalb er sich plötzlich entschloß, seine Stellung aufzugeben und nach München überzusiedeln. Dies geschah 1833 und der fünfundzwanzigjährige Maler hielt es nicht unter seiner Würde, in das Atelier von J. Schnorr von Carolsfeld als Schüler einzutreten. In dieser Zeit malte er einen Cyklus von sieben Oelgemälden für den Herzog Ernst von Koburg, welche Scenen aus der sächsischen Geschichte darstellen. Insbesondere waren es jene sächsischen Fürsten, die für die Reformation sehr thätig waren, die er mit Vorliebe zum Stoff für seine Bilder wählte. Indem er der Conception seiner Bilder ein umfassendes Studium der Reformationsgeschichte vorangehen ließ, lebte er sich allmählich in diese Zeit vollständig ein, sodaß er von diesem Augenblicke an nur diese Periode illustrirte und besonders den deutschen Reformator zum Centrum seiner Kunstarbeiten erwählte. Damit erwarb er sich den besondern Beinamen „Luther-König". So hatte er Luther's Leben mit 25 Compositionen illustrirt, die ihn auch schnell bekannt machten. Einzelne dieser Compositionen wurden später mit gewissen Veränderungen auch in Oel ausgeführt. Sein großartig angelegter und fleißig durchgearbeiteter Carton „Luther's Bibelübersetzung" befindet sich im Germanischen Museum zu Nürnberg.

An diese Werke schloß sich dann ein weiterer Cyklus; er componirte 29 Initialen zu Luther's geistlichen Gesängen, die in den Besitz des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen kamen, welcher auch ein weiteres cyklisches Werk des Künstlers, „Zeichnungen aus dem Leben David's", erwarb. Diese bestehen aus 12 Compositionen, jede derselben enthält ein Hauptbild, das von Arabesken und Nebenbildern eingerahmt ist.

Mehrere seiner Bilder wurden vervielfältigt; P. Barfus stach den Luther als Bibelerklärer, Thäter und Merz die Psalmen, letzterer auch das Bild: „Die Freude der Engel über einen Sünder", Gonzenbach einen Johannes auf Patmos. Die Handzeichnungen aus dem Leben David's wurden von Hanfstängl photographirt. Der Künstler versuchte sich auch selbst in der Radirkunst. Ein erster Versuch vom J. 1836 stellt zwei Gemsjäger auf dem Anstande vor, zwei kleine Blättchen enthalten einen Reiter nach J. A. Klein und den Apostel Paulus, Copie nach Dürer. *(J. E. Wessely.)*

KOENIG (Heinrich Joseph), deutscher Schriftsteller, vorzugsweise Romandichter, ward am 21. März 1791 zu Fulda, damals noch der Hauptstadt des souveränen Fürstbisthums, geboren. Aus armer Familie stammend und als einziger Sohn einer Witwe in den dürftigsten Verhältnissen aufwachsend, zeichnete er sich in der Stadtschule durch besondere geistige Fähigkeiten aus und ward, in der Voraussicht einer künftigen geistlichen Laufbahn, dem uralten Gymnasium zu Fulda ungefähr um dieselbe Zeit anvertraut, als dasselbe durch die Säcularisation des Fürstbisthums und die Verwandlung desselben in ein weltliches nassau-oranisches Fürstenthum eine gründliche Reform erfuhr. Koenig durchlebte als Knabe die ganze kurzwährende Episode dieser oranischen Herrschaft, seine Schulzeit war noch nicht zu Ende, als die neue Souveränetät mit der französischen Occupation im Herbst 1806 zusammenbrach. Der Uebergang von der Schule zur Universität blieb Koenig versagt; bevor er zwanzig Jahre alt war, sah er sich durch die Folgen eines Liebesverhältnisses, in das er mehr hineingezogen worden war, als daß er es gesucht hatte, zu einer übereilten Heirath gezwungen, welche schwer auf die weitere Entwickelung seines Lebens drückte. An der Seite einer ungebildeten, geistig stumpfen Frau mußte er sich allein weiterkämpfen. Als Advocaten- und Mairieschreiber und demnächst als Districtscontroleur in der Verwaltung der indirecten Abgaben des Großherzogthums Frankfurt, betrat Koenig die Beamten- und als Prolog- und Epilogdichter einer neugegründeten Liebhaberbühne die poetische Laufbahn. Seine Ernennung zum Districtscontroleur von Burghaun vom 25. Aug. 1813 war eine der letzten Regentenhandlungen, die Karl von Dalberg als Großherzog von Frankfurt überhaupt vornahm, doch blieb Koenig während der provisorischen Verwaltung des Großherzogthums im Besitze seiner Stelle und seines mäßigen Diensteinkommens und ward 1816, als Fulda an das Kurfürstenthum Hessen überging, zum Regierungssecretär mit einem auskömmlichen Gehalte von 900 Gulden ernannt. In den folgenden Jahren, in denen er mit einem längern Ausfluge nach Weimar auch den ersten Blick in die außerfuldaische Welt that, fuhr er neben seinen amtlichen Arbeiten fort sich poetisch und literarisch zu versuchen. Ein Festspiel zur Feier der neuen Verbindung mit Hessen, ein Trauerspiel „Wyatt" und ein späteres „Otto's Brautfahrt", lyrische Gedichte in St. Schütze's „Taschenbuch der Freundschaft und Liebe" und in jetzt vergessenen Zeitschriften machten seinen Namen dem deutschen Publikum zuerst bekannt. Einige Jahre später ward Koenig in der Eigenschaft eines Regierungssecretärs aus seiner Vaterstadt nach dem protestantischen und den liberalen Zeitbestrebungen zugeneigten Hanau versetzt. Das Leben in dieser Stadt hatte bedeutenden Einfluß auf ihn und entfremdete ihn der Kirche, in der er geboren und erzogen war, in eigenthümlicher Weise. In den zwanziger Jahren nahm er an einer vom Pfarrer Friedrich in Frankfurt a. M. neubegründeten Zeitschrift „Der Protestant" lebhaften Antheil. Koenig „lehnte sich ganz gegen eine Partei auf, der man äußerlich zugezählt wird, ohne ihr innerlich anzugehören". Er gab der Aufforderung nach, lieferte „kleine Betrachtungen über katholische Dinge". Aus diesen ging der 1829 in Frankfurt a. M. bei Sauerländer gedruckte „Rosenkranz eines Katholiken" hervor. Durch dieses Buch ward er in Conflicte mit dem Bischof und dem Domkapitel von Fulda verwickelt und mit der Excommunication bedroht. Er schrieb 1830 eine zweite verwandte Schrift, „Der Christbaum des Lebens", die er, als nach Ablauf von Jahr und Tag „eine wiederholte liebevolle Ermahnung zum Widerruf seines «Rosenkranz» erging, als Erklärung einreichte". Gleichzeitig rief er den Schutz des hessischen Ministeriums gegen den Bischof von Fulda an. „Dieser blieb nun auf seine bloße Kirchengewalt beschränkt, nach welcher er nur ganz im stillen, ohne Verkündigung von der Kanzel und ohne Anschlag an der Kirche den sogenannten Kleinen Bann verhängen konnte". Dieser erfolgte am 25. Juni 1831, kurze Zeit später trat Koenig zur französisch-wallonischen (reformirten) Gemeinde von Hanau über. Im J. 1832 trat er als zweiter Abgeordneter von Hanau in die nach der neuen Verfassung gewählte Zweite hessische Kammer, und gelangte ungefähr gleichzeitig mit der politischen zur literarischen Wirksamkeit in größerem Stile, insofern sein erster umfangreicherer Roman „Die hohe Braut" bedeutendes Aufsehen erregte. Am 7. Jan. 1835 starb die ungeliebte Gattin, deren Beschränktheit und dumpfe Lebensauffassung er mit männlicher Resignation ertragen hatte. Gewisse verhängnißvolle Zufälligkeiten bei ihrem Tode und die Verleumdungen seiner Gegner führten für einen Augenblick den Verdacht herbei, daß die arme Frau erwürgt worden sei; die gerichtliche Section erwies den völligen Ungrund dieses Verdachts und der Arzt besann sich, daß er selbst die verdächtigen Spuren am Halse der Verstorbenen herbeigeführt habe. Koenig aber hatte in wenigen Stunden Furchtbares durchleben und erfahren müssen, wie verzweifelt nahe die entsetzlichste Gefahr dem Menschen kommen kann. Im Jahre nach dem Tode seiner ersten Gattin schloß der Schriftsteller eine zweite glückliche Ehe, welche ihm die volle Befrie-

digung eines wirklichen Herzensbündnisses und wahrer Bildungs- und Lebensgemeinschaft gewährte. Aus seinen behaglichen Verhältnissen in Hanau ward er durch eine Mitte April 1840 erfolgte Ernennung zum Secretär beim Obergericht zu Fulda herausgescheucht. Diese Strafversetzung führte ihn nach seiner Heimatstadt zurück, deren Verhältnisse ihm fremd, ja widerwärtig geworden waren, sie zwangen ihn, von gelegentlichen Reisen und Ausflügen abgesehen, in Fulda ein Einsiedlerdasein zu führen, welches einige Zeit hindurch von Franz Dingelstedt getheilt ward, der gleichfalls durch „höchstes Rescript" an das Gymnasium zu Fulda versetzt war. Im J. 1847 suchte Koenig um seine Pensionirung nach, siedelte 1848 wieder nach Hanau über, wo eine weitere Folge seiner Schriften entstand, und ließ sich schließlich 1860 nach dem Tode seiner einzigen Tochter in Wiesbaden nieder, wo er am 23. Sept. 1869 starb.

Koenig's „Gesammelte Schriften" (Leipzig 1854—1868, 20 Bde.) sowie die Sammlung seiner „Ausgewählten Romane" (ebendas. 1875, 15 Bde.) und die mehrfachen Auflagen einiger seiner Romane verbürgen, daß er zu den modernen Schriftstellern gehört, welche ein Publikum gefunden und dauernd an sich gefesselt haben. Seiner Gesammtrichtung nach gehörte Koenig, obschon aus einer ältern Generation stammend, zur Gruppe des Jungen Deutschland. Persönliche Erlebnisse, die Theilnahme an den kirchlichen und politischen Kämpfen des 3. bis 5. Jahrzehents unsers Jahrhunderts, eine ursprüngliche Neigung zur Reflexion und das Gewicht, welches die autodidaktische Bildung auf ihre selbstgewonnenen Einsichten zu legen pflegt, alle diese Ursachen vereint gaben von der Zeit an, wo Koenig's Productionen eine größere Verbreitung erlangten, seinem Schaffen die Richtung. Die ältern dramatischen Dichtungen, das Festspiel „Die Erfüllung" (Fulda 1816), die Tragödien „Wyatt" (Reutlingen und Leipzig 1818) und „Die Bußfahrt" (Leipzig 1836) waren durchaus von den jeweiligen Vorbildern abhängig. Als er dann mit der Erzählung „Der Wilddieb" (Charis für 1824) und der größeren „Die Wallfahrt" (Frankfurt a. M. 1829) das Gebiet der epischen Prosa betrat, fehlte ihm zu eigentlicher freier Productivität die Fülle der erfindenden und gestaltenden Phantasie, welche er durch stets wiederholte Betonung des Grundgedankens seiner Handlungen und der Grundanlage seiner Charaktere, durch geschickte Combination, eine auf sorgfältige Vorstudien gegründete Detaillirung und endlich durch tendenziöse Episoden und einen sich in Anspielungen, künstlichen Antithesen, Wortspielen und Wortwitzen gefallenden Stil auszugleichen suchte. Daß er damit dem Geschmacke und den Wünschen des damaligen Publikums entsprach, bewies die Aufnahme seiner größeren Romanen „Die hohe Braut" (Leipzig 1833), eine Geschichte mit dem Hintergrunde der französischen Revolutionszeit und ihrer Wirkungen auf Italien; „Die Waldenser" (Leipzig 1836; spätere Umarbeitung unter dem Titel „Hedwig die Waldenserin" ebendas. 1856), „William's Dichten und Trachten" (Hanau 1839; umgearbeitet als „William Shakespeare", Leipzig 1850), „Die Clubbisten in Mainz" (Leipzig 1847), in gewissem Sinne Koenig's bester Roman, insofern hier die sorgfältige Darstellung der mainzer Verhältnisse von 1792 die Mängel der poetischen Erfindung und der Charakteristik einigermaßen ausgleichen kann; „König Jerôme's Carneval" (Leipzig 1857), in welchem wie in den „Clubbisten von Mainz" eine Menge interessanter mainzer Erinnerungen und Ueberlieferungen, eine gleiche oder größere Anzahl kasseler Memoiren verarbeitet sind. In den spätern Romanen Koenig's trat an die Stelle der tendenziös zugespitzten Geistreichigkeit eine breite Geschwätzigkeit, die sich im Dreinsprechen in den Gang der Erzählung nicht genugthun kann. Die alten Mängel einer gewissen Lüsternheit, einer kleinlich eiteln Selbstbespiegelung und einer nergelnd-ironischen Oppositionslust, welche sich schon in den älteren Werken geltend gemacht hatten, traten in den späteren noch stärker hervor und erhöhten den unerfreulichen Eindruck dieser flachen und dabei doch so prätenziösen Belletristik. (Ad. Stern, „Geschichte der neuern Literatur", Bd. 6, S. 302.) Zu diesen spätern Romanen gehören „Marianne oder um Liebe leiden" (Frankfurt a. M. 1858); „Von Saalfeld bis Aspern", historischer Familienroman (Wiesbaden 1864); „Eine pyrmonter Nachcur" (Leipzig 1869), denen sich die Novellensammlungen: „Seltsame Geschichten" (Frankfurt a. M. 1856), „Familienabende" (ebendas. 1857) anschließen.

Werthvoller als diese späteren belletristischen Werke Koenig's waren einige Schriften historischer und biographischer Natur, die entweder wie „Literarische Bilder aus Rußland" (Stuttgart 1837) zufälligen Lebensumständen (in diesem Falle einem mehrjährigen Verkehre Koenig's mit dem russischen Schriftsteller Nikolaus Molgunow) oder den Vorstudien zu seinen Romanen entstammten, wie die Herausgabe von „Eickemeyer's Denkwürdigkeiten" (Frankfurt 1845), die Lebensgeschichte Georg Forster's, welche er unter dem Titel „Haus und Welt" (Braunschweig 1852) herausgab. Die besten Leistungen dieser Art waren die beiden autobiographischen Bücher „Auch eine Jugend", Erinnerungen und Bekenntnisse (Leipzig 1852), und „Ein Stillleben", Erinnerungen und Bekenntnisse (Leipzig 1861), in denen er nicht ohne gelegentliche Gespreiztheit, aber im ganzen mit Wärme und lebendiger Wahrheit seinen Lebenslauf und seine literarischen Bestrebungen schildert. (*A. Stern.*)

KÖNIGE (die heiligen drei). Die Sage von den heiligen drei Königen ist erst in nachchristlicher Zeit allmählich aus der Erzählung Matth. 2, 1—12 herausgesponnen worden. Allerdings ist dort nicht von Königen, sondern nur von „Magiern aus dem Morgenlande" und zwar ohne Näherbestimmung der Anzahl die Rede, daher man noch um 400 n. Chr. ihre Zahl auf 12 (Chrysostomus) oder 15 (Epiphanius) bestimmte. Den Rückschluß aus der Dreizahl der Gaben auf die Dreizahl der Ueberbringer vollzog zuerst Leo der Große (440 fg.). Dabei dachte man aber die letztern noch als Sterndeuter oder Weise überhaupt. Die spätere Umsetzung zu Königen fußte theils auf dem königlichen

Charakter ihrer Geschenke, theils auf der Beiziehung mehrerer alttestamentlicher Weissagungen. Heißt es doch Ps. 72, 10: „Die Könige von Tarschisch und den Inseln werden Geschenke entrichten, die Könige aus Saba und Seba werden Gaben herzubringen." Diese Weissagung erachtete man um so sicherer in Matth. 2, 1 fg. erfüllt, als man sie mit Jes. 60, 6 combinirte, wo unter den Gaben aus Saba ausdrücklich Gold und Weihrauch genannt sind (die Myrrhen stammen nach Strauß, „Leben Jesu für das deutsche Volk", S. 375 der 3. Auflage, vielleicht aus Ps. 45, 9, zumal dieser Psalm nach Hebr. 1, 9 ja auch messianisch gedeutet worden sei). Die noch jetzt gebräuchlichen Namen der drei Könige kennt zuerst Beda Venerabilis (gest. 735). Von diesen Namen ist Kaspar noch immer unerklärt und in dieser Form jedenfalls nicht semitisch; Melchior ist ohne Zweifel Latinisirung des hebräischen Compositums malkior, d. i. „König des Lichts" (ob Anspielung an den Stern?), wie malkisedeq, d. i. König der Gerechtigkeit, im Lateinischen zu Melchisedec wurde; Balthasar endlich (auch Baltassar) ist die Latinisirung des Namens Bêltschassar, welcher Daniel 1, 7 ausdrücklich als chaldäischer Name bezeugt wird, also für einen König aus dem Osten ganz passend schien. Uebrigens werden noch im spätern Mittelalter auch ganz andere Namen genannt, deren Ursprung und Bedeutung wir auf sich beruhen lassen müssen. Für den Volksglauben war es weit wichtiger, daß 1162 die Leichen der drei Könige in der Eustorgiuskirche zu Mailand gefunden und von Friedrich Barbarossa dem Erzbischofe Raynald von Köln geschenkt wurden, wo sie noch jetzt als hochgefeierte Reliquien gezeigt werden.

Nachdem die heiligen drei Könige auf diese Weise zu zweifellos geschichtlichen Gestalten gemacht waren, begannen sie namentlich in West- und Süddeutschland im Volksglauben eine solche Rolle zu spielen, daß sie die andern Veranlassungen des Epiphanienfestes, welches nun zum „Dreikönigsfest" wurde, ganz in den Hintergrund drängten. An die Namen der drei Könige erinnerten die Buchstaben C. M. B., welche der katholische Priester als eine Art kräftigen Talisman am Dreikönigstage an die Thüren schrieb und manchenorts wol noch jetzt schreibt; die Könige selbst aber wurden, wie noch heute, durch phantastisch vermummte Männer oder Knaben dargestellt, die unter Vorantragung eines Sterns an einer Stange (daher auch „Sternbuben" genannt) in Gesang oder Dialog ihre Bedeutung erklärten und milde Gaben erbaten, bisweilen aber auch durch rohe Späße oder Diebstähle das Einschreiten der Obrigkeit herausforderten. Zu bemerken ist noch, daß die übliche Darstellung des einen der drei Könige als eines Mohren auf der sinnigen Absicht beruht, in den drei Königen die Repräsentanten der (Christo huldigenden) drei Menschenrassen, die man auf eine weiße, braune und schwarze beschränkt dachte, vorzuführen.

Vgl. zu Obigem besonders H. A. in Herzog's protestantischer Real-Encyklopädie III, 503 fg. der ersten Auflage.

(*E. Kautzsch.*)

KÖNIGE (zwei Bücher der). Unter diesem Namen wird seit der griechischen Uebersetzung des Alten Testaments, den sogenannten Septuaginta, das große Geschichtswerk citirt, welches in der hebräischen Bibel ursprünglich als ein Buch (sepher hamelākhîm, Buch der Könige) und zwar als das letzte unter den sogenannten „frühern Propheten" nach Josua, Richter, Samuel, gezählt wird. Die griechische Bibel zählt es eigentlich (zusammen mit Samuel) als 3. und 4. „Buch der Königreiche" (*βασιλειῶν*), ebenso die Vulgata als 3. und 4. Buch regnorum, wofür jedoch regum üblicher geworden ist. In die hebräischen Bibeln ist die Unterscheidung zweier Bücher der Könige erst durch die Drucke des Daniel Bomberg seit 1518 eingedrungen. Die im Deutschen übliche Citirung beruht natürlich auf der Uebersetzung Luther's.

Der Inhalt der Königsbücher umspannt die Geschichte des Volkes Israel von der Thronbesteigung Salomo's (noch bei Lebzeiten David's) an bis zu der 562 v. Chr. erfolgten Begnadigung des 599 deportirten jüdischen Königs Jojakhin durch den chaldäischen König Evil-Merodach. Innerhalb dieses Zeitraums von circa 450 Jahren lassen sich deutlich folgende größere Gruppen unterscheiden: 1) Die Geschichte Salomo's I, Kap. 1—11. 2) Die Geschichte der getrennten Reiche seit der Theilung bis zum Untergang Samariens (also nach traditioneller Chronologie 975—722 v. Chr.) I, 12—II, 17. Den Schluß bildet eine längere Reflexion über die Ursachen des Falls des nördlichen Reichs und Angaben über seine Wiederbevölkerung. 3) Die Geschichte Judas seit dem Falle Samariens bis zur Begnadigung Jojakhin's II, 18—25.

Daß die Darstellung einer Geschichte, die inmitten einer ziemlich eifrigen literarischen Thätigkeit des betreffenden Volkes verläuft, nicht blos aus der mündlichen Ueberlieferung, sondern auch aus schriftlichen Quellen schöpft, würde man a priori voraussetzen müssen, wenn es sich auch nicht, wie in unserm Falle, strict beweisen ließe. Dieser Beweis ist zu führen einerseits aus der Mannichfaltigkeit der ins Königsbuch verarbeiteten Abschnitte sowol hinsichtlich der Sprache als besonders hinsichtlich der religiösen Anschauungen, in welchen deutlich verschiedene Redactionsschichten zu erkennen sind. Zu alledem kommen nun aber noch ausdrückliche Verweisungen auf größere Werke, welche für den oder die Verfasser des Königsbuchs zugleich die Bedeutung von Quellen gehabt haben. Mit dem Charakter dieser Werke, soweit er sich noch ermitteln läßt, werden wir uns hier zuerst zu beschäftigen haben; und zwar handelt es sich dabei um folgende Citate: I Kön. 11, 41 wird für die Geschichte Salomo's verwiesen auf das „Buch der Geschichte Salomo's", sodann fast bei allen Königen Judas (außer Achasja, Joachas, Jojakhin und Zedekia) auf das „Buch der Zeitgeschichte der Könige Judas", endlich bei allen Königen Israels außer Joram und Hosea auf das „Buch der Zeitgeschichte der Könige Israels". Als Muster der Citationsweise, die fast überall die gleiche ist, kann z. B. I Kön. 14, 29 (und das übrige der Geschichte Rehabeam's u. s. w.) dienen. Wo sich

Zusätze zu der bloßen Citirung finden (I, 14, 19; II, 14, 15; I, 15, 23; I, 22, 39; II, 20, 20; I, 16, 20; II, 15, 15), da deuten dieselben darauf, daß es sich in den citirten Werken besonders um die politische Geschichte, um Kämpfe nach außen und innen, sowie um Regierungsmaßregeln, öffentliche Bauten und dergleichen gehandelt haben muß.

Seit Ewald nun ist die Ansicht herrschend geworden, daß wir in jenen Zeitgeschichten der Könige Judas und Israels die officiellen Annalen oder „Reichsjahrbücher" beider Reiche zu erblicken haben, wie sie durch einen besondern Beamten, den mazkîr oder Annalisten, verfaßt worden seien. So soll sich auch erklären, warum bei dem von Jehu ermordeten Joram und bei dem letzten israelitischen Könige Hosea, nicht minder endlich, warum bei den beiden letzten Königen von Juda die Citation fehle. In allen diesen Fällen habe entweder der Nachfolger nicht Lust oder Zeit gehabt, die Aufzeichnung der Geschichte seines Vorgängers anzuordnen oder der officielle Historiograph habe wegen des Untergangs des Staates gefehlt. Es läßt sich jedoch unschwer zeigen, daß diese ganze Beweisführung in der Luft schwebt. Erstlich ist nicht abzusehen, warum die Geschichte Achasja's in Juda nicht von seinem Sohne Joas hätte aufgezeichnet werden sollen; die Weglassung der Citation kann also nur den Grund haben, daß sich bei der jetzigen Verflechtung der Berichte keine passende Stelle dafür finden ließ. Ein anderer Grund dürfte auch bei Joram von Israel nicht obwalten. Denn wenn man die Weglassung der Citation daraus erklärt, daß der Mörder und Usurpator Jehu nicht seine eigenen Schandthaten habe beschreiben können, so ist zu fragen: warum fehlt denn die Citation in den andern Fällen nicht, wo Königsmörder den Thron von Samarien bestiegen? Daß bei Joachas von Juda (nicht aber bei seinem Nachfolger Jojakim!) die Citation fehlt, erklärt sich einfach daraus, daß Joachas gar nicht eigentlich zur Regierung kam. Daß aber die Zeitgeschichte Israels inmitten des Untergangs des Staates unter Hosea keinen Aufzeichner fand, ist ebenso begreiflich wie das Fehlen der Citation bei den letzten jüdischen Königen Jojakhin und Zedekia. Aus dem Fehlen einer Fortsetzung jener Zeitgeschichten folgt aber noch nicht, daß dieselben officielle Annalen repräsentirten. Solche sind ohnedies bei dem Charakter der Geschichte des nördlichen Reiches schwer denkbar.

Hierzu kommt, daß die wenigen Erwähnungen des mazkîr, die übrigens sämmtlich entweder der Zeit David's (II Sam. 8, 16; 20, 24), Salomo's (I Kön. 4, 3), u. s. w. oder dem Reiche Juda angehören (II Kön. 18, 18. 37; Jes. 36, 3. 22 unter Hiskia, II Chron. 34, 8 unter Josia), weit eher an einen höchsten Staatsbeamten, etwa einen Vezier oder vortragenden Rath (was das Wort mazkîr ganz wohl bedeuten kann), als an einen Reichshistoriographen denken lassen; vgl. hierzu Reuß, „Geschichte der heil. Schriften Alten Testaments", S. 204. Und wie soll man sich endlich vorstellen, daß in Juda in so vielen Fällen der jeweilige Davidide die Sünden seines Vaters officiell habe aufzeichnen lassen? Man vergleiche nur II Kön. 21, 17, wo bei dem Verweise auf die Zeitgeschichte ausdrücklich auch auf die dort erzählte „Sünde Manasse's" verwiesen wird!

Nach alledem waren also jene Zeitgeschichten Privatwerke und zwar zeigt das zuletzt erwähnte Citat, daß in denselben doch auch das religiöse Interesse eine gewisse Rolle gespielt haben muß, wenn auch der äußere Geschichtsverlauf nach allen Spuren im Vordergrunde stand.

Eine andere Frage ist nun allerdings: hat man sich jene Zeitgeschichten als größere Chroniken zu denken, die — wie so manche des Mittelalters — von Zeit zu Zeit weiter fortgesetzt wurden, oder sind es selbst schon Auszüge aus größeren Annalen und Specialwerken gewesen? Letztere Ansicht ist neuerdings die herrschende geworden. Sie wird vertreten von Bleek in seiner Einleitung ins Alte Testament; auch Wellhausen (s. unten) macht geltend, daß ja nicht die Zeitgeschichte selbst, sondern „das Buch der Zeitgeschichte" citirt werde. Strack erblickt in den beiden Zeitgeschichten zwei vermuthlich kurz vor dem Exil aus den Reichsannalen und andern Schriften gemachte Auszüge; ebenso Reuß (a. a. O. §. 317), der übrigens die beachtenswerthe Frage aufwirft, ob man nothwendig zwei getrennte Werke annehmen müsse?

Wie dem auch sei, so wird durch die letzterwähnten Hypothesen die Thatsache nicht hinfällig, daß in jene Zeitgeschichten Notizen und ohne Zweifel auch größere Abschnitte aus alter Zeit verarbeitet waren; so muß I Kön. 12, 19 („bis auf diesen Tag!") von einem Judäer vor 722 geschrieben sein; II Kön. 8, 22 muß sogar vor die Zeit Amazja's oder doch Usia's hinaufreichen. Wie viel nun allerdings der Hauptredactor unsers Königsbuches selbständigen älteren Quellen entnahm, wie weit er solche überhaupt noch außerhalb der „Bücher der Zeitgeschichte" kannte, wird sich nicht mehr mit Sicherheit ausmachen lassen. Jedenfalls hat es alle Wahrscheinlichkeit, daß aus jenen Zeitgeschichten vor allem die annalistischen Notizen (so bei den judäischen Königen das Alter bei der Thronbesteigung, der Name der Mutter und zum Theil wol auch die Dauer der Regierung, ferner bei beiden Reichen die Notizen über Kriege, Bauten u. s. w.) entnommen sind.

Durch die im Vorstehenden nachgewiesenen und überall noch deutlich erkennbaren Grundlagen wird jedoch nicht ausgeschlossen, daß der in unserm Königsbuche vorgeführte Stoff zu einer bestimmten Zeit einheitlich redigirt worden ist. Vielmehr kann der betreffende Redactor noch eher ein Verfasser heißen als z. B. der Redactor der Samuelisbücher. Nicht nur daß der ausgewählte Stoff in ein festes Schema gebracht ist: er ist bereits nach einem sehr bestimmten Gesichtspunkte excerpirt und zugleich beurtheilt. Die Absicht dabei war aber nicht, ein kurzgefaßtes Handbuch der vaterländischen Geschichte zur Befriedigung der Neugier oder zur Anfeuerung des Patriotismus zu schreiben, sondern der Verfasser wollte aus der Geschichte vor allem mittheilen, was zur religiösen Belehrung dienen konnte.

Das oben erwähnte Schema wird mit peinlicher Gleichmäßigkeit bei allen Königen Judas und Israels

festgehalten. Zuerst wird das Jahr der Thronbesteigung nach dem jeweiligen Regierungsjahre des Nachbarkönigs und die Regierungsdauer (bei den jüdischen Königen auch das Alter bei der Thronbesteigung, sowie Name und Herkunft der Mutter, weil dieselbe in Juda eine besondere Würde bekleidete) angegeben; dann folgt eine Beurtheilung des religiösen Charakters, wie: „er that, was recht war in den Augen Jahwe's" oder „er wandelte ganz auf dem Wege seines Vaters" u. s. w., bei schlimmen Königen dagegen: „er that, was böse war in den Augen Jahwe's" u. s. w. Die Könige von Israel erhalten regelmäßig das Prädicat: „er that, was Jahwe übel gefiel und ließ nicht ab von den Sünden Jerobeam's" (d. h. von der Anbetung Gottes im Bilde eines Stiers) oder „er wandelte auf den Wegen der Könige von Israel". Bisweilen werden auch die Könige hinsichtlich ihrer Frömmigkeit mit ihren Vorgängern oder (so Hiskia) mit David verglichen.

Fragt man nun, welcher Maßstab diesen Beurtheilungen zu Grunde liegt, so kann die Antwort nicht zweifelhaft sein. Es ist der Standpunkt, wie er durch das 624 v. Chr. aufgefundene Deuteronomium und die durch dasselbe hervorgerufene Cultusreinigung des Josia officielle Sanction in Juda erhalten hatte. War in frühern Jahrhunderten und zwar in beiden Reichen (in Juda bis auf Josia selbst) unbedenklich auch außerhalb des Salomonischen Tempels auf den sogenannten „Höhen" geopfert und geräuchert worden, so lehrte nunmehr Deuter. Kap. 12, daß der Höhendienst, geschweige gar der Stierdienst des nördlichen Reiches, seit der Errichtung des von Mose in Aussicht gestellten Centralheiligthums als Sünde zu betrachten sei. Daher wird im Königsbuche der Beurtheilung auch der guten Könige Judas (außer Hiskia) bis auf Josia die Rüge beigefügt: „Nur beseitigte er die Höhen nicht; das Volk opferte und räucherte noch auf den Höhen." Wie dieses Urtheil, so heben sich auch die sonstigen Reflexionen und Urtheile des Redactors, den man wegen seiner engen Verwandtschaft mit dem Geiste und Sprachgebrauche des Deuteronomiums den Deuteronomisten zu nennen pflegt, scharf und leicht erkennbar von dem anderwärts entlehnten Stoffe ab; ja er ist weit entfernt, nach dem oben erwähnten Maßstabe in die Darstellung der älteren Quellen selbst einzugreifen, sonst könnte er es z. B. nicht ohne Rüge hingehen lassen, daß auch ein Elias auf einem Höhenaltare am Karmel opfert und sich über die Niederreißung der Altäre Jahwe's durch die Baalsanbeter beklagt. Die Urtheile des Deuteronomisten erscheinen mehr als Verbrämung beim Eingang oder Ausgang der Geschichte der einzelnen Könige. Uebrigens aber hängt mit dem religiösen Standpunkte auch die Auswahl des Stoffes zusammen, d. h. die Beiseitelassung alles dessen, was nur politisches Interesse hat oder etwa gar den fleischlichen Dünkel nähren könnte. Während die Cultusreinigung des Josia noch mit ziemlicher Ausführlichkeit erzählt wird, geht der Verfasser an den Ereignissen, welche den Sturz des Reiches Juda einleiten und über welche er doch sicherlich gut unterrichtet war, mit raschen Schritten vorüber; freilich ist diese Geschichte nicht dazu angethan, daß ein patriotisch und religiös gesinnter Mann mit Behagen dabei verweilen konnte.

Fragen wir nun: wann wurde unser Königsbuch verfaßt? so scheint die Antwort sehr einfach. Da am Schlusse der Wiedererhebung Jojakhin's gedacht wird, so muß der Verfasser dieselbe erlebt haben, und da er II, 25, 30 „aller Lebenstage" des Jojakhin gedenkt, so muß auch der Tod desselben bereits zurückliegen. So würden wir also mindestens in die Zeit des babylonischen Exils von ca. 560 an versetzt und dazu stimmt, daß Salomo I, 5, 4 als mächtig über alle Könige jenseit des Euphrat bezeichnet wird, welche Stelle somit östlich vom Euphrat, also in Babylonien, geschrieben sein muß. Nicht minder stimmt dazu der Hinweis auf die Zerstörung Jerusalems II, 21, 10 fg.; 22, 20 u. a. Trotz alledem läßt sich nicht leugnen, daß nach verschiedenen Spuren die Hauptredaction des Buches doch noch vor dem Exil stattgefunden haben könnte, sodaß also der Schluß von II, 24, 8 (nach Stade bereits von II, 23, 30) an unter strenger Beibehaltung des früheren Schemas im Exil oder nach demselben beigefügt und zugleich eine Superredaction vorgenommen worden wäre. Dieser Hypothese Ewald's (Geschichte Israels, 3. Aufl. I, 227 fg.) haben sich die meisten Neueren angeschlossen; so Kuenen, Wellhausen (in Bleek's Einleitung 4. Aufl. S. 262 fg.), Stade (Gesch. des Volkes Israel, S. 73) u. a. Immerhin fragt sich, ob die Gründe für die erstmalige vorexilische Redaction definitiv zwingend sind. Man erklärt dann alle die Stellen, welche auf die Zerstörung Jerusalems hinweisen, für nachexilische Interpolationen. Dies soll nach Wellhausen besonders evident sein II, 17, 19 fg., da Vers 21 genau an Vers 18 anschließe; der ursprüngliche Concipient kenne erst das Exil des nördlichen Reiches (daher V. 18^b: nichts blieb übrig, als der Stamm Juda allein!). Aber so gewiß Vers 19 u. 20 eine Parenthese sind, so fragt sich doch, ob dieselbe nicht vom Verfasser selbst gemacht ist, abgesehen von der Möglichkeit, daß die Verse eine noch spätere Glosse sein könnten. Dieselbe Streitfrage kehrt wieder bei II, 21, 10—15, wo allerdings auch Vers 16 an Vers 9 anschließt, und bei 23, 26—27. Weiter legt Wellhausen Gewicht auf 17, 35—41, wo der spätere Redactor nicht bedenke, daß vorher gar nicht mehr von Israeliten, sondern von der assyrischen Mischbevölkerung die Rede sei. Aber gesetzt, die Verse sind ein späterer Zusatz, warum muß dann der Abschnitt Vers 24—34 (über die Götter der fremden Colonisten) vor dem Exil redigirt sein? Weil er, sagt Wellhausen (a. a. O. S. 263), eine Anschauung voraussetzt, die im Exil nicht wohl zu haben war. Gewiß! Aber das Sachliche, das auf Anschauung beruht, kann ja vom Verfasser den beständig von ihm citirten Jahrbüchern entnommen sein. Sicher ist das letztere der Fall an Stellen wie II, 8, 22 (die Edomiter fielen ab unter Joram „bis auf diesen Tag"), II, 14, 7 (Amazja eroberte Sela und nannte es Jokteel „bis auf diesen Tag"), II, 16, 6 (die Edomiter setzten sich in Elath fest „bis auf diesen Tag"). Die Formel „bis auf diesen Tag" soll in diesen Stellen nach Wellhausen vom Epitomator herstammen und nicht aus seiner Quelle. Richtiger

aber dürfte das Umgekehrte sein: sie müssen aus der Vorlage stammen; denn den dauernden Abfall der Edomiter seit Joram konnte der nicht behaupten, der II, 14. 7 ihre Besiegung durch Amazia und 16, 6 ihre Besitzergreifung von Elath berichtet. Eher könnte man aus I Kön. 8, 8 auf einen vorexilischen Augenzeugen schließen. Aber die Formel „bis auf diesen Tag" paßt dort schlecht zu der Schilderung, die sich auf untergegangene Dinge zu beziehen scheint, und fehlt in LXX Vaticanus. Wahrscheinlich stand ursprünglich im Texte eine Wendung, wie: „und sie waren dort bis zum Tage, da der Tempel verbrannt ward" oder Aehnliches. Dagegen läßt sich nicht leugnen, daß die deuteronomistisch gehaltenen Stellen in der Weiherede Salomo's, welche den Bestand des Königthums und des Tempels vorauszusetzen scheinen (I, 8, 25 fg. 29 u. a., am einfachsten aus einer vorexilischen Vorlage zu erklären sind.

Auf Rechnung des angenommenen zweiten Redactors pflegt sodann auch ein Element des Buches gesetzt zu werden, welches nicht geringe Schwierigkeiten in sich birgt, die Chronologie. Daß hier von vornherein mancherlei Verwirrung und Unrichtigkeiten zugestanden werden müssen, würde schon aus dem Mangel einer festen Aera zu folgern sein, nach der man beide Königsreihen hätte datiren können. Statt dessen ist der Regierungsantritt der einzelnen Könige stets nach den Regierungsjahren des im andern Reiche herrschenden datirt; die Anordnung ist dabei ganz äußerlich so getroffen, daß über die frühere Behandlung die Priorität der Thronbesteigung entscheidet. So kommt es, daß bisweilen mehrere Könige desselben Reiches nacheinander behandelt werden, weil unterdeß im andern Reiche kein Thronwechsel stattgefunden hat, der zur Unterbrechung der Darstellung nöthigte. Wie mislich aber diese gegenseitige Datirung war, ergibt sich aus folgender Thatsache: Die Summe der Regierungsjahre der jüdischen Könige von Rehabeam bis zum 6. Jahr des Hiskia beträgt 260 Jahre, während die Summe der israelitischen Reihe nur 241 Jahre 7 Monate 7 Tage ergibt. Allerdings hat man dieser Differenz durch unzählige Hypothesen (Statuirung von Interregnen in Israel und Mitregentschaften in Juda, Annahme von Schreibfehlern u. s. w.) abzuhelfen gesucht. Aber alle Willkür in dieser Beziehung ist nutzlos, so lange das gesammte chronologische System der Königsbücher durch die (auch astronomisch) wohl fundirte Chronologie der assyrischen keilinschriftlichen Denkmäler stark in Frage gestellt wird. Die assyrische Chronologie differirt nämlich zur Zeit Ahab's von der israelitischen (welche die frühern Ansetzungen hat) um c. 50 Jahre; diese Differenz verringert sich dann allmählich bis 722 (Zerstörung Samariens), wo beide Chronologien übereinstimmen. Daß nun ein Theil der chronologischen Angaben in den Königsbüchern den Ereignissen ziemlich fernsteht, ergibt sich z. B. aus II Kön. 19, 37, wo die Ermordung Sanherib's gleich nach seiner Heimkehr (701 oder 700) erfolgt scheint, während sie nach den assyrischen Quellen erst ins Jahr 682 oder 681 fällt; nicht minder aus II Kön. 18, 13, wo der Zug Sanherib's ins 14. Jahr des Hiskia verlegt wird, während sich dieses Datum ursprünglich ohne Zweifel auf die Kap. 20 erzählten Ereignisse bezieht. Endlich kann auch das nicht geleugnet werden, daß die Gesammtbestimmung des Zeitraums der Königsgeschichte auf einer künstlichen Berechnung beruht. Denn nach I Kön. 6, 1 sind vom Auszuge aus Aegypten bis zum Beginn des Tempelbaues 480 Jahre (d. h. zwölf Generationen zu je 40 Jahren!) verflossen. Die jüdischen Könige umspannen vom Beginn des Tempelbaues bis zur Zerstörung Jerusalems (588) einen Zeitraum von 430 Jahren. Rechnet man dazu noch die 50 Jahre, die bis zum Edict des Cyrus, also bis zum Ende des Exils (538) verfließen, so ergeben sich vom Beginn des Tempelbaues bis zur Gestattung des Wiederaufbaues abermals 480 Jahre. Daraus dürfte sich ein Doppeltes ergeben: erstlich daß der Redactionsabschluß erst nach dem Edict des Cyrus erfolgt sein wird, und zweitens, daß die 430 Jahre der jüdischen Könige zum Theil durch kleine Aenderungen an den überlieferten Zahlen oder durch Ergänzung der nicht überlieferten erzielt wurden. Noch weiter sind einige neuere Kritiker gegangen, indem sie den größten Theil der chronologischen Notizen auf künstliche Berechnungen zurückführten. Nachdem Wellhausen zuerst auf die Unsicherheit der Datirungen der Regierungsantritte hingewiesen hatte (Jahrbücher für deutsche Theologie 1875, S. 605 fg.), folgte Krey (Zur Zeitrechnung des Buchs der Könige, in Hilgenfeld's Zeitschr. für wissenschaftl. Theologie 1877, 3, S. 404 fg.) mit der Behauptung, daß auch die Zahlen, welche die Regierungsdauer betreffen, fast durchaus künstlich und dem (oben erwähnten) Systeme der 480 Jahre vom Tempelbau bis zur Rückkehr aus dem Exil angepaßt seien. Weitere Belege für diese Annahme gab Wellhausen in seiner Ausgabe von Bleek's Einleitung, S. 264 fg. Er macht hier insbesondere geltend, daß die acht ersten Könige Israels 98 Jahre haben gegen 96 Jahre der jüdischen Könige; somit seien bei Baesa nicht 24, sondern 22 Jahre anzusetzen. Dann springe aber die Künstlichkeit des ganzen Systems in die Augen: die Grundzahl 12 wird zwei Königen gegeben, dreimal ergänzt sich 22 und 2 zu 24 und man erhält so die 8 mal 12 Jahre. Dieselbe Künstlichkeit der Zahlen behauptete dann Stade auch für die Zeit von Jehu bis auf Hosea (Geschichte des Volkes Israel, S. 88 fg.) und Robertson Smith (The Chronology of the Books of Kings, in Vol. X des Journal of Philology, 1881, p. 209 fg.), machte weiter die Entdeckung, daß die wenigen Daten der Königsbücher, die sich abgesehen von den Regierungsjahren finden, den Tempel betreffen (Plünderung durch Schischak I Kön. 14, 25; Verwendung der Tempeleinkünfte II Kön. 12, 6), also wol den Tempelannalen entstammen. Nun sei das 23. Jahr des Joas (II, 12, 6) nach der traditionellen Chronologie gleich dem 161. Jahre des Tempels, mit welchem Jahre das zweite Drittel des Cyklus von 480 Jahren beginne. Der Beginn des dritten Drittels der Periode des Verfalls sei vom 1. Jahre des Manasse datirt. Somit wären auch nach Robertson Smith die überlieferten

Zahlen theils künstlich ergänzt, theils abgeändert, um obiges Schema der drei Drittel der Tempelgeschichte durchzuführen.

Es kann nun kaum einem Zweifel unterliegen, daß in nicht wenigen Fällen der Verdacht einer künstlichen Zurechtmachung der Zahlen wohl gegründet ist und daß man bei genauerem Einblick in das Problem mit den oben erwähnten üblichen Auskunftsmitteln nicht auskommt. Vergebens hat daher Oppert zu erweisen versucht („Salomon et ses successeurs“ (Paris 1877), Extrait aus den „Annales de philosophie chrétienne“ 1876, tom. XI und XII), daß die Chronologie des Königsbuchs eine wissenschaftlich begründete sei und auf gleichzeitigen Annalen beruhe. Ebenso willkürlich ist das Problem behandelt von H. Matzat (Chronologische Untersuchungen zur Geschichte der Könige von Juda und Israel, Weilburg a. L. 1880). Indem er sich rühmt, das chronologische System rein auf Grund der biblischen Zahlen zu reconstruiren, dabei aber auch die in den assyrischen Quellen gebotenen Zahlen gelten läßt, gelangt er zu solchen Ungeheuerlichkeiten wie der Annahme zweier Ahab u. s. w. Ob in dieselbe Kategorie auch der Artikel von Beecher gehört („The chronology of the Kings of Israel and Juda“ in „Presbyterian Review“ vom Januar 1880), vermag ich nicht zu sagen. Dagegen wurde neuerdings von Kamphausen ein beachtenswerther Versuch gemacht, die zu weit gehenden Behauptungen, besonders Krey's und Stade's, unter Befolgung einer strengwissenschaftlichen Methode auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen („Neuer Versuch einer Chronologie der hebräischen Könige“ in Stade's Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft, 1883, p. 193—202) und in dem Buche „Die Chronologie der hebr. Könige. Eine geschichtliche Untersuchung“ (Bonn 1883). Kamphausen sucht hier eine Reihe der überlieferten Zahlen dadurch vor dem Verdachte der künstlichen Zurechtmachung zu schützen, daß er analoge Spiele des Zufalls auch in andern zweifellos bezeugten chronologischen Reihen nachweist.

Im Nachfolgenden versuchen wir nun die verschiedenen Quellenschichten, welche in den Büchern der Könige durch die kritische Analyse (besonders von Wellhausen in Bleek's Einleitung) ermittelt worden sind, in gedrängter Uebersicht vorzuführen, und zwar soll uns zuerst der Abschnitt über die Geschichte Salomo's, Buch I, Kap. 1—11, beschäftigen.

Zunächst ist hier allgemein anerkannt, daß Kap. 1—2 (außer 2, 1—9, s. u.) einer alten Quelle entnommen ist, die uns noch Sam. Kap. 9—20 erhalten ist, zu welchen Kapiteln I Kön. 1. 2 die Fortsetzung bildet. Dies würde sich schon daraus ergeben, daß jene ausführliche Geschichte David's nicht ohne Erwähnung seines Todes schließen konnte (welcher erst I Kön. 2, 10 berichtet wird). Und ebenso natürlich ist, daß der Leser jener Biographie David's, nachdem einmal die durch eine Palastintrigue erfolgte Thronbesteigung Salomo's erzählt war, nun auch noch über das Schicksal der dabei betheiligten Personen unterrichtet wurde. Da nun aber die Kap. 1 erzählte Erhebung Salomo's zugleich den Anfang von dessen Geschichte bildete, so konnte der Verfasser der Geschichte Salomo's (denn an diesen, nicht erst an den Redactor der Königsbücher, wird wegen des Citats I, 11, 41 zu denken sein) nichts Besseres thun, als daß er Kap. 1 u. 2 aus jener Biographie David's herübernahm. Nur 2, 1—9 (das Testament David's) müssen ein späterer Zusatz sein, da V. 13 fg. das Verfahren Salomo's gegen die Feinde seines Vaters ganz anders motivirt wird als durch einen testamentarischen Befehl seines Vaters. Welchen Zweck freilich jener Zusatz in 2, 1—9 hatte, ist schwer zu sagen. Sollte dadurch (wie z. B. Stade annimmt) Salomo, der Erbauer des Tempels, von Blutschuld gereinigt werden? Aber auf Kosten David's? Dazu kommt, daß nach der ursprünglichen Erzählung in 2, 13 fg. eigentlich gar keine Blutschuld an Salomo haftet.

Alter Quelle und zwar wol der „Geschichte Salomo's“ gehören an: 3, 1 und die Urkunden 4, 1—19 mit der Fortsetzung 5, 7—8. V. 24 fg. und 27—30. Kap. 6 und 7 außer der Redactionsüberleitung in 6, 1, welche das alte Monatsdatum aus 6, 37 entnommen hat, und außer dem deuteronomistischen Einschiebsel 6, 11—13. Ferner 8, 1—9 (außer 2^a, 3^b und 4^b, s. darüber unten); 9, 10—28 (außer V. 22; die Verse 16—19. 24. 25^b sind anderswoher versprengt und stehen hier an ganz ungehöriger Stelle); ferner 10, 1—13 (mit dem Einschiebsel V. 11 fg.) und 14—29, letzterer Abschnitt deutlich mit deuteronomistischer Ueberfärbung (vgl. z. B. V. 15. 20^b. 23—26; versprengt ist V. 27), endlich 11, 14—40. Allerdings ist dieser Abschnitt theils in deuteronomistischem Geiste superredigirt (so besonders in V. 31—39), theils an einigen Stellen verstümmelt. So bricht die V. 23 begonnene Erzählung in V. 25 ganz sinnlos ab; ebenso muß nach V. 39 etwas über einen wirklichen Empörungsversuch des Jerobeam berichtet gewesen sein.

Gleichfalls aus alter Quelle, aber schwerlich aus jener „Geschichte Salomo's“, welche deutlich erst 4, 1 einsetzt, stammen 3, 16—28 und die uralten Verse 8, 12 und 13, welche nach dem vollständigeren Texte der Septuaginta (hinter Vers 53) aus einem alten Liederbuche citirt sind.

Auf den deuteronomistischen Redactor entfallen somit 3, 2—15; 4, 20—5, 6 (zum Theil auf Grund alter Notizen); 5, 9—14 (ebenso); 5, 15—23. 26; 6, 1. 11—13; 8, 10 fg., 13—61. Von den in die Weiherede Salomo's eingestreuten vorexilischen Stellen, wie V. 25 fg., 29 u. a., welche einer ältern Vorlage entnommen zu sein scheinen, war bereits oben die Rede. Auch die jetzige Redaction des Schlusses der Tempelweihe 8, 22—66 beruht auf alter Grundlage; über die Glosse V. 65^b s. u. — Ferner gehört dem Redactor noch an 9, 1—9. 22 (in Widerspruch mit den alten Quellen 5, 27 und 11, 28!); 10, 11—12; 11, 1—13 (auf Grund einiger alter Notizen), Vereinzeltes in V. 31—39 (so besonders 33 fg., 38 fg.), endlich ganz V. 41—43.

Sehr spärlich finden wir in Kap. 1—11 (wie überhaupt in den Samuelis- und Königsbüchern) ein Element vertreten, welches im Pentateuch und im Josua eine überaus wichtige Rolle spielt, das ist die letzte Superredaction der Geschichtsbücher, welche erst in nachexilischer Zeit vom

Standpunkte des sogenannten Priestergesetzes aus unternommen wurde. Deutliche Spuren dieser letzten Redaction enthalten 8, 4 und 65. An ersterer Stelle lautete der ursprüngliche Text: „Da versammelte der König Salomo alle Aeltesten Israels u. s. w. und da alle Aeltesten Israels kamen, brachten sie (die Aeltesten!) die Lade Jahwe's hinauf.“ Als Glossen ergeben sich somit V. 2^a, wo die Aeltesten, Stamm- und Familienhäupter im Widerspruche mit V. 1 zu „allen Männern Israels“ gesteigert sind; ferner wol auch 3^b, wo als Träger der Lade die Priester eingesetzt sind, während ursprünglich wol die Aeltesten u. s. w. Subject blieben; ganz sicher aber ist späte Glosse der ganz ungefüge Zusatz „wurden hinaufgebracht von den Priestern und den Leviten“, höchst wahrscheinlich auch das vorangehende: „und (sie brachten hinauf) die Stiftshütte und alle heiligen Geräthe, die in der Hütte waren.“ Mit ersterem Zusatze sollte die Vorschrift des Priestergesetzes gewahrt werden, nach welchem das Tragen der Lade den Leviten zukam (von welchen als besonderem Stande freilich die vorexilischen Quellen nichts wissen); durch die Erwähnung der Stiftshütte aber sollte die Frage beantwortet werden, wohin denn die Mosaische Stiftshütte, die sammt ihren Geräthen im Priestergesetze (II Mos. 25 fg. und 35 fg.) eine so überaus wichtige Rolle spielt, schließlich gekommen sei. Die alten Quellen geben darauf keine Antwort, da sie zwar der heiligen Lade, aber niemals jener Stiftshütte gedenken. — Die Glosse endlich „und 7 Tage, das sind 14 Tage“ am Schlusse von V. 65 ist deutlich aus II Chron. 7, 9 fg. entnommen, obwol sie unmittelbar vor V. 66 („am achten Tage“) einen Unsinn enthält.

Als eine zweite größere Gruppe fassen wir zusammen I Kön. 12 bis II Kön. 8, 15. Lassen wir dabei vorläufig die I Kön. 17 beginnenden großen Quellengruppen der Elias- und Elisageschichten bei Seite, so ergeben sich im übrigen als Bestandtheile der von dem Redactor excerpirten Jahrbücher oder sonstiger älterer Quellen: I, 12, 1—14. 16. 18—20 (wobei allerdings V. 3 fg. die Ueberarbeitung an dem persönlichen Eingreifen Jerobeam's ersichtlich wird, während der geschichtliche Thatbestand V. 20 hervortritt); ferner 12, 25 fg., 28 fg., 31 fg.; 14, 10—13; 25—28; Kap. 15, 12 fg. 17—22. 23^b. 27—29^a, Kap. 16, 9—11. 15^b—18. 21 fg. 24. 34. 47—50. Dem deuteronomistischen Redactor gehören an: 12, 15. 17. 21—24 (auf älterer Grundlage), 27. 30 fg. 33 — Kap. 13, 32. Daß letztere Prophetengeschichte in ihrer jetzigen Gestalt aus sehr später Hand stammt, lehrt schon die offenbare Bezugnahme auf II Kön. 23, 16 fg.; immerhin scheint in 13, 7—32 eine ältere Vorlage durchzuschimmern. — Ferner: 14, 1—9 (letzterer Vers für den religiösen Standpunkt und Eifer des Redactors besonders charakteristisch!); 14, 14—20 (auf älterer Grundlage), 21—24. 29. 31; 15, 1—11. 14—16. 23^a. 24—26. 29^b — Kap. 16, 8 (16, 3 fg. scheint 14, 10 fg. nachgebildet; die ursprüngliche Form jenes alten Gottesspruches an Bascha klingt vielleicht noch in Vers 7 durch); 16, 12—15^a. 19 fg. 23. 25—33; Kap. 22, 39—46. 51—54; II Kön. 1, 18; 3, 1—3.

Was nun die bisher von uns übergangenen Elias- und Elisageschichten, den sogenannten „Prophetenspiegel“, betrifft, so lehrt schon eine flüchtige Analyse, daß dieselben zwar einer zusammenhängenden Vorlage entnommen sein könnten, aber keineswegs von derselben Hand stammen. Und zwar sind die Eliaserzählungen im allgemeinen älter als die Elisaerzählungen und bilden zum Theil die Vorlage für die letztern. Aber auch innerhalb dieser beiden Hauptgruppen lassen sich wieder verschiedenartige Bestandtheile unterscheiden. So gehören in den Eliasgeschichten eng zusammen die vorzüglich erzählten Stücke I Kön. Kap. 17—19. 21 und wol auch II Kön. 2, 1—18. Daß diese Erzählungen von einem israelitischen Verfasser herrühren, lehrt z. B. I Kön. 19, 3 (Beerschäba, welches zu Juda gehört!); daß wir leider nicht die ganze Quelle mehr besitzen, ergibt sich z. B. aus 18, 4 und 13, wo auf Vorgänge verwiesen wird, welche vor unserm Kap. 17 von dem Erzähler berichtet worden sein müssen. Uebrigens enthalten die genannten Kapitel nur wenige spätere Einschiebsel: 18, 19 (die 400 Ascherapropheten; V. 22 und 40 ist nur von Baalspropheten die Rede); 19, 9^b—11^a, ein ungeschicktes Duplicat zu V. 13^b und 14, welches vielleicht aus einer rein mechanischen Doppelschreibung derselben Verse entstanden ist; 21, 21—26, wo der charakteristische Stil des Deuteronomisten in die Augen springt; die authentische Form des betreffenden Gottesspruches ist uns übrigens noch in II Kön. 9, 25 fg. erhalten.

Einen ganz andern, d. h. weit legendenhafteren Charakter, trägt die Erzählung II Kön. 1, 1—17, wennschon an eine alte gut bezeugte Grundlage (V. 1—4) angelehnt. — Noch haben wir endlich der in die Eliaserzählungen eingeflochtenen Prophetenerzählungen I Kön. Kap. 20 und 22 zu gedenken. Daß dieselben jünger sind als die Eliaserzählungen in Kap. 17 fg., ergibt sich z. B. aus der Bezugnahme auf 21, 4, die sich in 20, 43 findet. Uebrigens aber sind auch diese Erzählungen ziemlich alt und überdies werthvoll durch eine Menge von politischem und kriegsgeschichtlichem Detail, welches aus einer vorzüglichen alten Quelle (dem Buche der Zeitgeschichte?) entnommen sein muß. Von der Person Ahab's bekommen wir durch diese beiden Erzählungen ein ganz anderes und zwar ein viel günstigeres Bild, als wir es nach dem Verwerfungsurtheil des letzten Redactors irgend erwarten konnten. Ein ziemlich ungeschickter späterer Zusatz zu Kap. 22 ist V. 36; durch denselben soll die Drohung gegen Ahab motivirt werden, welche ursprünglich nach 21, 19 zu lesen war und in den Septuaginta noch jetzt dort zu lesen ist. Dabei ist allerdings 22, 38 die Pointe des alten Spruches 21, 19 übersehen: „an dem Orte, wo die Hunde das Blut Naboth's geleckt haben (also zu Jesreel), sollen sie auch dein Blut lecken“! Die wirkliche Erfüllung des Eliasspruches wird uns in II Kön. 9, 25 fg. berichtet. — Aus derselben Quelle, wie I Kön. 20 und 22 stammen aber weiter auch die hochinteressanten Erzählungen II Kön. 3, 4—27 (der Feldzug der Könige Joram und Josaphat gegen Mescha von Moab) und 6, 24—7, 20 (die plötzliche Be-

freiung Samariens von der Belagerung durch die Syrer). Beide Erzählungen betreffen zwar die Wirksamkeit des Elisa, gehören aber doch nicht zu den unten zu behandelnden Elisageschichten im engern Sinne; daß uns die zweite Erzählung nicht vollständig erhalten ist, geht aus 6, 31 hervor, wonach früher eine Ermahnung des Elisa zu unerschütterlichem Ausharren berichtet gewesen sein muß. Ueber II Kön. 8, 7—15 und 9, 1—10, 27, welche Erzählungen gleichfalls in engem Zusammenhange mit den ältern Elias- und Elisageschichten stehen, wird weiter unten die Rede sein.

In den eigentlichen Elisageschichten handelt es sich größtentheils um Wunder desselben, zum Theil übrigens um Vorgänge, die sich ohne Zwang recht natürlich erklären lassen. Wenn in einigen Fällen zweifellos das Vorbild der Eliasgeschichten auf die jetzige Gestalt der Erzählungen eingewirkt hat, so ist doch andererseits nicht zu übersehen, daß anderes — und zwar gerade die unscheinbaren Begebenheiten — den Stempel zuverlässiger Erinnerung trägt, wie sie in den Kreisen der Prophetenschüler zunächst mündlich fortgepflanzt worden war. Im einzelnen lassen sich folgende elf Erzählungen unterscheiden: II, 2, 19—22 die Reinigung schlechten Trinkwassers durch eine Schale Salz; V. 23—24: das Strafwunder an den Knaben von Bethel (hierzu ist V. 25[b] wahrscheinlich ein Zusatz des Redactors, der nach 5, 9 Elisa in Samaria wohnend denkt, während wir ihn 4, 8 thatsächlich am Berge Karmel finden); 4, 1—7: die Segnung einer Witwe durch fort und fort fließendes Salböl; die Erzählung erinnert an das Oelkrüglein der Witwe von Sarepta I Kön. 17, 14 fg.; 4, 8—37: die Auferweckung des Sohnes der Sunamitin; vgl. die ähnliche Erzählung von Elias I Kön. 17, 17 fg.; ferner 4, 38—41, wo Elisa einen Topf Eselsgurken durch Mehl genießbar macht; 4, 42—44: die Speisung von hundert Leuten mit wenigen Broten; 5, 1—27: die Heilung des Syrers Naeman vom Aussatze und die Bestrafung des Gehasi mit demselben; 6, 1—7: die Heraufholung der ins Wasser gefallenen Axt (gemeint ist dabei sicher, daß Elisa glücklich mit dem Stecken in das Oehr der Axt trifft); 6, 8—23: die stark legendenhafte Erzählung von den Aramäern, welche Elisa unter dem Schutze der göttlichen Heerscharen mit Blindheit schlägt und nach Samarien hineinführt; 8, 1—6: das Zusammentreffen mit der Sunamitin; auffällig ist hier allerdings, daß Gehasi trotz 5, 27 wieder als Diener Elisa's erscheint, und die Erzählung stand daher vielleicht ursprünglich in anderem Zusammenhang. Endlich gehört hierher noch II Kön. 13, 14—21: die letzte Zusammenkunft Elisa's mit Joas von Israel; diese Erzählung wird deshalb so spät gebracht, weil Joas nach der gesammten Anlage des Buches nicht früher eingereiht werden konnte.

Daß dagegen 8, 7—15 und Kap. 9, 1—10, 27 zu der Gruppe der ältern Elias- und Elisaerzählungen gehört, die wir bis zu II Kön. 7, 20 verfolgt haben, wurde schon oben bemerkt und ergibt sich aus der deutlichen Rückbeziehung von II Kön. 8, 13 und noch mehr von 9, 3 auf I Kön. 19, 15 fg. Auch sonst enthält die mit großartigem dramatischen Schwung erzählte Geschichte der Thronbesteigung Jehu's 9, 1 fg. verschiedene solche Rückbeziehungen. Redactionelle Eingriffe lassen sich in dieser Erzählung nur wenige constatiren: so 9, 8—10[a], wo der Spruch des Prophetenjüngers wieder nach dem Ahiaspruch (I Kön. 14, 10 fg.) erweitert ist; ferner die erklärende Parenthese 9, 14—15[a], welche der letzte Redactor übrigens schon 8, 29 gebracht hat. Daß aber die ganze Erzählung in Kap. 9—10, 27 noch während des Bestandes des nördlichen Reiches aufgezeichnet sein muß, ergibt sich deutlich aus dem Schlußverse, nach welchem die Stadt Samaria noch nicht zerstört war.

Bezüglich des Restes des zweiten Buches der Könige unterscheiden wir wiederum größere Erzählungsgruppen, kürzere den vorliegenden Quellen entnommene Notizen und endlich die deuteronomistischen Zuthaten. Zu der erstgenannten Gattung gehört 1) die abgesehen von einer Verwirrung des Textes in V. 5 fg. überaus anschauliche Erzählung von dem Sturze der Athalja und den Maßregeln des Joas bezüglich der Controlirung und Verwendung der Tempeleinkünfte Kap. 11 und 12, 5—17, vielleicht dem „Buch der Zeitgeschichte der Könige Judas" entnommen. Denn obschon angeknüpft an die Erwähnung des Todes Achasja's (9, 29) können doch diese Erzählungen nicht derselben Quelle angehören, wie Kap. 9 und 10, da sie nothwendig aus jüdischer Feder stammen müssen. Am Schlusse der zweiten Erzählung ist V. 16 und 17 als späterer Zusatz verdächtig, V. 17 sogar als ein Zusatz vom Standpunkte des Priestergesetzes. — 2) Die gleichfalls hochinteressante, ausführliche Erzählung von dem Einfalle des assyrischen Königs Sanherib in Juda, die Krankheit und Rettung des Hiskia und die Gesandtschaft des Königs Merodach-Baladan von Babel II Kön. 18, 13—20, 19; eine Parallele zu diesen Erzählungen findet sich mit wenig abweichendem Texte im Anhange des ersten Jesajabuches Kap. 36—39. Daß sich die Datirung 18, 13 aus dem 14. Jahre des Hiskia in Wahrheit auf die Erzählungen in Kap. 20 bezieht, haben wir schon früher angedeutet. Der Beweis dafür ist folgender: das 14. Jahr Hiskia's wäre nach der üblichen und in diesem Falle nicht zu beanstandenden Chronologie das Jahr 715 oder 714 v. Chr.; der Einfall des Sanherib (regierte 705—681) erfolgte nach den Keilinschriften frühestens 701. Dagegen stimmt obiges Datum genau zu 20, 6. Da zum Leben Hiskia's noch 15 Jahre zugelegt werden, seine Regierungszeit aber 29 Jahre währte, so fällt die Krankheit eben in sein 14. Jahr. Wenn ihm in demselben Verse Errettung der Stadt von den Assyrern verheißen wird, so steht also die assyrische Belagerung noch bevor. Und doch ist bereits 19, 35 die Vernichtung des assyrischen Heeres und die Flucht des Sanherib erzählt. Endlich: wie kann sich Hiskia 20, 13 gegenüber den Gesandten des Merodach-Baladan mit seinen reichen Schätzen brüsten, wenn er nach 18, 16 kurz zuvor sogar die goldenen Beschläge von den Tempelthüren hatte abnehmen müssen, um nur den ungeheuren Tribut an die Assyrer zusammenzubringen! Dagegen wird die Erzählung ganz verständlich, wenn man aus den assyri-

schen Quellen erschließt, daß Merodach damals einen Aufstand gegen die Assyrer plante und offenbar den Hiskia zum Bundesgenossen werben wollte (vgl. II Kön. 20, 13: „und Hiskia hörte auf sie", was sich doch nicht blos auf die Gratulation zur Genesung beziehen kann!). Der Aufstand brach thatsächlich bald darauf aus (gegen Sargon von Assur), kostete aber Merodach-Baladan 710 v. Chr. den Thron. Aus alledem ergibt sich also, daß Kap. 20 eigentlich zu dem Datum in 18, 13 gehört und daß das „zu der Zeit" 20, 1 als eine irrige Redactionsüberleitung anzusehen ist. Die Belassung des Datums in 18, 13 an seiner Stelle trotz der Umstellung der Kapitel mag vielleicht damit zusammenhängen, daß die Verse 18, 14—16 aus anderer Quelle oder doch anderm Zusammenhange der Haupterzählung 18, 17 fg. vorausgeschickt sind. Dies ergibt sich einmal daraus, daß diese Verse in der Parallele Jes. 36, 1 fg. fehlen, und sodann aus dem Umstande, daß in dem gegenwärtigen Zusammenhange die durchaus unentbehrliche Motivirung fehlt, warum Sanherib trotz der V. 14—16 erzählten unbedingten Unterwerfung Hiskia's dennoch ein Heer gegen Jerusalem entsendet. Aus den Annalen des Sanherib erfahren wir, daß es sich dabei um die Uebergabe des festen Jerusalem selbst handelte, welche Sanherib nachträglich durchaus forderte, Hiskia aber ebenso bestimmt verweigerte. Dieser Zusammenhang wird auch durch den Inhalt von II Kön. 18 und 19 völlig bestätigt. — 3) Der Bericht über die Cultusreinigung des Josia II Kön. 22, 3—23, 23, ausgezeichnet durch Anschaulichkeit, welche in manchem topographischen Detail den Augenzeugen verräth. Eine deutliche Einschaltung ist 23, 16—18; dieselbe bezweckt, die Erfüllung des Orakels I Kön. 13, 1 fg. zu berichten. Daß es aber späterer Zusatz ist, lehrt die Vergleichung von V. 16 mit V. 15. Nach ersterem verbrennt Josia Menschengebeine auf dem Altare, welcher V. 15 bereits zerstört ist.

Zu der zweiten Kategorie, den geschichtlichen Notizen aus schriftlichen Quellen oder der mündlichen Ueberlieferung, zuletzt auch aus Augenzeugenschaft, gehören: 8, 20—22; 10, 32 fg.; 12, 18—19. 21—22^{a}; 13, 7. 22—25 (Bestand Israels noch vorausgesetzt!). 14, 5. 7—14. 19—22. 28^{b}. 15, 5. 10. 14. 16. 19 fg. (wo Phul als König von Assyrien ohne Zweifel Verstümmelung aus der Mittelsilbe von Tiglatpileser ist); 15, 25. 29 fg. 35^{c}; 16, 3^{b}; 16, 6—18; 17, 3—6. 24—32; 18, 4. 8. 11. (20, 20); 21, 23 fg. 23, 29 fg. 33—35; 24, 1—2^{a}. 10—17; Kap. 25 (der Schluß des Buches von 24, 18 an findet sich auch als Kap. 52 dem Propheten Jeremia angehängt).

Auf Rechnung des Deuteronomisten kommen somit noch II Kön. 8, 16—19. 23—29 (V. 29 aus 9, 15); 10, 28—31. 34—36; 12, 20. 22^{b}—13, 6. 8—13; 14, 1—4. 6. 15—18. 23—29 (außer 28^{b}); 15, 1—4. 6—9. 11—13. 15. 17 fg. 21—24. 26—28. 31—35^{b}. 36—38; 16, 1—3^{a}. 4 fg. 19 fg. 17, 1 fg. 7—23. 33—41; 18, 1—3. 5—7. 9. 12; 20, 20 fg. 21, 1—18 (mit Benutzung älterer Notizen in V. 5—7 und eines Orakels in V. 12 fg.); 21, 19—26 (außer 23 fg.); 22, 1 fg.; 23, 16—18. 24—28. 31 fg. 36 fg.; 24, 2^{b}—9. 18—20.

Aus vorstehender Analyse des Inhalts der Königsbücher dürfte sich zur Genüge ergeben haben, daß man ebenso wenig mit dem Talmud Jeremia zum Verfasser der Königsbücher machen kann (wahrscheinlich geschah dies wegen der Parallele von II Kön. 24, 18 mit Jeremia 52), wie man überhaupt von einem Verfasser im heutigen Sinne des Wortes reden kann. Die Königsbücher sind vielmehr ein oft auffällig dürftiges, in der Hauptsache aber wörtliches Excerpt aus mehr oder weniger alten, bezüglich der politischen Ereignisse fast durchaus zuverlässigen schriftlichen Quellen. Die eigenen Zuthaten des Redactors, fast durchweg religiöse Beurtheilung der Personen und Ereignisse vom Standpunkte des sogenannten theokratischen Pragmatismus und unter Voraussetzung der Rechtsgültigkeit des deuteronomischen (die Concentrirung des Cultus im Tempel zu Jerusalem fordernden) Gesetzes sind von dem entlehnten Stoffe überall leicht zu scheiden.

Die exegetische Literatur zu den Königsbüchern ist nicht gerade reichhaltig. Der beste Commentar ist noch immer der von Thenius (Leipzig 1849 als 9. Lieferung des kurzgefaßten exegetischen Handbuchs; 2. Aufl. 1873), exegetisch tüchtig, kritisch unbefangen, wenn schon zum Theil auf einem veralteten Standpunkte, in der Reconstruction des Textes aus der griechischen Uebersetzung der Septuaginta nicht selten zu weit gehend. Der Commentar von Keil (Leipzig 1865; als 3. Bd. des 2. Theiles des „biblischen Commentars" von Keil und Delitzsch) ist eine fleißige Compilation aus dem vorhandenen Material, aber in kritischer Beziehung bei dem aller Kritik feindlichen Standpunkte des Verfassers völlig werthlos. Dasselbe gilt von dem Artikel „Bücher der Könige" von Vaihinger in Herzog's „Protestantische Real-Encyklopädie", 1. Auflage, Bd. VIII und nicht minder von dem gleichen Artikel Volck's in der 2. Auflage. Besser orientirt über das kritische Problem der Artikel „Bücher Samuel und der Könige" von Bertheau im 5. Bande von Schenkel's Bibellexikon. Das meiste ist jedoch für das Verständniß der Königsbücher in Verbindung mit den kritischen Untersuchungen über die verschiedenen Quellenschichten des Pentateuch geschehen. Von dorther wurde der Nachweis geführt, daß der religiöse Pragmatismus des Redactors eben dem Standpunkte des Deuteronomiums entspricht, während die von ihm excerpirten Quellen fast durchweg den Standpunkt der ältern Pentateuchquellen (des sogenannten Jehovisten und ältern Elohisten) repräsentiren, während von einem Einflusse des Priestergesetzes nur in ganz wenigen erweislich sehr späten Glossen eine Spur zu finden ist. Vgl. hierzu besonders: Graf, „Die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments" (Leipzig 1866), S. 99 fg.; Wellhausen in der 4. Aufl. von Bleek's Einleitung ins Alte Testament (Berlin 1878, S. 231 fg.), sowie in der Geschichte Israels Bd. I (Berlin 1878), S. 285 fg.; ebenso in der 2. Ausg. (unter dem Titel „Prolegomena zur Geschichte Israels", Berlin 1883). In dem erstgenannten Werke gibt Wellhausen eine scharfsinnige kritische Analyse des Inhalts, im zweiten stellt er die Ergebnisse für die Geschichte der Tradition zusammen. Von demselben

Standpunkte aus hat Stade in seiner „Geschichte des Volkes Israel" (Lieferung 35. 40.—87. von Oncken's „Allgemeiner Geschichte in Einzeldarstellungen", Berlin 1881) S. 73 fg. und in ausführlicher Analyse S. 301 fg. den Inhalt der Königsbücher zu verwerthen begonnen. Eine Fortsetzung zu Lieferung 40 bildet Stade's Abhandlung „Der Text des Berichtes über Salomo's Bauten I Kön. 5—7" in der Ztschr. für d. alttestamentl. Wissenschaft 1883, I, 129 fg. Von den Einleitungen ins Alte Testament ist besonders auf Reuß, „Geschichte der heiligen Schriften Alten Testaments" (Braunschweig 1881), S. 417 fg. zu verweisen. Die Parallelen zwischen den assyrisch-babylonischen Denkmälern und den Angaben des Königsbuchs werden eingehend und übersichtlich erörtert von E. Schrader in „Die Keilinschriften und das Alte Testament", 2. Aufl. Gießen 1883 (die erste erschien 1872), S. 183—365. Außerdem vgl. Hommel, „Abriß der babylonisch-assyrischen und israelitischen Geschichte in Tabellenform" (Leipzig 1880) und: Mürdter, „Kurzgefaßte Geschichte Babyloniens und Assyriens nach den Keilinschriftdenkmälern. Mit besonderer Berücksichtigung des Alten Testaments" (Stuttgart 1882). (*E. Kautzsch.*)

KÖNIG-GEORGSSUND, Bai an der Südküste des Festlandes Australien, zur County Plantagenet der britischen Colonie Westaustralien gehörig, 35° südl. Br., 117° östl. L. von Greenwich. Nachdem im Jahre 1826 die erste britische Verbrechercolonie begründet war, wurde das Land seit 1829 colonisirt, der wichtige Hafenort Albany begründet, 1868 die Deportation aufgehoben. Die flache und sandige Küste steigt nur allmählich zu einem mäßigen, mit Korallensand bedeckten Plateau auf, im Norden durch Stirling-Range und Purungurup-Range begrenzt; der dürftige Boden ist bei der Trockenheit der Luft (in Perth beträgt die jährliche Regenmenge nur 836,6 Millim.) deshalb nur von geringer Vegetation bedeckt und nur stellenweise von Wäldern von Sandelholz und Eucalyptus marginata (Yarrah), auf größern Strecken mit dichtem Gestrüpp bewachsen. Die Producte dieser Waldungen, Harz, Sandel- und Yarrahholz bilden auch einen großen Theil des Einkommens: Sandelholz wird namentlich nach China, in größern Mengen Yarrahholz als gutes Schiffsbauholz nach den britischen Colonien exportirt, wird aber rücksichtslos abgeholzt und für neue Anpflanzungen nicht gesorgt, sodaß diese Quelle des Einkommens (1880: 2 Mill. Mark) bald versiegen dürfte. Ackerbau ist nicht sehr ergiebig, obwol der Boden für Weizenbau geeignet ist. In neuerer Zeit ist dagegen Weinbau und Seidenraupenzucht in Aufnahme gekommen. Auch die Viehzucht, besonders Schafzucht, ist erst im Entstehen und lieferte 1880 für $1\frac{1}{2}$ Mill. Mark Wolle; Mineralschätze werden dagegen nicht ausgebeutet.

Albany, am Eingange des trefflichen Prinzeß-Royal-Hafens, war bis 1878 Sitz der Mission der Anglikanischen Kirche, welche darauf nach Perth verlegt wurde, wo auch der anglikanische Bischof residirt. Als Hafen ist die Stadt bedeutend: sie ist Station der Peninsular und der Oriental Steam Navigation Company von Southampton bis Yokohama und Sydney; man erreicht von hier aus Point de Galle (Ceylon) in 15, Adelaide in 5 Tagen. Ferner führt über Albany die große südaustralische Telegraphenleitung.

Die Bewohner des Landes sind besonders von J. Browne geschildert*), der lange Zeit in Albany gelebt und die Eingeborenen gründlich kennen gelernt hat. Sie unterscheiden selbst vier Stämme. Der zahlreichste derselben, der Murray-Stamm, bewohnt das Küstenland im Westen des König-Georgssundes, der Cockatu-Stamm die Küste im Osten, der Weal-Stamm das Binnenland nach Norden zu, der Kincannup-Stamm endlich die nächste Umgebung des König-Georgssundes. Die Murray sind klein, schwächlich gebaut und haben wegen Mangels an Fleischnahrung kein sehr rüstiges Aussehen: ihre Hauptkost besteht in Fischen. Die Cockatu sind meist lang und breitknochig, mit hoher Stirn und Adlernase, intelligenter als ihre Nachbarn. Die Weal im Innern des Landes sind wegen ihrer reichen Jagdgründe in dem durch Wälder vor Kälte geschützten Innern kräftiger und schöner als die Küstenbewohner, unter denen die Kincannup die kleinsten, schwächsten und häßlichsten sind.

Im allgemeinen sind die Eingeborenen schwächlich gebaut, mit besonders dünnen Armen und Beinen, dabei vorstehendem Bauche. Das Gesicht ist breit, die Stirn flach und zurückliegend, die lebhaften schwarzen Augen klein und tiefliegend, die Nase klein und eingedrückt, der Mund breit und voll, mit guten, stark hervorspringenden Zähnen, die dicken schwarzen Haare lang und kraus. Der schwarze Leib ist nur von einem Kleide aus Kängurufellen bedeckt, welches bis zur Mitte der Schenkel herabreicht; oft ist auch dies Gewand durch einen mehrmals um den Bauch gewundenen Pelzgürtel ersetzt, welcher bei eintretendem Hunger fester geschlungen wird. Obgleich das Land unter die einzelnen Stämme und Familien getheilt ist, ist doch der Begriff des Besitzes nicht ausgebildet, wie dies schon aus ihren jährlichen Wanderungen von der Küste nach dem Innern und umgekehrt hervorgeht. Ebenso wenig ist die Unterordnung unter Häuptlinge bekannt; die Stämme handeln vielmehr gemeinschaftlich nur nach bestimmten Abmachungen auf allgemeinen Versammlungen, bei denen es nicht ohne Zank und Schlägerei abgeht, Todtschlag aber selten vorkommt. Jagd auf Kängurus, Emus und anderes Geflügel bildet im Innern die Hauptbeschäftigung, besonders im Winter, während im Sommer die Stämme nach der Küste ziehen, um dem Fischfange obzuliegen. Ackerbau ist unbekannt: Wurzeln und wilde Früchte bieten verschiedene Pflanzen, neben denen Thiere aller Art, Ratten und Mäuse, Muscheln und Insekten als Nahrung dienen. — Als Waffen dienen bei den Murray der mit Holz- oder Steinspitze oder dem Stachel des Stachelrochens versehene Speer, welcher mit dem Wurfbrete auf weite Entfernung geschleudert wird; bei den Weal besonders der an einem hölzernen Stiele befestigte Steinhammer, bei den Cockatu der merk-

*) Petermann's Mittheilungen (1856), S. 443 fg.; vgl. Waitz, Anthropologie, 5. Bd.

würdige, halbmondförmige Bumerang oder Keili, welcher in excentrischer Bahn seinem Ziele sicher entgegeneilt, oft aber den Schützen selber beschädigt. Zum Fischfang dienen weder eigene Geräthschaften noch Kähne, deren Bau sie nicht verstehen: die Fische werden in eine durch Baumzweige gebildete Umzäunung einer flachen Küstenstelle eingetrieben und aufs Land geworfen.

Die dürftigen Wohnungen sind halbkreisförmig, vorn ganz offen, aus Zweigen erbaut, mit Gras, Binsen und Rinde geflochten, nur für 2 bis 3 Personen, ohne jedes Hausgeräth: hier schlafen sie in ihre Pelze gehüllt, im Winter höchstens durch ein Feuer vor der Hütte erwärmt. Selten sind mehr als acht solcher Hütten vereinigt. Die dürftige Kleidung wird durch Bemalen mit rothem Ocker, bei Aelteren durch Tättowirung ersetzt, welche durch Schnitte bewirkt wird und daher sehr schmerzhaft ist. Uebrigens wird besonders das Haar vielfach geschmückt: entweder hängt es in vielen fettglänzenden, rothgepuderten Löckchen herab, oder ist mit Stricken thurmförmig in die Höhe toupirt, mit den Federn des Emu oder des Kakadu, auch wol dem Schwanze eines wilden Hundes verziert, oder mit einem Blumenkranze umwunden. Besonders wird der Bart gepflegt und nur der bärtige Mann darf heirathen oder ein Emu tödten. Selten findet man den Nasenknorpel durchbohrt und mit einem Knochen oder Holzstückchen verziert. Die Kriege der Stämme sind meist unblutig: die Individuen geberden sich zwar wild und tapfer, sind aber feig und hinterlistig, indem sie bei Gelegenheit ihren Gegner beschleichen und sogar im Schlafe tödten. Auf der andern Seite sind sie höflich und halten auf strenge Etikette, z. B. bei Begrüßungen. Ihre wunderlichen Tänze, besonders der Kriegstanz (Corroberry), der Känguru- und Emutanz, welche sämmtlich nur von den Männern ausgeführt werden, scheinen religiösen Ursprungs zu sein, um die Götter durch Aufführung derselben für die Erfolge des Krieges und der Jagd gnädig zu stimmen. Sie begleiten diese Tänze aber nicht mit Musikinstrumenten, welche ihnen unbekannt sind, sondern mit eintönigen, wilden Liedern. Obwol sie nur bis fünf zählen, sind ihnen geistige Fähigkeiten nicht abzusprechen. Ihre Sprache ist wohl ausgebildet, besitzt zehn Casusendungen, Formen für Singular, Dual und Plural; das Verbum hat eine größere Anzahl Tempora, für jede Person existiren drei Geschlechtsformen, endlich finden sich außer Activ und Passiv noch Reflexiv-, Reciprocal-, Determinativ- und Continuativformen.

Das Familienleben ist kein gutes, denn obwol die Kinder von den Aeltern, besonders von den Müttern geliebt und zu den nöthigen Arbeiten angehalten werden, werden die Weiber, deren der Mann mehrere besitzen darf, sehr schlecht behandelt, die Ehen auch ohne besondere Ceremonien geschlossen, öfters sogar die Frauen durch Raub erworben. Bei Todesfällen werden Todtenklagen angestimmt, die Leichen alsbald an derselben Stelle mit den Waffen in die Erde gegraben und der Platz darauf verlassen. Kunstfertigkeiten sind den Eingeborenen bis auf die Verfertigung ihrer Waffen durchaus unbekannt, sodaß sie also als reines Jägervolk auf der niedrigsten Stufe der Civilisation stehen geblieben sind. Das Gebiet ist zuerst von Vancouver (1791), dann von Browne (1826), Grey (1838), Wilson (1839), Lefroy und Robinson (1860 und 1863), Forrest und Monger (1869), zuletzt 1882 von Forrest durchforscht. *(E. Kaufmann.)*

KÖNIGGRÄTZ (Königingrätz, Reginae Hradecium, Králowé Hradec), königliche Leibgedingstadt und Festungsplatz im östlichen Böhmen am linken Ufer der Elbe, an der Mündung der Adler in diesen Fluß, liegt in einer fruchtbaren Ebene, der sogenannten Goldenen Ruthe und bildet einen Stationsplatz der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn. Königgrätz ist Sitz eines Bischofs, Vorort des gleichnamigen Bezirks, hat ein Kreisgericht, gute Schulen (Gymnasium, Realschule, Lehrerbildungsanstalt, bischöfliches Seminar), Kranken- und Armeninstitute u. s. w. Die Stadt zählte 1880: 8166 Einwohner, zumeist czechischer Zunge, die sich von der Landwirthschaft und dem Kleingewerbe ernähren. Nennenswerth ist die Orgelbauerei und die Erzeugung von Metallblasinstrumenten. Im Mittelalter war die Tuchmacherei und die Wachskerzenindustrie von Königgrätz bekannt. Drei Festungsthore führen in die Stadt: das Prager, das Schlesische und das Mährische. Zwischen der etwas höher gelegenen Stadt und den Festungswerken zieht sich eine mit Bäumen bepflanzte Fahrstraße hin. Das Stadtwappen zeigt einen doppelschweifigen gekrönten weißen Löwen im rothen Felde, in der rechten Tatze ein goldenes G (Gradec-Hradec) haltend. Das alte Prager und das Schlesische Thor, ersteres im Renaissance-, letzteres im gothischen Stile, bieten ein gewisses kunsthistorisches Interesse. Ein ehemaliges Jesuitencollegium (gegründet 1629) ist zur Zeit der Sitz des Platz- und Festungscommandos. Wie dieses so liegen auf dem großen Marktplatze noch die Gebäude des Gymnasiums, der Realschule, der Volksschule, des Kreisgerichts, der bischöflichen Residenz, die Domkirche, die Clemenskapelle und die Marienkirche. Das königgrätzer Bisthum wurde von Kaiser Ferdinand III. im J. 1656 an Stelle des während der Hussitenkriege eingegangenen leitomischler Bisthums gegründet. Die päpstliche Erectionsbulle datirt vom 10. Nov. 1664. Die gothische Domkirche stammt aus der ersten Hälfte des 14. Jahrh.; die ursprüngliche Anlage ist durch spätere Zu- und Umbauten vielfach gestört worden. Zu den bemerkenswerthen Alterthümern der Kirche gehören ein lateinisches Cancionale aus dem 15. und zwei czechische aus dem 16. Jahrh. mit beachtenswerthen Miniaturen.

Königgrätz ist ein alter königlicher Burgort, der wiederholt im 11. und 12. Jahrh. genannt wird und im 13. Jahrh. städtische Gerechtsame erwirkte. Nach dem Tode König Wenzel's II. (1305) wurde seiner hinterlassenen zweiten Gemahlin Elisabeth die Stadt nebst ihren Einkünften als Witwensitz angewiesen. Elisabeth vermählte sich bekanntlich zum zweiten mal mit Rudolf I. (1306). Nach dessen schon nach einem Jahre erfolgtem Ableben (1307) erhielt die Witwe nebst Grätz noch die Städte Jaromirsch, Hohenmauth, Chrudim und Politschka, die seither den

Namen „königliche Leibgedingstädte" führen. Grätz selbst wurde nunmehr in der Regel Königingrätz genannt. Elisabeth, welche 1335 starb, verlieh der Stadt mancherlei Freiheiten, befestigte sie mit Mauern und Thürmen, gründete ein königliches Schloß und die heutige Domkirche. König Johann und Kaiser Karl IV. zeigten der Stadt ihr Wohlwollen durch Widmung wichtiger Privilegien. Nach dem Tode Karl's begab sich seine Witwe Elisabeth nach Königgrätz, woselbst sie bis 1393 residirte und von der Stadt 107 Schock 20 Groschen jährlicher Einkünfte bezog. Von dieser Königin werden noch jetzt auf dem Rathhause als interessante Andenken ein Leibgürtel und 24 Löffel aufbewahrt. Der Leibgürtel besteht aus einem gewirkten, zwei Zoll breiten und 4 Fuß 6 Zoll langen Seidenbande mit silbernem Beschlage und 20 silbernen Arabesken. Der Beschlag ist mit Edelsteinen geziert. Auf demselben, wie auf der Rückseite der Schnalle finden sich czechische Inschriften. Die $5^1/_2$ bis 6 Zoll langen Löffel sind aus Wachholderholz geschnitzt mit fein gearbeiteten, verschiedenartig gezierten Stielen. Elf Stück sind emaillirt, die meisten haben Inschriften (theils czechische, theils lateinische), 12 haben am Stiele kleine Kronen, 12 hatten ursprünglich Steine in Einfassungen, die jetzt fehlen.

König Wenzel überließ im J. 1402 Königgrätz seiner zweiten Gemahlin Sophia von Baiern. In den Husitenkriegen stellte sich die Stadt ganz auf die Seite der Aufständischen, und sowol unter Zizka wie unter Prokop dem Großen finden wir die Königgrätzer im Lager der Taboriten. Schon im J. 1420 mußten die Katholischgesinnten auswandern und ihre Güter und Häuser wurden vertheilt. Zizka's Leiche fand übrigens im J. 1424 vorübergehend eine Ruhestätte in Königingrätz, von wo in demselben Jahre die sterblichen Reste des berühmten Heerführers nach Tschaslau gebracht wurden. König Georg von Podiebrad, der von der Würde eines Hauptmanns des königgrätzer Kreises bis zum Thron emporgestiegen war, wandte der alten Leibgedingstadt seine besondere Gunst zu. Daher wird denn auch behauptet, daß das im Stadtwappen befindliche G nichts anderes als der Anfangsbuchstabe des Namens dieses Königs sei. Auf Fürbitte des bekannten Erzbischofs Rokytzan, der eine Zeit lang Pfarrer in Königgrätz war, gestattete König Georg der böhmischen Brüdergemeinde den Bau einer eigenen Kapelle in Königgrätz (1458). Die große Localität wird noch jetzt im Hause Nr. 34 auf dem Marktplatze gezeigt. Nach der Schlacht von Mühlberg empfand auch Königgrätz, das wie die meisten andern Städte Böhmens mit den Protestanten sympathisirt hatte, die strafende Hand König Ferdinand's I. Die städtischen Privilegien und Güter wurden confiscirt, 1600 Schock Groschen Strafgeld erhoben und die bekannte Pönaltaxe auferlegt (1547). Aus den Zeiten der Gegenreformation wird erzählt, daß Kroaten die ketzerischen Königgrätzer mit gezücktem Schwerte zu einer Procession gejagt haben. Im Dreißigjährigen Kriege erhielt die utraquistische Stadt eine kaiserliche Besatzung, die sich mit Glück gegen die Sachsen (1631) und Schweden (1639, 1640 und 1645) vertheidigte. Während des Siebenjährigen Krieges wurde die Stadt dreimal von den Preußen besetzt (1758, 1759, 1762) und besonders im J. 1762 hart mitgenommen.

Bald nach dem Hubertsburger Frieden gab die Kaiserin Maria Theresia den Befehl zur Befestigung von Königgrätz (1766). Anfangs baute man bloße Erdwälle um die Stadt, die bis zum J. 1778 beendet waren. Im J. 1780 gab Kaiser Joseph den Befehl zur Herstellung einer regelmäßigen Festung, welche im J. 1789 zur Vollendung gelangte. Im J. 1850 wurde Königgrätz angesichts des drohenden Ausbruchs eines Kriegs mit Preußen in vollen Vertheidigungszustand gesetzt. Daß die Festungsanlage den heutigen Anforderungen der Kriegskunst jedoch nicht mehr entspreche, wurde wiederholt anerkannt und im J. 1858 die gänzliche Auflassung der Festungswerke angeordnet. Indeß ist die Schleifung der Festungswerke nicht erfolgt, und dieselben bestehen bis heute noch im alten Zustande unter militärischer Verwaltung.

Von berühmten aus Königgrätz stammenden Männern führen wir an: Johann Schindel (um 1449), ausgezeichneter Arzt, Mathematiker und Astronom, W. Placel von Elbing (gest. 1604); schrieb eine Geschichte der Juden; den Jesuiten Bohuslaw Balbin (gest. 1688), äußerst fleißiger Schriftsteller auf dem Gebiete der böhmischen Geschichte; Stanislaus Wydra (gest. 1804), Mathematiker; C. A. Schneider (gest. 1835), Aesthetiker; Friedrich Bach (gest. 1865), Dichter; Karl Rokitansky (gest. 1880), Mediciner; W. Tomek, noch lebender Historiker.

Eine gute Geschichte von Königgrätz schrieb C. J. von Bienenberg (I. Bd. 1780), der II. Bd. ist noch ungedruckt. Der Jesuit F. Schwenda (gest. 1822) hinterließ eine Geschichte der Stadt im Manuscript, 15 Bände in czechischer Sprache. Vgl. auch Eiselt, Königgrätz in der Vorzeit und Gegenwart (1860). (*L. Schlesinger.*)

KÖNIGGRÄTZ (Schlacht bei). In der Umgegend von Königgrätz wurde am 3. Juli 1866 die Entscheidungsschlacht zwischen Preußen und Oesterreich geschlagen, deren Ausgang in hohem Grade die seitherige Gestaltung der politischen Zustände Europas beeinflußt hat. Die Schlacht fand nordwestlich von Königgrätz in dem durch die Bistritz einerseits und die Trotinka und Elbe andererseits begrenzten Terrainabschnitte statt und wird auch nach dem am Uebergangspunkte der von Gitschin nach Königgrätz führenden Chaussee über die Bistritz gelegenen Orte Sadowa, in dessen Nähe der Kampf längere Zeit mächtig wüthete, genannt.

Die sämmtlichen Corps der österreichischen Nordarmee unter Feldzeugmeister Benedek befanden sich am Schlusse des Junimonats 1866 etwa eine Meile vom Bistritzbache, mit der Festung Königgrätz und der Elbe im Rücken, concentrirt. Die dadurch geschaffenen Verhältnisse drängten auf eine baldige Entscheidung hin und bewogen den Feldzeugmeister um so mehr zur Annahme der Schlacht, als die am 2. Juli in das Hauptquartier in der prager Vorstadt von Königgrätz berufenen Commandeure der Armeecorps erklärten, ihre Truppen wären vom trefflichsten Geiste beseelt und ersehnten in hohem Grade bald den

erwarteten Entscheidungskampf. Infolge davon und da die eingelaufenen Nachrichten besagten, daß preußische Truppenmassen bei Smidar, Neu-Bidsow und Horitz ständen und zwischen den beiderseitigen Vorposten bereits Zusammenstöße bei Kobilitz und Sucha stattgefunden hätten, wurde am 2. Juli abends eine Disposition zur Schlacht ertheilt. Diese Disposition ging von der Ansicht aus, daß wahrscheinlicherweise ein Angriff am 3. Juli stattfinden werde, der sich zunächst gegen das königlich sächsische Armeecorps richten würde. Demgemäß wurde befohlen, daß das sächsische Corps die Höhen von Popowitz besetze und den etwas zurückgezogenen Flügel durch die eigene Cavalerie decke, vor die Front nur Vorposten vorschiebe, während auf dem äußersten linken Flügel die 1. leichte Cavaleriedivision unter Generalmajor Baron Edelsheim bei Problus und Prim Aufstellung zu nehmen habe. Rechts vom sächsischen Corps sollte sich das X. Corps unter Feldmarschalllieutenant Baron Gablenz aufstellen und rechts von letzterm das III. Corps unter Feldmarschalllieutenant Erzherzog Ernst die Höhen von Lipa und Chlum besetzen. Das VIII. Corps unter Generalmajor Weber hatte den Auftrag, als Unterstützung des sächsischen Corps zu dienen und sich hinter demselben zu placiren. Wenn der preußische Angriff auf den linken österreichischen Flügel beschränkt bliebe, sollten die übrigen Corps sich nur in Bereitschaft halten, wenn der Angriff aber größere Ausdehnung gewönne, sollte die ganze Armee in Schlachtordnung rücken und zwar das IV. Corps unter Feldmarschalllieutenant Graf Festitics auf die Höhen von Chlum und Nedelist rechts vom III. Corps, auf den äußersten rechten Flügel das II. Corps unter Feldmarschalllieutenant Graf Thun, die 2. leichte Cavaleriedivision unter Generalmajor Prinz Turn und Taxis hinter Nedelist, das VI. Corps unter Feldmarschalllieutenant Baron Ramming auf die Höhen von Wsestar, das I. Corps unter Generalmajor Graf Gondrecourt nach Rosnitz, die 1. und 3. Reservecavalerie-Division unter Feldmarschalllieutenant Prinz Holstein bezw. Generalmajor Graf Coudenhove nach Sweti, die 2. Reservecavalerie-Division unter Generalmajor von Zaitsek nach Briza. Weiter besagt die Disposition, daß im Falle eines allgemeinen Angriffs das I. und VI. Corps, die 5 Cavaleriedivisionen und die Armeegeschütz-Reserve, die sich hinter dem I. und VI. Corps aufzustellen angewiesen wurde, als Reserven zur alleinigen Verfügung des Feldzeugmeisters stehen sollten. Letzterer wollte sich bei einem Angriffe auf den linken Flügel bei diesem, bei einem allgemeinen Angriffe auf der Höhe von Chlum befinden. Für einen etwaigen Rückzug sollte dieser auf der Straße über Holitz gegen Hohenmauth, ohne die Festung zu berühren, stattfinden. Die Elbe sollte durch zwei Brücken bei Lochenitz und Predmeritz und zwei weitere Brücken bei Placka, der Adler durch eine Brücke bei Swinar überbrückt werden. Schon im Laufe des 2. Juli waren auf Befehl des Feldzeugmeisters zur Verstärkung des Schlachtfeldes vor Nedelist, Chlum und zur Bestreichung des Lipaer Wäldchens 7 Batterien angelegt, ferner Verhaue im Lipaer Wäldchen und mehrere Schützengräben erbaut.

Die preußische Armee hatte nach den Einmarschkämpfen der drei Armeen sich so weit vereinigt, daß die Front der drei Armeen am 2. Juli nur noch etwa fünf Meilen Ausdehnung hatte. Das Hauptquartier des Königs befand sich in Gitschin, das des Prinzen Friedrich Karl (I. Armee) zu Kamenitz, das des Kronprinzen (II. Armee) in Königinhof und das des Generals Herwarth von Bittenfeld (Elb-Armee) in Hochwesely. Am weitesten vorgeschoben waren die Avantgarden der 7. (Generallieutenant von Fransecky) und der 8. Division (Generallieutenant von Horn) in Milowitz, Groß-Jeritz und Cerekwitz. Ueber den Stand der österreichischen Armee war man preußischerseits nicht genügend orientirt, man glaubte, erstere befände sich in einer Stellung zwischen Josephstadt und Königgrätz, und es wurde beabsichtigt, dieselbe durch einen Rechtsabmarsch nach Pardubitz zu umgehen. Am Abend des 2. Juli gingen aber im Hauptquartiere der I. Armee Meldungen ein, daß größere Truppenmassen östlich der Bistritz bei Lipa, Langenhof bis nach Problus hin lagerten. Prinz Friedrich Karl beschloß darauf, seine Armee am 3. Juli früh zum Angriff auf die Stellung an der Bistritz bei Sadowa an der Straße Horitz-Königgrätz zu concentriren und befahl dem General von Herwarth, mit der Elbarmee so früh als möglich bei Nechanitz einzutreffen. Von den Meldungen und den infolge derselben getroffenen Maßregeln wurde abends 11 Uhr in dem Hauptquartiere des Königs zu Gitschin durch den Chef des Generalstabes der I. Armee, Generallieutenant von Voigts-Rhetz, persönlich Bericht erstattet, worauf sofort die Anordnungen des Prinzen Friedrich Karl gutgeheißen und Befehle an den Kronprinzen ausgefertigt wurden, daß die II. Armee mit allen Kräften zur Unterstützung der I. Armee gegen die rechte Flanke der österreichischen Stellung wirken solle.

Nach den beiderseitigen Dispositionen standen sich demnach die in Böhmen befindlichen Corps der preußischen und der österreichischen Armee am 3. Juli fast in ihrer Gesammtzahl kampfbereit gegenüber. Die Gefechtsstärke der österreichischen Armee betrug einschließlich der des sächsischen Corps 206,100 Mann und 770 Geschütze, diejenige der preußischen Armee 220,984 Mann und 792 Geschütze. Von letzterer Stärke konnten zunächst nur 123,918 Mann der I. und der Elb-Armee in den Kampf treten, da die II. Armee einen Marsch von 2—3 Meilen zurückzulegen hatte, ehe sie in das Gefecht eingreifen konnte, was demnach erst etwa um Mittag zu erwarten war.

Der Marsch der Elb- und I. Armee wurde durch die durch anhaltenden Regen fast ungangbar gemachten Feldwege und durch die Dunkelheit stark erschwert, dennoch standen nach Anbruch des trüben Regentages die 7. Division von Fransecki bei Cerekwitz, die 8. Division Horn bei Milowitz, die 4. Division Herwarth bei Bristan, die 3. Division Werder bei Psanek, während die 5. Division Tümpling und die 6. Division Manstein sich bei Horitz sammelten. Prinz Friedrich Karl hatte sich um $1^1/_2$ Uhr morgens von Kamenitz nach Milowitz begeben und erhielt hier um $5^3/_4$ Uhr die Meldung, daß die Elb-

armee zwischen 7 und 9 Uhr mit 36 Bataillonen bei Nechanitz eintreffen werde; er befahl daher um 6 Uhr eine Vorwärtsbewegung seiner Armee gegen die Bistritz, um eine geeignete Stellung zu gewinnen. Bei der Elbarmee debouchirte um $6^1/_2$ Uhr General von Schöler mit der Avantgarde aus dem Walde östlich Kobilitz. Ein sächsisches Bataillon, das Alt-Nechanitz besetzt hatte, räumte nach kurzem Feuergefechte das Dorf und zog sich nach Nechanitz zurück. Bei der I. Armee avancirte die Avantgarde der 8. Division gegen die an der Chaussee diesseit Sadowa gelegene Ziegelei, worauf das Schützenfeuer begann, während schon vor 7 Uhr eine österreichische Batterie zwischen dem Masloweder und Sadower Walde das Feuer gegen die sichtbar werdenden Colonnen eröffnet hatte. Nach den ersten Kanonenschüssen marschirte die 7. Division von Cerekwitz nach Benatek, um in das Gefecht der 8. Division einzugreifen. Das Dorf wurde nach kurzem Kampfe und nachdem es in Brand gerathen, von 2 Bataillonen des Regiments Großfürst Michael geräumt.

Gegen 8 Uhr langte der König von Preußen auf der Höhe von Dub westlich Sadowa an und befahl, daß nunmehr die I. Armee zum Angriff übergehen solle, um sich in den Besitz der Bistritz-Linie zu setzen, nachdem bisher nur ein hinhaltendes Gefecht geführt worden war. Die an die Bistritz vorgeschobenen österreichischen Truppen zogen sich nach leichtem Gefechte auf ihre Höhenstellung zurück, sodaß die Divisionen der I. und der Elbarmee allmählich auf das östliche Ufer des Baches übergehen konnten und gegen 11 Uhr die Linie Hradeck-Lubno-Mokrowous-Dohalicka-Ostlisière des Holawaldes und das Skalagehölz erreicht hatten. Der größte Theil der Elbarmee sowie die Reserven der I. Armee waren um diese Zeit noch nicht übergegangen und handelte es sich für die I. Armee wesentlich darum, unter dem Feuer von 200 Geschützen, denen sie nicht die Hälfte entgegenzustellen vermochte, Stand zu halten, bis sich das Eingreifen der II. Armee fühlbar machte. Das Gefecht nahm hier den Charakter eines Artilleriekampfes an, der der Infanterie zahlreiche Opfer kostete, namentlich der 4. und 8. Division, die in dem Wunsche, sich der fatalen Lage zu entziehen, zuweilen Vorstöße machten, aber abgewiesen wurden. Nur auf dem äußersten linken Flügel der I. Armee stand die 7. Division in dem Walde von Masloweb (auch Swipwald genannt) in einem heftigen Nahkampfe. Dieselbe hatte die österreichische Brigade Brandenstein nicht nur aus Benatek, sondern auch aus dem Swipwalde geworfen. Vergeblich versuchten die Oesterreicher, den Wald durch 2 weitere Brigaden des IV. Armeecorps wieder zu nehmen und setzten später noch 2 Brigaden des II. Armeecorps ein; alle Anstrengungen, die 14 Bataillone der 7. Division mit ihren 24 Geschützen aus dem Walde zu vertreiben, scheiterten, trotzdem nach und nach $42^2/_3$ Bataillone unterstützt von 120 Geschützen in den Kampf eingetreten waren. Erst etwa um 1 Uhr erfolgte die lange vorher vom Feldzeugmeister Benedek, dem der Anmarsch der II. preußischen Armee gemeldet worden war, befohlene Rückwärtsbewegung des IV. und II. österreichischen Corps in die Stellung Chlum-Nedelist-Trotina, doch währte das Waldgefecht noch bis gegen $2^1/_2$ Uhr fort. Auf die Flanken dieser Rückwärtsbewegung stießen die Spitzen der II. preußischen Armee.

Infolge des um 4 Uhr morgens am 3. Juli in Königinhof eingetroffenen Befehls zur Unterstützung der I. Armee befahl der Kronprinz um 5 Uhr früh, daß das I. Armeecorps in zwei Colonnen über Zabres und Groß-Trotin nach Groß-Bürglitz marschiren, daß die Cavaleriedivision diesem Corps bis dahin folgen, daß das Gardecorps von Königinhof auf Jericek und Lhota, das VI. Armeecorps nach Welchow marschiren und eine Abtheilung zur Beobachtung der Festung Josephstadt aufstellen und daß schließlich das V. Armeecorps zwei Stunden nach Aufbruch des VI. Corps folgen und bis Choteborek vorrücken solle. Von der Linie Groß-Bürglitz-Jericek-Choteborek-Welchow genügte ein einfacher Vormarsch, zu welchem den Corps eine weithin sichtbare Baumgruppe auf einer hohen Kuppe östlich Horenowes bezeichnet wurde. Das Garde- und das VI. Armeecorps hatten ihre Artillerie an die Tête genommen, sodaß diese bald einzugreifen vermochte. Die 11. Division Zastrow ging bei Racitz über die Trotinka um $11^1/_2$ Uhr und nahm das Dorf Racitz; 48 Geschütze der II. Armee hatten um diese Zeit das Feuer eröffnet. Um 12 Uhr gelangte die Höhe von Horenowes in den Besitz der 1. Gardedivision Hiller und der 11. Division Zastrow. Letztere wandte sich darauf gegen Sendrasitz und nahm es, während die 1. Gardedivision Maslowed nach kurzem Kampfe besetzte. Die 12. Division Prondzynski überschritt die Trotinka bei Trotina, während die Brigade Henriquez des II. österreichischen Corps auf Lochenitz zurückwich. Inzwischen hatten die am Gefechte im Swipwalde betheiligten Brigaden des IV. und II. österreichischen Armeecorps ihren Rückmarsch nach ihrer Stellung bei Chlum und Nedelist beendet, wobei sie durch zwei Divisionen der Armee-Geschützreserve und die Corpsartillerie, die zwischen beiden Orten sich placirt hatten, unterstützt wurden. Die 1. Gardedivision avancirte von Masloweb aus, die 11. Division von Sendrasitz aus gegen Chlum und Nedelist; Abtheilungen der Garde vermochten, durch hohes Korn begünstigt, sich Chlum zu nähern und es zu nehmen, ebenso gelang der 11. Division der Angriff auf Nedelist, wobei zu berücksichtigen ist, daß das IV. und II. österreichische Corps im Swipwalde erhebliche Verluste gehabt hatten. Die österreichische Artilleriestellung zwischen Chlum und Nedelist wurde durch Schützenschwärme angegriffen und mußte verlassen werden, wobei zahlreiche Geschütze verloren gingen. Die 1. Gardedivision drang mit Theilen bis an die Chaussee nach Königgrätz nach Rosberitz vor und nahm gegen 3 Uhr dieses Dorf. Die 2. leichte österreichische Cavaleriedivision versuchte regimenterweise mehrere Attaken gegen die 11. Division zu unternehmen, hatte aber keinen Erfolg, sodaß sie mit dem IV. und II. Corps über die Elbe zurückwich. Die 12. Division war der Brigade Henriquez nach Lochenitz gefolgt und setzte sich im Laufe des Nachmittags in den Besitz des Dorfes und der bei demselben gelegenen Elbbrücke. Feld-

zeugmeister Benedek ließ, als er den Verlust Chlums erfuhr, durch die zunächst befindliche Brigade Benedek einen zweimaligen Versuch machen, dasselbe wieder zu erobern, aber ohne Erfolg. Inzwischen hatte die Avantgarde der 2. Gardedivision Plonski mit der Avantgarde der 1. Gardedivision den Wald bei Lipa und dies Dorf genommen. Dadurch waren das österreichische III. und X. Corps, welch letzteres gleichzeitig durch die Elbarmee bei Problus in seiner linken Flanke bedroht war, zum Rückzug gezwungen. Feldzeugmeister Benedek hatte bereits einen Angriff auf die Höhe von Chlum durch das VI. und I. Corps, die als Armeereserve fungirten, befohlen. Statt eines einheitlichen Angriffes erfolgten partielle Vorstöße. Die Brigade Rosenzweig des VI. Corps nahm nach tapferer Gegenwehr Rosberitz und drang auch in den Südtheil von Chlum ein. Doch die Hülfe nahte für die 1. Gardedivision. Die Avantgarde des I. Armeecorps Bonin erschien und zwang die Brigade Rosenzweig zum Rückzug. Zu dieser Zeit wurde der Commandeur der 1. Gardedivision, Generallieutenant Hiller von Gärtringen, von einem Granatsplitter in die Brust getroffen, sodaß er lautlos aus dem Sattel sank und verschied, als er zurückgetragen wurde. Mit dem Eintreffen der Tête des I. Armeecorps nahte sich aber auch von anderer Seite Hülfe. General von Zastrow hatte die 11. Division vollständig in Schlachtordnung formirt und rückte von Nedelist aus in die Flanke des österreichischen VI. Corps, das darauf zurückwich, sodaß Rosberitz wiederum von der Garde besetzt werden konnte. Das österreichische I. Armeecorps greift nunmehr in den Kampf ein; eine Brigade desselben nimmt Rosberitz von neuem, drei Brigaden greifen Chlum an, werden aber durch ein kräftiges Schnellfeuer abgewiesen, während Rosberitz von der Avantgarde des preußischen I. Armeecorps und einem Theile der 11. Division wieder erobert wird. Das österreichische I. Armeecorps verlor bei diesem Angriffe und bei dem darauffolgenden Rückzuge über 270 Offiziere, 10,000 Mann und 23 Geschütze. Eine Brigade des österreichischen I. Armeecorps hatte Feldzeugmeister Benedek auf die Meldung des Kronprinzen von Sachsen, daß nach dem Verluste von Nieder- und Ober-Prim der Rückzug nach dem Brizawalde angetreten sei und daß die Elbarmee Problus genommen habe, gegen letztern Ort entsendet; der Angriff derselben scheiterte aber, worauf der Rückzug der österreichischen Nordarmee ein allgemeiner wurde.

Während des Gefechts der Avantgarde der Elbarmee gegen die sächsische Stellung hatte General Herwarth von Bittenfeld bei der von ihm vorgenommenen Recognoscirung erkannt, daß die Eroberung der Position von Problus den österreichischen linken Flügel und mit ihm die gegen die I. Armee feuernde Artillerielinie zum Rückzug zwingen müsse. General von Herwarth beschloß daher, die Position anzugreifen und zwar zur Vermeidung großer Verluste durch das sächsische Geschützfeuer von beiden Flügeln, was durch das waldreiche Gelände begünstigt wurde. Die über den einzigen Uebergang bei Nechanitz zuerst vorgedrungene 15. Division Canstein erhielt die Richtung über Hradek auf Ober-Prim, die 14. Division Münster die über Lubno, Popowitz auf Problus. Einige vereinzelte Vorstöße der Sachsen und zweier Brigaden des österreichischen VIII. Corps wurden abgewiesen, Ober- und Nieder-Prim nach heftigem Kampfe von der 14. Division besetzt. Die 15. Division formirte sich etwa um $2\frac{1}{2}$ Uhr zum Angriff auf Problus, das der Kronprinz von Sachsen zur Deckung des Rückzuges seines Gros, den er nach Erkennung der Erfolge der II. Armee befohlen hatte, noch besetzt behielt. Von den zurückgelassenen Truppentheilen wurde Problus überaus hartnäckig, selbst bis auf die einzelnen Gehöfte, vertheidigt, dennoch gelang es der Brigade Schwarzkoppen, das Dorf zu nehmen, während die andere Brigade der 14. Division, die Brigade Hiller, das Plateau eroberte. Wie erwähnt, scheiterte ein Versuch einer Brigade des österreichischen I. Corps, Problus wiederzunehmen. Das sächsische Corps trat darauf in großer Ordnung den Rückzug in Vereinigung mit dem österreichischen VIII. Corps auf Rosnitz an.

Die I. Armee hatte die schwere Aufgabe, passiv an der Bistritz zu verharren, bis sich die Einwirkung des Eingreifens der II. Armee und der Elbarmee auf den Flügeln bei der österreichischen Armee deutlich fühlbar machte; um Mittag ließ Prinz Friedrich Karl auch die 5. und 6. Division über die Bistritz vorrücken und später die von dem österreichischen III. und X. Corps vertheidigten Höhen durch die Infanterie seiner Armee besetzen. Darauf brach die preußische Cavalerie von Sadowa und Nechanitz her zur Verfolgung der feindlichen Armee vor, ihr gingen die österreichischen Cavaleriedivisionen Graf Coudenhove und Prinz Holstein entgegen. In den sich nach 5 Uhr nachmittags abspielenden Reiterkämpfen bei Langenhof, Stresetitz und Problus traten 32 preußische $40\frac{1}{2}$ österreichischen Schwadronen gegenüber. Obgleich die preußische Cavalerie nach den beiden Uebergängen über die Bistritz, deren Vermehrung versäumt worden war, regimenter- und selbst escadronweise in den Kampf trat, während die österreichischen Reiter geschlossen wirkten, konnten letztere doch ernstliche Erfolge nicht erringen, da die erstern von ihrer Infanterie und Artillerie kräftig unterstützt wurden; sie erreichten aber immerhin den Erfolg, die preußische Cavalerie von der in Unordnung zurückweichenden österreichischen Infanterie entfernt zu halten. Einen gleich rühmlichen Erfolg erzielte die österreichische Artillerie, die nur von den Cavaleriedivisionen Edelsheim und Zaitsek gedeckt mit 34 Batterien einen schützenden Halbkreis von Briza über Klacow, Stösser bis Ribsko bildete. Diese aufopfernde Thätigkeit verhinderte eine nachdrückliche Verfolgung, die die österreichisch-sächsische Armee leicht hätte vernichten können.

Die Verluste der österreichisch-sächsischen Armee beziffern sich auf 4861 Mann todt, 13,920 Mann verwundet, 25,419 Mann vermißt, in Summa 44,200 Mann, von denen 19,800 Mann in preußische Gefangenschaft fielen. Außerdem fielen 160 österreichische Geschütze und 1 sächsisches Geschütz in die Hände des Siegers. Die Verluste der preußischen Armee betrugen an Todten 99 Offiziere, 1830 Mann, an Verwundeten 260 Offiziere,

6688 Mann, an Vermißten 276 Mann, in Summa 359 Offiziere und 8794 Mann.

Als Quellen für weitere Details können die drei officiellen Werke der betreffenden Generalstäbe dienen, und zwar „Oesterreichs Kämpfe im J. 1866“ (Wien 1868); „Der Feldzug von 1866 in Deutschland“ (Berlin 1867); „Der Antheil des königlich-sächsischen Armeecorps am Feldzuge 1866“ (Dresden 1869), und Max Jähns, „Die Schlacht von Königgrätz“ (Berlin 1876).

(*H. von Loebell.*)

KÖNIGIN-CHARLOTTE-INSELN, eine der melanesischen Inselgruppen des Großen Oceans, welche sich zwischen den Salomoinseln im Norden und den Neuen Hebriden im Süden zwischen 10° 4′ und 11° 45′ südl. Br., 165° 40′ und 166° 52′ östl. L. von Greenwich in der Richtung von Nordwesten (Insel Nupani) nach Südosten (Insel Wanikoro) erstrecken. Das nach der britischen Admiralitätskarte (Nr. 17) berechnete*) Areal beträgt 938 □Kilom. (17 geogr. □Meilen) mit einer Bevölkerung von 5000 Einwohnern. Die bedeutenderen Inseln der Gruppe sind: Santa-Cruz oder Indengi (Nitendi), wonach der ganze Archipel auch als Santa-Cruz- oder Nitendi-Inseln benannt ist, mit 560 □Kilom. und Wanikoro mit 164 □Kilom.; ferner Motuiti oder Kennedy-Insel 50 □Kilom., Tapoua-Insel 72 □Kilom. Die übrigen (Duffgruppe mit vier kleinen Inseln 18 □Kilom., Matama- oder Schwalbengruppe und die Riffinseln 35 □Kilom., zwei kleinere Inseln bei Santa-Cruz 20 □Kilom. und die Tevai-Insel 19 □Kilom.) sind kleine niedrige Koralleninseln, im Südosten von Küsten- und Barrenriffen umgeben, welche bei den übrigen fehlen, in welchem Falle das Meer dicht am Lande in bedeutende Tiefe abfällt; einige nicht korallinische Inseln sind hoch und vulkanischen Ursprungs, doch betragen die Erhebungen wahrscheinlich nicht 1000 Met. Besonders thätig ist unter den Vulkanen dieser Gruppe der der unbewohnten Insel Tenakora.

Die Gruppe wurde zuerst 1595 von Guiros und Mendaña aufgefunden, blieb aber dann bis 1797 unbeachtet, wo Carteret sie wiederfand und Königin-Charlotte-Inseln benannte. Nachdem 1788 Lapérouse bei Wanikoro Schiffbruch erlitten, wurden die Inseln 1793 durch d'Entrecasteaux, 1827 durch Dillon, 1828 durch d'Urville besucht, und zwar besonders die südlichern, während die nördlichen erst 1869 durch Tilly aufgenommen wurden. Die neuesten Nachrichten über die Inseln brachten 1871 fg. Markham und die Missionare der Anglikanischen Kirche.

Das Klima ist heiß und feucht und erzeugt Sumpffieber, besonders auf Wanikoro. Die Flora ist arm, aber üppig, im Norden der der Salomonen, im Süden der Hebriden angenähert. Sandel- und Ebenholz, Baumfarne sind wichtige Handelsartikel, im Süden besonders die neuseeländische Dammaratanne; als Nährpflanzen werden Bananen, Yams, Taro, süße Kartoffeln und Kokospalmen gezogen. Noch ärmer ist die Fauna; Säugethiere gibt es nicht außer den eingeführten Schweinen und Ratten; auch Vögel und Insekten sind selten, dagegen ist die Seefauna um so reicher.

Die Bewohner sind nur wenig bekannt, am besten die von Wanikoro. Sie gehören zu den Melanesiern oder Papua. Nach den Schilderungen von Dillon und d'Urville sind die Wanikoresen hoch und schlank, mit schwachen Beinen, licht schwarzgrauer Haut mit röthlichem Schimmer, das Gesicht länglich mit hoher gewölbter Stirn, die Haare kraus und lang, Bart kurz und stark. Der Kopf ist an den Schläfen stark abgeplattet, das Gesicht breit mit hervorstehenden Backenknochen, die Nase breit und eingedrückt, die Augen groß und tiefliegend, das Kinn klein, der Mund breit mit dicken Lippen. Auf andern Inseln ist die Hautfarbe heller oder dunkler, auch das Haar bald schlicht, bald lockig. Die Kleidung besteht fast allgemein aus einem Lendentuche und wird durch Tätowirung (meist auf dem Rücken) oder Bemalen des ganzen Körpers ersetzt. Die Haare werden entweder kurz geschnitten und mit Kalk hell gebeizt oder hoch hinaufgekämmt, mit Blumen verziert und einem Tuche umwickelt; als Schmuck dient ferner ein Brustschild aus Muscheln und ein Knochenstück in den durchbohrten Ohren.

Die Insulaner wohnen in Dörfern vereint in gutgebauten, oblongen, mit Palmblättern gedeckten Häusern, welche auf Santa-Cruz mit Steinmauern umgeben sind. Oft sind die Straßen regelmäßig angelegt und mit Kokospalmen bepflanzt. Um die Dörfer liegen die sorgsam gepflegten Anpflanzungen mit Brotfrucht, Taro, Bananen, Kokos, auf Santa-Cruz zum Schutz gegen die große Zahl verwilderter Schweine sorgfältig eingehegt. Zu öffentlichen Versammlungen, als Quartier für Fremde und die Unverheiratheten dient das große, von einem Steinwalle umgebene Geisterhaus, welches oft bis 50 Personen faßt. Neben vegetabilischer Kost bilden Fische die Hauptnahrung. Fischerei und Kahnbau sind sehr vollkommen. Die Boote bestehen entweder aus einem ausgehöhlten Baumstamme mit Ausleger, oder aus Doppelkähnen mit Plattform, Segeln und Rudern; auf derartigen größeren Kriegs- und Handelsbooten unternehmen sie weite Fahrten und betreiben lebhaften Handel bis zu den Banks-Inseln. Der Fischfang wird mit Leinen und Angelhaken, guten Netzen, auch wol mit dem Bogen selbst bei Fackelschein betrieben. Die Waffen sind meist Bogen und Pfeile mit vergifteten Spitzen aus Knochen, Schildpatt oder Rochenstacheln, ferner Speere und Keulen. Ihr Industriefleiß liefert außer den angeführten Geräthen noch zierliche Kalabassen und Kästchen, auch buntgeflochtene Körbe und Matten, welche sogar auf einem eigenen Webstuhle angefertigt werden.

Der sonstige Culturzustand der Insulaner ist nur wenig bekannt. Die Herrschaft der Häuptlinge erstreckt sich nur auf wenige Dörfer, ihre Macht ist äußerst gering und durch ihre persönlichen Eigenschaften bedingt. Von den Ansichten über Recht und Religion ist wenig bekannt; es herrscht das Tabu, Zauberei und Geister-

*) Behm und Wagner, Die Bevölkerung der Erde 1880.

beschwörung, besonders in der Arzneikunde. Der Krieg ist beliebt; die Schädel der Feinde werden im Geisterhause als Trophäen bewahrt, doch wird Kannibalismus trotz des übeln Rufs der Insulaner entschieden bestritten. Polygamie ist erlaubt, indeß haben nur Vornehme mehr als eine Frau. Die Ehe wird unter vielen Ceremonien gefeiert, ebenso die Geburt der Kinder, welche sehr geliebt und gut angeleitet werden.

Die Insulaner sind argwöhnisch, hinterlistig und grausam, doch treten diese Züge bei guter Behandlung zurück und scheinen eher durch den Verkehr mit den Europäern erst geweckt zu sein. Sie haben die Europäer freundlich empfangen, sind ihnen höflich und zuthulich entgegengekommen, haben ihnen sogar den Austausch des Namens, das heißt Freundschaft angeboten, dann aber Uebergriffe und Verletzung der Freundschaft grausam gerächt. Die Mission, durch den anglikanischen Bischof Selwyn begründet und später durch Patteson geleitet, wirkt hier seit 1849, doch wurden nur wenig Zöglinge gewonnen. Als Patteson 1871 auf Nukapu erschlagen und seine Begleiter durch vergiftete Pfeile erschossen wurden, wurde das Dorf durch ein britisches Kriegsschiff in Brand geschossen, was die Bewohner 1875 durch Ermordung des Commodore Goodenugh auf der Hauptinsel rächten, wofür natürlich wieder Genugthuung verlangt wurde. Erst 1878 konnte auf der kleinen Riffinsel Nujiloli (Niuloli) eine Schule errichtet werden und auch die Bewohner der Hauptinsel zeigten sich von der Zeit ab bei ihren Besuchen der Station freundlich gesinnt. So ist zu hoffen, daß bei friedlichem Verkehr die Bewohner ihre Furcht ablegen und bald für eine tiefere Erkenntniß des Christenthums gewonnen sein werden.

Vgl. Meinicke, Die Inseln des Stillen Oceans, I, 167 fg. (*E. Kaufmann.*)

KÖNIGIN-CHARLOTTE-INSELN (Haida-Kwea), Inselgruppe an der Westküste Nordamerikas, 52°—54° 15′ nördl. Br., 131°—133° westl. L. von Greenwich, erst 1774 von dem Spanier Perez entdeckt, 1786 von Lapérouse besucht, erhielt 1787 durch Dixon ihren Namen. Von Vancouver 1793 besucht, geriethen die Inseln in Vergessenheit, bis 1852 die Indianer Goldproben einlieferten, worauf die Hudsonbai-Gesellschaft den Kapitän Mitchell zur Untersuchung derselben aussendete. Das Gold bot keine lohnende Ausbeute, 1866 aber wurden Kohlen aufgefunden, was die Durchforschung durch Dawson 1878 veranlaßte („Report on the Queen Charlotte Islands", by G. M. Dawson, in Geolog. Survey of Canada 1880). „Britische Admiralitätskarte" Nr. 2430 in neuer Auflage 1880 erschienen.

Die Inselgruppe kann als Rest einer unter Wasser getauchten Gebirgskette zwischen Vancouver und dem Mount-Olymp im Territorium Washington betrachtet werden, deren Gebirgsachse von Südost nach Nordwest durch die Inseln Prevost, Moresby, Graham und North-Island verläuft. Zahlreiche Fjorde (Inlets), welche entweder mit der Gebirgsachse parallel oder von Osten nach Westen her senkrecht auf dieselbe laufen und entweder blind endigen oder seitwärts sich mit andern vereinigen, durchschneiden die Inselgruppe und lassen z. B. von der 133 Kilom. langen Moresby-Insel kaum mehr als ein Gerippe übrig. Die höchste Erhebung liegt unter 53° 30′ nördl. Br., wo viele Gipfel von 1550 Met. Höhe (Sierra de San-Cristoval, Red-Top) mit ewigem Schnee bedeckt sind; nächstdem erheben sich die Berge am Skidgate-Inlet und auf der Luiseninsel noch zu 1240 Meter, während nach Süden zu am Masset-Inlet die Berge kaum 300 Met. Höhe erreichen.

Von den Bächen der Insel Moresby ist der aus einem großen See kommende Slate-Chuck am bedeutendsten, benannt nach einem dunkeln schieferigen Gestein, das in seinem Thale gebrochen wird und aus dem die Indianer Schnitzereien verfertigen; hier, an der Westküste, liegt Chaatl, das Hauptdorf der Indianer des Skidgate-Inlet.

Die größte Insel, Graham, ist weniger zerrissen, an der Ost- und Nordküste niedrig, stark bewaldet, mit zahlreichen Bächen, welche im Herbste wegen des reichen Lachsfangs stark besucht werden; am bedeutendsten ist der Naden-River mit gutem Hafen, der sich vorzüglich zum Export des trefflichen Nutzholzes eignet. Im Norden der Insel, am Masset-Inlet, liegt auch das Hauptdorf der Indianer, Ut-te-was, der Posten der Hudsonbai-Compagnie und Missionsstation. Auch auf Prevost und der Kupferinsel finden sich Dörfer und auf der kleinen Hot-Spring-Insel sprudelt eine heiße Quelle von salzigem Geschmack und Schwefelwasserstoffgehalt, welche von den Indianern zum Baden benutzt wird.

Das Klima ist sehr feucht. Heftige Regen fallen besonders an der dem Ocean zugekehrten Westseite, während die Ostküste des Gebirges oft heiter ist. Der nordöstliche Theil der flachen Grahaminsel ist extremen Regengüssen nicht ausgesetzt, mit dichtem Walde bedeckt und zum Ackerbau wohl geeignet. Im Winter haben die Inseln gewöhnlich schweren Regen, heftige Stürme herrschen besonders im Norden. Schnee fällt gelegentlich, bleibt aber nur auf den Bergen lange liegen. Nebel sind nur im Süden häufig. Die Meerestemperatur vom Juni bis August beträgt durchschnittlich 12° C., vom September bis Mitte October 10,4° C. Die Wälder bestehen meist aus Abies Menziesii und Mentensiana, Thuja gigantea und Cupressus Nutkanensis, liefern vorzügliches Nutzholz und lohnen die Anlage von Sägemühlen. Rindvieh gedeiht vortrefflich, besonders auf der Grahaminsel. Der früher bedeutende Pelzhandel ist jetzt unbedeutend: Felle von Seeottern, Pelzrobben, schwarzen Bären, Mardern und Fischottern sind nur noch in geringer Zahl zu bekommen. Bedeutend ist dagegen der Fischreichthum, weil das untiefe Meer und die Menge seichter Meeresarme den Fischen günstige Bedingungen gewähren. Am meisten werden Heilbutten, Schollen, Lachse, Kabeljaus und Makrelen gefangen und in Blechbüchsen verschickt; der Hundshai und eine Quappenart liefern Brenn- und Speiseöl. Bergbau ist wiederholt, aber mit ungenügenden Resultaten versucht worden. Zuerst 1852 wurde im Goldhafen Gold gefunden und es fanden sich hier

sogar zahlreiche Goldgräber aus Californien ein, doch hörte die Ader bald auf. Am Skidgate-Inlet wurde ein Kohlenbergwerk auf guten Anthracit eröffnet, aber die Ausbeute (im ganzen wurden 800 Tonnen gewonnen) ist zu schwierig; an andern Stellen lagern Kohlen in zu dünnen Lagern. Braunkohlen an der Nordküste sind bei dem großen Waldreichthume werthlos. Spuren von Kupfererzen wurden an der Copper-Bai, dem Skincuttle-Inlet und der Skidgate-Insel gefunden; endlich befindet sich ein anscheinend bedeutendes Lager von Magneteisenerz mit 58—70 Proc. Eisen am Harriethafen.

Die Bewohner, Haida, sind nach Peschel*) ein zur mongolischen Rasse der Beringvölker gehöriger Vancouverstamm, nach Lütke („Voyage autour du monde" I, 188) sprachlich und körperlich von den Bewohnern des Beringmeeres nicht unterschieden. Dixon schätzte sie 1787 auf 1700, Brown 1866 auf 5000, Dall 1880 auf 2000 Seelen. Die Abnahme beruht meist auf Krankheiten infolge der Berührung mit den Weißen. Die Farbe der Haida ist heller als bei den Küstenstämmen, das Gesicht fein geschnitten, Backenknochen breit vorstehend, Kopf groß, das Haar schwarz und grob, der Bart dürftig. Die Kleidung ist entweder die der Weißen oder eine Decke aus Cederrinde und Wolle, welche in vielen einzelnen Theilen angefertigt und dann zusammengenäht wird. Als Farben dienen Weiß, Gelb, Schwarz und Braun; Federn, Perlen u. s. w. werden als Schmuck auf die Kleider genäht. Das Bemalen mit Scharlach, Blau und Schwarz, ist noch häufig, aber nur auf das Gesicht beschränkt und zwar bei festlichen Gelegenheiten oder beim Tanz. Tätowirung, fast nur auf die Vorderseite der Schenkel und die Rückseite des Unterarms beschränkt, sorgfältig ausgeführt und blau eingerieben, kommt nur noch selten vor, ebenso Durchbohrung der Unterlippe und Nasenscheidewand. Hauptnahrung sind Fische und Seevögel, seltener Fleisch von Vierfüßlern; häufig wird nur der schwarze Bär erlegt. Jetzt bildet die Kartoffel einen wichtigen Nahrungsstoff, daneben Holzäpfel und verschiedene Beerenfrüchte. Die Haida, geschickt im Bauen, Schnitzen und andern Handarbeiten, wohnen in Dörfern beisammen, stets an guten Ankerplätzen. Die länglichen oder quadratischen Häuser sind solid und sorgfältig gebaut, mit geschnitzten Pfeilern geschmückt und bilden eine Straße, oft sind die Häuser 15 Met. lang, für mehrere Familien eingerichtet. Eigenthümlich sind vor jedem Hause bis 15 Met. hohe mit künstlichen Figuren bedeckte Holzpfeiler. Als Geld dienen Decken oder Kupferplatten. Polygamie und Sklaverei haben abgenommen, Sklaven werden mild behandelt. Die Häuptlinge haben nur geringes Ansehen.
(*E. Kaufmann.*)

KÖNIGINHOF (Aula regia, Curia reginae, Králové dvůr), königliche Leibgedingstadt im nordöstlichen Böhmen, am linken Ufer der Elbe, Station der Linie Pardubitz-Reichenberg-Seidenberg der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn, ist Vorort des gleichnamigen Gerichts- und politischen Amtsbezirks. Die an der Sprachgrenze gelegene national gemischte Stadt, in welcher vor einigen Decennien noch das deutsche Element dominirte, hatte nach der Zählung vom J. 1880: 6787 einheimische Bewohner, von welchen sich 5878 zur czechischen und 909 zur deutschen Umgangssprache bekannten. Zur Dechanteikirche sind eingepfarrt die Dörfer: Werdek, Novoles, Filirowitz, Lipnitz und Silbergleit. An Schulen hat die Stadt eine dreiklassige Bürgerschule (1884: 120 Schüler), eine fünfklassige Knabenvolksschule und eine fünfklassige Mädchenvolksschule (zusammen 927 Kinder). Da diese Schulen ausschließlich czechisch sind, so errichtete der Wiener Schulverein, um den Bedürfnissen der deutschen Bevölkerung Rechnung zu tragen, eine zweiklassige deutsche Privatschule, welche trotz der mannichfachsten Hindernisse, welche die extrem national-czechische Stadtvertretung in den Weg legte, im September 1884 mit 156 Kindern den Unterricht eröffnete. Die Bevölkerung von Königinhof betreibt, soweit sie nicht dem Fabriksarbeiterstande angehört (circa 1000 Arbeiter), Landbau und das Kleingewerbe. Von größern Industrieunternehmungen sind mehrere bedeutende Baumwollwaaren-Fabriken, Druckereien, Färbereien, eine Flachs- und Jutespinnerei, eine Dampfbretsäge, Kunstmühle und Brauerei hervorzuheben. Außerdem ist Königinhof durch seine Manipulations-Comptoirs Centrum und Kaufstelle für die in den umliegenden Bezirken betriebene Weberei-Hausindustrie.

Königinhof entstand im Beginn des 14. Jahrh. auf einem Krongute, welches der Königin Elisabeth (gest. 1336), Witwe nach Wenzel II. und Rudolf I., als Leibgedinge zugewiesen worden war und erlangte noch unter Elisabeth städtische Gerechtsame. König Johann, welcher die Rechte der Königinwitwe nicht respectirte, verpfändete im J. 1316 die Leibgedingstadt an Potho von Turgau, löste sie bald wieder ein und schenkte sie an Margarethe, die Gemahlin des Herzogs Boleslaus von Breslau, eine Tochter Wenzel's II. Nach deren Tode (1322) an die Krone zurückgelangt, vertauschte sie König Johann sammt Trautenau unter Vorbehalt der landesfürstlichen Rechte an den Herzog Heinrich von Schlesien auf Lebenszeit gegen den Görlitzer Kreis. Aus dem J. 1340 hat sich ein Privilegium Johann's erhalten, vermöge dessen sich Königinhof des Budissiner und Glatzer Rechtes bedienen durfte. Im J. 1392 finden wir die Stadt wieder im Besitze der Krone, und König Wenzel IV. bestätigte mit seiner Gemahlin Sophie im J. 1398 die Privilegien, die König Johann verliehen hatte. In den Husitenkriegen bewahrten die durch das traurige Schicksal der am 15. Mai 1421 von Zizka eroberten Nachbarstadt Jaromirsch eingeschüchterten Bürger ihre Stadt vor weiterem Schaden durch freiwillige Uebergabe. Die durch die Könige Ladislaus (1454), Georg (1463) und Wladislaus II. (1476, 1477, 1488, 1497, 1507, 1509) vermehrten städtischen Freiheiten, sowie ihre ausgedehnten Güter verlor Königinhof infolge seiner Betheiligung an dem Aufstande gegen Ferdinand I. (1547). Wohl wurde es nachher begnadigt und erhielt einen Theil seiner Gerechtsame sowie einige Güter zurück; auch erlangte es von Maximilian II. eine neuerliche Privilegienconfirmation (1570), doch verhinder-

*) Peschel, Völkerkunde (5. Aufl.) S. 400.

ten die Verheerungen des Dreißigjährigen Kriegs das Wiederaufblühen der Stadt. Besonders hart wurde sie im J. 1646 durch die Schweden unter General Wittenberg mitgenommen, nachdem letzterer in der Nähe von Königinhof dem kaiserlichen Feldherrn Montecuculi eine arge Schlappe beigebracht hatte. Bei den kriegerischen Verwickelungen zwischen Oesterreich und Preußen im vorigen und in diesem Jahrhundert blieb Königinhof nicht unverschont. So litt es namentlich in den Jahren 1742, 1745, 1756, 1757, 1759, 1760 und 1762 durch feindliche Besatzungen und Durchmärsche. Am 29. Juni 1866 kam es in der Stadt zwischen den siegenden Preußen und den Oesterreichern zu einem Straßenkampfe. Am 3. Juli starb im Hause eines Fabrikbesitzers der schwer verwundete Prinz Anton von Hohenzollern, Secondelieutenant im 1. Garderegiment. — Heimsuchungen durch große Brände erfuhr die Stadt in den Jahren 1345, 1450, 1699, 1776 und 1791. Der namentlich bei der letzten Feuersbrunst sich fühlbar machende Wassermangel gab Veranlassung zu der im J. 1819 errichteten Wasserleitung.

In der Geschichte der czechischen Literatur ist der Name Königinhof berühmt geworden als angeblicher Fundort (in einem Gewölbe des Thurmes der Dechanteikirche durch W. Hanka am 16. Sept. 1819) der sogenannten „Königinhofer Handschrift" eines altczechischen Gedichts, dessen Echtheit jedoch von maßgebender Seite bestritten wird.

Eine gute Monographie über Königinhof schrieb E. J. von Bienenberg („Versuch einer kurzgefaßten Geschichte der Stadt Königinhof mit 30 Urkunden", Prag 1782).

(L. Schlesinger.)

KÖNIGINHOFER HANDSCHRIFT. Das unter diesem Namen bekannte in der Bibliothek des Böhmischen Nationalmuseums in Prag aufbewahrte Manuscript enthält auf zwölf Pergamentblättern (12°) vierzehn altböhmische nicht gereimte Gedichte (vom ersten blos den Schluß) epischen und lyrischen Inhalts. Sie folgen hier angeführt, mit kurzer Inhaltsangabe und mit einigen Bemerkungen, die zum Verständniß und zur Beurtheilung des angeführten Inhalts beitragen sollen. 1) Oldřich (Udalrich), Schluß eines epischen Gedichts, 61 zehnsilbige Verse. Sieben Vladyken (Stammeshäupter) sind mit bewaffneten Scharen im Walde versammelt; zu ihnen kommt in dunkler Nacht Výhoň Dub mit dem Fürsten Oldra (Udalrich); Oldra wird aufgefordert, die Versammelten gegen die bösen Polen zu führen, welche Prag besetzt halten; bei Tagesanbruch langen sie bei der Moldaubrücke an; als diese für den Hirten geöffnet wird, springt Oldra hinauf und folgen ihm die Vladyken und die Bewaffneten nach, überfallen die schlafenden Polen und schlagen sie in die Flucht; Jaromír wird wieder Herr des Landes und darob freut sich Prag und das ganze Land. Geschichtlich liegt dieser Erzählung die Vertreibung der Polen aus Prag 1004 zu Grunde, von welcher Thietmar von Merseburg (gest. 1018), Cosmas (gest. 1125) und andere Chronisten berichten (Tomek, „Časopis Českého Musea" 1849, 2, 23 fg.); besondere Berührungspunkte hat das Gedicht mit der in „Hájek's Chronik" (1541) vorliegenden Version. 2) Beneš Hermanóv (Beneš Sohn Herman's), ein episches Gedicht in 19 vierzeiligen Strophen. Während der Fürst mit dem bewaffneten Volke in der Ferne bei Otto weilt, kommen die Sachsen vom Görlitzer Gebirge in das Land und plündern; Beneš fordert zum Widerstand auf; das Volk versammelt sich, mit Dreschflegeln bewaffnet, bei Groß-Skal, schlägt unter Beneš' Führung die Deutschen, daß sie die Flucht ergreifen müssen. Geschichtlich ist eine dieser Erzählung entsprechende Begebenheit nicht nachgewiesen. Sollte eine solche dennoch stattgefunden haben oder anzunehmen sein, so müßte sie in einer Zeit gesucht werden, wo der Fürst mit dem bewaffneten Volke bei Otto weilte; hierfür wäre nach Palacký (Dějiny I³, 2, 115) das J. 1203 geeignet, wo Přemysl Otokar, ein Anhänger Otto's IV., gegen den Widersacher desselben, Philipp von Schwaben, nach Thüringen gezogen war; auf der Rückkehr zog er durch Meißen und übte Rache in diesem Lande. Benessius filius Hermanni ist von Palacký („Monatschrift des vaterländischen Museums", 1829, 41 fg.) aus Urkunden 1197—1219 nachgewiesen. 3) Jaroslav, ein episches Gedicht in 289 zehnsilbigen Versen. Im Lande, wo Olmütz herrscht, ist ein nicht hoher Berg, Hostajnov genannt, wo die Mutter Gottes Wunder wirkt. Lange herrschte Friede in unsern Landen, bis Christen die Tochter des Tatarenkhans ermordet haben; diese hatte eine Reise in das Abendland unternommen und da haben Deutsche, nach ihrer Habe gierig, sie getödtet. Um die Tochter zu rächen, bricht Kublaj zum Krieg gegen das Abendland auf. Könige im Abendlande hören davon, verabreden gemeinsame Vertheidigung und erwarten in einer Ebene den Khan. Wahrsager und Zauberer verkünden, von Kublaj befragt, einen glücklichen Ausgang des bevorstehenden Kampfes. Die Schlacht beginnt und die Tataren sind nahe daran, besiegt zu werden, aber die Zauberer treten auf, die Mahnung an den verheißenen Sieg verleiht den Tataren neuen Muth und sie gewinnen die Schlacht. Zwei Königreiche sind ihnen unterjocht, das alte Kyjev und das geräumige Novgorod. Elend und Jammer verbreitet sich in den Landen. Es werden vier Heere gesammelt, aber Ungarn und Polen werden geschlagen und die Tataren dringen bis Olmütz vor. Hier gelingt es einer Schar christlicher Kämpfer unter Vneslav's Führung, die tatarische Flut zu durchbrechen, den Berg (Hostajnov) zu besetzen, wo die Mutter Gottes Wunder wirkt, und sich hier ein Lager zu befestigen. Die Tataren bestürmen dieses Lager, werden aber zurückgeschlagen. Den zweiten Tag quälen Hitze und Durst die Christen; viele murren, Vestoň räth, die Christen mögen sich den Tataren ergeben, Vratislav hält sie von diesem Schritte ab, führt sie in eine Kapelle, um hier die Hülfe Gottes anzurufen, und ein reichlicher Regen bringt Rettung. Inzwischen kommen auch Hülfsscharen von allen Seiten nach Olmütz, die letzte Schlacht wird geschlagen, Jaroslav erschlägt den Kublajsohn; erschrocken fliehen die Feinde gegen Osten und Hana (die Hanakei) ist frei von den Tataren. Der Inhalt des

Gedichts stimmt im ganzen und in mehrern Einzelheiten mit einer alten Tradition überein, die wiederum den historischen großen Tatareneinfall 1238—41 und wol auch andere feindliche Einfälle zum Ausgangspunkt und zur Grundlage hat. Der Anfang, Bestrafung der Christen wegen des an der Tatarenfürstin verübten Mordes, erinnert an die Legende von der heil. Hedwig (Mutter des schlesischen Fürsten Heinrich II., der am 9. April 1241 bei Liegnitz im Kampfe gegen die Tataren umgekommen ist; die Legende ist abgedruckt in Klose's „Geschichte von Breslau" I, 422, zum Theil auch in Palacky's „Mongolen-Einfall" 402—404) und an das deutsche Lied „Die Tartarfürstin" (Arnim-Brentano, „Wunderhorn" II, 258; Erlach, „Volkslieder" II, 324—326). Der zweite Theil — Kampf der heldenmüthigen Christenschar bei Olmütz — hat viel Uebereinstimmendes mit einer mährischen Localsage, die seit der Mitte des 17. Jahrh. einigemal (in Widmann's „Jahresbericht des Hradischer Jesuitencollegiums 1658, in Pesina's „Ucalegon" 1663, in Kruger's „Sacri pulveres" 1669) verzeichnet ist und auch in einem Liede zur Hosteiner Mutter Gottes aus dem vorigen Jahrhundert verarbeitet vorliegt (abgedruckt von Bartoš, „Časopis Matice Moravské" 1871, 74—75). Viele Einzelheiten zeigen Aehnlichkeit mit der „Trojaner Chronik". Der Mord, den Deutsche aus Habgier an der Tochter des tatarischen Khans verüben, wird in auffallend ähnlicher Weise erzählt, wie in der altrussischen „Ypatiever Chronik" (herausgegeben 1843) der Mord, den Deutsche von Neumarkt in Schlesien an der Enkelin Michal Vsevolodovič's, des Fürsten von Černihov und Halič, ebenfalls aus Habgier verüben (s. Jireček, „Echtheit" 159 fg.); die Sage hat aus der ermordeten russischen Prinzessin eine tatarische gemacht und auf diese Weise die Tatarenplage als eine von Gott über die Christenheit verhängte Strafe hinstellen können. Die Wahrsagung des Sieges vor Beginn der ersten Schlacht hat in Marco Polo's „Milione" ihr Vorbild und hat aus der altböhmischen Uebersetzung desselben den Wortlaut für zwei Verse entlehnt („Listy filologické" 1875, 101 fg.; „Archiv für slawische Philologie" 2, 143 fg.). Der Bekanntschaft mit Marco Polo's „Milione" ist wol auch zuzuschreiben, daß der Verfasser des „Jaroslav" den tatarischen Khan Kublaj nennt; Kublaj regierte 1260—94, der Einfall nach Europa 1238—41 geschah unter der Regierung Oktai's. 4) Čestmír, ein episches Gedicht in zum Theil zehnsilbigen Versen. Der Fürst Vláslav hat den Fürsten Neklan geschmäht und dessen Land geplündert; um ihn zu strafen, fordert Neklan Čestmír zu einem Kriegszuge auf. Čestmír sammelt ein Heer, kommt nach einer Tagereise in eine ausgeplünderte Gegend und erfährt von den jammernden Einwohnern, daß Kruvoj sie mit Feuer und Schwert heimgesucht, ihre Heerden weggetrieben und ihren Herzog gefangen genommen habe. Čestmír verspricht, die That zu rächen und übernachtet in der Gegend. Bei Tagesanbruch ziehen seine Scharen zur Feste Kruvoj's und unternehmen einen Doppelangriff: während ein Theil gegen die Rückseite stürmt, erklettert der andere Theil die Mauern von der Vorderseite und bemächtigt sich der Feste. Kruvoj wird hingerichtet, Vojmír schließt sich dem Zuge Čestmír's an. Unterwegs wird ein Dankopfer dargebracht. Zu Mittag erreicht Čestmír das Schlachtfeld, wo Vláslav ihn erwartet. Vojmír erschrickt vor der feindlichen Uebermacht; Čestmír täuscht den Feind über seine Stärke, greift ihn von zwei Seiten an, trifft während des Kampfes mit Vláslav selbst zusammen und schlägt ihn zu Boden; Vláslav ringt mit dem Tode und stirbt, seine Leute ergreifen die Flucht. Hiermit ist zu vergleichen, was Cosmas über den Kampf des listigen Lučanerfürsten (der die Lučany, einen böhmischen Stamm in der Gegend von Saatz, beherrschte) gegen den Fürsten der Böhmen (d. i. des Stammes, der Prag und Mittelböhmen innehatte), dem furchtsamen Neklan erzählt; Neklan läßt sich durch den tapfern Tyro vertreten, der die Lučaner besiegt, aber auch selbst fällt. Aehnlich bei Dalimil u. a. 5) Ludiše, ein episches Gedicht in 136 achtsilbigen Versen. Ein mächtiger Fürst jenseit der Elbe ladet alle seine Herren zu einem Gastmahle ein. Die Herren kommen und schmausen, der Schmaus bringt Kraft in die Glieder und Muth in die Sinne und der Fürst sprich zu den Herren: er habe sie eingeladen, um zu erfahren, welche von ihnen ihm am meisten nützen könnten, denn es sei in deutscher Nachbarschaft weise, im Frieden des Kriegs gewärtig zu sein. Die Herren stehen von den Tischen auf, ein Wettkämpfen auf der Wiese vor der Burg wird vorbereitet. Der Fürst mit den Stammältesten, die Fürstin mit den Edelfrauen, die Fürstentochter Ludiše mit den Fräulein werden vom Balkon zuschauen. Der Fürst bestimmt den ersten Wettkämpfer, dieser nennt und fordert seinen Gegner und besiegt ihn; dasselbe thut der zweite Wettkämpfer, den die Fürstin bestimmt; den dritten Wettkämpfer bestimmt Ludiše und nennt als solchen Lubor; dieser fordert und besiegt zwei Gegner, läßt den dritten freiwillig sich melden und besiegt auch ihn. Herren führen den Sieger vor die Fürstlichkeiten, Ludiše setzt ihm einen Kranz von Eichenlaub auf. Eine geschichtliche Begebenheit, auf der das Gedicht beruhen würde, ist nicht bekannt und braucht nicht vorausgesetzt zu werden. 6) Záboj, ein episches Gedicht in zum Theil zehnsilbigen Versen. Von einem Felsen überblickt Záboj sein Land und ist von dem Anblicke betrübt. Von der Betrübniß rafft er sich zur That auf. Er ladet seine Genossen zu einer Zusammenkunft im Walde und schildert ihnen in einem allegorischen Liede den Zustand ihres bedrückten Vaterlandes, sowie auch den Weg zur Befreiung desselben: der Vater sei gestorben, der Fremde sei in das Land eingebrochen, habe in fremden Worten Befehle gegeben, nur eine Gattin zu haben erlaubt, die heimische Religion zerstört und fremde eingeführt; ein Brüderpaar aber habe sich zum Rettungskampf vorbereitet und denselben durchgeführt. Die Genossen sind durch Záboj's Lied ergriffen und gewonnen, der Befreiungskampf wird beschlossen. Denselben leitet Záboj, ihm zur Seite steht sein Bruder Slavoj; die Fremden führt Luděk an. Die Anhänger Záboj's versammeln sich im Walde, führen den Schlag gegen das Haupt des Feindes und bestehen

einen harten Kampf; Záboj und Luděk suchen einander während desselben auf, Luděk fällt vom Streithammer Záboj's, die Fremden ergreifen die Flucht, Záboj verfolgt sie und schließt die Handlung mit gottgefälligen Werken, indem er die Leichen der Gefallenen begraben und den Göttern Opfer und Dank darbringen läßt. Auch für dieses Gedicht kennt man keine historische Begebenheit; Vermuthungen, die geäußert wurden, haben nur den Sinn, daß ein entsprechendes Ereigniß in der Zeit nach 797 (Tomek, Abhandlungen der k. böhmischen Gesellsch. der Wissensch. 1863—64, 47 fg.) oder um das J. 805—806 (Jireček, „Echtheit" 162) hätte stattfinden können. 7) Zbyhoň, ein Gedicht in 53 zwölfsilbigen Versen. Der Jüngling umwandelt seufzend die Burg, wo seine Geliebte, von Zbyhoň geraubt, gehalten wird; er faßt Muth, dringt in die Burg ein, sich für einen verirrten Jäger ausgebend, tödtet Zbyhoň und gewinnt sein Liebchen. Parallel mit der Trennung und dem Sichwiederfinden des Liebespaares geht im Gedichte die Trennung und die Wiedervereinigung eines Taubenpaares. Einige Aehnlichkeit bietet ein kleinrussisches Lied in der Sammlung Zegota Pauli's II, 92 (1840). 8) Kytice (der Blumenstrauß), ein Lied in 32 fünfsilbigen (oder 16 zehnsilbigen) Versen, spricht die Sehnsucht des Mädchens nach dem unbekannten Geliebten aus. Das Mädchen ist zum Bach gekommen, um Wasser zu schöpfen, sieht im Wasser ein Sträußchen schwimmen, greift nach demselben (fällt dabei ins Wasser) und indem es dann die Blumen apostrophirt, bekennt es gradatim: wenn es wüßte, wer die Blumen gepflanzt, wer sie zum Strauß gebunden, wer den Strauß ins Wasser geworfen, dem wolle sie den goldenen Ring, die Nadel aus den Haaren, das Kränzchen vom Haupte geben. Andere slawische Lieder ähnlichen Inhalts belehren uns, zu welchem Zwecke, nach der slawischen Volkssymbolik, Blumensträuße ins Wasser geworfen werden und was es bedeute, einen solchen Strauß aufzufangen: Blumen werden von Mädchen und Burschen ins Wasser geworfen, wenn sie erfahren wollen, wer wessen Liebesgenosse sein werde, und fängt ein Mädchen den Strauß, den ein Bursche ins Wasser geworfen, so soll es dessen Geliebte werden (vgl. „Listy filologické" 1877, 245 seq.). Goethe hat dieses Lied übersetzt („Das Sträußchen. Altböhmisch"), aber auch umgeändert: das Mädchen redet das Sträußchen an, während dieses noch im Wasser schwimmt, dann erst will es dasselbe fangen und fällt hierbei ins kühlige Wasser. 9) Jahody (die Erdbeeren), ein Lied in 42 abwechselnd acht- und sechssilbigen Versen. Das Mädchen sucht Erdbeeren, tritt sich einen Dorn in den Fuß ein und kann nicht auftreten. Der Geliebte holt sein Pferd, um die Verwundete heimzuführen, indessen diese klagt, was wol die Mutter dazu sagen werde, die die Tochter immer ermahnt habe, sich vor den Burschen zu hüten; warum aber sollte man sich vor ihnen hüten, sie seien ja gute Leute! Inzwischen ist der Geliebte zurück, liebkost mit dem Mädchen bis Sonnenuntergang, nimmt das Liebchen in den Arm und reitet nach Hause. Einige Aehnlichkeit enthält ein polnisches Volkslied (bei Wójcicki, „Pieśni ludu" 1836, I, 162). Die Mahnung der Mutter, die Burschen zu meiden, und der Einwand der Tochter, die Burschen seien ja doch gute Leute, finden sich auch in zwei neuböhmischen Liedervarianten (in den Sammlungen von Sušil 1859, 401 und Erben 134). 10) Jelen (der Hirsch), in 32 Versen. Ein Jüngling wandelte durch die Berge, trug stolze Waffen und durchbrach Haufen der Feinde, listig überfiel und erschlug ihn der grimmige Feind; Mädchen beweinen seinen Tod. Parallel mit dem Jünglinge wird im Gedichte der Hirsch erwähnt: er durchläuft die Berge, trägt prächtiges Geweih, durchbricht den dichten Wald, kommt zum Grab des Jünglings und streckt seinen schlanken Hals empor nach den Blättern der Eiche über dem Grabe des Jünglings. Hinsichtlich dieses Parallelismus ist ein mährisches Volkslied (Sušil 523) zu vergleichen, wo in ähnlicher Weise der Tod des Hirsches und des Jägers nebeneinander erzählt werden. Ein anderes mährisches Volkslied, vom heil. Georgius, beginnt mit den Worten: durch die Berge wandelte der heil. Georgius (Sušil 37); ähnlich unser Gedicht: durch die Berge schweifte der Hirsch —, durch die Berge wandelte der Jüngling. 11) Róžě (die Rose), ein Lied in 16 sieben- und achtsilbigen Versen. Das Mädchen apostrophirt die Rose, warum sie früh aufgeblüht und vom Froste getroffen verwelkt und abgefallen sei; und erzählt weiter, daß es abends vergeblich den Geliebten erwartet habe, dann eingeschlafen sei und geträumt habe, daß ihm der Ring vom Finger herabgeglitten und der Edelstein vom Ringe verloren gegangen sei und daß es den Stein nicht wiederfinden konnte. Dieser Verlust bedeutet in der slawischen Volkspoesie den Verlust des Geliebten; das Mädchen faßt ihn auch so auf, und in der früh aufgeblühten und unglücklichen Rose das Bild seines eigenen Unglücks erblickend gibt es seinen Gefühlen Ausdruck, indem es die Rose anredet und den unglückverkündenden und auch schon in Erfüllung gegangenen Traum erzählt. Belege für diese Erklärung, zugleich Parallelen zu diesem Liede finden sich in böhmischen, russischen und südslawischen Volksliedern. In einem mährischen Liede (Sušil 597) heißt es ausdrücklich, daß der Verlust des Steines aus dem Ringe Weinen bedeute. In einem russischen Liede (Rybnikov III, 299, „Archiv für slawische Philologie" I, 103—106) geht ein gleicher Traum in gleicher Weise in Erfüllung. Andere Parallelen finden sich in den „Listy filolog." 1876, 158 fg. 12) Zezhulice (der Kukuk), ein Lied in abwechselnd acht- und siebensilbigen Versen. Der Kukuk klagt, warum es nicht immer Frühling sei, und ihm entgegnend fragt (das Mädchen): wie könnte das Korn zeitigen, der Apfel reifen, das Getreide im Schober frieren, wenn es immer Frühling, immer Winter, immer Herbst wäre? wie bange müßte auch dem Mädchen sein, wenn es immer allein bleiben sollte? Ein ähnliches kleinrussisches Lied findet sich in der Sammlung Zegota Pauli's „Pieśni ludu ruskiego" (1839) I, 125. 13) Opuščená (die Verlassene) oder Zamúcená (die Betrübte), ein Lied in 14 abwechselnd acht- und sechssilbigen Versen. Das Mädchen apostrophirt die

dunkeln Miletiner Wälder, warum sie immer grünen. (Ihr Grünen, so müssen wir annehmen, ist dem Mädchen ein Zeichen innerer Ruhe und glücklicher Zufriedenheit.) Das Mädchen wollte auch gern nicht weinen und nicht betrübt sein, wollte ruhig und zufrieden sein; aber wie sollte sie es, wenn ihr Vater und Mutter im Grabe liegen, wenn sie Bruder und Schwester nicht hat und wenn man ihr den Geliebten genommen! Eine ähnliche Apostrophe der dunkeln Wälder hat ein russisches Volkslied bei Sacharov (2, 252) und ein anderes bei Kirějevskij (1, 90). Die Verwaisung und Verlassenheit wird in sehr ähnlicher Weise in einigen neuböhmischen Liedervarianten beschrieben (Sušil 488 und 489, Erben 108). 14) Skřivánek (die Lerche), ein Lied in 16 abwechselnd sieben- und sechssilbigen Versen. Die Lerche fragt das traurige Mädchen nach der Ursache der Trauer und das Mädchen antwortet, daß ihr Geliebter in die Burg weggeführt worden; hätte sie eine Feder, so wollte sie einen Brief schreiben und die Lerche möchte ihn dem Geliebten bringen; da aber keine Feder und kein Blatt zu haben ist, so läßt das Mädchen den Geliebten durch die Lerche grüßen und ihm sagen, daß sie vor Gram verschmachtet. Auch dieses Lied hat in der slawischen Volkspoesie zahlreiche Parallelen; Vögel reden den Menschen an und dienen als Liebesboten, Briefe werden geschrieben (s. Jireček, „Echtheit“ 67; Vuk 2, 237). — In poetischer Beziehung sind namentlich die Lieder von hohem Werthe; sie sind voll natürlicher Frische und Anmuth und den schönsten slawischen Volksliedern beizuzählen. In den epischen Gedichten offenbart sich wohlüberlegte Composition der Handlung, theils auch eine leitende Idee; in beiderlei Beziehung gehören namentlich „Záboj“ und „Jaroslav“ zu den schönsten epischen Dichtungen der böhmischen Sprache. In der Composition zeigen „Záboj“ und „Čestmír“, ferner „Zbyhoň“ und „Jelen“ viel Aehnlichkeit. — Die Handschrift hat 1817 Wenzel Hanka im Beisein anderer in einem Kirchengewölbe in Königinhof entdeckt und 1819 mit deutscher Uebersetzung von W. A. Svoboda herausgegeben; seit der Zeit werden die Ausgaben immer häufiger (darunter auch eine photographische Ausgabe 1862) und ebenso die Uebersetzungen in alle slawischen und in die meisten europäischen Sprachen. Die Handschrift wurde für echt gehalten und in das Ende des 13. Jahrh. gesetzt, bis 1837 Kopitar (unter dem Namen Cosmas Luden, in Gersdorf's „Repertorium der gesammten deutschen Literatur“, Bd. 14, 183) der Ansicht Ausdruck gab, daß die Handschrift unecht sein könnte. Mittlerweile ist Hanka in Verdacht gerathen, altböhmische Texte gefälscht zu haben, und es wurden solche Fälschungen auch nachgewiesen. Infolge dessen ist die Kritik berechtigt, ja verpflichtet, über die Echtheit oder Unechtheit eines jeden Textes, dessen Provenienz mit Hanka zusammenhängt, also auch der Königinhofer Handschrift, besondere Zeugnisse zu suchen. Diese Ansicht hat sich Bahn gebrochen und seit 1858 eine nicht leicht übersehbare Reihe von Kundgebungen zur Folge gehabt, in denen einestheils Zeugnisse gegen die Echtheit der Handschrift vorgebracht, anderntheils dieselben widerlegt und Zeugnisse für die Echtheit angeführt wurden. Die Literatur, die hieraus erwachsen ist, ist für die ältere Phase der Controverse in dem Werke der Brüder Joseph und Hermenegild Jireček, „Echtheit der Königinhofer Handschrift“ (Prag 1862) verzeichnet und verarbeitet; eine Uebersicht alles dessen, was über diesen Gegenstand bis 1868 in deutscher Sprache geschrieben erschien, gibt Krummel's Aufsatz „Die Literatur über die Königinhofer Handschrift“ in den Heidelberger Jahrbüchern 1868; einen chronologischen und sachlichen Ueberblick des Ganzen bis 1877 (zum Theil bis 1879) bietet die ausführliche Schrift Storoženko's „Rukopisi Zelenogorskaja i Kraledvorskaja“ („Die Grüneberger und Königinhofer Handschrift“ 1. Heft, Kiev 1880, 291 S. 4°.). Eine Zusammenfassung und Abwägung aller Zeugnisse, pro und contra, ist bisher nicht unternommen worden und ist nicht durchzuführen, solange ein wichtiger Theil der Zeugnisse noch aussteht. Dreierlei ist in Betracht zu ziehen: die Sprache, der Inhalt und das Manuscript. Die Sprache weicht von dem gewöhnlichen und normalen Altböhmischen stark ab; unter den Abweichungen sind einige dialektische Spuren, die nach Mähren hinweisen. In Betreff des Inhalts ist auf die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der epischen Gedichte mit geschichtlichen Berichten nur insofern Gewicht zu legen, als dieser Umstand irgendein sicheres Zeugniß zu liefern im stande ist; im allgemeinen ist Nichtübereinstimmung mit der Geschichte kein Zeugniß gegen die Echtheit. Wichtig ist der alterthümliche oder neoterische Charakter der Dichtungen; doch hat hier das subjective Dafürhalten zu großen Spielraum, dasselbe Gedicht scheint den einen alterthümlich, den andern modern. Sehr wichtig sind für die untersuchende Kritik die zahlreichen Fälle, wo einzelne Formen, Wendungen, Gedanken oder sogar der Wortlaut mit andern Texten übereinstimmen; solche Texte sind namentlich die slawischen Volkslieder, ferner die altrussische „Ypatiever Chronik“, die altböhmische „Alexandreis“, die sogenannte „Königgrätzer Handschrift“, „Stilfrid“, „Milione“, die „Trojanerchronik, die „Grüneberger Handschrift“, einige Schriften Hanka's und die ihm zugeschriebenen Fälschungen. In Bezug auf Sprache und Inhalt ist bereits vieles untersucht und festgestellt worden, aber bei weitem noch nicht alles. Dagegen ist eine genaue chemische und paläognostische Untersuchung des Manuscripts, welche der Verwaltungsausschuß des Böhmischen Nationalmuseums 1881 angeordnet hat, erst abzuwarten. Wird diese Untersuchung ein sicheres Resultat zu finden im stande sein und wird sich das Manuscript hierbei als alt erweisen, so werden die sprachlichen Abweichungen theils als dialektische Eigenthümlichkeiten Erklärung finden, theils als Probleme oder Fehler stehen bleiben. Sollte aber die Prüfung ungünstig ausfallen, so wird die weitere Frage zu beantworten sein, wie der Inhalt des Manuscripts zu stande gebracht worden sei, der Inhalt mit den vielen oben erwähnten Parallelen, die ihn mit später (nach 1817) bekannt gewordenen slawischen Volksliedern verknüpfen, und mit der Reihe von Einzelheiten, die an-

fangs unverständlich waren oder für zweifelhaft und fehlerhaft galten, aber bei späterer Untersuchung sich als richtig oder erklärlich herausgestellt haben. (*J. Gebauer.*)

KÖNIGK-TOLLERT (Alexander von, eigentlich Lysarch, genannt Königk), Schauspieler und Dichter, wurde in Riga am 28. Aug. (9. Sept.) 1811 geboren. Nachdem er seinen ersten Unterricht im älterlichen Hause genossen, besuchte er von 1820—1825 die Domschule und dann bis 1828 das Gymnasium seiner Vaterstadt, worauf er als Zögling der Militärakademie (der jetzigen Nikolai-Ingenieurschule) in St.-Petersburg aufgenommen und am Schlusse des J. 1831 zum Feldingenieur-Offizier befördert wurde. Im J. 1832 kam er zum Generalstab des abgesonderten kaukasischen Corps nach Tiflis und im J. 1834 zum Ingenieurcommando nach Riga, wo er sich verheirathete. — Zu Anfang des J. 1835 nahm er seinen Abschied aus dem Militärdienste und machte eine Excursion nach Preußen. Von einem innern Drange beseelt, debutirte er hier mehrere Monate lang bei den Theatern in Tilsit, Memel, Gumbinnen und Insterburg als Schauspieler. Auf den Wunsch seiner Aeltern kehrte er zu Anfang des J. 1836 nach Rußland zurück, legte an der Universität zu Dorpat ein Examen ab, infolge dessen er sofort die Vocation als Lehrer der russischen Sprache an der Kreisschule zu Bauske in Kurland erhielt. Im J. 1838 wurde er, nach vorhergegangener Prüfung im Departement des auswärtigen Handels in St.-Petersburg, zum Translateur des rigaschen Zollamtes erwählt, in welcher Stellung er den Rang eines Collegiensecretärs erhielt. Indessen gab er im J. 1842 den Staatsdienst ganz auf und nahm unter dem früher schon von ihm beim Theater und in der literarischen Welt seit 1830 geführten Namen „Tollert" ein Engagement bei der St.-Petersburger Hofbühne an. (Vgl. Oldekop's Russ. Merkur, Walther's Magazin und die rigaschen Zeitschriften der vierziger Jahre.) Seit jener Zeit — eine Kunstreise durch Deutschland abgerechnet — verblieb Königk-Tollert in St.-Petersburg, wo er einer der gefeiertsten Größen des kaiserl. deutschen Hoftheaters war, und benutzte seine Mußestunden, um in der Dichtkunst thätig zu sein. Schon im J. 1855 beabsichtigte er, eine Gesammtausgabe seiner in verschiedenen Almanachen und Zeitschriften zerstreut erschienenen Gedichte herauszugeben, kam aber ebenso wenig dazu wie 1879 zur Gesammtausgabe seiner Dramen, die über 50 Nummern umfassen und mit mehr oder weniger Beifall zu St.-Petersburg und zum Theil auch auf den Bühnen Deutschlands aufgeführt wurden. Seine Schauspiele: „Die Apothekerin"; „Die Pflegekinder"; „Marie und Bärble" und „Das Fischerhaus"; das Lustspiel: „Im Frühling" und die Melodramen: „Traumbilder" sowie „Das Leben und die Blumen" sind noch jetzt, in unserer schnelllebigen Zeit nicht ganz vom Repertoir der deutschen Bühnen verschwunden. Nachdem Königk-Tollert 25 Jahre als kaiserl. Hofschauspieler ehrenvoll gewirkt hatte, nahm er im Frühjahre 1879 seinen Abschied und veröffentlichte in demselben Sommer im St.-Petersburger „Herold" seine interessante Selbstbiographie: „Memoiren eines Schauspielers", und den etwas magern „Abriß einer Geschichte des Deutschen Theaters in St.-Petersburg". Bald darauf indessen starb der als Mensch, Künstler und Schriftsteller gleichgeachtete Königk-Tollert am 30. Juli 1880 zu St.-Petersburg. (*P. Th. Falck.*)

KÖNIGSAAL (Aula regia, Zbraslaw), Vorort und Amtssitz des gleichnamigen Bezirks, Städtchen zwei Stunden südlich von Prag am linken Ufer der Moldau und am rechten Ufer des Flüßchens Beraun, das hier in die Moldau mündet. Als Station der Böhmischen Westbahn sowie der moldauaufwärts fahrenden Dampfer ist es von Prag aus leicht erreichbar und wird gern im Sommer von den Pragern besucht, namentlich wegen des gegenüber am rechten Moldauufer romantisch gelegenen Unterhaltungsplatzes „Zawist". Nach der Volkszählung vom J. 1880 hatte es 1598 zumeist czechische Einwohner, welche vom Kleingewerbe, besonders der Korbflechterei und der Landwirthschaft, sich ernähren. Zum Pfarrsprengel gehören die Dörfer: Banie, Groß- und Klein-Chuchel, Lahowitz, Lippan, Lippenetz, Zabielitz und Zawobřesk. Neben einer vierklassigen czechischen Volksschule mit 438 Kindern (im J. 1884) besteht im Orte eine deutsche von der israelitischen Cultusgemeinde erhaltene Privatschule mit 23 Schülern. In der Geschichte der böhmischen Zuckerindustrie nimmt Königsaal einen hervorragenden Platz ein. Schon im J. 1787 bestand daselbst unter dem Namen „k. k. privil. böhmische Gesellschaft" eine Actiengesellschaft zum Betrieb einer Zuckerraffinerie, nach deren Eingange die Herrschaftsbesitzer (Fürst Oettingen-Wallerstein) und die Firma Anton Richter in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. große Etablissements zur Erzeugung von Runkelrübenzucker und Zuckerraffinerien errichteten. Dieselben bestehen gegenwärtig nicht mehr.

In der ältern böhmischen Landesgeschichte spielte Königsaal durch sein reichbegütertes und hochangesehenes Cistercienserkloster eine wichtige Rolle. Dasselbe wurde von König Wenzel II. infolge eines Gelübdes für die glückliche Besiegung der Falkensteinischen Verschwörung im J. 1290 gestiftet und mit Mönchen aus dem sedletzer Kloster besetzt. Der König weilte gern im neugegründeten Stifte und fand in der Klosterkirche seine letzte Ruhestätte. Auch sein Sohn Wenzel III., dessen Nachfolger König Rudolf, ferner die Königinnen Elisabeth, Gemahlin König Johann's, und Johanna, Gemahlin König Wenzel IV., sowie mehrere přemyslidische und luxemburgische Prinzessinnen wurden in der königsaaler Gruft beigesetzt. In den Husitenkriegen wurde das Kloster sammt der Kirche ausgeplündert und zerstört. Die Särge in der königlichen Gruft wurden erbrochen, die Leichname ihrer Gewänder beraubt und die Gebeine zerstreut (am 10. Aug. 1420). Gegen Ende des 16. Jahrh. wurde das Kloster neu aufgebaut, konnte sich aber zum alten Glanz nicht wieder erheben. Es erlitt abermalige Verwüstungen und Plünderungen 1611 durch die passauer, 1618 durch die ungarischen Hülfstruppen des Kaisers und 1639 durch die Schweden. Im J. 1785 wurde das Kloster durch Kaiser Joseph II. aufgehoben. Die Stiftsherrschaft fiel an den Religionsfonds, wurde aber 1827

von der k. k. Hoffammer öffentlich versteigert und vom Fürsten Friedrich Kraft Heinrich von Oettingen-Wallerstein erstanden. Die ehemaligen Conventsgebäude wurden zu Wohnungen oder Fabrikszwecken angewendet. Die alte Prälatur wandelte sich in ein fürstliches Schloß um. Die in ihrem ursprünglich gothischen Stile nicht rein erhaltene und vielfach umgebaute Stiftskirche dient gegenwärtig als Pfarrkirche. Von den wenigen aus älterer Zeit stammenden Ueberbleibseln in derselben ist ein Altarblatt, die Jungfrau Maria auf Holz gemalt, hervorzuheben, ein werthvolles Kunstwerk der byzantinischen Schule, das angeblich schon Wenzel II. der Kirche geschenkt hat. An weitern Sehenswürdigkeiten bietet die Kirche ältere Holzschnitzereien und Bilder von Skreta, Brandl und Piazetti.

Das Kloster zählte während seines Bestandes 35 Aebte, von denen die drei ersten Konrad von Erfurt, Otto von Thüringen und Peter von Zittau eine besondere Erwähnung verdienen. Konrad, früher Abt von Osseк und Prior in Sedletz, war der erste Abt des Klosters. Er leitete den Bau desselben seit 1292 und erwarb sich bald das volle Vertrauen und die Freundschaft des Königs Wenzel II., der ihn in allen Familien- und Staatsgeschäften zu Rathe zog und zu besondern politischen Missionen verwendete. Auch dem jungen Wenzel III. stand Konrad als treuer Rathgeber und ernster Mahner zur Seite. Sein Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten machte sich unter Rudolf und Heinrich von Kärnten gleichfalls geltend. Im J. 1309 stand er an der Spitze jener böhmischen Gesandtschaft, welche Kaiser Heinrich VII. bat, seinen Sohn Johann auf den Königsthron von Böhmen zu erheben. Im J. 1297 hatte er seine Abtswürde niedergelegt; da aber sein Nachfolger Otto schon nach einem halben Jahre resignirte, übernahm er auf Drängen der Brüder von neuem bis zum J. 1316 die Leitung des Klosters. Von da ab zog er sich zurück und starb im J. 1329. — Otto von Thüringen (gest. 1314), der von 1297 bis 1298 ein halbes Jahr die Abtswürde innehatte, dieselbe aber wahrscheinlich wegen Kränklichkeit niederlegte, ist der Mitverfasser der Königsaaler Geschichtsquellen, des Hauptquellenwerkes für die böhmische Geschichte in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. Freilich fällt auf ihn nur eine kleinere und minder gehaltvolle Partie, nämlich ein Stück der Biographie des Königs Wenzel II., während Peter von Zittau der Ruhm gebührt, dem weitaus größern und innerlich werthvollern Theil (Schluß der Biographie Wenzel's II. und Fortsetzung der Zeitgeschichte bis zum J. 1338) niedergeschrieben zu haben. Peter stand zu dem ersten Abte Konrad in innigen Beziehungen, begleitete denselben als Secretär auf der wichtigen Reise nach Deutschland im J. 1309 und fand allenthalben reichliche Gelegenheit, in das innere Getriebe der zeitgenössischen Geschichte Einblick zu nehmen. Von 1316 bis 1338 leitete er als Abt die Geschäfte seines Klosters. In letzterm Jahre dürfte er resignirt haben und im darauffolgenden gestorben sein. Sein Memoirenwerk ist in politischer und culturhistorischer Richtung nicht blos für die Geschichte Böhmens von der größten Bedeutung, sondern bildet eine der hervorragendsten Geschichtsquellen des betreffenden Zeitalters überhaupt. Es ist bereits im vorigen Jahrhundert durch Dobner („Chronica aulae regiae. — Monumenta historica Boemiae" V, 1784) veröffentlicht worden, fand aber neuestens durch Loserth („Die Königsaaler Geschichtsquellen". — Fontes rer. austriac. Script. VIII, 1875) eine allen Anforderungen der Wissenschaft entsprechende kritische Ausgabe. (*L. Schlesinger.*)

KÖNIGSBACH, Pfarrdorf im badischen Kreise Karlsruhe, zum Bezirksamt Durlach gehörig, mit 2015 Einw. (1880), in einem anmuthigen Wiesenthale am Remsbache gelegen, der sich am Ende des Dorfes mit dem von Stein kommenden Mühlenbache vereinigt und in die Pfinz mündet. Königsbach ist Station der Pfinzthalbahn Karlsruhe-Pforzheim, das Stationsgebäude ist hoch über dem Dorfe gelegen. Die Einwohner treiben Feld- und Wiesenbau, Viehzucht und Gewerbe. Es wohnen auch 188 Israeliten in Königsbach, welche Handel treiben. Die Kirche überragt das Dorf, das Schloß der Grundherren von St.-André liegt am Ende des Dorfes im Thale. Königsbach hatte schon viel durch Brandschaden zu leiden, namentlich im J. 1859.

Das Dorf ist sehr alt und soll früher in 12 Vogteien getheilt gewesen sein, die ebenso viel Edelleuten gehörten. Im J. 1458 übertrug Markgraf Karl von Baden für sich und seinen Bruder an Erhard von Königsbach und an dessen Gemahlin Christine von Illingen die markgräflichen Güter und Renten zu lebenslänglicher Benutzung. Die übrigen Theile der Vogtei waren Lehen der Burggrafschaft Nürnberg und wurden von den Markgrafen von Brandenburg-Ansbach vergeben. Im 14. Jahrh. wurde Heinrich Wohlgemuth von Niefern mit Königsbach belehnt; 1427 erhielten die Herren von Venningen $^1/_3$ der Vogtei, während $^1/_6$ die Hofwarte von Sickingen, Nachtschad genannt, innehatten. Nach diesen war Michael von Freiberg Lehensträger bis 1487. Ihm folgten Hans von Königsbach und dessen Witwe bis 1491, dann bis 1518 die Herren von Absberg und nachher die Venningen. Erasmus von Venningen führte 1553 die Reformation ein. Seit 1650 waren $^7/_{12}$ der Vogtei Lehen der Freiherren von St.-André, welche deswegen mit den Freiherren von Sickingen als Nachkommen einer Venningenschen Tochter in langwierige Processe geriethen. Das Haus Baden besaß von jeher die Obergerichtsbarkeit über Königsbach und der ehedem brandenburgische Lehensverband ist später auch an Baden übergegangen. In der Pfarrkirche sind viele Grabdenkmale der Herren von Königsbach mit zum Theil verwitterten Inschriften. (*Wilh. Höchstetter.*)

KÖNIGSBERG (polnisch Królewiec, litauisch Karaliauczus), Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks und der Provinz Ostpreußen, die dritte Residenz der preußischen Monarchie, Festung ersten Ranges, bildet einen Stadtkreis von 20,48 □Kilom. und liegt unter 54° 43′ nördl. Br. und 38° 10′ östl. L., an der äußersten Südgrenze Samlands zu beiden Seiten und auf einer Insel des bis hierher für Seeschiffe fahrbaren, 225

Met. breiten und 3,4 Met. tiefen Pregels, welcher in zwei Armen (der Alte Pregel südlich und der Neue Pregel nördlich) die Stadt durchfließt, sich unterhalb der Grünen Brücke vereinigt und 7,5 Kilom. stromabwärts in das Frische Haff mündet. Königsberg ist Station der Linie Berlin-Königsberg-Eydtkuhnen der preußischen Staatsbahnen und der Linien Königsberg-Pillau und Königsberg-Grajewo der Ostpreußischen Südbahn. Der Boden der Stadt, auf dem linken Ufer des Pregels und auf der Insel desselben flach und eben, an der niedrigsten Stelle nur 2,11 Met. über dem Meere gelegen, steigt auf dem rechten Ufer des Flusses bis zu einer Höhe von 23,25 Met. über dem Meere an. Im Südosten, zwischen dem Alten und dem Neuen Pregel, erstrecken sich große Wiesen, die Stadtwiesen, bis dicht an die Stadt. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 5,37° R., die jährliche Regenmenge durchschnittlich 62,6 Centim.

Die Zahl der Einwohner betrug 1880: 140,909, davon waren 129,436 Evangelische, 5207 Katholiken und 5082 Juden; 429 waren Sektirer, 755 gehörten andern Religionen an oder erschienen ohne nähere Angabe der Confession. Die Umgangssprache der Bevölkerung ist durchweg die deutsche, in den untern Schichten plattdeutsch, doch wird öffentlicher Gottesdienst auch in polnischer, französischer und litauischer Sprache abgehalten.

Königsberg besteht aus folgenden neun Haupttheilen: 1) aus den 1724 zu einer Stadt vereinigten Gemeinwesen Löbenicht (zwischen Schloßteich und Neuem Pregel östlich), Altstadt (zwischen Schloßteich und Neuem Pregel westlich) und Kneiphof (auf der Pregelinsel); 2) aus den „Freiheiten" Sackheim, Neue Sorge (Königsstraße mit ihrer nächsten Umgebung) und Roßgarten (diese drei östlich und nordöstlich von Löbenicht), ferner Tragheim und Steindamm (nördlich und nordwestlich von der Altstadt) und schließlich Vorstadt (auf dem linken Ufer des Pregel). Die drei ursprünglichen Städte Löbenicht, Altstadt und Kneiphof waren bis zum Beginn des 18. Jahrh. durch Mauern und Thore voneinander geschieden; die „Freiheiten" genannten Vorstädte erwuchsen seit dem 16. Jahrh. aus Dörfern, Vorwerken und Gärten. Die Vorstädte und den Schloßteich mit eingerechnet, beträgt der Umkreis der Stadt 15 Kilom. bei einer Gesammtlänge aller Straßen von 82,5 Kilom. Die älteren Stadttheile bestehen meist aus engen, in der Altstadt sich jedoch ziemlich rechtwinkelig schneidenden Straßen, welche mit hohen, schmalen, oft fünfstöckigen Giebelhäusern von beträchtlicher Tiefe besetzt sind, deren Vorbauten vor den untern Stockwerken hier „Wolme" genannt werden. Der auf Pfählen erbaute Kneiphof, vorzugsweise Sitz der reichen Kaufmannschaft, die Altstadt, wo hauptsächlich die Gewerke hausen, und der am meisten alterthümliche Löbenicht, wo sich die Brauereien befinden, weisen den hanseatischen Baustil auf, der sich am schönsten in der Kneiphöfischen Langgasse erhalten hat. Da der in nicht geringem Grade mangelnde Raum ein Wachsen der Gebäude nur in die Höhe gestattete, so finden sich hier, am meisten in der Altstadt, die Höfe oft in bedeutender Höhe, welche auf den einspringenden Stockwerken angebracht und mit Theerüberzügen und eisernen Geländern versehen sind. In diesen Stadttheilen stehen während des Winters und Frühjahrs die meisten Keller voll Wasser, welches häufig ausgepumpt werden muß. In der Königsstraße, der Junkerstraße, in der Vordern Vorstadt, der Klapperwiese, im Vordern Roßgarten und anderwärts in den Vorstädten erheben sich ansehnliche, schöne Privathäuser neuern Stils; auf dem Steindamme, in der Königsstraße, auf dem Sackheim und Tragheim finden sich hinter den Gebäuden auch große Gärten. Die Französische Straße besitzt die meisten Kaufläden; die Königsstraße und die von ihr südlich abgehende Landhofmeisterstraße waren einst vorherrschend das Viertel der Aristokratie; doch hat die frühere Sitte der größeren Gutsherren fast ganz aufgehört, den ganzen Winter in Königsberg zuzubringen und zu diesem Zwecke hier ein eigenes Haus zu besitzen. Die Vorstadt, von der ein Theil zwischen der Hauptstraße Vordere Vorstadt und dem Fort Friedrichsburg „Insel Venedig" heißt, ist das Quartier der Juden. Das lebhafteste Straßentreiben bewegt sich auf dem Steindamme, in der Junker- und Französischen Straße. Da der Höhenrücken, welcher die Stadt rechts vom Flusse durchzieht, ziemlich ansehnlicher Natur ist, so sind die die Ober- und Unterstadt miteinander verbindenden Straßen recht steil.

Unter den zwanzig Kirchen und Bethäusern der Stadt ist der größte und beiweitem hervorragendste Bau der im gothischen Stile aufgeführte Dom. Dieser, auf dem östlichen Theile der Kneiphofinsel, wurde 1333 unter dem Hochmeister Lothar von Braunschweig als Kathedrale des Bisthums Samland begonnen und um die Mitte des 16. Jahrh. vollendet; er ist dreischiffig mit wenig erhöhtem Mittelschiffe, 92,3 Met. lang, 25,7 Met. breit und hat zwei Westthürme, von denen nur der eine bis zu 57 Met. Höhe aufsteigende vollendet ist. In dem schon 1339 beendeten Chore befinden sich mehrere im Renaissancestile ausgeführte Grabdenkmäler, so das große, beinahe die ganze östliche Wand einnehmende des Herzogs Albrecht von Preußen mit seiner Marmorstatue nebst der seiner zweiten Gemahlin Dorothea, der Markgräfin Elisabeth, des Kanzlers Johann von Kospoth (auf der Nordseite, in schwarzem und weißem Marmor), des ersten lutherischen Bischofs G. von Polenz, des Landhofmeisters von Wallenrodt u. a. In den Grüften sind außer Herzog Albrecht und seinen Nachkommen noch fünf Hochmeister des Deutschen Ordens beigesetzt, deren erster Ludwig von Erlichshausen (gest. 1467) war, der seine Residenz von der Marienburg nach Königsberg verlegt hatte. Auch Anna Melanchthon, Gattin des ersten Rectors der hiesigen Universität, wurde hier bestattet. In einer „Stoa Kantiana" genannten offenen Halle an der äußern Nordseite des Chors ruhen in doppeltem Zinksarge die sterblichen Reste Kant's; über dem 1809 von Scheffner, dem Freunde Kant's, gestifteten Steine mit Inschrift, welcher die Gruft deckt, befindet sich auf einem Marmorpostamente eine aus Siemering's Atelier hervorgegangene, in carrarischem Marmor ausgeführte Copie der im Staats-Sitzungssaale der neuen Universität vorhande-

nen Büste des Philosophen; die Wand dahinter schmückt eine von Reide grau in grau ausgeführte Copie von Rafael's Schule von Athen. Im Innern des Doms sind noch bemerkenswerth die prachtvolle große, 1721 von Joh. Josua Mosengel vollendete Orgel und alterthümliche Kirchenstühle in schöner Schnitzarbeit. Vgl. Gebser und Hagen, „Beschreibung des Doms zu Königsberg" (2 Thle., Königsberg 1833—35).

Die 1839—43 nach Schinkel's bedeutend verkleinerten und wesentlich abgeänderten Plänen neuerbaute Altstädtische Kirche leidet im Innern an einer zu großen Ueberladenheit mit Säulen. Ein Granitwürfel bezeichnet auf dem Altstädtischen Kirchenplatze die Stelle des Altars der ehemaligen Altstädtischen Kirche sowie die Stelle, wo der 1575 im Dienste des Herzogs von Preußen verstorbene älteste Sohn Luther's, Johannes, ruht. Die 1616 erbaute katholische Kirche, östlich vom Löbenicht, hat einen Kuppelthurm. Die bedeutendere der beiden Synagogen, in der Vorstadt, wurde 1811 aufgeführt.

Das königliche Schloß, in hoher die Stadt beherrschender Lage, das gewaltigste Bauwerk Königsbergs, westlich von der Südspitze des Schloßteiches, ist ein 105 Met. langes und 67 Met. breites Viereck, das einen großen Hof umschließt, mit einem im gothischen Stile erbauten 87 Met. hohen Thurme, als Deutsche Ordensburg 1255 gegründet, 1532—54 und im 18. Jahrh. mehrfach umgebaut und erweitert, war seit 1457 Sitz der Hochmeister des Ordens und seit 1525 der Herzoge von Preußen. Die Nordseite ist der älteste Theil des Schlosses. Im westlichen Flügel befindet sich die 1592—94 erbaute Schloßkirche, der ehemalige Versammlungssaal der Ritter, welche ihren Gottesdienst in einer Kapelle abhielten. Hier fand am 18. Jan. 1701 die Krönung König Friedrich's I., am 18. Oct. 1861 die Wilhelm's I. statt; große Gedenktafeln an den Wänden bekunden die Namen jener Söhne der Provinz, welche während der Freiheitskriege für das Vaterland gefallen sind. Ueber die Gewölbe der Kirche hin läuft der 83 Met. lange, 18 Met. breite und 6 Met. hohe Moskowiter-Saal, einer der größten Säle des Deutschen Reiches, welcher gelegentlich bei großen Festlichkeiten sowie für Gewerbe- und Kunstausstellungen benutzt wird. Aus seinen großen Fenstern genießt man nach allen vier Seiten eine schöne Aussicht auf die Stadt; umfassender ist jedoch die Rundsicht, welche der große Schloßthurm gewährt. In den umfangreichen Kellern des Nordflügels befindet sich ein Weinlager nebst einer Weinstube, welche den Namen das „Blutgericht" führt, zur Erinnerung an die früher daselbst befindlichen Folterkammern. Im südöstlichen von Schlüter im Renaissancestile erbauten Eckpavillon liegen die Gemächer, welche zeitweise von Mitgliedern der königlichen Familie bei gelegentlicher Anwesenheit in Königsberg bewohnt werden. Außerdem enthält das Schloß das Oberpräsidium, die Amtsräume des Consistoriums und des Medicinal-Collegiums, das Staatsarchiv, Bibliotheken, Kassen, die antiquarische Sammlung der Alterthumsgesellschaft Prussia, reich an Funden aus der vorgeschichtlichen Zeit Samlands, den Sitzungssaal der königl. Deutschen Gesellschaft, die Kunst- und Gewerbeschule, die Hauptwache und Privatwohnungen von Beamten.

Nordwestlich begrenzt den mit Anlagen geschmückten Königsgarten, dem sich südlich der Paradeplatz anschließt, das neue Universitätsgebäude, zu welchem bei Gelegenheit des 300jährigen Jubiläums der Hochschule 1844 König Friedrich Wilhelm IV. den Grundstein legte und das 1862 nach Plänen Stüler's im Renaissancestile vollendet wurde; oben inmitten der Façade ist ein Reiterbild des Herzogs Albrecht, des Stifters der Universität, in Hochrelief angebracht; unten befinden sich in Nischen die Standbilder Luther's und Melanchthon's, welche auf den echt lutherischen Charakter des Collegium Albertinum hinweisen; hoch oben sind Porträtmedaillons von 14 der bedeutendsten Lehrer dieser Hochschule angebracht. Das stattliche von Marmorsäulen getragene Treppenhaus führt in das Zimmer der Senatssitzungen, welches von einem von Lauchert gemalten großen Bildnisse des preußischen Kronprinzen im Rectorornat und einer von Hagemann bei Lebzeiten des großen Philosophen modellirten, von Schadow gefertigten Büste des achtzigjährigen Kant geschmückt wird. Die Wände der 19 Met. langen, 13 Met. breiten, von einem Sterngewölbe überdeckten Aula zieren treffliche von Rosenfelder, Gräf, Piotrowski, Heydeck und Reide gemalte Fresken, welche in vier großen und acht kleinern Feldern die Wissenschaften und Künste zur Darstellung bringen. — Auf der nordöstlichen Seite des Paradeplatzes erhebt sich das 1809 erbaute Schauspielhaus, hinter demselben das 1876 vollendete Justizgebäude, in der Mittel-Tragheimstraße das 1802 im italienischen Renaissancestil vollendete Regierungsgebäude. Gegenüber der Altstädtischen Kirche befindet sich das 1848—49 aufgeführte große Postgebäude.

Das in der Königsstraße belegene Gebäude der Kunstakademie enthält in seinem obern Stocke das Stadt-Museum mit einer Gemäldesammlung von gegen 300 meist der neuesten Zeit angehörigen Bildern. Unter den Werken moderner Meister sind vor allem hervorzuheben: Jos. Brandt, Ukrainische Kosacken; Brendel, Schafheerde; W. Camphausen, Blücher und Wellington nach der Schlacht bei Belle-Alliance; Defregger, Verbotene Jagd und Andreas Hofer's letzter Gang; P. Delaroche, Bartholomäusnacht; K. Hübner, Die Auspfändung; Kalckreuth, See in den Hoch-Pyrenäen; L. Knaus, Zigeunerrast; K. F. Lessing, Betender Mönch am Sarge Kaiser Heinrich's IV.; Pistorius, Dorfgeiger; L. Rosenfelder, Besitznahme der Marienburg durch die Söldnerführer des Deutschen Ordens (1457); Tidemand, Austheilung des Abendmahls in einer norwegischen Bauernhütte. Durch Friedrich Wilhelm III. wurden auch 52 Bilder älterer italienischer Malerschulen und mehrere niederländischer Meister (unter letztern der Nachlaß Hippel's) aus dem Magazin des berliner Museums dem städtischen Museum Königsbergs überwiesen; dieselben weisen zwar keinen hohen Kunstwerth auf, immerhin vermögen sie als Erzeugnisse früherer Stilarten eine geschichtliche Erweiterung der Samm-

lung zu bieten. In den Seitenflügeln ist eine Collection von Gipsabgüssen aufgestellt.

Hart am linken Ufer des Pregels, zwischen der Grünen- und der Köttelbrücke erhebt sich die 1875 nach dem Plane Heinrich Müller's zu Bremen im italienischen Renaissancestile vollendete neue Börse, zugleich Sitz des Commerz- und Admiralitätscollegiums sowie des Vorsteheramts der Kaufmannschaft, der stattlichste Neubau Königsbergs, welcher 73 Met. in der Länge und 23,5 Met. in der Breite mißt. Die Hauptfront der Börse befindet sich auf der Westseite. Die große Freitreppe des Haupteingangs wird von zwei großen Löwen aus Stein flankirt; der Hauptsaal erstreckt sich durch zwei Stockwerke; auf der Flußseite befindet sich eine Veranda, auf der Straßenseite eine Reihe von Läden, im Untergeschosse der Restaurationstunnel. Die Sandsteingruppen an den vier Ecken des flachen Daches, die vier großen Erdtheile darstellend, sind das Werk Hundrieser's, eines zu Königsberg geborenen Bildhauers. — Das Kneiphöfische Rathhaus wurde 1695 umgebaut. — Eine neue Glaspassage verbindet die Königsstraße mit dem Vordern Roßgarten.

Gegenüber der Ostseite des Schlosses und dem großen Portal desselben erhebt sich ein lebensgroßes Bronzestandbild König Friedrich's I., „Dem edeln Volk der Preußen zum immerwährenden Denkmal gegenseitiger Liebe und Treue den 18. Januar 1801 gewidmet von Friedrich Wilhelm III."; dasselbe ist ein Werk von Jakobi und Schlüter und wurde am 3. Aug. 1802 aufgestellt. — Die Mitte des Königsgartens ziert das am 3. Aug. 1851 enthüllte 5 Met. hohe bronzirte Reiterstandbild Friedrich Wilhelm's III., Erzguß nach einem von Kiß gefertigten Modell; der 6,3 Met. hohe Sockel ist mit Reliefs geschmückt, welche Scenen aus dem Familienleben des Königs während seines Aufenthalts zu Königsberg in den Jahren 1807—1809, die Reformgesetzgebung des Monarchen unter Mitwirkung von Stein, Hardenberg und Scharnhorst, die Errichtung der Landwehr im Februar 1813 und die Segnungen des wiederkehrenden Friedens veranschaulichen. — Auf demselben Platze, etwas südwestlich vom eben erwähnten Monument, befindet sich die ursprünglich nahe der Nordwestecke des Schlosses 1864 in einer Halbrotunde auf hohem Granitsockel aufgestellte Bronzestatue Kant's; dieselbe, ein Werk Rauch's, stellt den Philosophen in seinem 30. Lebensjahre dar. In der Prinzessinstraße Nr. 3 steht das kleine Haus, in welchem Kant wohnte und lehrte von 1793 bis 1. Febr. 1804, wie die Inschrift auf einer Marmortafel über der Hausthür meldet. — Vor dem Gebäude der Kunstakademie in der Königsstraße erhebt sich ein eiserner Obelisk, „Dem Staatsminister Heinr. Theod. von Schön bei seinem Austritte aus dem Staatsdienst, den 8. Juni 1843, von seinen dankbaren Mitbürgern" gewidmet. — In dem im Westen der Stadt rechts vom Pregel neuangelegten schönen Volksgarten befindet sich ein Denkmal für die im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 Gefallenen.

Unter den innerhalb der Stadt über den Pregel führenden acht Brücken ist die auf Steinpfeilern ruhende eiserne Eisenbahn-Gitterbrücke mit drehbarem Joche zum Durchlassen der Seeschiffe bemerkenswerth. Die Grüne Brücke, welche die Kneiphöfische Langgasse mit der Vorstadt in Verbindung setzt, gewährt nach Osten und besonders nach Westen einen ungemein interessanten Ueberblick über den Pregel.

Die Befestigungen bestehen aus dem seit 1843 angelegten, die Stadt dicht umschließenden Hauptwalle und einem Kranze von 12 weit vorgeschobenen Außenforts; innerhalb der Wälle befinden sich noch zwei große Werke: die Kaserne Kronprinz auf Herzogsacker und Fort Friedrichsburg; letzteres überwacht den durch den „Holländer Baum" schließbaren Ausfluß des Pregels am westlichen Ende der Stadt. Die Festung vermag im Kriege eine ganze Armee in sich aufzunehmen, sie beherrscht die Mündung des Pregels in das Frische Haff, welch letzteres für Zufuhr und Verstärkungen nicht versperrt werden kann, solange Pillau sich hält. Trotz der flachen Gegend, in welcher Königsberg liegt, ist es von der Natur noch dadurch außerordentlich begünstigt, daß das sumpfige Flußgelände oberhalb der Stadt bis nach Tapiau hin einen Uebergang über den Fluß oder die Herstellung von Brücken und damit eine Umfassung des wichtigen Waffenplatzes auch auf der Landseite sehr erschwert.

Die östlichen Festungsthore zeichnen sich durch ihren Sculpturenschmuck aus: das Königsthor mit den Standbildern des Königs Ottokar von Böhmen, des Herzogs Albrecht und des Königs Friedrich I.; rechts davon das Sackheimer Thor mit den Medaillonporträts von York und Bülow von Dennewitz; links vom Königsthore das Roßgärtner Thor mit den Statuen Scharnhorst's und Gneisenau's. Das Steindammer Thor im Nordwesten wurde 1879 bedeutend erweitert und ist am Mittelpfeiler der Stadtseite durch ein Standbild Friedrich Wilhelm's IV. geschmückt.

Zur besondern Zierde gereicht Königsberg der die Stadttheile rechts vom Pregel zu zwei Dritteln durchschneidende Schloßteich, welcher sich von Nordnordosten nach Südsüdwesten von der Nähe des Roßgärtner Thores bis fast an das Schloß erstreckt; den schönsten Blick auf dieses 12 Met. über dem Pregel gelegene Wasserbecken und die ihn umgebenden großen mit alten Bäumen geschmückten Gärten (Börsengarten, Logengärten) genießt man von der Schloßteichbrücke, welche, nur für Fußgänger zugänglich, Paradeplatz- und Roßgärtnermarkt miteinander verbindet. Der Schloßteich wird durch den nördlich anstoßenden, 10 Met. höher belegenen Oberteich gespeist. Vor dem Steindammer Thore führt eine schattige, sehr belebte Promenade durch die Hufen, eine Gruppe von Villen, Parks, Vergnügungsetablissements und Wirthshäusern. Im Park Luisenwahl, links am Ende der Hufen, befindet sich eine Halbrotunde mit Medaillonbüste der Königin Luise.

Königsberg ist Sitz des Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen, des Provinzial-Schulcollegiums, des Medicinalcollegiums, des Consistoriums für Ost- und Westpreußen, des Generalsuperintendenten für Ostpreußen,

des Provinzial-Synodalvorstandes, der Provinzial-Steuerdirection, zweier Erbschafts-Steuerämter und Stempelfiscalate, eines Hauptsteueramts, der ostpreußischen General-Landschaftsdirection, des Landesdirectors, des Provinzialausschusses, der Provinzial-Aichungsinspection für Ost- und Westpreußen, der Inspection der Provinzial-Landstraßenbau-Verwaltung, der Fabrikeninspection für die Regierungsbezirke Königsberg, Gumbinnen, Danzig und Marienwerder, der Regierung für den Regierungsbezirk Königsberg, eines Ober-Landesgerichts, einer kaiserlichen Disciplinarkammer für die Regierungsbezirke Königsberg und Gumbinnen, eines Landgerichts nebst Kammer für Handelssachen, eines Schwur- und Amtsgerichts, letzteres mit Gerichtstagen in Kranz- und Liska-Schaaken, eines Oberstaatsanwalts, eines Staatsanwalts und eines Vorstandes der Anwaltskammer, eines Bezirks-Verwaltungsgerichts, der kaiserlichen Ober-Postdirection für den Regierungsbezirk Königsberg, eines königlichen Eisenbahn-Betriebsamtes, der Direction und des Verwaltungsraths der Ostpreußischen Südbahn, eines Polizeipräsidiums, des Landrathsamts für den Landkreis Königsberg, eines Kreisphysikus, eines Kreis-Wundarztes, des Thierarztes für den Stadt- und Landkreis Königsberg (zugleich Departements-Thierarzt), der Kreiskasse für den Landkreis Königsberg, des Katastercontroleurs für den Stadt- und Landkreis Königsberg, eines Kreis-Schulinspectors, eines königlichen Aichungsamts, einer Hafen-Polizeicommission; Königsberg hat ein Postamt erster Klasse, ein Bahn-Postamt (Nr. 25, auf dem Ostbahnhofe), vier Stadtpostanstalten, welche unmittelbar unter der Ober-Postdirection stehen, zwei Postagenturen (Oberhaberberg und Nassengarten), ein Telegraphenamt erster Klasse mit zwei Zweig-Telegraphenstellen, ein Eisenbahn-Telegraphenamt und eine Posthalterei.

Ferner ist Königsberg Sitz des Generalcommandos des I. Armeecorps, der Stäbe der 1. Division, der 1. und 2. Infanteriebrigade, der 1. Cavaleriebrigade, der 1. Feld-Artilleriebrigade und der 1. Gensdarmeriebrigade sowie der 1. Festungsinspection (für Königsberg, Pillau, Memel und Feste Boyen). Es befinden sich hier in Garnison: Stab und drei Bataillone des Grenadierregiments Kronprinz (1. ostpreußisches) Nr. 1; Stab, 1. und 2. Bataillon des ostpreußischen Füsilierregiments Nr. 33; Stab und 1. Bataillon des 5. ostpreußischen Infanterieregiments Nr. 41; Stab, 1. und Füsilierbataillon des 6. ostpreußischen Infanterieregiments Nr. 43; Stab und fünf Schwadronen des ostpreußischen Kürassierregiments Nr. 3, Graf Wrangel; Stab und sechs Feld-, sowie zwei reitende Batterien des ostpreußischen Feld-Artillerieregiments Nr. 1; Stab und zwei Bataillone des ostpreußischen Fuß-Artillerieregiments Nr. 1; das ostpreußische Trainbataillon Nr. 1; das 1. Bataillon vom 1. Garde-Landwehrregiment; der Stab des Reserve-Landwehrbataillons Nr. 33; schließlich sind zu nennen: die Commandantur, die Intendantur des I. Armeecorps, diejenige der 1. Division, die Festungsbau-Direction, ein Artilleriedepot, ein Traindepot, ein Proviantamt, Garnisonverwaltung, Garnisonlazareth, Garnison-Bauinspection und Militär-Lehrschmiede.

Unter den Bildungsanstalten nimmt die erste Stelle ein die 1544 von Herzog Albrecht zur Befestigung der von ihm in Preußen eingeführten Reformation gegründete Universität (Collegium Albertinum; zu Ehren ihres Stifters so genannt, dessen Bildniß, den «Albertus», die königsberger Studenten an ihrer Kopfbedeckung tragen). Die Hochschule zählte unter Kurfürst Friedrich Wilhelm über 2000 Studenten, zu Kant's Zeiten immer über 1000, im Sommersemester 1885 wieder 871 (231 Theologen, 111 Juristen, 251 Mediciner und 278 Philosophen), nachdem die Ziffer der Hörer sich in den letzten Jahrzehnten bisweilen auf durchschnittlich nur 440—500 belaufen hatte. Seit ihrer Gründung bis auf die Gegenwart lehrten hier sehr bedeutende Männer, wie der erste Rector der Albertina, Georg Sabinus, der Schwiegersohn Melanchthon's, der Liederdichter Simon Dach (1639—59), Kant (1755—1804), der Nationalökonom Kraus (1781—1807), Fichte (1806—1807), Herbart (1809—33), der Astronom Bessel (1810—46), der Anatom und Physiolog Burdach (1814—46), der Philolog Lobeck (1814—60), der Pädagog Dinter (1816—31), der Naturforscher von Bär (1817—29), der Historiker Voigt (1817—63), der Philolog Lachmann (1818—24), der Historiker und Statistiker Schubert (1820—68), der Theolog Olshausen (1821—34), der Mathematiker Jacobi (1823—29), der Kunst- und Literaturhistoriker Hagen (seit 1824), der Politiker und Jurist Simson (1833—60), der Literarhistoriker und Philosoph Rosenkranz, der Historiker Karl Wilh. Nitzsch (1862—72), die Geschichtsforscher und Dichter Felix Dahn (seit 1872) u. a. Ostern 1884 umfaßten die vier Facultäten 46 ordentliche und 24 außerordentliche Professoren, 22 Privatdocenten nebst 2 Lectoren und 4 Sprach- und Exercitienmeistern. Die Universität hat neun Kliniken und Polikliniken (medicinische, chirurgische, geburtshülfliche, augenärztliche), acht Seminare, darunter das 1723 von Friedrich Wilhelm I. für Prediger der polnisch und litauisch redenden preußischen Landestheile gestiftete, einen 1809 angelegten, später sehr erweiterten botanischen Garten, ein anatomisches Theater, ein vorzügliches zoologisches Museum, ein Münzcabinet, ein Mineraliencabinet und eine physikalische Instrumentensammlung, eine Sammlung von Kunstsachen und Gipsabgüssen nach Antiken, physiologische, chemische und pharmaceutisch-chemische Laboratorien, ein agriculturchemisches Laboratorium, ein landwirthschaftliches Institut und Thierklinik und eine sehr schöne, 1811—13 auf einer alten Bastei erbaute, von Bessel eingerichtete Sternwarte, welche durch ihre vortheilhafte Lage fast den ganzen Horizont beherrscht und mit den trefflichsten Instrumenten ausgerüstet ist. Die vereinigte Königliche und Universitätsbibliothek in einem 1731 errichteten Gebäude der Königsstraße umfaßt 220,000 Bände, darunter viele Handschriften, namentlich von Luther, werthvolle Incunabeln und kostbare ältere und neuere Kupferwerke. Etwa 20 Bücher theologischen Inhalts in massiv silbernen Einbänden rühren vom Herzoge Albrecht her. Vgl. Gervais, „Die Gründung der Universität Königs-

berg und deren Säcularfeier 1644 und 1744" (Danzig 1844); Witt, „Die dritte Jubelfeier der Albertus-Universität zu Königsberg" (Königsberg 1844).

Andere öffentliche Bibliotheken sind: die von Wallenrodt'sche Bibliothek, in zwei Zimmern eines Seitenthurms der Domkirche aufgestellt, gegen 10,000 Bände, vorzüglich aus dem Fache der scholastischen Literatur, und wichtige Handschriften zur preußischen Landes- und Adelsgeschichte; im alten Universitätsgebäude auf dem Kneiphofe die Stadtbibliothek mit 30,000 Bänden. Das Geheime Archiv des ehemaligen Deutschen Ritterordens verwahrt wichtige Urkunden zur preußischen und deutschen Geschichte und hat seit 1811 einen eigenen Director. — An höheren Unterrichtsanstalten bestehen zu Königsberg, abgesehen von der Universität, vier Gymnasien (das Collegium Fridericianum, das Altstädtische, das Kneiphöfische und das Wilhelms-Gymnasium), ein Progymnasium, zwei Realgymnasien und eine höhere (Lobenicht'sche) Bürgerschule; ferner gibt es hier eine königliche Gewerbeschule, eine Provinzial-Kunst- und Gewerkschule, eine Handelsschule und 15 höhere Töchterschulen (2 öffentliche und 13 private).

Von Kunstanstalten sind das Theater und die durch Bemühungen von Schön's 1845 ins Leben gerufene königliche Akademie der Künste und das Stadtmuseum bereits erwähnt worden; ein Conservatorium für Musik wurde 1881 gegründet.

Unter den wissenschaftlichen Vereinen haben namentlich eine bedeutende Thätigkeit entwickelt die Polytechnische Gesellschaft, die Königliche Deutsche Gesellschaft (1745 gestiftet, hält jährlich zwei pflichtmäßige öffentliche Sitzungen am 18. Jan. und am Geburtstage des Königs), die Physikalisch-ökonomische Gesellschaft (1799 von Mohrungen nach Königsberg verlegt, mit einer geologischen Sammlung) und die Alterthumsgesellschaft Prussia (seit 1846, mit archäologischer Sammlung). Schließlich sind hier noch zu nennen: der Verein für die Fauna der Provinz Preußen, der Akademische Leseverein, der 1831 von den Stadträthen Degen, Friedmann und Professor Aug. Hagen begründete Kunstverein, welcher jedes zweite Jahr eine in der Regel reichbeschickte Gemäldeausstellung veranstaltet, die Friedensgesellschaft für Kunst und Wissenschaft. — Die drei hiesigen Freimaurerlogen (Zu den drei Kronen, Vereinigte Loge Todtenkopf und Phönix, Immanuel) haben ihre Logenhäuser auf dem Hintern Tragheim. — Von den königsberger Zeitungen ist die seit 1708, zuerst unter dem Titel „Preußische Fama" erscheinende und in weiten Kreisen der Provinz gelesene Hartung'sche Zeitung fortschrittlich, die Ostpreußische Zeitung conservativ; die Allgemeine Zeitung, welche etwa die Anschauungen des rechten Flügels der Deutsch-freisinnigen Partei vertritt, hat die stärkste Verbreitung. Zwei Journale erscheinen in litauischer, eins in polnischer Sprache.

Außer vielen andern Humanitätsanstalten und zahlreichen milden Stiftungen von Corporationen, Vereinen, Familien und Einzelnen bestehen zu Königsberg eine Provinzial-Blindenanstalt, zwei Taubstummen-Institute (ein königliches und ein auf Wohlthätigkeit begründetes), drei Waisenhäuser (darunter ein königliches und ein städtisches), das große Löbenicht'sche Hospital, das St.-Georgen-Hospital, das Krankenhaus der Barmherzigkeit.

Gemeinnützige Anstalten sind ferner: die Provinzial-Hülfskasse; städtische Sparkasse, Leihamt, Feuerwehr, Arbeitshaus, Gasanstalt, Wasserleitung, sämmtlich städtische Angelegenheit; General-Feuersocietät der ostpreußischen Landschaft, ostpreußische Städte-Feuersocietät und ostpreußische Land-Feuersocietät.

Von Begräbnißplätzen befinden sich noch sieben innerhalb der innern Festungsmauer, überwiegend in der Nähe der letztern, und zwar rechts vom Pregel: der Kirchhof der deutsch-reformirten Gemeinde, der Alt-Roßgärtner-, der Judenkirchhof, der Tragheimer-, der Polnische und der Neu-Roßgärtner Kirchhof, links vom Pregel der Haberberger Friedhof.

Die Lage Königsbergs an einem schiffbaren Strome, welcher die Stadt mit dem preußischen und russischen getreidereichen Hinterlande verbindet, die nur 40 Kilom. weite Entfernung von dem mit seltenen Ausnahmen das ganze Jahr eisfreien Seehafen Königsbergs, Pillau, die Wasserverbindung über das Frische Haff nach dem Weichselgebiete machen die Provinzial-Hauptstadt gleichzeitig zum Haupt-Handelsemporium Ostpreußens. Kleinere Seefahrzeuge können auf dem 10—20 Met. tiefen Pregel bis mitten in die Stadt gelangen, größere Schiffe dagegen löschen in der Regel oder leichtern in Pillau ihre Ladung, welche auf Lichterfahrzeugen (Bordingen) oder mit der Eisenbahn nach Königsberg Beförderung erhält.

Im J. 1883 kamen hier an: mit Ladung 1217 Schiffe von 268,361 Registertons, in Ballast oder leer 418 Schiffe von 99,925 Tons; in demselben Jahre gingen ab: mit Ladung 1711 Schiffe mit 387,437 Tons, in Ballast oder leer 39 Schiffe mit 9844 Tons. Der Schiffsverkehr weist überwiegend die deutsche, dänische, englische, norwegische und holländische Flagge auf; was die ein- und ausgeführte Gütermenge anbetrifft, so folgen sich darin England, Preußen und der Zollverein, Dänemark, Norwegen, die Niederlande, Belgien und Amerika. Zahlreiche Flußschiffe, wozu auch die polnischen „Witinnen" zu zählen sind, vermitteln den Verkehr mit dem preußischen und russischen Hinterlande. In regelmäßiger Dampfschiffverbindung steht Königsberg über See mit Stettin, Kiel, Kopenhagen, Amsterdam, Antwerpen, London und Hull; binnenwärts mit Elbing über Pillau und Braunsberg, — Memel über Tapiau, Labiau und Schwarzort, — Tilsit über Tapiau, Labiau und Skøpen — und mit Wehlau. Auf die Instandhaltung der Wasserstraßen des Binnenlandes wird große Sorgfalt verwendet; regelmäßiges Baggern erhält die Fahrbarkeit der Wasserverbindung mit Pillau.

Königsberg ist Hauptstapelplatz des gesammten Theehandels des europäischen Festlandes und zählte ehemals

zu den größten Ausfuhrplätzen des Continents für Getreide, worauf noch die ungeheuern Speichergebäude hindeuten, doch ist ein Rückgang des Verkehrs in Getreide nicht zu verkennen. Haupt-Handelsartikel sind außerdem Hülsenfrüchte, Samen und Saaten, Mühlenfabrikate, Oel und Oelkuchen, Flachs, Hanf, Heede, Leinengarn, Zwirn, Leinwand, Segeltuch, Holz und Holzwaaren, Pferde, Talg, Kerzen, Seife, Thran, rohe Häute, Felle, Leder, Wolle, Borsten und Pferdehaare, Bernstein, Steinkohlen und Coaks, Salz, Kalk, Cement, Ziegel, Steine, Gips, Metalle, Metall- und kurze Waaren, Maschinen, Instrumente, Petroleum, Zucker, Sirup, Melasse, Honig, Wein, Bier, Taback, Kaffee, Reis, rohe Baumwolle und sonstige Colonialwaaren, Butter, Heringe, Spiritus, Arac, Rum, wollene, baumwollene und seidene Waaren, Manufacturwaaren, Lumpen.

Den Handel fördern unter den Geld- und Creditinstituten eine Reichsbank-Hauptstelle (1880 mit einem Umsatze von 1,107,847,000 Mark, davon im Wechselverkehr 280,200,000 Mark, im Giroverkehr 671,300,000 Mark), die Ostpreußische General-Landschaftsdirection, welche neben ihrem Pfandbrief-Institute eine Darlehnskasse eingerichtet hat, die Königsberger Vereinsbank (Actiengesellschaft, 1879 mit 433,706,154 Mark Umsatz), die Rentenbank für Ost- und Westpreußen, eine Provinzial-Hülfskasse und ein Creditverein. Vierzehn Consulate haben zu Königsberg ihren Sitz, durch welche vertreten sind Rußland, Schweden und Norwegen, Dänemark, Oesterreich-Ungarn, Italien, Schweiz, Belgien, die Niederlande, Frankreich, Großbritannien, Spanien, Portugal, die Vereinigten Staaten von Amerika und Mecklenburg-Schwerin. Die Börse mit dem Vorsteheramte der königsberger Kaufmannschaft und dem Commerz- und Admiralitätscollegium wurde bereits weiter oben (S. 239) genannt. Alljährlich findet im Frühjahre ein bedeutender Pferdemarkt statt, namentlich für Luxuspferde, verbunden mit einem Maschinenmarkte, im Juni ein dreitägiger Wollmarkt sowie ein Jahrmarkt, besonders Leinwandmarkt (sechs Tage), außerdem im December ein siebentägiger Krammarkt und jährlich mehrere Ledermärkte. Im März findet ein eintägiger Markt für Saatgetreide und Saatkartoffeln (nur Proben) statt, der Geldmarkt für den Hypothekenverkehr vom 27. Juni bis 5. Juli und vom 27. Dec. bis 5. Jan.

Königsberg hat im Westen der innern Stadt drei Bahnhöfe: auf dem linken Pregelufer den Ostbahnhof (für die Linie Berlin-Königsberg-Eydtkuhnen der preußischen Staatsbahnen), dicht daneben und mit vorigem durch Schienenstränge verbunden den Südbahnhof und rechts vom Pregel den Pillauer Bahnhof; letztere beiden Bahnhöfe der Ostpreußischen Südbahn stehen durch die Eisenbahnbrücke über den Pregel miteinander in Verbindung. Ansehnliche Bahnhofs-Anlagen (Kaibahnhof) für den Güterverkehr befinden sich im Westen außerhalb der Stadt auf dem linken Flußufer. Die Eröffnung einer Secundärbahn nach dem Seebade Kranz steht im J. 1886 bevor. Außer mit Kranz hat Königsberg Personen-Postverbindung mit Pobethen, Labiau und Waldau. Pferdebahnlinien verbinden den Ostbahnhof und die Hintere Vorstadt einerseits mit dem Königsthore, dem Steindammerthore und den Hufen andererseits.

Die Fabrikthätigkeit ist nicht ohne Bedeutung; es bestehen mehrere bedeutende Eisengießereien und Maschinenfabriken (Annahütte, Unionsgießerei), Tabacks-Cigarren-, Seifen-, Lichtfabriken, Färbereien, große Weißgerbereien, mehrere Kalk- und Knochenbrennereien, Gipsbrennereien, eine Pianofortefabrik, Lack- und Wagenfabriken, eine Shoddyfabrik, eine Wollkämmelfabrik, eine Dampf-Wollwäscherei, eine Papier-Tapetenfabrik, eine Dachpappenfabrik, zehn Buchdruckereien, Sprit- und Essig-, Mineralwasser-, Bernsteinwaaren-Fabriken, Bierbrauereien, mehrere Dampf- und Oelmühlen, eine Preßtorf-Fabrik und Schiffswerfte; weithin bekannt sind die hier gefertigten Zuckerbäcker-Waaren, namentlich genießt der königsberger Marzipan europäischen Ruf.

Geschichtliches. Bei dem alten Twangste auf einem rechts vom untern Pregel gelegenen Hügel errichteten die Deutschordens-Ritter im J. 1255 zunächst aus Holz eine Burg, welche die Unterwerfung des Samlandes sichern sollte und zu Ehren des damals an einem Kreuzzuge des Ordens gegen die heidnischen Preußen theilnehmenden Königs Ottokar II. von Böhmen den Namen Königsberg erhielt. Unter dem Schutze dieser Burg bildete sich seit 1256 da, wo sich heute der Steindamm hinzieht, eine Ansiedelung, welche schon 1263 von den aufständischen Preußen zerstört wurde, während die seit 1257 in Stein aufgeführte Burg nicht bezwungen werden konnte. Doch nicht lange darauf erstand die Ortschaft aufs neue, diesmal indessen zwischen der Burg und dem Pregel; diese Altstadt wurde 1286 zur Stadt erhoben. Im J. 1300 wurde östlich von der Altstadt die Neustadt oder der Löbenicht gegründet; der auf der Pregelinsel entstandene Kneiphof erhielt 1327 Stadtrecht. Die genannten drei Städte welche gemeinsam den Namen Königsberg führten, bestanden nebeneinander mit völlig selbständiger Gemeindeverfassung und -Verwaltung und waren durch Mauern und Thürme befestigt und voneinander geschieden; 1340 traten diese Communen der Hansa bei und 1361 in unmittelbare Handelsverbindung mit England; schließlich wurde ihnen 1365 vom Hochmeister Winrich von Kniprode das Stapelrecht verliehen, was alles dazu beitrug, Handel und Gewerbe hier kräftig aufblühen zu lassen. Im J. 1440 trat Königsberg dem zwischen den Städten und dem landsässigen Adel des deutschen Ordenslandes zu Marienwerder geschlossenen Bunde bei, welcher letztere 1454 vom Orden abfiel und sich dem polnischen Könige Kasimir IV. unterwarf, doch schon 1455 kehrte Königsberg unter die Botmäßigkeit des Ordens zurück, in dessen Besitze die Burg geblieben war. Während des weiteren Verlaufs des erst 1466 endenden Bürgerkriegs brachen in den drei Städten heftige Parteikämpfe aus, welche selbst zu offenen Feindseligkeiten der Bürgerschaften der drei Orte gegeneinander führten. Nach dem Verluste der Marienburg verlegte 1457 der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen (gest. 1467) seinen Wohnsitz nach der Burg Königsberg. Das hiesige Ordenshaus blieb auch

Residenz aller folgenden Hochmeister: Heinrich's von Plauen (gest. 1470), Heinrich's Reffle von Richtenberg (gest. 1477), Martin's Truchseß von Wetzhausen (gest. 1489), Johann's von Tiefen (gest. 1497) und Herzog Friedrich's von Sachsen (gest. 1510); nach der 1525 vollzogenen Umwandlung des Ordensstaates in ein weltliches Herzogthum durch den letzten Hochmeister Albrecht von Brandenburg war Königsberg auch der Herrschersitz des Hohenzollern'schen Herzogshauses fränkischer Linie bis zu dem 1618 erfolgten Aussterben der letztern. Der erste Herzog Preußens, Albrecht, begründete 1544 zur Befestigung der von ihm im Lande eingeführten Reformation die hiesige Universität (das Collegium Albertinum); erster Rector derselben war Georg Sabinus, Schwiegersohn Melanchthon's. Einen Theil des alten Collegiums am Kneiphöfer Dome hatte die Herzogin Dorothea von ihrem Leibgedinge bauen lassen; das ebenda befindliche neue Collegium wurde 1569 vom Herzoge Albrecht Friedrich errichtet. An dieser Universität fand auch der Theologe Osiander unter dem Schutze des ihm persönlich befreundeten Herzogs Albrecht einen Wirkungskreis; die durch diesen Professor aufgestellte, von der Lutherischen Lehre abweichende Ansicht über die Rechtfertigung führte zu erbitterten Streitigkeiten, in deren Verlaufe der Hofprediger Johann Funck, Schwiegersohn des 1552 verstorbenen Osiander und zwei seiner Amtsgenossen als Landesverräther im October 1566 enthauptet wurden.

Auch nach dem Aussterben der fränkischen Herzogslinie der Hohenzollern und dem Anheimfalle Preußens an die brandenburgische Kurlinie dieses Hauses (1618) blieb Königsberg die Hauptstadt des Herzogthums. In dem hier am 17. Jan. 1656 geschlossenen Vertrage erkannte Kurfürst Friedrich Wilhelm für das Herzogthum die Oberlehnsherrlichkeit Schwedens an, verpflichtete sich, Karl X. 1500 Mann Hülfstruppen zu stellen, dem schwedischen Könige freien Durchzug durch Preußen, den Gebrauch der Seehäfen dieses Landes und einen Antheil an den hier erhobenen Seezöllen zu gestatten und das polnische Preußen völlig zu räumen, wofür Schweden das Herzogthum räumte und auf die früher seitens Preußens an Polen gezahlte Jahressumme Verzicht leistete. Doch schon der am 20. Nov. 1656 mit Polen geschlossene Vertrag von Labiau, welcher den Kurfürsten und seine männlichen Nachkommen als souveräne Herzoge von Preußen anerkannte, setzte die Königsberger Uebereinkunft außer Kraft und fand im polnisch-brandenburgischen Friedensvertrage zu Wehlau (19. Sept. 1657) vollste Bestätigung; gegen Rückgabe aller in Polen gemachten Eroberungen erhielt Friedrich Wilhelm das Herzogthum Preußen in voller erblicher Souveränetät. Diese Souveränetät nicht nur nach außen zu behaupten, sondern auch in der innern Verwaltung durchzuführen, war ganz im Geiste des Zeitalters, die Absicht des großen Kurfürsten. Hierbei begegnete er jedoch dem hartnäckigen Widerstande der preußischen Stände, auch der königsberger Bürgerschaft; das Haupt der gesammten städtischen Oppositionspartei war der königsberger Schöppenmeister Hieronymus Rhode, dessen Sohn im Auftrage der Stadt nach Warschau ging, um dort Hülfe im Kampfe gegen den Kurfürsten zu erbitten. Diese Sendung erfüllte ihren Zweck, fortan fand die aufständische Haltung der preußischen Stände durch Polen Förderung und Unterstützung. Während Friedrich Wilhelm in drohender Weise Heeresmassen um Königsberg zusammenzog, griffen hier die Bürger zu den Waffen und schickten sich bereits an, polnische Truppen in die Stadt einzulassen. Die Bewegung gegen den Kurfürsten erfuhr im October 1662 dadurch einen lähmenden Schlag, daß es Friedrich Wilhelm gelang, die leitende Person der Auflehnung, Hieronymus Rhode, in seine Hände zu bekommen, obwol sich seine Mitbürger bewaffnet zusammengeschart hatten, um eine Gefangennahme ihres Führers zu verhindern. Trotz der Verwendung des polnischen Königs und der Königsberger wurde Rhode des Hochverraths für schuldig befunden und nach Peitz abgeführt, wo er bis zu seinem 1678 erfolgten Tode in der Gefangenschaft verharrte. Diese energische Bethätigung des landesfürstlichen Ansehens einerseits, die trotzdem wohlwollende Haltung des Kurfürsten gegenüber den Städtern andererseits brachten es in kurzem dahin, daß Schöffen, Zünfte und Deputirte Königsbergs am 16. Nov. 1662 die Souveränetät Friedrich Wilhelm's auch in den innern Angelegenheiten des Herzogthums anerkannten. Rhode indessen blieb unbeugsam und verschmähte es, ein Gnadengesuch an den Herrscher zu richten; „er verlange Recht und keine Gnade".

Der Nachfolger Friedrich Wilhelm's, Kurfürst Friedrich III., hatte 1657 im Schlosse zu Königsberg das Licht der Welt erblickt; unter seiner Regierung gewann die Stadt in der Geschichte des preußischen Staats eine noch hervorragendere Bedeutung, denn am 18. Jan. 1701 setzte sich in der dortigen Schloßkirche Kurfürst Friedrich III. als König Friedrich I. die Königskrone auf das Haupt und erhob damit das Herzogthum Preußen zum Königreich. Am 17. Jan. hatte der Monarch hier den Schwarzen Adlerorden gestiftet. Im J. 1724 erfolgte die Vereinigung der bis dahin in ihren Gemeindeangelegenheiten getrennt verwalteten drei Städte Altstadt mit Schloßbezirk, Löbenicht und Kneiphof mit Dom unter dem gemeinsamen Namen Königsberg zu einer einzigen Stadtgemeinde, in welche letztere gleichzeitig mehrere Vorstädte und ländliche Gemeinden, die „Freiheiten", mit einbezogen wurden. Während des Siebenjährigen Kriegs erlitt die Stadt das herbe Schicksal, in den Jahren 1758—62 durch russische Truppen besetzt zu sein.

War schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Königsberg durch den Dichterbund Simon Dach's, des Rathsherrn Roberthin und des Componisten Albert eine Heimstätte poetischen Schaffens namentlich auf dem Gebiete des religiösen Liedes geworden, hatte bereits das zeitweise Wirken Hamann's und Herder's in dieser Stadt letztere zu einem auch in geistigen Beziehungen hervorragenden Orte erhoben, so verdankt Königsberg den Ehrentitel „Stadt der reinen Vernunft" seinem großen Sohne Kant (1724—1804), der 1781 eins seiner Haupt-

werke: „Kritik der reinen Vernunft“ veröffentlichte. Der bedeutende Humorist Hippel wurde 1780 dirigirender Bürgermeister und Polizeidirector von Königsberg, 1786 Geh. Kriegsrath und Stadtpräsident.

Nach der Schlacht bei Friedland (14. Juni 1807) wurde Königsberg von dem L'Estocq'schen Corps geräumt, welches sich auf Tilsit zurückzog; unmittelbar darauf fiel auch die letzte große Stadt Preußens in die Gewalt der Franzosen, welche dieselbe bis zum Tilsiter Frieden besetzt hielten. Kaum erschwingliche Contributionen, die der Stadt vom Feinde auferlegt wurden, bürdeten ihr eine große, noch heute nicht völlig getilgte Kriegsschuld auf. Zu Königsberg war es aber auch, wo sich die Wiedergeburt Preußens und Deutschlands vorbereitete. Auf die mit großen Lasten verknüpften Durchmärsche der gewaltigen französischen Truppenmassen nach Rußland im Sommer 1812 folgte zu Anfang des J. 1813 die Rückkunft der elenden Heerestrümmer, welche sich nach der von York zu Tauroggen abgeschlossenen Convention mit den Russen schnell westwärts flüchteten; von Auerswald war in jener den Sturz der französischen Weltherrschaft vorbereitenden Zeit Oberpräsident, York Generalgouverneur der Provinz, Schön Regierungspräsident von Gumbinnen. Am 21. Jan. 1813 traf der seit dem Frühjahre 1812 als Rathgeber des Zaren wirkende Freiherr von Stein zu Königsberg ein, ausgerüstet mit der umfassendsten Vollmacht Kaiser Alexander's I., die Verwaltung der Provinz Preußen bis zu einer mit König Friedrich Wilhelm III. zu treffenden Uebereinkunft zu übernehmen und alle Kräfte des Landes zum weitern Krieg gegen Napoleon I. aufzubieten. Da der preußische König nothgedrungen sich noch nicht als Feind des französischen Kaisers erklären konnte, York's eigenmächtiger Abfall von dem bisherigen Alliirten äußerlich gemisbilligt wurde und werden mußte, so schienen die Russen nicht übel Lust zu haben, die Provinz Preußen als erobertes Feindesland zu betrachten und dieselbe womöglich für immer in Händen zu behalten. Daher war es kein ganz ungerechtfertigtes Mistrauen, welches man in der Provinz gegen den Bevollmächtigten des Zaren, den Freiherrn von Stein, hegte; um dessen Eröffnungen zu vernehmen, wurde der General-Landtag von Ost- und Westpreußen nebst Litauen einberufen, welcher vom 5. bis 9. Febr. 1813 zu Königsberg tagte. Der „Königsberger Landtag“ erkannte seine legitime Autorität in York an, damit russischen Eroberungsgelüsten die Stirn bietend, und beschloß die allgemeine Landesbewaffnung, welche alle kriegstauglichen Männer im Alter von 18—45 Jahren zum Dienst in der Landwehr verpflichtete; 30,000 Wehrmänner sollte die Provinz auf eigene Kosten ausrüsten; im Falle eines feindlichen Angriffs auf dieselbe hatte das Aufgebot des Landsturms stattzufinden. Die Durchführung dieser Beschlüsse, um deren Zustandekommen sich der ehemalige Minister Graf Alexander Dohna und der königsberger Oberbürgermeister Heidemann wesentliche Verdienste erworben hatten, übernahm eine von der Ständeversammlung erwählte Generalcommission, welche an die Stelle der ordentlichen Regierungsbehörden trat. Als Friedrich Wilhelm III. an Frankreich den Krieg erklärte, war die Provinz im stande, dem König sofort ein völlig feldmäßig ausgerüstetes Corps zur Verfügung zu stellen.

Mit dem J. 1843 begann die Umwandlung Königsbergs, das seit 1626 mit Wall und Graben umgeben war, in eine Festung ersten Ranges; am 2. Aug. 1853 wurde die Strecke Braunsberg-Königsberg der Ostbahn eröffnet, wodurch die Stadt mit Berlin und dem Westen des preußischen Staats in unmittelbare und schnelle Verbindung trat; mit Eröffnung der Strecke Königsberg-Eydtkuhnen im Sommer 1860 war ein directer Schienenweg auch nach Rußland hergestellt, der alsbald einen großen Aufschwung des königsberger Getreidehandels bedingte. Nachdem im September 1865 die Linie Königsberg-Pillau der Ostpreußischen Südbahn eröffnet worden war, wurde letztere während der Jahre 1866—71 bis Prostken verlängert und streckenweise dem Betriebe übergeben und damit der straßenarme Süden der Provinz dem Verkehre erschlossen. Im J. 1875 fand zu Königsberg eine Provinzial-Gewerbeausstellung statt, welche, von mehr als 1000 Ausstellern aus 65 verschiedenen Orten beschickt, einen erfreulichen Aufschwung der königsberger und ostpreußischen Gewerbsthätigkeit unter der Regierung König Wilhelm's I. bekundete, welcher Monarch nicht nur am 18. Oct. 1861 an derselben Stelle wie sein Ahnherr Friedrich I. sich die Königskrone aufs Haupt setzte, sondern auch ein Decennium später im französischen Königsschlosse zu Versailles zum Deutschen Kaiser ausgerufen wurde, genau 170 Jahre nach dem denkwürdigen 18. Jan. 1701.

Noch ist einer Bewegung auf religiösem Gebiete zu gedenken, welche hervorgerufen wurde durch Joh. Heinr. Schönherr (geb. zu Memel 1771, gest. bei Königsberg 1826), namentlich aber durch die beiden königsberger Geistlichen Ebel und Diestel, deren Anhängern im Volksmunde der Name Mucker beigelegt wurde. Gegen diese pietistische Richtung trat zuerst Professor Olshausen auf, 1835 wurde gegen die Mucker ein Proceß eingeleitet, der 1842 mit der Absetzung der beiden Geistlichen und der Einsperrung Diestel's in eine Correctionsanstalt endete. Erst neuere actenmäßige Berichte jedoch haben dargethan, daß der auf die beiden Geistlichen geworfene Verdacht unsittlichen Lebenswandels ungerechtfertigt gewesen ist. Vgl. Graf Kanitz, „Aufklärung nach Actenquellen über den 1835—42 zu Königsberg in Preußen geführten Religionsproceß für Welt- und Kirchengeschichte“ (Basel und Ludwigsburg 1862); Hahnenfeld, „Die religiöse Bewegung zu Königsberg in Preußen“ (Braunsberg 1858); „Joh. Heinr. Schönherr's Leben und Theosophie“ (Leipzig 1871).

Große Feuersbrünste betrafen die Stadt 1764, 1769 und 1811; bedeutende Speicherbrände fanden auch am 2. Aug. 1839 und im Sommer 1845 statt.

Von den in Königsberg geborenen bedeutenden Männern seien außer Kant hier noch erwähnt: Johann Georg Hamann (der „Magus im Norden“, geb. 1730), der Componist Reichardt (1752), der Dichter Werner (1768),

der Novellist E. T. A. Hoffmann (1776), der Chirurg Dieffenbach (1794), der Kunstschriftsteller und Dichter Hagen (1797), der Historiker und Statistiker Schubert (1799), der Componist Dorn (1804), Simson der erste Präsident des Deutschen Reichsgerichts (1810), der Philolog und Alterthumsforscher Friedländer (1824), die Maler Graef (1821) und Neide (1842), der Bildhauer Hundrieser (1846).

Literatur: von Baczko, Versuch einer Geschichte und Beschreibung Königsbergs (2. Aufl., Königsberg 1804). — Faber, Die Haupt- und Residenzstadt Königsberg in Preußen; das Merkwürdigste aus der Geschichte, Beschreibung und Chronik der Stadt Königsberg (Königsberg 1840). — Jung, Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus (Königsberg 1840). — Derselbe, Königsberg und die Königsberger (Leipzig 1846). — Rosenkranz, Königsberger Skizzen (2 Bde., Danzig 1842). — Derselbe, Königsberg und der moderne Stadtbau (Königsberg 1857). — Schubert, Zur 600jährigen Jubelfeier Königsbergs (Königsberg 1855).

Der Regierungsbezirk Königsberg, der westliche Theil der Provinz Ostpreußen, wird begrenzt im Nordwesten von der Ostsee, im Osten vom russischen Gouvernement Kowno und dem ostpreußischen Regierungsbezirke Gumbinnen, im Süden von Polen und im Westen von den beiden Regierungsbezirken Danzig und Marienwerder der Provinz Westpreußen, gehört der norddeutschen Tiefebene an und wird im südlichen Theile vom seenreichen norddeutschen Landrücken durchzogen, welcher sich in der Kernsdorfer Höhe im Südsüdwesten von Osterode bis zu 313 Met. erhebt; die östlichen Abfälle der Trunzer Berge auf der westpreußischen Grenze, der Schloßberg (216 Met.) im Westsüdwesten von Preußisch-Eylau, der Galtgarben (110 Met.) des Alkgebirges im westlichen Samlande, ferner die nordöstliche Hälfte des Frischen Haffs sowie der größere westliche Theil des Kurischen Haffs gehören hierher. Die bedeutendsten Wasseradern dieses Gebiets sind in dem abgetrennt gelegenen nördlichsten Theile (Kreis Memel) die aus Rußland kommenden Dange und Minge, welche beide in das Kurische Haff münden, im Haupttheile der Pregel mit seinem den ganzen Regierungsbezirk durchkreuzenden linken Nebenflusse Alle, ferner die wie der Pregel ebenfalls in das Frische Haff sich ergießenden Frisching und Passarge, schließlich der Oberlauf der Drewenz, welche zur Weichsel geht, und im Süden des Landrückens die bald nach Polen übertretenden, sich rechts in den Narew (ebenfalls rechter Nebenfluß der Weichsel) ergießenden Omulef und Neide, welche letztere später den Namen Soldau annimmt und in Polen Wkra oder Dzialdowka heißt; im Westen verbindet der Elbing-Oberländische Kanal eine ganze Seengruppe des Oberlandes (Geserich-, Drewenz-, Röthlofsee u. s. w.) mit dem Drausensee im Südwesten von Elbing, dem Elbingflusse, der untern Weichsel (Nogat) und dem Frischen Haff, im Nordosten der Große Friedrichsgraben die Mündungsarme des Memelflusses (von denen die Gilge noch hierher gehört) mit dem untern Pregel durch die Deime. Der König-Wilhelmskanal stellt zwischen Memel und Minge und hierdurch mit der Ruß eine Wasserverbindung her.

Die Hauptnahrungszweige des Landes sind Ackerbau und Viehzucht, besonders Pferde- und Schafzucht; auch sind bedeutende Waldungen vorhanden, nämlich 23,3 Proc. des ganzen Areals, während 53,1 Proc. von Aeckern und Gärten, 9,6 von Wiesen und 10,8 von Weiden bedeckt sind. Starke Pferdezucht wird betrieben im Samland, Ermeland und im Kreise Memel, Schafzucht in den Landschaften Natangen und Barten, Schweinezucht hier und im Ermeland. Während aber Natangen und Barten zum Ackerbau wohl geeignet sind, läßt das rauhere Klima des Oberlandes nur geringe Erträge in der Landwirthschaft zu. Das Mineralreich liefert fast nur Bernstein an der Ostseeküste des Samlandes und Torf in den Brüchen am Kurischen Haff nordöstlich von der Deime. Die Industrie ist von nicht erheblichem Umfange und hat ihren Mittelpunkt in Königsberg, dagegen ist Handel und Schiffahrt der Küstenstädte sehr ansehnlich, namentlich in Königsberg, Pillau und Memel.

Der Regierungsbezirk zählt auf 21,107,27 □Kilom. (1880) 1,155,545 Einwohner (55 Einw. auf 1 □Kilom.); letztere zerfallen der Confession nach in 899,045 Evangelische, 238,398 Katholiken (überwiegend im Ermeland), 12,427 Juden, 4591 Sektirer und 1084 anderer Religionen oder ohne nähere Angabe; am Kurischen Haff im Kreise Memel wohnen etwa 45,000 Litauer, im Oberlande in den Kreisen Osterode, Neidenburg und Ortelsburg etwa 190,000 Polen protestantischen Bekenntnisses (Masuren).

Der Bezirk zerfällt in die 20 Kreise: Stadt Königsberg (20,48 □Kilom.), Landkreis Königsberg (1051,38 □Kilom. mit 53,143 Einwohnern, davon 52,476 Evangelische, 360 Katholiken und 106 Juden; mithin 51 Einwohner auf 1 □Kilom.; Landrathsamt in Königsberg), Fischhausen, Labiau, Wehlau (diese fünf Kreise bilden das Samland); Memel (Litauen); Heiligenbeil, Preußisch-Eylau, Friedland, Gerdauen (Natangen); Rössel, Rastenburg (Barten); Braunsberg, Heilsberg, Allenstein (Ermeland); Preußisch-Holland, Mohrungen, Osterode, Neidenburg und Ortelsburg (Oberland).

Der Bezirk des Oberlandesgerichts Königsberg umfaßt die Provinz Ostpreußen und die acht Landgerichtsbezirke Königsberg, Braunsberg, Bartenstein, Allenstein, Memel (Regierungsbezirk Königsberg), Tilsit, Insterburg und Lyck (Regierungsbezirk Gumbinnen). — Zum Bezirk des Landgerichts Königsberg gehören die acht Amtsgerichte Königsberg, Fischhausen, Pillau, Labiau, Mehlauken, Wehlau, Tapiau und Allenburg.

Schließlich ist der Regierungsbezirk Königsberg der Bezirk der Oberpostdirection Königsberg, des Oberstaatsanwalts, des Departements-Thierarztes und der Departements-Ersatzcommission der 1. und 2. Infanterie-Brigade, sämmtlich zu Königsberg. (*Karl Wilke.*)

KÖNIGSBERG (in der Neumark), alte preußische Kreisstadt der Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk

Frankfurt, Kreis Neumark, an der zur Oder gehenden Nörike und an der Linie Breslau-Stettin der preußischen Staatsbahnen, in 48 Met. Höhe, 70 Kilom. im Norden von Frankfurt an der Oder. Die (1880) 6570 protestantischen Bewohner, 3520 männlichen und 3050 weiblichen Geschlechts, führen in 539 Häusern 1350 Haushaltungen. Zur Stadt gehören 3858 Hekt. Land, wovon 2798 Hekt. Acker, 607 Hekt. Wiesen sind u. s. w. Die Stadt umzieht eine von freundlichen Promenaden begleitete 3,8 Met. hohe, 1879 Met. lange Mauer mit zum Theil abgetragenen und zugeschütteten Wachtthürmen, Wällen und Gräben. Das Schwedter Thor und das etwa 500 Jahre alte Rathhaus sind im gothischen Stile gebaut. Die Marienkirche hat einen 1860 vollendeten, 101 Met. hohen Thurm, ein 29 Met. hohes Dach und eine große Orgel. Die Stadt hat Post- und Telegraphenamt, Kreisamt und Gericht, Volksbank und Waarendepot, seit 1817 ein Gymnasium. Sie wird schon früh als Hauptstadt der Neumark erwähnt; einen Berg hat sie nicht und auch nichts mit einem Könige zu schaffen. Von altersher gehörte sie den Bischöfen von Brandenburg und 1270 kam sie an die Markgrafen. Im J. 1335 —1344 war sie, wie auch Soldin, Münzstadt. Im J. 1349 sagte sie sich von der Partei des falschen Waldemar los und bekam dafür vom Markgrafen Ludwig das Dorf Bernickow geschenkt. Im J. 1660 gehörte sie zu den sieben zollfreien Städten der Mark. Das Lutherthum fand früh Eingang und an Stelle der nach Fürstenwalde geflüchteten Augustiner-Mönche erhielt die Stadt evangelische Pfarrer. Im November 1627 lagen die Oesterreicher unter Montecuculi hier und zum Schluß des Dreißigjährigen Kriegs war die Stadt verarmt und verödet. Im Siebenjährigen Kriege und 1806 hatte Königsberg schwere Summen aufzubringen. Im J. 1809 wurde die Regierung von Küstrin hierher verlegt und 1815 von hier nach Frankfurt, welches damals seine Universität verlor.

Der Kreis Königsberg, 27,84 geogr. □Meilen oder 1533,76 □Kilom., etwa 63 Kilom. von Norden nach Süden, ist eine gut bewässerte Fläche, fast ganz auf rechter Seite der Oder gelegen, deren 55,2 Kilom. langes und 11 bis 22 Kilom. breites Thal von einem Höhenrande eingefaßt ist, der bisweilen bis dicht an die Oder tritt. Seit 1747 und fernerhin sind die endlosen, der Gesundheit schädlichen, von Fischen wimmelnden Gewässer des Oderbruchs bewältigt und es ist viel fruchtbarer Ackerboden gewonnen durch Ableitungen und Eindämmungen. Der höchste Punkt des neumärkischen Plateaus ist der Koboldsberg am Thalrande bei Pätzig und Raduhn, von 137 Met. Höhe. — Die 8 Städte des Kreises: Königsberg, Küstrin, Bärwalde in der Neumark, Neudamm, Schönfließ, Fürstenfelde, Zehden und Mohrin, nebst den 100 Landgemeinden und 74 Gutsbezirken zählen 98,355 Bewohner, von denen 49,578 männlichen und 48,777 weiblichen Geschlechts sind. Diese führen in 9467 Wohnhäusern (110 haben andere Bestimmung) 20,551 Haushaltungen. Im J. 1871 zählte man in den 175 Gemeinden 582 Katholiken, 121 andere nichtprotestantische Christen und 690 Juden; 70 Blinde, 94 Taubstumme und 144 Irre und Blödsinnige; 4932 konnten weder lesen noch schreiben. — Von der gesammten Fläche haben 19,4 Proc. Lehm- und Thonboden, 32,8 Proc. lehmigen Proc. Sand, 41,9 Sand, 1,9 Proc. Moorboden, 4 Proc. Wasser; 54,1 Proc. sind Acker, 24,7 Proc. Holzungen, 9,6 Proc. Wiesen, 3,4 Proc. Weiden. — Im J. 1865 zählte man 11,950 Pferde (zur Zucht 56 Hengste und 600 Stuten); 25,557 Rinder (13,981 Kühe und 379 Bullen); 164,414 Schafe (121,189 Merinos); 22,995 Schweine; 9944 Ziegen. — Es ertrugen die staatlichen 30,373 Morgen Domänen Acker 52,148 Thaler; die 81,461 Forsten 41,544 Thlr.; die städtischen 10,744 Morgen Land 8124 Thlr.; die ländlichen 3236 Morgen 3912 Thlr.; die kirchlichen 11,745 Morgen 18,446 Thlr.; die 928 Morgen der Schulen und Stiftungen 2382 Thlr.; die 572,534 Morgen aller ertragsfähigen Liegenschaften 845,407 Thlr.

Kurfürst Friedrich II. erwarb die Neumark 1455; dieselbe war ehemals in Landschaften getheilt. Als oberste Provinzialbehörde bestand die Institution der Landvögte. Der Landvogt regierte an Stelle des Markgrafen als Militär- und Civilgouverneur mit dem Rechte der Verwaltung der landesherrlichen Grundstücke, der Gefälle- und Abgabenerhebung, der Handhabung des Rechts und der Aufbietung der Vasallen. — Wahrscheinlich unter der Herrschaft des Deutschen Ordens im 15. Jahrh. erfolgte die Eintheilung in Kreise durch Zusammenlegung der Landschaften. Der Königsberger Kreis ward aus Küstrin, Bärwalde, Königsberg und Schildberg gebildet. Im J. 1816 wurden Schildberg und Küstrin abgezweigt, Küstrin kam mit dem Jahre 1837 wieder hinzu.

(*G. A. von Klöden.*)

KÖNIGSBERG (in Franken), Stadt im Herzogthume Koburg-Gotha, in einer vom bairischen Regierungsbezirke Unterfranken eingeschlossenen Enclave, anmuthig gelegen im Haßgau (südliche Abdachung der Haßberge), 7 Kilom. von der bairischen Eisenbahnstation Haßfurt am Main; Sitz eines Post- und Telegraphenamts und eines Amtsgerichts; Stadtrath mit landräthlicher Competenz; Zahl der Bewohner 1880: 956, darunter 944 Evangelische, 10 Katholiken, 2 Dissidenten (im J. 1875: 949 Einwohner). Hauptnahrungszweig ist Landwirthschaft mit Wein- und Hopfenbau, sowie bedeutender Obstbau. Außerdem besteht eine leistungsfähige Maskenfabrik, die 27 Personen beschäftigt und 2 Gerbereien. Bemerkenswerthe Gebäude sind die alte 1379 bis 1446 erbaute Stadtkirche im gothischen Stile und das Geburtshaus des Mathematikers und Astronomen Johannes Müller, genannt Regiomontanus, mit 1876 angebrachter Gedenktafel (derselbe ist hier geboren am 6. Juni 1436). Auf dem Markte die 1870 errichtete Statue des Regiomontanus. In Königsberg wurde 1673 auch der Reichsgraf und General-Feldmarschall Friedrich Heinrich von Seckendorf geboren. In der Nähe die Ruine der Burg Königsberg mit Aussichtsthurm.

Die Gründung der Burg Königsberg (Gunzberg, Küntzburg, Kunigsberg) glaubt man ins 8. Jahrh. n. Chr.

zurückverlegen zu können. Im J. 948 beruft Ernst von Künßberg ein Turnier nach Schweinfurt. Die Stadt Königsberg wird 1180 von dem mit der Herzogin von Meran verehelichten Herzoge Ulrich von Kärnten gegründet. Die Burg gehörte bis 1248 zu den meranischen Besitzungen und wurde nach dem Ableben des Herzogs von Meran vom Bisthume Bamberg als verfallenes Lehn eingezogen. Daraus entstand ein Krieg mit den Erben, nach dessen Beendigung 1249 der Feldhauptmann des Bischofs, Graf Hermann von Henneberg, die Burg Königsberg als Pfand erhielt. Der Termin der Einlösung wurde aber nicht wahrgenommen, denn Graf Berthold von Henneberg verpfändet 1329 Schloß und Stadt Königsberg an die Herren von Salza. Im J. 1330 wird Berthold von Henneberg vom Kaiser Ludwig dem Baier mit Burg und Stadt Königsberg belehnt. Im J. 1333 erhält Königsberg das Privilegium eines Wochenmarktes und wird wahrscheinlich um diese Zeit auch zur Stadt erhoben. Bei der Landestheilung nach dem Tode des Grafen Heinrich VIII. von Henneberg-Schleusingen im J. 1347 erhielt es dessen Schwester Jutta, deren Tochter Sophie es dem Burggrafen Albrecht zu Nürnberg zubrachte. Im J. 1394 kommt es durch Kauf an das Bisthum Würzburg, welches es seinerseits im J. 1400 an Friedrich Wilhelm den Streitbaren von Sachsen verkaufte. Beim kursächsischen Haus blieb Königsberg bis 1547, in welchem Jahre sich Markgraf Alcibiades von Brandenburg der Stadt bemächtigte und damit auch von Kaiser Karl V. belehnt wurde. Im J. 1551 ging es jedoch wieder auf die rechtmäßigen Besitzer über und wird abermals an das Bisthum Würzburg verpfändet, aber vom Herzoge Johann Wilhelm wieder eingelöst. Im J. 1640 erhielt vermöge der Weimarischen Punctation Herzog Ernst von Gotha die Stadt Königsberg, die seitdem ein integrirender Theil des Herzogthums Sachsen-Koburg ist. Damals war die Burg schon sehr baufällig, es wurden zwar einige Reparaturen vorgenommen, aber nicht weitergeführt, sodaß sie allmählich ganz verfiel.

(*A. Schroot.*)

KÖNIGSBERG (in Urkunden Chuningesberg), Stadt in der preußischen Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, Kreis Biedenkopf, mit (1880) 910 Einwohnern. In der Nähe große Kalkbrennereien, ein bedeutendes Eisenbergwerk und auf einer Basaltkuppe die Ruinen des alten Schlosses Hohen-Solms. Königsberg wurde wahrscheinlich um 1226 gleichzeitig mit der Burg Hohen-Solms von einem Markwart von Solms erbaut. Im J. 1350 verkaufte es Philipp von Solms an den Landgrafen Ludwig den Eisernen, behielt sich aber den Einsitz daselbst vor, den er dann im J. 1357 ebenfalls abtrat. Von da ab blieb die Stadt hessisch. Sie kam an die Darmstädter Linie, gehörte also zum Großherzogthum Hessen. Im Friedensvertrage zwischen Preußen und Hessen im J. 1866 wurde sie an ersteres abgetreten.

(Dr. *Walther.*)

KÖNIGSBERG, Stadt im österreichischen Herzogthume Schlesien, unweit des linken Oderufers, 35° 48′ östlich von Ferro, 49° 47′ nördl. Br. und in einer Meereshöhe von 260 Met. gelegen, hat (1880) 1366 Einwohner, mit den in denselben Gemeindeverband gehörigen Orten Josephsdorf (251 Einwohner) und Lagnau (600 Einwohner) 2217. Königsberg ist der Sitz eines Bezirksgerichts und gehört zur Bezirkshauptmannschaft Troppau. Die Eisenbahnstation Schönbrunn ist eine Fahrstunde von Königsberg entfernt. Die bedeutendste industrielle Unternehmung des Städtchens ist eine Seidenbandfabrik. Eine Merkwürdigkeit des Ortes ist der schiefgebaute Kirchthurm.

(*Fr. Grassauer.*)

KÖNIGSBERG (Regius Mons, Regiomontium), Stadt im nordwestlichen Böhmen am rechten Ufer der Eger, zum Bezirk Falkenau gehörig, Eisenbahnstation (Königsberg-Mariakulm) der Buschtehrader Bahn Prag-Eger, hat nach der Zählung von 1880: 4041 Einwohner, die zumeist das Kleingewerbe und die Landwirthschaft betreiben. Eine Spinn- und Baumwollwebwaarenfabrik, sowie die daselbst befindliche „erste österreichische Alizarin-Farbwaarenfabrik" repräsentiren die Großindustrie. Bemerkenswerth ist ferner die Möbel- und Bautischlerei, die 54 Meister und zahlreiche Hülfsarbeiter beschäftigt. Eine vom Staate im J. 1873 errichtete Tischlerfachschule verstand es, auf die Technik und Geschmacksrichtung dieses Gewerbes veredelnden Einfluß zu üben. Das Schulwesen ist vertreten durch eine fünfklassige Knaben- und eine fünfklassige Mädchenschule, das Vereinswesen durch 11 Corporationen, darunter einen deutsch-politischen Fortbildungsverein, aber auch ein katholisch-politisches Casino. Das Rathhaus ist in einem von den Grafen Metternich (1679), welcher Familie die Herrschaft Königsberg früher gehörte, erbauten Schlosse untergebracht. Die Pfarrkirche, welche unter dem Patronate des Kreuzherrenordens steht, wurde in ihrer gegenwärtigen imponirenden Gestalt durch den Kreuzherrengroßmeister Martin Constantin Beinlich (der eine Zeit lang Pfarrer in Königsberg war) im J. 1712 erbaut. Die im J. 1696 durch die Metterniche errichtete St.-Ursulakirche brannte 1874 ab. Das daneben erbaute Ursulaspital besteht noch.

Königsberg ist eine alte Ansiedelung. Urkundlich wird es nachweisbar schon zum Jahr 1232 als „Cuningberch" erwähnt, welchem Orte die Prämonstratenser-nonnen von Doxan im genannten Jahre mit Bewilligung des Königs Wenzel I. eine Art städtischer Organisation mit dem Marktrechte verliehen. Im J. 1286 wurde von König Wenzel II. die Kirche von Königsberg dem Kreuzherrenorden übertragen, jedoch 1294 an das Kloster Waldsassen zurückgestellt. Bald darauf traten aber die Kreuzherren in den dauernden Besitz des Patronats. Ob das 1634 von den Schweden zerstörte alte Schloß auf dem Schloßberge schon im 12. Jahrh. bestand, ist wahrscheinlich, aber nicht nachweisbar. Die Stadt Königsberg theilte Jahrhunderte hindurch die Schicksale der Herrschaft Königswart. Dieselbe gehörte bis zu Ende des 16. Jahrh. als Lehen zum königlichen Schloß Stein-Elbogen. Im J. 1596 kaufte Hans Popp, Kammerdiener Kaiser Rudolf's II., von der königlichen Kammer Gut und Stadt, veräußerte seinen Besitz jedoch schon 1600 an den Herrn Kaspar den ältern Belwitz von Nostitz. Von diesem kaufte

die Gemeinde Königsberg 1603 sich und die Herrschaft frei. Nach der Schlacht am Weißenberge zog der Fiscus den Besitz an sich und überließ ihn kaufsweise 1679 an die Familie Metternich, bei welcher er bis 1726 verblieb. Seither wechselten die Herrschaftsbesitzer rasch. Städtische Privilegien erhielt Königsberg von Karl IV. (1364), Wenzel (1406), Sigismund (1420, 1437), Wladislaus (1477), Ludwig (1522), Ferdinand I. (1537), Max II. (1570), Rudolf II. (1579, 1595) und Matthias (1612). *(L. Schlesinger.)*

KÖNIGSBERG (ungar. Újbánya) ist eine alte Bergstadt im Barscher Comitate (Ungarn), nicht weit vom rechten Ufer des Granflusses, westsüdwestlich von Schemnitz. Sie liegt in einem von schroffen, kahlen Trachytbergen umgebenen Kesselthale und ist jetzt ein unbedeutendes Städtchen mit nur 4190 Einwohnern, die größtentheils Slowaken und römisch-katholisch sind. Ursprünglich war es eine deutsche Stadt mit reichen Goldgruben. Korabinsky schreibt in seinem geographisch-historischen und Producten-Lexikon von Ungarn Folgendes: „Vor Zeiten waren die Goldgruben allhier überaus ergiebig, sodaß die Hauer nur mit dem Goldstaube bezahlt wurden, welcher sich an ihre Kleider und an ihre Werkzeuge unter währender Arbeit angesetzt hat. Dieser außerordentliche Bergsegen machte es, daß die Einwohner bei den Königen in großem Ansehen standen.... Unter Matthias Corvinus kam diese Stadt noch in größeren Flor, sie führt auch noch zum Andenken einen Raben mit einem goldenen Ringe im Schnabel in ihrem Wappen. So wie die Einwohner aber bei den Königen beliebt waren, so wurden sie im Gegentheil wieder übermüthig, stellten üppige Tractamente in den Berggruben an und begingen die schändlichsten Ausschweifungen, bis das Maß ihrer Bosheit erfüllet und über 400 Personen beiderlei Geschlechts das Unheil betroffen, unterm Schmause durch ein Erdbeben in einer weitläufigen Erzgrube von den Bergen ganz verschüttet zu werden. Das Blut der Erschlagenen floß etliche Tage aus dem Erbstollen"(!). Wie überhaupt in den oberungarischen Bergstädten, so war auch in Königsberg die unter Leopold I. eingeleitete grausame Verfolgung der Protestanten die Hauptursache des Verfalls des Bergbaues. Die arbeitsamen deutschen Protestanten wurden vertrieben und an ihre Stelle wurde allerlei slawisches Volk angesiedelt, wenn es nur gut katholisch gesinnt war. In Königsberg hat der Bergbau fast ganz aufgehört. *(J. Hunfalvy.)*

KÖNIGSBERG, Fabrikort im westlichen Böhmen, im Egerbezirk, an der Eger, (1880) mit 2500 Einwohnern, Tuch- und Wollenzeugmanufacturen, Getreide- und Hopfenhandel. *(R.)*

KÖNIGSBERG ein 553 Met. hoher Gipfel im Pfälzer Gebirge, südwestlich von Wolfstein in der bairischen Pfalz. — Der Große und Kleine Königsberg heißt ein 1029 und 1027 Met. hoher Gipfel im Oberharze, im Süden des Brocken, bei den Hirschhörnern und dem Brockenfelde. Ein 316 Met. hoher Königsberg steht im Nordwesten des Harzes, im Süden von Groß-Döhren; ein 143 Met. hoher im Ibbenbührener Steinkohlengebirge bei Ibbenbühren. *(G. A. von Klöden.)*

KÖNIGSBLAU, eine Bezeichnung für fast alle schönen blauen Farben; gleichbedeutend mit Berliner-, Pariser-, Smalteblau; auch Namen für das mit Indig echt gefärbte Tuch. *(R.)*

KÖNIGSBRONN, Saline, Sol- und Thermalbad, bei Unna in der preußischen Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Hamm, zählt (1880) 800 Einwohner und gehört zur Bürgermeisterei Unna. Besitzerin der Saline, des Bades und der gleichnamigen Steinkohlenzeche ist die Gewerkschaft Königsbronn. Die Saline (jetzt die bedeutendste Westfalens), mit 3000 Met. langen Gradirhäusern und 28 Siedepfannen, producirt jährlich 260,000 Ctr. Salz. Das Bad war 1884 von 3000 Curgästen besucht. *(R.)*

KÖNIGSBRONN, Pfarrdorf im würtembergischen Jagstkreise, Oberamt Heidenheim, mit 1256 Einwohnern (1880), am Ursprunge der Brenz, Station der Brenzbahn Aalen-Ulm. Daselbst befindet sich ein königliches Eisenhüttenwerk, an welchem ein großer Theil der Einwohner beschäftigt ist, sodaß der Gewerbebetrieb den Feldbau und die Viehzucht überragt. Das Hammerwerk wird von der Brenzquelle getrieben, die aus tiefem, dunkelblauem Felsenkessel, dem „Königsbronne", entspringt. Dem Brenzursprunge gegenüber am entgegengesetzten Thalrande bricht die Pfeffer hervor, welche den Schmelzofen treibt. In der Mitte des Dorfes steht das alte Cistercienserkloster, dessen Hauptgebäude von Angehörigen des Hüttenwerks bewohnt wird. Die Kirche enthält viele Gedenktafeln aus Gußeisen und das steinerne Denkmal einer Gräfin von Helfenstein.

Die Gegend gehörte ursprünglich den Grafen von Helfenstein, welche von ihrer Burg auf dem in der Nähe des Brenzursprungs gelegenen Felsen, dem Herwartstein aus, dieselbe beherrschten. Kaiser Rudolf von Habsburg konnte im Kampfe mit den schwäbischen Rittern nur mit Mühe den Grafen Ulrich Helfenstein bezwingen und seine Feste brechen (Herbst 1287). Kaiser Albrecht gründete hier in den Jahren 1302 und 1303 das Cistercienserkloster, welches nach ihm Königsbronn genannt wurde. Das Kloster stattete er mit Helfenstein'schen Gütern aus, die, damals verpfändet, mit 1500 Mark Silber ausgelöst wurden. Im J. 1308 vermachte der Kaiser seiner Stiftung den Kirchensatz in Reutlingen und er würde derselben noch mehr zugewendet haben, hätte sein frühzeitiger Tod ihn nicht daran gehindert. Kaiser Karl IV. schenkte dem Kloster das Patronatsrecht der Kirche in Pfullendorf, welche Stadt Königsbronn 1360 ins Bürgerrecht aufnahm. Zu Gunsten des Klosters beschränkte der Kaiser die im J. 1365 an Helfenstein ertheilte Belehnung mit allen Eisenwerken in Helfenstein'scher Herrschaft und Wildbännen gelegen, und verbot 1366, auf allen Gütern des Klosters „Eisenerz zu graben und Eisenwerk zu machen". Nach Karl's IV. Tode begab sich Königsbronn in den Schutz des Herzogs Leopold von Oesterreich; die Kaiser Ruprecht und Sigismund zogen die Schirmvogtei von neuem an das Reich und bestätigten die klösterlichen

Privilegien. Doch gelang es den Grafen von Helfenstein, die Schutzvogtei zu erlangen, die ihnen schon einmal unter Karl IV. auf kurze Zeit verliehen war. Da aber Johann von Helfenstein das Kloster bedrückte, daß der Convent sich zerstreute und der Gottesdienst aufhörte, so klagten die Mönche bei Kaiser Sigismund, welcher im J. 1431 die Schirmvogtei der Gräfin Henriette von Würtemberg übertrug, um sie schon 1434 wieder an sich zu ziehen. Dasselbe that Kaiser Friedrich III., der auch 1446 dem Kloster einige Vorrechte gab. Gleich darauf erneuerte er den Grafen Helfenstein den Brief über die Pfandschaft der Vogtei des Klosters, welche ihren Vorfahren unter Karl IV. verpfändet war, und als im J. 1448 die Grafen die Herrschaft Heidenheim an Graf Ulrich von Würtemberg verkauften, so kam auch das Kloster unter Würtemberg.

Seitdem waren die Besitzer der Herrschaft Heidenheim in der Regel auch Besitzer der Klostervogtei, welche daher im J. 1450, nachdem Königsbronn im Städtekriege großen Schaden erlitten, an Baiern überging. Herzog Georg von Baiern versprach 1481, das Kloster im Namen Oesterreichs zu schützen, „da es eigentlich dem Hause Oesterreich und dem Reiche gehöre". Kaiser Maximilian gebot im J. 1504 dem Abte, das Kloster dem königlichen Interesse zu erhalten, und Karl V. bestätigte 1522 seine Privilegien. Die Aebte wurden zu den Reichstagen berufen und unterzeichneten als unmittelbare Reichsstände die Abschiede derselben. Der Einführung der Reformation widersetzte sich das Kloster anfänglich mit Oesterreichs Hülfe. Erst der Abt Johann Epplin, der 1553 sein Amt antrat, nahm den protestantischen Glauben an und führte die Reformation durch. Im J. 1588 kam ein Vergleich zwischen Oesterreich und Würtemberg, das seine Ansprüche stets erneuert hatte, zu Stande, durch welchen ersteres seinen Ansprüchen auf Königsbronn gegen Uebergabe des Klosters Päris im Elsaß völlig entsagte. Nach der Reformation wurde auch hier eine höhere Schule errichtet, deren berühmtester Zögling Nikodemus Frischlin war. Im Dreißigjährigen Kriege hatte auch Königsbronn viel zu leiden; der Westfälische Friede bestätigte die Landesherrlichkeit Würtembergs.

Das Kloster-Oberamt wurde 1806 aufgelöst und der Bezirk fast vollständig dem Oberamte Heidenheim zugetheilt. In demselben Jahre starb der letzte Prälat des Klosters, an seine Stelle trat ein Pfarrer.

(*Wilh. Höchstetter.*)

KÖNIGSBRÜCK, Städtchen im Königreiche Sachsen, in der Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Kamenz, mit einem Schlosse, welches südwestlich davon auf einem von der Pulsnitz umschlossenen Felshügel liegt, Mittelpunkt der etwa $1\frac{1}{2}$ □Meilen umfassenden Standesherrschaft gleichen Namens, welche südlich und westlich von der Pulsnitz, östlich vom Schwarzwasser und nördlich von der preußischen Provinz Brandenburg begrenzt wird. Haupterwerbszweig der Einwohner (1880: 1960) bildet die Töpferei; das dunkelfarbig glasirte königsbrücker Geschirr hat ein weites Absatzgebiet.

Die gegen Ueberfälle sichern Schutz gewährende Oertlichkeit lockte wol frühzeitig zur Erbauung einer Burg und die Lage an der Kreuzung der beiden hier den Grenzfluß zwischen der Mark Meißen und dem Budissiner Lande (der spätern Oberlausitz) überschreitenden uralten Handelsstraßen, nämlich der von Thüringen über Leipzig, Oschatz und Großenhain nach Schlesien und Polen und der aus Franken durch das Vogtland und Erzgebirge über Zwickau, Chemnitz und Dresden nach Frankfurt a. O. führenden (des sogenannten Frankfurter Gleises), sowie der Zoll, welcher infolge davon an dieser Stelle von allen die Brücke über die Pulsnitz passirenden Frachten erhoben wurde, verliehen der unter der Burg entstandenen Ortschaft frühzeitig eine gewisse Bedeutung. Ihre erste Erwähnung, als Konigisbroke, stammt aus der Stiftungsurkunde des Klosters Marienstern von 1248. Als Markgraf Otto von Brandenburg die Oberlausitz im J. 1268 in zwei Hälften theilte, schlug er zu Budissin „die Stadt Löbau, Reschwitz, Konigsbrucke mit ihrem Zubehor und halb Hoyerswerde."[1]) Als Stadt wird es (Kunigsbruke) zuerst 1351 genannt; da eine slawische Form des Namens nicht vorkommt, so ist der Ort vermuthlich erst von den Deutschen angelegt worden. Seinen Namen führt er wol nicht als die Gründung eines Königs, sondern davon, daß er dem Landesherrn unmittelbar gehörte.

Jenen Zoll und darum wahrscheinlich auch Königsbrück selbst besaßen in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. die in dieser Gegend reichbegüterten Herren von Kamenz. Dieselben hatten der von ihnen begründeten Pfarrei Crostwitz „von dem Zoll zu Königsbrück ein Talent Pfennige jährlich ausgesetzt", und als im J. 1248 die drei Brüder Witego, Burkhard und Bernhard von Kamenz das Kloster Marienstern stifteten, überwiesen sie demselben nicht nur die sämmtlichen Einkünfte der Pfarrei Crostwitz, sondern unter anderm noch ein zweites „Talent vom Zoll zu Königsbrück jährlich".[2]) Wahrscheinlich im Zusammenhange mit der Verwirkung der gesammten Lehnsherrschaft Kamenz durch Witego von Kamenz stand auch die Entziehung des Zolls zu Königsbrück. Schon bevor die Gebrüder von Kamenz (12. Juli 1318) förmlich auf erstere Verzicht leisteten, disponirte Markgraf Waldemar von Brandenburg als Landesherr über den letztern, indem er die Bürger von Budissin (1. März 1318) anwies, sich für die ihm geborgten 100 Schock Groschen[3]) von „seinem" Zoll zu Königsbrück bezahlt zu machen, und auch nach ihrer Wiedereinsetzung in ihre Herrschaft unter König Johann von Böhmen erhielten sie den Zoll zu Königsbrück nicht zurück; derselbe scheint vielmehr von da an den Besitzern des Orts selbst gehört zu haben, die nun Jahrhunderte hindurch durch willkürliche Erhöhung des Zolltarifs immer aufs neue Anlaß zu Beschwerden der die Straße befahrenden Kaufleute boten. Schon 1331 verordnete König Johann auf die Klage der Kaufleute von Breslau „über die Beschwerung und Härtigkeit des

1) Köhler, Codex dipl. Lusat. sup. 92. 2) Knothe im Neuen laus. Magazin, Jahrg. 1864, S. 221; ebendas. 1866, S. 384. 3) Codex dipl. Lusat. 220.

Zolls zu Königsbrück", daß fortan die Abgabe nicht mehr nach dem Werthe der Waaren, sondern nur nach der Anzahl der Pferde (für jedes Pferd ein prager Groschen) erhoben werden solle.[4]) Mit diesem in Königsbrück zu erlegenden Zolle hing, wenigstens später, noch ein anderer königsbrücker Geleitszoll zusammen, den der jedesmalige Besitzer von Königsbrück für Sicherhaltung der von Dresden durch die Heide bis Königsbrück führenden Straße an der dresdener Elbbrücke durch einen besondern Zöllner erheben ließ. Dieser Zoll bildete sonach ein Pertinenzstück zu Königsbrück.[5])

In kirchlicher Hinsicht stand Königsbrück wie die ganze Oberlausitz unter dem Bisthume Meißen; 1346 erscheint es als eine zur sedes Kamenz gehörige Parochie. Der erste namentlich bekannte Besitzer von Königsbrück ist der in einer Urkunde Markgraf Friedrich's von Meißen vom 8. Sept. 1298 als Zeuge vorkommende Heinricus de Konigesbruck. Möglicherweise ist dieser identisch mit dem Heinricus de Waldowe, der im J. 1272 bei einem zwischen dem Stifte Meißen und dem Markgrafen von Brandenburg geschlossenen Vergleiche als einer der vornehmsten Zeugen aus dem oberlausitzer Adel fungirte und dessen Geschlecht zu Anfang des 15. Jahrh. Königsbrück besaß. Einen Antheil daran müssen jedoch im 14. und 15. Jahrh. auch die Herren von Schönfeld, welche zugleich für ihre links der Pulsnitz gelegenen Besitzungen meißnische Vasallen waren, gehabt haben; es scheint sogar, als ob die Markgrafen von Meißen sich ihrer zu dem Versuche bedient hätten, den nicht unwichtigen Grenzort in ihre Hand zu bringen. Aber die Bürger von Budissin brachten denselben „nicht ohne Mühe und Noth zur Unterthänigkeit unter die Krone Böhmen und unter deren Herrschaft" zurück, wofür Kaiser Karl IV. ihnen am 11. Jan. 1351 das ausdrückliche Versprechen gab, das Städtlein mit seinen Zugehörungen nie von der Krone Böhmen und der Landvogtei Budissin zu trennen. Wahrscheinlich rächten sich die von Schönfeld an den Budissinern durch Beraubung ihrer Kaufleute oder andere Gewaltthat, und deshalb zogen 1355 die oberlausitzer Sechsstädte gegen Königsbrück und „branten ab der Schonewelder Hof an dem stetil". Noch 1378 verlieh Landgraf Friedrich von Thüringen der Ehefrau des Ritters Sifried von Schonenfeld unter anderm Zinsen zu Königsbrück zum Leibgeding; ebenso wurden 1465 die Brüder Sifried und Jan von Schonfeldt u. a. auch mit Zinsen zu Königsbrücke belehnt und 1472 kauften die Herren von Donyn auf Königsbrück dem Siffert von Schonfeldt eine Wiese vor Königsbrück an der Pulsnitz gelegen mit Ober- und Niedergerichten ab.[6]) Ob der meißener Domherr Franz von Kunigspruck, der 1382 fg. als Zeuge genannt wird und 1390—1398 Propst zu Großenhain, später bis 1402 Propst zu Wurzen war[7]), der Familie der Besitzer von Königsbrück angehört hat, läßt sich nicht bestimmen. Die Herren von Waldau müssen dieser Besitzung ebenfalls verlustig gegangen sein, denn im J. 1426 wird ein Streit, in welchen Georg von Waldau wegen eines Todtschlags mit Kurfürst Friedrich dem Streitbaren gerathen, zu Rochlitz dahin geschlichtet, daß letzterer dem erstern zur Wiedererlangung seines Städtleins Königsbrück behülflich sein, aber dafür, sobald dies geschehen, die Hälfte davon sofort erhalten und gegen Zahlung von 1500 Fl. rhein. binnen Jahresfrist auch die andere Hälfte solle hinzuerwerben können.[8]) Doch kann dieser Vertrag nicht zur Ausführung gekommen sein, vielmehr findet sich bald darauf der Landvogt der Niederlausitz, nachher auch der Oberlausitz, Hans von Polenz, im Besitze von Königsbrück und dieser verkaufte es an den Burggrafen Wenzel III. von Donyn aus der Grafensteiner Linie, den Bruder seiner Frau Margaretha, welcher 1429 von den Husiten aus Grafenstein vertrieben worden war und zwar vor 1438, da in diesem Jahre die letztgenannte bereits Witwe war.[9]) Wenzel von Donyn aber vertauschte es bereits 1440 an seinen Vetter Hlawacz von Donyn gegen die Herrschaft Grafenstein. Irrungen, welche aus diesem Tausche entstanden, wurden 1441 zu Budissin unter Vermittelung des Landvogts Thimo von Colditz und anderer Edlen beigelegt und gleichzeitig zwischen beiden Vettern eine Erbverbrüderung geschlossen, welchem Schied König Ladislaus von Böhmen zu Wien am St.-Lucientage 1452 die landesherrliche Bestätigung ertheilte, wobei jedoch das Besitzverhältniß der beiden Vettern nur als Pfandschaft bezeichnet wird. Ansprüche, welche trotz des von Hans von Polenz ausgestellten Kaufbriefes dessen Söhne, beide Jakob genannt, und deren Vormund Nickel von Polenz auf Königsbrück erhoben, wurden dadurch beseitigt, daß dieselben, weil sie „an dem König und der Kron zu Behem nicht recht gehandelt", ihrer Lehen für verlustig erklärt wurden, und nun verlieh Ladislaus 1454 den beiden Vettern das an ihn heimgefallene Lehen Königsbrück nebst der Pfandschaft, die sie darauf hatten, und zwar zu gesammter Hand und mit der Berechtigung, es zu verkaufen oder zu versetzen, so oft es ihnen beliebe.[10])

So wurde Hlawacz der Stammvater der königsbrücker Linie der Burggrafen von Dohna, welche bis 1560 bestanden hat, und er und seine Nachkommen versäumten nicht, sich diesen wichtigen Gnadenbrief fortan von jedem Landesherrn ausdrücklich aufs neue bestätigen zu lassen. Durch kluge Wirthschaft verstanden dieselben ihr Besitzthum sehr ansehnlich zu vergrößern. Schon Hlawacz suchte seine Einkünfte durch Erhöhung des dresdener Zolls zu verbessern; auf die deshalb von den nürnberger Kaufleuten bei dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen erhobene Beschwerde wurde durch Schiedsrichter zu Rochlitz (4. Aug. 1448) der Tarif zunächst auf drei Jahre dahin vereinbart, daß vier- bis fünfspännige Wagen 10 meißner

4) Ebendas. 294. — Knothe, Rechtsgeschichte der Oberlausitz (1877), S. 62. 5) Knothe, Der Brückenzoll zu Dresden u. s. w. in von Weber's Archiv für sächs. Geschichte I, 425 fg. 6) Knothe, Rechtsgeschichte S. 98. — Neues laus. Magazin (1864), S. 3. 7) Beyer, Altzelle S. 630. — Chladenius, Geschichte von Großenhain, Vorrede.

8) Neues laus. Magazin (1864), S. 4. 9) Aufzeichnungen über die erloschenen Linien der Familie Dohna. Als Manuscript gedruckt (Berlin 1876), 2. Theil, Urkunde Nr. 76. 77. 10) Ebendas. Nr. 78.

Groschen, sieben- bis neunspännige 20 Groschen, jede Scheibe Wachs 4 Groschen, das Fuder Leder 8 Groschen, je drei Stücke Tuch 1 Groschen und jeder Ochse 2 Pfennige geben solle, „als das von alders herkommen ist". Besonders aber vermehrten sie ihren Grundbesitz durch Erwerbungen aus der 1440 aufgelösten Herrschaft Kamenz, aus deren westlichem Theile sich nach und nach die Herrschaft Königsbrück gebildet hat. Während in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. noch gar keine Dörfer zu Königsbrück gehörten, besaßen sie im J. 1492 Quosdorf, die Hälfte von Schmorkau mit dem Kirchlehen, Gotschdorf mit dem Sitze, dem Vorwerke und dem Walde, die Pane genannt, Neukirch mit dem Niederhofe und dem Vorwerk, Lückersdorf, Rohrbach und einen Baumgarten an der Pulsnitz. Außerdem erwirkten des Hlawacz Söhne 1490 das Recht, ihr Städtlein mit Mauern, Thürmen und Gräben zu umgeben, wovon sie jedoch niemals Gebrauch gemacht haben, einen Jahrmarkt Sonntags vor Bartholomäi zu halten, und von jedem Rinde, das auf denselben getrieben, daselbst verkauft oder gekauft werde, 1 Pfennig, von jedem beladenen Wagen, der zu dem Jahrmarkt fahre, 2 Pfennig, und an den gewöhnlichen Wochenmärkten von jedem Stück Rindvieh 1 Pfennig Zoll zu erheben.[11]) Hierzu kam (1506) das Dorf Otterschütz, die Wiesen, Zinsen und Aecker in der Krakauer Heide (1509), im Meißnischen die Güter Bohra, Glauschnitz mit Kirchlehn und Wildbahn, Stenz, ferner die Hälfte von Weißbach sammt Rittersitz und Vorwerk und das Dorf Zietsch (1520), Oberbullerit (1540), die Hälfte von Schwepnitz (1541) und die Lehen über Ruppersdorf. Da bei Gelegenheit des Pönfalls von 1547 Christoph von Dohna auf Königsbrück, der nachherige Landvogt der Oberlausitz, zu den schlimmsten Gegnern der Sechsstädte gehörte, so erhielt er von König Ferdinand mehrere den Städten entrissene Güter geschenkt.

Mit ihm erlosch am 27. Oct. 1560 die von seinem Großvater Hlawacz begründete Königsbrücker Linie und hierauf verkaufte König Ferdinand im J. 1562 die sämmtlichen ihm dadurch heimgefallenen oberlausitzer Güter sammt dem Zoll im Städtlein und dem auf der dresdener Brücke um 40,000 Thlr. an den Burggrafen Kaspar von Dohna auf Straupitz in der Niederlausitz.[12]) Indem er in dem darüber ausgestellten Lehnbriefe Königsbrück als „Herrschaft" bezeichnet, welches Prädicat amtlich zuerst in dem Musterregister der Oberlausitz von 1551 gebraucht wird, anerkennt er es damit als eine Standesherrschaft und zwar galt es seitdem unter den übrigen oberlausitzer Standesherrschaften Hoyerswerda, Muskau und Seidenberg dem Range nach als die zweite. Kaspar von Dohna vermochte jedoch sein neues Besitzthum nicht lange zu behaupten. Nachdem er vergebens seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen durch willkürliche Erhöhung des königsbrücker Zolls zu Ungunsten der Sechsstädte, sowie durch Verpfändung des dresdener Zolls an den dortigen Rath aufzuhelfen versucht hatte, mußte er im J. 1579 wegen übergroßer Schuldenlast die ganze Herrschaft um 50,000 Thlr. an seinen Schwager, kaiserlichen Kriegsrath Christoph von Schellendorf und Adelsdorf auf Satz, Kuna und Halbau, verkaufen, der dieselbe auf seine Nachkommen vererbte. Diese besaßen Königsbrück bis zu ihrem Aussterben im J. 1703. Da der letzte aus dem Geschlechte der Schellendorf schon im J. 1671 von dem durch Ferdinand I. dem oberlausitzer Adel bewilligten Vorrechte des Vorrittes Gebrauch gemacht hatte, so konnte die Standesherrschaft bei seinem Tode auf seine Gemahlin Johanna Margaretha geb. Freiin von Friesen (gest. 1726) übergehen, welche ihren Neffen, den sächsischen Cabinetsminister und Oberkammerherrn Heinrich Friedrich Reichsgrafen von Friesen, zum Erben einsetzte. Bei den Herren von Friesen ist sie bis 1773 geblieben, wo sie an den Grafen Sigismund Ehrenreich von Redern verkauft wurde. Im J. 1795 ging sie durch Kauf an den Geheimen Rath Georg Werner August Dietrich, Reichsgrafen zu Münster-Meinhövel, über, doch wurden gleichzeitig die drei Dörfer Schwepnitz, Bullerit und Großgrabe mit den dabei befindlichen Vorwerken und Waldungen davon abgetrennt. Aus dem nach des Grafen Münster Tode ausgebrochenen Concurse erwarb die Herrschaft der sächsische Cabinetsminister Peter Karl Wilhelm Graf von Hohenthal, der sich gleich seinem Sohne und Enkel durch Förderung gemeinnütziger Zwecke bleibende Verdienste um dieselbe erworben hat. Von diesem kaufte dieselbe 1856 der gegenwärtige Besitzer Ernst Wilding, Fürst von Radali.

Der Besitzer der Standesherrschaft Königsbrück genießt in Gemäßheit der alten oberlausitzer Verfassung manche Rechte, welche ihm auch durch die sächsische Constitution von 1831 gesichert worden sind. Auf den Provinziallandtagen der Oberlausitz steht ihm die erste Stelle unter den Ständen des Landkreises zu. Ueberdies ist der Standesherr Mitglied der Ersten Kammer der sächsischen Ständeversammlung, in welcher er den Platz nächst dem Vertreter der Universität einnimmt. Gegenwärtig gehören zu der Standesherrschaft außer der Stadt Königsbrück die Dörfer Schmorkau, oberlausitzerseits, Neukirch, Weißbach, Gottschdorf, Quosdorf, Zietsch, Otterschütz, Rohna, Zeisholz und Steinborn. Der Boden ist großentheils eben, sandig und mit vielen Steinen bedeckt. Die vorherrschenden Gesteinsarten sind Grauwacke und Hornblendeschiefer. Neben Roggen und Kartoffeln wird auch viel Heidekorn gebaut, früher baute man auch Taback und Wein. Im J. 1711 wurden die in weißbacher Flur gelegenen Weinberge auf 4000 Fl. taxirt und die Besitzerin von Königsbrück stellte gegen den Besitzer derselben, einen von Schleinitz, einen Proceß an, weil sie behauptete, er sei verpflichtet, in der königsbrücker Weinpresse keltern zu lassen. Im J. 1750 ergaben die nördlich der Stadt liegenden, 43 Acker bedeckenden Weinberge 58 Faß. Von großer Bedeutung sind die Waldungen, in denen die Kiefer vorherrscht, auch der Wiesenbau. Von einer früher viel benutzten Mineralquelle bei Gottschdorf ist jetzt kaum noch eine Spur vorhanden. Der Auergarten bei Königsbrück führt seinen Namen

11) Ebendas. Nr. 82. 12) Ebendas. Nr. 89.

von den unter August dem Starken darin gehegten Auerochsen. (*Th. Flathe.*)

KÖNIGSECK (Kumžak), Städtchen im südöstlichen Böhmen an der mährischen Grenze, zum Bezirk Neuhaus gehörig, wies in der Volkszählung von 1880: 2408 czechische und 7 deutsche Einwohner aus, welche zumeist Feldbau, Kleingewerbe und Leinwandhandel treiben. Die gleichnamige Herrschaft Königseck, welche seit jeher einen Theil der Herrschaft Teltsch in Mähren bildet, hat ein Gesammtareal von 2159 niederösterreichischen Jochen und befindet sich dermalen im Besitze der gräflichen Familie Podstatzky-Lichtenstein. Im J. 1339 verfügte König Johann über dieselbe, indem er sie tauschweise an Albrecht II. von Neuhaus abtrat. Im 16. Jahrh. vererbte sich der Besitz von den Herren von Neuhaus auf die Herren von Slawata. Nach dem Tode des letzten Grafen von Slawata gelangte Teltsch mit Königseck an den Grafen Lichtenstein-Kastelkorn. Der letzte aus dieser Linie, Graf Franz Anton, vermachte in der Mitte des 18. Jahrh. Teltsch sammt Königseck testamentarisch dem Grafen Alois von Podstatzky, welcher seinem Namen den Namen Lichtenstein beifügte. Vorher hatte Kaiserin Maria Theresia die Herrschaft zum Allod erklärt. — Die Jahr- und Wochenmarktsprivilegien erhielt das Städtchen Königseck von Heinrich von Neuhaus (1487), die Befreiung von der Robot vom Grafen Wilhelm Slawata. Zum Sprengel der Pfarrkirche, welche unter dem Patronate des Religionsfonds steht, gehören die Dörfer Dammerschlag, Suchenthal, Theresienstein, Drosowitz und Budkau. Die vierklassige czechische Volksschule zählte im J. 1884: 286 Schüler. (*L. Schlesinger.*)

KÖNIGSEE, Stadt in der Oberherrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt in baumarmer reizloser Gegend an der Rinne, 1270 Fuß über dem Meere, von Ilmenau 17, von Rudolstadt und Saalfeld je 23 Kilom. entfernt, Post- und Telegraphenamt, Landrathsamt, Amtsgericht, Steueramt; zählte im J. 1880: 2640 Einwohner, darunter 2636 Evangelische, 3 Katholiken und 1 Jude (im J. 1875: 2558 Einwohner). Der Hauptnahrungszweig der Stadt besteht in gewerblicher Thätigkeit. Es sind vorhanden: eine Eisengießerei nebst Maschinenfabrik mit 6—8 Arbeitern, eine Farben- und Bleiweißfabrik mit 30 Arbeitern (Absatz nach Norddeutschland und Sonneberg), Strohhutfabrik mit 20 Arbeitern (abgesehen von dem Hausbetriebe), eine Schneidemühle, bedeutende Schuhmacherei, hauptsächlich für die thüringischen Märkte, große Kunstfärberei mit 40—50 Arbeitern, endlich Rothgerberei und starke Bierbrauerei. Der ziemlich lebhafte Verkehr wird gehoben durch 13 Kram- und Viehmärkte, unter denen der Thomasmarkt der besuchteste ist. Neben der gewerblichen Thätigkeit wird jedoch auch fleißig Ackerbau betrieben, wenn auch der größtentheils magere Boden keinen reichen Ertrag liefert. Es besteht ein Gewerbeverein, eine Fortbildungsschule für Lehrlinge, ein Vorschußverein, eine Sparkasse. Infolge der zahlreichen Brände, von denen Königsee heimgesucht war (s. Geschichte), ist die Bauart der Stadt durchaus modern und freundlich. An Stelle der 1861 abgetragenen Hauptkirche aus dem Anfange des 14. Jahrh. ist außerhalb der Stadt in hoher Lage eine schöne gothische Kirche erbaut. Sie ist ohne Emporen und enthält eine bemerkenswerthe Kanzel aus Cement. Zehn Minuten unterhalb der Stadt ist ein 1714 entstandener Erdfall, der einen etwa 150 Fuß im Durchmesser haltenden, mit Wasser gefüllten unergründlichen Trichter darstellt.

Königsee, im 12. Jahrh. Kunigesse, später Kungesse, Kunigisse u. s. w., wird zuerst in einer Urkunde von 1287 als Stadt erwähnt. Eine adelige Familie von Königsee kommt von 1273—1413 vor. Eine Urkunde von 1306 trägt auf dem Siegel das Stadtwappen, den geharnischten Roland mit dem schwarzburger Rechenbalken und die Umschrift S. Civitatis et Judicis in Kungesse. Der Roland mit blankem Schwerte ist Sinnbild der hohen Gerichtsbarkeit und wahrscheinlich hat der Ort seinen Namen davon, daß er Sitz eines Königsgerichts war, wo die Grafen von Schwarzburg im Namen des Königs das Blutgericht hegten. Dieses Landgericht, das noch lange über das Mittelalter hinaus bestanden hat, wurde „unter (zwischen) beiden Teichen uff freien Straßen" gehalten. Die Stadt besaß das Münzrecht. Alte Blechmünzen aus dem 14. Jahrh. tragen die Umschrift „Kunisse". Im J. 1442 belehnte Kaiser Friedrich III. die Grafen von Schwarzburg mit der Stadt Königsee nebst zugehörigen Wildbahnen, Fischwässern, Bergwerken, Gefällen und Münzen. Im J. 1448 wird die Stadt vom Grafen Heinrich von Arnstadt erobert, geplündert und zerstört (Schwarzburger Hauskrieg). Wegen seiner Theilnahme am Bauernaufstande 1525 verlor Königsee alle Freiheiten und Rechte, erhielt sie jedoch zwei Jahre später wieder zurück. Im J. 1541 öffentliche Annahme der evangelischen Lehre. Im J. 1557 bestand hier ein Berggericht; die Gruben wurden von magdeburger Gewerken betrieben. Nachdem schon im 15. Jahrh. mehrere Pestfälle vorgekommen, raffte die Seuche im J. 1582 über 1200 und 1626 über 700 Menschen weg. Im Dreißigjährigen Kriege wurde Königsee zweimal geplündert, das erste mal 1636, nachdem es im Jahre vorher fast ganz ein Raub der Flammen geworden (250 Häuser), das zweite mal 1547. Im J. 1681 Feuersbrunst (wobei 211 Häuser zu Grunde gingen), 1741 brannten 114, im J. 1783: 63 Häuser ab. Im 19. Jahrh. sind 5 Feuersbrünste zu verzeichnen: 1818, 1823, 1826, 1830 und 1831. Im J. 1837 wurde der Schuhmachergesell Brödel, der in Königsee siebenmal Feuer angelegt hatte, hier enthauptet. Der Richtplatz ist jetzt in hübsche Anlagen umgewandelt. Als geschichtliche Sonderbarkeit ist der schon im 17. Jahrh. erwähnte unweise Rath, Senatus desipiens, zu erwähnen. Die jungen Bürger wählten zu Fastnacht aus ihrer Mitte einen solchen unweisen Rath, der feierlich über erdichtete Rechtsfälle urtheilte, wobei man sich von den Strafen mit einigen Maß Bier loskaufen konnte. Seit dem 17. Jahrh. kam in Königsee, mehr aber noch in der Umgegend, der Medicamentenhandel auf, der durch die sogenannten Reffträger bis über die Grenzen Deutschlands hinaus betrieben wurde. Sie waren unter dem Namen Königseer bekannt, weil ihre Päße größtentheils vom

Amte Königsee ausgestellt waren. Noch heute steht dieser Hausirhandel in Blüte, nachdem die seinerzeit erlassenen Verbote der Medicinalpolizei durch die eingeführte Gewerbefreiheit ihre Kraft verloren. *(A. Schroot.)*

KÖNIGSEGG, Stammschloß und Gut der Grafen von Königsegg-Aulendorf, im würtembergischen Donaukreise, Oberamt Saulgau, mit 14 Einwohnern und Filial vom Pfarrdorfe Hoßkirch (1880: 293 Einwohner). Hoßkirch-Königsegg ist Station der Eisenbahn Altshausen-Pfullendorf. Das Schloß liegt auf dem äußersten Vorsprunge einer mit Tannen bewachsenen Hochebene und gewährt eine weite Aussicht. Es hat im Laufe der Zeit durch bauliche Veränderungen viel von seinem ursprünglichen Aussehen verloren, namentlich durch die im J. 1790 erfolgte Abtragung eines hohen viereckigen Thurmes, der römischen Ursprungs gewesen sein soll und dessen Steine zur Erbauung eines Hofes benutzt wurden. In der Schloßkapelle befindet sich ein schönes Altargemälde aus dem J. 1527. Mit dem Schlosse ist der Betrieb einer ausgedehnten Oekonomie verbunden. Im Hofraume befindet sich ein im J. 1848—49 hergestellter tiefer Pumpbrunnen mit eisernem Pumpwerke und einer bis auf die Sohle führenden steinernen Wendeltreppe. Am Fuße von Königsegg liegt der Königssee oder Königseggersee, welcher 61 Morgen groß ist und gewöhnlich für unergründlich gehalten wird, weil seine Zuflüsse unterirdisch sind. Er fließt in den sogenannten Kleinen See bei Hoßkirch ab und beide sind wahrscheinlich nur Ueberreste eines großen Sees, welcher das Hoßkircher Ried bedeckte.

Wann die Burg erbaut worden, ist nicht bekannt. Ihre feste und unregelmäßige Bauart zeugt von hohem Alter. Nach der Sage soll sie von einem Abkömmlinge der Guelfen, Kuno, im J. 650 erbaut worden sein, daher der Name Kunosegg, Kunsegg, Königsegg. Durch Heirathen und Erbschaften gelangte die Burg auch an andere Familien, so im 13. Jahrh. an die Grafen von Landau, im 14. an die Herren von Bodmann, allein die Herren von Königsegg suchten den Stammsitz ihrer Ahnen jeweils wieder an sich zu bringen. Seit Mitte des 17. Jahrh. wird das Schloß von seinen Besitzern nicht mehr bewohnt.

Die ehemalige Reichsgrafschaft Königsegg-Aulendorf gehört nun zu den standesherrschaftlichen Besitzungen von Würtemberg. Sie zerfällt in die Herrschaften Aulendorf, Königseggwald und Ebenweiler. Hauptsitz ist Aulendorf, Pfarrdorf im Oberamte Waldsee, mit 1557 Einwohnern (1880), Knotenpunkt der Bahnen Friedrichshofen-Ulm, Isny-Herbertingen und Pfullendorf-Ulm, mit einem der stattlichsten Bahnhöfe des Landes. Jede der Herrschaften hatte eine eigene Landschaftskasse; auch wurde zwischen der Grafschaft Königsegg mit Ebenweiler und der Freiherrschaft Aulendorf unterschieden. Die gräflichen Besitzungen sind nur Allodium. Im J. 1565 erwarb der Freiherr Joh. Jak. von Königsegg, statt der an die Truchseß von Waldburg verkauften Herrschaft Marstetten, von seinem Schwager, dem Grafen Ulrich von Montfort, die Grafschaft Rothenfels nebst der Herrschaft Staufen in Allgäu, wodurch die Herrschaft bedeutend vermehrt wurde. Im J. 1629 wurde die „Reichsherrschaft Königsegg" durch Kaiser Ferdinand II. zur Reichsgrafschaft und die freiherrliche Familie in den Reichsgrafenstand erhoben mit der Befugniß, sich fortan Grafen von Königsegg und Rothenfels zu nennen. Die Brüder Hugo und Joh. Georg theilten 1681 das väterliche Erbe, und so entstanden die Linien Königsegg-Rothenfels und Königsegg-Aulendorf. Die letztere Benennung rührt davon her, daß um jene Zeit die Grafen ihren Sitz von Königsegg nach Aulendorf verlegten. Von 1637 an bekleideten die Grafen auch das Amt kaiserlicher Landvögte der österreichischen Landvogtei Schwaben. Der jetzige Standesherr ist Erlaucht Graf Gustav, Magnat des Königreichs Ungarn, k. k. österreichischer Kämmerer zu Aulendorf. Die Standesherrschaft umfaßt die Orte Aulendorf und Thannhausen (Oberamt Waldsee), Ebenweiler, Boms, Guggenhausen, Hoßkirch, Huttenreute, Königseggwald, Laubbach und Riedhausen (Oberamt Saulgau). *(Wilh. Höchstetter.)*

Königsfarrn, s. Osmunda.

KÖNIGSFELD, katholisches Pfarrdorf im bairischen Regierungsbezirke Oberfranken, Bezirksamt Ebermannstadt, Amtsgericht Hollfeld, Bezirksgericht und Baubehörde Bamberg, an der hollfeld-scheßlitzer Landstraße, mit 666 Einwohnern, einschließlich des zur Gemeinde gehörigen Dorfes Kotzendorf, 2 Kirchen, Schule. Nahe den Quellen der Aufsees und Wiesent stand der aus den Zeiten der Karolinger (805—889) bekannte Königshof (Chunegeshofe in montanis versus Bohemiam), der, von Kaiser Heinrich II. 1008 dem Hochstifte Bamberg geschenkt, nachmals seinen Namen in Königsfeld umwandelte und diesen Namen hinwieder einem dort angesessenen Ministerialen-Geschlechte, den Edlen von Königsfeld, mitgetheilt hat, das gegen Ende des 16. Jahrh. erlosch. Als Pfarrdorf ist jedoch Königsfeld erst seit 1393 bekannt. Schon frühzeitig erhielten die Andechser diesen Ort, und Berthold IV. von Andechs und Meran hielt 1161—62 daselbst sein wanderndes Landgericht, wobei er unter anderm mit seinen Beisitzern einen Proceß zwischen dem Abte Berthold zu Banz und einem freien Ritter entschied. Nach ihrem Aussterben ging der Ort an die Truhendinge über. Otto von Aufseß erwarb 1296 von dem Grafen von Truhendingen hier zwei Mansen, Güter zu Druntz (Treunitz) und ein Lehen und eine Mühle zu Huppendorf gegen ausbedungene Wiederlösung, die aber nicht erfolgte, vielmehr kamen die von Aufseß in den Besitz des dortigen Schlosses, indem Bischof Ludwig (1366—1374) den dritten Theil der Burg und einen Hof daselbst für den Ritter Heinrich von Aufseß kaufte, wozu sie allmählich das ganze Dorf erwarben, welches zu dem 1848 aufgelösten Patrimonialgerichte derselben gehörte. Während des ersten Jahrhunderts nach der Reformation wandten sich viele Pfarrgenossen der neuen Glaubenslehre zu, trotz der eifrigen Bemühungen der Fürstbischöfe Neithard von Thüngen und Johann Georg II. Fuchs von Dornheim, sie zurückzuhalten. Erst nach dem Restitutionsedicte Kaiser Ferdinand's II. kehrten sie zum alten Glauben zurück. —

In der Nähe von Königsfeld finden sich auf den Bergen bei Kotzendorf, gegen Hollfeld zu, in den vorhandenen, noch in dem Besitze der Freiherren von Aufseß befindlichen Ruinen oder Burgstallen Spuren von zwei andern Burgen, welche vielleicht einst zu dem Hauptsitze Königsfeld gehört haben. (*Ferdinand Mösch.*)

KÖNIGSFELDEN, ehemalige berühmte Abtei, jetzt Irren- und Krankenhaus im Bezirke Brugg des schweizerischen Cantons Aargau, liegt 364 Met. über dem Meere, kaum 1 Kilom. südöstlich von Brugg, auf der Halbinsel zwischen der Aar und der Reuß, welche einst die helvetisch-römische Stadt Vindonissa trug. Die Abtei, ein Doppelkloster des St.-Clara- und St.-Franciscusordens, wurde von der Königin Elisabeth von Habsburg an der Stelle erbaut, wo 1308 ihr Gemahl, der römische König Albrecht I., von seinem Neffen Johann von Schwaben und dessen Genossen ermordet worden war. Der Bau des Klosters wurde 1309 begonnen und 1312 vollendet; 1310 erhielt die Stiftung die Genehmigung des Papstes Clemens V. und des Domkapitels von Constanz; die Kirche wurde 1320 geweiht. Nach dem Stiftungsbriefe, den die Königin Elisabeth mit ihren Söhnen, den Herzogen Friedrich, Leopold, Albrecht, Heinrich und Otto von Oesterreich, am 29. Sept. 1311 in Wien ausstellte, war das Kloster der Ehre Gottes und Maria's geweiht. Aus dem Ertrage der demselben zugewiesenen Güter im Aargau und Elsaß sollten sechs Priester des Franciscanerordens und eine Anzahl Clarissen erhalten werden. Die weltlichen Geschäfte, namentlich die Verwaltung der Güter, waren dem Frauenconvent übertragen, an dessen Spitze die Aebtissin mit vier Rathsschwestern stand. Die innern Angelegenheiten wurden von den sechs Amtsschwestern (Priorin, Kellnerin, Siechmeisterin, Werkmeisterin, Custorin und Jahrzeitpflegerin) besorgt, die äußern durch den Hofmeister. Die Minoriten des Männerklosters, denen die Seelsorge und der Gottesdienst in der gemeinsamen Kirche oblag, standen unter einem Guardian. Die Oberleitung der ganzen Abtei jedoch kam von 1313—64 der Königin Agnes von Ungarn zu, die 1313 nach dem Tode ihrer Mutter Elisabeth ihren Wohnsitz in Königsfelden nahm, ohne indeß das klösterliche Gelübde abzulegen. Unter ihrer umsichtigen und thatkräftigen Schirmherrschaft gelangte das Kloster bald zu hohem Ansehen. Schon bei der Gründung war es aus habsburgischem Erbgute, nicht (wie manche Chronisten berichten) aus den eingezogenen Gütern der bei der Blutrache für König Albrecht ermordeten Edlen, reich ausgestattet worden und die Habsburger, deren Stammburg nur $3^1/_2$ Kilom. südwestlich von Königsfelden liegt, ließen es sich angelegen sein, den Besitz der Abtei, die ihre Familiengruft barg, durch Vergabungen und Jahrzeitstiftungen zu mehren. Die Königin Agnes allein schenkte dem Kloster Güter und Rechte im Betrage von circa 14,000 Mark Silber. Im J. 1321 erhielt Königsfelden von König Friedrich dem Schönen und den Herzogen von Oesterreich Zoll- und Steuerfreiheit, die Befreiung der Unterthanen vom Kriegsdienste und eigene Gerichtsbarkeit bis an das Blut. Bei dem Tode der Königin Agnes (11. Juni 1364) stand das Kloster wegen seiner strengen Zucht und Frömmigkeit im höchsten Ansehen; der Klosterschatz war reich an Kleinodien, kostbaren Meßgewändern und Paramenten und außer mehrern Gütern im Elsaß und im Schwarzwalde standen 35 Burgen und Höfe im Aargau unter der Verwaltung des Hofmeisters. Die Zahl der Clarissen war von 33 auf 40, die der Minoriten von 6 auf 12 gestiegen. Im J. 1411 erhielt Königsfelden von den Herzogen von Oesterreich als Jahrzeitstiftung für den in der Schlacht bei Sempach 1386 gefallenen Herzog Leopold von Oesterreich und die mit ihm in Königsfelden begrabenen 27 Ritter das ganze Amt Eigen. Auch die Eroberung des Aargaus durch Bern 1415 störte das äußere Gedeihen der Abtei wenig; zwar verlor Königsfelden die eigene Gerichtsbarkeit, die Freiheit von Zoll, Steuer und Kriegsdienst und das Recht, den Hofmeister selbst zu wählen, aber im übrigen waren die neuen Landesherren nicht weniger bemüht, das berühmte Kloster zu schirmen und seine Rechte zu wahren, als es die Habsburger gewesen waren. Im J. 1437 besaß Königsfelden in 12 Gemeinden des Aargaus und des Oberrheins den Kirchensatz. Trotz dieser glänzenden äußern Lage hatte aber der Verfall des Klosters schon mit dem Tode der Königin Agnes begonnen. Die strenge Zucht erschlaffte allmählich. Der Spitaldienst wurde vernachlässigt, die Armenpfründen verkauft. Mehr und mehr wurde das Kloster eine Versorgungsanstalt für die Töchter des süddeutschen Adels. Unter dem Einflusse des üppigen Badelebens in dem benachbarten Baden wurden die Sitten immer freier und lockerer; Zügellosigkeit trat an die Stelle der klösterlichen Zucht und die Einkünfte reichten bald nicht mehr zur Bestreitung des prunkenden üppigen Haushaltes hin. Bei dem Beginn der Reformation in der Schweiz war Königsfelden von Schulden überhäuft und innerlich zerrüttet. Nach mehrern vergeblichen Versuchen, die Ordnung wiederherzustellen, gestattete 1523 der Rath von Bern den Nonnen und Mönchen den Austritt aus dem Kloster, eine Freiheit, von der viele Gebrauch machten, um sich zu verheirathen, und 1528 hob er das Kloster ganz auf. Mit den Einkünften wurden 20 Pfarrstellen verbessert; die Gebäude wurden als Kornhaus, Krankenhaus und Amtssitz der bernischen Landvögte verwendet, die unter Beibehaltung des Titels Hofmeister bis 1798 das Amt Königsfelden verwalteten. Der Canton Aargau machte aus dem Kloster ein Spital und Irrenhaus und ließ 1869 und 70 die alte Ringmauer und den größten Theil der Gebäude abtragen, um für die neue, musterhaft eingerichtete cantonale Irrenanstalt Raum zu gewinnen, mit welcher das Cantonspital und die Hebammenschule verbunden ist. — Von dem alten Kloster ist nicht viel mehr übrig als die Kirche, ein einfach gehaltener frühgothischer Bau, von Alter und Vernachlässigung stark beschädigt. Dieselbe besteht aus einem hohen einschiffigen Chor und einem dreischiffigen Langhaus. Statt des Thurmes trägt sie einen Dachreiter mit spitzem Helme. Im Mittelschiff des Langhauses, das von den beiden niedrigeren Seitenschiffen durch je sechs achteckige Pfeiler getrennt wird, bezeichnet ein einfacher Sarkophag aus schwarzem Marmor,

im J. 1600 an die Stelle eines ältern und größern Monuments gestellt, die Familiengruft der Habsburger, ein niedriges Gewölbe unter dem Boden der Kirche, in welchem 13 Leichen habsburg-österreichischen Stammes ruhten, unter ihnen die Königinnen Elisabeth und Agnes, Herzog Leopold der Glorreiche von Oesterreich, der Bruder Friedrich's III., und Leopold der Fromme, der in der Schlacht von Sempach 1386 seinen Tod fand. Auf das Ansuchen der Kaiserin Maria Theresia wurden diese Leichen 1770 in das Benedictinerkloster St.-Blasien im Schwarzwalde übergeführt, von wo sie 1807 bei der Aufhebung dieses Stiftes in die Benedictinerabtei St.-Paul in Kärnten gebracht wurden. Außer diesem Monument enthält das Langhaus der Kirche nur noch vier ziemlich plumpe Grabmäler aus dem 14. Jahrh. und das Denkmal Herzogs Heinrich von Rohan, der 1638 in Königsfelden starb und dessen Eingeweide hier beigesetzt wurden. Auch der Chor zeigt, obwol in Anlage und Ausführung vor dem Langhause erheblich bevorzugt, doch die nüchterne und sparsame Architektur, welche für die Barfüßerkirchen charakteristisch ist. Ornament, und zwar goldenes Blattwerk auf blauem oder rothem Grunde, zeigt sich nur an den Schlußsteinen der Gewölbe und den anstoßenden Theilen der Gewölberippen. Der Fronaltar, über welchem die Inschrift Rex Albertus und das Reichswappen in Gold aus der rothen Bemahlung der Gewölbrippe heraustreten, bezeichnet die Todesstätte König Albrecht's. An der Südwand sind in langer Reihe Tafeln mit den Bildern knieender Ritter angebracht, im 18. Jahrh. angefertigte Copien nach frühern Frescomalereien, welche die 27 nach der Schlacht von Sempach in Königsfelden begrabenen Gefährten Herzog Leopold's darstellten. Den Hauptschmuck des Chors bilden aber seine vorzüglichen Glasgemälde, welche in neun seiner elf Fenster noch wohlerhalten, in den beiden andern dagegen durch spätere Glasmalereien ersetzt sind. Drei derselben stellen die Lebens- und Leidensgeschichte Christi, zwei die Apostel dar. Die vier übrigen enthalten die Legenden der heiligen Anna, Johannes des Täufers, der heiligen Katharina und der beiden Ordenspatrone St.-Franciscus und St.-Clara. Die beiden zerstörten Fenster, welche später durch blos decorative Glasmalereien ausgefüllt wurden, waren wahrscheinlich der Heiligen Jungfrau und dem Apostel Paulus gewidmet. Dieser Cyklus von Glasgemälden, wahrscheinlich zwischen 1358 und 1364 von einem deutschen Meister gefertigt, ist sowol dem Umfange wie dem Kunstwerthe nach eine der bedeutendsten Leistungen der Glasmalerei des 14. Jahrh., gleich ausgezeichnet durch strenge architektonische Gliederung und Anordnung wie durch Mannichfaltigkeit des Inhalts, durch harmonische Pracht der Farbenwirkung, wie durch natürliche Frische und Anmuth der Zeichnung. — Vgl. „Denkmäler des Hauses Habsburg in der Schweiz" III. — „Das Kloster Königsfelden", geschichtlich dargestellt von Th. von Liebenau, kunstgeschichtlich von Wilhelm Lübke (Zürich 1867 und 1871). — J. Müller, „Der Canton Aargau. Seine politische, Rechts-, Cultur- und Sittengeschichte" (2 Bde., Zürich 1870—72). *(A. Wäber.)*

KÖNIGSHAIN heißen zwei preußische Dörfer in der Provinz Schlesien: 1) im Regierungsbezirke Liegnitz, Kreis Görlitz, 6 Kilom. nördlich vom Bahnhofe Gersdorf, am Weißen Schöps. Die (1880) 1370 Bewohner führen in 271 Häusern 288 Haushaltungen, bearbeiten einen Granitbruch und bauen Obst. Im Westen liegt das Königshainer Gebirge auf der Grenze der Kreise Görlitz und Rothenburg, ein isolirter Granitstock des Lausitzer Berglandes; der Königsstein oder Hohenstein erhebt sich zu 393 Met.; hohe Gipfel sind auch der Ahlberg und der durch seine Erinnerungen an die Heidenzeit bekannte Todtenstein. — 2) Im Regierungsbezirke Breslau, Kreis Glatz, ein Dorf im Osten der Neiße, im Südwesten vom Königshainer Spitzberge, 4 Kilom. im Nordosten von Glatz, 1880 mit 1175 Einwohnern, welche in 187 Häusern 232 Haushaltungen führen. — Auch zwei sächsische Dörfer heißen so, eins im Regierungsbezirke Bautzen, Amtshauptmannschaft Zittau, mit 1343 Einwohnern und eins im Regierungsbezirke Leipzig, Amtshauptmannschaft Rochlitz, mit 1386 Einwohnern. — Endlich heißt so ein Dorf in Böhmen, Kreis Leipa, Bezirk Schluckenau. *(G. A. von Klöden.)*

KÖNIGSHOFEN (im Grabfeldgaue), Stadt im bairischen Regierungsbezirke Unterfranken, Bezirksamt, Amtsgericht und Baubehörde Königshofen, Bezirksgericht Neustadt an der Saale, an der obern Saale, katholisches Dekanat mit 2 Pfarreien im Bisthume Würzburg, 1876 Einwohner, 288 Gebäude, 2 Kirchen, Schule, Kapuzinerkloster, 2 Spitäler, Notariat, Rentamt, Communalrevier, Postexpedition, Garnisonscompagnie, eine Compagnie Landwehr.

Den größten Theil des ehemaligen Ostfrankens nahm der Grabfeldgau ein, dem zahlreiche Untergaue zugetheilt waren und der auch urkundlich den Namen „provincia" führte. Heute noch hat sich am Vorlande der Haßberge der Name des uralten Gaues im Volksmunde erhalten. Hier, in einem weiten fruchtbaren Tafellande mit wenig malerischem Terrain, aber auf den höhern Punkten eine prachtvolle Fernsicht bietend in den Haßwald nach Süden und in das ferne Rhöngebirge gegen Westen, liegt die Stadt Königshofen (Chunigeshuoba) im Grabfelde, deren Kirche und Pfarrei schon König Karlmann 770 dem Stifte Würzburg schenkte. Kaiser Ludwig der Fromme bestätigte diese Schenkung durch Urkunde vom 19. Dec. 823. Wahrscheinlich bildete ein villicus regius den ersten Anfang des Ortes, der hiervon auch seinen Namen empfing. Schon im 11. Jahrh. zu einer Stadt herangewachsen, war derselbe im Besitze der mächtigen Dynasten von Henneberg. Das Vogteirecht hatte das Stift Eichstätt[1]), und die Lehnsherrschaft scheint dem Stifte Würzburg zugestanden zu haben, denn 1312 verweigerte der Bischof die Belehnung des Grafen Berthold, welcher das bei der Henneberg'schen Theilung 1245 an Koburg übergegangene Königshofen wieder zurückerworben hatte. Erst 1319 kam die Differenz zum Austrag.

---

1) Vgl. Sax, Geschichte von Eichstätt, S. 86 und 102.

Kaiser Ludwig der Baier gewährte 1315 diesem Grafen Berthold VII. von Henneberg das Recht der Erhebung eines Umgeldes „pro fortificatione oppidorum suorum Coburg, Koenigshofen, Smalcalden". Diese „Befestigung" wird sich indeß nur auf eine Umschließung mit thürmebesetzten Mauern beschränkt haben, denn die eigentliche Fortification der Stadt mit Bastionen, Ravelins und Vorwerken rührt wol erst aus dem 16. Jahrh. her und ward noch Anfang des 18. Jahrh. ergänzt.

Im J. 1353 kam Königshofen käuflich an das Stift Würzburg, blieb bei diesem bis 14. März 1400, wo es wieder den Grafen von Henneberg, Aschacher Linie, zufiel, und ward erst von Bischof Rudolf von Scherenberg Ende des 15. Jahrh. wieder eingelöst. Inzwischen hatte es den Bau seiner Pfarrkirche vollendet (1496), die alte Grafenburg wurde 1518—20 neu und stattlich aufgeführt, die Festungswerke vermehrt und die Stadt selbst, nach einem großen Brande im J. 1562, massiver wieder aufgebaut. Das durch den Brand gleichfalls zerstörte Rathhaus erstand 1563—74 wieder aus der Asche, und das reichdotirte Spital wurde 1584—87 neu erbaut. [2])

Wie fast in allen fränkischen Städten erzeugte auch in Königshofen der Druck der fürstlichen Verwalter, des Adels und Klerus Sympathien mit der Bauernempörung des Frühjahrs 1525. Die Bürger verstärkten den Rath durch einen eigenen Ausschuß, schafften den Thorzoll ab und verweigerten den Rittern den Einlaß (14. April 1525). Nach der Niederlage der Bauern nahm jedoch Bischof Konrad Königshofen ein und ließ zehn der Rädelsführer hinrichten; die Stadt aber mußte an die Ritterschaft 2200 fl. Entschädigung bezahlen. Schwerer als dieses lastete der Druck der Besatzung auf ihr, welche Bischof Melchior während seiner Fehden mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach dahin verlegt hatte (1547—53). Trotzdem mußte Königshofen noch 2000 fl. Schatzung an den markgräflichen Brandmeister zahlen, und zwei seiner Bürger wurden fast zwei Monate als Geiseln umhergeschleppt, bis (9. Juli 1553) der Markgraf die entscheidende Schlacht bei Sievershausen verlor. Noch 20 Jahre danach (1572) wurde der Stadt ein Abschlagsersatz von 200 fl. für die gehabten markgräflichen Kriegsschäden gewährt.

Drangvoller noch gestaltete sich für Königshofen die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Am 10. Oct. 1631 ward die Festung von den Schweden eingenommen; Brand und Plünderung folgte dem Abzuge der Besatzung, und eine ganze Vorstadt wurde aus fortificatorischen Rücksichten abgetragen. Erst 4 Jahre und 2 Monate später (December 1635) nahm Melchior Graf von Hatzfeld die Festung den Schweden wieder ab und führte den gefährdeten katholischen Gottesdienst wieder ein. Aber das kaiserliche Kriegsvolk war kaum eine mindere Last und verzehrte bis 1649 den Wohlstand der Bürger.

Die Geschichte von Königshofen im 18. Jahrh. sondert sich von jener des Fürstbisthums nicht ab. Ungeachtet der Kriegsunruhen jener Zeit erschöpfte sich der bescheidene Wohlstand der Bürgerschaft nicht. Alle Gewerbe siedelten sich im Weichbilde der Stadt an, die Zahl der Jahrmärkte stieg auf elf, und die Getreideschranne gewann besonders damals an Bedeutung. Infolge des Lüneburger Friedens fiel Königshofen an Baiern, und seit 1829 ist dessen Festungseigenschaft aufgegeben, worauf schon im folgenden Jahre mit der Demolirung von Schanzwerken begonnen wurde. — Bavaria, Bd. IV. Unterfranken und Aschaffenburg, S. 430 fg.

(*Ferdinand Mösch.*)

KÖNIGSHOFEN, Städtchen im badischen Kreise Mosbach, zum Bezirksamt Tauberbischofsheim gehörig, mit 1445 Einwohnern (1880), am Einflusse der Umpfer in die Tauber gelegen. Die Landstraße von Tauberbischofsheim nach Mergentheim führt durch Königshofen, das zugleich Station der Eisenbahn Heidelberg-Würzburg ist. Die Gemarkung ist sehr fruchtbar; die Einwohner treiben Feld-, Wiesen-, Weinbau und Viehzucht und sind ziemlich bemittelt. Die Märkte von Königshofen sind sehr bedeutend, namentlich der Spätjahrsmarkt, welcher eine Woche dauert und ein Vereinigungspunkt für den ganzen Taubergrund ist.

Königshofen ist schon seit dem J. 823 bekannt und war früher gut befestigt. Es hatte Vorstädte, an welche die jetzt durch Gärten führenden Wege Pfalzgasse und Badstube erinnern. Im Bauernkriege des J. 1525 waren die Bewohner von Königshofen betheiligt. Nach der Sage sollen sie das Haus eines Edelmannes erstürmt und denselben aus dem Fenster gestürzt haben, da derselbe auf die Bauern, welche seinen außerhalb des Ortes auf einem Pfahl aufgepflanzten Hut nicht grüßten, geschossen. Darauf schlossen sie sich den hellen Haufen des Odenwalds an. Unter den Mauern der Stadt stieß Georg Truchseß von Waldburg auf 8000 Bauern, welche ihm den Uebergang über die Tauber streitig machten. Sie hatten 47 Kanonen bei sich, mußten aber den würzburgischen und trierisch-pfälzischen Kriegsvölkern trotz hartnäckiger Gegenwehr unterliegen. Die Schlacht soll 5 Stunden gedauert haben, die Bauern wurden größtentheils niedergehauen; nur wenige retteten sich durch wilde Flucht. Die auf den nahen Thurmberg Geflüchteten wurden nach verzweifeltem Widerstande übermannt und theils verstümmelt, theils hingerichtet. Von den 250 Bürgern des Orts sollen nur 15 übriggeblieben sein. Diese Niederlage war für den Bauernkrieg entscheidend, denn Tauberbischofsheim, Lauda und Mergentheim ergaben sich alsbald den Siegern, welche hierauf die von den Bauern belagerte Feste Marienburg bei Würzburg entsetzten. Auch im Dreißigjährigen Kriege hatte Königshofen viel zu leiden. Die Pest soll das Städtchen bis auf 7 Bürger entvölkert haben. Zu Anfang dieses Jahrhunderts kam Königshofen, das früher theils dem Hochstifte Würzburg, theils weltlichen Lehensleuten gehörte, an den Fürsten von Leiningen als Entschädigung für linksrheinische Verluste und dann an Baden.

(*Wilh. Höchstetter.*)

---

2) Das zweite Spital gründete 1829 Jungfrau Eva Schmitt mit einem Vermächtnisse von 130,000 fl.

KÖNIGSHOFEN (Jakob Twinger von), der nicht nur unter den Chronisten Straßburgs, sondern in der deutschen Geschichtschreibung des spätern Mittelalters überhaupt eine hervorragende Stelle einnimmt, wurde, wie wir aus seiner eigenen Angabe wissen, im J. 1346 geboren. Mit dem bekannten straßburger Patriciergeschlechte der Twinger mag er vielleicht in entfernterm Grade verwandt gewesen sein, er selbst stammte wol aus niedern Kreisen, sein Bruder war Bäcker im Dorfe Königshofen, das dicht vor den Thoren Straßburgs noch im Burgbanne der Stadt lag. Im J. 1382 zum Priester geweiht, hat er wahrscheinlich eine Zeit lang als Vicar an der St.-Martinskirche die Pfarrgeschäfte geleitet, war Präbendar am Münster und Kaplan des Frauenhauses, versah dann jahrelang das Pfarramt zu Drusenheim, einem Dorfe am Rhein nordwärts von Straßburg, und wurde 1395 als Kapitelherr in das Stift von St.-Thomas aufgenommen. Ein Jahr vorher erscheint er in einer Urkunde dieses Kapitels als apostolischer und kaiserlicher Notar. Bis zu seinem Tode, der nach seiner noch erhaltenen Grabschrift am 27. Dec. 1420 erfolgte, war er hauptsächlich mit der Führung des Kapitelarchivs beschäftigt. In den zahlreichen Copialbüchern des St.-Thomasstiftes treffen wir auf den meisten Blättern seine Hand an, die unermüdlich Schenkungen, Kaufacte, Privilegien, Güter und Zinsen seiner Kirche nicht einmal, sondern wiederholt, nur in anderer Anordnung, verzeichnete. Der letzte Eintrag derselben findet sich am 4. Sept. 1420. Nehmen wir dazu noch seine sicher bezeugte Theilnahme an der Verwaltung mehrerer der Thomaskirche unterstellten geistlichen Stiftungen, wie z. B. der St.-Gallenklause, so haben wir das Bild einer reichen, vielseitigen Thätigkeit vor uns, die sich nicht blos in der stillen Schreibstube, sondern auch in den Geschäften des alltäglichen Lebens praktisch entfaltete.

Eben diesen doppelten Zug finden wir auch in Königshofen's Geschichtschreibung wieder. Die immer von neuem wieder in Angriff genommene Bearbeitung seiner Chronik verräth die Lust am schriftstellerischen Schaffen, am Schreiben überhaupt, und durch den Ton seiner historischen Erzählung klingt die intime Kenntniß bürgerlicher Lebensauffassung und Führung: „man vindet geschriben in latyne vil kroniken, das sind bücher von der zit, die do sagent von keysern, bebesten, künigen und von andern fürsten und herren, wie ir leben si gewesen und von etlichen nenhaftigen dingen, die von in oder bi iren ziten geschehen sint. aber zů dütsche ist lützel solicher bücher geschriben, wie doch das die klůgen legen also gerne lesent von semelichen dingen also gelerte pfaffen. ouch hant die menschen me lustes zů lesende von nuwen dingen denne von alten und ist doch von den striten reysen und andern nenhaftigen dingen, die bi nuwen ziten sint geschehen, allerminnest geschriben." Mit diesen bezeichnenden Worten beginnt Königshofen sein Werk. In sechs große Kapitel hat er dasselbe getheilt. In dem ersten gibt er die Weltgeschichte von Adam bis auf Alexander den Großen und die Diadochen, im zweiten die Geschichte Roms und des Kaiserthums bis auf König Ruprecht. Das dritte Kapitel erzählt das Leben der Päpste bis zum Kostnitzer Concil, das vierte bringt die straßburger Bischofs-, das fünfte die straßburger Stadtgeschichte bis auf Königshofen's Zeit, das sechste endlich ist ein kurzes Sachregister für das ganze Werk mit beigesetzten Blatt- und Jahreszahlen, Königshofen's eigenste Erfindung, die er anschaulich so beschreibt: „also mahtu sůchen iedes ding bi dem bůstaben also es anevohet: einen strit bi eime s, eine reyse bi eime r, einen krieg bi eime k und also von andern dingen. und wo du etwas vindest, do betütet die nochgonde zale dobi die jor von gotz gebürte di men dazůmole zalete do es geschach, und die zale die vor dem dinge ist geschriben, das ist eine zale der bletter do von der selben materie ist völlekliche und me beschriben." An seinen Vorgänger, den straßburger Chronisten Closener, hat er sich mit dieser Ordnung seines Stoffs unmittelbar angeschlossen; aber er ist weit über ihn hinausgegangen, indem er die Weltgeschichte sowie das historische Compendium am Schlusse hinzufügte und Closener's Kaiser- und Papsthistorie und Localgeschichte in je zwei Kapitel zerlegte.

Daß er damit dringenden geistigen Bedürfnissen weiter Volkskreise entgegenkam, kann keinem Zweifel unterliegen. Dafür zeugt die constatirte außerordentliche Popularität seiner Chronik, von der bis vor kurzem allein noch 51 Handschriften vorhanden waren und von der sich zahlreiche Fortsetzungen und Verarbeitungen im Elsaß selbst, in der Schweiz, in Schwaben, Baiern und in den Rheinlanden bis Köln hinab durch das 15. Jahrh. hindurch verfolgen lassen. Königshofen's Arbeit galt offenbar als das Muster eines bürgerlichen Geschichtsbuches, bei dessen Lektüre man sich unterhalten und lernen könne. Gerade dies scheint mir sein wesentlichstes Verdienst zu sein, daß er so geschickt den Bedürfnissen seiner Zeit zu entsprechen verstand. Die Freude am Sagenhaften und Wunderbaren, das Behagen an derbem Schwank und der pikanten Anekdote, die Kunst des guten, spannenden Erzählens, das waren die Eigenschaften, die seine Chronik so anziehend für die Zeitgenossen machten. Wenn er z. B. bei der Schöpfungsgeschichte von Adam und Eva für die Schwatzsucht der Frauen folgende Erklärung gibt: „ist nüt unbillich, do frowen bynander sint, ob sü me redent und klafent denne die manne, wan die frowe ist zům ersten us eime rippe und beyne beschaffen und der man us erden: der nu lützel beine dat in einen sag und in reget unde schüttelt, so tönet es me denne der in vol erden stieße"; wenn er die Mönchsschnurre in Versen mittheilt, gegen Papst Calixt gerichtet, der die Priesterehe verboten habe, mit dem Schlusse: ergo tuum festum numquam celebratur honestum, oder wenn er erzählt, wie der Sohn der Semiramis vor den Lüsten seiner Mutter aus Babylon floh und Trier gründete und seinem vielsprachigen Volke, das nachher die Städte Mainz, Worms, Köln, Straßburg und Basel erbaute, gebot: „das sü alleine soltent dütsche sproche üben und halten und keine ander sproche, wan er sü aller liebest hette", so war das ganz nach dem Sinne und Herzen seiner Leser. Als historische Quelle hat man Königshofen

lange vielfach überschätzt, wie man andererseits jetzt in das Extrem verfällt, seine Arbeit zu stark herabzusetzen und sie als literarische Tagelöhnerei zu bezeichnen. So sind z. B. seine chronologischen Angaben auch für Ereignisse seiner Zeit oft ungenau und verworren, obschon er den Ausspruch des Huge von Florencie citirt: „das ein geschehen ding von dem man nüt kan gesagen, in welem jore oder bi weles küniges oder fürsten ziten es geschehen si, das sol men haben für eine fabule und für eine sagemere und nüt für eine were rede.“ Seine zeitgenössischen Berichte sind ebenfalls, sobald sie über den engen Gesichtskreis der straßburger Stadtgeschichte hinausgehen, wenn sie z. B. von dem großen Rheinischen und Schwäbischen Städtebunde, seinen Kriegen und Verhandlungen mit dem Könige und den Fürsten irgendwelche Einzelheiten mittheilen, vielfach unzuverlässig und strengster kritischer Nachprüfung bedürftig. Zuweilen hat er urkundliches Material benutzt, wie z. B. das Absetzungsdecret der Kurfürsten gegen König Wenzel, aber meist hat er doch aus mündlichen Nachrichten geschöpft, denen, wenn sie auch von Augen- oder Ohrenzeugen stammten, doch stets eine subjective Färbung anhaftete. Man wird aber nicht vergessen dürfen, daß Königshofen jahrelang auf einem entlegenen Dorfe abseits der großen Heerstraßen an seiner Chronik gearbeitet hat. Als er dann nach Straßburg zurückkehrte, erzählte er eben wieder, was im Munde der Bürgerschaft über die großen Ereignisse der Welt umlief. So spiegelt er die politische Stimmung, Auffassung und Urtheilskraft der straßburger Einwohnerschaft getreu wider. Er vertritt auch deren Parteistellung, er ist gut kaiserlich gesinnt und verurtheilt die Päpste, er steht auf Seiten der Stadt gegen den Bischof und dessen herrschaftliche Ansprüche, er betont den Franzosen gegenüber deutsches Wesen und nationale Art.

In der Quellenbenutzung, soweit sie die schon vorhandene Geschichtschreibung anbelangt, ist Königshofen für unsere Begriffe freilich ein arger Freibeuter gewesen; aber das verargte ihm im 14. Jahrh. niemand. Für das frühere Mittelalter nennt er zuweilen seine Gewährsmänner und er kennt eine stattliche Literatur von der Vulgata an bis auf Martinus Polonus. Für die ihm näher liegende Zeit hat er den Ellenhard'schen Codex, Matthias von Neuenburg und Albertus Argentinensis, Closener und selbst Dietrich von Niem ausgeschrieben, ohne derselben irgendwie Erwähnung zu thun. Dennoch wird man dies nicht als undankbare Plünderei ansehen dürfen, wie man es allerdings Closener gegenüber, den Königshofen wol noch persönlich gekannt hat, zu thun versucht sein könnte. Die neuerdings von A. Schulte mit Glück vorgebrachte und mit guten Gründen unterstützte Auffassung läßt seine Arbeitsmethode in anderm, besserm Lichte erscheinen. Danach gab ihm, als er noch Kaplan am Frauenhause war, die dort ruhende Chronik Closener's die Anregung zur Fortführung und Erweiterung derselben, zu eigenem literarischen Schaffen, die Pfleger der Münsterfabrik unterstützten ihn dabei mit materiellen Mitteln, vielleicht gaben sie ihm auch selbst den ersten Impuls und eben für sie „durch der leygen willen minre herren zu Strosburg“, für das Frauenhaus schrieb er seine Chronik, die sich naturgemäß auf Closener's Arbeit aufbaute. Es ist bezeichnend, daß dessen Originalhandschrift wie diejenigen Königshofen's sich eben auf dem Frauenhause bis in die Neuzeit befanden; die wichtige, seit 1789 von dort verschwundene kürzere Recension seiner deutschen Chronik hat sich jüngst in der Bibliothek des straßburger Priesterseminars wiedergefunden und gibt über die Abfassungszeit interessante Aufschlüsse. Drei Fassungen dieser Chronik sind noch nachzuweisen, voraus ging eine lateinische Chronik, eine Excerptensammlung aus geschichtlichen Autoren, die Vorarbeit für sein deutsches Geschichtswerk. Man darf annehmen, daß er damit am frühesten begonnen, schon als niederer Kleriker vor der Priesterweihe im J. 1382. Ob dann die drei deutschen Textrecensionen seiner Chronik aufeinanderfolgten, die eine, nachdem die andere vollendet, zunächst ein nicht mehr vorhandener Entwurf 1382 in Angriff genommen, dann A zwischen 1386 und 1390, oder im J. 1386 allein, B zwischen 1390 und 1395, C zwischen 1400 und 1415 niedergeschrieben, oder ob Königshofen an allen diesen Fassungen nebeneinander arbeitete, wie dies bei seiner schreiblustigen Natur psychologisch wol erklärlich wäre, das ist eine schwer zu lösende Frage, um so schwieriger, als ein großer Theil des handschriftlichen Materials, darunter auch die lateinische Chronik und ein lateinisch-deutsches Glossar in dem straßburger Bibliotheksbrande von 1870 für immer zu Grunde gegangen ist. Das Werthvollste, eben die deutsche Chronik in ihren verschiedenen Recensionen, hat uns unmittelbar vorher noch die vortreffliche Ausgabe derselben von Carl Hegel gerettet, auf dessen Untersuchungen jede wissenschaftliche Beschäftigung mit Königshofen und seinem Werke zu fußen hat.

Vgl. Notice sur Closener et Königshoven par L. Schneégans (Strasbourg 1842). — Die Chroniken der deutschen Städte VIII, 153—498 und IX herausgegeben von C. Hegel (1870). — Zur Kritik Königshofen's von H. Topf (1882). — Closener und Königshofen, Beiträge zur Geschichte ihres Lebens und der Entstehung ihrer Chroniken von A. Schulte, in: Straßburger Studien herausgegeben von Martin und Wiegand I, 277—299 (Straßburg 1883). *(W. Wiegand.)*

KÖNIGSHÜTTE, preußische Stadt in der Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Beuthen, in 279 Met. Höhe, 4 Kilom. im Süden von Beuthen und 2 Kilom. im Nordosten von Schwientochlowitz in den Bergen an der Tarnowitzer Höhe gelegen, Station der Linie Gleiwitz-Schwientochlowitz und Breslau-Dzietiz der Preußischen Staatsbahnen. Die 27,522 (1880) meist katholischen Bewohner, von denen 13,523 männlichen und 13,909 weiblichen Geschlechts sind, führen in 867 Häusern (26 haben andere Bestimmung) 5791 Haushaltungen. Im J. 1871 zählte man erst 19,536 Einwohner. Zur Stadt gehören 1250 Hekt. Land, wovon 900 Hekt. Acker sind. Die Stadt hat Bahnhof, Post- und Telegraphenamt, Volksbank, Bergrevier, Berginspection, Gasanstalt, zwei höhere Töchterschulen, evangelische und

katholische Kirche. Das Hüttenwerk Königshütte, die Ortschaften Mittel- und Ober-Lagiewnik, Nieder-Heiduck, Charlottenhof u. a. sind 1869 zu einem Ganzen vereinigt und daraus ist die Stadt Königshütte gebildet worden. Allenthalben begrenzen hier die hohen Schornsteine der zahlreichen Steinkohlengruben, Hohöfen, Coaksöfen, Zinkhütten, Eisengießereien und Walzwerke u. s. w. den in Rauch gehüllten Horizont. Die Actiengesellschaft für Bergbau und Hüttenwesen hatte 1883 im Gange 7 Hohöfen und 67 Puddel- und Schweißöfen. Das Werk producirte unter anderm vom 1. Juli 1883 bis dahin 1884: 76,859,900 Kilogr. Roheisen, 3,675,330 Kilogr. Eisengußwaaren, 44,985,200 Kilogr. Rohschienen, 6,664,792 Kilogr. Eisenblech. (*G. A. von Klöden.*)

Königskerze, s. Verbascum.

KÖNIGSLUTTER, Stadt und Amtsgerichtsbezirk im braunschweigischen Kreise Helmstedt, am Nordabhange des Elm, in etwa 150 Met. Meereshöhe gelegen. Sie hat (nach der Zählung vom 1. Dec. 1880) 2712 Einwohner, steht aber in unmittelbarem Zusammenhange mit den Ortschaften Oberlutter (1213 Einwohner) und Stift Königslutter (690 Einwohner), welche letztere beiden gewissermaßen als Vorstädte der erstern anzusehen sind. Königslutter ist Station der Braunschweig-Helmstedt-Magdeburger Bahn und ziemlich gewerbthätig. Es finden sich 2 Zuckersiedereien, Brauereien (in denen auch eine von altersher berühmte Art Weißbier, der sogenannte „Duckstein", gebraut wird), Kalkbrennereien, Ziegeleien, Kalksteinbrüche (am Elm) u. a. Die Stadt besitzt 2 Kirchen, die untere gothische Stadtkirche und die höher gelegene Stiftskirche, von der noch weiter unten die Rede sein wird; ferner 2 Schulen, die Bürgerschule in der Stadt und die Stiftsschule. Der Ort wird durchflossen von der Lutter, welche vermuthlich der Stadt den Namen gab und ihrerseits nach dem klaren lautern Wasser benannt sein wird. Das Flüßchen entspringt mit 7 mächtigen Quellen dicht oberhalb der Stadt im Elm (der „Spring", mit einem vom Abte Fabricius 1708 errichteten steinernen Ueberbau) und hat aus seinem kalkhaltigen Wasser im Laufe der Jahrtausende einen weithin sich erstreckenden Absatz von Kalktuff von sehr bedeutender Mächtigkeit gebildet. Mitten auf diesem steht der Ort, dessen Keller meist unmittelbar im Kalktuffe ausgehauen werden, wobei zugleich ein großer Theil der Bausteine gewonnen werden kann. Die Mächtigkeit dieses Tufflagers ist sehr verschieden; unten in der Stadt, wie aus der Tiefe der Brunnen zu entnehmen ist, gegen 7 Met., in den offenen Steinbrüchen gewöhnlich 3—4 Met. Die Oberflächenerstreckung dürfte auf etwa $1^1/_4$ □Kilom. zu schätzen sein. Vor längern Jahren fand man (beim Bau des Stadtkellers) sehr alte, in das feste Gestein gehauene Gräber vor; späterhin hat man die Kirchhöfe jedoch an Stellen verlegt, wo entweder der Tuff schon abgebaut oder sonst genügend lockeres Erdreich vorhanden war. Die Durchlässigkeit dieses Gesteins scheint indessen insofern die Verbreitung von Epidemien befördert zu haben, als durch das sogenannte Grundwasser (oder das von der Lutter, welche die Unterstadt vom obern Orte trennt, durchsickernde Wasser) Infectionsstoffe in die tiefer gelegenen Stadttheile leicht verbreitet werden konnten. Derartige Epidemien traten deshalb hauptsächlich in der eigentlichen Stadt auf, weniger in Oberlutter und am wenigsten im Stifte Königslutter; einen deutlichen Abschnitt in dieser Hinsicht bildet die gegen das Thal querlaufende Strecke der Lutter. Die Kirchen und noch vorhandenen ältesten Gebäude sind aus dem Muschelkalke des Elm gebaut; vermuthlich aber wurde auch schon in frühesten Zeiten zum Bau der gewöhnlichen Wohnhäuser Kalktuff (oder wie er hier — synonym mit dem Königslutter eigenthümlichen Biere — genannt wird, „Duckstein") verwandt; beim Abbruch dicker Mauern in alten Häusern findet man gewöhnlich beiderlei Bausteine.

Der Ort Lutter hat früher bestanden als das gleichnamige vom Kaiser Lothar gestiftete Kloster; welchen Einfluß das schon vordem hier bestandene Kloster auf Entstehung und Erweiterung des Orts hatte, muß dahingestellt bleiben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß von dem nahegelegenen Süpplingenburg aus hier ein festes Haus (an der Stelle des jetzigen Amtsgerichtsgebäudes) gegründet wurde und in dessen Schutze sich Ansiedler niederließen. Von dieser Ansiedelung, der späterhin sogenannten Amtsfreiheit, wird frühzeitig das „obere Dorf" (jetzige Oberlutter) unterschieden. In diesem höher gelegenen südlichen Theile des Ortes gründete Graf Bernhard I. von Haldensleben ein Kloster für Augustinernonnen (nach der gewöhnlichen Annahme), das sein Sohn Bernhard II. vollendete. Die Kirche dieses Klosters soll die im J. 1752 abgebrochene oberluttersche Clemenskirche gewesen sein, deren letzter Rest, der sogenannte „Paalthoren" erst 1821 niedergelegt wurde. Wegen zügellosen Lebens oder doch Nachlassens der Klosterzucht versetzte Kaiser Lothar von Süpplingenburg die Nonnen aus diesem von seinen Vorfahren („a proavis nostris", durch seine Großmutter mütterlicherseits, Gertrud, Gemahlin Graf Friedrich's von Formbach [1]) gestifteten Kloster nach Drübeck bei Ilsenburg a. H., und gründete in Lutter an dessen Stelle ein Benedictinermönchskloster, das er mit Mönchen aus dem Johanniskloster Berge bei Magdeburg besetzte und reich dotirte. (Siehe die Stiftungsurkunde. d. d. Kal. Aug. MCXXXV, in Neuenberg [= Nienburg a. S. nach Bernhardi] in Rehtmeier's „Braunschweig-Lüneburgischer Chronika", S. 297.) Da auch die folgenden Landesherren dem Kloster ihre Huld bewahrten und außerdem viele hochangesehene Reliquien, die schon von Lothar herrühren sollen (und in Zeiller-Merian's „Topographie von Braunschweig" sich aufgezählt finden), dasselbe zu einem beliebten Wallfahrtsorte machten, gedieh dasselbe bald zu bedeutendem Reichthume; auch hatte schon Papst Innocenz II. dem Kloster einen besonders kräftigen Ablaß ver-

1) Seine Großmutter väterlicherseits war Ida von Querfurt, ein Großvater (Lothar?) ist jedoch unbekannt, und somit seine ganze Genealogie väterlicherseits. Nicht unwahrscheinlich ist von Wersebe's Vermuthung, daß diese auf die Grafen von Walbeck zurückzuführen sei. Vgl. Bernhardi, Lothar von Supplinburg, S. 307 fg.

liehen, der denjenigen zugute kommen sollte, welche zur Heiligenverehrung am Tage St.-Petri und St.-Pauli — der Patrone — zum Stift wallfahrten würden. Namentlich jedes siebente Jahr war der Zudrang der Pilger außerordentlich groß, welche dann zur Akenfahrt, d. h. der Ablaßfahrt, nach Aachen, zogen. Auch der bekannte Johann Tetzel hat hier — etliche Jahre vor 1517 — seinen Ablaßhandel getrieben, und noch heute wird an der Stiftskirche die Stelle gezeigt, wo er seine Predigten gehalten haben soll, da, wo vor dem Portale des nördlichen Kreuzflügels die vor noch nicht sehr langer Zeit abgebrochene Tetzels- oder Marienkapelle gestanden hat. In dieser befand sich ein sogenanntes „wunderthätiges Marienbild". Auch der angebliche „Tetzelkasten" wird noch aufbewahrt. In die Nähe Königslutters verlegt ferner die Ueberlieferung die Stelle, wo ein Ritter von Hagen, nachdem er zuvor Ablaß für eine zu begehende That genommen, den Ablaßkrämer auf der Höhe des Elm, da er von Königslutter über Küblingen nach Halberstadt ziehen wollte, überfiel und seines Geldkastens beraubte. Die Thatsache dürfte, nach gleichzeitigen Zeugnissen, ihre Richtigkeit haben; aber der Ort wird verschieden angegeben, bald bei Leipzig, bald bei Jüterbogk, bald im Elm. Aber für letzten spricht, außer der Tradition, auch ein sehr alter [2]) Denkstein, der zwar unbezeichnet — nur an der Südseite findet sich ein fast erloschenes Kreuz eingehauen — von jeher der „Tetzelstein" hieß; neben demselben hat in den vierziger Jahren der nachmalige braunschweigische General und Hofmarschall von Lübeck ein schönes Denkmal in Form einer gothischen Kapelle errichten lassen.

Stadt und Stift nahmen nach der erwähnten Gründung Kaiser Lothar's allmählich, zur Unterscheidung von dem auch im Braunschweigischen gelegenen Lutter (am Barenberge) den Namen „Königslutter" an; der Volksmund gebraucht aber noch heute meist nur die alte Form „Lutter". Zweifelsohne wuchs der Ort unter dem Einflusse des Stiftes mehr und mehr heran, tritt jedoch als Stadt urkundlich erst im 15. Jahrh. (1441) auf, in welcher Zeit er bereits Sitz und Stimme auf den Landtagen hatte. Von besonderer Bedeutung in dieser Hinsicht war der Zuzug der Bewohner des in Kriegsläuften — es erhellt nicht, in welchen — wüst gelegten benachbarten Dorfes Schoderstedt, zwischen Königslutter und Lauingen gelegen. Wann Königslutter zuerst Stadtrechte erhielt, ist ungewiß. Durch Feuersbrünste ist der Ort mehrfach verheert und hat zudem im Dreißigjährigen Kriege schrecklich gelitten, besonders in den Jahren 1627, 1636 und 1640. Es berichtet darüber u. a. der oben genannte Abt Johann Fabricius: „Und hat die gute Stadt durch Feuersbrunst und den wütenden krieg viel elend leiden müssen, massen sie A. 1571 und 1613 ganz im rauch aufgegangen, und A. 1627, ingleichen 1636 ausgeplündert, und A. 1640 in solchen ruin gesezet worden, daß im halben jahr kein mensch oder thier darinnen zu finden gewesen; welche krieges-last auch das arme Kloster mit betroffen, und so verderbet, daß im besagten 1640sten jahr da Herr Frid. Vlr. Calixtus als ein Knab aus curiositet nach dem Kloster von Helmsted geloffen, er die Thüren in der Kirche und allen übrigen gebäuden offen, etliche pölcke oder junge schweine auf zaunstecken gespisset, und keine lebendige creatur, als einen alten fast verhungerten hund, daselbst gefunden." In einem der Kriege des Reformationszeitalters sind auch die Zellen der Mönche zerstört.

Nachdem bereits im Kriege der schmalkaldischen Bundesgenossen gegen Heinrich d. J. von Braunschweig im J. 1542 die Mönche aus Königslutter vertrieben waren, erschienen Joh. Bugenhagen, Anton Corvinus und Martin Gorolitius, um das Kloster zu reformiren, dessen Mönche im verdienten Rufe großer Ueppigkeit standen; der Abt erhielt einen Jahrgehalt von 600 fl. angewiesen. Zwar erschienen 1547, nach der Schlacht bei Mühlberg, die Mönche wiederum, aber Herzog Julius führte nach seinem Regierungsantritte im J. 1568 die Reformation des Klosters völlig durch; der letzte katholische Abt Ludwig starb 1571. Nachdem nochmals im J. 1629 (nach dem Restitutionsedicte) Mönche auf kurze Zeit vom Kloster Besitz ergriffen hatten, erließ Herzog August d. J., Stifter des jüngern Hauses Braunschweig-Wolfenbüttel, im J. 1655 seine Klosterordnung, wonach auch Königslutter's Verhältnisse geordnet wurden. Danach sollte ein Professor der Theologie in Helmstedt (oder ein anderer verdienter und dessen würdiger Geistlicher im Lande) Abt, der Pastor im Oberndorfe und auf dem Stifte Prior, der Rector zu Königslutter Subprior, der Rector zu Scheppenstedt 4. Conventual und der Klosterpräceptor 5. Conventual sein. Unter den Aebten war der berühmteste wol Georg Calixt, geboren zu Melby 1586, gestorben zu Helmstedt 1656, einer der Hauptsterne der helmstedter Universität, dessen von dogmatischer Einseitigkeit weit entfernte Anschauung wesentlich der dortigen theologischen Facultät ihre stets bewahrte freiere Richtung gab, ihn selber freilich auch in den Geruch des Kryptocalvinismus oder selbst des Kryptopapismus brachte; der letzte Abt aus der Reihe der helmstedter Theologen war der bekannte Kirchenhistoriker Henke. Seit 1847 ist die Stelle des Abtes nicht wieder besetzt worden.

Die größte Sehenswürdigkeit in Königslutter bietet unfraglich die vorzüglich erhaltene alte Stiftskirche auf der „Stiftsfreiheit", zu welcher Kaiser Lothar nebst seiner Gemahlin Richenza am 10. Juli 1135 eigenhändig den Grundstein legte zur Ehre der Apostel Petrus und Paulus. Es wird angegeben, daß diese Einweihung in Gegenwart vieler Fürsten und Großen durch Bischof Rudolf von Halberstadt vollzogen sei; jedenfalls war aber letzterer zu dieser Zeit nur „Vicedom" des Bisthums und ist erst im J. 1136 als Bischof von Halberstadt nach langen Streitigkeiten consecrirt. Noch einmal, Mitte Juli 1136, besichtigte der Kaiser den Fortschritt seiner erhabenen im Entstehen begriffenen Schöpfung, um dann, da der Tod auf der Rückkehr von Italien ihn am

2) Nach einer Angabe in Bode, Der Elm (1846), soll er noch zu Lebzeiten Herzog Heinrich's des Aeltern (gest. 1514) gesetzt sein; der Beweis dafür ist jedoch nicht mitgetheilt.

4. Dec. 1137 ereilt hatte, in derselben am 31. Dec. dieses Jahres seine letzte Ruhestätte zu finden. Die feierliche Beisetzung fand unter kaiserlichem Gepränge durch Bischof Rudolf von Halberstadt in Anwesenheit vieler sächsischer und thüringischer Fürsten statt. Wie weit der Bau der Basilika zu dieser Zeit schon vorgeschritten war, erhellt nicht; vielleicht war nur erst der hohe Chor ganz und das Langhaus in der Anlage vollendet; möglich aber, daß auch der Chorbau noch jünger ist. Neben dem Kaiser wurden später seine Gemahlin Richenza und sein Schwiegersohn, Herzog Heinrich der Stolze, beigesetzt.

Die Kirche ist unstreitig eine der schönsten Kirchen romanischen Stils und eine der größten Pfeilerbasiliken Norddeutschlands. Sie hat drei fast gleichhohe Thürme, von denen zwei, allerdings im Verhältnisse zum Ganzen etwas zu niedrige, am Westende auf gewaltigem viereckigem Unterbau sich erheben, und ein dritter massiger in der Kreuzung von Chor und Schiff steht. Statt der Treppe befindet sich in dem nördlichen der beiden Westthürme ein Wandelgang bis zur Höhe des Kirchenbodens, und es geht die Sage, daß die Einwohner von Königslutter dahinauf im Dreißigjährigen Kriege zur Sicherung ihr Vieh getrieben und auf dem Kirchenboden verborgen hätten.

Der Eindruck des Gebäudes ist ein gewaltiger, harmonisch in allen Verhältnissen und in sich abgeschlossen. Die ganze Anlage zeigt starke Anklänge an die (1133 gegründete) Godehardskirche in Hildesheim, welche ursprünglich (nach Hase) gleichfalls als Pfeilerbasilika gedacht war. Der Grundplan zeigt eine dreischiffige Basilika mit einem aus drei Quadraten gebildeten Querschiffe, über welches hinaus das Mittelschiff und die beiden Seitenschiffe in gleicher Länge, d. h. um ein Quadrat des Querschiffes, fortgeführt sind. Den drei Schiffen und den östlichen Wänden der Kreuzflügel sind Apsiden vorgelegt, deren also fünf vorhanden sind. Eine Krypta ist nicht vorhanden, sicherlich auch nie beabsichtigt. Vier denen des Querschiffes gleiche Quadrate bilden das Mittelschiff; sieben Pfeiler jederseits tragen die Arkaden desselben. Den zwei Pfeilern, welche die Arkaden des Chors tragen, sind zwei Säulen als Träger der Blendbögen vorgelegt, welche reichornamentirte Kapitäle — üppige Verwendung des Akanthusblattes mit Menschen- und Thierköpfen dazwischen — zeigen, aber glatte Schäfte haben. Die kämpferartige Deckplatte zeigt das Würfelornament, wie der über den Arkaden hinlaufende Fries. Die Stärke der Eckpfeiler in der Vierung war nicht nur erforderlich, um den erwähnten mächtigen Dachreiter zu tragen, sondern sie wurde auch, wie aus ihrer Kreuzesform und den in den einspringenden Winkeln angebrachten Eckdiensten (Dreiviertelsäulen), welche als Gewölbeträger dienen, sowie überhaupt aus der Wandstärke der ganzen Ostanlage hervorgeht, gewählt, um gleich von vornherein die ganze Choranlage sowie die Kreuzflügel zu überwölben. Das ist eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit dieser Kirche. Die Seitenschiffe zeigen gothische Ueberwölbung mit Rippen und Schlußsteinen, zum Theil mit Wappen; es ist aber nicht unmöglich, daß eine Einwölbung dieser Theile schon von vornherein beabsichtigt war. Das Mittelschiff dagegen hatte ursprünglich nur eine flache Balkendecke, welche, um 1600 schon einmal restaurirt, vielleicht durch einen Brand im Dreißigjährigen Kriege oder sonstwie morsch geworden, herabstürzte und dabei das in der Mitte des Langhauses stehende Grabmal Lothar's, seiner Gemahlin und seines Schwiegersohnes mit den darauf angebrachten Statuen derselben zertrümmerte. Danach ließ der Abt Fr. Ulr. Calixtus in den Jahren 1693—95 (letztere Zahl findet sich am westlichen Gewölbeschlußsteine) das Mittelschiff überwölben; die aus dem leichteren Kalktuff hergestellten Kreuzgewölbe ruhen mit ihren Pfeilern auf — dicht über dem erwähnten Würfelfriese angebrachten — barocken Consolen, welche allerdings hier einen etwas fremdartigen Eindruck machen. Das zertrümmerte Grabmal ließ Abt Fabricius im J. 1708 durch den helmstedter Bildhauer Helwig aus Northeimer Alabaster — angeblich genau(?), aber mehr im Geschmacke jener Zeit — nach dem Muster des alten aufs neue herrichten. Als schon früher im J. 1620 aus unbekannten Gründen das Grab Lothar's einmal geöffnet wurde, fand man darin ein Schwert, ein Stückchen Kork vom Stiefel, den Ueberrest eines Sporns sowie ein Stück rothen Taffet, ferner einen kleinen Reichsapfel von Blei, einen kleinen Kelch und Oblatenschüssel von Silber, sowie eine bleierne Tafel mit der Inschrift: LOTHARIVS DIGRA ROMANORVM IMPERATOR AVGVSTVS REGNAVIT ANNOS XII MENSES III DIES XII OBIIT AVTEM II NONAS DECEMBRIS VIR IN XRO FIDELISSIMVS VERAX CONSTANS PACIFICVS MILES IMPERTERRITVS REDIENS AB APVLIA SARRACENIS OCCISIS ET EIECTIS. Tafel und Reichsapfel bewahrt jetzt das herzogl. Museum in Braunschweig, die andern Sachen sind abhanden gekommen.

Das gesammte Innere des Baues überblickt man am besten von der obern Loge zwischen den beiden Westthürmen, wo vermuthlich demnächst die Orgel ihren Platz erhalten wird. Der Eindruck ist ein mächtiger, doch wird man sich der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß der jetzige einförmig gelbliche Anstrich der Kirche trotz ihrer so schönen Verhältnisse verstimmend wirkt; es wäre sehr zu wünschen, daß der Schmuck farbiger Bildwerke, den Kaiser Lothar ohne Zweifel seiner Schöpfung hat angedeihen lassen oder doch zufügen wollte, wiederhergestellt, überhaupt das gesammte Innere einer würdigen Restauration unterzogen würde, was dem Vernehmen nach auch in der Absicht der Regierung liegt. Ob sich noch derartige Reste finden, wird die anzustellende Untersuchung ergeben; bislang sind nur einer spätern gothischen Zeit angehörige, übrigens zum Theil späterhin wieder mehrfach übermalte Wandmalereien in der obern mit Tonnengewölbe versehenen Kapelle des Zwischenbaues der Westthürme, welche unter der erwähnten Loge liegt, aufgefunden worden. Den architektonisch am reichsten behandelten Theil der Kirche bildet der wohlerhaltene und in den fünfziger Jahren gründlich restaurirte nördliche Flügel des Kreuzganges, an der Südseite der Kirche; der außerdem allein noch erhaltene westliche Flü-

gel entstammt (bis auf die untern noch der romanischen Zeit angehörigen Partien des daran befindlichen Brunnenhauses [Baptisteriums] und ehemaligen Remters) der gothischen Bauperiode. Auch dieser Flügel sieht seiner demnächstigen Wiederherstellung entgegen; der Remter wird gegenwärtig zur Kirche für die neben dem Stifte liegende Heil- und Pflegeanstalt umgebaut. Jener nördliche Flügel aber zeigt einen Reichthum und eine Schönheit der romanischen Ornamentik, wie sie sonst wol wenig vorkommen dürften. Der ganze Raum ist bei einer Länge von circa 30 Met. und einer Breite von circa 4,5 Met. zweischiffig angeordnet, und wird das (halbkreisförmige) Gewölbe von 10 Mittelsäulen getragen, die (bis auf die vierte vom Eingange) mannichfach ornamentirte Schäfte haben, namentlich aber in origineller und reicher Weise verzierte Kapitäle und Abaken tragen. Statt der Wandpfeiler oder Halbsäulen, welche die Säulenreihe an den beiden entgegengesetzten Wandflächen schließen sollten, sind zwei sitzende Figuren als Gewölbeträger angebracht, in welchen die Sage den Baumeister und seinen Lehrling erkennen will. Die südliche Wand ist durch 10 Halbsäulen in neun Bogenfelder getheilt mit 9 Fenstern, welche „in drei rundbogigen Arkaden, die wieder von einem großen kräftig profilirten Halbkreisbogen eingeschlossen werden", die Mauer öffnen. Jedes der Fenster hat 2 Wandsäulen, die 7 mittlern außerdem je 2 Theilungssäulen, die beiden äußern nur je eine. Die Schäfte dieser Säulen sind — bis auf die im dritten und siebenten Fenster — glatt, die Kapitäle aber in ähnlichen schönen und wechselnden Formen ausgeführt, wenn auch etwas einfacher wie die der Mittelsäulen. Die Bogenfelder über den Fenstern sind durch kleine Bogenfenster, ganze und halbirte Vierpässe durchbrochen.

Ueber das Aeußere der Kirche mag noch Folgendes bemerkt sein. Am östlichen Theile ist überall, unter den Dächern, an den Giebeln und wo sonst sich dazu Gelegenheit bot, ein Rundbogenfries angebracht und geht in einfachen Lisenen, Wandpfeilern oder Halbsäulen an den Wänden hinab.[3]) Ein reicher behandelter, mit Bischofsbildern und Rosetten abwechselnder Fries schließt das Achteck des Vierungsthurmes ab; besonders schön und interessant aber ist die Ornamentirung der Hauptapside des Chores, welche mit kräftig profilirten Gesimsen, Bogenfriesen, Consolen, Wandpfeilern und Capitälen reich geschmückt erscheint. Namentlich der untere der beiden Bogenfriese ist in dieser Hinsicht höchst beachtenswerth; es findet sich darin die Darstellung einer von beiden Enden beginnenden Jagd, welche in der Mitte aber damit endet, daß das gejagte Wild — unter der Gestalt zweier Hasen dargestellt — den am Boden liegenden Jäger fesselt. Man hat dieser Darstellung eine symbolische Bedeutung gegeben, indem man darin das Bild des verfolgten, aber endlich siegreichen Christenthums erblickte; jedenfalls ist darin wol mehr als bloße Spielerei zu suchen. In Spiegelschrift, aber augenscheinlich einer spätern Zeit angehörig, steht darunter der lateinische, etwas mattherzige Hexameter: Hoc opus eximium vario celamine mirum. Von der an der nördlichen Wand des Querschiffes belegenen Marienkapelle war schon oben die Rede; interessanter ist noch das an derselben Seite nach Westen zu befindliche Portal des Langhauses, dessen im Kleeblatte geschwungener Bogen an den beiden Knickpunkten durch Säulen gestützt wird, die auf — jetzt ganz getreu nach den alten Resten erneuerten — Löwen ruhen; der eine von diesen hält eine menschliche Figur, der andere ein Lamm in den Pranken. Auch hier haben wir es jedenfalls mit einer Symbolik zu thun, welche auf das siegende Christenthum hindeutet, in Oberitalien häufiger, in Norddeutschland aber seltener vorkommt (unter andern an der Kirche zu Nikolausberg, an der katholischen Jakobskirche in Goslar, auch an der Katharinenkirche in Braunschweig finden sich ähnliche Darstellungen); vielleicht weist dieser Umstand auf einen Zusammenhang unsers Baumeisters mit Italien hin. Der Vierungsthurm hat auf seinen acht Seiten rundbogige Schalllöcher mit schönen romanischen Theilungssäulen, welche vermauert waren (vermuthlich nach Bränden, deren Spuren noch sehr deutlich sichtbar sind) und erst jetzt, zur Zierde des Thurmes, wieder geöffnet sind. Im Gegensatze zur Ostseite ist die Westseite, namentlich die Thurmfaçade, sehr einfach gehalten. Unten ein — jetzt vermauertes — ganz einfaches Rundbogenportal, darüber zwei schmucklose romanische Fenster, endlich ein Fenster mit Spitzbogen, Theilungssäule und Kleeblattbögen und zwei Wandsäulen in spätromanischen Formen (um 1250?); im übrigen zeigt sich die ganze Fläche ungegliedert. Die untere mit Kreuzgewölben auf zwei Tragsäulen versehene Kapelle in diesem Westbau ist Zuthat späterer Zeit, die romanische Kanzel und der im gleichen Stile gehaltene einfache Altar sind Werke der Neuzeit. Beachtung verdient aber noch ein hübscher alter romanischer Kerzenstock aus Kalkstein (der Mittelschaft aus Alabaster). Wieviel nun von dem ganzen Bau noch Kaiser Lothar's Zeit angehört, ist schwer zu sagen; jedenfalls ist der schöne spätromanische nördliche Kreuzgangflügel jünger (13. Jahrh.), und auch wol der ganze westliche Thurmbau. Vielfache spätere Umänderungen erschweren genauere Bestimmungen. Die Maße der Kirche sind folgende: Außenlänge einschließlich des westlichen Thurmbaues und der Apsis 74,5 Met.; Außenbreite in den Schiffen nahezu 26 Met.; Länge im Innern 65 Met.; Höhe etwa 18 Met.; Breite in den Schiffen 22,5 Met. Die Seitenschiffe haben genau die halbe Höhe und Breite des Mittelschiffes, und das Verhältniß der Höhe des letztern zu seiner Breite war früherhin, vor der Einwölbung, ebenfalls nahezu 2 : 1. Das Dach des Mittelschiffes ist vermuthlich bei dessen Einwölbung am Ende des 17. Jahrh. 9½ Fuß braunschw. (= 2,7 Met.) tiefer gelegt, was freilich der Harmonie des Gesammteindrucks etwas Eintrag thut.

Die Klostergebäude, soweit sie noch vorhanden, dienen jetzt, nachdem eine Zeit lang eine Kaltwasserheilanstalt darin bestanden, zu Zwecken der hier befindlichen Heil- und Pflegeanstalt (Landes-Irrenanstalt). Diese wurde,

---

3) Der Rundbogenfries am Langhause ist erst in diesem Jahrhundert fertiggestellt.

nachdem der Neubau der Hauptgebäude beendet war, im J. 1865 am 1. Dec. eröffnet, unter Zuzug von 21 männlichen Kranken aus dem ehemaligen Alexii-Pflegehause in Braunschweig. Im J. 1882 befanden sich dort — in drei Verpflegungsklassen — 271 Kranke, und zwar 144 weibliche und 127 männliche. Außer dem Anstaltsdirector — gegenwärtig Medicinalrath Dr. Hasse — sind 2 Assistenzärzte angestellt, 15 sonstige Beamte und 67 Wärter, Wärterinnen und sonstiges Dienstpersonal. Jetzt — 1883 — dürfte die Zahl der Kranken gegen 300 betragen, und drohen die Räumlichkeiten fast schon zu eng zu werden. Auf dem freien Platze zwischen der Stiftskirche und der Irrenanstalt steht die uralte „Kaiserlinde", die umfangreichste des ganzen Herzogthums und, der Sage nach, bei Erbauung der Kirche schon gepflanzt. Noch sei bemerkt, daß Oberlutter sowol wie die Stadt ein Denkmal zur Erinnerung an die Opfer des Krieges von 1870—71 besitzen.

Die Literatur über Königslutter anlangend, seien außer den schon erwähnten noch folgende Schriften genannt: Joh. Letzner, „Beschreibung des Stiftes Königslutter", mit Anmerkungen herausgegeben von Fabricius (1715). — (Bode) „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Stiftes Königslutter" u. s. f., im Braunschweigischen Magazin von 1822. — Die Aufsätze über Königslutter in Görges-Spehr, „Vaterländische Denkwürdigkeiten" I (Braunschw. 1881), und von Heinemann, „Das Königreich Hannover und Herzogthum Braunschweig" (1856). — Willecke, „Die alte und die neue Stiftskirche zu Stift Königslutter" (1880). — Abbildungen architektonischer Einzelheiten in des Oberbaurath Hase's Monographie der Stiftskirche in den „Baudenkmälern Niedersachsens" (1856); ferner in „Reiseskizzen der niederdeutschen Bauhütte" (1864), womit zu vgl. der Aufsatz von Stamm nebst 1 Tafel Abbildungen im „Organ für christliche Kunst" vom J. 1853 und in Otte, „Geschichte der romanischen Baukunst in Deutschland", 1874, sowie der betr. Artikel in Lotz, „Kunsttopographie Deutschlands" I (1862).

(Ed. Steinacker.)

KÖNIGSMARCK, ein altes märkisches Geschlecht, dessen Stammhaus Königsmarck bei Osterburg in der Altmark bereits im J. 1164 gelegentlich der Gründung der dortigen Kirche erwähnt wird. Als sein ältester Ahnherr wäre Werner von Königsmarck zu betrachten, dessen Sohn Heinrich die genannte Kirche seines Stammsitzes erbaute und fundirte. Die Schreibweise des Namens wechselt in den Urkunden vielfach, erscheint als Kongesmarck, Cuningesmarck u. s. w., bis dem heutigen Sprachgebrauche gemäß sich der Name in der jetzt üblichen Form herausbildete. Die erste Geschichte des Hauses ist ziemlich dunkel, die urkundlichen Belege fließen so lückenhaft, daß eine zusammenhängende Genealogie sich nicht feststellen läßt. Mit Beginn des 14. Jahrh. tritt der Name immer häufiger auf und gestatten die hervorragenden Stellungen der einzelnen Glieder des Hauses auf die frühe Bedeutung der Gesammtfamilie einen Rückschluß. Die Königsmarck gehören zu den wenigen Geschlechtern, die diese Bedeutung sich zu wahren wußten, sodaß sie sich heute wie damals zu den ersten Familien ihrer Heimat und des Landes rechnen. Der Stammsitz blieb freilich nicht in Händen des Geschlechts, befindet sich bereits 1336 im Besitze der Herren von Quitzow und hat seitdem vielfach den Herrn gewechselt. Schon im 14. Jahrh. kamen Mitglieder der Familie nach Schweden, so ein Johann von Königsmarck, der sich 1347 mit Marie Sture vermählte, im J. 1364 starb und einen Sohn Christian, Gouverneur von Gothland, hinterließ, der gemeinsam mit seinem Sohne Magnus in der Falköpinger Schlacht 1389 sein Leben einbüßte.

Später und zwar von 1391—1414 war Jakob Gerhardt von Königsmarck Erzbischof von Lund, der 1397 den Herzog Erich von Pommern als König Erich XIII. von Schweden krönte. Wol ein naher Verwandter dieses Kirchenfürsten war Henning (oder Heinrich) von Königsmarck, des 1397 gekrönten Erich erster Minister, dessen Erbtochter sich in das Haus der Herren zu Putbus vermählte. — Von der heimischen Linie ist Rüdiger (al. Radecke) von Königsmarck erwähnenswerth, der 1382 den Markgrafen, späteren Kaiser Sigismund nach Ungarn begleitete und 1387 durch die Befreiung der Königin Maria aus des Banus von Kroatien Händen seinem Namen besondern Glanz verschaffte. Diese Waffenthat gab dem Dichter de la Motte Fouqué Gelegenheit, sie in einer sogenannten Schildsage zu besingen, deren historische Basis so wahr oder unwahr sein mag wie der größte Theil der zu dichterischer Bearbeitung gelangten Wappensagen. Der poetischen Licenz ist in diesen Dingen gar vieles zugute zu halten. — Bei Besitzergreifung der Marken durch die Hohenzollern findet sich das Königsmarck'sche Geschlecht auf Seiten des dem neuen Landesherrn geneigten Adels, demnach bei der Minderzahl der Standesgenossen, deren Majorität sich der Führung der zollernfeindlichen Quitzows überließ. Kurfürst Friedrich belohnte die Ergebenheit durch die im J. 1440 erfolgende Belehnung mit Berlitt, einem noch heute sich im Besitze der Familie befindenden Hauptgute. Noch kurz bevor sich das Geschlecht zum Protestantismus wendete, saß einer derselben, Otto von Königsmarck, von 1493—1501, auf dem bischöflichen Stuhle von Havelberg, eine Zierde seines Stammes, ein würdiger Priester, ein trefflicher Kirchenfürst. Mit Christoph beginnt die zusammenhängende Stammreihe. Derselbe lebte 1496 und hinterließ von Elisabeth von Flauß einen Sohn Rüdiger, Erbherrn auf Kötzlin 1530, dessen Sohn Andreas Joachim Christoph auf Kötzlin, Berlitt, Roddalin, Behlin u. s. w. unter Kaiser Rudolf II. als General wider die Türken focht. Derselbe zeugte mit Dorothea von Below den Christoph Konrad; dieser war durch Beate Elisabeth von Blumenthal a. d. H. Horst der Vater zweier Söhne, die den märkischen Hauptstamm dauernd in zwei Linien spalteten. Der ältere Sohn Hans Christoph (geb. am 25. Febr. 1600, gest. den 20. Febr. 1663) war der Begründer des jüngern Zweiges (im Gegensatze zu dem oben genannten ältern). Da ihm wie seinem Sohne Konrad Christoph (geb. 1634, gest. 1673) und seinen Enkeln Maria Aurora (geb. 1660, gest. 1728) und Philipp (geb. 1662, gest. 1694) weiter

unten eingehendere Biographien gewidmet werden, sei hier nur kurz des genealogischen Zusammenhangs Erwähnung gethan. Hans Christoph hatte außer dem genannten Konrad Christoph noch einen zweiten zu Ruhm gelangten Sohn, Otto Wilhelm, der, am 5. Jan. 1639 geboren, am 15. Sept. 1688 als venetianischer Generalissimus vermählt, kinderlos starb. Als Geschwister der bekannten Maria Aurora und des unglücklichen 1694 ermordeten und seinen Mannsstamm dieses Zweiges beschließenden Philipp Christoph erscheinen noch Karl Hans von Königsmarck (geb. am 5. Mai 1659, gest. den 27. Aug. 1686), der bis zur Würde eines französischen Generals stieg, und Amalie Wilhelmine, die an den königl. polnischen und kurfürstl. sächsischen Generallieutenant und Geh. Rath Grafen Axel Löwenhaupt vermählt war. — Der jüngere Sohn, Joachim Christoph (gest. am 15. Nov. 1690) setzte die heimische Linie fort. Von seiner Gattin Sophie, geborenen von Jagow (gest. am 24. Dec. 1699), wurde der Stammhalter Joachim Siegfried am 28. März 1659 geboren. Derselbe starb am 2. Sept. 1715, von seiner zweiten Gemahlin Sabine von Blumenthal (gest. 1748) einen Sohn Jakob Siegfried (geb. 1702, gest. den 12. Febr. 1757) hinterlassend, dem die Gattin Sophie, geborene von Behr-Negendanck (gest. am 17. April 1786), einen Sohn Christoph Siegfried schenkte. Dieser Christoph Siegfried endlich (geb. am 28. März 1745, gest. den 30. Dec. 1778) war durch Albertine Freiin von Seherr-Thoß Vater des Hans Valentin Ferdinand von Königsmarck auf Berlitt. Geboren am 7. Juni 1773, gest. den 26. Nov. 1849, war er der Erwerber des Erbhofmeisteramts der Mark Brandenburg (verliehen am 30. Oct. 1802) sowie des preußischen Grafenstandes für die jüngere Hauptlinie unter dem 6. Jan. 1817. Seine drei Söhne aus der Ehe mit Henriette von Struensee (geb. 1789, gest. 1832) begründeten drei selbständige Zweige, deren ältester das Majorat Netzeland, der zweite das Majorat Kötzlin und der dritte die bedeutende Allodialherrschaft Chodziesen-Oberlesnitz im Großherzogthume Posen besitzt. Dem Gesammtgeschlechte wurde seiner Bedeutung entsprechend unter dem 19. Jan. 1855 das Präsentationsrecht zum preußischen Herrenhaus verliehen, eine Auszeichnung, die dasselbe nur mit zehn andern Familien theilt.

Von hervorragenden Persönlichkeiten dieses Geschlechts sind zu nennen:

1) Hans Christoph Graf Königsmarck, königl. schwedischer Feldmarschall und Reichsrath. Er wurde, wie oben erwähnt, am 25. Febr. 1600 und zwar auf dem väterlichen Schlosse Kötzlin in der Mark Brandenburg geboren, kam jung an den Hof des Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig-Lüneburg, dem er als Page und Edelknabe diente, um von hier aus zum Soldatenberuf wohlvorbereitet in die Kriegsdienste des Kaisers zu treten. Schon 1629 nahm er als Rittmeister seinen Abschied und wendete sich, wie es scheint, durch confessionelle Rücksichten bestimmt, dem Feinde des Kaisers und des Reiches, dem von idealen Protestanten noch heute als Glaubenshort gepriesenen Schwedenkönige Gustav Adolf zu, den Eroberungslust und Thatendurst an die deutsche Küste führten. Im J. 1630 zum Major im Regiment Baudissin-Dragoner, 1634 zum Oberstlieutenant bei Sperreuter-Cavalerie und 1636 nach kurzer Gefangenschaft zum Obersten in demselben Regimente ernannt, wurde er 1640 nach ruhmreicher Vertheidigung Lemgos zum Generalmajor der Cavalerie befördert. Sein Name war bereits einer der gefürchtetsten der schwedischen Waffen geworden und erhielt durch den in diesem Jahre in Böhmen erfolgten Einfall, der auf seinem Siegeszuge ganz Thüringen und Franken den kaiserlichen Truppen entriß, neuen Lorber. Feldmarschall Banér nutzte die durch Königsmarck mit ihm bei Saatz erfolgte Vereinigung nicht aus, sodaß Königsmarck unmuthig ein selbständiges Commando erstrebte. Ein solches wurde ihm im folgenden Jahre, als Königsmarck mit der Absicht, den vom Kaiser nach Regensburg berufenen Reichstag zu sprengen, in Eilmärschen durch die Oberpfalz gesendet wurde. Er vollzog auch hier die geplante Vereinigung mit Banér bei Regenstauff. Rascheres Handeln, als es der Oberstcommandirende beliebte, hätte Regensburg gefährlich werden können; so mußte sich Banér unverrichteter Sache zum Rückzug durch Böhmen und Sachsen entschließen. Königsmarck deckte diesen Rückzug, vom Führer der feindlichen Avantgarde, Octavio Piccolomini, dem Herzoge von Amalfi, hart bedrängt. Alsbald starb Banér zu Halberstadt am 21. Mai, im Oberbefehle von Torstensohn ersetzt, der unserm Königsmarck das Commando in der Altmark und Thüringen anvertraute. Im folgenden Jahre, am 2. Nov. 1642, nahm der General als Befehlshaber des rechten Flügels an der den schwedischen Waffen günstigen Schlacht bei Leipzig hervorragenden Antheil, wurde 1644 zum Generallieutenant ernannt, belagerte in diesem Jahre den kaiserlichen General Gallas in Magdeburg und nahm ihn schließlich mit seiner halben Armee gefangen. Im folgenden Jahre wurde er zum Gouverneur von Bremen und Verden bestimmt, 1646 zum General ernannt, betheiligte sich mit dem französischen Marschall Turenne am Einfalle in Baiern, der dessen Kurfürsten schließlich am 14. März 1647 zum Separatwaffenstillstand von Ulm zwang, wodurch Memmingen und Ueberlingen an die Schweden abgetreten wurden. Nachdem er noch in Westfalen und Ostfriesland gekämpft, erscheint Königsmarck plötzlich 1648 in Böhmen, eroberte am 26. Juli die prager Kleinseite und hatte nach glücklich im September mit den aus Schweden eingetroffenen Hülfstruppen geschehener Vereinigung alle Aussichten für sich, als der Friede von Osnabrück die Königsmarck'schen Pläne kreuzte, dem armen, 30 Jahre hindurch zerfleischten Lande aber Ruhe brachte. Zur Belohnung seiner Ruhmesthaten 1648 zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt, zeichnete ihn sein Kriegsherr noch unter dem 26. März 1651 mit dem Grafentitel als Graf von Westerwyk und Stegholm aus. Reiche Dotationen — er soll bei seinem Tode ein Einkommen von 130,000 schwedischen Reichsthalern gehabt haben — setzten ihn in den Stand, auf der von ihm erbauten Agathenburg zu Stade ein fast fürstliches Leben zu führen. Er blieb in hohem Ansehen bei seinem Könige, der ihm

noch 1651 die Würde eines Reichsraths und 1655 die eines Feldmarschalls verlieh, bis ihn am 20. Febr. 1663 ein plötzlicher Tod zu Stockholm ereilte. Seine Leiche wurde zu Stade im Bremischen bestattet. Der Feldmarschall war seit dem J. 1633 mit Barbara Maria Agatha von Lehsten aus dem Hause Krantzlihn (geboren 1608, gestorben 1671), ehemaliger Hofdame der Herzogin von Wolfenbüttel, vermählt und durch diese Vater von fünf Kindern, unter denen hier der sogleich folgende älteste Sohn Konrad Christoph (geb. 1634, gest. 1673) in Betracht kommt.

2) Konrad (Kurt) Christoph Graf von Königsmarck, schwedischer Reichsrath und Reichs-Feldzeugmeister. Geboren 1634, trat er jung in das schwedische Heer, kämpfte 1656 in der Schlacht bei Warschau und gerieth beim Uebergang nach Fünen 1658 in dänische Gefangenschaft. Durch den Frieden von Roeskilde ausgelöst, widmete sich Graf Kurt Christoph der Verwaltung des ihm überkommenen ausgedehnten Familienbesitzes, rückte 1662 in die von seinem Vater innegehabte Obercommandanten-Stellung von Bremen und Verden ein, wurde 1664 Generalmajor, durfte noch in demselben Jahre den Obercommandanten-Titel mit dem eines Vicegouverneurs der genannten Herzogthümer vertauschen und erhielt im J. 1672 den Abschied aus schwedischen Diensten mit dem Titel eines Reichszeugmeisters, um in fremde Dienste zu treten. Im folgenden Jahre zum holländischen Generallieutenant ernannt, ereilte ihn am 31. Oct. 1673 der Tod in seinem Berufe gelegentlich der Belagerung von Bonn. Er war ein Kriegsheld und Freund der Wissenschaften zugleich, Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft", der er unter dem Namen „der Hochgeneigte" angehörte. Der Graf hatte sich unter dem 28. Aug. 1658 mit Maria Christina Freiin Wrangel von Lindeberg vermählt, einer Tochter des Feldmarschalls Freiherrn Hermann Wrangel und seiner Gattin Gräfin Amalia Magdalena von Nassau. Die Verwandtschaft seiner Gattin mit dem nassauischen Hause scheint die Veranlassung zu seinem Uebertritte aus schwedischen in holländische Dienste gewesen zu sein. Diese Gattin überlebte ihren Gemahl bis zum J. 1694, leitete die Verwaltung des großen Vermögens und widmete sich der Erziehung ihrer vier Kinder. Von diesen verdienen die unter 3 und 4 folgenden besonderer Erwähnung.

3) Philipp Christoph Graf von Königsmarck, der jüngere der beiden Söhne des eben behandelten Konrad (Kurt) Christoph, war 1662 geboren, machte in jungen Jahren die sogenannte Cavaliertour an alle europäischen Höfe, hierbei dem höfischen Leben so viel Reiz abgewinnend, daß er weniger den Traditionen seines Hauses auf dem Kriegspfade folgte, als seine Lorbern auf dem Parquet des Salons suchte. Von abenteuerlichem und hochstrebendem Charakter, voll stolzen Selbstbewußtseins auf die eigene Abstammung und das Ansehen seines Geschlechts schien nichts seinem Streben unerreichbar. Von seinen Biographen höchst verschieden beurtheilt, mag die für und wider erörterte Schuldfrage, sein Verhältniß zur damaligen Kurprinzessin Sophie Dorothea von Hannover betreffend, unerörtert bleiben. Sein tragisches und geheimnißvolles Ende hat ihm, selbst wenn es die Sühne der Schuld war, gewisse Sympathien erworben, während das bisjetzt sorgfältig gewahrte Geheimniß über das Verschwinden des Grafen keinen directen Schluß auf die Schuldfrage gestattet. Die Wage neigt sich in diesem Falle entschieden zu Ungunsten des Hofes von Hannover. In dieses letztern Diensten in der Charge eines Obersten, gestattete ihm seine persönliche Stellung die Annäherung an des Kurprinzen Georg Ludwig Gemahlin, welche, von ihrem schroffen und unliebenswürdigen Gatten auf das gröblichste vernachlässigt, eine nicht beneidenswerthe Rolle am Hofe ihres Schwiegervaters spielte. Sei es, daß der Trost, den Sophie Dorothea aus dem Umgange mit Königsmarck schöpfte, dem sonst weder treuen noch eifersüchtigen Kurprinzen bedenklich erschien, sei es, daß man die Kurprinzessin öffentlich compromittiren wollte, oder wälzen endlich Dritte die ganze Intriguenschuld auf eine dem Herzen des Kurfürsten nahestehende mächtige Dame, die ihrerseits in Liebe zu dem schönen Grafen Philipp Christoph entbrannt, von diesem verschmäht, Rache sinnend, den Grafen und ihre vermeintliche Rivalin zu verderben trachtete — welche von diesen Lesarten die richtige (die letzte hat eine eigene poetische Bearbeitung erfahren), wird kaum noch zu entscheiden sein. Das Eine steht historisch fest, daß unserm Helden im J. 1694 der Boden in Hannover zu heiß erschien und er in Ueberzeugung der Ungnade seines Herrn und dessen Sohnes, nach einer anderweitigen, seinen Neigungen entsprechenden Stellung Umschau hielt. Der Hof von Dresden schien einem Manne von den Manieren und der Lebensauffassung Königsmarck's der geeignete Platz; Kurfürst Friedrich August kam den Wünschen des hannoverschen Obersten durch Verleihung eines Generalpatents entgegen und kehrte Königsmarck im Sommer 1694 nur noch einmal nach der alten Heimat zurück, sich vom dortigen Hofe formell zu verabschieden, als ihn sein Schicksal ereilte. Am Abende des 1. Juli dieses Jahres verschwand Graf Philipp Christoph im kurfürstlichen Residenzschlosse zu Hannover. Anfangs wollte man an eine Gefangenhaltung glauben machen, später neigte sich die öffentliche Meinung zu der Ansicht der gewaltsamen Beseitigung. Der unmittelbar sich anschließende Proceß gegen die Kurprinzessin endete mit der Trennung ihrer unglücklichen Ehe und ihrer Verbannung nach dem abgelegenen Schlosse Ahlden, dort die Katastrophe ihres unglücklichen Freundes noch 32 Jahre als „Fürstin von Ahlden" überlebend.

4) Maria Aurora Gräfin von Königsmarck, die Schwester des Vorhergehenden. Sie war im J. 1660 oder 1666 zu Bremen geboren. Wenn die Daten über ihr Geburtsjahr bedeutend abweichen, wird das seinen Grund in der weiblichen Eitelkeit der Gräfin Aurora haben. Finden sich doch eigenhändige Aufzeichnungen von ihr, in denen sie ihr Geburtsjahr bis 1678 (im J. 1673 war bereits ihr Vater gestorben) hinausrückt. Aurora war eben nicht mehr jung, als sie in die große Welt eintrat, und im Hinblick auf ihre unbezweifelte jugendlich frische Schönheit bemüht, diese mit ihrem ältern Taufschein in Einklang zu bringen. Gelang ihr das gegenüber dem-

jenigen, auf den diese arglose Täuschung berechnet war, so müssen die äußern Vorzüge der Gräfin in der That so hervorragend gewesen sein, als es diejenigen ihres Geistes waren. Aurora war von außergewöhnlicher Bildung, trieb Künste und Wissenschaften, Dichtkunst und Musik und beherrschte fünf Sprachen. Eigenthümlich ist ihr Geschick mit dem ihres unglücklichen Bruders verknüpft. Es wirkt tragisch und zugleich im Hinblick auf die bewiesene treue schwesterliche Liebe versöhnend, daß das jähe Ende des Bruders für sie die Veranlassung zu einem gleich abenteuerlichen und unsteten Leben wird, wie dieser selbst es geführt hat. Die Kunde von dem Ereignisse des 1. Juli ruft sie, die an eine gewaltsame Gefangenhaltung ihres Bruders glaubt, nach Dresden, hier alles zur vermittelnden Befreiung des Gefangenen aufzubieten. Sie kann den Bruder nicht retten, erliegt aber selbst den Folgen der Begegnung mit dem, wie es scheint, unwiderstehlichen Kurfürsten Friedrich August. Ihr Verhältniß zu diesem soll nicht entschuldigt werden, nur die Veranlassung desselben ist edlerer Art und vermag ein Mitgefühl für dieses Weib zu erwecken, das, auf den richtigen Platz gestellt, eine Zierde der Frauenwelt hätte sein können — bedenkt man, daß ihr Voltaire auf dem zweideutigen Platze, den sie einnahm, den Titel der „berühmtesten Frau zweier Jahrhunderte" nicht vorenthielt. Am 28. Oct. 1696 schenkte sie dem Kurfürsten zu Goslar in stiller Abgeschiedenheit einen Sohn, den später berühmten Marschall Grafen Moritz von Sachsen. Dieses sorgfältig geheimgehaltene Ereigniß fesselte den kurfürstlichen flatterhaften Vater nicht dauernd an die Gräfin. Sich ersetzt sehend, brach sie aus Klugheit in eigenem Antriebe mit ihrem Liebhaber und wußte im J. 1698 ihre Erwählung zur Coadjutorin und 1700 zur Pröpstin des Reichsstifts Quedlinburg durchzusetzen. Arge Geldverlegenheiten ließen die unternehmungslustige Frau die abenteuerlichsten Pläne fassen; so suchte sie die Wiedererlangung der von Schweden eingezogenen Königsmarck'schen Güter bei Karl XII. persönlich zu betreiben. Die 1702 unternommene beschwerliche Reise in das Hauptquartier des Königs bei Mitau erfüllte ihre Erwartungen nicht. Karl XII., kein Friedrich August, war ungalant genug, die schöne Gräfin trotz guter Fürsprache gar nicht zu empfangen. So mußte Aurora mit dieser Demüthigung zu ihrem königlichen Freunde zurückkehren, der, wie man glaubt, die Reise der Gräfin zu benutzen gedachte, durch der letztern Vermittelung den Schwedenkönig zum Frieden zu bewegen. Daß nach dem Scheitern dieser diplomatischen Mission deren officieller Charakter geleugnet wurde, ist nicht befremdend. Gräfin Aurora, kühn in ihren Plänen, hatte in Ausführung derselben kein Glück. Heirathsprojecte, die sie aus Ehrgeiz, wie vielleicht auch aus den oben angeführten materiellen Verlegenheiten betrieb, führten zu keinem Resultat, wenn es auch feststeht, daß der Herzog Christian Ulrich von Würtemberg ihr im J. 1698 seine Hand zum ehelichen Bunde geboten hat. Die letzten Enttäuschungen wurden dem stolzen Weibe, als ihre Bestrebungen um Erlangung des herzoglichen Throns von Curland für ihren Sohn, den tapfern Grafen Moritz von Sachsen, unerfüllt blieben. Für diesen ihren letzten und zwar mütterlichen Ehrgeiz setzte sie alles ein, was ihr an Verbindungen und Mitteln noch zur Verfügung stand, um hierauf in stiller Zurückgezogenheit zu Quedlinburg den Rest ihres Lebens zu verbringen. Sie starb daselbst an der Wassersucht am 16. Febr. 1728. Ihr Leichnam wurde in der Kirche des ihr unterstellten Damenstifts beigesetzt, in dessen Gruft sich derselbe noch mumienartig erhalten befindet.

Das Wappen der Familie Königsmarck ist von Roth und Silber durch Spitzenschnitt gespalten, ähnlich wie es andere Geschlechter der märkischen Heimat, so die Rohr, die Familie Möllendorff u. s. w. führen und hierdurch vielleicht Stammeseinheit muthmaßen lassen. Aus der Krone des Helmes wächst eine gekrönte Jungfrau, die in der Rechten drei natürliche Stielrosen hält. Die Decken sind roth und silber.

(*H. von Borwitz und Harttenstein.*)

KÖNIGSSEE (oder Bartholomäussee), im Bezirksamte Berchtesgaden in Oberbaiern, Deutschlands schönster See und der Glanzpunkt der Berchtesgadener oder Königssee-Alpen, liegt am östlichen Fuße des 2740 Met. hohen Watzmann, in dem sogenannten Berchtesgadener Grenzwinkel, wo die wilde Großartigkeit der bairischen Isaralpen mit der reizenden Formplastik der Innalpen gleichsam verbunden erscheint, die selbst in den gepriesensten Gauen der Schweiz wenige ihresgleichen findet. Ein echtes, von Felsen umstarrtes, von den Schneefeldern überragtes Alpengewässer, hat der einsame, flußartig schmale, 5 Kilom. von Berchtesgaden und 608 Met. über dem Adriatischen Meere gelegene See, welcher sich mit dem Obersee in einer Länge von 8 Kilom. von Südost bogenförmig nach Nordost erstreckt, eine Breite von 1 Kilom. und einen Umfang von 20 Kilom. bei einer Tiefe von 241 Met. Sein Abfluß ist die Achen (Königsseer-Achen), welche auf österreichischem Gebiete in die Salzach fällt. Ueber 2000 Met. starren die ihn einschließenden grauweißen Felswände ringsum fast senkrecht empor, sodaß nur hier und da ein schmaler Ufersaum sich kurz hinerstreckt. Am nordöstlichen Ende des Sees rauscht der Königsbach über mächtige Felsblöcke mehr als 800 Met. tief herab, und weiter oberhalb, auf derselben Seite des Sees, stürzt aus einer engen Schlucht in zwei Wasserfällen der Kesselbach herein. Schräg gegenüber der Mündung dieses Wildwassers öffnet sich eine große Schlucht, welche bis zum Kern des Watzmann reicht und einen überraschenden Einblick in diese innerste Felswüste der hohen Kalkalpen gewährt, in das Eisthal mit der Eiskapelle, einem durch seine ungewöhnlich tiefe Lage (840 Met.) ausgezeichneten, übrigens nicht sehr bedeutenden Gletscher, der sich aus dem vom Watzmann niederstürzenden, durch Wiedergefrieren in festes Eis verwandelten Firnschneemassen bildet. Nahe dem Eingange zur Schlucht erhebt sich eine kleine alte Wallfahrtskapelle, und im Hintergrunde derselben stürzt der Eisbach von der Höhe nieder und eilt rauschend dem See zu. An seiner Mündung hat sich der Eisbach allmählich aus dem mitgeführten Schlamme ein Vorland gebildet, das sich mit

seinen grünen Matten halbinselartig in den See hineinerstreckt und ihn bedeutend verengt. Dort stehen die Kirche St.-Bartholomä und ein königliches Jagdschloß, beide im J. 1731 erbaut. Hierher kommen am 24. Aug. jeden Jahres, dem Bartholomäustage, Scharen von Wallfahrern von allen Seiten zusammen, aus allen Schluchten und Thälern und über die steilen Felswände herab, um die Kapelle zu besuchen, welche zum Andenken an die im Dienste des Königs Ottokar von Böhmen am 26. Juni 1260 gefallenen letzten Sprößlinge des alten Hallgrafengeschlechtes der Plain erbaut worden sein soll. Der Königssee ist sehr fischreich, und unter seinen vielen feinen Fischen ist es namentlich der Saibling (Salmo salvellinus), eine Art Lachsforelle, welcher in schönen Exemplaren gefangen und weithin versandt wird. Die Südostecke des Königssees wird durch die Salet-Alp, eine aus moos- und grasdurchwachsenen Kalkfelstrümmern bestehende Landenge, von dem noch einsamern lichtgrünen Obersee getrennt. Dessen 1,5 Kilom. langes, nur schmales Becken ist ringsum von steil emporsteigenden dunkeln Marmorwänden eingeschlossen und bietet in seiner wilden Großartigkeit ein unbeschreiblich eindrucksvolles Landschaftsbild. — Bavaria, Bd. I., Oberbaiern, und Simony, „Ueber Temperatur und Tiefenverhältnisse des Königssees" (Wien 1874). *(Ferdinand Moesch.)*

KÖNIGSSTUHL (der), bei Rense. Etwa seit der Mitte des 13. Jahrh. hatte sich bezüglich der Wahl eines deutschen Königs die Ansicht Geltung verschafft, daß die entscheidende Stimme — allerdings nach Vorberathung mit den andern großen geistlichen und weltlichen Fürsten — den Inhabern der Erzämter des Reiches zustände. Schon bei der Wahl König Richard's 1257 und dann wieder bei der Wahl Rudolf's von Habsburg 1273 wurde diesen sieben Fürsten — es waren die Erzbischöfe von Mainz, Köln als Erzkanzler von Deutschland und Italien, der von Trier erst später als Erzkanzler von Burgund nachweisbar, der Pfalzgraf vom Rhein als Erztruchseß, der Herzog von Sachsen als Erzmarschall, der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer und der König von Böhmen als Erzschenk — das directe Wahlrecht zugesprochen. Dieses — für Böhmen 1273 noch bestrittene, seit 1289 definitiv anerkannte — Recht wahrten sich die am 15. und 16. Juli 1338 zu Lahnstein und Rense zu dem Kurvereine zusammengetretenen Kurfürsten und es fand in der Goldenen Bulle 1356 seine feierliche Bestätigung. Da für die Königswahl die Mehrzahl der Kurstimmen ausreichte, so lag der Schwerpunkt derselben in der Hand der vier rheinischen Kurfürsten. Seit der Wahl Friedrich's I. hatte man sich allmählich für Frankfurt als Wahlort entschieden. Für die Vorbesprechungen zur Wahl war es zweckmäßig, einen Ort nicht weit von der Wahlstadt zu bestimmen, und dieser fand sich auf das bequemste in einer Gegend, wo sich die Gebiete sämmtlicher rheinischer Kurfürsten berühren. Diese Gegend — eine der reizendsten des Mittelrheines — findet sich auf dem Blatte Lahnstein in Merian's Topogr. Mogunt. p. 17 abgebildet. Zeiller sagt davon: „Es gibt allhie ein schönen Prospect, also, daß man in einem Gesicht vier Stätt vnd drey Schlösser siehet: als Lohnstein, Capell, Rens, vnd Braubach." Braubach mit der Marxburg war pfälzisch, Rense kölnisch, Capellen mit Stolzenfels trierisch und Oberlahnstein mit Lahneck mainzisch. Es galt dafür, „daß ein Jagdhorn oder Musketenschuß in den Gebieten der vier Nachbarfürsten zugleich gehört werden könnte". Das in der Mitte gelegene Rense (Rhense, Reinse, Reens, Rees; j. Rhens) findet sich seit dem Beginn des 14. bis gegen Ende des 15. Jahrh. häufig als der Ort von Kurfürsten-Zusammenkünften erwähnt. Im J. 1308 fand hier — und zwar nach altem Herkommen, wie gleichzeitige Schriftsteller versichern — die Vorwahl Heinrich's VII. zum König statt. Im September 1313 traten „circa Confluentiam" — also wahrscheinlich zu Rense — die drei rheinischen Erzbischöfe zur neuen Königswahl zusammen. Da sie sich nicht einigen konnten, so erfolgte am gleichen Orte eine zweite, gleichfalls resultatlose Zusammenkunft der geistlichen Kurfürsten im Juni 1314. Im Herbste 1324 führte der Plan, dem Könige Karl IV. von Frankreich die Kaiserkrone zuzuwenden, die päpstlich-habsburgische Partei zu einer fruchtlosen Besprechung nach Rense; ebenso erfolglos blieb eine Zusammenkunft der Kurfürsten daselbst im Juni 1343 zur Berathung einer neuen Königswahl. Am 16. Juli 1338 ward der Kurverein zu Rense gegründet: die Erzbischöfe Heinrich von Mainz, Walram von Köln, Balduin von Trier, vier Vertreter des bairischen Hauses, Herzog Rudolf von Sachsen und Markgraf Ludwig von Brandenburg verbanden sich „zur Aufrechthaltung der Ehre, der Rechte, der Freiheit und des Herkommens des Reiches im allgemeinen und ihrer fürstlichen Ehre an der Kur desselben insbesondere". Am 11. Juli 1346 wurde zu Rense die Königswahl des Markgrafen Karl von Mähren vollzogen, der am 26. Nov. zu Bonn gekrönt wurde. Am 1. Juni 1376 — so berichtet König Karl — „sein wir zu Rense gewesen, do alle wir Kurfürsten eindrechticlichen ... Wenczlaw unseren lieben son zu Romschem kunige genant haben"... Die Wahl Wenzel's selbst aber wurde nicht zu Rense vorgenommen: „ime war ein gut furheissen geton und zugent die wal gen Franckenfurt." Am 20. Aug. 1400 ward Wenzel abgesetzt; das Absetzungsurtheil verlas Erzbischof Johann von Mainz bei Oberlahnstein am Rhein — gegenüber von Rense — auf einem im Freien eigens hergestellten Richtestuhle. Am folgenden Tage begaben sich die Kurfürsten zum Königsstuhl bei Rense, hielten dort ein feierliches Hochamt zum heiligen Geist, leisteten vor zahlreich versammeltem Volke den in der Goldenen Bulle vorgeschriebenen Eid, bestiegen dann den Königsstuhl und vollzogen die Wahl Ruprecht's: „und haben den offenlich vor allem volckh verchundet und auf den Stul gesetzet." Wiederum erfolgte nach Ruprecht's Tode eine Einladung des Erzbischofs Friedrich von Köln an seine rheinischen Mitkurfürsten nach Rense zu einer Vorbesprechung über die Wahl eines neuen Königs. Es ist nicht sicher, ob die Zusammenkunft stattfand. Markgraf Jost von Mähren und König Sigismund von Ungarn versprachen aber,

ehe sie die königliche Krone empfangen, „sollen wir uns uf dem Königsstule zu Rense gein Oberlahnstein uber als einen Romischen koning lassen erheben, als auch furmals andern Romischen konigen gescheen ist“. Am 7. Juli 1411 waren die rheinischen Kurfürsten bei Rense „ieglicher auf seinen slossen“.. „und schickten an dem Eritag vor Margareten ir rete zusamen unter die nussbawm bei des künigs stul, und kom der fürsten selber keiner dar. Da giengen die rete zesamen biz leicht ein hor gen mittemtag und schieden von einander und füre ieglicher wider zu seinem herren“. Ein 1416 von Sigismund nach Rense projectirter Reichstag kam nicht zu Stande. Noch einmal vollzog sich hier ein feierlicher Vorgang, der das Reich berührte, am 30. März 1486. Auf seiner Krönungsfahrt nach Aachen landete König Maximilian bei Rense, wurde von den Kurfürsten auf den Stuhl gesetzt und leistete den Eid für das Reich. Auch bei der Wahl Maximilian's II. hielt man dafür, daß der neue König nach seiner Erwählung zu Frankfurt den Kurfürsten auf dem Königsstuhle ihre Rechte bestätigen und dann zu Aachen gekrönt werden sollte. Es unterblieben aber beide Ceremonien aus verschiedenen Gründen. So hatte sich allmählich die Bedeutung des Königsstuhls dahin entwickelt, daß man die Erhebung auf denselben als einen wesentlichen Bestandtheil der mit der Königswahl verbundenen feierlichen Handlungen betrachtete, während ursprünglich nur Opportunitätsgründe die Kurfürsten lediglich zur Vorwahl (ad deliberationem personae idoneae) nach Rense geführt hatten. Es versteht sich im übrigen von selbst, daß an dem ihnen so wohl gelegenen Punkte die benachbarten Kurfürsten öfters auch zur Besprechung eigener Angelegenheiten zusammentraten.

Der Ort aller dieser Zusammenkünfte war ein etwa 1000 Schritt rheinabwärts von Rense nahe dem Strom gelegener, mit Walnußbäumen bepflanzter Platz, der in den Urkunden übereinstimmend als Baumgarten („in pomoeriis“) bezeichnet wird. Erst am 9. Juli 1376 ertheilte Karl IV. den Rensern den Auftrag, „daz sie in dem garten und an der stat, do die kurfursten umb eynen Romischen kunig zu nennen und zu welen, ubereyn pflegen zu komen, als gewoenheit van alder her gewesen ist, eyn gestuls machen, und daz allewege bewaren, und halden sullen ewiclichen, wann is sache wirdet, daz denne daruff die kurfursten umb eynen zukunftigen Romischen kunig zu nennen und zu welen ubereyn komen mogen“... Dafür wird ihnen Zollfreiheit zugestanden „tzwisschen demselben dorffe zu Rhense und dem slosse Capellen uff dem lande vnd mit namen als verre daz gerichte daselbst geet des erwirdigen ertzebisschofs zu Colne“. König Wenzel bestätigte diese Freiheit am 1. Jan. 1398 mit den Worten: „darumb daz sie und yre nachkomen daz steynen gestuels, als daz ytzo in urber und behoyff des heiligen reichs gebuwet und begriffen ist, vurbaz ewiclichen buwich haben und bewairen“... Es geht aus beiden Urkunden hervor, daß das „steynen Gestühl“ — sehr bald auch des Königs Stuhl, Königsstuhl, thronus regalis oder imperialis genannt — zwischen den Jahren 1376 und 1398 erbaut worden ist. — Die ältesten Nachrichten über das Aeußere des Königsstuhls reichen bis auf den 1521 gestorbenen straßburger Stadtschreiber Sebastian Brant zurück. Er sagt in seiner unvollendet gebliebenen, von Kaspar Hedio 1539 als Anhang zu dessen Chronik veröffentlichten „Beschreibung etlicher gelegenheyt Teutsches lands“ auf S. 740: „Zwischen Rens vnd Cappel ligt der künigstůl, da man eynen Römischen künig nach der Chur hinfüret, das ist eyn gemaurter sitz auff grossen steynin seulen, mit siben schwibogen, In der mitten stehet auch eyn seul, gehet man XVIII. steynere stafflen hinauff, mag man beschliessen, ligt vnder siben grossen nuxbewmen, ist vast zerfallen, das doch wol zů erbarmen ist. Oben vmb seind zů gering vmb sitz mit steynen geplattet, vnd hat yeglicher Churfürst des Rheins eyn eygen schloß oder statt, da er zů zeiten der Chur sicher hin komen mag, vnd wider an seine gewarsame von dem künigstůl, Namlich, Mentz Lonsteyn, Trier Cappel, Cöln Rens, Pfaltzgraf die Pfaltz, oder Chub zů dem nächsten.“ Diesen Bericht hat im J. 1600 Michael Sachs in seinen Christlichen Zeitvertreiber Th. IV, S. 299 aufgenommen, und aus diesem wieder entlehnt noch Zeiller in der Topographie von Hessen 1646 Brant's Klage über den Zerfall des Baues. Es wird jedoch von einer Restauration des Königsstuhls berichtet, die 1624 auf Anordnung des Landgrafen Georg von Hessen als Pfandherrn von Rense stattgefunden hat. (Diese Jahreszahl fand sich nebst den Buchstaben ID DB MR an der Treppe eingehauen.) Es scheint, daß damals der Königsstuhl wol wieder in seiner ursprünglichen Gestalt, aber zum Theil nur aus geringerem Material (Mauerwerk statt Quadern) wiederhergestellt worden ist. Johann Just Winkelmann berichtet in seiner Beschreibung von Hessen (1697) auf S. 121: „Der Königstul... unter verschiedenen hohen und dicken Nußbäumen befindlich, ist gebauet in die Ründe von Quatersteinen mit sieben Schwibbögen, steht auf neun steinernen Seulen, deren eine in der Mitten, ist sonsten ganz offen, und darüber gewölbet, hinauf steiget man 18 Staffeln, Treppen oder Steigen, ist mit 2 starken Thüren, vermittels deren man ihn fest verschliessen kan, versehen. Seine ganze Ründe und Umkreis erstrecket sich bey die 40 Ehlen $1\frac{1}{2}$ Viertel, die Breite 13 Ehlen weniger $1\frac{1}{2}$ Viertel; die Höhe 8 Ehlen und 1 Viertel nach Rhenser oder Bopparter Ehlen zu rechnen... Nach fleissiger Besichtigung des Königstuls fuhren wir über den Rhein.“... Johann David Köler wiederholt in seiner 1735 erschienenen Monographie über den Königsstuhl diese Beschreibung, macht aber aus den 18 Staffeln 28; auch die von ihm gelieferte (im Rheinischen Antiquarius von Dielhelm 1739 reproducirte) Abbildung ist so roh und ungenau, daß sich Joh. Daniel von Olenschlager veranlaßt sah, von dem nürnberger Künstler M. Tyroff eine Zeichnung des Gebäudes fertigen zu lassen und seiner „Staats-Geschichte des Römischen Kayserthums in der Ersten Helfte des Vierzehenden Jahr-Hunderts“ (1755) beizugeben. Der Bau zeigt sich hier im ganzen sicher noch in seiner alten Form; doch darf man die auf den Pfeilerfialen sitzenden Kugeln, sowie den an der Südseite aufgemalten Doppel-Adler wol der Restau-

ration von 1624 zuschreiben. Eine verlässige Beschreibung aus der letzten Zeit seines Bestandes verdanken wir Phil. Wilh. Gerken, der im J. 1785 den Königsstuhl genau besichtigt hat. Er sagt in seinen „Reisen durch Schwaben, Baiern ... die Rheinischen Provinzen" ... 1779—1785, Bd. III, p. 228: „Der Königsstuhl steht auf einem Wiesenplatze, der mit großen Nußbäumen umgeben ist, nur etliche 50 Schritt vom Rhein auf Köllnischem Grunde und Boden. Die alte Simplicität sieht zu allen Ecken heraus. Er ist in einem Achteck gebauet, nicht von Quadersteinen, wie alle Beschreibungen lauten, sondern von ordinairem schlechten Mauerwerk, gewölbt, und ruht auf acht Pfeilern in der Ründe und auf einem in der Mitte. Man steigt 14 Stuffen (nicht 28, wie Herr Büsching und seine Vorgänger schreiben), und auf dem Absatze der Treppe ist vormals die Thür (nicht zwo Thüren) gewesen, wovon nur noch die Angeln in der Mauer übrig sind. Oben ist alles frey, und das Achteck so beschaffen, daß rundherum wol 24 Personen bequem sitzen können. Der Raum inwendig hält ohngefähr 24 Schuh im Durchschnitt. Oben ist alles offen und frey. Der Sitz ist ohngefehr vier Finger dick und schmal, auch von ordinairem Mauerwerk, wie der Tritt herauf. Alles ist sehr simpel und schlecht, so wie man sich kaum vorstellet. Die Höhe beträgt zwischen 16—18 Fuß... Er drohet einen nahen Einsturz, weil alles ohne Dach unter freiem Himmel offen, und es ist zu wundern, daß das Mauerwerk sich noch so lange erhalten hat."... J. G. Lang fügt in seiner „Reise auf dem Rhein" 1789 I, S. 163 fg. an, das Gebäude sei nicht, wie mehrere vorgeben, aus Quadersteinen, sondern aus gewöhnlichem Mauerwerk mit Tuffsteinen vermischt. Sitze wie Fußboden seien mit menniger Steinplatten belegt. Es sei Schade, daß man bei der Reparatur, die man vor wenig Jahren vorgenommen, — sie fand 1779 statt — ihm nicht einen würdigeren und dem Alterthume angemesseneren Anstrich gegeben habe statt „des weißen und rothen Geschmiers". Auch Joh. von Müller, der mit dem Kurfürsten von Mainz den Königsstuhl im Jahre 1788 besuchte, klagt, „daß seine altgermanische Gestalt durch eine Erneuerung verunziert war". Bald darauf, um 1795, wurde der herabgekommene Bau von den Franzosen zerstört. Von der französischen Domänenverwaltung erwarb einen großen Theil der Reste der renser Gastwirth Hoegg, der sie in seinem Gasthofe zum Königsstuhl als Treppensteine und namentlich als Kellerpfeiler verwendete. Um 1828 „bezeichneten vier kleine, kaum merkbare Denksteine unter hohen Walnußbäumen neben der Landstraße die Stätte des ehemaligen ehrwürdigen Königgestühls". (s. Joh. Bapt. Aug. Klein's „Rheinreise", 2. Aufl. S. 93.) Ein österreichischer Gesandter fand im J. 1833 die Stelle mit sogenannten Saubohnen bepflanzt und sprach seine Indignation hierüber aus. Die von dem renser Bürgermeisterei-Verwalter Reusch aus diesem und ähnlichen Anlässen bei der Regierung zu Coblenz 1834—35 eingereichten Anträge zu würdiger Herstellung des Platzes fanden wohlwollende Erwägung, blieben aber ohne Erfolg.

Gegen Ende des Jahres 1840 bildete sich in Coblenz ein Verein, dessen Absicht, den Königsstuhl wiederherzustellen, sofort durch Rundschreiben dem gesammten Deutschland angekündigt wurde in der Erwartung, daß die Gesammtheit der Nation bei diesem vaterländischen Unternehmen sich betheiligen werde. Diese Erwartung blieb unerfüllt. Nicht viel über 1000 Thaler gingen ein. Den Rest der Summe für den Wiederaufbau, der im ganzen 2978 Thaler 25 Sgr. betrug, tilgte die Freigebigkeit Friedrich Wilhelm's IV., dem das Comité das Werk als Eigenthum darbot. (Von den Comitémitgliedern selbst leistete nach von Stramberg's Mittheilung nur der einzige Oberst von Wussow einen Beitrag!) Das nach dem Plane und unter der Leitung des königl. Bauinspectors von Lasaulx aus rheinischer Basaltlava erbaute neue Achteck ruht nebst der zu demselben in drei Absätzen ansteigenden Freitreppe auf 9 starken Pfeilern. Von dem einen in der Mitte, welchem das einzige von dem alten Werke übrige Stück Säule — das vom Gastwirthe Hoegg um 10 Thaler erkaufte Capitäl des Mittelpfeilers — eingemauert wurde, gehen die Schwibbögen aus, durch welche der eigentliche Stuhl getragen wird. Die äußern Pfeiler bilden eine offene Halle von 12′ Höhe. Auf 18 Stufen gelangt man zu dem Sitzraume, abgeschlossen auf dem Podest durch eine eiserne Gitterthür in einem schönen Spitzbogen. Dieser ungedeckte Raum zeigt, der niedern Brustwehr sich anschließend, eine Steinbank als Nachbildung derjenigen, auf welche die Kurfürsten sich niederzulassen pflegten. Das Achteck hat eine Höhe von 16′ und mißt im Durchmesser 24′.

Neben jenem Privilegium von 1376, das die Bewohner von Rense zur Erhaltung des Königsstuhls verpflichtete und u. a. 1434, 1521, 1568, 1582, 1619 und 1659 bestätigt wurde, genossen sie noch aus gleichem Grunde verschiedene Zollfreiheiten: so auf dem mainzischen Zolle zu Oberlahnstein eine Ermäßigung auf die Hälfte des Zollsatzes für den eigenen Weinwachs und für Consumtibilien. Auf dem coblenzer Markte aber hatten sie gleich den dortigen Bürgern das Recht zu kaufen und zu verkaufen. Dieses Recht wurde jährlich auf dem Königsstuhle am Pfingstmontage „vermittelst öffentlicher An- und Wiederreden mündlich auf die feierlichste Art erneuert, wobei Stadt-Rhenser Seiten mit Präsentirung einer Flasche Wein die Salutation zuerst geschah." Der coblenzer Rath aber hielt es nicht für unpassend, auf dem Königsstuhle zugleich auch den Wechsel der städtischen Regierung vor sich gehen zu lassen. Eine Deputation des Stadtraths fuhr mit dem abgehenden Bürgermeister auf den Stuhl und rief daselbst den neuen Bürgermeister aus, welche Ceremonie mit Tanz, Auswerfen von Geld und Vertheilung von Brot verbunden war. Dies geschah zum letzten mal im J. 1794.

Außer dem Königsstuhle zu Rense werden noch zwei ältere Königsstühle erwähnt, beide in der Nähe von Mainz. Der eine stand im Kunigessundragau bei Erbenheim; nördlich von Mainz. Seine Steine wurden gegen Ende des 18. Jahrh. zur Erbauung der 1799 zerstörten Kasteler Warte verwendet. In einer von Franz Joseph Bodmann in den Rheingauischen Alterthümern S. 93

mitgetheilten Urkunde von 1213 heißt es: ager campestris, situs extra fines seu limites curtis prefate iuxta lineam regie sedis, que in volgari dicitur Kunegesstuol ... — Ein anderer Königsstuhl befand sich südlich von Mainz in der Nähe von Oppenheim auf der Gemarkung von Lörzweiler (Lurczwilre): ubi sedes regalis ab antiquo dinoscitur esse constructa prope locum qui in volgari dicitur Kunigesboum ... (Urkunde von 1303, gleichfalls bei Bodmann Rheing. Alterth. S. 96). Auch diese Königsstühle bezeichnen, wie der von Rense, Stätten, wo von altersher unter freiem Himmel wichtige Reichshandlungen gepflogen wurden. (Vgl. Böhmer, Regesten 1246—1313 S. 236.) Im Einzelnen läßt sich das aber aus Mangel an Nachrichten nicht mehr nachweisen. (*Ludwig Müller.*)

KÖNIGSTADTL (Městec Kralowé), Städtchen im nordöstlichen Böhmen auf der Herrschaft Dymokur liegend, fand im J. 1881 die Eisenbahnverbindung durch einen in Křinetz anschließenden Seitenflügel der Commercialbahn Jitschin-Welelib. Es zählt 2459 Einwohner, wo von 1880 Einer (!) sich zur deutschen Umgangssprache bekannte. Landwirthschaft und Handwerksbetrieb bilden die Ernährungsquellen; eine Zuckerfabrik beschäftigt viele Arbeiter. Es ist Amtssitz des gleichnamigen Bezirkes, hat eine seit dem 14. Jahrh. bestehende Pfarrkirche zur heil. Margaretha, zu welcher die Dörfer Slowetsch und Střichow eingepfarrt sind, und eine fünfklassige czechische Volksschule mit 514 Kindern (1884). Die von der israelitischen Cultusgemeinde erhaltene einklassige deutsche Schule zählt 19 Schüler. Im 16. Jahrh. bildete Königsstadtl eine eigene Herrschaft für sich und gehörte zur königlichen Kammer. Rudolf II. verkaufte sie an die Herren von Trčka, und von diesen erbte sie Matthias von Olbramowitz. Nachher gelangte sie an die Herrschaft Dymokur. Aus der Zeit der Husitenkriege erzählen ältere Chronisten: Als Žižka im Frühjahre 1423 gegen Königgrätz zog, klagten seine Kriegsleute bei den Nachtmärschen über die große Finsterniß. Žižka erkundigte sich genau nach der Gegend und befahl alsdann das nahe Städtchen Königstadtl in Brand zu setzen, damit das Feuer seinem Heere den Weg beleuchte. Im J. 1792 brannte der Ort nochmals ab, und es gingen bei dieser Gelegenheit auch die Privilegiumsurkunden Ferdinand's I., Maximilian's II. und Rudolf's II., betreffend das Jahrmarktsrecht, den Salzhandel, den Wein- und Branntweinschank und die Robotablösung, zu Grunde. (*L. Schlesinger.*)

KÖNIGSTEIN, Stadt und Festung im Königreiche Sachsen in der sogenannten Sächsischen Schweiz, 10 Kilom. von der böhmischen Grenze, 34,8 von Dresden in der Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Pirna gelegen. Die Stadt liegt zu beiden Seiten des hier in die Elbe mündenden Flüßchens Biela und ist Station der Sächsisch-Böhmischen Staatseisenbahn; auf dem rechten Elbufer gehören zu derselben die königsteiner Halbstadt und die Ebenheit. Sie zählte 1880: 258 Hausgrundstücke und 3788 Einwohner, die sich meist von Schiffahrt, Steinbrechen und Elbhandel nähren; unter mehrern in den letzten Jahren entstandenen Fabriken befindet sich eine größere für Herstellung von Cellulose. Bei seinem ersten Vorkommen wird der Ort als das Märktlein am Stein oder unterm großen Stein bezeichnet, später ging der Name der Festung auf ihn über, erst 1464 erscheint er als Stadt. Im J. 1432 zerstörten die Husiten ihn fast ganz, ein gleiches Schicksal litt er im April 1639 durch die Schweden, 1811 brannte ein großer Theil sammt der Kirche nieder.

Dicht über dem Städtchen erhebt sich die Festung Königstein auf einem der stolzesten Felskegel des Elbsandsteingebirges, welcher auf einer stufenförmigen Unterlage mit alleiniger Ausnahme der Nordwestseite ringsum senkrecht 307 Met. über den Spiegel der Elbe, 360 über den der Ostsee emporsteigt, 49 Met. niedriger als der auf dem rechten Ufer gegenüberliegende Lilienstein. Von der 2265 Met. im Umfange haltenden Oberfläche, die außer den Festungs- und andern Gebäuden ein Wäldchen, Wiesen und Gärten trägt und im J. 1880 (1875) 463 Bewohner zählte, bietet sich eine ebenso umfassende als romantische Umschau. Den Namen Königstein scheint die ursprünglich zu Böhmen gehörende Feste erst im 14. Jahrhundert erhalten zu haben. Im J. 1289 soll König Wenzel I. den Reibold von Rymanez zum Burggrafen von der Festung und Pflege Königstein mit Rathen bestellt haben. Im J. 1349 verpfändete Wenzel II. die Schlösser und Städte Kunigestein, Ylgenstein, Pirnaw, Gottlob und Winterstein an seinen Hauptmann zu Breslau, Thimo von Colditz, 1396 wurde sie nebst Pirna und dem Lilienstein von Wenzel IV. abermals verpfändet an Stirnrad von Winterberg für ein Darlehn von 10,000 Schock böhmischer Groschen, und bald darauf wurde Burggraf Jeschke von Dohna zum Hauptmann der Feste ernannt. Zwischen diesem und dem Junker Rütschel von Korbitz kam es bei dem Adelstanze auf dem dresdener Rathhause am Martinstage 1402 aus Eifersucht zu Thätlichkeiten und aus diesen entsprang eine Fehde, welche die meißener Markgrafen benutzten, um die mächtigen Burggrafen von Dohna ganz aus dieser Gegend zu verdrängen. Markgraf Wilhelm zwang den Burggrafen Jeschke durch Belagerung des Königsteins zur Flucht und vermuthlich war der letztere miteinbegriffen in dem Vertrage, durch welchen 1404 der Markgraf Stadt und Pflege Pirna pfandweise von der Krone Böhmen erwarb. Seitdem ist der Königstein im Besitze der Wettiner geblieben; der Egersche Vertrag von 1459 erkannte die kursächsische Landeshoheit über Pirna, Königstein, Dohna u. s. w., wenn auch noch unter böhmischer Lehnshoheit, ausdrücklich an. Da jedoch der Sonnenstein bei Pirna für wichtiger gehalten wurde, so blieb das „Haus auf dem Königsteine" als Vormauer gegen Böhmen, nachdem es die Husiten 1425 zerstört hatten, wüst liegen. Im J. 1439 überließ Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige Schloß und Pflege Königstein, zu welchem letztern die Ortschaften Goris, Kleinhennersdorf, Pabstdorf, Pfaffendorf, Koppelsdorf, Reynersdorf, Schönau, Gießhüblichen, Kunnersdorf, Nicolsdorf, Leittelsheim, Struppen, Krippen, Neudorf, Döringsdorf, Reichenstein und Neidberg, Hammer, Gießhütte, Neu-Hütte

oder Greifenhammer und Bleichhütte gehörten, an Sigmund von Schönfeld und Tietzen von Gorentke, 1452 erhielt es unter Vorbehalt des Wiederkaufs Götzschke Kertzschen auf Lebenszeit geliehen, und 1483 durch Kurfürst Ernst für 500 Schock neuer Groschen und 800 rheinischer Gulden Bruno von der Pforte. Herzog Georg der Bärtige jedoch nahm den Königstein in eigenen Besitz und stiftete daselbst 1516 ein Kloster „des Lobes der Wunder Mariä", welches er mit zwölf Mönchen aus dem Cölestinerkloster auf dem Oybin bei Zittau besetzte. Den Mönchen wurde die Erlaubniß ertheilt, die Schlüssel zum Eingang und Thor des Berges in ihrer Verwahrung zu behalten, auch die Pforte nach ihrem Gefallen zu öffnen und zu schließen, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß sie keinen andern Zugang zu der Festung machen, gegen den Landesherrn jederzeit sich damit halten, auch zu Kriegszeiten diesem die Verwahrung derselben überlassen sollten. Das Kloster hatte aber nur einen zehnjährigen Bestand, infolge theils der unausreichenden Dotirung, theils der „Nähe der böhmischen Luft". Zuerst entfernte sich 1525 der Prior und ging zu Luther nach Wittenberg, dann zerstreuten sich auch die übrigen Mönche und damit löste sich die junge Stiftung auf, deren geringe Einkünfte dem Hospitale zu St.-Jakob in Dresden überwiesen wurden. Georg's Nachfolger Heinrich der Fromme setzte Wolf Helfant als Hauptmann in die Festung, Kurfürst August ließ einige der alten Werke erneuern und durch neue Bauten ergänzen, von ihm rührt auch der 187 Met. tiefe Brunnen her, an dem 40 Jahre lang, 1553—1593, gearbeitet wurde und der die Festung mit nie versiegendem Wasser versorgt. Zu einer Festung im modernen Sinne des Worts hat jedoch erst sein Sohn, Kurfürst Christian I., den Königstein gemacht, indem er unter andern die Christians- oder Friedrichsburg, das Gardehaus und die alten Kasematten erbaute.[1]) Seitdem haben verschiedene Regenten für die Vervollständigung und Verstärkung der Werke Sorge getragen. Johann Georg I. vermehrte dieselben durch die Georgenbastei, die Georgenburg mit dem Johannissaale, die Magdalenenburg, die Proviantverwalterei und eine stärkere Verwahrung des Eingangs und setzte 1632 den ersten Untercommandanten ein. Johann Georg II. ließ die alte Bastion unter der Festung anlegen und die ehemalige Klosterkirche zur Garnisonskirche einrichten. Der prachtliebende August der Starke schmückte die Christiansburg im Innern aus; dieselbe enthielt die jetzt im Commandantenhause verwahrten Bildnisse aller sächsischen Regenten sowie die der Commandanten des Königsteins und die sämmtlicher Generale und Obersten, welche Johann Georg III. zum Entsatz von Wien begleiteten. Seit 1766 wurden an Stelle der alten Kasematten deren neue erbaut und von 1790—1802 die sogenannte niedere Fortification angelegt.

In Kriegszeiten hat der Königstein wiederholt als Zufluchtsort für Staatsschatz, Kostbarkeiten und Archive gedient. Im J. 1756 flüchtete sich auf ihn König August III. mit seinem Minister Brühl vor dem Einbruche der Preußen, auch König Friedrich August II. suchte hier vor dem Maiaufstande von 1849 eine Zuflucht. Die ihm früher wegen seiner angeblichen Uneinnehmbarkeit beigemessene Bedeutung hat er der modernen Kriegskunst gegenüber nicht behaupten können, doch ist er als Sperrfort, welches die Elbe und die Eisenbahn an seinem Fuße vollständig beherrscht, noch in dem Kriege von 1866 von Wichtigkeit gewesen, weshalb auch Preußen in dem am 21. Oct. geschlossenen Frieden sich die unverzügliche Uebergabe der Festung ausbedang, doch so, daß Sachsen das Eigenthumsrecht an dem dort befindlichen Kriegsmaterial und die Ernennung des Untercommandanten behalten und das sächsische Artilleriedepartement ein Theil der Besatzung bleiben sollte; später hat jedoch Kaiser Wilhelm Sachsen wieder das ausschließliche Besatzungsrecht überlassen.

Oft ist der Königstein als Staatsgefängniß benutzt worden. Zu den bekanntesten Staatsgefangenen, die er beherbergt hat, gehören der Kanzler Nik. Krell 1591—1601, Reinh. von Patkul bis 1706, der Alchymist J. H. von Klettenberg, der 1720 daselbst enthauptet wurde, der verrätherische Kanzlist F. W. Menzel, der hier 1796 nach 33jähriger Gefangenschaft starb, der Abenteurer d'Agdollo seit 1777, 1849 der Russe Bakunin u. s. w. — Zu den Merkwürdigkeiten des Königsteins zählte ehemals das in der Kellerei der Magdalenenburg befindliche große Faß. Das erste, welches Johann Georg I. im J. 1624 von Nik. Wolf aus Kommotau anfertigen ließ, faßte 2222 Eimer; dasselbe wurde 1678—80 durch ein noch größeres, das Werk Theob. Schüßler's aus Eßling, ersetzt, welches 3319 Eimer faßte, aber auch dieses überbot August der Starke durch ein drittes, 1722—25 von Phil. Hölke erbautes, welches 3709 Eimer, mithin 600 Eimer mehr faßte als das bekannte Heidelberger, aber 1818 wegen Baufälligkeit zerschlagen wurde. — Ein Felsvorsprung bei der Friedrichsburg heißt das Pagenbett, weil sich 1665 ein Page, von Grünau, in der Trunkenheit dorthin geschlichen hatte und am Rande des Abgrundes schlief, bis ihn der Kurfürst, nachdem er festgebunden worden, durch Trompeten und Pauken wecken ließ.[2])

(Th. Flathe.)

KÖNIGSTEIN (am Taunus), Stadt und Amtssitz in der königl. preußischen Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, Kreis Ober-Taunus, in der Nähe von Frankfurt a. M., liegt 373 Met. über dem Meere und hatte (1875) 1494 meist katholische Einwohner. Dicht dabei liegt die Burg Königstein, die von den Römern, wahrscheinlicher aber von den fränkischen Königen, deren Eigenthum die Gegend war, erbaut worden sein soll. Im 13. Jahrh. wird sie zuerst erwähnt; sie

---

1) A. von Minckwitz, Die ersten Commandanten der Festung Königstein in von Weber's Archiv für sächsische Geschichte, X, 177 fg.

2) F. A. Brander, Stadt und Festung Königstein (1842). — A. S. Manitius, Die Festung Königstein im Königreiche Sachsen. Neu bearbeitet von K. F. Engelmann. — Moser, Die Festung Königstein und ihre Umgebung (1872).

war damals im Besitze derer von Münzenberg. Am Ende des 14. Jahrh. kam die Burg durch Erbschaft an Werner, Grafen von Falkenstein, Kurfürsten von Trier. Dieser gab ihr mehr Ausdehnung und baute sie so aus, daß sie zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs eine der bedeutendsten deutschen Burgfestungen war. Im J. 1631 wurde Königstein von den Hessen belagert, konnte indessen durch Gewalt nicht bezwungen werden, sondern kam durch Vertrag in die Hände der Belagerer. Die Hessen überließen die Burg an die Grafen von Stollberg, welche die Werke noch verstärkten. Trotzdem mußte sie sich im J. 1635 den Kaiserlichen ergeben, die sie nebst der dazu gehörigen Grafschaft an das Erzstift Mainz abtraten. Von Mainz wurde die Burg als Staatsgefängniß benutzt. Nach der Einnahme von Mainz durch die Franzosen im J. 1792 besetzten diese auch Königstein. Als aber im December desselben Jahres Frankfurt a. M. von den Hessen erstürmt war, die Preußen die französischen Verschanzungen bei Oberursel weggenommen hatten, rückten die letztern vor Königstein, besetzten die Stadt und beschossen die Burg, zwar ohne Erfolg, aber zum großen Nachtheil der Stadt, die am 9. Dec. 1792 ganz abbrannte. Die Belagerung wurde in eine Blokade verwandelt, die am 7. März 1793 mit der Uebergabe der Burg an die Preußen endete. Kurmainz erhielt Stadt und Burg zurück und legte eine Besatzung in letztere. Im J. 1796 fiel Königstein abermals in die Hände der Franzosen und es wurde die Burg von diesen bis auf den Thurm gesprengt. Seitdem ist sie Ruine. Kurmainz erhielt es zwar wieder zurück, aber 1802 kam es mit den dazugehörigen Besitzungen durch den Reichs-Deputationsschluß an Nassau und Darmstadt, später an Nassau allein, mit dem es 1866 preußisch wurde.

Schließlich mag noch der Sage Erwähnung geschehen, daß auf dem Klopp (Burgruine bei Bingen) Kaiser Heinrich V. seinen von ihm entthronten Vater Kaiser Heinrich IV. gefangen gehalten habe. (Dr. *Walther.*)

KÖNIGSWALDE, preußisches Städtchen in der Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt an der Oder, Kreis Ost-Sternberg, 12 Kilom. im Nordosten von Zielenzig an einem See gelegen. Die 1594 Bewohner (1880), von denen 766 männlichen und 828 weiblichen Geschlechts sind, führen in 193 Häusern 413 Haushaltungen und betreiben hauptsächlich Tuch- und Seidenweberei. — Königswalde heißt auch ein Industriedorf in der sächsischen Amtshauptmannschaft Annaberg, 2643 Einwohner (1880), Station der Bahn Annaberg-Komotau. (*G. A. von Klöden.*)

KÖNIGSWART, Städtchen im westlichen Böhmen zwischen Eger und Marienbad, Stationsplatz der Franz-Josephsbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts und Mittelpunkt der dem Fürsten Metternich gehörigen Herrschaft Königswart. Die Einwohner, nach der Aufnahme von 1880: 2112 an der Zahl, nähren sich zumeist von Landwirthschaft und Viehzucht. Ehedem wurde in dem nahegelegenen Kaiserwalde Bergbau auf Zinn betrieben. Eine früher zahlreiche Judengemeinde ist in neuerer Zeit in starkem Abnehmen begriffen. Der Ort verdankt seinen Ursprung einer schon zum J. 972 genannten Grenzburg und Zollstätte „Kunigswartha". Im 14. Jahrh. erscheint Herr Pflug, im 15. Jahrh. die Herren von Plauen als Besitzer von Königswart. Im 16. Jahrh. folgen die Herren Pflug von Rabenstein, die Herren von Schwamberg und die Herren von Zedwitz. Im J. 1622 wurde die Herrschaft vom Fiscus eingezogen und von demselben im J. 1630 an die Freiherren von Metternich-Winneburg verkauft.

Königswart wird dermalen hauptsächlich wegen seines interessanten Museums und wegen seiner Heilquellen aufgesucht. Das Museum befindet sich im Schlosse, das in seiner gegenwärtigen Bauform vom Staatskanzler Fürsten Metternich im J. 1859 hergestellt wurde. Dem Kanzler verdanken auch die reichhaltigen Sammlungen des Museums ihre Aufstellung. Die naturhistorische Abtheilung enthält insbesondere mineralogische und paläontologische Seltenheiten. Es schließen sich eine höchst werthvolle Münz- und Pretiosensammlung und eine historisch-ethnographische Abtheilung an. Zahlreiche Gegenstände der letztern sind zugleich interessante Erinnerungen aus dem Leben des Kanzlers, so das in seinem ursprünglichen Zustande erhaltene Arbeitsbureau desselben, der Congreßtisch vom J. 1814, die Stola Metternich, verschiedene Souvenirs von Maria Theresia, Franz I., Ludwig XVI., Napoleon I., dem Herzoge von Reichstadt, Lord Byron u. s. w. In der gutgeordneten Bibliothek, welche 30,000 Bände (darunter Handschriften und Incunabeln) zählt, verdienen besonders die politischen Werke, Broschüren, Zeit- und Flugschriften aus der Zeit der ministeriellen Thätigkeit des Kanzlers, die selten so complet gefunden werden dürften, volle Aufmerksamkeit. Die Bibliothek enthält überdies eine reiche Kupferstichsammlung und eine Collection außer Curs gesetzter Papiermünzscheine verschiedener Staaten. In der Schloßkapelle ist der Altar, ein Geschenk Papst Gregor's XVI., sehenswerth, im großen schön gehaltenen Parke befindet sich ein ansehnliches vom Staatskanzler gesetztes Kaiser-Franzensmonument.

Knapp am Fuße des königswarter Gebirges auf einem kleinen Plateau, etwa eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, liegt der Curort Königswart in reizender Umgebung und mit herrlicher Aussicht auf den Böhmerwald und das Fichtelgebirge. Der Ort erhebt sich 2154 Fuß über der Nordsee, ist gegen Norden vollständig durch das Gebirge geschützt und von den herrlichsten Waldpartien umgeben. Die ungewöhnlich reine, sauerstoffreiche Luft, die prächtigen Spaziergänge in den großen Waldungen, die bequemen Wohnungen in den villenartigen Logirhäusern und die gute Verpflegung in den Hotels qualificiren an sich den Curort zu einem die Athmungswerkzeuge und das Nervensystem wohlthätig beeinflussenden Sommeraufenthalte. Die Heilquellen, welche wol seit altersher bekannt waren, wurden erst im J. 1822 auf Veranlassung des Kanzlers Metternich einer rationellen Benutzung zugänglich gemacht. Berzelius, der im J. 1823 eine Analyse der Wässer vornahm, und noch mehr Löschner

(Broschüre von 1865) machten auf die medicinische Bedeutung der Quellen aufmerksam. Fünf derselben, die Victorsquelle, die Eleonorenquelle, die Marienquelle, die Neuquelle und die Badequelle reihen unter die sogenannten Stahlquellen, während die Richardsquelle ein eisenfreier, äußerst kräftiger Säuerling ist. In ihrer qualitativen Zusammensetzung sind die königswarter Stahlquellen denen von Spaa und Schwalbach vollständig analog, unter den quantitativen Verschiedenheiten wollen wir nur hervorheben, daß die Victorsquelle an kohlensaurem Eisenoxydul den schwalbacher Stahlbrunnen um beinahe 0,2 und den Pouchon um fast 0,3 übertrifft. Neuere Analysen ergaben folgende Resultate:

In 10,000 Theilen Wasser sind enthalten:

Bestandtheile	Victorsquelle	Eleonorenquelle	Marienquelle	Neuquelle	Badequelle	Richardsquelle
Schwefelsaures Kali	0,0529	0,0697	0,0743	0,1021	0,0649	0,0298
Schwefelsaures Natron	—	—	0,0458	—	—	—
Chlorkalium	0,0272	0,0353	—	0,0100	0,0440	0,0055
Chlornatrium	0,0175	0,0295	0,0545	0,0323	0,0106	0,0445
Kohlensaures Natron	0,4558	0,4823	0,1970	0,3433	0,6432	0,1890
Kohlensaurer Kalk	3,2833	3,5910	3,6824	3,6496	2,2796	0,3720
Kohlensaure Magnesia	2,2833	2,6582	1,4708	1,7730	0,9438	0,1354
Kohlensaures Eisenoxydul	0,8542	0,7445	0,4748	0,5230	0,4510	—
Kohlensaures Manganoxydul	0,0421	0,0345	0,0208	0,0242	0,0150	—
Kieselsäure	0,4219	0,3858	0,3733	0,4434	0,4033	0,3067
Phosphorsaure Thonerde	S	p	u	r	e	n
Arsen	mi	ni	ma	le	Spu	ren
Summe der fixen Bestandtheile	7,2699	8,0308	6,3937	6,9009	4,8556	1,0829
Freie und halbgebundene Kohlensäure	24,9796	23,5839	26,1382	23,7170	12,1625	21,0849
Summe sämmtlicher Bestandtheile	32,2495	31,6147	32,5319	30,6179	17,0181	22,1678
Wirklich freie Kohlensäure	21,9792	19,7680	23,4790	20,7590	10,2220	20,7070
Kohlensäure in C. C.	11632	10423	12532	11026	5431	10936

Nach Löschner's Weisungen, die durch vielfache Erfahrungen ihre Bestätigung fanden, ist der Gebrauch der königswarter Stahlquellen indicirt bei Blutarmuth, Gicht, gewissen Krankheiten des Nervensystems, der Geschlechts- und Harnorgane, des Magens u. s. w. Seit 1860 wurden die Trink- und Badeanstalten wesentlich verbessert. Die Frequenz steigerte sich seither alljährlich und beträgt dieselbe in den letzten Jahren zwischen 400 und 500 Personen.

Vgl. Löschner's Broschüre (1865). — Dr. Kohn, „Der Kurort Königswart" 1873 und Dr. Urban „Zur Geschichte der Stadt und Herrschaft Königswart", (Mittheil. des Vereins für Gesch. der Deutschen in Böhmen, Jahrg. 1881). *(L. Schlesinger.)*

KÖNIGSWASSER (Salpetersalzsäure). Bei Vermischung von 1 Theil concentrirter Salpetersäure mit 2—4 Theilen concentrirter Salzsäure, oder auch beim Auflösen von Salmiak oder Kochsalz in concentrirter Salpetersäure erhält man eine dunkelgelbe Flüssigkeit, die nach einiger Zeit rothbraune Färbung und eigenthümlichen Geruch annimmt. Schon in Geber's Schrift „De inventione veritatis" findet sich die Bereitung dieser Mischung angegeben. Dieselbe wurde von Basilius Valentinus zuerst Königswasser (Aqua regia, Aqua regis) genannt, weil sie das Gold, den König der Metalle, auflöst, was weder Salpetersäure noch Salzsäure für sich allein thut. Basilius gibt in seinem letzten Testamente die Bereitung des Königswassers folgendermaßen an: „Nimm ein gut aquam Regis, durch Sal armoniac gemacht, ein Pfund, verstehe, daß du nehmest ein Pfund gut stark Scheidewasser und solvirst darin 8 Loth Salmiak, so bekommst du ein stark aquam regis". Auch bemerkt er, daß ein Königswasser von stärkerer Kraft erhalten werde durch Mischung von Salzsäure und Salpetersäure. Das wirksame Agens im Königswasser ist das beim Erwärmen auftretende freie Chlor. Neben Chlor bildet sich durch die Wechselwirkung der beiden Säuren aber auch ein gelbes Gas, Nitrosylchlorid NOCl, welches als das Chlorid der salpetrigen Säure anzusprechen ist. E. Davy wies zuerst die Bildung dieses Gases durch Erwärmen von Kochsalz mit concentrirter Salpetersäure nach. Später bestätigten die Untersuchungen von Baudrimont und Gay-Lussac diese Angaben. Das Nitrosylchlorid gibt seinen Chlorgehalt leicht ab. Die Wirkungsweise des Königswassers läßt sich durch folgende Gleichung interpretiren:

$$HNO_3 + 3HCl = 2H_2O + NOCl + Cl_2.$$

Nach Liebig wird Chlor aus der Mischung von

Salpeter- und Salzsäure nur so lange entwickelt, bis die Flüssigkeit mit diesem Gase gesättigt ist. Bringt man aber ein Metall in dieselbe, so wird nicht nur das freie Chlor gebunden, sondern auch dem Nitrosylchlorid sein Chlor entzogen, z. B.

$$2HNO_3 + 6HCl + 3Cu = 3CuCl_2 + 2No + 4H_2O,$$

und weitere Mengen Chlor können nun frei werden. Mit Ausnahme des Chroms, des Tantals, des geglühten Titans und Osmiums werden vom Königswasser sämmtliche Metalle (Osmium und Iridium jedoch nur in Verbindung mit Platin) gelöst, wobei dieselben in Chloride übergehen. Früher benutzte man das Königswasser hauptsächlich zum Scheiden von Gold und Silber.

(P. Bässler.)

KÖNIGSWINTER ist ein preußisches Städtchen in der Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Köln, Siegkreis, 9 Kilom. von Bonn, 38 Kilom. von Deutz, rechts am Rhein und am Fuße des Siebengebirges, in 55 Met. Höhe schön gelegen. Die (1880) 2809 Bewohner, von denen 1290 männlichen und 1526 weiblichen Geschlechts sind, führen in 467 Wohnhäusern 637 Haushaltungen. Im J. 1871 waren unter der katholischen Bevölkerung 152 Evangelische und 27 Juden; 4 Blinde, 8 Blödsinnige; 97 konnten weder lesen noch schreiben. Zur Stadt gehören 853 Hekt. Land, wovon 143 Hekt. Acker, 546 Hekt. Holz, 76 Hekt. Gärten u. s. w. sind. Der Ort hat Bahnhof, Post- und Telegraphenamt, Volksbank, Friedensgericht, Gasanstalt; die Bewohner treiben Weinbau, Schiffahrt, arbeiten in Steinbrüchen und Eisensteingruben. Es ist Geburtsort des Dichters Müller von Königswinter. Gegenüber liegt die Mehlemer Aue mit hübschen Parkanlagen der Villa Deichmann. — Von hier, oder von Honnef, unternehmen die Reisenden ihre Ausflüge ins Siebengebirge, namentlich zu der 277 Met. über dem Rheine (325 Met. über dem Meere) gelegenen Burg Drachenfels; zum 334 Met. hohen Petersberge; zu den Ruinen der Cistercienser-Abtei Heisterbach und dem 288 Met. hohen trachytischen Stenzelberge; über den Ofenkeuler Steinbruch zu dem 464 Met. (absol. Höhe) hohen Großen Oelberge; zu der 459 Met. hohen Löwenburg mit Ruinen und der Wolkenburg; der 106 Met. (relativ) hohen Ruine Rolandseck und Insel und Kloster Nonnenwerth u. s. w. *(G. A. von Klöden.)*

KÖNIGSWUSTERHAUSEN heißt ein preußischer Flecken in der Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Teltow, an der Notte und unweit der Dahme, 28 Kilom. von Berlin. Die Bewohner (1880) 1396, von denen 651 männlichen und 745 weiblichen Geschlechts waren, wohnen in 111 Häusern und führen 303 Haushaltungen; 173 konnten nicht lesen und schreiben. — Aus einem alten wendischen Oertchen Wustrow oder Wustrav (im Polnischen Ostrow, d. i. Insel, von Wasser umgebenes Land) wurde eine markgräfliche Burg; diese blieb bis 1370 markgräflich; 1375 kamen die Schlieben in Besitz, 1475 kauften es die Schenken von Landsberg, die Besitzer von Teupitz; 1683 kam es in Besitz des Kurprinzen Friedrich, später an Friedrich I.; dieser schenkte es 1698 seinem Sohne, dem späteren Friedrich Wilhelm I. Er liebte den Ort, den er fast ganz selbst geschaffen und Königswusterhausen benannt hat; alljährlich verlebte er hier zwei Herbstmonate und feierte am 3. Nov. das Hubertusfest und am 11. Sept. den Tag von Malplaquet. Hier theilte der früh alternde König, wenn Gicht und Podagra das Jagen verboten, seine Zeit zwischen Rauchen und Malen. Eine steinerne Erhöhung auf dem Hofe pflegte er des Abends zum Tabackrauchen als Platz zu erwählen. *(G. A. von Klöden.)*

KÖNIG-WILHELMS-LAND bildet den zwischen 74° und 77° nördl. Br. gelegenen nördlichsten bisher bekannten Theil der Küste Ost-Grönlands und wurde 1870 von der zweiten Deutschen Nordpolar-Expedition unter Führung des Kapitäns Koldewey (1869 und 1870) entdeckt. Für die nördlichen Theile der Küste beruhen unsere Kenntnisse nur auf den Beobachtungen während einer vom 24. März bis 27. April 1870 von der an der Sabine-Insel überwinternden „Germania“ aus unternommenen und zumeist dicht an der Küste entlang bis zu einer etwa 350 Met. hohen Bergspitze unter 77° 1′ nördl. Br. und 18° 50′ westl. L. von Greenwich führenden Schlittenreise. Etwas eingehender sind wir über die südlichen, gegen den Franz-Josephs-Fjord hin gelegenen Partien orientirt, welche auch bereits früher von europäischen Reisenden (1823 von Clavering) berührt wurden. Die Küste besitzt im allgemeinen eine nordsüdliche Erstreckung und stellt ein vorherrschend aus altkrystallinischen Gesteinsarten zusammengesetztes Massiv dar, welches durch weit landeinwärtsreichende Fjorde, wie den Tiroler-Fjord, Ardencaple-Inlet, Bessel-Bai, Roonbai- und Dove-Bai reich gegliedert erscheint, zumal derselben eine Anzahl größerer und kleinerer Inseln, nämlich die Clavering-Insel im Süden und weiter nach Norden die Sabine-, Pendulum-, Kuhn-, Shannon-Insel und die drei Koldewey-Inseln vorgelagert sind, denen sich von der Hauptküste her mehrere weit vorspringende Caps entgegenstrecken.

Die Küste steigt fast überall in felsigen Steilwänden unvermittelt aus dem den größten Theil des Jahres hindurch von festen Eismassen bedeckten und von einer kalten Polarströmung durchzogenen Meere auf. Soweit die geologische Beschaffenheit derselben bekannt geworden ist, bilden altkrystallinische Gesteine, verschiedene Gneisarten, Granitgneis, gneisartige Glimmerschiefer, Hornblendegneis, daneben untergeordnet Granite und (zwischen Bessel-Bai und Cap Seebach) ein großkörniger Granitit das Grundgebirge des Festlandes, während dieselben auf den vorliegenden Inseln nur stellenweise, wie auf dem nördlichen Theile der Shannon-Insel, zu Tage treten, vielmehr zumeist von mesozoischen und känozoischen Formationen und vulkanischen Bildungen bedeckt sind. Zu diesen gehören zunächst Schichten von kalkreichen Mergeln und grobkörnigen Quarzsandsteinen und Muschelbreccien mit eingelagerten Kohlenflötzen, alle nach den in ihnen gefundenen Versteinerungen der Juraformation und zum Theil der Rhätischen Stufe angehörig. Miocänen Alters und zwar zum Theil gleichalterig mit den miocänen Bildungen Westgrönlands, Islands und Spitzbergens sind

schieferige Schichten quarzreicher Sandsteine sowie schwarzbraune Schieferthone von der Sabine-Insel, beide zahlreiche fossile Pflanzen, wie Taxodium, Populus, Dyospyros umschließend. Gelblich gefärbte, feinkörnige Sandsteine miocänen Alters bilden das „Hochstetter-Vorland", ein niederes, 100—150 Met. hohes Vorland am Fuße einer höheren aus krystallinischen Gesteinen bestehenden Gebirgskette. Ein besonders charakteristisches Gepräge aber erhalten die Gebirgsmassen und Inseln des König-Wilhelms-Landes durch das Auftreten vulkanischer Gesteine und zwar sowol von Doleriten, Anamesiten, schlackigen Basalten, wie von tuffartigen Basalt-Mandelsteinen, Tuffen und Conglomeraten. Die Lagerungsweise dieser Gesteine steht im engsten Zusammenhange mit der Oberflächengestaltung des Landes. Sie treten vorherrschend in mächtigen deckenförmigen Massen mit plateauförmiger Ausbreitung auf, welche nur selten von höheren basaltischen Kegelbergen (Hasen- und Germaniaberg auf der Sabine-Insel) und isolirt stehenden Basaltpyramiden (Kronenberg auf derselben Insel) überragt werden. Die Basaltplateaus zeigen scharfrandige schroffe Abstürze und tiefe, steilumrandete und vielfach verzweigte Thaleinschnitte. Die Abhänge der Plateaus bilden nicht selten terrassenförmig aufeinanderfolgende und durch Schutthalden voneinander getrennte Gesimse. Den mächtigsten Basaltstock bildet der am Ausgange des Tiroler-Fjords gelegene und von Radialthälern vielfach durchfurchte Sattelberg, an dessen Nordrande das großartige Alpenthal „Königin-Augusta-Thal" sich dem Meere zusenkt. An vielen Orten sind die vorherrschend polyedrisch, vielfach auch säulenförmig abgesonderten Basaltdecken von Basaltgängen durchsetzt, welche zerrissenen Mauern gleichend über die allgemeine Oberfläche emporragen. Einen mannichfaltigeren Charakter erhält die Gebirgslandschaft weiter landeinwärts im Gebiete der krystallinischen Gesteinsmassen, wo sich Bergspitzen und Kämme in grotesken Formen bis auf 2000 Met. und darüber erheben. Ueberall erstrecken sich aus den Thälern und von den flacheren Felsabhängen mächtige, oft meilenbreite, wildzerrissene Gletschercascaden von den Eis- und Schneefeldern des Innern heraus und erfüllen die innern Partien der Fjorde. Eisberge ungeheurer Größe werden an der Küste entlang getrieben und durchschwärmen die weiten Meeresbuchten. Gewaltige erratische Blöcke, welche die oft glatt polirten, geritzten und geschrammten Felsgehänge der Berge bis zu deren Gipfel hinauf vielfach bedecken, lassen auf eine dereinst noch gewaltigere Vergletscherung dieser Gebiete schließen. Spuren einer allmählichen Hebung des Landes glaubt Payer in oft parallel verlaufenden Terrassenabstufungen, welche er für einstige Strandlinien hält, erkennen zu dürfen, eine Ansicht, die indessen bei dem häufig vertretenen terrassenförmigen Aufbau der Küsten noch sehr der Bestätigung bedarf.

Die mit außerordentlicher Sorgfalt von der Polarexpedition während des Zeitraums vom August 1869 bis zum Juli 1870 auf der Sabine-Insel angestellten meteorologischen Beobachtungen zeigen bezüglich der Winde, daß diese Theile Ostgrönlands mehr noch als andere arktische Gebiete von rein nördlichen Luftströmungen beherrscht werden. Vom September bis April weht der Nordwind fast ausschließlich und nur in den Monaten Mai bis Juli ist der Wind mehr von Süden und Osten, während im August fast reiner West herrscht. Im Sommer und in der Mitte des Winters sind außerdem Windstillen außerordentlich häufig. Die mittlere Jahrestemperatur wurde für den genannten Zeitraum zu —9,34° C. gefunden. Der kälteste Monat war der Januar mit —19,3°, doch weichen Februar und März nur sehr wenig von diesem Monate ab und es fiel auch die niedrigste beobachtete Temperatur von —32,2° auf den 21. Febr. Der wärmste Monat ist der Juli mit +3,04° und die höchste Temperatur +10,5°, welche am 1. Juli nachmittags beobachtet wurde. Außer Juli zeigen auch Juni und August Mitteltemperaturen über 0°. Plötzliche Temperaturwechsel sind infolge entgegengesetzter Luftströmungen im Winter nicht selten. Im Sommer dagegen, wo die Sonne beständig über dem Horizonte weilt, wo die Luft im allgemeinen ruhiger und still ist, sind auch die Schwankungen der Temperatur verhältnißmäßig nur gering.

Die in den Wintermonaten fallenden Schneemassen bedecken den Boden keineswegs gleichmäßig und überall, sondern sie sammeln sich, getrieben und aufgewirbelt von den den Schneefall fast stets begleitenden Nordstürmen, der Hauptsache nach nur in größeren und kleineren Schneewehen an, die durch die locale Bodengestaltung bedingt werden. Steile Gehänge und selbst offene Flächen bleiben fast den ganzen Winter von Schnee entblößt, während sich das übrige Land mit einer 1—3 zölligen Schneedecke überkleidet. Unter der Einwirkung der dann nicht mehr unterbrochenen sommerlichen Bestrahlung und begünstigt durch die meist klare und trockene Luft erwärmt sich bereits im April der Boden, der Schnee schmilzt hinweg, der Boden thaut bis auf 0,3—0,5 Met. Tiefe auf und läßt nun eine für diese arktischen Gegenden überraschend reichhaltige und üppige Vegetation gedeihen, die, im Winter durch die Schneedecke geschützt, in dem wenn auch nur kurzen Sommer alljährlich zur Blüte und Frucht reift.

Das von der Expedition und zwar größtentheils von dem Botaniker derselben Dr. Pansch gesammelte Material vertheilt sich auf 89 Arten von Gefäßpflanzen, 71 Arten von Laubmoosen, 52 Flechtenarten, 29 Algen und eine Anzahl Pilze.

Nach den Schilderungen Dr. Pansch's ziehen sich große grüne Flächen, auf denen Heerden von Renthieren und Ochsen weiden, vom Fuße der Berge bis über 300 Met. hoch hinauf; dichter Rasen, geziert mit den gelben Blumen des Löwenzahns und überragt von 0,5 Met. hohen Halmen bedeckt den Boden auf ausgedehnte Strecken. Neben der Andromeda stellt sich auf moorigen Strecken die Heidelbeere ein. In feuchten Klüften der Felsen gedeiht das Farnkraut und der Ampfer; an sonnigen Halden blüht die Campanula und die immergrüne Pyrola, im Stein- und Schuttgerölle der Bäche das Epilobium, zwischen den ödesten Felsen das Polemonium. Niedriges, aber kräftiges Birkengestrüpp mit Blüten

und Früchten bedeckt die Berggehänge, daneben Heidelbeerbüsche mit reifen, süßen Früchten, sowie hier und da ein Rhododendron. Auf den Gipfeln der niedrigern Berge finden sich Saxifragä, die Silene, Dryas und andere Gewächse und selbst auf einem über 2000 Met. aufragenden Berggipfel wachsen neben Flechten dicke Polster eines mehrere Zoll langen Mooses.

Dem Reichthume des Pflanzenlebens entspricht eine verhältnißmäßig reiche Thierwelt. Große Heerden von Renthieren und Moschusochsen bevölkern die Weideflächen des Sommers, während sie im Winter unter der dünnen Schneedecke ihre Nahrung finden. Dazu kommen Polarhasen und Lemminge und von fleischfressenden Thieren: Eisbären, Füchse und das Hermelin. Von Vögeln wurden namentlich beobachtet Gänse, Schneehühner, Schneeammer, Regenpfeifer und Strandläufer, dazu Eule und Falke, sowie am Strande besonders Möven, Eidergänse, Taucher und Seeschwalben. Weit reicheres Leben aber entwickelt sich in dem mit einer kalten Polarströmung die Küste begleitenden Meere, das neben zahllosen niedern Thieren und Fischen Scharen von Seehunden, Walrossen und Walthieren beherbergt.

Menschen wurden in König-Wilhelms-Land von der deutschen Polarexpedition nicht angetroffen. Noch im J. 1823 war Clavering auf der nach ihm benannten Insel am Ausgange des Tiroler-Fjords auf eine Eskimo-Niederlassung mit 12 Eingeborenen gestoßen. Auch diese war inzwischen längst verlassen und verfallen. Reste alter Niederlassungen von Eskimos, sowie Gräber mit verschiedenartigen Geräthschaften und Werkzeugen als Todtenbeigaben fanden sich außerdem auf der Sabine- und der Pendulum-Insel, sowie am Cap Borlase-Warren (vgl. „Die 2. Deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapt. K. Koldewey", 3 Bde., Leipzig 1874). *(Rudolf Credner.)*

KONIN, Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Kalisch, unter dem 52° 13′ nördl. Br. und 35° 55′ östl. L., an der Warta, 53 Kilom. im Norden von Kalisch, hat drei Kirchen, eine Kreis- und eine Pfarrschule, ein jüdisches Gebethaus, ein Hospital, eine Leinwand-, Tuch-, Strumpf- und Handschuhfabrik und 8008 Einwohner. Der Kreis Konin zeichnet sich durch seinen fruchtbaren Weizenboden aus. *(A. von Wald.)*

KONINCK (David de), Thier- und Blumenmaler, geboren 1636 zu Antwerpen. Er war ein Schüler des Jan Fyt und malte lebende und todte Thiere, Blumen und Früchte. Seine Bilder waren sehr fleißig ausgeführt und wurden sehr gesucht und gut bezahlt. Der Künstler wurde indessen seinem Vaterlande untreu, bereiste 1668 Deutschland, Frankreich, Italien und setzte sich in Rom fest, wo er sich, wie alle seine Landsleute, in den Künstlerverein, „Bent" genannt, aufnehmen ließ und hier den Bentnamen Rommelaar erhielt. In dieser Zeit wurde der Verein von einigen Malern, die er zurückgewiesen hatte, beim Inquisitor verdächtigt, daß es sich hier um ketzerische Zusammenkünfte handle, daß man die Glieder durch eine Wiedertaufe aufnehme. Diener der Inquisition hoben also das Nest aus und Koninck war einer der Gefangenen. Als er gefragt wurde, wie er heiße, übersetzte er seinen Namen ins Italienische: il Re Davide. Die Häscher glaubten nun den König der Bande zu haben und sagten: Ja, Euch insbesondere mußten wir haben. Am nächsten Tage klärte sich natürlich die Sache auf. Weitere Nachrichten fehlen. Der Künstler starb 1687 in Rom. (S. Houbraken, Immerzeel.) *(J. E. Wessely.)*

KONINCK (Salomon; zuweilen auch Koning geschrieben), niederländischer Maler, geboren zu Amsterdam 1609. Sein Vater Peter war brabantischer Abkunft, aus Antwerpen gebürtig, wo er als Juwelier lebte, und später nach Amsterdam ausgewandert. Da sein Sohn frühzeitig Neigung zur Kunst zeigte, so gab ihn der Vater zu David Kolyn in die Lehre. Später arbeitete er bei Nikolas Moyaert. Im J. 1630 wurde er in die Malergilde zu Amsterdam aufgenommen. Houbraken rühmt von ihm, daß er ein guter Porträtmaler war, aber mehr natürliche Anlagen zu historischen Darstellungen besaß. Von seinen Gemälden letzterer Gattung werden gerühmt: David und Bathseba, für einen van Ludick gemalt, später vom portugiesischen Gesandten erworben; Tarquin und Lucretia; Salomon, der den Götzen opfert; Judas, der die 30 Silberlinge zu den Füßen des Hohenpriesters hinwirft. Das berliner Museum besitzt eine Berufung des Matthäus zum Apostelamt; einen Krösus, der dem Solon seine Schätze zeigt. Den Matthäus dürfte er durch seines Lehrers Moyaert Bild mit gleichem Inhalte angeregt gemalt haben. Moyaert's Bild, ein Hauptwerk des Meisters, befindet sich im Museum zu Braunschweig; dieses besitzt auch von unserm Künstler das Kniestück eines Gelehrten am Arbeitstische in einem offenen Folianten studirend, in mehr als Lebensgröße, trefflich gemalt, groß aufgefaßt, mit brillanter Farbe. Dieses Bild ist von 1649 und der Künstler schrieb seinen Namen darauf: S. Koninck. In Berlin ist das Bild eines Rabbiners. Für den König von Dänemark soll er auch einige Bilder gemalt haben, doch werden diese nicht näher bezeichnet. Der Künstler wußte auch trefflich die Radirnadel zu führen und wir besitzen von ihm einige Blätter, die sehr geschätzt werden. Er suchte in diesen Arbeiten die Radirweise Rembrandt's nachzuahmen und dieses Bestreben glückte ihm auch. Seine Blätter stellen meist Brustbilder von Greisen oder Orientalen vor. Auf einer Landschaft steht die Jahreszahl 1663. Bald danach scheint der Künstler gestorben zu sein. Für das J. 1668, das zuweilen als sein Sterbejahr angegeben wird, finden sich keine beglaubigten Angaben.

Koninck (auch Koningh, Philipp) Maler, wahrscheinlich ein Bruder des Vorigen, geboren am 5. Nov. 1619 zu Amsterdam, gestorben 1689 ebenda. Er war ein talentvoller Schüler Rembrandt's, dessen Manier er glücklich nachzuahmen verstand. Er malte Bildnisse, Historien und Landschaften. Das Museum im Haag besitzt eine Landschaft von seiner Hand, ebenso Amsterdam (einen Eingang in den Wald). Von andern Künstlern ließ er sich zuweilen in seine Landschaftsbilder die figür-

liche Staffage malen. Viele seiner Bilder sollen in der Folge für Originale Rembrandt's genommen worden sein. Den Joost van Vondel porträtirte er zweimal, 1656 und 1662. Seine Zeichnungen werden sehr geschätzt und stehen hoch im Preise. Das Porträt in den Uffizien, das Pazzi als das des Peter Koninck gestochen hat, dürfte unsern Künstler vorstellen (s. Houbraken, Immerzeel, Kramm). *(J. E. Wessely.)*

KONITZ (in Westpreußen), in alten Zeiten Choinicia, Chonecia, ist ein preußisches Städtchen in der Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Konitz, in der Ebene 90 Kilom. von Marienwerder, 329 Kilom. (44,5 geogr. Meilen) von Berlin, in 156 Met. Höhe gelegen. Die (1880) 8046 Bewohner, von denen 4490 männlichen und 3556 weiblichen Geschlechts sind, führen in 541 Häusern (10 haben andere Bestimmung) 1818 Haushaltungen. Im J. 1871 zählte man 3901 Evangelische, 2764 Katholiken und 497 Juden; 3 Blinde, 9 Taubstumme und 7 Blödsinnige; 1128, die nicht lesen und nicht schreiben konnten. — Zur Stadt gehören 3302 Hekt. Land, wovon 2442 Hekt. Acker und 388 Hekt. Holz sind. Sie hat Bahnhof, Post- und Telegraphenamt, Kreisamt, Kreis- und Schwurgericht, Bankagentur und Volksbank, seit 1815 ein königl. Gymnasium (das frühere Jesuitencollegium, 1620—1773). Die katholische Pfarrkirche ist 1205 erbaut. Es ist Knotenpunkt für die von Wangerin über Tempelburg und Neustettin kommende Pommersche Centralbahn. — Die Stadt ist lange vor 1205 vom Herzoge Sambor I. angelegt und kam 1309 an den Orden, von welchem sie zu einem wichtigen Waffenplatze umgeschaffen wurde. Am 17. Sept. 1454 fand hier ein glänzender Sieg des Ordensheeres über König Kasimir III. von Polen statt. Um 1800 hatte die Stadt wichtigen Tuchhandel nach Osten.

Der Kreis Konitz, 25,47 geogr. □Meilen oder 1409□Kilom. mit (1880) 46,131 Bewohnern, im Westen der Tucheler Heide gelegen, war einer der größten Kreise, jetzt mit 1070 Bewohnern auf 1 □Meile, seitdem der Kreis Tuchel davon getrennt worden ist. Sein größtes Gewässer ist die Brahe, welche an seiner westlichen Seite den ansehnlichen Müskendorfer- oder Zochumsee durchfließt, nächst ihr das Schwarzwasser; an der Nordgrenze liegen der Summiner- und Pepliner- und der Wdzydzesee. — In der Stadt, den 72 Landgemeinden und 49 Gutsbezirken wohnen 23,720 Personen männlichen und 24,966 weiblichen Geschlechts, welche in 4976 Häusern (23 haben andere Bestimmung) 9122 Haushaltungen führen. Im J. 1871 zählte man 15,601 Evangelische, 5302 Katholiken und 2193 Juden; 55 Blinde, 188 Taubstumme, 107 Blödsinnige; 23,392 konnten weder lesen noch schreiben; 32,686 Deutsche und 35,295 Polen.

Die der Abstammung nach verschiedenen Bewohner des Kreises finden sich folgendermaßen vertheilt: 1) Kassubien wird gebildet durch denjenigen Landstrich, welcher von der westlichen nach der östlichen Landgrenze hin nördlich von Schworingatz, Menczikal, Rittel und der Berliner-Königsberger-Chaussee liegt, die genannten Ortschaften mit eingerechnet. 2) Der von den Hochpolen bewohnte Theil wird von Tuchel und der nächsten Umgebung gebildet. Neben diesen bewohnen 3) die Borowiaken (von bor = Wald) den südöstlichen Theil, der hauptsächlich der (jetzt völlig sichern) Tucheler Heide angehört. 4) Die Deutschen haben den Theil des Kreises inne, welcher begrenzt wird im Westen vom schlochauer Kreise, im Süden vom bromberger, innerhalb des Kreises aber von den Ortschaften Pillamühle, Zarczecz oder Karlsbraa, Wodziwodda, Renz, Sehlen, Jehlenz, Camnitz und Peust, einschließlich dieser Ortschaften. Im Süden von Konitz bewohnen einen sehr fruchtbaren Landstrich die Ortschaften Frankenhagen, Granau, Petztin, Osterwik, Lichnau, Schlegenthin, Deutsch-Cekzin und Abrun, die (deutschen) Kohschneider oder Kuhschneider oder Koschnewer. Es soll im 15. Jahrh. ein tucheler Capitaneus namens Kochschneider aus Westfalen deutsche Familien aus Westfalen zur Uebersiedelung nach diesem Landstriche bewogen haben, die sich dann Kochschneider'sche Einwanderer nannten. Die Bewohner des Kreises sprechen zum Theil deutsch, zum Theil polnisch. Unter den polnisch Redenden sind die Kassuben besonders zu nennen; ihre Sprache ist nicht polnisch im eigentlichen Sinne, sondern ein slawischer Dialekt, der den letzten Rest des einst in einem großen Theile Norddeutschlands ansässigen Slawenthums, der sogenannten Polaken bildet, und sich in sehr wesentlichen Punkten vom Polnischen unterscheidet, übrigens immer mehr vom eigentlich Polnischen und vom Deutschen verdrängt wird. Im J. 1867 sprachen 48,1 Proc. deutsch und 51,9 Proc. polnisch und kassubisch; 32,686 in 5855 Familien deutsch, 35,295 in 7020 Familien polnisch und kassubisch, auf letzteres kommt etwa die Hälfte, wie auf polnisch die Hälfte.

In dem (ehemaligen) Konitz-Tuchel-Kreise sind von der Fläche: 6,5 Proc. Lehm- und Thonboden, 34,7 Proc. lehmiger Sand, 47,7 Proc. Sand, 6,6 Proc. Moorboden, 4,5 Proc. Wasserfläche. — 38,1 Proc. sind Acker, 5., 6., 8., 4., 7. Klasse; 31,1 Proc. Holzungen, 18 Proc. Weiden, 5,3 Proc. Wiesen. Im J. 1865 zählte man 7333 Pferde, (zur Zucht 40 Hengste und 241 Stuten), 22,263 Rinder (11,242 Kühe, 266 Bullen), 122,892 Schafe, (60,951 Merinos), 8999 Schweine, 521 Ziegen. — Die staatlichen 9059 Morgen Domänen ergaben 2126 Thlr., die 160,590 Morgen Forsten 14,612 Thlr.; die städtischen 2281 Morgen Land 379 Thlr.; die ländlichen 4703 Morgen 482 Thlr.; die kirchlichen 7887 Morgen 5186 Thlr.; die 552 Morgen der Schulen 449 Thlr. Die 867,774 Morgen aller ertragfähigen Liegenschaften 406,480 Thlr. *(G. A. von Klöden.)*

KONITZ, ein Marktflecken in Mähren, westlich von Olmütz am Jesenkabache in einer Meereshöhe von 413 Met., 49° 35′ 30″ nördl. Br. und 34° 34′ östlich von Ferro gelegen, hat 2291 Einwohner mit böhmischer und deutscher Umgangssprache, ist der Sitz eines Bezirksgerichts und gehört zur Bezirkshauptmannschaft Littaw. Die Viehmärkte daselbst sind von Bedeutung. Von den Gebäuden des Orts ragen hervor das Schloß und die Kirche. Letztere wurde 1703 erbaut. Konitz war bereits um 1350 ein Markt, der Pfarre daselbst geschieht bereits

im J. 1379 Erwähnung. Im Dreißigjährigen Kriege hatte Könitz von den Schweden zu leiden.

(Ferd. Grassauer.)

KÖNITZ, Marktflecken im Landrathsamte Rudolstadt des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt, in enger Thalschlucht, zum Theil an der Berglehne gebaut, Station der Gera-Eichichter Bahn (in 30 Minuten Entfernung vom Orte), Post- und Telegraphenamt; zählte 1880: 780 Einwohner, darunter 776 Evangelische, 4 Katholiken (im J. 1875: 722 Einwohner). Der Ort hat ein fürstliches Bergamt und es wird monatlich ein Gerichtstag durch das Amtsgericht Leutenberg abgehalten. Hauptnahrungszweig ist Landwirthschaft. Daneben wird Bergbau auf Eisenstein mit einer Belegschaft von etwa 60 Mann betrieben. Absatz zum Theil nach Borsig-Werk in Schlesien, zum Theil nach Zwickau. Außerdem Schwerspatgruben mit Absatz nach Sachsen und Böhmen. Wasserleitung durch einen Stollen. In der Nähe zwei ansehnliche Teiche. Die Kirche ist 1691—95 aufgeführt, auf dem Thurme eine ältere, dem heiligen Pantaleon geweihte Glocke. Auf einem schroff abfallenden Zechsteinfelsen erhebt sich malerisch das weitläufige, unregelmäßig gebaute fürstliche Schloß, dessen ältester Theil aus der Sorbenzeit stammt, während der neuere Theil in der Mitte des 16. Jahrh. erbaut ist. Es zeichnet sich durch gewaltige Mauern, steile Giebel, zerstreute Fenster und zierliche Söller aus. Das Innere enthält interessante Räumlichkeiten mit alterthümlichem Hausgeräthe. In einem Seitenflügel hat das Bergamt seinen Sitz.

(A. Schroot.)

KONJITZA, ein Städtchen oder richtiger ein Flecken der Herzegowina, des südlichen Nebenlandes von Bosnien, liegt am linken Ufer der obern Narenta (Neretwa), welche daselbst, noch in nordwestlicher Richtung, sich durch die felsigen Vorhöhen des 2113 Met. hohen Belaschtize und der Prenj Planina ihren Weg zum Meer sucht, und war unter türkischer Herrschaft der Vorort eines nach ihm benannten Kasa. Konjitza zählt 1500 Einwohner, welche dem griechisch-orthodoxen Glauben angehören und in ärmlichen Verhältnissen leben. Die Merkwürdigkeit von Konjitza ist eine massive, prächtige Steinbrücke, welche in fünf Bogen über die Narenta führt und im 10. Jahrh. unter dem dalmatinischen König Hwalimir erbaut worden sein soll. Durch diese Brücke steht Konjitza mit dem mohammedanischen Weiler Narenta (wie der Fluß auf slawisch Neretwa geheißen) in Verbindung. In der Nähe der Stadt sind Eisen- und Kohlengruben, welche ihr, wenn einmal Ordnung und Friede im Lande den Unternehmungsgeist geweckt haben werden, eine bedeutende industrielle Zukunft verheißen; bisjetzt werden diese Bodenreichthümer nur wenig beachtet.

An Konjitza knüpft sich ein folgenschweres Ereigniß in der bosnischen Geschichte. König Stjepan Twrtko I. hatte sich auf Seiten Serbiens an der verhängnißvollen Schlacht auf dem Amselfelde im J. 1389 betheiligt. Nach der Niederlage der Christen aber war es ihm gelungen, einen geordneten Rückzug auszuführen und eine so mächtige Stellung einzunehmen, daß die Osmanen Bosnien nicht anzugreifen wagten. Nichtsdestoweniger lastete der Schrecken des türkischen Namens auf den Großen des Landes, und um dauernd ihre Unabhängigkeit zu behaupten, suchten sie beim Papst und den katholischen Mächten Schutz. Bei einer national und streng confessionell gesinnten Partei im Lande aber erregte dies Liebäugeln mit dem Katholicismus großen Widerwillen; dieselbe sammelte sich um Stjepan Ostoja, den Herrn von Konjitza, welcher den Königstitel annahm und den zweiten Nachfolger des vorgenannten bosnischen Königs, Stjepan Twrtko II., aus dem Lande trieb. Türkische Hülfstruppen, von dem Verjagten herbeigerufen, gewannen ihm die Herrschaft wieder; da er aber päpstliche Legaten an seinem Hofe hielt, die ihn zu verkehrten und harten Maßregeln, namentlich zur Verfolgung der zahlreichen Bogomilen (Paulicianer) in seinen Landen zu bewegen wußten, so gestaltete sich seine Regierung für das Volk zu einer unheilvollen. Als ihm nach seinem im J. 1443 erfolgten Tode der Sohn seiner zur leidenschaftlichen Katholikin gewordenen, mit dem mächtigen Grafen Ulrich von Cilly verheiratheten Schwester Katharina, der gleichfalls katholische Graf Hermann von Cilly folgte, brach der Unwille des orthodoxen Volkes los; dem Grafen wurde die Anerkennung versagt und der Adel erhob den Sohn des vorerwähnten Stjepan Ostoja, Stjepan Tomasch Ostojić, auf den Thron. In der Vereinigung aller christlichen Bewohner des Landes, welches den Osmanen bereits tributpflichtig geworden war, die einzige Rettung gegen fernere Vergewaltigung sehend, suchte dieser König, obwol Bogomile, sich den Katholiken zu nähern, ließ sich dann zum Katholicismus bekehren und wurde von den Franciscanern an seinem Hofe zu weitgreifenden Beschlüssen gegen seine frühern Glaubensgenossen verleitet, deren 40,000 infolge dessen von Bosnien in das Land Humska (die Herzegowina) ausgewandert sein sollen. Wenige Jahre vorher, im J. 1440, hatte noch unter der Regierung Stjepan Twrtko's II. der Ban dieses Landes Stjepan Kosatscha sich der bosnischen Lehnshoheit entzogen und sich in die Vasallenschaft des deutschen Kaisers Friedrich III. begeben, welcher ihm den Titel Herzog von St.-Saba*) wegen des in seinem Gebiete befindlichen Klosters Miloschewo mit dem Grabe des serbischen Nationalheiligen Sawa verlieh. Nicht im Stande, diesen Fürsten durch Zwangsmittel zum Gehorsam zu bringen, berief König Stjepan Tomasch im J. 1446 nach seiner Residenz Konjitza einen allgemeinen Landtag, welcher nicht blos den Glaubenszwistigkeiten ein Ende machen, sondern namentlich auch den unbotmäßigen Vasallen gegenüber das königliche Ansehen zur Geltung bringen sollte. Obwol aber Stjepan Kosatscha selber mit seinem Sohne in der

*) Von diesem Herzogstitel, welcher gegen 40 Jahre bestand, blieb dem Lande der Name Herzegowina. Die Türken machten daraus einen Sandschak Hersek, welcher ostwärts so weit ausgedehnt wurde, daß jetzt das ganze Narentagebiet dazu gehört. Der frühere Name Humska oder Hlumska bedeutet die Provinz des Hlum (Culm), eigentlich Zahlumje, das Land jenseit des Hlum.

Versammlung erschienen war und sich an der Beschlußfassung betheiligt hatte, brachen doch gleich nachher überall Aufstände aus, zu denen einerseits die heimlich mit Kosatscha im Einvernehmen stehenden Türken und andererseits auch die Ungarn, welche ein Oberlehnsrecht über Bosnien zu haben behaupteten, die Unterthanen hetzten. Im J. 1457 wurde Tomasch von seinem natürlichen Sohne ermordet; im J. 1460 aber brach Mohammed II. in das Land, warf allen Widerstand zu Boden und machte der bosnischen Autonomie ein Ende. Die Herzegowina und Trebinje behielten noch 20 Jahre lang eigene tributpflichtige Fürsten und wurden dann ebenfalls dem osmanischen Reiche einverleibt. *(G. Rosen.)*

KÖNNERN (oder Cönnern) heißt eine preußische Stadt in der Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Saalkreis, 2 Kilom. von der Saale und 28 Kilom. von Halle in 94 Met. Höhe gelegen. Die 4157 Bewohner, von denen 2039 männlichen und 2118 weiblichen Geschlechts sind, führen in 566 Häusern 981 Haushaltungen. Im J. 1871 waren unter der evangelischen Bevölkerung 17 Katholiken und 25 Juden; 64 konnten weder lesen noch schreiben. Der Ort liegt im fruchtbarsten Theile des Kreises und besitzt 1701 Hekt. Land, von denen 1444 Hekt. ausgezeichneter Acker sind. Hier ist ein Bahnhof, Post- und Telegraphenamt, Volksbank. Es besteht eine Rübenzucker-Fabrik, Kalk- und Ziegelbrennerei nebst Cementfabrik und ein Mühlsteinbruch. *(G. A. von Klöden.)*

KONOID bezeichnet in der alten Geometrie die Rotationsfläche, welche durch Umdrehung einer Parabel oder Hyperbel um ihre Axe erzeugt wird. Archimedes (Ausgabe von Torelli, Oxford 1792, deutsche Uebersetzung von Nizze, Stralsund 1824, neue Textausgabe von Heiberg) verfaßte ein Buch von den Konoiden und Sphäroiden (letztere werden erzeugt durch Umdrehung einer Ellipse um ihre Axe), in welchem er die ebenen Schnitte dieser Flächen und den Inhalt körperlicher Segmente zwischen zwei parallelen Schnitten mittels der Exhaustionsmethode bestimmte. Er behandelte dabei zugleich die Quadratur der Ellipse. Gegenwärtig ist die Bezeichnung Konoid für diese Rotationsflächen 2. Ordnung nicht mehr gebräuchlich. Vielmehr werden alle geradlinigen Flächen so genannt, welche von einer Geraden erzeugt werden, die, während sie einer festen Ebene parallel bleibt, stets eine feste Gerade schneidet. Die Bewegung der Geraden wird dabei erst durch eine willkürliche Leitcurve bestimmt. Monge entwickelte („Application de l'analyse", 5. ed. par Liouville, Paris 1850) die partielle Differentialgleichung, sowie die allgemeine Functionalgleichung dieser Flächenfamilie. Zu derselben gehört die von Wallis (Vol. II, pag. 683—699) unter dem Namen „Cono-Cuneus" untersuchte Fläche eines Kreuzgewölbes, bei welcher die Leitcurve ein zur festen Ebene verticaler Kreis ist, sowie die Fläche einer Wendeltreppe oder der flachgängigen Schraube, deren Leitcurve eine Schraubenlinie bildet, für welche die Axe ihres Cylinders mit der festen Geraden zusammenfällt. *(Ax. Harnack.)*

KONON, einer der bedeutendsten athenischen Heerführer zur Zeit des zu Ende gehenden Peloponnesischen Krieges, war ein Mann von sehr vornehmer, altadeliger Abkunft. Der Sohn des Timotheos (von Anaphlystos) und höchst wahrscheinlich ein Mitglied des uralten, mächtigen, priesterlichen Geschlechts der Eumolpiden, vgl. Rehdantz, „Vitae Iphicratis, Chabriae, Timothei" (Berlin 1845, p. 45 seq.), und ein Mensch von reicher politischer und militärischer Begabung, so erscheint Konon zum ersten mal als attischer Flottenführer im J. 413 v. Chr. (*Thucyd.* VII, 31). Seit dieser Zeit war Konon unausgesetzt an der Spitze attischer Geschwader im Aegäischen Meere (410 v. Chr., *Diod.* XIII, 48, und 409 v. Chr., *Xenoph.*, Hellen. I, 4, 4), und galt als der bedeutendste unter den zehn Strategen, denen nach der übereilten Beseitigung des Alkibiades vom Commando (407) das Volk von Athen die Kriegführung gegen die Peloponnesier an der Westküste Kleinasiens anvertraute (*Xenoph.*, Hellen. I,5,10. *Diodor.* XIII,74). Wie aber überhaupt seine volle Kraft erst in der Zeit nach Athens schwerer Katastrophe zur Entwickelung gekommen ist, so zog er damals im J. 406 an der Spitze von nur 70 Schiffen gegenüber den 140 Segeln des ausgezeichneten Spartiaten Kallikratidas bei Lesbos den Kürzern und ward in dem Hafen von Mytilene blokirt. Es ist allbekannt, daß er hier durch den Sieg einer neuen attischen Flotte bei den Arginussen entsetzt, weiter aber in den niederträchtigen Arginussenproceß nicht mit verwickelt und 405 wieder den Strategen zugesellt wurde, welche im Hellespont mit Lysander sich messen sollten. Aber der wackere Konon wurde hier überall durch die demokratische Poltronerie des einen, und durch die oligarchische Verrätherei des andern Theils seiner Collegen gelähmt. Den Ueberfall und den Untergang der attischen Flotte bei Aegospotamoi (im August 405) konnte er nicht abwehren; und für den Moment an Athens Zukunft verzweifelnd, rettete er sich mit nur acht Schiffen zu seinem Freunde, dem griechischen Könige Euagoras in Salamis auf Cypern, dem treuen und glücklichen Pfleger des Hellenenthums auf dieser Insel. — Hier beobachtete Konon aufmerksam die Ereignisse der Zeit, in seiner Hoffnung, einst noch einmal für die Wiederaufrichtung seines jetzt furchtbar gedemüthigten Vaterlandes mit Erfolg wirken zu können, durch Euagoras erheblich gestärkt. Die Sache gestaltete sich für ihn günstig, als es seit 401 v. Chr. zwischen Sparta und Persien zum Bruch kam, dem im Frühlinge 399 der offene Krieg folgte. Neben dem König Euagoras wandte ihm damals namentlich ein Hauptgegner der Spartiaten, der ritterliche Perserfürst Pharnabazos, der bekannte hellespontische Satrap von Daskyleion, seine Gunst zu. Schon im J. 398 v. Chr. empfahl ihn dieser in Susa dem Großkönige, und rieth dringend, den Konon an die Spitze einer starken, gegen die Spartiaten aufzubringenden Flotte zu stellen. Die nächsten Jahre gingen unter gewaltigen Flottenrüstungen hin, während auf der kleinasiatischen Westküste die glücklich operirenden spartiatischen Generale Derkyllidas und Agesilaos den Persern immer gefährlicher, durch die pfiffige Politik des zu Sardes waltenden Satrapen

Tissaphernes immer nur zeitweise aufgehalten, der ritterliche Pharnabazos aber schwer mitgenommen und gegen die Spartiaten immer erbitterter wurde. Allmählich aber begann Konon — der bei diesen Kämpfen gegen Sparta natürlich weit mehr das Interesse der Athener als jenes der Perser im Auge hatte — seine Kräfte zu entfalten. Der hochbegabte athenische Flüchtling, der auch durch Ktesias, den griechischen Leibarzt der Königin-Mutter Parysatis, directe Verbindungen mit dem persischen Hofe sich geöffnet hatte, war in der That im Sommer 397 auf Grund der persönlichen Empfehlung des Pharnabazos in persische Dienste genommen worden. Der persische Fürst hatte formell das Obercommando zur See erhalten, Konon aber sollte die mit einem Aufwande von 500 Talenten zu schaffende Flotte thatsächlich commandiren, die zur Vertreibung der Spartiaten aus dem Aegäischen Meere bestimmt war. Schon zu Anfang des J. 395 hatte Konon — dem noch im J. 396 die Thätigkeit des spartiatischen Nauarchen Pharax und die Misgunst des Satrapen Tissaphernes (der ihn als Schützling seines Rivalen Pharnabazos haßte) große Hindernisse bereiteten — die Flotte bis auf 170 Schiffe bringen und die Insel Rhodos zum Abfall von Sparta und zur Allianz mit Persien bestimmen können. Und bald gestaltete sich alles nach seinem Wunsche. Zuerst halfen ihm die Spartiaten selbst. Unwillig über den Verlust von Rhodos und besorgt über das Anwachsen der persischen Flotte übertrugen sie wider alles Herkommen auch die Leitung des Seekrieges ihrem damals in voller Glorie des Siegers strahlenden Könige Agesilaos, und dieser machte den schweren Fehler, nunmehr seinen Schwager Peisandros zum Nauarchen zu ernennen — einen tapfern Soldaten, der aber von dem Seewesen nichts verstand. Konon seinerseits war nach dem Gewinne der Insel Rhodos nach Susa gereist, und hatte die Gunst des Großkönigs Artaxerxes II. in solchem Grade gewonnen, daß dieser ihm an der Seite des Pharnabazos die Leitung des Seekrieges und die Verwaltung der nöthigen Geldmittel ganz selbständig überließ. Seine Klagen aber über die Intriguen des Tissaphernes wirkten offenbar stark mit zu dem Entschlusse des Hofes, den Tissaphernes im Sommer 395 aus dem Wege zu räumen und durch den klugen Tithraustes zu ersetzen, der nun wieder gar sehr durch Konon's Rath die Wege fand, um die mit Agesilaos abgeschlossene Waffenruhe zu jenen erfolgreichen diplomatischen Operationen in Griechenland zu benutzen, die dem jähen Ausbruche des Korinthischen Krieges vorhergingen.

Endlich reifte Konon's Saat. Kaum hatte Agesilaos auf Grund der Unglücksnachrichten aus Europa gegen Mitte Juli 394 v. Chr. den Marsch von Sestos nach Thessalien mit seiner Armee angetreten, so eröffneten Konon und Pharnabazos den Seekrieg im großen Stile. Und schon zu Anfang des August 394 gelang es Konon, bei Knidos die spartiatische Flotte unter Peisandros bis zur Vernichtung zu schlagen und dadurch die Niederlage von Aegospotamoi vollgültig zu rächen. Die Folgen dieses Sieges waren ungeheuer: damit nämlich war die maritime Machtstellung der Spartiaten für immer erschüttert. Da nun nach Konon's schlauem Rathe der Perser Pharnabazos in der asiatischen Griechenwelt überall das beliebte Zauberwort verkündigte, er komme, den Städten ihre volle Autonomie ohne fremde Harmosten und Besatzungen zurückzubringen, so war binnen wenigen Monaten von Rhodos bis zum Hellespont, wo die Spartiaten noch Sestos und Abydos behaupteten, die ganze Macht der Spartiaten von der Erde weggefegt.

Nun konnte Konon auch ganz unmittelbar für Athen wirken. Im Frühlinge 393 führten er und Pharnabazos die Perserflotte nach der lakonischen Küste; dann traten sie am Isthmus von Korinth mit dem Bundesrathe der gegen Sparta verbündeten Griechen zusammen. Endlich aber wußte Konon seinen persischen Freund auch davon zu überzeugen, daß nichts für Sparta schädlicher sein würde, als die Herstellung der vor elf Jahren durch Lysandros zerstörten langen Mauern der Athener. Mit persischen Geldmitteln also, mit Hülfe seiner Flottenmannschaft und mit jener der griechischen Verbündeten wurden die altberühmten Mauerlinien zwischen Athen und Piräeus erneuert, und die Hafenschanzen so weit gefördert, daß sie wenigstens „sturmfrei" waren.

Pharnabazos war nach Asien zurückgekehrt. Konon aber blieb mit der Flotte in den griechischen Gewässern. Bestimmte seine gewandte Diplomatie nun auch den Tyrannen Dionysios I. von Syrakus, eine zu Gunsten der Spartiaten bereits geplante Flottensendung zu unterlassen, so blieb der kühne Admiral auch noch längere Zeit der natürliche Vermittler zwischen Athen und den Persern. In Athen natürlich wurde Konon, der so vieles für die Wiederaufrichtung seiner Vaterstadt gethan hatte und neben andern Geschenken auch noch ein Heiligthum der Aphrodite im Piräeus erbaute (*Pausan.* I, 1, 3), mit Ehren überhäuft. Die bleibendsten waren einerseits (zum ersten mal seit Harmodios und Aristogeiton) die Aufstellung seines bronzenen Standbildes, und andererseits die Ertheilung der Steuerfreiheit für ihn und sein Geschlecht (vgl. Rehdantz a. a. O. p. 47).

Die neue Freundschaft zwischen Athen und Persien ruhte jedoch auf zu unsicherer Unterlage, um nicht nach kurzer Zeit wieder zu wanken, derart, daß dadurch auch Konon's Stellung unhaltbar wurde. Der Perser Tiribazos, der seit 392 v. Chr. in Sardes regierte, war ein alter Gegner der Athener, der sehr bereitwillig auf die veränderte Politik einging, die ihm jetzt der spartiatische Gesandte Antalkidas plausibel machte. Dieser wußte nun auch den Konon mit Erfolg bei Tiribazos zu verdächtigen, als einen Mann, welcher im Interesse nur der Athener, nicht des Großkönigs wirke. Er drang aber bei dem Satrapen um so leichter durch, weil gerade damals die Verhältnisse des kyprischen Euagoras, des Freundes Konon's und der Athener, zu Susa einen feindseligen Charakter anzunehmen anfingen. Als nun Konon in Begleitung verschiedener griechischer Botschafter in Sardes erschien, um gegen die Intriguen des Antalkidas zu wirken, ließ ihn Tiribazos verhaften. Weiter zu

gehen wagte dieser jedoch nicht. Es ist zweifelhaft, ob Konon mit seiner Connivenz der Haft entkam, oder ob ihn erst des Tiribazos Nachfolger Struthas befreit hat. Der Admiral selbst begab sich zu Euagoras, an dessen Hofe er bald nachher starb, ohne noch weiter für Athen wirken zu können (391 v. Chr.). Konon hinterließ in Athen einen Sohn Timotheos (der nachmals als attischer Admiral eine brillante Rolle spielte) von einer thrakischen Frau, und weiter eine Witwe und einen andern Sohn. Sein großes Vermögen fiel theils an mehrere Tempel, theils an Timotheos und an andere Verwandte (Rehdantz, p. 48). Noch Pausanias (I, 9, 13) sah sein Grab auf dem athenischen Kerameikos. (Eine bedeutende Monographie über Konon ist uns nicht bekannt. Wesentlich in Betracht kommen die ihn betreffenden Abschnitte in den allgemeinen Werken von Grote, von Curtius, und Rehdantz, wie auch von Sievers, „Geschichte Griechenlands vom Ende des Peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht bei Mantinea", Kiel 1840, von Lachmann, „Geschichte Griechenlands vom Ende des Peloponnesischen Krieges bis auf Alexander den Großen", Bd. I, Leipzig 1839, und G. Hertzberg „Agesilaos II. von Sparta", Halle 1856).

(*G. Hertzberg.*)

KONON, Schriftsteller aus dem letzten Jahrhundert v. Chr. und noch Zeitgenosse des Augustus, vermuthlich identisch mit dem Rhetor, den *Dio Chrysost.*, Orat. XVIII (I, p. 283 Dind.) nennt, schrieb 50 Erzählungen unter dem Titel *Διηγήσεις*, die sich meist auf mythische und heroische Zeiten beziehen und vorzugsweise auf Colonien und Colonisirung bezügliche Sagen zum Gegenstand haben. Er dedicirte das Werk, das wegen einiger seltenen Notizen für uns von besonderm Interesse ist, dem letzten kappadocischen Könige Archelaus Philopator, der von M. Antonius als solcher eingesetzt worden war. Wir kennen das Buch, das wahrscheinlich rhetorischer Natur war, nur aus dem Auszuge des *Phot.*, Bibl. cod. 186, der des Verfassers attischen Stil rühmt (*Ἀττικὸς δὲ τὴν φράσιν ἐστί, ταῖς δὲ συνθήκαις καὶ ταῖς λέξεσι χαρίεις τε καὶ ἐπαφρόδιτος, ἔχων τι καὶ τοῦ συνεστραμμένου καὶ ἀνακεχωρηκότος τοῖς πολλοῖς*) und an einer andern Stelle (cod. 189, p. 145 Bek.) ihn als Quelle des Nikolaus Damascenus bezeichnet. Specialausgaben von Teucher (mit Parthenius und Ptol. Hephäst.) Leipzig 1802 und (ebenso mit den genannten Autoren) von Kanne (Göttingen 1798), welcher Ausgabe beigedruckt ist ein „Spicilegium observationum in Cononem" von Ch. G. Heyne. Bahnbrechender Text in Bekker's Ausgabe des „Photius" (Berlin 1824). Abgedruckt bei Gale, „Historiae poeticae scriptores" (Paris 1675) und bei Westermann, „Mythographi" (Braunschweig 1843). (*H. Flach.*)

KONON, ein unbekannter Schriftsteller, von dem Servius zu *Vergil.*, Aen. VII, 735 ein Buch „De Italia" erwähnt, welches auch *Macrob.*, Sat. I, 9 genannt, aber dort einem gewissen Xenon zugeschrieben wird. Nach Müller, Fr. hist. IV, p. 368 ist unentschieden, an welcher Stelle der Name verdorben ist, während Vossius, De hist. Gr. p. 509 West. an der zweiten Stelle den Autor Xenion verstand, von dem Etym. Magn. v. *Ἀρκέσιον* und *Steph. Byz.* v. *Ἀρκάδες* und *Δραγμός* auch ein Buch *περὶ Κρήτης* citirt wird. Ebenso unentschieden muß bleiben, welchen Konon Josephus c. Ap. I, 23 als Schriftsteller über jüdische Antiquitäten meint, und wen *Schol.* Apoll. Rh. I, 1165 als Verfasser einer *Ἡρακλεία* und einer Schrift *περὶ τῆς Νησιάδος*, Vgl. Müller a. a. O. (*H. Flach.*)

KONOTOP, Kreisstadt im russischen Gouvernement Tschernigow, unter dem 51° 14′ nördl. Br. und 50° 54′ östl. L., am Flüßchen Jesutscha (Nebenfluß des Ssejm) und an der Eisenbahn Kursk-Kiew, mit 9946 Einwohnern, wenig Industrie, aber bedeutendem Getreidehandel. Am Orte der Stadt ward 1635 eine polnische Colonie Nowosielice errichtet, daneben 1640 eine polnische Festung. In den Kosackenkriegen kam Konotop in die Hände der Russen, ward 1781 Kreisstadt und gehört seit 1802 zum Gouvernement Tschernigow.

Der Kreis Konotop liegt im südöstlichen Winkel des Gouvernements und umfaßt nach den Messungen des russischen militär-topographischen Bureaus 2360, nach Schweizer 2624 □Kilom. Die Einwohnerzahl betrug 1862 mit Ausschluß der Stadt 74,841 Seelen. Das Terrain des Kreises ist eben, hebt sich aber nach Süden zu etwas. Der Boden ist fruchtbare Schwarzerde mit Lehm vermischt. Hauptflüsse sind der Ssejm und Romen, beide zum Dnjeprgebiet gehörig. Neben bedeutendem Ackenbau wird Vieh- und Bienenzucht betrieben. Für letztere findet sich im Dorfe Paltschiki eine Schule. (*P.*)

KONRAD (von Wettin), Markgraf von Meißen 1123—1156.

Hauptquellen: Chronicon Montis Sereni und die demselben naheverwandte Genealogia Wettinensium, beide in Pertz, Monum. Germ. SS. XXIII. — Von neuern Bearbeitungen: Chr. Schöttgen, Geschichte des durchlauchtigsten Fürsten, Herrn Conrad's des Großen u. s. w., Markgrafen zu Meißen und Lausitz (Dresden und Leipzig 1745). — J. L. O. Lobeck, Markgraf Konrad von Meißen, Inauguraldiss. (Leipzig 1878), und O. Posse, Die Markgrafen zu Meißen und das Haus Wettin bis zu Konrad dem Großen, (Leipzig 1881, auch als Einleitung zu Codex dipl. Saxon. reg. 1, 1).

Der Beiname des Großen, der seit Fabricius, Saxonia illustrata 1609, für diesen Fürsten in Aufnahme gekommen ist, wird durch das wenige, was wir über seine Thaten wissen, nicht gerechtfertigt und kann sich nur auf den reichen Besitz und die bedeutende Macht, zu denen er allmählich gelangte, nicht auf seine Persönlichkeit beziehen. Konrad entstammt dem Geschlechte, als dessen Ahnherrn Thietmar den Thidericus de tribu, quae Buzici dicitur, nennt.[1]) Dasselbe besaß nachweislich seit Mitte des 11. Jahrh. die Grafschaft im südlichen Schwa-

1) Thietmar VI, 34. Mon. Germ. SS. III, 820.

ben= und dem Hassegau, sowie die über die Gaue Neletici (um den Petersberg bei Halle) und Siusili; in jenem war das Burgwart Zörbig, in diesem Eilenburg ein altes Familiengut desselben. Ein Enkel des Stammvaters Dietrich wurde bereits um 1034 Markgraf der Ostmark und sein Sohn Dedo folgte ihm von circa 1046—1075 in dieser Würde, während von seinen beiden jüngern Brüdern Thimo und Gero jenem der Besitz des Hauses im Gau Siusili, diesem die Grafschaft Brehne zufiel.[2]) Nach einem andern Besitze scheint sich Thimo de Kistritz genannt zu haben, bis er nach Entäußerung desselben an die naumburger Kirche sich den Titel eines Grafen von Wettin beilegte, den er dann auf seine Nachkommen vererbt hat. Als einem der Förderer des naumburger Dombaus ist ihm in dem westlichen Chore der Kirche eine Bildsäule gewidmet, auch scheint durch ihn die Vogtei über diese Kirche an das Haus Wettin gekommen zu sein.[3]) Mit seinem ältesten Sohne Dedo und seinem Vetter Heinrich dem Aelteren von Eilenburg, Markgrafen von Meißen, erscheint er neben verschiedenen andern Fürsten als Zeuge bei der Stiftung des Frauenklosters Lippoldsberge.[4]) Alles weitere über denselben ist dunkel und verworren. Seines Vaters in früher Jugend beraubt, so berichtet eine in den Annales Vetero-Cellenses aufbewahrte Sage, reitet Thimo einst am Osterfeste durch die Saaten, ein anderer Jüngling überholt ihn und gibt ihm eine Ohrfeige. Weinend klagt er den Schimpf seiner Mutter, die ihm zum Trost verspricht, ihm das nächste Jahr ein besseres Pferd zu geben, damit er die Beschimpfung an jenem rächen könne. So geschieht es; beim Wettrennen am nächsten Ostertage tödtet Thimo seinen Beleidiger mit dem Schwerte. Die Rache fürchtend schickt ihn die Mutter an den kaiserlichen Hof, wo er bald „magister et praefectus totius imperialis curiae“ wird und als während der Belagerung einer festen Burg die Nachricht vom Tode des Markgrafen Heinrich von Meißen einläuft, sofort vom Kaiser mit der erledigten Mark beliehen wird; da er jedoch kurz darauf bei einem Ausfalle der Belagerten seinen Tod findet, gelangt er nicht in den Genuß seines neuen Besitzes.[5]) Wie diese Erzählung an chronologischen Unmöglichkeiten leidet, so ist auch die Angabe, welche unsern Konrad, seinen ältern Bruder Dedo und seine Schwester Hidda zu Kindern dieses Thimo von seiner Gemahlin Ida, einer Tochter des Grafen Otto von Nordheim macht, mit der Chronologie schwer in Einklang zu bringen[6]), wenigstens wenn die Anführung des von ihm erreichten Lebensalters im Chron. Mont. Ser. richtig ist.[7]) Denn wenn Konrad im J. 1098 geboren, der ältere Bruder Thimo's Dedo aber schon 1034 Markgraf der Ostmark geworden ist, so müßte Thimo bei der Geburt Konrad's schon ein Greis von ungefähr 80 Jahren gewesen sein. Man hat daher diese Schwierigkeit durch Einschiebung eines gleichnamigen Sohnes dieses Thimo zu heben gesucht[8]), wodurch Konrad aus dem Neffen des Markgrafen Dedo dessen Großneffe werden würde, doch ist dies nichts als ein Nothbehelf; eher dürfte vielleicht ein Irrthum in der Altersangabe des Chron. Mont. Ser. vorliegen; doch müßte derselbe dann alt sein, da sich die nämliche auch in Annal. Vet.-Cell. vorfindet. Sagenhaft sind auch die folgenden Ereignisse ausgeschmückt. Heinrich I. von Eilenburg, so heißt es, habe seine Witwe Gertrud guter Hoffnung hinterlassen, da aber die Vettern Dedo und Konrad die Behauptung aussprengten, ihre Schwangerschaft sei nur eine vorgebliche, soll sie ihre Dienstmannen durch den Augenschein von der Wirklichkeit derselben überzeugt haben. Auch den jungen Heinrich II. habe Konrad als den Sohn eines Kochs, der an Stelle des von Gertrud geborenen Mädchens untergeschoben worden sei, bezeichnet und einem dritten, der gesprächsweise den Markgrafen Konrad's Verwandten nannte, verächtlich erwidert, der Sohn eines Kochs sei nicht sein Verwandter; bei einer Unterredung Konrad's mit seinem Vetter zu Wettin habe sogar ein Ministeriale des erstern namens Heldolf auf den Altar beschworen, daß Heinrich der Sohn eines Kochs sei und sei zur Rache dafür von zweien der Getreuen Heinrich's verfolgt, eingeholt und verstümmelt worden.[9])

Urkundlich erscheint Konrad zum ersten mal im J. 1116, wo er aus der ihm vom Grafen Wilhelm von Kamburg zugefallenen Erbschaft den Ort Lausenitz sammt dem umliegenden Walde dem Kloster Reinhardsbrunn schenkt (3. Febr.)[10]). Zeuge war er am 1. Mai 1118 bei

2) Doch werden in einer Urkunde vom 29. Sept. 1053 (Cod. dipl. Sax. reg. I, 1, 112 letztere beide zusammen Grafen von Brehne genannt: Dedo marchio et fratres eius Gero, Timo, comites de Brene. 3) Posse a. a. O. S. 237 fg. nach Lepsius, Geschichte der Bischöfe des Hochstifts Naumburg I, 334 und Mittheil. aus dem Gebiete histor.=antiquar. Forschung I, 57. 4) Cod. dipl. Sax. reg. I, 1, No. 176. 5) Den sagenhaften Charakter dieser Erzählung weist nach Opel, Annales Vetero-Cellenses in: Mittheil. der Deutschen Gesellschaft in Leipzig I, 152 fg. 6) Nach der Geneal. Wettinens. gestaltet sich der Stammbaum so:

Dietrich, Markgraf der Ostmark † 19. Nov. 1034

Friedrich	Dedo	Thimo	Gero	Konrad	Rik=	Hidda
Bisch. v. Münster † 1084	Markgraf d. Ostmark †Oct. 1075	Ida v. Nordheim	Graf v. Brehne † 1071	† 17. Jan. 1050 (?)	dag	

Kinder des Thimo:

Dedo	Konrad v. Wettin	Mathilde geb. um 1100
† 26. Dec. 1124	geb. 1098	Gem.: 1) der bair. Graf
Bertha v. Groitzsch	† 5. Febr. 1157	Gero, 2) Ludwig (v. Wippra?)

vgl. die Stammtafel bei Posse S. 304.

7) Ad a. 1156: mortuus est Non. Febr. (= 5. Febr. 1157, da der Chronist das Jahr mit dem 25. März beginnt) anno vite sue LIX. 8) Opel a. a. O. S. 160 fg., welchem A. Cohn, Wettinische Studien in: Neue Mittheil. auf dem Gebiete histor.=antiquar. Forschung XI, 134 fg. beipflichtet. 9) Chron. Mont. Ser. a. 1126. Das Gerücht von Heinrich's von Eilenburg Unechtheit scheint allerdings verbreitet gewesen zu sein, Annal. Saxo a. 1103 (Mon. Germ. SS. VI, 738): Heinricum marchionem juniorem, qui suppositus nec vero filius eius dicebatur. 10) Cod. dipl. Sax. reg. I, 2, No. 50. Ueber die Verwandtschaft Konrad's mit Wilhelm von Kamburg vgl. Cohn a. a. O. S. 155, Taf. III.

Gelegenheit der durch Bischof Dietrich von Naumburg vollzogenen Zueignung der von Bertha von Groitzsch gegründeten Frauenkirche zu Zwickau an das Kloster Bosau.[11]) Vermählt war Konrad mit Liutgard, der Tochter eines schwäbischen Edeln namens Albert, ungewiß aus welchem Geschlechte.[12]) Aus der Erwähnung seiner „Söhne" im J. 1127 geht hervor, daß seine Vermählung spätestens in das J. 1125 zu setzen ist.

Jene Behauptung von der Unechtheit des Markgrafen Heinrich II. scheint Konrad aufgestellt zu haben, um darauf nähere Ansprüche auf die eilenburgischen Besitzungen zu gründen. Solange die Markgräfin Gertrud lebte, schützte sie mit männlichem Muthe die Rechte ihres Sohnes, nach ihrem Tode brach aber die Fehde zwischen beiden aus. Wenn Konrad schon in Urkunden aus dem J. 1119 der markgräfliche Titel gegeben wird, so hängt dies wol nicht mit jenen Ansprüchen zusammen, sondern ist vielmehr daraus zu erklären, daß diese Urkunden Neuausfertigungen sind, die den inzwischen veränderten Titel aufnehmen.[13]) Der Kampf, über dessen Einzelheiten wir nicht unterrichtet sind, nahm jedoch einen für ihn ungünstigen Verlauf. Er fiel, frühestens Ende 1121, da er noch am 9. Nov. d. J. als Zeuge auftritt[14]), in die Hände seines Gegners und wurde von demselben auf der Feste Kirchberg in strenger Haft gehalten.[15]) Heinrich's Tod im J. 1123 gab ihm die Freiheit wieder. Da derselbe keine Leibeserben hinterließ, so erhob jetzt Konrad — sein älterer Bruder Dedo bleibt hierbei ganz außer Betracht — nicht allein nach dem in seinem Hause schon früher beobachteten Brauche, wonach bei Abgang der sonst berufenen Erben demjenigen das Recht auf die Erbfolge zusteht, welcher dem gemeinsamen Stammvater am nächsten steht, Erbansprüche an die eilenburger Allode, welche ihm auch zufielen, sondern auch auf Heinrich's beide Marken, Meißen und die Ostmark. Kaiser Heinrich V. jedoch, der ein Erbrecht der Seitenverwandten nicht anerkannte, vielmehr die Marken als erledigte und ihm heimgefallene Lehen betrachtete, gab dieselben dem Grafen Wiprecht von Groitzsch um die nämliche Zeit, wo er den Grafen Hermann von Winzenburg mit der Landgrafschaft Thüringen belehnte.[16]) Allein Herzog Lothar von Sachsen, von jeher das Haupt der Fürstenopposition gegen Heinrich V., sah in diesem Verfahren nicht blos im allgemeinen eine Beeinträchtigung der zur Regel gewordenen Rechtsgewohnheit, wonach bei Ertheilung von Reichslehen die männlichen Seitenverwandten als Erbberechtigte galten, sondern auch eine gegen ihn selbst gerichtete Drohung und Herausforderung. Es fiel daher Konrad nicht schwer, sich durch die Fürsprache seiner Stiefnichte Richenza, Lothar's Gemahlin, den Beistand des mächtigen Herzogs zu gewinnen; für sich selbst beanspruchte dieser nur die Allode, die Heinrich II. als mütterliches Erbtheil besessen hatte. Beiden schloß sich Albrecht von Ballenstädt an, jedenfalls in Hoffnung auf Erwerbung der Ostmark, von deren frühern Besitzern er in weiblicher Linie abstammte. Während der Kaiser in Holland und am Rhein beschäftigt war, fielen die Verbündeten in die Mark Meißen ein, vertrieben Wiprecht und setzten Konrad als Markgrafen ein. Dann zogen Lothar und Albrecht gegen Eilenburg, welches sich ohne Widerstand ergab. Die eingesessenen Vornehmen, die offenbar nur, um der Usurpation größere Stärke zu verleihen, um ihre Meinung gefragt wurden, gaben ihre Zustimmung dazu, daß die beiden Marken getrennt würden, Konrad Meißen, Albrecht die Ostmark oder Lausitz erhielte. Zwar beauftragte der Kaiser auf die Nachricht von diesen Vorgängen die Herzoge Wladislaw von Böhmen und Otto von Mähren, Wiprecht im Besitze seiner Marken zu schützen, dieselben drangen auch im November 1123 in Meißen ein und lagerten bei der Burg Guezdek, während Wiprecht im Verein mit Erzbischof Adalbert von Mainz, um ihnen die Hand zu reichen, von Westen her bis zur Mulde vorrückte, allein Lothar vereitelte ihre Verbindung, indem er sich geschickt zwischen sie schob und, ohne sich aus seiner Stellung locken zu lassen, die Böhmen durch Unterhandlungen hinhielt, bis diese am 24. Nov. unverrichteter Dinge abzogen und dadurch Wiprecht die Mark zu räumen nöthigten. Noch einmal kam es nach dessen baldigem Tode, am 22. Mai 1125, zur Anwendung der Waffen gegen seinen Sohn Heinrich[17]); doch auch dieser mußte weichen und erhielt später erst, 1131, die Mark Lausitz an Stelle des in Ungnade gefallenen Albrecht zurück.

Konrad von Wettin dagegen behauptete sich seitdem im ungestörten Besitze der Mark Meißen und hat dieselbe seinen Nachkommen als erbliches Lehn hinterlassen. Sehr zu statten kam es ihm, daß sein Freund und Verwandter Lothar 1125 den Königsthron bestieg. Konrad selbst war wol unter den Fürsten, welche ihn wählten; im J. 1127 wurde er von demselben als Markgraf von Meißen bestätigt.[18]) Selbstverständlich stellte sich Konrad in dem Kampfe zwischen Lothar und den

11) Cod. dipl. Sax. reg. I, 2, No. 53. 12) Schöttgen, Leben Konrad's S. 84 fg. und desselben Disquisitio de Liutg., Conradi R. uxoris origine Suevica (Dresden 1740) sucht, jedoch ohne ausreichenden Grund, diesen Albert als einen Ravensteiner zu erweisen. 13) Cod. dipl. Sax. reg. I, 2, No. 58; 1119: Conradus divina clementia marchio. Unecht dagegen ist die Urkunde von 1118 ib. no. 55, in welcher er Conradus divina favente clementia marchio Misnensis genannt wird. In den Urkunden anderer Kanzleien, bischöflichen und kaiserlichen, wird er vor seiner Einsetzung als Markgraf im J. 1123 nur comes genannt. Posse a. a. O. S. 279. 14) Cod. dipl. Sax. reg. I, 2, No. 64. 15) Ueber die Lage derselben von Heinemann, Albrecht der Bär S. 321, Anm. 22. 16) Die Frage über die Vergebung dieser Reichslehn ist, da die Quellen sich widersprechen, äußerst dunkel. Eine Zusammenstellung des darauf Bezüglichen gibt Posse S. 283 fg. Vgl. Bernhardi, Lothar von Supplinburg (Jahrb. des deutschen Reichs) Excurs VI.

17) Annal. Pegav. (Mon. Germ. SS. XVI, 254 seq.); Cosmas Prag. III, 56 (ib. IX, 128). 18) Darüber, wie durch Misverstand der Worte in der Geneal. Wettinens. „Post mortem autem Heinrici captivitate solutus a. MCXXVII liberalitate Luderi imperatoris marchiam suscepit" in das Chron. Mont. Ser. eine falsche Zeitangabe für Heinrich's II. von Eilenburg Tod gekommen ist; vgl. Opel a. a. O. S. 155.

staufischen Brüdern auf die Seite des erstern; wiederholt erscheint er in dessen Umgebung, z. B. zu Goßlar am 5. Febr. 1131, wo anscheinend über sächsische Angelegenheiten verhandelt wurde[19]); doch hat er weder thätigen Antheil an jenem Kampfe genommen, noch auch den König auf seinem ersten Zuge nach Italien begleitet. Vielmehr erscheint er um jene Zeit vorzugsweise mit geistlichen Angelegenheiten beschäftigt. Dem Augustinerkloster des heil. Petrus auf dem Lauterberge bei Halle, dessen Bau sein Bruder Dedo zugleich mit einer Wallfahrt ins Gelobte Land zur Sühne für die Verstoßung seiner Gemahlin Bertha, einer Tochter Wiprecht's von Groitzsch, gelobt und beim Antritt seiner Fahrt seiner besondern Obhut empfohlen hatte, widmete er solche Zuneigung und Fürsorge, daß er der eigentliche Gründer desselben zu heißen verdient. Die Reihe der Wohlthaten, welche er dieser Stiftung erwies, eröffnete er 1125 durch eine reiche Schenkung, bestehend aus der Kapelle zu Löbejün nebst 26 Hufen und der zu Ostrau nebst 4 Hufen, wozu er aus seinem eigenen Besitze 120 Hufen, seine Gemahlin Liutgard deren 44 zu Hitzkendorf, Salzmünden, Udem, Pfützthal und Oberplötz hinzufügte.[20]) Den Klosterbrüdern verlieh er das Recht der freien Propstwahl; die Salbung, das heilige Oel, die Altar- und Kirchenweihen sowie die Ordination der Kanoniker sollten sie durch den Erzbischof von Magdeburg, zu dessen Sprengel sie gehörten, empfangen, vorausgesetzt, daß derselbe beim Papst wohl angeschrieben stehe und diesen Dienst unentgeltlich verrichten wolle, wo nicht, sollten sie von einem andern Geistlichen die Weihen erhalten; die Vogtei über das Kloster behielt er sich und nach seinem Tode jedesmal dem Aeltesten aus seinem Geschlechte vor. Durch den Propst Herminold ließ er die päpstliche Bestätigung dieser Bestimmungen aus Rom einholen. Dennoch aber wählten die Brüder nach Herminold's Tode 1128 gegen des Markgrafen Willen einen gewissen Lothar zum Propst, welcher aus einer Ministerialenfamilie des Markgrafen Albrecht stammte, und bestärkten dadurch das zwischen beiden Fürsten bereits vorhandene Zerwürfniß; denn Konrad befürchtete, der Gewählte möchte sich ihm und den Seinigen bei Gelegenheit irgendwie lästig machen; doch behauptete sich der neue Propst in seiner Würde bis an seinen Tod am 22. April 1137, nach welchem Konrad in dem Kanoniker Meinher aus Halle eine vortreffliche Wahl für seinen Nachfolger traf. Aber auch nach dessen Tode im J. 1150 erneuerte sich der Zwist über die Wiederbesetzung; während die Brüder aus ihrer Mitte einen gewissen Arnold gewählt hatten, wünschte Konrad die Berufung eines Kanonikers namens Ekkehard aus Halle, um die dort herrschende Strenge der Zucht auch auf dem Petersberge heimisch zu machen, und auf einer Zusammenkunft mit dem Erzbischofe Friedrich von Magdeburg und dem Bischofe Wichmann von Naumburg zu Giebichenstein erreichte er seinen Willen. Die Urkunde über eine von Konrad unter Zustimmung seiner Söhne gemachte Schenkung des Dorfes Sremsnize[21]) (Schirmnitz bei Mühlberg) an die meißener Kirche ist eine nachträgliche Beurkundung mit dem Datum der Handlung. — Am 12. Febr. 1133 gibt er als Stiftsvogt von Naumburg seine Einwilligung zum Bau des Klosters Bürgel, welche bislang von dem Bischofe Udo, dem Markgrafen Heinrich von Groitzsch und seiner Gemahlin Bertha verweigert worden war.[22]) Mit demselben Bischof lag Konrad in Unfrieden, weil er als Vogt des Stifts jährlich je neun Lieferungen in Naumburg und Zeitz und dazu den dritten Baum aus den stiftischen Gehölzen beanspruchte; beide vertrugen sich endlich dahin, daß der Markgraf jährlich drei Lieferungen (zu 3 Malter Brodkorn, 1 Faß Bier, ferner Meth, Wachs, 3 Schweinen, 10 Hühnern u. s. w., 1 Malter Hafer und $^{1}/_{4}$ Pfund Pfeffer) in Naumburg, 6 in Zeitz erhalten, er dagegen die Gerichtstage nicht versäumen und die bischöflichen Gerechtsame nicht misachten solle; überdies fügte Udo den stiftischen Lehen, die Konrad hatte, noch Holzhausen, Maltitz, Zschachast, gegen Zahlung von 20 Talenten, das Dorf Peritz, Schloß Sathain sowie die vogteiliche Aufsicht über die neuen stiftischen Anlagen im naumburger und zeitzer Forste und über das Dorf Teuchern hinzu.[23]) Am 6. Jan. 1135 bezeugt er die Bestätigung einer Schenkung an das Kloster zum Neuen Werk bei Halle.[24])

Eine neue, seine bisherige Macht fast verdoppelnde Erwerbung machte Konrad, als Kaiser Lothar ihn nach Heinrich's von Groitzsch kinderlosem Tode (am 31. Dec. 1135) zu Merseburg am 10. Mai 1136, mit dessen Mark Lausitz, wahrscheinlich einschließlich der Länder Budissin und Nisani[25]), belehnte, während derselbe zugleich die Allode des Verstorbenen, mit Ausnahme der Burggrafschaft Magdeburg, erbte. War es bei diesem kaiserlichen Gunstbeweise, welcher Konrad zu dem mächtigsten Herrn im Nordosten des Reiches erhob und seinem Hause eine glänzende Zukunft eröffnete, Absicht, denselben zur Theilnahme an dem neuen Römerzuge zu bewegen, so wurde dieser Zweck erreicht. Nachdem er zuvor noch eine Stiftung seiner Aeltern zu Niemegk hatte zur Abtei erheben und durch Erzbischof Konrad von Magdeburg weihen lassen[26]), begab er sich zu der großen Fürstenversammlung zu Merseburg, dann befand er sich beim Kaiser zu Goslar und zu Würzburg, wo die Vorbereitungen zum Zug getroffen wurden.[27]) In Italien treffen wir ihn zuerst als Zeugen bei dem Vertrage, welchen der Kaiser am 3. Oct. zu Corregio-Verde bei Guastalla mit dem Dogen von Venedig schloß, einige Tage später am kaiserlichen Hofe zu St.-Bassano.[28]) Im Verein mit dem Erzbischofe Konrad von Magdeburg führte er

19) Stumpf, R. No. 3245. 3255. Vgl. No. 3295. 3299.
20) Chron. Mont. Ser. a. 1125.

21) Cod. dipl. Sax. reg. II, 1, No. 44. 22) Schultes, Director. diplom. I, 4, No. 88. 23) Ibid. No. 95. 24) von Heinemann, Cod. dipl. Anhalt. I, No. 220. 25) Knothe in von Weber's Archiv für sächs. Geschichte XII, 284. 26) Da die Besitzungen der Abtei zu ihrer Erhaltung nicht ausreichten, so erwirkte er 1150 beim Papst die Incorporirung derselben in das Kloster auf dem Petersberge. Schultes II, 1, 212. 27) Stumpf, No. 3318 seq.; 3324 seq.; 3328. 28) Ibid. 3332. 3336.

die Vorhut. In der Nähe Anconas von den Einwohnern dieser Stadt heftig angegriffen, leisteten sie tapfern Widerstand bis zum Eintreffen des Hauptheeres, worauf der Feind zurückgeschlagen und die Stadt zur Ergebung gezwungen wurde. Auf dem Weitermarsche kam es bei der Plünderung eines eingenommenen Orts namens Firint (vielleicht Monte Fiore) zu einem blutigen Streite zwischen Sachsen und Baiern, wobei letztere den Erzbischof Konrad und sein Gefolge ausplünderten, und erst der Dazwischenkunft des Markgrafen gelang es, den Baiern ihren Raub wieder abzunehmen und sie zu verjagen.[29]) Bereits auf dem Rückzuge begriffen, befand er sich am 22. Sept. zu Aquino[30]); am 3. Oct. benutzte er sein Zusammentreffen mit Papst Innocenz II. zu Tibur, um von demselben verschiedene Vergünstigungen für das Kloster Gerbstädt auszuwirken.[31])

Nach Lothar's baldigem Tode brach der Thronstreit zwischen seinem Eidam Heinrich dem Stolzen von Baiern und dem Staufer Konrad aus. Obgleich die formlose Erhebung des letztern ohne Betheiligung der sächsischen Fürsten geschehen war, gehörte doch Konrad von Meißen und der Lausitz zu denjenigen von ihnen, welche demselben zu Bamberg (Juni 1138) huldigten.[32]) Als aber der neue König das seinem Gegner abgesprochene Herzogthum Sachsen dem Markgrafen Albrecht verlieh, dessen Belehnung mit der Nordmark im J. 1134 bereits Konrad ungern gesehen hatte, trat derselbe auf die Gegenpartei über und vereinigte sich mit andern Herren zur Bekämpfung des alten Nebenbuhlers; doch mag seine Mitwirkung zu diesem Kampfe, da ihrer nirgends Erwähnung geschieht, nicht von Belang gewesen sein.[33]) Aus dem Umstande, daß er der einzige von den sächsischen Fürsten war, der sich auf des Königs Einladung auf dem Tage zu Frankfurt am 1. Mai 1140 einfand, erhellt, daß er damals seinen Frieden mit demselben gemacht hatte. Seitdem ist auch sein Verhältniß zum König stets ein gutes geblieben, im J. 1143 schenkte ihm derselbe die Grafschaft im Gau Chutizi, jetzt Groitzsch oder Rochlitz genannt, für sich, seine Gemahlin und seine Nachkommen als Eigenthum. Westwärts reichte Konrad's Allodialbesitz bis in die Gegend von Langensalza, die dortigen Güter Hochstedt und Urleben gehörten dazu.[34]) Im folgenden Jahre war der Markgraf in Würzburg, kurz darauf mit seinen Söhnen Otto und Dietrich in Bamberg, einige Monate später in Merseburg beim König[35]), daneben nach wie vor mit kirchlichen Angelegenheiten beschäftigt. Am 27. Febr. 1142 unterstellte er zu Brehne Ort und Abtei Ehingen in Schwaben, die aus dem Erbtheile seiner Gemahlin stammten, dem päpstlichen Stuhle[36]), Ende Mai oder Anfang Juni schenkte er dem Frauenkloster zu Magdeburg aus seinem Eigengute die Dörfer Polbitz, Drogenitz und Döhlen nebst Gehölzen und das halbe Fährgeld für die Ueberfahrt über die Elbe[37]); im folgenden Jahre bestätigte auf seine Fürbitte der König die von seinen Vorgängern hinsichtlich des Klosters zu Chemnitz getroffenen Bestimmungen und die ihm von Kaiser Lothar verliehene Vogtei über dasselbe[38]), und 1144 entschied derselbe einen zwischen Konrad als königlichem Vogte zu Budissin und dem Bischofe Meinward von Meißen ausgebrochenen Zwist über die alte Streitfrage, ob der bischöfliche Grundbesitz von allen Leistungen an die Vögte und von der Obergerichtsbarkeit derselben frei sein sollte oder nicht.[39]) Anfang 1145 trat Markgraf Konrad eine Pilgerfahrt nach Jerusalem an, nachdem er für die Zeit seiner Abwesenheit seinem ältesten Sohne die Verwaltung der Marken übertragen hatte[40]); unter seinen Begleitern befanden sich Bischof Udo von Naumburg, die Pröpste Konrad von Naumburg und Konrad von Halberstadt, Graf Otto von Reineck, Heinrich von Brandenburg, Hugold von Socher, Radbot von Meißen, Werner von Brehne. Ueber den Verlauf der Fahrt sind wir nicht unterrichtet, was darüber von Spätern erzählt wird, ist Fabel; ein günstiger Zufall hat wenigstens zwei von ihm in Jerusalem ausgestellte Urkunden erhalten: in der einen schenkt er dem Hospital des heiligen Grabes, das ihn in seine Brüderschaft aufgenommen hat, 1/4 Pfund Gold mit dem Versprechen, jährlich 2 Mark Silber an das Kloster zu schicken; in einer zweiten, vermuthlich bei der Abreise ausgestellten, wiederholt er dieses Versprechen unter Beifügung noch anderer Bestimmungen.[41]) Auf der Rückreise traf ihn die Nachricht von dem Tode seiner Gemahlin Liutgard, die, nachdem der Erkrankten Propst Meinher auf dem Petersberge zur Ader gelassen, am 20. Juni zu Gerbstädt gestorben war; seinen Schmerz vermehrte noch der Zorn darüber, daß sie auf den Rath des Grafen Hoier von Mansfeld an demselben Orte beerdigt worden war; ihn zu beschwichtigen, mußte die Leiche wieder ausgegraben und nach Wettin gebracht werden, von wo sie Konrad zu ihrer letzten Ruhestätte auf den Petersberg geleitete. Am Tage der Beisetzung schenkte er jedem der drei Altäre des Klosters 6 Hufen.

Im J. 1146 nahm Konrad theil an dem Feldzuge nach Polen, der veranlaßt war durch das Hülfsgesuch des Herzogs Wladislaw an seinen Schwager König Konrad gegen seine eigenen Brüder. Die Deutschen richteten jedoch nicht viel aus; man mußte sich auf Unterhandlungen legen und mit diesen wurden die beiden Markgrafen Albrecht und Konrad betraut, welche auch eine Versöhnung der Streitenden zu Wege brachten.[42]) Dann wohnte Konrad der Versammlung bei, welche der König vor Antritt seines Kreuzzuges in Frankfurt ab-

29) Annal. Saxo 1137. 30) Stumpf 3353. 31) Schultes I, 4, No. 117. 32) Stumpf 3378. 33) Annal. Saxo 1138. 34) Schöttgen, Konrad S. 291 fg. 35) Stumpf 3466. 3468 seq. 36) Schultes II, 1 No. 149.

37) von Heinemann l. c. I, No. 290. 38) Vgl. Ermisch in von Weber's Archiv für sächs. Geschichte N. F. III, 268. Stumpf 3452. 39) Knothe ebendas. VI, 177. 40) Die Angabe des Chron. Mont. Ser., daß Konrad im J. 1135 eine Pilgerfahrt gemacht habe, ist jedenfalls ein Irrthum. Lobeck S. 15. 41) Schultes I, 183 seq. 42) Vincent. Annal. Prag 1149. Mon. Germ. SS. XVII, 664.

hielt.[43]) Hier wahrscheinlich kamen die sächsischen Fürsten überein, anstatt nach Palästina einen Kreuzzug gegen die Wenden zu unternehmen, denn schon hier wurde vielen derselben und unter ihnen dem Markgrafen das Abzeichen der Wendenkreuzfahrer, das auf einer Kugel stehende Kreuz, angeheftet.[44]) Von Frankfurt begab sich Konrad nach Zeitz[45]) (am 13. April), am 24. war er in Nürnberg.[46]) Befand er sich am 13. Mai wirklich bei Bischof Udo von Naumburg[47]), so war es das letzte mal, daß beide sich sahen, denn Udo, der an des Königs Kreuzzuge theilnahm, starb auf der Heimreise. Es wird durch Konrad's Einfluß geschehen sein, daß sein Neffe Wichmann, der Sohn seiner Schwester Mathilde, zum Nachfolger desselben gewählt wurde. Gegen die Wenden brach das sächsische Heer in zwei Abtheilungen auf, die eine gegen die Abodriten, die andere, bei der sich Konrad befand, zog, angeblich 60,000 Mann stark, Anfang August von Magdeburg aus gegen die Liutizen. Von Konrad's Thaten auf diesem Zuge verlautet nichts, im Februar 1148 war er wieder in Erfurt[48]), am 9. Juli 1150 war er bei Bischof Wichmann in Zeitz, am 1. Sept. d. J. schenkte er zum Unterhalt eines Priesters in der von Burggraf Albert von Meißen gestifteten, im burggräflichen Hofe befindlichen Kapelle das Dorf Zelowitz im Burgwart Gana. In dem großen Parteikampfe der Staufer und Welfen, welcher das Reich spaltete, stand er nach wie vor auf seiten der erstern; er war auf der Versammlung, welche Heinrich's des Löwen Feinde im September 1151 zu Würzburg hielten[49]), auf der der sächsischen Fürsten zu Altenburg am 13. Nov., welche jenem Kampfe galt[50]), am 18. Mai 1152 auf dem Reichstage, den der neugewählte König Friedrich I. nach Merseburg berufen hatte.[51]) Hier war es, wo er die Erhebung seines Neffen Wichmann auf den erledigten Erzstuhl von Magdeburg an Stelle des von dem zwiespältigen magdeburger Klerus Vorgeschlagenen einleitete; hier trat er vermuthlich in nähere Beziehungen zu Sven, demjenigen der drei dänischen Thronprätendenten, welchem König Friedrich auf diesem Reichstage Dänemark als deutsches Reichslehn verlieh, denn kurz darauf vermählte sich derselbe mit Konrad's Tochter Adela.[52]) Saxo Grammaticus weiß zu erzählen, Sven habe, um sich seines gefährlichen Nebenbuhlers Waldemar zu entledigen, denselben hinterlistigerweise vermocht, ihn auf einer Reise zu seinem Schwiegervater zu begleiten, willens ihn demselben als Gefangenen zu übergeben, aber entrüstet habe der Markgraf seine Beihülfe zu solchem Betruge verweigert und sie nur für den Fall verheißen, wenn Sven in offenem Kampfe gegen seinen Feind aufzutreten wage.[53]) Als aber Sven 1154 wegen seiner Grausamkeit aus Dänemark vertrieben wurde, fand er zwei Jahre lang eine Zuflucht bei seinem Schwiegervater. Zuletzt begegnen wir diesem in der Umgebung des Königs im October 1155 zu Würzburg. Kurz darauf aber reifte in ihm der Entschluß, sich aus der sündigen Welt in die Stille des Klosters zurückzuziehen. Nachdem er in der meißener Kirche vor zahlreichen Zeugen die Waffen abgelegt hatte, begab er sich nach dem Petersberge, wohin er auf den 30. Nov. 1156 eine große Versammlung, außer seinen Söhnen den Markgrafen **Albrecht**, Erzbischof **Wichmann** und viele andere geistliche und weltliche Herren, berufen hatte. Diesen that er seine Absicht kund und, nachdem er noch dem Kloster den an der Ostseite des Berges gelegenen Wald geschenkt hatte, vertheilte er seine Länder unter seine Söhne in der Weise, daß der älteste **Otto** das Hauptland, die Mark Meißen, **Dietrich** die Mark Lausitz, **Heinrich** die Grafschaft Wettin, **Dedo** die Grafschaft Wettin und **Friedrich** die Grafschaft Brehne erhielt. Dann ließ er alle Schenkungen, die er oder seine Gemahlin gemacht hatten, von seinen Söhnen bestätigen, verordnete, daß jedesmal der Aelteste seiner Nachkommen die Vogtei über das Peterskloster führen, daß keiner sie als Lehn weitergeben, der Vogt niemals ohne Zustimmung der Brüder demselben eine Abgabe auferlegen solle, und bestimmte dasselbe seinen Nachkommen zum Erbbegräbniß. Auch der alten Familienstiftung Gerbstädt gedachte er noch, indem er ihre Besitzungen bestätigte. Hierauf legte er am Altare des heil. Petrus seine weltlichen Kleider ab, empfing aus den Händen des Erzbischofs Wichmann das geistliche Gewand und legte seinen Söhnen nochmals das Kloster, die Ruhestatt ihrer Aeltern, ans Herz. Nur 2 Monate und 5 Tage hat er als Mönch in demselben gelebt; er starb am 5. Febr. 1157 und wurde von Erzbischof Wichmann in der Mitte der Kirche, zur Linken seiner Gemahlin und seiner Schwester Mathilde, begraben. (*Th. Flathe.*)

KONRAD I., König des ostfränkischen (deutschen) Reiches 911—918 und in dieser Würde der Nachfolger des Karolingischen Hauses, dem er auch verwandtschaftlich verbunden war und vor seiner Thronbesteigung als einer der ersten unter den weltlichen Großen nahe stand. Das edle Geschlecht, welchem Konrad entstammte, das Haus der Konradiner, wie es jetzt gewöhnlich genannt wird, war fränkisch im engern Sinne: in Hessen und im Gebiete der Lahn war es schon seit langer Zeit heimisch. Hier lagen die Erbgüter und die Grafschaften, welche sich fast schon nach Art von Allodien innerhalb der Familie vererbten; von hier erfolgte die Ausbreitung des Familienbesitzes über andere Theile des Reiches, die Erwerbung von Aemtern und Lehen außerhalb der fränkisch-hessischen Heimat, womit es unter den letzten Karolingern so rasch und glücklich weiterging, daß die Konradiner um das J. 900 zu den meistbegüterten Geschlechtern im Reiche gehörten, ostwärts die Saale (Ilm) und das obere Maingebiet, westwärts die Mosel bis Trier erreicht hatten und vielleicht noch darüber hinausgingen. Als der erste historisch bekannte Ahnherr des Konradinischen Hauses gilt mit großer Wahrscheinlichkeit Gebhard, unter Ludwig dem Frommen und Ludwig dem Deutschen Graf im Lahngau

43) Stumpf 3540. 3543. 44) Annal. Stad. Mon. Germ. SS. XVI, 327. 45) Schultes II, 1, 196. 46) Stumpf 3547. 47) Schultes II, 1, 244. 48) von Heinemann I, 341. 49) Stumpf 3585—3587. 50) Ibid. 3594. 51) Ibid. 3626 seq. 52) Geneal. Wettinens. Mon. Germ. SS. XXIII, 228. 53) Saxo Grammat. edd. Mueller et Velschow p. 707 seq.

und Begründer der Stiftskirche zu Gemünden im Westerwalde, nördlich von Weilburg. Dieser hatte vier Söhne; von ihnen ist aber nur einer, Udo, hier zu nennen, da gewichtige Gründe dafür sprechen, daß er der Großvater unsers Königs war. Während der bedeutungsvollen Epoche des J. 887, als die Kaisermacht Karl's III. kläglich zusammenbrach und die königliche Gewalt im ostfränkischen Reiche auf Arnolf von Kärnten überging, bestand das Konradinische Geschlecht nachweislich aus vier Brüdern: Konrad, Gebhard, Rudolf und Eberhard, die sämmtlich als Söhne jenes Udo zu betrachten sind und successive reichsgeschichtlich bekannt werden, alle in engem Anschlusse an König Arnolf. Einer von ihnen, Rudolf, trat in den geistlichen Stand ein und wurde 892 von Arnolf zum Bischof von Würzburg erhoben. Die andern Brüder blieben Laien, vermählten sich und hinterließen männliche Nachkommen. So vor allen Konrad, das Haupt des Geschlechts während eines Jahrzehnts: seine Gemahlin hieß Glismuoda (gest. am 24. April 924) und aus ihrer Ehe entsprossen drei Söhne: Konrad der Jüngere, der spätere König, ferner Eberhard, später Markgraf, vermuthlich in Thüringen, und Stammesherzog in Franken und Otto, Graf im Lahngau. Die Gunst der beiden letzten Karolinger gegen diese Konradiner ging sehr weit und zu ihrer Erklärung bedarf es durchaus der Annahme, daß verwandtschaftliche Rücksichten mit im Spiele waren; das Mittelglied bildete Uda, die Gemahlin Arnolf's, und zugleich, wie aus dem Namen und aus ihrem Erbbesitze zu Lahnstein mit Sicherheit gefolgert werden darf, eine Angehörige des Konradinischen Hauses. Ein neues Feld des Wirkens und Erwerbens erschloß sich den Konradinern in Lothringen in den letzten Zeiten des Königs Zwentibulch und in den ersten Jahren Ludwig's IV. In die dynastischen Händel dieser Brüder griffen die Konradiner ein, wol nicht ohne Eigenmächtigkeit, aber energisch und erfolgreich. Konrad der Aeltere und Gebhard führten die Sache Ludwig's nach Kräften und errangen sich selbst eine dominirende Stellung der Art, daß Gebhard in den Quellen mehrfach als Herzog von Lothringen bezeichnet wird, während sein Bruder Konrad und nach ihm seine Söhne Konrad der Jüngere und Eberhard als Laienäbte des großen und reichen Klosters St.-Maximin bei Trier gut bezeugt sind. Unter den lothringischen Großen rief dieses Eindringen und Emporstreben eines fremden, überrheinischen Geschlechts Beunruhigung und Eifersucht hervor, und es währte nicht lange, so gab es in Lothringen eine bedeutende Partei, welche trachtete die fränkischen Herren wieder zu vertreiben. Aus ähnlichen Ursachen kam es zu einer andern großen Parteiung zwischen Konradinern und dem mächtigsten Geschlechte des innern Ostfrankens, den Babenbergern, und in der blutigen Fehde, die hieraus entsprang, haben Eberhard (902) und Konrad der Aeltere (900) den Tod gefunden. Der jüngere Konrad kämpfte während dessen in Lothringen und bewährte sich als tüchtigen Krieger, indem er die Gegner in ihr eigenes Gebiet verfolgte und sie zwang die Feindseligkeiten einzustellen. In der nächsten Folgezeit bemerkt man ihn häufiger als einen der andern Konradiner in der Umgebung und am Hofe des Königs Ludwig IV. In einer Reihe von königlichen Urkunden aus den J. 907—911 wird auf seinen Rath oder seine Fürsprache Bezug genommen und kaum ist es noch zweifelhaft, daß der herzogliche Titel, der ihm zuweilen gegeben wird, eine reale Bedeutung hatte, daß er bezogen werden muß entweder auf den Erwerb markgräflicher Rechte im östlichen Thüringen oder, was uns wahrscheinlicher ist, auf eine herzogliche Stellung an der Spitze der ostfränkischen Großen. Unter den Konradinern war zu Anfang des J. 911 niemand so angesehen und mächtig wie der jüngere Konrad; denn sowol sein Oheim Rudolf, der Bischof von Würzburg, als auch Gebhard, der Herzog von Lothringen, weilten nicht mehr unter den Lebenden: sie waren beide umgekommen in Kämpfen zur Abwehr der Ungarn, jener 908, dieser 910.

Da geschah es nun, daß König Ludwig IV. starb, im Hochsommer 911, wahrscheinlich am 20. Aug. Er war unvermählt; mit ihm erlosch der ostfränkische Mannsstamm des Karolingischen Hauses, während die Dynastie in Westfrancien von Karl dem Einfältigen fortgesetzt wurde und auch in Lothringen Anhang hatte. Noch bei Lebzeiten Ludwig's IV. waren lothringische Große, an der Spitze Reginar, Graf im Haspengau, von jenem abgefallen und hatten Karl von Westfrancien zu ihrem Könige erkoren. Aber keine Spur davon, daß unter den deutschen Stämmen rechts vom Rhein Neigung bestanden hätte, diesem Beispiele zu folgen. Franken und Sachsen begehrten, wie Widukind von Corvei glaubwürdig erzählt, das Haupt des Ludolfingischen Hauses, den sächsischen Herzog Otto, dessen Schwester Liutgard mit Ludwig III. vermählt gewesen war, einmüthig zum König, indessen Otto lehnte ab unter Hinweis auf sein hohes Alter. Er gab den Rath, daß man den Frankenherzog Konrad auf den Thron erheben möge, und aus der Königswahl, welche zu Anfange des Novembers in Forchheim stattfand, unter Betheiligung aller rein deutschen Stämme, der Franken und Sachsen, der Baiern und der Alemannen, ging Konrad in der That als König hervor. Die Wahl, der die Weihe sich vermuthlich unmittelbar anschloß, erfolgte zwischen dem 7. und 10. Nov. 911, von welchem Tage die erste Urkunde des neuen Königs datirt ist. Sie nennt Erzbischof Hatto von Mainz als Erzkaplan; indessen bald darauf übertrug der König diese Würde auf Erzbischof Piligrim von Salzburg, den ersten Prälaten Baierns, der sie schon unter Ludwig IV. eine Zeit lang besessen hatte. Auch die andern Beamten der letzten Karolingischen Kanzlei nahm Konrad in seine Dienste und wenn Bischof Salomon von Konstanz als Kanzler schon unter dem Vorgänger in hoher Gunst gestanden hatte, so behauptete er seine Stellung beim Thronwechsel in jeder Beziehung. Konrad's nächstes Bemühen ging dahin, sich unter den geistlichen und weltlichen Großen des obern Deutschlands, der Baiern und Schwaben, einen festen Anhang zu bilden; Beweis dessen ist aus den ersten Monaten seiner Herrschaft unter andern ein Tag in Ulm, wo er mehrere Bischöfe und eine stattliche Reihe von Grafen um sich hatte. Aber am vertrautesten

stand er doch mit dem Bischofe von Konstanz; bei ihm weilte er während des Weihnachtsfestes 911; auch Sanct-Gallen, wo Salomon Abt war, wurde besucht und vom Könige mit Gunst und Gaben dermaßen bedacht, daß die Erinnerung an ihn gerade hier noch lange lebendig blieb.

Vom Bodensee begab König Konrad sich wieder nach Ostfranken, jedoch, wie es scheint, nur vorübergehend, um ein Heer zu sammeln und den Kampf um Lothringen aufzunehmen. Hier war Karl von Westfrancien mittlerweile in Person zur Herrschaft gelangt. Von den großen Bisthümern des Landes war Cambray ihm zuerst zugefallen, noch im J. 911; dann hatte er in Metz und Toul Hof gehalten und in den ersten Tagen des Februars war er nach dem Elsasse vorgedrungen, auch dort empfangen von Sympathien, welche in Stiftern und Klöstern ihren Sitz hatten. Um die Unsicherheit aller Besitz- und Machtverhältnisse zu steigern, gesellte sich zu der westfränkischen Invasion in den rheinischen Reichslanden eine burgundische. König Rudolf I. aus dem Welfenhause, der Stifter der Dynastie, sollte die Thronbesteigung Konrad's nicht lange überleben; am 25. Oct. 912 ist er gestorben. Aber zuvor gelang es ihm noch sich Basels zu bemächtigen; zu der spätern Entfremdung dieser wichtigen Grenzstadt und ihres Bisthums vom Deutschen Reiche ist damals der Grund gelegt worden. König Konrad's Unternehmungen bezweckten die Vertreibung des westfränkischen Königs und die Unterwerfung der abtrünnigen Lothringer, jedoch weder in der einen noch in der andern Richtung hatten sie Erfolg. Straßburg, um die Mitte des März 912 noch behauptet, ging später verloren; auf einem Zuge durch Niederlothringen erreichte der König Aachen, die Stadt Karl's des Großen, aber nicht einmal von Besitznahme, geschweige denn von dauernder Herrschaft ist die Rede in der lakonischen Ueberlieferung eines alemannischen Annalisten, und wenn Konrad zur Fortsetzung des Kriegs im folgenden Jahre (913) einen neuen Angriff auf Lothringen machte, so verbesserte sich seine Position nur in einer Beziehung: er faßte damals wieder Fuß im Elsaß, in Straßburg konnte er wieder Hof halten. Im übrigen blieben die Reichslande links vom Rhein westfränkisch so lange, als Konrad an der Regierung war. Es gebrach ihm nicht an dem Willen, sie zurückzuerobern, sondern an der Macht. Das nationale Einverständniß, welches ihn emporgehoben hatte, war nur von kurzer Dauer gewesen und außer Stande zu verhindern, daß zwischen dem Könige und den leitenden Männern einzelner Volksstämme Streitigkeiten ausbrachen. Es kam zu Conflicten, welche sein Ansehen am meisten bei den heerbannpflichtigen Klassen des Volkes schädigten und die Reichsgewalt in großen Gebieten überhaupt lahm legten.

Der erste Anlaß zu dieser verhängnißvollen Wendung lag in einer Abwandlung der sächsischen Verhältnisse und der Beziehungen des Königs zum sächsischen Herzogshaus. Herzog Otto war am 30. Nov. 912 gestorben; Heinrich, der Sohn desselben und schon damals ein ungemein volksthümlicher Fürst, ergriff von der herzoglichen Gewalt Besitz, und der König, der sich zu Anfange des J. 913 nach Sachsen begab, widerstrebte der Erhebung Heinrich's mit nichten, soweit es sich nur um die Succession in das ursprüngliche Stammesherzogthum handelte. Dagegen war er nicht gewillt, alle Besitzungen des verstorbenen Herzogs, welche außerhalb Sachsens lagen, dem Sohne und Nachfolger einzuräumen. Dem Kloster Hersfeld z. B., über welches Herzog Otto als Laienabt geboten hatte, gab König Konrad gleich nach seiner Rückkehr aus Sachsen das Recht der freien Abtswahl zurück, und anderswo, vornehmlich in Thüringen, wo Heinrich wahrscheinlich nicht nur auf gräfliche, sondern auch auf markgräfliche Rechte Anspruch erheben konnte, wo er überdies in Bezug auf Land und Leute an dem Erzbischofe von Mainz einen gefährlichen Nebenbuhler hatte, muß von seiten des Königs Aehnliches geschehen sein. Nur so erklärt es sich, wie dieser im Sachsenlande so verhaßt werden konnte, daß ihm und Erzbischof Hatto ein heimtückischer Anschlag auf das Leben des Herzogs zugeschrieben wurde, wovon Widukind's Erzählung (Buch I, Kap. 25) eine mehr sagenhaft merkwürdige als historisch glaubhafte Kunde gibt. Als thatsächlich ist nur anzunehmen, daß Herzog Heinrich, um seine Ansprüche in ihrem ganzen Umfange auch gegen den Willen des Königs durchzusetzen, zu den Waffen griff; noch im Frühjahre 913 bemächtigte er sich der in Sachsen und Thüringen gelegenen Besitzungen des Erzstiftes Mainz, und zwei Grafen Burchard und Bardo, welche mit gutem Grunde für Söhne des thüringischen Markgrafen oder Herzogs Burchard (gest. 908) galten, trieb er aus dem Lande. Auch den Tod des Erzbischofs Hatto von Mainz (gest. am 15. Mai 913) bringt Widukind mit diesen Vorgängen in Zusammenhang; aus Gram über das Scheitern seiner Pläne wäre jener gestorben. Soviel ist gewiß: durch den Tod dieses hervorragenden und ergebenen Kirchenfürsten, den Heriger, der neue Erzbischof von Mainz, doch nicht zu ersetzen vermochte, verlor der König sehr viel und gerade zu einer Zeit, da er des Rathes und der Unterstützung mehr als je bedurfte.

Kaum war der Bruch mit Herzog Heinrich von Sachsen eingetreten, so erhob sich in Schwaben ein neuer und nicht minder gefährlicher Widersacher: Graf Erchanger, der unter den weltlichen Großen des Landes unstreitig der erste war und schon deshalb die übrigen überragte, weil er mit der Grafschaft über mehrere Gaue unter König Konrad das Amt des Pfalzgrafen verband. Mit seinem Bruder Berchtold hielt er fest zusammen; vor allem gegen Bischof Salomon von Konstanz machten sie schon seit lange gemeinsame Sache; mit diesem Prälaten geriethen sie wiederholt in Hader und Streit, wie das auch kaum anders sein konnte, weil Erchanger auf die Stellung eines Herzogs hinarbeitete, aber in diesem Streben von dem Bischofe und dessen Machterweiterungen auf Schritt und Tritt gehindert wurde, und solche Reibungen wirkten dann wieder nachtheilig zurück auf das Verhältniß jener Großen zum König. Nahe Verwandte, Oheime des Herzogs Arnolf von Baiern waren die beiden Brüder dessen Bundesgenossen in der Schlacht, die

er den Ungarn im J. 913 am Inn lieferte und siegreich durchfocht; und in demselben Jahre entzweite Erchanger sich mit dem Könige, vermuthlich über Angelegenheiten, die mit der Rivalität zwischen Erchanger und Salomon zusammenhingen. Konrad mußte selbst nach Schwaben ziehen, um Frieden zu schließen, und zu den Bürgschaften des Vertrags gehörte, daß er eine Ehe einging, die ihn sowol mit den schwäbischen Machthabern als auch mit Herzog Arnolf von Baiern verschwägerte: er vermählte sich nämlich mit Arnolf's Mutter Kunigunde, welche eine Schwester Erchanger's und Berchtold's war. Aber die Streitigkeiten der schwäbischen Großen unter sich nahmen ihren Fortgang ungeachtet jenes Friedensschlusses; eine neue Entzweiung folgte ihm auf dem Fuße und dabei geriethen Bischof Salomon und seine alten, aber stets kampfbereiten Widersacher, insbesondere Erchanger mit seinen Verwandten, so heftig aneinander, daß diese Gewalt brauchten, den Bischof gefangen setzten und auch dem Könige, der eiligst herbeikam (Anfang 914), trotzig die Spitze boten. In dem nun folgenden Kampfe zog die aufständische Partei den kürzern; Erchanger selbst wurde gefangen genommen, vor Gericht gestellt und, während Salomon seine Freiheit wieder erhielt, mit Landesverweisung bestraft. Aber der König und seine Anhänger zogen aus diesem Siege nur geringe Vortheile. Denn das Haus Burchard's, des Grafen in der Bar, der zugleich die Markgrafschaft über Rätien besessen und energisch, aber vergeblich versucht hatte, eine herzogliche Gewalt über ganz Schwaben zu erzwingen, war noch nicht ausgestorben, noch lebte Burchard's gleichnamiger Sohn, und kaum war Erchanger beseitigt, so erschien der jüngere Burchard wieder in Schwaben (914), um dem Könige die Herrschaft streitig zu machen. Dieser, immer mehr beschränkt auf die Kräfte und Hülfsquellen seines fränkischen Stammlandes, vermochte mit Waffengewalt überall nur wenig auszurichten. Während er seinen Bruder Eberhard den Sachsen und ihrem Herzoge entgegenstellte, rückte er selbst von neuem in Schwaben ein (915) und bedrängte eine Rebellenschar, die den Hohen Twiel besetzt hielt; aber er mußte die Belagerung aufheben und schleunig nach dem Norden zurückkehren, weil Eberhard hart an der Grenze von Sachsen und Hessen, bei Eresburg an der Diemel, mit Herzog Heinrich zusammengestoßen war und eine schwere Niederlage erlitten hatte. König Konrad folgte dem abziehenden Sieger ins südliche Sachsen bis Grona, einer Burg, welche vielleicht mit der spätern Königspfalz im Leinethale identisch ist. Hier hielt Heinrich den Angriffen des Königs Stand, aber dieser hatte um so weniger Ausdauer, je ungünstiger die Lage der Dinge im obern Deutschland mittlerweile geworden war.

Bald nach dem Abzuge Konrad's vom Hohen Twiel war Erchanger zurückgekehrt und unter seiner Führung nahm dann der Aufstand rasch die größten Dimensionen an. Erchanger, Berchtold und Burchard bildeten eine Partei, um ganz Schwaben vom Könige loszureißen; auf einen Sieg, den sie über die Königlichen in der Nähe von Stockach erfochten, folgte die Erhebung Erchanger's zum Herzog, (915) und ihm zur Seite, vermuthlich auch im Einverständnisse mit ihm muß Herzog Arnolf von Baiern zum Abfall geschritten sein oder doch mit Feindseligkeiten gedroht haben, die den König auf das ernstlichste gefährdeten. Denn dieser, sonst mit der Bekämpfung seiner sächsischen und schwäbischen Widersacher fast ausschließlich beschäftigt, wandte sich im Sommer 916 mit ganzer Kraft gegen Baiern, überzog es mit Krieg und ließ die Waffen nicht eher ruhen, als bis er bedeutende Erfolge erzielt, eine Feldschlacht gewonnen, Regensburg, die Hauptstadt des Landes, erobert und den Herzog verjagt hatte. Arnolf suchte und fand Zuflucht im Feindeslande bei den Ungarn. Auch über die Häupter des schwäbischen Aufstandes sollte König Konrad Herr werden und zwar entsprechend der besondern Natur der Conflicte, welche der königsfeindlichen Bewegung speciell auf alemannischem Boden zu Grunde lagen, unter entscheidender Mitwirkung der von den Herzogen stets bedrohten geistlichen Gewalt, ja sogar unter päpstlicher Autorität, welche übrigens während Konrad's Regierung nur in kirchlichen Localangelegenheiten zur Geltung kam. Papst Johann X., berühmt durch die Entschlossenheit, womit er den Sarazenen entgegentrat (916), beabsichtigte, indem er Bischof Petrus von Orta als seinen Legaten nach Deutschland schickte, auf die politischen Zustände einzuwirken, und so kam es, daß die Beschlüsse einer größeren Synode, welche mit dem Legaten am 20. Sept. 916 zu Hohenaltheim im Rieß tagte, einen hochpolitischen Charakter trugen. Die Bischöfe des Sachsenlandes, die sich fern gehalten hatten, traf strenger Tadel wegen ihres Ausbleibens; daß sie auf einer neuen, nach Mainz anberaumten Synode erscheinen sollten, wurde ihnen ausdrücklich zur Pflicht gemacht. Die gefährdete Lage des Königthums bildete einen Hauptgegenstand der Berathungen und die bezüglichen Beschlüsse der Bischöfe bewegten sich durchaus nicht nur in Allgemeinheiten, in Verdammungssentenzen und Strafbestimmungen wider Treubruch, Verrath, Gewaltthaten und ähnliche Vergehen, sondern die Synode ging auch richterlich vor gegen die einzelnen Königsfeinde in Schwaben und Baiern und gegen die Vornehmsten, die ja zugleich mit diesem oder jenem Bischofe verfeindet waren, am nachdrücklichsten. Wahrscheinlich waren sie insgesammt vorgeladen, aber nur Erchanger's und Berchtold's Anwesenheit ist so ziemlich gewiß; über ihr Schicksal sind wir denn auch genauer unterrichtet. Schwere Kirchenstrafen: Eintritt ins Kloster und lebenslängliche Pönitenz hatte die Synode über sie verhängt; indessen der weltlichen Gerechtigkeit, welche der König walten ließ, sobald er die beiden Gegner im Gewahrsam hatte, geschah damit nicht Genüge; als Aufrührer zum Tod verurtheilt sind Erchanger, Berchtold und ihr Neffe Liutfried hingerichtet, ihre Besitzungen meistens confiscirt worden. Trotz alledem hat nun aber die enge und auf weitgehender Interessengemeinschaft beruhende Verbindung des Königs mit der höhern Hierarchie für die erstrebte Wiederherstellung und Kräftigung der Monarchie beiweitem nicht das geleistet, was man nach solchen Vor-

gängen hätte erwarten sollen. Nur im Norden des Reiches ruhten die Waffen, vielleicht infolge eines zwischen dem König und Herzog Heinrich getroffenen Abkommens, für dessen Existenz unter anderm der merkwürdige Umstand zu sprechen scheint, daß die Acten der Synode von Hohenaltheim über das Zerwürfniß der beiden Fürsten mit Stillschweigen hinweggehen. Im Süden dagegen dauerte der Kampf fort mit unverminderter Heftigkeit auch nach der Katastrophe Erchanger's und seiner Verwandten und überall ergab sich ein Umschwung zum Nachtheil des Königs. In Schwaben trat der jüngere Burchard an die Stelle Erchanger's: dem Könige gegenüber Rebell, fand er im Lande Anerkennung als Herzog und gebrauchte seine Macht, um die königliche Partei niederzuhalten. In Baiern entwickelte sich ein ähnlicher Zustand, nachdem Herzog Arnolf wieder hervorgetreten und über Salzburg in Regensburg eingedrungen war. Umsonst, daß König Konrad mit Heeresmacht heranzog und ihm Regensburg streitig machte; unverrichteter Sache mußte er wieder abziehen (917, wahrscheinlich im Sommer), worauf Arnolf auch das übrige Baiern unterwarf und an der Spitze eines bedeutenden, ihm völlig ergebenen Vasallenheeres eine allseitig gesicherte Stellung errang.

Unter diesen Umständen war für ein kräftig wirkendes Königthum im Reiche außerhalb Frankens fast nirgends mehr Raum und es ist schwerlich bloßer Zufall, wenn die Ueberlieferung bezüglich weiterer Thaten des Königs beinahe verstummt: für das Jahr, welches dem verunglückten Feldzuge in Baiern folgte, beschränkt sie sich im wesentlichen auf einige Urkunden und nennt uns nur die Pfalzen und Klöster des Frankenlandes, in denen der König mit seinen Getreuen weilte. Selbst die größte Noth und Plage der Zeit, das gewaltige Elend, welches der ganzen Culturwelt, insbesondere den deutschen Ländern aus den wilden Einbrüchen und Heerfahrten der Ungarn erwuchs, vermochte nicht dem Rückgange der Reichsgewalt Einhalt zu thun: nicht einmal so weit schloß sich die Kluft zwischen dem Oberhaupte und den Gliedern des Reichs, daß ein gemeinsames Handeln wider den allgemeinen Feind möglich geworden wäre. Was wunder, wenn die Ungarn, unter geflissentlicher Schonung Baierns, das übrige Deutschland um so schwerer heimsuchten und ohne Widerstand zu finden in Gegenden vordrangen, die schon durch ihre Entlegenheit hätten geschützt sein sollen, wie Thüringen und Sachsen (912 und 915), Elsaß und Lothringen, wo sie 917 zum ersten mal erschienen und weithin Schrecken verbreiteten. König Konrad war sich der Unzulänglichkeit seiner Kräfte solchen Hindernissen und Schwierigkeiten gegenüber klar bewußt. Auch sein Bruder Eberhard erschien ihm nicht als der rechte Mann, um die Zügel der Regierung zu ergreifen, wenn er der König nicht mehr sein sollte, wohl aber setzte er Vertrauen auf die Ueberlegenheit, welche der erste seiner fürstlichen Widersacher, Herzog Heinrich von Sachsen, in Krieg und Frieden gezeigt hatte. Als Konrad am Schlusse des J. 918 schwer erkrankt und sein Ende erwartend mit Eberhard und andern Getreuen über die Thronfolge zu Rathe ging, empfahl er dringend, selbst kinderlos wie er war, Heinrich zum König zu wählen; die Worte, welche Widukind dem sterbenden Herrscher in den Mund legt, enthalten vor allem die speciell an Eberhard gerichtete Aufforderung, demgemäß zu handeln, nach seinem Tode die Krone und andere Abzeichen der königlichen Würde dem Herzoge zu überbringen und Friede und Freundschaft mit ihm zu halten. Diese Bestimmung über die Nachfolge war die letzte That des Königs, der am 23. Dec. 918 starb und im Kloster Fulda bestattet wurde, aber sie ist seine bedeutendste; sie machte den Ruhm seines Lebens aus auch noch in späterer Zeit, da ein sächsischer Chronist von ihm sagte: „Dieser König befliß sich des gemeinen Wohles so sehr, daß er es — eine seltene Tugend — auch in seinem Feinde ehrte."

Aus der neuern Literatur zur Geschichte Konrad's I. sind hervorzuheben als kritisch werthvolle Arbeiten: K. Schwartz, König Konrad I., der Franke, Fulda 1850, (Gymnasialprogr.). — G. Waitz, Jahrbücher des Deutschen Reichs unter König Heinrich I. (neu bearbeitet Berlin 1863): Einleitung nebst Excurs II. und IV. — E. Dümmler, Gesch. des Ostfränkischen Reichs, Bd. II. (Berlin 1865). — F. Stein, Gesch. des Königs Konrad I. von Franken und seines Hauses (Nördlingen 1872). — Von demselben Verfasser in der Allgemeinen deutschen Biographie Bd. XVI, S. 536 fg. Art. Konrad I. *(E. Steindorff.)*

KONRAD II. (1024—1038), Deutscher König und Römischer Kaiser aus dem Geschlechte der Salier oder Franken.

Chronologie. Geboren um 990, vermählt 1016, zum König der Deutschen gewählt c. 5. Sept. 1024, gekrönt zu Mainz 8. Sept. 1024, in Mailand mit der lombardischen Krone gekrönt März 1026, in Rom zum Kaiser gekrönt 1027 am Osterfeste (26. März). Sein Sohn Heinrich 1026 zum Nachfolger erwählt und 1028 in Aachen gekrönt, obwol erst zehn Jahre alt. Vor der Königswahl ward sein Name regelmäßig in der Koseform Chuono (Kono u. s. w.) gebraucht, den König nennt dagegen wenigstens sein Biograph Wipo und ebenso die Kanzlei stets respectvoll Chuonradus, während Konrad der Jüngere den Kosenamen behält. Die Schreibung des Namens Chuonradus schwankt selbst in den Urkunden der Kanzlei zwischen Ch, C und K, ao, u und o. Die Regierungsjahre werden in den Urkunden von drei Epochen abgezählt: 1) anni regni von der Königskrönung 8. Sept. 1024; 2) anni imperii 26. März 1027; 3) anni Henrici regis vom 14. April 1028. Ueber die Abweichungen einzelner Urkunden und über das Fehlen der Datirung nach anni regni italici und regni burgundici vergleiche H. Breßlau, „Die Kanzlei Kaiser Konrad's II." (1869) S. 65. Die Urkunden werden außer nach Regierungsjahren zugleich noch nach Jahren Christi und nach Indictionen datirt. Die Jahre Christi werden regelmäßig vom 25. Dec. ab gezählt, andere Zählungen der Zeit (vom 1. Jan., 1. März, 25. März, Ostern, 1. Sept.) kommen nicht vor oder nur vereinzelt. Die Tagesangaben sind römisch nach

Calenden, Iden, Nonen. Die Indiction scheint nicht vom September, sondern vom 25. Dec. gezählt zu sein (Breßlau a. a. O. S. 63.

Abstammung, Jugend. Konrad der Rothe, Herzog von Lothringen, aus fränkischem Geschlechte, vermählte sich 947 mit Luidgarde, einer Tochter Kaiser Otto's I. Ihr Sohn Otto erbte die reichen Besitzungen der Aeltern im Worms-, Speier-, Nahe- und Niedgau, deren Mittelpunkt die Burg Worms war, und gewann das Herzogthum Kärnten. Von seinen 4 Söhnen wurde Brun 996 Papst, Wilhelm 1029 Bischof von Straßburg, Heinrich, der älteste, vermählte sich mit Adelheid aus einem mächtigen Grafengeschlechte des Elsaß, starb aber vor dem Vater und das Herzogthum kam nicht an seinen Sohn Konrad, sondern an seinen jüngern Bruder Konrad und später an dessen gleichnamigen Sohn, Konrad den Jüngern, den Mitbewerber um die Kaiserkrone mit Heinrich's Sohne Konrad. Das Geschlecht war also eins der mächtigsten im Reiche und mit dem aussterbenden Hause der sächsischen Könige nahe verwandt. Der spätere Kaiser hatte aber nur den kleinern Theil der Besitzungen des Geschlechts geerbt, unter ihnen war Limburg bei Dürkheim, wo er später die berühmte Abtei baute.

Konrad war ein stattlicher Mann, über seine Umgebung um Haupteslänge hervorragend, dives sensu, fortis manu vultuque angelicus. Lesen und schreiben verstand er nicht, aber sein Wille war fest, sein Urtheil scharf und seine Rede klar. Oftmals hatte sein Ausdruck etwas Sprichwörtliches. Einem Aufrührer, der durch Auslieferung eines andern Gnade suchte, antwortete er: se nolle inimicum emere ab inimico, und Aehnliches erzählt Wipo mehr. Im J. 1016 gewann er — der Sage nach durch gewaltsame Entführung — die Hand der Gisela, der Witwe des Herzogs Ernst von Schwaben, welche die Vormundschaft über ihren Sohn Ernst führte und in dieser Eigenschaft das Herzogthum Schwaben verwaltete. Gisela war bereits zum zweiten mal Witwe, aber noch immer eine junge Frau und von hervorragender Klugheit. Kaiser Heinrich entzog darauf der Gisela die Vormundschaft über ihren Sohn und die Verwaltung des Herzogthums Schwaben. Zweimal hat Konrad in den folgenden Jahren sich an Fehden seines Hauses betheiligt, die des Kaisers Zorn erregten, und eine Zeit lang scheint er auch in des Kaisers Acht gewesen zu sein.

Die Regierung. Kaiser Heinrich II. hatte das Reich in geordnetem Zustande hinterlassen. Freilich gelang es ihm nicht, die Slawen an der Elbe und die Polen in wirklicher Abhängigkeit zu halten, auch in Frankreich hatte er keinerlei Einfluß — das Kaiserthum war thatsächlich eine Herrschaft über Deutschland und Italien. Hier widerstand ihm aber auf die Dauer kein Rebell. Von einem Ende zum andern zog er unermüdlich hin und her, bald durch sein bloßes Erscheinen, bald durch Gewalt Gehorsam erzwingend. Die Mittel dazu gewann er großentheils durch freie Verfügung über das Kirchengut.

Unter den Bewegungen der Zeit war die Ausbreitung der cluniacensischen Richtung besonders wichtig. In vielen Klöstern kam es zu heftigen Kämpfen zwischen den alten Mönchen, welche mit einer gewissen Behaglichkeit leben wollten, und den Asceten der neuen Richtung, denen der heilige Eifer leicht zu einer Versuchung wurde, der in jeder kräftigen Natur schlummernden Gewaltthätigkeit und Herrschsucht die Zügel schießen zu lassen. Zu diesen Kämpfen kam in den letzten Tagen Heinrich's noch ein anderer, der weit größere Gefahren in sich barg. Erzbischof Aribo von Mainz hatte den Grafen von Hammerstein und seine Gemahlin mit dem Banne belegt, weil sie ihre wegen zu naher Verwandtschaft verbotene Ehe nicht lösen wollten. Kaiser Heinrich hatte die Burg des Grafen belagert und ihn gezwungen, Lehen und Eigen zu verlassen. Die Gräfin pilgerte jedoch nach Rom und appellirte an den Papst. Aribo von Mainz berief dagegen eine Synode nach Seligenstadt, welche beschloß, daß niemand von den durch die Bischöfe aufgelegten Strafen nach Rom appelliren könne, ohne vorher diese Strafen abzubüßen. Papst Benedict VIII. sah in diesem Beschlusse einen Eingriff in seine Rechte, nahm sich der Gräfin an und gewann durch besondere Gnadenerweise den Erzbischof von Köln, um mit dessen Hülfe den Mainzer zu stürzen. Der Kaiser neigte auf Seite des Papstes, die Kaiserin unterstützte den Erzbischof, und auch seine Suffragane traten in einer neuen Synode kräftig für ihn ein. So stand man vor dem Ausbruche eines schweren Kampfes, da starben kurz nacheinander erst der Papst und dann der Kaiser am 13. Juli 1024.

Heinrich II. starb kinderlos und hatte auch sonst nicht für die Nachfolge gesorgt. Acht Wochen vergingen, ehe es zur Wahl kam. Sie fand statt zu Kamba, einem jetzt nicht mehr vorhandenen Orte am Rhein zwischen Mainz und Worms, gegenüber Oppenheim. Die Fürsten der Sachsen[1]), Ostfranken, Schwaben und Baiern lagerten am rechten, die Rheinfranken und Lothringer auf dem linken Ufer. Auch Slawen waren zugegen, Italiener nicht, doch hätten sie der Meinung der Zeit nach (Wipo) ebenfalls das Recht gehabt theilzunehmen, da diese Wahl auch ihnen den König geben sollte. Von den Verhandlungen ist so gut wie nichts bekannt. Es standen sich zwei Parteien gegenüber. Beide richteten ihr Auge auf die den Sachsen nächstverwandten Salier, aber Aribo von Mainz war mit der Mehrzahl der Fürsten für den ältern Konrad, Pilgrim von Köln und die Lothringer waren für den jüngern Vetter, den Herzog Konrad von Worms. Die Entscheidung kam durch persönliche Verhandlung der beiden Candidaten, in welcher sie einer dem andern versprochen zu haben scheinen, den Gewählten anzuerkennen. Als danach der Erzbischof von Mainz dem ältern Konrad die Stimme gab und weitaus die meisten von den Fürsten ihm beitraten, da gab ihm auch der Herzog Konrad die Stimme. Der Erzbischof von Köln verließ dagegen mit den lothringischen Fürsten die Versammlung, ohne jedoch einen Gegenkönig aufzustellen. Aus der Hand der Königin-Witwe empfing Konrad die Reichsinsignien und zog mit

1) Breßlau, Konrad II., S. 12, sucht zu erweisen, daß die Sachsen der Wahl fern blieben. Gegenüber der bestimmten Angabe Wipo's ist das nicht zulässig.

der glänzenden Versammlung nach Mainz, wo ihn der Erzbischof Aribo (8. Sept. 1024) zum König krönte. Jedoch übte er seine Königspflicht schon auf dem Wege zum Dom, indem er Klagen entgegennahm. Er sah es nicht so an, als gewinne er das Recht durch die Krönung. Der Krönung folgte die Huldigung. Sie ward nicht nur von den Fürsten und Vasallen geleistet, sondern auch von angesehenen Gemeinfreien. Der Gemahlin Konrad's weigerte Aribo die Krönung. Ihre Ehe fiel in die verbotenen Verwandtschaftsgrade und wenn er auch den König nicht zur Auflösung der Ehe zu zwingen oder zu bannen vermochte, wie den Grafen von Hammerstein, so durfte er die Ehe doch nicht durch die Krönung der Gisela öffentlich gutheißen. Die Sache hätte den Gegnern Konrad's leicht Vorschub leisten können, aber der Erzbischof Pilgrim von Köln gab seinen Widerstand schnell auf und um ihn ganz vergessen zu machen, krönte er sogar die Gisela. Es ist das um so bemerkenswerther, als der Erzbischof Pilgrim zu der strengkirchlichen Partei gehörte. So vereinigte Konrad die beiden Parteien, die sich unter Heinrich II. feindlich gegenüberstanden. Die weltlichen Fürsten Lothringens beharrten meist in ihrem Widerstande, aber Konrad wurde trotzdem in Aachen, Lüttich, Nimwegen und dem übrigen Lothringen in feierlicher Weise als König empfangen. Während des Winters und Frühlings durchzog er in gleicher Weise Sachsen, Schwaben und Baiern, um die Huldigung zu empfangen, Klagen zu untersuchen und Gnaden zu ertheilen. Aehnlich brachte er alle seine Jahre zu. Eine feste Residenz gab es nicht, nur daß er in einigen Pfalzen besonders häufig weilte, so in Tribur, Aachen, Nimwegen, Regensburg, Allstedt, Wallhausen (in der Goldenen Aue) u. s. w.

Der Gandersheimer Streit. Das Frauenkloster Gandersheim, westlich vom Harze gelegen, war eine Familienstiftung des sächsischen Königshauses und deshalb von großem Ansehen. Schon unter Otto III. hatte der Erzbischof von Mainz mit dem ihm untergebenen Bischofe von Hildesheim gestritten, wer die geistliche Gerichtsbarkeit und bischöfliche Aufsicht über dasselbe zu führen habe. Unter den sonst so heiligen Männern Willegis von Mainz und Bernward von Hildesheim war es darüber zu den ärgerlichsten Auftritten gekommen, selbst an heiliger Stätte. Eine Synode zu Rom hatte für Hildesheim entschieden und ein Legat des Papstes ging nach Deutschland, um Willegis zur Unterwerfung unter diesen Beschluß zu bewegen. Da er sich weigerte, enthob ihn der Legat seines Amtes. Dieser Spruch hatte jedoch keine praktische Wirkung, und erst 1007 gelang es Kaiser Heinrich II., Willegis zu bewegen, das Recht Hildesheims anzuerkennen. Jetzt erneute Aribo den Streit. Er war aus jener bedrängten Lage in den letzten Tagen Kaiser Heinrich's zu großem Ansehen aufgestiegen. Von Rom hatte er nichts zu fürchten, da der Nachfolger Benedict's in Familieninteressen aufging, und König Konrad dankte vorzugsweise ihm die Wahl. Er erhielt denn auch unzweideutige Beweise seiner Gunst. So wurde ihm zu der Würde des Erzkanzlers von Deutschland die gleiche Würde auch für das italienische Reich verliehen, die unter Heinrich II. der Bischof von Bamberg hatte. Mit dieser Oberaufsicht über die Ausfertigung aller Urkunden und Briefe des Königs hatte Aribo die beste Gelegenheit, auf die Beschlüsse des Königs Einfluß zu üben, wenn er auch thatsächlich oft nicht zugegen war. Auf dem ersten „Königsritte" durch Lothringen, Sachsen u. s. w. begleitete Aribo den König und damals erneuerte er die Ansprüche seiner Kirche auf Gandersheim. Das bereitete dem Kaiser endlose Mühe. Denn der Bischof von Hildesheim, der heilige Godehard, war ebenfalls ein bedeutender Mann, und da er sich auf die Entscheidung von 1007 berief, so wußte Konrad nicht, wie er Aribo befriedigen könne. Zuerst verhandelte er zu Goslar (Ende Januar 1025) darüber, ohne einen endgültigen Spruch zu thun. In Grona bei Göttingen sollte die Sache entschieden werden, aber es kam wieder nur zu einem vorläufigen Spruche, ebenso ging es 1026 auf einem Concil zu Seligenstadt, bei dem Konrad nicht zugegen war, sodann auf dem großen Concil, das unter Konrad's Vorsitze 1027 in Frankfurt gehalten wurde, ebenso auf dem Tage, den Konrad 1028 in Pöhlde hielt. Erst 1030 ward der Streit beendigt. Dieser Streit mußte auf alle Geschäfte und Vorgänge am Hofe des Kaisers großen Einfluß üben und verbrauchte einen guten Theil der Kraft des Kaisers und der angesehensten Fürsten in unfruchtbaren Reibungen.

Die ersten Jahre. Während Konrad 1025 in Sachsen war, nahm der Polenherzog Boleslaw Chrobry Königsnamen und Königskrone an. Konrad durfte nicht daran denken, ihn zur Abhängigkeit zurückzuzwingen, in Deutschland und Italien nahmen ihn dringendere Aufgaben in Anspruch. Noch im J. 1025 auf einem Tage zu Augsburg kam es zum Bruch mit Konrad von Worms und in Italien war eine große Partei dafür thätig, sich von Deutschland zu trennen und den König Robert von Frankreich und als dieser ablehnte, den mächtigen und klugen Herzog Wilhelm von Aquitanien als König zu gewinnen. Für sich lehnte dieser auch ab, aber für seinen Sohn ging er darauf ein. Für Konrad wirkte namentlich der Erzbischof Aribert von Mailand. Dieser zog mit vielen Genossen über die Alpen und huldigte Konrad in Konstanz (Juni 1025). Konrad mußte möglichst bald nach Italien kommen, aber ein Aufstand seines Stiefsohnes, des jungen Ernst von Schwaben, hielt ihn zurück. Wahrscheinlich lag die Veranlassung zu dieser Erhebung in den burgundischen Verhältnissen. Rudolf III. von Burgund war schwach und um eine Stütze zu gewinnen gegen seine mächtigen Vasallen, übertrug der kinderlose Mann sein Land durch den Vertrag von Straßburg auf Kaiser Heinrich II. (1016). Er sollte jedoch die Verwaltung bis an seinen Tod noch selbst behalten und bald suchte er sogar von dem Vertrage wieder zurückzutreten. Im J. 1018 ward der Vertrag allerdings zu Mainz erneuert, aber dann trat Rudolf wieder zurück. Heinrich hielt indeß seinen Anspruch fest, und Konrad betrachtete die Angelegenheit so, daß Heinrich II. jene Ansprüche als König und also auch für das Reich und die Nachfolger im Reiche erworben habe. Herzog Ernst von Schwaben und Konrad von Worms (Franken) waren Neffen König Rudolf's

und fühlten durch König Konrad's Auffassung ihre Erbansprüche verletzt. Sie verbanden sich untereinander und die Herzoge von Lothringen, die den König noch immer nicht anerkannt hatten, traten mit vielen Großen zu ihnen. Es war ein gefährlicher Moment. Im Norden erhob sich drohend die Macht Knut's von England und Dänemark, im Osten der Polenkönig, Italien suchte der Herzog von Aquitanien an sich zu bringen — und dazu nun diese Empörung der Herzoge von Schwaben, Franken und Lothringen. Das war endlich dieselbe Zeit, wo die treuesten Anhänger Konrad's durch den Gandersheimer Streit aufgeregt und hingenommen waren.

Allein alle diese Gefahren gingen rasch vorüber. Der Herzog von Aquitanien fand die Parteiverhältnisse in Italien so ungünstig, daß er die Absicht auf die lombardische Krone fallen ließ. Mit König Knut wurde ein Freundschaftsvertrag geschlossen und der Polenkönig starb. Ohne eigentlichen Kampf unterwarfen sich nun auch die meisten Verschworenen, namentlich die Lothringer und Herzog Ernst (Februar 1026). Konrad stand jetzt so mächtig da, daß ihm die Fürsten ihre Zustimmung gaben, als er seinen erst achtjährigen Sohn Heinrich zum Nachfolger wünschte, und unbekümmert um die wenigen Herren, die ihm noch trotzten, zog er im März des Jahres über den Brenner nach Italien. In Mailand erwarb er die lombardische Krone und ordnete in den Städten Oberitaliens eine Menge von wichtigen Angelegenheiten. Die Stadt Pavia, welche beim Tode Heinrich's II. die Kaiserpfalz zerstört hatte, konnte dagegen nicht bezwungen werden, auch einige von den weltlichen Großen widerstanden und in Ravenna wagten die Bürger einen Aufstand, um die kleine Schar zu tödten, die bei Konrad in der Stadt war. Aber diesen Aufstand schlug er kraftvoll nieder, erstürmte auch mehrere Burgen des feindlichen Adels. So hatte Konrad bereits eine starke Stellung gewonnen, als die Sommerhitze ihn zwang, das Heer in die Vorberge der Alpen zurückzuführen. Im Herbste durchzog er die Lombardei noch einmal, unterwarf Pavia und wer sonst noch feindlich war, theils durch Gewalt theils durch kluge Unterhandlungen, und leitete mit den Gesandten des burgundischen Königs, die ihm an der Westgrenze entgegenkamen, eine Regelung der burgundischen Frage ein. Dann wandte er sich nach Rom. Niemand wagte ihn zu stören, er war durchaus der Herr in dem sonst von tausend Gegensätzen zerrissenen Lande. Am Osterfeste (26. März) 1027 wurde er hier inmitten einer überaus glänzenden Versammlung von den Römern zum Kaiser erwählt und von dem Papste gekrönt. Zwei Könige waren zugegen, Knut der Große von England und Dänemark und Rudolf von Burgund, fünf Erzbischöfe aus Deutschland, drei aus Italien, dazu etwa 60 Bischöfe und Aebte, dann eine große Zahl von Herzogen, Grafen und andern Herren.

Es ist bezeichnend für die Zeit, daß der Krönungszug gestört wurde durch einen Streit zwischen den Erzbischöfen von Mailand und Ravenna über das Recht, den König zum Altar zu führen, und obwol Konrad ihn rasch entschied, so begannen doch die Mannen der Kirchenfürsten aufeinander loszuschlagen. Auch das römische Volk machte während des Festes einen Aufstand. Ein unbedeutender Streit zwischen einem Römer und einem Deutschen bildete den Anlaß zu einem schweren Kampfe. Die Deutschen siegten, die Römer mußten im Büßergewande, bloße Schwerter am Halse, um Gnade bitten.

In Rom traten große Aufgaben an Konrad heran. Der Papst war seiner Stellung nicht gewachsen. Er war der Bruder des verstorbenen Papstes und durch den Einfluß seiner Familie erhoben. Bis dahin Laie, durchlief er an einem Tage alle geistlichen Weihen und betrachtete das Papstthum mehr als einen Bestandtheil der Familienmacht. In dem Streite zwischen Aquileja und Venedig um das Erzbisthum Grado gab er erst Aquileja (1024), gleich darauf aber Venedig recht, wie dann jedoch 1026 Konrad für Aquileja eintrat, cassirte die vom Papste geleitete Synode wieder das zweite Urtheil. In drei Jahren sprach Rom also drei einander widersprechende Urtheile in derselben Sache. Doch ist dies nicht zu hart zu beurtheilen, dergleichen begegnet mehrfach. So entschied Rom den Streit, ob Lund von Bremen selbständig sei, 1133 für Bremen und 1137 für Lund. Das Beispiel ist um so belehrender, weil es sich dabei um die großartigsten, für die Entwickelung Bremen-Hamburgs und der nordischen Staaten entscheidenden Fragen handelte. Wenn sie so flüchtig und willkürlich behandelt wurden, was hatten dann die kleinen Kirchen und Klöster oder gar Privatpersonen zu gewärtigen? Das Papstthum wurde durch mannichfaltige und einander oft widerstreitende Sorgen beherrscht und oftmals wurden große Interessen fernliegender Kirchen oder Länder als Kaufpreis behandelt, um in kleinern Fragen, die aber dem römischen Klerus näher lagen, Vortheile zu gewinnen. Dazu kam, daß die Kirche bei jeder Papstwahl Gefahr lief, einem gewaltthätigen Intriguanten anheimzufallen.

Zahlreiche Klagen brachten die Klöster Italiens vor Konrad. Sie wurden sehr bedrängt von den weltlichen Großen und in vielen war alle Zucht verschwunden. Mit starker Hand griff Konrad ein, aber dauernde Ordnung konnte er doch nicht schaffen. Noch weniger in Unteritalien. Die Griechen hatten daselbst unter dem kräftigen Kaiser Basilius II. wieder größere Macht entfaltet, und der Papst war mit ihnen in Unterhandlungen getreten, welche seine Verbindung mit dem abendländischen Kaiserthume zu lockern und damit die Grundlage der ganzen damaligen Weltordnung zu erschüttern drohten. Denn das Papstthum hatte zwar den Anspruch, die allgemeine Kirche zu repräsentiren, es war aber thatsächlich die Organisation der abendländischen Kirche unter Rom. Es wäre von den weittragendsten Folgen gewesen, wenn Constantinopel als mehr oder weniger gleichberechtigt in diesen Verband eingetreten wäre. Bestrebungen, wie sie in der Rheimser Synode von 991, in dem Kampfe des Willegis, dann des Aribo von Mainz und später noch in den Ansprüchen von Mailand hervortraten, hätten dadurch freie Bahn gewonnen. Als Konrad erschien, hatte der Papst jenen Gedanken bereits wieder fallen lassen; es ist also nicht direct Konrad's Verdienst, aber es stärkte doch die

gefährdete Verbindung von Papstthum und Kaiserthum, daß Konrad damals mit solcher Kraft in Italien auftrat.

Auch in Unteritalien brachte Konrad darauf das Ansehen des Reichs wieder zur Geltung, weniger durch Gewalt als durch kluge Benutzung der gegebenen Verhältnisse. So bestätigte er die Normannen, die 1016 von Frankreich gekommen waren, im Besitze des eingenommenen Gebiets. Noch waren sie gering an Zahl, zeitweise kaum mehr als eine Räuberbande, aber doch schon nicht ohne Bedeutung für jene Gebiete.

Zu einer gründlichen Ordnung dieses entfernten Landes fehlte Konrad jedoch die Zeit, er mußte nach Deutschland zurück. Denn in Schwaben und Baiern hatten unterdeß seine Gegner die Waffen erhoben und verwüsteten die Besitzungen derjenigen, die dem Könige mit ihrer besten Mannschaft in Italien dienten. Konrad sandte seinen Stiefsohn Ernst von Schwaben zurück, den Landfrieden zu sichern, aber dieser gesellte sich den Aufrührern zu. Auf dem Rückmarsche strafte Konrad einen vornehmen Herrn, der Mittelitalien lange Zeit durch seine Raubzüge unsicher gemacht hatte, mit dem Galgen und hielt mehrere Versammlungen ab; die wichtigsten Ergebnisse waren, daß er das Bisthum Trient aus der Abhängigkeit des Herzogs von Kärnten loslöste, dem rebellischen Großen Welf seine Lehen entzog und dem Bisthume Brixen die Grafschaft desselben im Innthale überwies, zu welcher auch der Brennerpaß gehörte. In Regensburg verlieh er das Herzogthum Baiern seinem Sohne Heinrich und stellte eine Untersuchung an über das in Baiern gelegene Reichsgut. Dann begab er sich nach Ulm, um mit den Fürsten über Herzog Ernst zu richten. Dieser hoffte an der Spitze seiner Vasallen und Ministerialen dem Kaiser zu trotzen, aber zwei Grafen erklärten ihm im Namen der übrigen, gegen den König würden sie ihm nicht folgen. Durch des Königs Verleihung sei Ernst ihr Herr geworden, aber weil sie freie Männer seien, so wäre mit der Verleihung das Band nicht gelöst, das sie dem Könige verbinde. Der König sei der Schutzherr ihrer Freiheit. Da mußte sich Ernst unterwerfen und mit ihm unterwarfen sich alle bedeutenderen Genossen des Aufstandes. Konrad zwang sie zum Ersatz an die Geschädigten, nahm ihnen auch theilweise die Lehen und mehrere mußten Haft erdulden. So wurde Konrad der Jüngere eine kurze Zeit, „in liberis custodiis“ gehalten, bis seine besten Burgen gebrochen waren, und Herzog Ernst wurde auf das Schloß Giebichenstein bei Halle geführt. Aber noch vor Ablauf eines Jahres wurde er begnadigt (1028) und sogar wieder in sein Herzogthum eingesetzt. Als er sich jedoch 1030 weigerte, den Grafen Werner, der noch immer im Aufruhr gegen den Kaiser verharrte, als Reichsfeind zu behandeln, da entzog ihm Konrad das Herzogthum, that ihn in des Reiches Acht und ließ durch die anwesenden Bischöfe den Kirchenbann über ihn aussprechen. Einige Monate hielt sich der Flüchtige mit jenem Werner und einer kleinen Schar in den Schluchten des Schwarzwaldes, bis sie am 17. Aug. im Kampfe mit den Mannen des Kaisers den Tod fanden. Schwaben verlieh Konrad an Ernst's Bruder Hermann, und als dieser einige Jahre später ohne Erben starb, an seinen eigenen Sohn Heinrich, der bereits Baiern hatte und auch schon seit 1026 zum Nachfolger bestimmt und 1028 in Aachen zum König gekrönt war.

Burgund. Nach dem Siege über die Empörer, noch vor Schluß des J. 1027, gelang es Konrad in Basel, Rudolf von Burgund zu bewegen, die Verträge von Straßburg und Mainz zu erneuern. Rudolf übertrug das Land dem Kaiser in aller Form. Er erhielt dann die Insignien der Herrschaft zurück, sandte sie aber, als er seinen Tod nahe fühlte, getreu seinem Versprechen Kaiser Konrad zu (September 1032). Konrad kämpfte gerade gegen die Polen, vollendete erst seinen Sieg und zog dann im December nach Westen. Unterdessen hatte der mächtige Graf Odo von Champagne einen großen Theil Burgunds an sich gerissen, aber es schwächte ihn, daß er gleichzeitig in die Wirren verflochten war, welche Frankreich nach dem Tode König Robert's erfüllten. Konrad stärkte sich dagegen durch ein Bündniß mit dem jungen Könige Heinrich von Frankreich, und am 2. Febr. 1033 wählten ihn die zahlreich versammelten Großen Burgunds zu Kloster Peterlingen bei Solothurn zu ihrem Könige. An demselben Tage wurde er auch gekrönt. Die festen Plätze Murten und Neuenburg widerstanden ihm allerdings, und Graf Odo wagte sogar in Lothringen einzufallen. Dafür züchtigte ihn aber Konrad schwer, und im folgenden Jahre zwang er dann ganz Burgund zum Gehorsam. Dabei leistete ihm der Zuzug Italiens große Dienste, welcher über die Alpen in das Land einbrach, während Konrad von Norden heranzog.

Der Osten. Boleslaw Chrobry von Polen starb bald, nachdem er sich zum König erklärt hatte, aber sein Sohn Misiko (Mesko, Mieczislaw) trat ebenso unabhängig auf und machte sich trotz innerer Gegner den Nachbarn furchtbar. Im J. 1028 mußte deshalb das Bisthum Zeitz nach Naumburg verlegt werden. Im J. 1029 unternahm der Kaiser einen erfolglosen Zug nach Polen, und 1030 verwüstete Misiko das Gebiet zwischen Saale und Elbe. Hundert Dörfer und Weiler wurden verbrannt und 9065 Gefangene fortgeschleppt. In demselben Jahre erlitt Konrad auch große Verluste auf einem Zuge gegen Stephan von Ungarn. Mit diesem schloß dann der junge König Heinrich Frieden, indem er wahrscheinlich ein Grenzgebiet abtrat, gegen Polen zog Konrad selbst. Er hatte den größten Erfolg. Im J. 1032 unterwarf sich Misiko und die einst von Heinrich II. verlorenen Lande kamen an Deutschland zurück. Misiko verzichtete auf den Königstitel und nahm als Herzog den Rest seines Reichs von dem Kaiser zu Lehn. Bald darauf zerfiel Polen ganz in innern Kämpfen.

Während jener Kämpfe hatten sich die Böhmen nicht zuverlässig erwiesen. Doch gelang es Konrad's Sohne Heinrich, sie zur Unterwerfung zu bringen. Innere Unruhen in Böhmen halfen dabei. Im J. 1035 erschien der Herzog Bretislaw, der aus diesen innern Kämpfen als Sieger hervorgegangen war, in Bamberg und wurde mit Böhmen und Mähren belehnt. Um diese Zeit überwältigte Konrad auch die Lutizen. Seit 1032 hatten die

kaum jemals ganz ruhenden Kämpfe an der Elbe einen größeren Maßstab angenommen. Anfangs suchte Konrad die Streitigkeiten noch gerichtlich auszutragen, aber als er dann 1035 den Krieg beginnen mußte, führte er ihn mit solchem Nachdruck, daß sich die Lutizen im folgenden Jahre unterwarfen, sobald sie hörten, daß Konrad wieder beim Heer eingetroffen sei. Zwischen Elbe und Oder geboten jetzt wieder deutsche Markgrafen. Im Norden gab Konrad dagegen die Mark Schleswig an Knut von Dänemark, um die Freundschaft mit diesem mächtigen Herrscher zu verstärken. Es geschah bei der Verlobung König Heinrich's mit Knut's junger Tochter Gunhild 1035. Die politischen Hoffnungen, welche an diese Ehe geknüpft wurden, erfüllten sich nicht, da Knut kurz nach der Verlobung starb, noch ehe die Hochzeit gefeiert war.

Der zweite Zug nach Italien. Im J. 1036 begann in Italien eine Bewegung, welche Konrad zum zweiten mal über die Alpen führte. Leider ist nur wenig davon zu erkennen. Die Ministerialen der Großen verschworen sich, um eine gesetzliche Regelung ihrer Stellung gegenüber ihren Herren zu erzwingen. Sie hofften dabei auf den Kaiser, aber sie warteten nicht, bis er kam, sondern begannen einen Aufstand und brachten den Großen, deren Haupt Aribert von Mailand war, eine schwere Niederlage bei. Damit stand eine andere Bewegung im Zusammenhange. Während Rom unter Johann XIX. und unter dem unwürdigen Nachfolger desselben, dem zehnjährigen Knaben, der sich Benedict IX. nannte, immer tiefer sank, stieg Aribert's von Mailand Macht. Er scheint den Plan gefaßt zu haben, einen oberitalischen Kirchenstaat zu gründen. Er wollte die Suffraganbischöfe nicht nur weihen, sondern auch mit Ring und Stab investiren. Der Kaiser hatte ihn unterstützt, da er ihm den glücklichen Verlauf des ersten Römerzugs dankte, aber bald mußte er Sorge tragen, daß er in Italien Anhänger habe für den Fall, daß sich der Erzbischof ihm widersetzen sollte. Er verlieh deshalb dem Markgrafen von Canossa so große Lehen, daß das Haus in den folgenden Jahrzehnten einen maßgebenden Einfluß gewann, den dann die Tochter des Bonifacius, „die große Gräfin", freilich im Dienste Roms zum Sturz der kaiserlichen Macht benutzt hat. Ferner nahm Konrad 1035 Kärnten dem Herzoge Adalbero, dem er nicht traute, und verlieh es Konrad dem Jüngern.

Auf einem Tage von Pavia verhandelte Konrad über die Beschwerden und Forderungen der verschiedenen Parteien. Als aber daselbst laute Klage über Aribert von Mailand erhoben wurde und der Kaiser die gerichtliche Verhandlung darüber begann, stellte sich Aribert so trotzig und ungehorsam, daß Konrad ihn ergreifen und in Haft nehmen ließ. Aribert entkam jedoch aus der Haft und fand an seiner Stadt Mailand und an einigen Bischöfen eifrige Helfer. Auch der Bann war wirkungslos, den der Papst auf Konrad's Befehl über Aribert aussprach. Konrad gab dann vielen die Güter und Rechte zurück, die ihnen Aribert genommen hatte, und erließ ein Gesetz, das die Lehen der niedern Vasallen (Milites secundi) für erblich erklärte. Sie wurden dadurch unabhängiger von der Willkür ihrer Herren. Der thatsächlich bestehende Zustand wurde rechtlich anerkannt. Auch das Gerichtsverfahren regelte er nach ihren Wünschen. Mailand widerstand, bis die heiße Jahreszeit Konrad zum Abzug nöthigte, und Aribert wagte es sogar, Odo von Champagne, welcher den Kampf gegen Konrad in Lothringen erneuert hatte, die Krone Italiens anzubieten. Odo fiel jedoch in diesem Kriege. Im Herbste erneuerte Konrad den Kampf gegen Aribert's Anhang und Oberitalien hatte den Winter hindurch viel zu leiden. Im Frühlinge zog Konrad nach Unteritalien und suchte daselbst durch freundliches Zusammenwirken mit dem griechischen Kaiser die Ordnung herzustellen. Wo er erschien, beugte sich alles vor ihm, und für den Augenblick wenigstens kehrte die Ordnung zurück. Namentlich half er so dem schwer bedrängten Kloster Monte-Cassino. Aber die Hitze des Sommers erzeugte Seuchen, welche zahllose Opfer forderten. Auch Konrad's letzter Stiefsohn Ludolf und König Heinrich's junge Gemahlin Gunhild starben. Mailand blieb ungebrochen. Der Kampf hatte die Entwickelung der Stadt nur gefördert; es waren in Italien die Kräfte in der Bildung, an denen dann Heinrich IV. und die Staufer scheitern sollten. Im September war Konrad am Rhein und übergab dann seinem Sohne Heinrich noch das Herzogthum Schwaben und das Königreich Burgund. So war alles wohlgeordnet, als er am 3. Juni 1039 zu Utrecht plötzlich erkrankte. Schon am folgenden Tage erkannte er, daß seine Stunde gekommen sei und „wie er zeitlebens ein fester und tapferer Mann war, so blieb er es auch in der Todesstunde" (Wipo). Er ließ die Geistlichen rufen, beichtete, nahm Abschied von den Seinen, gab dem Sohne noch die letzten Worte der Ermahnung und dann verschied er (4. Juni 1039). Seine Leiche wurde nach Speier getragen, das Volk bildete ungeheuere Processionen sie zu geleiten und König Heinrich stützte die Bahre mit seiner Schulter, so oft sie in eine Kirche getragen wurde. Und die Sitte forderte, daß man in jede eintrat, welche der Weg berührte.

Konrad gemahnte die Zeitgenossen an Karl den Großen. Er war zwar weder so groß in seinen politischen Plänen noch so roh gewaltthätig, wie Karl sich in seinen ehelichen Verhältnissen und in dem entsetzlichen Blutgerichte zu Verden zeigte, aber er besaß eine Festigkeit und eine glückliche Hand, die an Karl erinnert. Gesetzgeber war er ebensowenig wie die andern Kaiser. Er hat zwar das Gesetz über die Erblichkeit der Lehen gegeben, aber damit befriedigte er nur das dringende Verlangen, das an ihn gestellt wurde. Von sich aus kam er nicht dazu, die Bewegungen, in deren Strome er stand, durch gesetzliche Formen zu leiten. Er hat nicht einmal ein ähnliches Gesetz für Deutschland erlassen, wie er es in Italien gab, obwol er thatsächlich die Lehen hier ebenfalls als erblich behandelte. Die Mittel seines Regiments gewann er dadurch, daß er die Großen bald durch kluge Schonung bald durch Strenge an sich zu fesseln wußte und über die geistlichen Güter mit derselben Freiheit verfügte wie sein Vorgänger. Er setzte Bischöfe und Aebte ein und verlieh das Klostergut an Laien. Niemand bestritt ihm

die Gewalt dazu. Ja, als der Bischof von Toul, derselbe, der später als Papst die Grundlagen legte zu dem Regiment Gregor's VII., mit seinem Erzbischofe in Streit gerieth über die Ausdehnung des erzbischöflichen Aufsichtsrechts, da holten die beiden Bischöfe nicht von dem Papste, sondern von Konrad die Entscheidung.[2])

Der Kampf Aribo's mit Rom, der noch nicht ausgetragen war, als Konrad Kaiser wurde, legte es doch sehr nahe, eine gesetzliche Regelung dieser streitigen Fragen vorzunehmen. Es konnte damals in aller Ruhe geschehen. Rom war ganz unfähig, es zu hindern. Es wäre das von unberechenbaren Folgen gewesen für die unmittelbar bevorstehende Zeit des Kampfes. Konrad unternahm es nicht.

Konrad wurde später von der strengkirchlichen Partei getadelt, er habe die Bischöfe gewaltthätig behandelt und sich der Simonie schuldig gemacht. Allein diese Art der Simonie galt damals noch nicht als ein Kapitalverbrechen. Hing doch Gregor VII. selbst Gregor VI. an, der das Papstthum erkauft hatte. Wie Konrad die Simonie übte, war es nur eine der Formen, in welchen das überreiche Kirchengut zu Leistungen für den Reichsdienst herangezogen wurde, und diese Form war weit schonender als die von allen Kaisern und gerade von dem heilig gepriesenen Heinrich II. geübte Beraubung oder Verleihung von Klöstern. Unwürdigen Männern gab Konrad die geistlichen Stellen nicht. Vielmehr hat er gerade manchen tüchtigen Mann der strengen Richtung befördert.

Das Klostergut galt rechtlich als Reichsgut und über die Bisthümer stand dem Könige wenigstens das Verfügungsrecht zu, daß er unter den an sich geeigneten Geistlichen denjenigen bezeichnete, der das Bisthum verwalten sollte. Konrad war ein durchaus frommer Mann im Sinne der Zeit. Die herrlichen Bauten der aus seinen Stammgütern geschaffenen Abtei Limburg und der Dom zu Speier, den er begann, sind noch heute sprechende Zeugen dafür. Auch Privilegien und Güter schenkte er an Kirchen und Klöster wie seine Vorgänger und erwies den Geistlichen alle Ehrfurcht. Wie vorsichtig und langmüthig war er in dem Gandersheimer Streit, und wenn er gegen Aribert von Mailand scharf vorging, so wird er seine Gründe gehabt haben. Unsere Kenntniß der Dinge reicht nicht entfernt dazu aus, darüber zu urtheilen, ob er anders hätte verfahren können.

Die Regierung Konrad's II. und seines Sohnes Heinrich III. bilden den Höhepunkt des deutschen Königthums, aber auch unter ihnen zeigen die Grundlagen desselben ein beständiges Schwanken. Ferner gewann unter ihnen und zum guten Theil gerade durch ihren Schutz diejenige Richtung Verbreitung, welche das Priesterthum über das Königthum erhob. Als diese Richtung in der öffentlichen Meinung überwog, da zersprengte sie nothwendig die alten Formen des Reichs.

Literatur. G. Stenzel, Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern (2 Bde. 1828). — W. von Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit Bd. II. — F. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter Bd. IV. — S. Hirsch, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II. Bd. I. und II., nach dem Tode von Hirsch vollendet durch Usinger und Pabst; Bd. III. von H. Breßlau (1875). — H. Breßlau, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Konrad II. — H. Breßlau, Die Kanzlei Kaiser Konrad's II. (1869). — E. Steindorff, Konrad II., Artikel der Allgemeinen deutschen Biographie, und Jahrb. des Deutschen Reichs unter Heinrich III. (1874). — Pabst, Forschungen zur deutschen Geschichte V, 337 fg. und seine Dissertation, De Ariberto II. (Berlin 1863). — W. Arndt, Die Wahl Konrad's II. (Göttingen 1861). — O. Blümcke, Burgund unter Rudolf III. (Greifswald 1869). — Harttung, Studien zur Geschichte Konrad's II. (Bonn 1876). — Die Hauptquelle ist Wipo, Vita Chuonradi Monumenta Germaniae SS XI, 243 fg. Die zahlreichen Arbeiten über diese Schrift siehe bei Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen. Steindorff versucht die Quellen Wipo's nachzuweisen in Forschungen zur deutschen Geschichte VI, 377 und VII, 397, dagegen namentlich Pflüger, Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde II, 129 fg. und Kaizl, Wipo und seine Schriften. Wiener Dissertation c. 7.

(*G. Kaufmann.*)

KONRAD III, Deutscher König aus dem Geschlechte der Staufer (1138—1152). Der Name ward von der kaiserl. Kanzlei Conradus und Cunradus geschrieben, auch mit uo und ou, sogar in derselben Urkunde begegnen zwei Fassungen. Bei andern Zeitgenossen begegnen daneben auch die Formen mit Ch. Zum Kaiser wurde er nicht gekrönt, da er den Römerzug unterließ, aber er galt der Welt als Kaiser, ward auch vielfach so genannt, denn es herrschte damals die Anschauung: wen Germania sich zum König wählt, den verehrt Rom als Herrn.[1]) Auch betheiligte sich der päpstliche Legat an der Wahl wie ein Vertreter Italiens.[2]) Der Abt Wibald spricht von Konrad als rex, aber in einigen Briefen redet er ihn an: Romanorum imperator augustus (Jaffe, Biblioth. I, 319, ep. 201). Der römische Senat schrieb: Urbis et orbis totius domino C. Dei gratia Romanorum regi semper augusto und wünscht salutem et Romani imperii felicem ... gubernationem ep. 214. Konrad nannte sich selbst in Urkunden und Briefen „von Gottes Gnaden König der Römer" (C. Dei gratia Romanorum rex), jedoch in Briefen an den Papst und sonstige Italiener fügte er hinzu et semper augustus (Jaffe, Ep. 344, 345, 346) und in Briefen an den Kaiser von Constantinopel geradezu Dei gratia Romanorum imperator augustus (Jaffe, Ep. 237 u. a.). Es war das keine Ueberhebung sondern eine Nothwendigkeit, um sich Rechte zu wahren, die er nur verhindert war, feierlich in Besitz zu nehmen. Sein Reich war nicht blos das regnum, sondern das imperium.

Konrad wurde geboren 1094, zum König gewählt am

---

2) Breßlau, Konrad II, S. 225.

1) Gunther, Ligurinus I, 252. 2) Otto Frising. Chron. VII, 22.

7. März 1138 zu Koblenz und am 13. März zu Aachen gekrönt. Er starb 15. Febr. 1152 zu Bamberg und wurde in dem Dome daselbst begraben. Seine Urkunden bezeichnen die Zeit zugleich nach den Jahren Christi, nach der Indiction und nach Jahren des Regiments, den Tag in römischer Weise nach Kalenden, Nonen, Iden. Im Leben war die Rechnung nach den kirchlichen Festen und auch die heutige Zählung üblich, ep. 244. Das Jahr begann Weihnachten.

Herkunft. Im J. 1074 verlieh Heinrich IV. einem treuen Anhänger, der nach einer von ihm erbauten Burg Fridericus de Stouphin genannt wurde, das Herzogthum Schwaben. Damit begann die Macht des Staufischen Geschlechts. Sogar dux Suevorum et Francorum konnte sich dieser bis dahin nicht eben bedeutende Ritter nennen (Stälin II, 39). König Heinrich gab ihm auch seine Tochter Agnes zur Ehe und sie schenkte ihm zwei Söhne: Friedrich und Konrad. In zweiter Ehe mit dem Markgrafen von Oesterreich gebar sie noch zahlreiche Kinder und drei dieser Babenbergischen Halbbrüder Konrad's haben in seiner Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt Leopold und Heinrich (Jasomirgott) als Markgrafen von Oesterreich und Herzog von Baiern, Otto als Bischof von Freisingen. Verwandt waren die Staufer ferner den Welfen, indem Friedrich II., der 1105 seinem Vater als Herzog von Schwaben folgte, Herzog Heinrich's (des Schwarzen) von Baiern Tochter Judith zur Frau nahm, also die Schwester Heinrich's des Stolzen. Aus dieser Ehe stammte der spätere Friedrich Barbarossa.

Konrad erbte nur einen kleinern Theil der väterlichen Güter, führte aber auch den Titel Herzog. Die beiden Brüder zählten zu den bedeutendsten Anhängern Kaiser Heinrich's V.[3]) und bei seinem Tode hatte Herzog Friedrich II. von Schwaben die größte Aussicht, zum König gewählt zu werden. Durch eine Intrigue siegte aber die kirchliche Partei, welche Lothar von Sachsen wählte, und dieser sicherte seine Krone, indem er den Herzog Heinrich von Baiern auf seine Seite zog und dem Sohne und Nachfolger desselben, Heinrich dem Stolzen, seine Tochter Gertrud verlobte. Sie war sein einziges Kind und brachte ihrem Gemahle ein reiches Erbe und die Anwartschaft auf die Nachfolge im Reiche zu. Zur Zeit der Wahl war Konrad auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem. Bei der Rückkehr fand er sein Geschlecht um die große Hoffnung betrogen, und der Gegner, der die Krone gewonnen hatte, suchte demselben auch einen bedeutenden Theil der Güter zu entziehen, auf welche die Staufer als Erben der Salier Anspruch hatten. In dem Verlaufe des daraus entstehenden Kampfes stellte die Staufische Partei 1127 Konrad als Gegenkönig auf. Bis 1135 behauptete er sich und als er sich endlich (auf einem Hoftage zu Mühlhausen) unterwarf, zeichnete ihn Lothar durch mancherlei Gnaden und Ehren aus. Durch Vermählung mit der Tochter des reichbegüterten Grafen von Sulzbach verstärkte Konrad dann noch seine Macht, und als Lothar im December 1137 starb, zählte Konrad zu den bekanntesten und hervorragendsten Fürsten des Reichs. Indessen schien er keine Aussicht zu haben, jetzt König zu werden. Man erwartete, daß Lothar's Schwiegersohn Heinrich der Stolze gewählt werde, der die Herzogthümer Baiern und Sachsen nebst der Markgrafschaft Tuscien besaß und Proben von ausgezeichneter Kraft und Klugheit gegeben hatte. Allein sein herrisches Wesen hatte ihm viele Feinde erregt und die Ausbreitung seiner Macht die Interessen manches tüchtigen Mannes verletzt. So trat ihm in Sachsen Albrecht der Bär entgegen, und während die Wahlversammlung auf das Pfingstfest (22. Mai 1138) nach Mainz angesetzt war, versammelte der herrschsüchtige und intriguante Albero von Trier zahlreiche Gegner Heinrich's am 10. März in Koblenz und bewog sie, Herzog Konrad von Staufen zum König zu wählen. Albero war ein Anhänger der päpstlichen Partei und ward von dem päpstlichen Legaten unterstützt, aber der reinste Vertreter dieser Partei, Konrad von Salzburg, stand auf Heinrich's Seite. Mit Recht erklärten die Gegner die Wahl für ungültig, allein der päpstliche Legat Dietwin krönte Konrad bereits am 13. März in Aachen, und Ostern (Anfang April) feierte der König in Köln in der Mitte einer zahlreichen Schar von geistlichen und weltlichen Fürsten. Auf das Pfingstfest (22. Mai) lud er dann alle Großen zur Huldigung nach Bamberg und nur wenige blieben aus. Diese lud er noch einmal nach Regensburg, der Hauptstadt Baierns. Hier unterwarf sich namentlich Konrad von Salzburg, der tonangebende Mann unter den Geistlichen Baierns. Dafür erließ ihm Konrad die Huldigung und begnügte sich mit einer einfachen Erklärung des Gehorsams. Es war das keine Schwäche. Der Bischof gehörte jener extremen Richtung an, welche glaubte, einem Laien dürfe ein Bischof keinen Eid leisten, und eine Beseitigung des hervorragenden Mannes hätte endlose Schwierigkeiten heraufgeführt, zumal bereits Lothar die gleiche Nachsicht geübt hatte. In Regensburg erschien auch Herzog Heinrich und lieferte die Reichskleinodien aus, forderte aber die Zusicherung, daß ihm die beiden Herzogthümer belassen würden. Konrad gab ausweichende Antwort, und an dem für diese Frage neu berufenen Tage verschärfte sich der Conflict so, daß Konrad den Ort verließ und von Würzburg aus Heinrich in die Acht erklärte. Zugleich verlieh er das Herzogthum Sachsen an Albrecht den Bären. Damit begann der Bürgerkrieg, der mit kurzen Unterbrechungen die ganze Regierung Konrad's erfüllt hat und vorzugsweise die Schuld trägt, daß sie so unglücklich verlief.

Bis zum Frankfurter Frieden. In Sachsen gewann Albrecht der Bär mit Konrad's Hülfe im J. 1138 das Uebergewicht, konnte sich aber nicht behaupten, als Heinrich in Sachsen erschien. Nun verlieh Konrad auch Baiern und zwar an seinen Halbbruder, den Markgrafen Leopold von Oesterreich (1139). Die meisten Vasallen Baierns huldigten ihm, aber Heinrich's Bruder Welf, der im Grenzgebiete von Schwaben und Baiern

---

3) Gegen ihn standen sie einmal in dem Würzburger Bischofsstreite 1121. Stälin II, 49.

große Besitzungen hatte, keinem dieser Herzoge pflichtig war und selbst den Titel Herzog führte, suchte seinem Hause Baiern zu erhalten und konnte nicht unterworfen werden. Auch Konrad's Feldzug gegen Sachsen endete mit einem Waffenstillstande. Auf einem Tage zu Worms sollte der Streit ausgetragen werden, aber ehe er zusammentrat, starb Heinrich der Stolze plötzlich im October 1139. Trotzdem weigerte sich die Mehrzahl der sächsischen Fürsten, Albrecht den Bären als Herzog anzuerkennen, und hielt zu Heinrich dem Löwen, der damals zehn Jahre alt und von dem Vater ihrer Hut empfohlen war. Konrad's Kräfte wurden unterdessen von Baiern und Lothringen beschäftigt. In Baiern zwang er das feste Weinsberg[4]) nach längerer Belagerung und in Lothringen setzte er in einem wichtigen Falle (Besetzung des Herzogthums Nieder-Lothringen) seinen Willen durch. Nun gelang es ihm auch, die Welfen zu beruhigen. Albrecht der Bär gab seinen Anspruch auf Sachsen auf, wo die Partei des jungen Heinrich doch zu mächtig war, und Heinrich der Löwe verzichtete auf Baiern. Die Versöhnung wurde dann dadurch befestigt, daß Heinrich's des Stolzen Witwe dem Markgrafen Heinrich Jasomirgott, Konrad's Halbbruder, die Hand reichte. Konrad hatte ihn nach Luitpold's Tode mit Oesterreich, aber nicht zugleich mit Baiern belehnt und die Welfen konnten hoffen, daß auch dieses Herzogthum ihrem Hause zurückgegeben werde. Im Mai 1142 wurde dieses Friedensfest in Frankfurt gefeiert. In dieser Zeit traf Konrad der Hülferuf des Böhmenherzogs, seines Schwagers, der von den Großen vertrieben war. Das gab Konrad Anlaß zu seiner glücklichsten Unternehmung. Der Böhmenherzog versprach die Kosten „der raissa" zu decken, und nun eilte Konrad so schnell herbei, daß die Aufständischen überrascht waren und sich ohne Kampf unterwarfen. Triumphirend zog Konrad in Prag ein.

Unterdessen hatte Roger von Sicilien die von Kaiser Lothar und dem Papste in Unteritalien aufgerichtete Ordnung der Dinge umgestoßen. Der Bann schreckte ihn nicht, und als der Papst nun die Waffen ergriff, wurde er geschlagen und gefangen. Um sich zu befreien, löste er Roger von dem kurz vorher an der Spitze eines großen Concils ausgesprochenen Banne und belehnte ihn mit dem Königreiche Sicilien sowie seine Söhne mit Capua und Apulien (27. Juli 1139). Er scheute sich nicht, den Kirchenbann so unzweideutig als eine politische Maßregel zu behandeln, und zugleich verletzte er dadurch die Rechte des Reichs.[5])

V o m F r a n k f u r t e r F r i e d e n b i s z u m K r e u z z u g 1142—1146. Etwa ein Jahr lang herrschte dann Frieden in größern Theilen von Deutschland, namentlich in Sachsen. Die Colonisation Holsteins ward wieder aufgenommen, Lübeck gegründet und Vicelin, der Apostel dieser Lande, baute die zerstörten Kirchen wieder auf und versorgte sie mit Geistlichen. Anfang 1143 kam König Konrad ins Land, hielt Hoftage in Goslar, Hildesheim, Braunschweig und ließ die Partei Heinrich's des Löwen in treuer Ausführung des Frankfurter Friedens ganz und gar zur Herrschaft kommen. Nichts ist ungerechter als der Vorwurf, daß er Deutschland durch hartnäckige Verfolgung der Welfen ins Unglück gebracht habe.

Aber um diese Zeit erneuerte Herzog Welf den Kampf[6]) und der junge Sohn Friedrich's von Schwaben, der spätere König Friedrich I., war mit ihm verbündet. Konrad behielt trotzdem die Oberhand, zog auch den jungen Friedrich wieder auf seine Seite, aber Welf trat nun mit Ungarn und mit Roger von Sicilien in Verbindung, dem alles daran lag, Konrad's Römerzug zu verhindern. Dazu kam 1145 eine verwüstende Fehde des Bischofs von Regensburg im Bunde mit dem Markgrafen von Steier gegen Konrad's Bruder Heinrich von Oesterreich und Baiern, die sich bis Mitte 1146 hinzog, und ein Einfall der Ungarn in Oesterreich (Herbst 1146). Konrad konnte nicht helfen, da er durch einen Feldzug gegen Polen beschäftigt war. Sein Schwager war aus dem Lande getrieben, Konrad wollte ihn zurückführen und die Oberhoheit des Reichs zur Geltung bringen. Indessen zeigte sich sein Heer zu schwach und er mußte sich mit einer scheinbaren Unterwerfung der Polen begnügen, aber bis in seine letzten Tage trug er sich mit dem Gedanken, den Versuch wieder aufzunehmen. Er kam nicht dazu, auch der Papst erschwerte es ihm, indem er über den vertriebenen Polenherzog und seine Gemahlin (Konrad's Schwester) den Bann aussprach. Sorgen und Mühen bereiteten dem Könige ferner die aus dem Streite um die Abtei St.-Maximin entsponnene Fehde, welche erst 1146 beigelegt wurde, sodann die Zustände des Klosters Korvei und andere ähnliche Geschäfte, ganz vorzugsweise aber die Dinge, welche damals in Sachsen vorgingen. Es sind dies die Jahre, in denen Heinrich der Löwe selbständig aufzutreten begann und gleich mit einer ungewöhnlichen Kraft und rücksichtslosen Selbstsucht. Der letzte Mann aus der Familie der Grafen von Stade war Hartwich, der spätere Erzbischof, damals Dompropst von Bremen. Um beim Tode seines kinderlosen Bruders Rudolf nicht blos die Erbgüter, sondern auch die Grafschaft Stade zu erhalten, welche dieser von der Bremer

4) Ueber die Sage von den Weibern von Weinsberg vgl. B e r n h e i m, Forschungen zur deutschen Geschichte XV, 239. In einem andern Falle zeigte sich das Uebergewicht des Papstes. Konrad hatte die Abtei St.-Maximin dem Albero von Trier zugesprochen. Die Mönche erwirkten in Rom eine Bulle, daß die Abtei unabhängig sei, und da sich Albero nicht fügte, so wurde er seines Amtes vorläufig enthoben. Als er sich nun aber Roms Autorität unterwarf, erreichte er eine entgegengesetzte Entscheidung des Papstes (December 1140). In einem und demselben Jahre hatte Rom für und wider entschieden und es ist begreiflich, daß sich nun die Mönche widersetzten. Dazu kam ein langwieriger Kampf des Erzbischofs mit dem Vogte des Klosters, dem Grafen von Namur. Erst 1147 konnte Konrad diese Fehde beenden.

5) Der Brief Bernhard's von Clairvaux Nr. 183 scheint eine Antwort auf eine Klage Konrad's über dieses Vorgehen des Papstes zu sein und ist dann ein charakteristisches Zeugniß für den schrankenlosen Hochmuth dieser von der Zeitströmung getragenen Partei. 6) Ob vor oder nach der Verleihung Baierns an den Babenberger ist nicht zu sagen, doch auch im ersten Falle ist der Anspruch auf Baiern als Ursache zu betrachten.

Kirche zu Lehn trug, hatte Hartwich seine Erbgüter der Bremer Kirche geschenkt gegen das Versprechen, dereinst mit der Grafschaft Stade belehnt zu werden. Rudolf starb 1144, und nun erhob Heinrich der Löwe Einsprache gegen die Verleihung der Grafschaft Stade an Hartwich, indem er behauptete, diese sei vorher ihm selbst versprochen. Auf einem Tage zu Magdeburg (Ende 1144) entschied Konrad für Hartwich, ließ sich dann aber bestimmen, wie das die Kaiser öfter thaten, die Sache noch von einem andern Fürstengerichte prüfen zu lassen. In der Verhandlung vor demselben fiel Heinrich der Löwe plötzlich über den Erzbischof von Bremen her und nahm ihn gefangen. Der Erzbischof und sein Dompropst mußten sich fügen, Heinrich erhielt die Grafschaften zu Lehn, darunter Dietmarschen, und 1148 halfen sie ihm sogar dies widerstrebende Gebiet unterwerfen. Für Sachsen war Konrad fortan nicht mehr vorhanden, da schaltete Heinrich der Löwe wie ein König. Es ist sehr bezeichnend für die Stellung des Papstes zu dem Königthume, daß er selbst bei dieser Gelegenheit den doch von der päpstlichen Partei gewählten und wegen seiner Ergebenheit gerühmten König nicht durch die Waffen des Bannes unterstützte. Heinrich der Löwe hatte an hochgestellten Geistlichen unerhörten Frevel geübt und wurde nicht gebannt, während Konrad's Anhänger in der Regensburger Fehde und in Polen wegen viel alltäglicherer Dinge gebannt waren. Vielmehr unterstützte der Papst Heinrich den Löwen in einem bald darauf ausbrechenden Streite mit dem 1149 zum Erzbischof von Bremen erhobenen Dompropste Hartwich.

Provence, Burgund, Italien. Hier und da riefen auch die Parteien, welche sich in der Provence, Burgund und Italien bekämpften, Konrad's Entscheidung an und er griff auch ein, aber eine wirkliche Gewalt besaß er in diesen Gebieten nicht. In Italien waren trostlose Zustände, alle Theile wurden von Fehden zerrissen und nicht zum wenigsten Rom selbst. Bis 1138 (Mai) bekämpften sich die Gegenpäpste und als das Schisma aufhörte, da folgte 1139 der unglückliche Kampf des Papstes mit Roger von Sicilien, und 1143 erhoben sich die Römer gegen die weltliche Herrschaft des Papstes und übertrugen sie dem neueingerichteten Senate. In den Aufruhr mischte sich die Sehnsucht, die Herrlichkeit des alten Rom zu erneuern und zugleich eine theologische Strömung, welche in dem weltlichen Glanze der Kirche die Quelle ihrer Schäden erblickte. Am 15. Febr. 1145 wurde Papst Lucius II. im Kampfe erschlagen, als er den Senat mit Gewalt zu unterwerfen suchte. Sein Nachfolger Eugen III. entfloh aus Rom und gleichzeitig trat hier Arnold von Brescia auf. Er war der Schüler Abälard's. Einige Lehren desselben waren auf zwei französischen Synoden verdammt, aber er hatte sich unterworfen und war 1142 gestorben. Auch wurde Arnold nicht eigentlich wegen dieser Sätze verfolgt, aber jener Streit hat den neuen Conflict geschürt. Selbst der leidenschaftliche Gegner Bernhard von Clairvaux rühmte die Strenge von Arnold's Wandel und die „Honigsüße seiner Rede". und theoretisch stand er auch seinen Reformideen nicht so fern. In den Büchern De consideratione stellte er von der Kirche ein ähnliches Ideal auf, wie es Arnold vorschwebte, nur daß er nicht zu den praktischen Consequenzen schritt, nämlich zu der Forderung, daß die Kirche Eigenthum und Hoheitsrechte an die weltlichen Gewalten zurückgeben sollte. Aber gerade bei solcher Verwandtschaft und solchem Gegensatze entsteht in Zeiten reformatorischer Bewegung der furchtbarste Haß, und Bernhard von Clairvaux deutete dem Arnold jede Tugend zum Laster. Er beherrschte aber die Geister in Deutschland wie in Frankreich, namentlich auch alle die Männer, welche wie Wibold von Stablo des Kaisers Ohr hatten. So war von vornherein jede Möglichkeit abgeschnitten, daß Konrad die Arnoldisten hätte benutzen können, um den Papst in die alten Schranken zurückzuweisen. Briefe und Gesandtschaften des römischen Senats forderten ihn wiederholt auf, die Rechte zurückzunehmen, welche die Päpste dem Reiche entrissen hätten, namentlich den maßgebenden Einfluß auf die Papstwahl. Bis auf Gregor VII. habe sine imperatoris jussione ac dispositione kein Papst ordinirt werden dürfen. Auch die reichsverrätherische Verbindung des Papstes mit Roger von Sicilien deckten sie auf. Konrad antwortete nicht einmal auf ihre Anträge, erst am Ende seiner Regierung (1151) ging er auf diese Unterhandlungen ein, aber auch dann mit großer Zurückhaltung. Desto eifriger suchte er eine Verbindung mit dem griechischen Kaiser gegen Roger.

In diesen Verhandlungen erhoben die Griechen den alten Anspruch eines Vorrangs und weigerten Konrad kaiserliche Ehren [7]), aber Konrad blieb fest und setzte durch, daß er als Kaiser und damit zugleich als rechtmäßiger Herr von Italien anerkannt ward.

Der Kreuzzug. Die auf dem ersten Kreuzzuge im heiligen Lande gegründeten Staaten der Lateiner waren durch Fehden unter sich und durch die Angriffe der Griechen, welche ihre Ansprüche auf dieses Gebiet nicht aufgeben konnten, geschwächt, und im December 1144 entriß ihnen der seldschukische Statthalter von Mossul das feste Edessa. Nun kamen Boten nach Europa, welche Hülfe suchten und die Sache so darstellten, als drohe auch schon Jerusalem Gefahr. Indeß waren das doch nur die Stimmen Einzelner. Das Unglück rief keine allgemeine Bewegung unter den Christen im heiligen Lande hervor. Es kam nicht zu einem Bunde, nicht einmal zu einer gemeinsamen Botschaft nach Europa. [8]) Auch der griechische Kaiser hielt sich zurück. Im Abendlande waren dagegen Hunderttausende, welche sich freuten, in solcher Weise für ihr Seelenheil zu sorgen, vor allen König Ludwig von Frankreich. Eine Weissagung wurde verbreitet, er werde Konstantinopel erobern und wie Cyrus und Alexander den Erdkreis beherrschen. Papst Eugen bestärkte ihn in dem Entschlusse, rief durch eine Bulle [9]), welche den

7) Kap-Herr, Die abendländische Politik Kaiser Manuel's, Straßburger Dissertation 1881. 8) Der Text gibt meine Stellung zu dem Gegensatze von Sybel, Kleine histor. Schriften I, 413 fg. und Kugler, Studien 83. 9) Sie ist zuerst am 1. Dec. 1145 und noch einmal im März 1146 erlassen; ob der Entschluß Ludwig's erst durch dieselbe veranlaßt wurde, läßt sich nicht bestimmt sagen.

Kreuzfahrern erhebliche Vermögensvortheile zum Schaden der Zurückbleibenden zusicherte[10]), das Volk von Frankreich zu dem heiligen Kriege auf und ertheilte endlich dem heiligen Bernhard von Clairvaux den Auftrag, das Kreuz zu predigen. Dieser entzündete in Frankreich eine unbeschreibliche Bewegung und predigte dann auch in Deutschland, wo die Bewegung ebenfalls schon begonnen hatte und zu einer abscheulichen Judenverfolgung misleitet war. Vergeblich bemühten sich König Konrad und die Bischöfe, den Fanatismus des Volks zu bändigen — dem Ansehen des heiligen Bernhard gelang es. Glänzender hatte sich die Kraft seiner Rede und der heiligen Verehrung, welche man ihm darbrachte, noch nie bewährt. Allgemein galt er als Wunderthäter, und seine Kreuzpredigt hatte einen ungeheuern Erfolg. Vor allem suchte er den König zu gewinnen, aber Konrad wies ihn entschieden zurück. Die Lage Deutschlands verbot es und ebenso die Rücksicht auf Kaiser Manuel. Zur Befestigung ihres Bundes war eben die Vermählung Manuel's mit Konrad's Schwägerin vollzogen und es sollte nun der Angriff auf Roger von Sicilien erfolgen. Der Kreuzzug mußte dagegen dem griechischen Staate schwere Opfer auferlegen und unberechenbare Gefahren bereiten. Allein die Bewegung schien alle Verhältnisse umzugestalten. Die Fürsten und Ritter nahmen so zahlreich das Kreuz, daß „plötzlich Ruhe eintrat in dem waffendurchtobten Abendlande und es fast für Unrecht galt, öffentlich Waffen zu tragen". (Otto Fris. Gesta I, 42.) Selbst Scharen von Räubern stellten ihr böses Gewerbe ein um mitzuziehen. Mit großem Geschick benutzte der heilige Bernhard die Macht dieser Stimmung und auf dem Reichstage zu Speier gelang es ihm, durch eine feurige, vor allem Volke direct an Konrad gerichtete Ansprache ihn bis zu Thränen zu rühren und so zu drängen, daß er ausrief: „Ich bin bereit Gott zu dienen, die Mahnung ging von ihm selber aus." Unter dem Jubel der Menge trat Konrad vor den Altar und empfing von dem heil. Bernhard Kreuz und Fahne. Herzog Welf hatte schon vorher das Kreuz genommen und Heinrich der Löwe, der damals Ansprüche auf Baiern geltend zu machen begann, versprach, dieselben bis nach Konrad's Rückkehr ruhen zu lassen. Der Kampf gegen die Ungläubigen war der herrschende Gedanke des Tages. Eine Schar deutscher Wallfahrer, die den Weg zur See nahm, landete in Portugal und half Lissabon den Mohammedanern entreißen, und die sächsischen Fürsten, welche zurückblieben, gelobten einen Kreuzzug gegen die Wenden.

Ostern 1147 brach Konrad mit gegen 70,000 Rittern und einer zahllosen Menge geringern Volks von Regensburg auf. In Ungarn und im griechischen Reiche hatte er eine wirkliche Leitung dieser Massen, und es ist dies ein großes Zeugniß für seine Kraft und sein Geschick. Auch halfen ihm seine nahen Beziehungen zu Kaiser Manuel über die Zerwürfnisse hinweg, welche durch die bei solchen Massen unvermeidlichen Zügellosigkeiten mancher Haufen veranlaßt wurden. In Asien erkannte Konrad aber, daß es unmöglich sei, mit diesen Massen zum Ziel zu gelangen, und er faßte den Plan, aus den wohlgerüsteten Rittern ein schlagfertiges Heer zu bilden. Wie der Plan im einzelnen gedacht war, das ist nicht bekannt, denn Konrad wurde durch eine stürmische Bewegung der Menge an der Ausführung gehindert. Damit war das Schicksal des Zuges entschieden. Nach unendlichen Verlusten mußte Konrad nach Nicäa zurück, von dort suchten noch viele wieder in die Heimat zu entkommen und der Rest des Heeres war so schwach, daß man das nachrückende französische Heer erwarten mußte. Es war das für Konrad im hohen Grade peinlich. Man zog den Küstenweg. In Ephesus erhielt Konrad (1147 Weihnachten) eine Einladung Kaiser Manuel's, in Constantinopel erst seine erschütterte Gesundheit wieder zu kräftigen; er ward von dem Kaiser und der Kaiserin selbst abgeholt und blieb daselbst bis März 1148. Dann fuhr er auf griechischen Schiffen nach Syrien. Auch das französische Heer war unterdeß vernichtet worden, und dabei unterhielt König Ludwig mit Roger von Sicilien, der damals die griechischen Inseln und Küsten anfiel, so nahe Beziehungen, daß Kaiser Manuel die Franzosen als Feinde behandeln mußte.

Klägliche Reste der Heere fanden sich schließlich in Syrien zusammen, aber bei der Tapferkeit der Ritter hätte auch dieser Haufe noch etwas leisten können — allein die Intriguen der Fürsten von Jerusalem, Antiochien u. s. w. und die Zwistigkeiten unter so vielen hochgestellten und anspruchsvollen deutschen und französischen Herren vereitelten alles. Konrad war von Mitte April bis zum 8. Sept. 1148 in Syrien. In Jerusalem wurde ihm ein feierlicher Empfang bereitet, vor Damascus hatte er einen ruhmvollen Kampf, und so mag ihm noch die eine und andere Stunde beschert gewesen sein, wo er sich gehoben oder tüchtig wirksam fühlte — aber im ganzen war es eine Zeit, die ihm Ekel und Abscheu erregen mußte vor all den hochtönenden Worten der Begeisterung, mit denen der Zug in Bewegung gesetzt war. Doch hatten solche Gefühle, wenn sie in ihm erwachten, wenigstens keine Dauer. Mit Worten stiller Resignation[11]) bestieg er das Schiff, das ihn zurückführen sollte. Das wichtigste Ergebniß für ihn war ein klarer Einblick in das Intriguengewebe der französisch-normannischen Politik, und das war um so wichtiger, weil sich die Curie jetzt dieser Gruppe näherte und nun kirchliche Interessen vorgeschoben wurden, um Konrad jener Politik dienstbar zu machen. In Thessalonich wurde er bei der Landung von Kaiser Manuel empfangen und da er wieder erkrankte,

---

10) Otto Fris. Chron. I, 35. Es ward nicht beachtet, daß der Papst dazu keine Berechtigung besaß, und indem der König die Verbreitung zuließ, wurde es Recht.

11) Brief an Wibald (Jaffé, Bibl. I, p. 225, No. 144): peractis omnibus, quae in partibus illis vel Deus voluit vel homines terrae permiserunt, und dann erzählt er, wie vor Damascus und vor Ascalon aller Erfolg durch Verrath vereitelt ward: in indignationem pariter et in dolorem conversi infecto negotio redierunt... secundo ab eis delusi...

blieb er bis zum Februar 1149 in Constantinopel. Die beiden Kaiser schlossen ein Bündniß zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind Roger von Sicilien[12]) und Konrad wollte den Kampf gleich von Italien aus beginnen, ohne erst nach Deutschland zu gehen. Allein da Herzog Welf von Roger große Geldzahlungen empfangen und den Aufstand erneuert hatte, so eilte er erst nach Deutschland. Dort erkrankte er abermals, aber sein junger Sohn Heinrich besiegte unterdeß (Februar 1150) Herzog Welf.[13]) Auf Rath Friedrich Barbarossa's gewährte Konrad dem Besiegten noch einmal Gnade und fortan hielt Welf auch Ruhe.

Um diese Zeit versuchte die Curie, Konrad von seinem Bündnisse mit Manuel abzuziehen, und der heilige Bernhard selbst gab sich dazu her, dieser politischen Intrigue als Werkzeug zu dienen, ebenso Otto von Freisingen (Jaffé, Ep. 252) und der einflußreiche Peter von Cluny. Dazu kam, daß sich gleichzeitig in Frankreich eine neue Kreuzzugsbewegung erhob, welche allen Einreden Konrad's entgegengehalten werden konnte. Der Abt Wibald, Konrad's regelmäßiger Gehülfe in diplomatischen Fragen, ging auf die von dem päpstlichen Legaten Dietwin gestellten Forderungen wenigstens so weit ein, daß er dem Könige und seiner Umgebung auseinandersetzte, welch Unrecht es sei, dem Willen und Interesse des Papstes entgegenzutreten; über die besondern Pläne zu Gunsten Roger's müsse man jedoch erst noch bestimmtere Erklärungen des Papstes einholen. Aber Konrad blieb fest und dadurch gewann er einen entscheidenden diplomatischen Sieg. Die Curie gerieth nämlich unterdeß selbst wieder in Conflicte mit Roger und erklärte nun, der Legat und der heilige Bernhard hätten nicht im Sinne des Papstes gehandelt. Auch der neue französische Kreuzzug unterblieb.

Deutschland während und nach dem Kreuzzuge. Für Konrad's Abwesenheit hatte eine Vertretung bestellt werden müssen und es gelang dem Könige bei dieser Gelegenheit, die Wahl seines erst zehnjährigen Sohnes Heinrich zum Nachfolger durchzusetzen. So brachte der Kreuzzug dem Reiche wenigstens den Segen der Rückkehr zu der gesunden Nachfolgeordnung der salischen Zeit. Der Erzbischof von Mainz und Abt Wibald sollten den jungen König leiten, aber bald trat ihr Einfluß zurück vor dem ihres Herrn, des Papstes. Aus Rom war er vertrieben, als Flüchtling suchte er Schutz in Frankreich und Deutschland, aber er gebot in diesen Landen mehr oder weniger als Regent. Vom 30. Nov. 1147 bis Mitte Februar 1148 hielt er in Trier einen glänzenden Hof, der die Lande schwer drückte (Wibald's Briefe passim). Fremde entschieden da über die wichtigsten deutschen Angelegenheiten. In den Vorzimmern des Papstes mußten die Boten der Reichsfürsten von früh bis Abend auf die Vorlassung warten (ep. 46). Es gelang dem Papste, einige Fehden zu beenden, aber sein Verfahren in den Angelegenheiten des Klosters Fulda und der Erzbischöfe von Köln und Mainz schädigte das Ansehen der königlichen Gewalt und erschütterte die Grundlage der Ordnung im Reiche. Auch dem päpstlichen Ansehen wurde damit nur scheinbar gedient. Aus den Kreisen, welche im Kampfe gegen das Investiturrecht der Könige ihr Blut vergossen hatten, kam jetzt die Klage, der Kampf sei unnütz gewesen, der Papst beschränke die Freiheit der Wahl mehr als ehedem der Kaiser, satius fuisse regiam vim quam pontificalem sustinere (Jaffé I, 218). Bei der Fülle von verwickelten Streitfragen war es dem Papste unmöglich, eine sachliche Prüfung vorzunehmen; nach dem augenblicklichen Stande der Stimmungen und Interessen wurde entschieden.

Der Norden Deutschlands erfuhr von dieser Reichsregierung wenig. Das wichtigste Ereigniß war hier der Wendenkreuzzug. Bisher hatte man die Slawen nur unterworfen und die Bekehrung der Predigt überlassen. Jetzt sollten sie sich bekehren oder ausgerottet werden. Der Eifer Bernhard's von Clairvaux hatte die klugen Fürsten Heinrich den Löwen, Adolf von Schauenburg u. s. w. zu einem Gelübde fortgerissen, das sie bei ruhiger Erwägung verwerfen mußten. Nonne terra, quam devastamus, terra nostra est? fragte man in ihrem Kreise, und Adolf von Schauenburg mußte verstummen, als ihn ein befreundeter Wendenfürst an ihr altes Verhältniß erinnerte. So geschah denn alles halb und das Ergebniß war nur eine schauderhafte Verwüstung des Landes (ep. 150) und eine Unterbrechung der im stetigen Fortschritte begriffenen Germanisirung des Landes.

Manche Fehde erfüllte Sachsen, aber was auch hier gewonnen und verloren ward, inmitten derselben befestigte sich mit jedem Jahre mehr das Ansehen Heinrich's des Löwen. Nec Caesar nec Archiepiscopus (von Bremen) possit iuvare causam vestram domino meo obnitente. Deus enim dedit ei universam terram, sagte einer seiner Ministerialen zu dem heil. Vicelin, der sich von Heinrich nicht glaubte investiren lassen zu dürfen. Erzbischof Hartwich von Bremen war der bedeutendste Gegner Heinrich's. Er war erfüllt von dem Gedanken, seiner Kirche die ihr einst zustehende Gewalt über alle nordischen und wendischen Kirchen wieder zu gewinnen. Aber er hatte keinen Erfolg. Beim Papst wurde er abgewiesen, als er den Primat über die schwedischen und dänischen Lande zurückforderte, und der Herzog Heinrich unterwarf die Bisthümer in dem neubekehrten Wendenlande seiner Investitur. Gestützt auf solche Erfolge forderte Heinrich im J. 1150 von Konrad die vor dem Kreuzzuge zugesagte Prüfung seiner Ansprüche auf Baiern, d. h. die Rückgabe des Herzogthums Baiern. Konrad hielt ihn hin und gewann die Zeit, einen Aufruhr in Baiern zu strafen, die Utrechter zur Annahme des von ihm gewählten Bischofs zu zwingen, und andere Geschäfte zu erledigen. In dieser Zeit starb ihm sein hoffnungsvoller Sohn Heinrich, während gerade über seine Verlobung mit einer griechischen Prinzessin verhandelt wurde, um das Bündniß der beiden Staaten noch weiter zu befestigen. Unerschüttert wollte Konrad — seit 1146 war er

12) Kap-Herr a. a. O. S. 32. 13) Konrad berichtet selbst darüber in einem Briefe an die Kaiserin Irene, Jaffe, Ep. 243.

Witwer — nun selbst eine griechische Prinzessin heirathen, denn das griechische Bündniß und der Kampf gegen den Normannen bildeten den Mittelpunkt seiner Politik. Aber Heinrich der Löwe hinderte ihn. Statt sich zu dem Verhandlungstermine zu stellen, kam Heinrich 1151 mit einem Heere nach Baiern. Durch einen Vertrag gewann Konrad Zeit und benutzte sie, um gegen Heinrich, der sich schon des Erfolges sicher fühlte, seine alten Gegner in Sachsen aufzurufen (epp. 319 und 339). Heinrich sollte in Schwaben festgehalten werden, bis sein Anhang in Sachsen überwältigt war. Die Sache schien zu glücken, da entwich Heinrich in einer Verkleidung und kam nach Braunschweig. Nun wagten sich seine Gegner nicht hervor und Konrad mußte aus Sachsen weichen. Es war eine harte Niederlage und schwer mußte der Gedanke der Zukunft auf dem Könige liegen, als er bald darauf in Bamberg erkrankte. Wie er nun den Tod nahe fühlte, da sammelte er seine Kraft, um dem Reiche noch einen letzten Dienst zu leisten, indem er den Fürsten empfahl, nicht seinen kleinen Sohn zum Nachfolger zu wählen, sondern den kräftigen Friedrich von Schwaben. Ihm übergab er auch die Reichskleinodien und die Vormundschaft über seinen Sohn. Dieser letzte Act seines Regiments wiegt manchen Fehltritt auf. Er starb am 15. Febr. 1152.

Rückblick und Charakteristik. Konrad war ein tüchtiger und in allen Kämpfen und Fährlichkeiten erfahrener Mann. Sogar die Schrecken des Bannes hat er jahrelang getragen. Dabei besaß er etwas Frisches und Gewinnendes. Den alten Gegner Welf behandelte er auf dem Kreuzzuge, als sei nichts vorgefallen, nannte ihn stets seinen Kameraden und half ihm in jeder Bedrängniß. Als die Volksmenge im Dome zu Frankfurt den heiligen Bernhard aus Bewunderung gar zu sehr bedrängte, da hob er ihn mit starker Hand in die Höhe und trug ihn auf seinen Armen aus dem Gedränge. Einem übereifrigen Anhänger hielt er eigenhändig den Mund zu, als derselbe durch Heftigkeit einen Gegner in dem Augenblicke zu beleidigen drohte, da Konrad ihn durch Freundlichkeit auf seine Seite zog. So bewahrt auch die bald nach seinem Tode aufgezeichnete Sage von den Weibern von Weinsberg sein Bild, indem sie ihn sagen läßt: „An einem Königsworte soll man nicht deuteln." Im Kriege war er rüstig. Unter den zahlreichen Helden, die vor Damascus versammelt waren, ragte seine Tapferkeit noch hervor und der rasche Feldzug gegen Böhmen sowie die Thatsache, daß er die ungeheuern Massen der Kreuzfahrer auf dem schwierigen Marsche durch Ungarn und das griechische Reich zusammenzuhalten wußte, zeigen, daß es ihm auch nicht an Feldherrngaben fehlte.[14]) Auch was wir von seinen diplomatischen Verhandlungen erfahren, macht einen günstigen Eindruck. Die kräftigen Kaiser, welche damals auf dem griechischen Throne saßen, nöthigte er zur Anerkennung seiner gleichberechtigten Stellung und seiner Ansprüche auf Italien und mitten unter schweren Verwickelungen aller Art schlug er den Angriff ab, den die Curie gegen sein mit den Griechen abgeschlossenes Bündniß unternahm. Im J. 1149 schreibt (ep. 195 cf. 226) Abt Wibald einmal: „Der König ist aus Syrien verändert zurückgekommen, er ist ernst und streng, ein Liebhaber der Gerechtigkeit und eifriger Richter." Man darf daraus jedoch nicht entnehmen, daß Konrad vorher träge und weich war, sondern nur, daß er nicht in dem Maße thätig und kräftig war wie nach den schweren Erfahrungen im Orient. Im ganzen betrachtet, gewinnt man aus dem reich erhaltenen Briefwechsel der Zeit keineswegs den Eindruck, als sei Konrad schwach gewesen und habe es an sich fehlen lassen. Auch die Wahl seiner Räthe und sein Verhältniß zu ihnen kann man nicht tadeln. Wol die erste Stelle nahm der Abt Wibald ein, der schon bei Lothar viel gegolten hatte und unter Friedrich Barbarossa ebenfalls in hohem Ansehen stand (ep. 411). Er war ein gelehrter und in hohem Maße gewandter Mann. Nun mußte Konrad seinen Räthen und seinem Kanzler schon deshalb großen Einfluß gestatten, weil er nicht selbst zu lesen verstand und sich die eingehenden Schreiben übersetzen ließ (ep. 182). Allein trotzdem blieb Wibald immer in der Rolle des Dieners.[15]) Konrad ließ sich von ihm nicht beherrschen und ebenso wenig von seinem Kanzler Arnold, dem späteren Erzbischofe von Köln. Aus dem J. 1150 ist uns eine vertrauliche Correspondenz dieser beiden Räthe erhalten, die deutlich zeigt, wie viel Konrad von diesen besonders geehrten Dienern forderte und wie schwer sie sich seinem Willen entziehen konnten. Einmal klagt Arnold auch, daß Konrad keine Rücksicht nähme auf die seinen Gesandten ertheilte Instruction, man darf nicht vergessen, daß wir nicht wissen, welche Umstände Konrad in diesem Falle nöthigten, seine Politik zu ändern.

Aber bei all diesen vortheilhaften Zügen, die sich von dem Bilde Konrad's auffinden lassen, bleibt doch die Thatsache, daß seine Regierung ohne Glück und Erfolg war. Polen und Ungarn entfremdeten sich dem Reiche, die nordische Kirche wurde der Bremer Kirche und damit dem deutschen Einflusse entzogen, in Sachsen richtete Heinrich der Löwe, in Unteritalien König Roger eine Macht auf, welche dem Könige in diesen Gebieten so gut wie nichts übrigließ. So wird man urtheilen, daß Konrad der Aufgabe nicht gewachsen war, aber man muß auch hinzufügen, daß diese Aufgabe ganz außerordentlich schwierig war. Seine Wahl war eine Ueberrumpelung der Welfischen Partei, nicht ein Sieg über diese Partei. Wie die Verhältnisse lagen, mußte Heinrich der Stolze König werden, kein anderer Fürst konnte ihn durch eigene Macht zum Gehorsam zwingen, auch Konrad nicht, und seine

14) Jaffé, Konrad S. 194, wirft ihm vor, daß er Heinrich den Löwen nicht im offenen Kampfe niederwarf, als dieser 1151 nach Baiern vordrang: wer will heute darüber entscheiden, ob Konrad's Verhalten nicht sehr berechtigt war?

15) In ep. 252 gebraucht Wibald die Wendung homini non federe contracto sed fastu et inobedientia Graecorum aliquantulum corrupto . . . humilitatis et obedientiae bonum instillavimus, die wenig ehrerbietig klingt. Allein als Priester spricht Wibald hier zu dem Priester von dem Laien, daher der väterliche, überlegene Ausdruck.

Wähler bildeten keine zuverlässige Partei. Die meisten fielen ihm zu, weil sie froh waren, dem Regimente Heinrich's zu entgehen, das sie bereits als unabwendbar gefürchtet hatten. So war die Kraft des Königs durch den Kampf mit dem mächtigen Gegner gebunden und das in einem Augenblicke, wo das Königthum durch das Papstthum Verlust um Verlust erlitt. Der Schaden, den die Erhebung Lothar's gegen Heinrich V. und dann sein Regiment in dieser Richtung gebracht hatte, war nicht wieder gut zu machen. Zwar daß er auf wesentliche Bestimmungen des Wormser Concordats verzichtet hätte, ist falsch [16]), aber er duldete wiederholt Verletzungen desselben, acceptirte 1133 eine Urkunde des Papstes, in welcher die durch das Concordat verbürgten Rechte als eine Erlaubniß des Papstes erschienen und in welcher an entscheidenden Stellen Ausdrücke gewählt waren, welche weitern Ansprüchen des Papstes Anhalt gewährten, und bei der zwiespältigen Wahl von Halberstadt 1136 gab er das kaiserliche Recht ganz preis.

Für solchen Fall bestimmte das Concordat, daß der Kaiser cum consilio vel judicio metropolitani et comprovincialium der bessern Wahl (saniori parti) assensum et auxilium praebere, d. h. also, daß er die Wahl entscheide. Lothar (Migne, Patres latini 179 S. 669) bat dagegen erst den Papst, ihm zu gestatten, daß er dies thue, ja er wollte auch dann von diesem Rechte nur nach dem Rathe des Papstes Gebrauch machen und bat, daß ein Legat desselben geschickt werde, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen und dann bei der Entscheidung Lothar's mitzuwirken. Noch bedenklicher war, daß Lothar seine Bitte damit unterstützte, daß er gerade bei dieser Kirche besondere Gründe habe, seinen Einfluß zur Geltung zu bringen. Er vergaß ganz, daß ihm schlechthin das Recht zustand, so zu verfahren und nicht blos in den sächsischen Kirchen wie Halberstadt, sondern in allen Kirchen regni teutonici. Gewiß waren es praktische Gründe, die Lothar bewogen so zu handeln. Die Parteien waren aufgeregt und hatten sich bereits an Rom gewendet — er mußte wünschen, daß seine Entscheidung von Rom in keiner Weise bemängelt werde; allein sein Brief gab der Curie die schärfsten Waffen in die Hand gegen jeden Kaiser, der es wagte, die Position des Wormser Concordats festzuhalten. Dazu kam, daß Lothar dem Papste seine Wahl nicht nur anzeigte, sondern um Bestätigung derselben bat, daß er sich ferner mit den Mathildischen Gütern belehnen ließ und daß er nicht verhinderte, daß im Audienzsaale des Lateran ein Bild aufgestellt ward, welches diese Belehnung darstellte und in der Ueberschrift die Worte trug: der König wird des Papstes Vasall. So weit war die kaiserliche Würde unter Lothar herabgesunken und es wäre nur begreiflich, wenn sein durch innere Unruhen bedrängter Nachfolger noch nachgiebiger gewesen wäre. Allein in diesem wichtigen Punkte war Konrad glücklicher. Er suchte weder für seine Wahl [17]) noch für die seines Sohnes des Papstes Bestätigung nach, schloß mit Constantinopel Verträge über Unteritalien, ohne die Curie, wie sie forderte, zuzuziehen. Verletzungen des Wormser Concordats mußte er allerdings zulassen, sowol der Papst als auch die deutschen Geistlichen setzten sich mehrfach über wesentliche Bestimmungen desselben hinweg, auch nahm Konrad selbst keineswegs die ihm zustehenden Rechte mit unzweideutiger Schärfe in Anspruch, wählte Ausdrücke, durch welche unberechtigte Ansprüche der Curie mehr oder weniger Anerkennung fanden (ep. 340), aber er hielt die Rechte des Königs wenigstens immer noch fester aufrecht als Lothar. So übte er noch am Ende seiner Regierung bei der zwiespältigen Wahl in Utrecht ohne weiteres das ihm nach dem Wormser Concordat zustehende Recht. [18]) Diese Festigkeit ist um so höher anzuschlagen, als Konrad nicht mehr mit den durch das Schisma gebundenen Päpsten zu thun hatte, und was noch wichtiger ist, als damals die mystische Richtung, welche die Kirche über alle weltliche Gewalt erhöhte, in Deutschland noch immer im Steigen war. Der heil. Bernhard beherrschte die Gemüther und dieser schrieb damals: „Beide Schwerter sind in des Papstes Hand, das weltliche wird nutu suo das geistliche manu sua gezückt.“ Die maßgebenden Männer unter der deutschen Geistlichkeit gehörten der gleichen Richtung an. Konrad hätte ein ganz außerordentlicher Mann sein müssen, um in diesem Kreise den Gedanken zu fassen, die durch Lothar dem Königthume verlorenen Rechte in größerem Maße wiederzugewinnen. Und es ist sehr fraglich, ob es ihm gelungen wäre. Als es sein Nachfolger, der große Friedrich Barbarossa, unternahm, da kam ihm schon eine wenn auch schließlich nicht siegreiche Gegenströmung zu Hülfe.

Ein Menschenalter hindurch hatten die Päpste einen bisher unerhörten Einfluß auf die Regierung des Reichs gehabt. Die angesehensten Kirchenfürsten wurden von ihnen nach Rom citirt oder abgesetzt und Bisthümer und Abteien waren in großer Zahl an die eifrigsten Anhänger der kirchlichen Partei gekommen — und was war das Ergebniß? Frevel und Gewalt herrschten mehr als je und die Kirche verweltlichte durch den neuen Glanz mehr als ehemals durch den angeblichen Druck. Die frommen Männer, welche der Kirche diese Macht hatten erstreiten helfen, waren voll Gram und bitterer Klage. Ihr einziger Trost war, daß das Ende der Welt nahe sei und daß das Elend der Zeit eben das Nahen des Antichrists verkünden solle. [19]) Auch unter den Geistlichen gewann da die Ansicht Raum, daß der weltlichen

---

16) Bernheim's Untersuchung (Lothar III. und das Wormser Concordat 1874 und Zur Geschichte des Wormser Concordats) ist sehr scharfsinnig, aber ich kann seinen Ergebnissen nicht überall beitreten.

17) Bei seiner Wahl war allerdings ein päpstlicher Legat zugegen gewesen, aber bei Lothar's Wahl ebenfalls. 18) Witte, Die Bischofswahlen unter Konrad III., Göttinger Dissertation, urtheilt über Konrad's Verhalten zu scharf, wie auch Wolfram, Friedrich I. und das Wormser Concordat (Marburg 1883), zeigt. Bei den meisten Wahlen fehlen die Nachrichten zu sicherm Urtheil. 19) Otto von Freisingen in der damals geschriebenen Chronik und Gerh. von Reichersberg, Liber de inuestigatione Antichristi.

Gewalt größere Selbständigkeit gebühre, zumal da der zum Herrn des Kaisers aufsteigende Papst zugleich in der Kirche alle Gewalt an sich riß und die kirchliche Ordnung zersetzte. Es ist vielleicht das stärkste Zeichen dieser erwachenden Gegenströmung, daß Bernhard von Clairvaux um die Zeit, da König Konrad starb, dem Papste zurief: „Die Könige sind die Richter der irdischen Dinge. Was dringt ihr in fremdes Gebiet ein, was schneidet euere Sichel auf fremdem Acker?"[20]) Zugleich strafte er die Sucht Roms, innerhalb der Kirche alle Gewalt an sich zu reißen. „Bedenke, daß Rom die Mutter der Kirchen ist und nicht die Herrin, und daß du nicht der Herr der Bischöfe bist, sondern einer von ihnen."[21]) Namentlich der klägliche Ausgang des Kreuzzugs gab Anlaß, daß sich diese Stimmung lauter äußerte und das neuerwachte Studium des Römischen Rechts lieferte der kaiserlichen Partei ein ganzes Arsenal fertiger Waffen.

Literatur: Philipp Jaffé, Geschichte des Deutschen Reichs unter Konrad III. (Hannover 1845). — Bernhardi, Lothar von Supplingenburg (Jahrbücher der Deutschen Geschichte 1879). — Bernhardi, Konrad III. Artikel in der Allgemeinen deutschen Biographie 1883. — Bernhardi, Konrad III., Jahrbücher der deutschen Geschichte (erschien erst, nach Vollendung dieser Darstellung). — F. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, Bd. 4. — W. von Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Bd. IV, 1872. — Dehio, Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Bremen Bd. I, 1877.— Riezler, Geschichte Baierns (in Geschichte der europäischen Staaten) Bd. I, 1878. — Chr. Fr. Stälin, Würtembergische Geschichte Bd. II, 1847. — A. Neander, Der heil. Bernhard und sein Zeitalter, 2. Aufl. 1848. Abdruck derselben in: Gesammelte Werke, Bd. XII, 1865. — O. von Heinemann, Albrecht der Bär, 1864. — Hans Prutz, Heinrich der Löwe, 1865. — M. Philippson, Geschichte Heinrich's des Löwen Herzogs von Baiern und Sachsen und der Welfischen und Staufischen Politik seiner Zeit. (Leipzig 1867, 2 Bde.). — B. Kugler, Studien zur Geschichte des 2. Kreuzzuges (Stuttgart 1866). — B. Kugler, Geschichte der Kreuzzüge, in Oncken, Allgemeine Geschichte. Die ältere Literatur und die Monographien sind in diesen Werken oder oben in den Noten erwähnt.

Quellen: Ueber die Quellen siehe außer Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter und Giesebrecht's Anmerkungen, vor allem P. Scheffer-Boichorst, Annales Patherbrunnenses. Eine verlorene Quellenschrift des 12. Jahrh. aus Bruchstücken wiederhergestellt (Innsbruck 1870). Dazu E. Bernheim in Forschungen zur deutschen Geschichte XV. über die Annales Corbejenses und Palidenses.

Urkunden und Briefe: Jaffé, Regesta Pontificum Romanorum (Berlin 1851). — K. Fr. Stumpf, Die Reichskanzler vornehmlich des 10., 11. und 12. Jahrh. (Innsbruck 1865). — J. F. Böhmer, Regesta chronologico-diplomatica regum atque imperatorum Romanorum inde a Conrado I. usque ad Heinricum VII. (Frankfurt 1831). Scheffer-Boichorst stellte mir die Vorarbeiten für seine Neubearbeitung von Böhmer's Regesten für Konrad III. zur Verfügung.

Die Briefe Wibald's bei Ph. Jaffé, Monumenta Corbejensia, Bibliotheca Rerum Germanicarum I, 1864, ich citire: ep. mit der Nummer. Dazu Janssen, Wibald von Stablo und Corvey, 1854, mit Vorsicht zu benutzen.

Die Briefe der Päpste sowie die des heil. Bernhard citire ich nach Migne, Patrologia, Patres latini 179 seq. *(G. Kaufmann.)*

KONRAD IV., letzter Hohenstaufischer König in Deutschland, nach seines Vaters Tode 1250 auch König von Jerusalem und Sicilien, Sohn Friedrich's II. und Isabella's von Brienne, geb. den 25. April 1228 zu Andria, seit 1246 vermählt mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Otto von Baiern, gest. den 21. Mai 1254 zu Lavello unweit Melfi.

Den siebenjährigen nahm sein Vater, als er 1235 zur Unterdrückung der Empörung seines ältesten Sohnes Heinrich nach Deutschland gehen mußte, mit dorthin, um ihn an Heinrich's Stelle den Fürsten zur Wahl zu empfehlen. Im Februar 1237 wurde er dann auch zu Wien in Gegenwart des Kaisers von einer Anzahl Fürsten gewählt, worauf die Bestätigung der Wahl durch eine zweite Fürstenversammlung im Juli zu Speier erfolgte; gleichzeitig bestellte ihn Friedrich II. hier wahrscheinlich vor seiner im August erfolgenden Rückkehr nach Italien zum Reichsverweser, während thatsächlich die Regierung in den Händen des Erzbischofs von Mainz, Sigfried von Eppenstein, lag. Außerdem stand dem jungen Könige noch ein geheimer Rath zur Seite, dessen Zustimmung zu den königlichen Verfügungen oft erwähnt wird.

Aus den vier ersten Jahren von Konrad's Regierung — bis 1241 — ist wenig zu berichten. Noch übten die Kämpfe seines Vaters mit der Kirche nicht jene entscheidende Rückwirkung auf die deutschen Angelegenheiten aus, wie es nach 1241 der Fall war; die Fürsten, namentlich die geistlichen, hatten ihren Platz noch auf Seite des Königs, wie die Bemühungen Sigfried's von Mainz, ferner der Bischöfe von Würzburg, Freising, Eichstedt, Brixen, noch im April und Mai 1240, für eine Versöhnung zwischen Kaiser und Papst deutlich zeigen. Und wenn auch die im März 1239 durch Gregor IX. erneuerte Excommunication Friedrich's II. durch ihre Bekanntmachung in Deutschland den Gedanken an die Wahl eines Gegenkönigs bei einigen Fürsten aufkommen ließ, — die Opposition bestand namentlich aus Konrad's späterm Schwiegervater, Herzog Otto von Baiern, ferner dem vom Kaiser geächteten Herzoge von Oesterreich,

20) De consideratione l. I, 6; Migne, Patres latini 182, S. 736: Habent haec infirma et terrena judices suos reges et principes terrae. Quid fines alienos invaditis? Quid falcem vestram in alienam messem? Non quia indigni vos sed quia indignum vobis talibus insistere. 21) Ebendas. 787. Andere Zeichen sind der von Giesebrecht, Kaiserzeit IV, 496, herausgegebene Brief eines Unbekannten, und die von Wattenbach in dem Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit (1882), S. 332 aus einem Codex dieser Zeit mitgetheilten Briefe.

Friedrich dem Streitbaren, und dem Könige Wenzel von Böhmen — so gelang es doch Konrad, nachdem der zum Gegenkönig ausersehene Sohn des Königs von Dänemark die Wahl abgelehnt hatte, auf dem Hoftage zu Eger im Juni 1239 so viele Fürsten zu gewinnen und unter ihnen gerade Herzog Friedrich und König Wenzel, daß vorläufig nicht nur nichts gegen ihn geschah, ja daß man auch von dieser Seite sich an dem Versuche einer Vermittelung zwischen Friedrich II. und Gregor IX. betheiligte. Im Frühjahre 1240 sehen wir den zu diesem Zwecke erwählten Meister des deutschen Ritterordens, Konrad von Thüringen, den Bruder des nachmaligen Gegenkönigs Heinrich Raspe, auf der Reise nach Rom; sein Tod daselbst im Juli bereitete freilich diesen Bemühungen ein baldiges Ende. — Bald sollte eine ernste äußere Gefahr zeitweilig alle übrigen Angelegenheiten in den Hintergrund drängen. An den Ostgrenzen des Reichs erschienen die Tataren, bereit, die Greuel mongolischer Einfälle früherer Jahrhunderte zu wiederholen.

Im Mai 1241 finden wir den König in Eßlingen, wohin er angesichts dieser drohenden Gefahr die Fürsten zu einem Hoftage beschieden hatte. Konrad selbst nahm das Kreuz gegen die Tataren, bestimmte den 1. Juli als Termin, an dem sich das Kreuzheer bei Nürnberg zu versammeln hatte, und verordnete mit dem Rathe der Fürsten gleichzeitig einen Landfrieden für ganz Deutschland. Mit der durch den Sieg Heinrich's des Frommen bei Liegnitz abgewendeten Gefahr sehen wir nun plötzlich auch die noch soeben zwischen dem Könige und den Fürsten vorhandene Einigkeit verschwinden. Der Erzbischof von Mainz war es, der das Signal zum Abfall gab: im Juli 1241 trat er von der königlichen zur päpstlichen Partei über; ihm folgte sofort der Erzbischof von Köln, bald auch die Grafen von Nassau, Isenburg u. a. Hiermit ist der Wendepunkt der Dinge in Deutschland bezeichnet; Konrad hatte es von jetzt an mit einer fest geschlossenen Gegenpartei zu thun.

Der von den beiden Erzbischöfen unverzüglich und auf ausdrücklichen Befehl des Papstes eröffnete Krieg, an dem später nacheinander besonders die Erwählten der Gegenpartei, der Landgraf von Thüringen, Heinrich Raspe, und Wilhelm von Holland betheiligt waren, während die Reichsstädte, allen voran Worms, sowie seit 1246 Otto von Baiern, nach Konrad's Vermählung mit dessen Tochter, treu zum König standen, zog sich bis 1251 hin, in welchem Jahre Konrad nach Italien aufbrach. Große Ereignisse, die der einen Partei ein entschiedenes Uebergewicht über die andere verschafft hätten, sind kaum zu verzeichnen; gegenseitige Einfälle und greuliche Verwüstungen, unter denen namentlich der Rheingau und die Pfalz zu leiden hatten, waren das charakteristische Gepräge des Kriegs. Im Einzelnen mag Folgendes hervorgehoben werden.

Während am Niederrheine die Herzöge von Brabant und Limburg, sowie der Graf von Jülich gegen den Erzbischof von Köln thätig waren, der in der Schlacht bei Lechenich (südwestlich von Köln) 1242 (Februar) von ihnen geschlagen und gefangen genommen wurde, fiel Konrad selbst im Sommer 1242 und 1243 verwüstend in die Besitzungen Sigfried's von Mainz ein. In den beiden darauf folgenden Jahren scheinen die Kämpfe geruht zu haben, wenigstens sehen wir den König Deutschland im Sommer 1245 auf längere Zeit verlassen. Er traf mit seinem Vater, wie schon einmal im J. 1238, in Verona zusammen, diesmal zweifellos im Hinblick auf das fast zu derselben Zeit zusammentretende Concil zu Lyon, das im Juli die Absetzung Friedrich's aussprach zugleich mit der Aufforderung an die Reichsfürsten, einen andern König zu wählen. Konrad begleitete seinen Vater über Cremona und Pavia nach Turin, von wo er Anfang August wieder nach Deutschland zurückkehrte. Da sollten sich nun die Folgen der Concilsbeschlüsse für ihn, den jetzt siebzehnjährigen, bald genug zeigen. Im April 1246 hatte Innocenz IV. der anti-Staufischen Partei im Reiche einfach einen Befehl zugehen lassen, den Landgrafen Heinrich von Thüringen, der 1241 Sigfried von Mainz als Reichsprocurator gefolgt war, zum König zu wählen; bereits am 22. Mai war die Wahl, überwiegend durch Geistliche, vollzogen. Der neue König schrieb sofort einen Reichstag für den 25. Juli nach Frankfurt a. M. aus; als nun Konrad vor Frankfurt erschien, um ihn an dem Eintritte in die Stadt zu hindern, wurde er am 5. Aug. hauptsächlich infolge Verraths der vom Papste bestochenen schwäbischen Grafen geschlagen. Eine Entscheidung brachte die Schlacht jedoch nicht; vor allem blieben Konrad die Städte treu, was der Gegenkönig bald genug vor Ulm erfahren sollte, das er im Januar 1247 vergeblich belagerte. Der bereits im Februar desselben Jahres erfolgende Tod Heinrich Raspe's mußte nicht minder von günstigem Einflusse auf des Königs Lage sein; jetzt konnte er daran denken, sich gegen die abtrünnigen Grafen in Schwaben zu wenden. Aber bald hatte er einen neuen Gegenkönig sich gegenüber: im October 1247 erfolgte die Wahl Wilhelm's von Holland. Dieser wandte sich sofort gegen die beiden Hauptsitze der Staufischen Partei am Niederrhein: Aachen und Kaiserswerth; indeß erst nach einjähriger Belagerung gelang es ihm, die Städte in seine Gewalt zu bekommen. Im April 1249 zog er dann rheinaufwärts, um dem Erzbischofe von Mainz die Hand zu reichen. Ihm trat Konrad, der unterdeß den Kampf gegen die abtrünnigen schwäbischen Großen, jedoch ohne Erfolg, aufgenommen und darauf von neuem Einfälle in das Erzbisthum Mainz gemacht hatte, Ende Juli 1250 bei Oppenheim entgegen. Zur Schlacht kam es jedoch nicht. Wilhelm zog sich nach Mainz zurück, Konrad, der ihm folgte, brandschatzte und verwüstete dabei wiederum den ganzen Rheingau. Im Spätherbste 1250 endlich kam es zwischen dem Könige und den feindlichen Bischöfen zu einem Waffenstillstande. Zu Weihnachten finden wir ihn in Regensburg, wo er bei einem Streite zwischen den Bürgern und ihrem Bischofe ein strenges Strafgericht über den Klerus ergehen ließ. Mit diesen Verhältnissen im Zusammenhange steht der Mordversuch, der hier in der Nacht vom 29. zum 30. Dec. im Kloster St.-Emmeran auf Konrad gemacht wurde. Hierauf sehen wir den Krieg zwischen dem Könige und

seinen Gegnern von neuem ausbrechen, über den die Nachrichten freilich sehr spärlich sind; hauptsächlich wird von einer im Januar und Februar 1251 von dem Bischofe und seinen Anhängern gegen die Stadt Regensburg geführten Belagerung gesprochen, während Konrad gleichzeitig wieder vorzugsweise am Rhein (Worms, Speier, Weißenburg) thätig gewesen zu sein scheint.

In diese Kämpfe hinein fiel die Nachricht von dem Tode Friedrich's II. Konrad, der zuerst die Absicht hatte, sofort (Februar 1251) nach Italien aufzubrechen, wurde an diesem Vorhaben eben durch jene Kämpfe gehindert. Erst im October konnte er, nachdem sein Schwiegervater Otto von Baiern zum Reichsverweser bestellt war, den Zug nach Italien antreten; er ging über den Brenner zunächst nach Verona. Nach einer Zusammenkunft mit den Ghibellinen der Lombardei im Castell Goito und einem kurzen Aufenthalte in Cremona, von wo er nach Verona zurückkehrte, ging Konrad über Vicenza nach Latisana am untern Tagliamento, wo er sich zunächst nach Istrien einschiffte, um von dort aus die Weiterreise nach dem Königreiche anzutreten. Im Januar 1252 landete er glücklich in Siponto, empfangen von seinem Bruder Manfred. Das Verhältniß zwischen den beiden Brüdern trübte sich bald, hauptsächlich wol infolge des Einflusses, den der Markgraf Berthold von Hohenburg sofort bei Konrad gewann; daß der König seinem Bruder Manfred bald verschiedene Besitzungen entzog, die Ernennung Pietro Ruffo's, eines Gegners Manfred's, zum Statthalter von Sicilien und Calabrien noch auf dem Hoftage zu Foggia — Januar 1252 —, die feindselige Haltung Konrad's gegen Manfred's Verwandte aus der Familie Lancia: alles das ließ keinen Zweifel an seiner Gesinnung aufkommen. — Zwei größere Aufgaben traten nach seiner Ankunft in Unteritalien sofort an den König heran: die Unterwerfung der seit dem Tode des Kaisers aufständischen Städte und Landschaften und die Regelung des Verhältnisses zur Kirche. Aber während er seine Herrschaft mit Hülfe Manfred's in verhältnißmäßig kurzer Zeit überall wieder befestigte, namentlich seitdem im October 1253 auch Neapel unterworfen war, hatten seine Bemühungen, zu einer Verständigung mit dem Papste zu gelangen, keinen Erfolg. Die beiden Gesandtschaften an Innocenz zu Anfang 1252 und im November 1253 verliefen resultatlos: bereits hatte der Papst wegen Uebertragung der sicilischen Krone Verhandlungen mit England und Frankreich angeknüpft. — Im Frühjahre 1254 brach der König mit einem starken Heere lom Königreiche nach Norden auf; auf diesem Marsche erlag er dem Rückfalle eines Fiebers am 21. Mai bei Lavello unweit Melfi. Seine Leiche, im Dome von Messina beigesetzt, wurde durch eine Feuersbrunst mit demselben vernichtet.

Quellen: Böhmer-Ficker, Regesta imperii V. — Capasso, Historia diplom. regni Sicil. — Huillard-Bréholles, Historia diplom. Frid. II. — Winkelmann, Acta imperii. Saba Malaspina ap. Muratori SS. VIII. Nicolaus de Curbio.

Darstellungen: von Raumer, Gesch. der Hohenstaufen. — Schirrmacher, Kaiser Friedrich II. und die letzten Hohenstaufen. *(F. Fahrenbruch.)*

KONRAD, der Konradin der Italiener, war der letzte Sproß des Staufischen Geschlechts, dessen tragisches Geschick nicht nur die Zeitgenossen diesseit und jenseit der Alpen erschüttert, sondern bis auf den heutigen Tag seine jugendfrische Gestalt mit dem rührenden Schimmer des Märtyrerthums umwoben hat.

Am 25. März 1252 zu Wolfstein bei Landshut in Baiern geboren, hat er seinen Vater Konrad IV., den Sohn Kaiser Friedrich's II., nie gesehen. Im Herbste 1251 war derselbe nach Italien aufgebrochen, um dort die Ansprüche seines Hauses und des deutschen Königthums gegen die Curie durchzusetzen. Schon nahe am Ziel erlag er dem tückischen Klima des Südens im Mai 1254. In seinem Testament empfahl er seinen Sohn der Obhut der Kirche, wol in der Hoffnung, daß er mit diesem Vertrauen die Erbfeindschaft der Curie entwaffnen und den unseligen Zwist seines Geschlechts mit dem Papstthume für immer schlichten könne. Es schien, als ob Innocenz IV. die dargebotene Hand des Friedens annehmen wolle. Er erklärte, daß er Konradin's Rechte auf das Königreich Jerusalem und das Herzogthum Schwaben schirmen werde, und indem er die Regentschaft des Königreichs Sicilien übernahm, ließ er den Treueid Conradi pueri jure salvo schwören, erkannte also seine legitimen Ansprüche auch auf Sicilien an. Sein Nachfolger Alexander IV. schien das Friedenswerk fortsetzen zu wollen. Er schrieb der Großmutter Konradin's, daß er nicht nur die Rechte desselben aufrecht erhalten werde, sondern ihn noch höher in Würden zu stellen hoffe, und er sandte dieserhalb sogar einen Unterhändler an den bairischen Hof. Wenige Tage darauf enthüllte er seine wahren Absichten, als er in einem Schreiben vom 4. Febr. 1255 die Edlen Schwabens aufforderte, die Ansprüche Alfons' von Castilien auf das schwäbische Herzogthum mit Rath und That zu unterstützen. Konradin sollte auch das letzte väterliche Erbe entrissen werden. Schon Innocenz hatte, während er die Vormundschaft über ihn annahm, mit englischen wie französischen Fürsten verhandelt und ihnen die Krone seines Mündels, Sicilien, angeboten. Es war die durchaus folgerichtige Politik der Curie, nach der beide Päpste handelten. Die Verbindung Unteritaliens mit dem deutschen Königthume sollte gelöst, der Kirchenstaat von dieser erdrückenden Umarmung befreit werden. In Konradin's Anwartschaft auf Sicilien und Schwaben, so fern ihm auch noch die deutsche Königskrone lag, schien schon der Keim jener furchtbaren Gefahr, die unter Kaiser Heinrich VI. und Friedrich II. die Macht der Curie bedroht hatte, sich wieder von neuem zu bilden. Sie mußte von vornherein erstickt, dies Otterngezücht der Staufer, mit dem sie natürlich verbunden schien, mußte zertreten werden. Vorderhand aber unterstützte man Konradin noch, um ihn gegen seinen Oheim Manfred von Tarent auszuspielen, der auf Grund einer Vollmacht Konradin's die Reichsverwesung von Sicilien an sich genommen, im J. 1258 auf die falsche Nachricht vom Tode seines Neffen den Thron selbst occu-

pirt hatte und nun auf allen Wegen im Süden wie im Norden der italischen Halbinsel der Curie entgegentrat. In den deutschen Angelegenheiten dagegen griff die Curie Konradin bereits direct an. Papst Alexander bestritt ihm Schwaben und am 28. Juli 1256, als nach dem Tode Wilhelm's von Holland das Reich vacant geworden, verbot er den rheinischen Erzbischöfen bei Strafe der Excommunication, bei einer Wahl Konradin's zum römischen König irgendwie mitzuwirken oder derselben beizustimmen.

Während diese Ränke um sein Erbe und seine Zukunft spielten, wuchs Konradin unter der Obhut seiner Mutter Elisabeth von Baiern und in der Zucht seines Oheims Herzog Ludwig des Strengen von Baiern heran. Man wird diesem wie seinem Bruder Heinrich frühern Verdächtigungen gegenüber die Anerkennung nicht versagen können, daß sie Wohl und Wehe des ihnen anvertrauten Neffen stets getreulich im Auge gehabt haben. So erklärten beide, nur dann dem Grafen Richard von Cornwall ihre Stimme bei der deutschen Königswahl zu geben, wenn derselbe auf Sicilien verzichten, Konradin in seinen Ansprüchen darauf nicht hindern und denselben in das Herzogthum Schwaben wie in seine übrigen väterlichen Erbgüter einsetzen wolle, Bedingungen, die Richard einging, um sie nicht zu halten. Zunächst jedoch übernahm Konradin zu Pfingsten des J. 1262 das Herzogthum Schwaben und hielt seinen ersten Hoftag zu Ulm, bald darauf im August einen zweiten zu Rottweil. Kurz vorher war er, offenbar im Einvernehmen mit seinen Verwandten, in die Pflege des vornehmsten schwäbischen Großen, des Bischofs von Konstanz getreten, der fortan mit dem Abte von St.-Gallen sein Hauptberather in den schwäbischen Angelegenheiten blieb, wie sich aus seiner Mitbesiegelung und seiner Zeugenschaft in Urkunden Konradin's ergibt. Zu gleicher Zeit winkten ihm eben damals ebenso verführerische wie trügerische Aussichten in Italien und in Deutschland. Die Welfen in Florenz und Toscana, von den Ghibellinen und Manfred hart bedrängt, riefen wol mit Zustimmung des Papstes Konradin 1261 zu Hülfe. Diesem Rufe zu folgen, hinderte ihn zum Glück seine Jugend, wol auch seines Oheims Klugheit; es wäre sicher ein für die Staufische Sache verhängnißvoller Wechsel gewesen, wenn Konradin sich auf die Seite der alten Gegner kaiserlicher Politik in Italien gestellt hätte. Im Frühjahre 1262 dachte alsdann der Erzbischof von Mainz sehr ernstlich daran, den seit langer Zeit in England weilenden König Richard abzusetzen und an seine Stelle Konradin wählen zu lassen. Gewiß war Herzog Ludwig bei diesem Plane eifrig betheiligt, da erhielt Papst Urban IV. durch Ottokar von Böhmen Nachricht von dem Vorhaben und wiederum schritt er wie sechs Jahre zuvor mit den schärfsten Drohungen dagegen ein, die um so mehr Erfolg hatten, als auch Richard auf jene Kunde hin schleunigst wieder den deutschen Boden betrat. Fast ganz dasselbe Spiel wiederholte sich dann noch einmal im J. 1266. Der offene Bruch zwischen König Richard und Konradin konnte nicht lange ausbleiben. Schon im November 1262 bezeichnete er gelegentlich einer Differenz über die Stadt Zürich, die Konradin für sein Herzogthum in Anspruch nahm, Richard aber als Reichsstadt erklärte, Konradin als angeblichen Herzog Schwabens. Die in seiner Wahlcapitulation versprochene Belehnung hat er ihm nie ertheilt. Bei der Ohnmacht König Richard's hatte seine Feindseligkeit sehr wenig zu bedeuten und Konradin übte ungehindert seine herzoglichen Rechte in Schwaben weiter aus. Seinen letzten Hoftag auf schwäbischem und deutschem Boden hielt er wol im October 1266 zu Augsburg, wo er unter andern Verfügungen auch jene merkwürdige Schenkung vollzog, durch die er seinen Oheimen, den Herzögen Ludwig und Heinrich von Baiern, in dankbarer Gesinnung für ihre ihm stets bewiesene väterliche Fürsorge alle seine Erb- und Lehensgüter in Deutschland wie in Italien für den Fall verschrieb, daß er ohne eheliche Leibeserben sterbe. Dieselbe Schenkung war drei Jahre früher von ihm auf seinen Oheim Ludwig allein beschränkt worden und in seinem Testament wiederholte er sie für beide Herzöge. Man wird gewiß daran nicht zweifeln können, daß hier ein freier Willensact Konradin's vorliegt, aber andererseits ist diese Verfügung doch wol als ein Aequivalent anzusehen, das die Herzoge von Konradin für die thatkräftige Unterstützung seiner Pläne wünschten oder forderten. Man möchte annehmen, daß diese Pläne in jenem Augenblicke greifbarere Formen gewonnen hatten, als Konradin in dieser Weise über sein Erbe entschied. Wenigstens aus dem J. 1266 wissen wir gewiß, daß über seinen Zug nach Italien sehr ernstliche und eifrige Unterhandlungen im Gange waren.

Nach wiederholten Schwankungen ihrer Politik hatte die Curie Karl von Anjou für die sicilianische Krone gewählt und die Schlacht von Benevent am 26. Febr. 1266 hatte für den französischen Usurpator gegen Manfred entschieden. Bald nach Manfred's Fall scheinen eifrige und hervorragende Parteigänger der Staufischen Sache über die Alpen zu Konradin geeilt zu sein, um ihn nach Italien zu rufen, so der Großkämmerer Siciliens Maletta, die beiden Lancia, Capece u. a., auch aus Oberitalien, namentlich von Verona und Pavia, kamen gleiche Aufforderungen. Herbst und Winter des J. 1266 waren von intimen Verhandlungen mit den Ghibellinen in Anspruch genommen und ein Aufenthalt Konradin's zu Innsbruck im November dieses Jahres scheint dafür besonders ausgenutzt worden zu sein. Der Papst hatte sehr bald davon Kunde. Schon im September bedrohte er alle mit der Excommunication, die sich für Konradin in Italien erheben würden, dann klagte er darüber, daß Boten aus der Mark Ancona zu jenem gekommen, daß er sich Titel und Siegel eines Königs von Sicilien anmaße, und am 18. Nov. veröffentlichte er schon den ersten Proceß gegen Konradin und seine Partei, in dem er mit Entziehung des Königreichs Jerusalem drohte. Konradin verfügte inzwischen bereits über Würden und Aemter Siciliens, Capece bestellte er als Generalkapitän, für Tuscien setzte er Vicare ein und seine Gedanken flogen noch höher, wenn er dem Grafen Rudolf von Habsburg das Kiburgische Lehen versprach, sobald er zum römischen König gewählt sein werde. Das war kein

kindisches Spiel, das der Jüngling trieb, in der That stand jetzt seine Zukunft in Frage. Wenn er länger säumte, wenn er Karl von Anjou Zeit ließ, sein Regiment zu befestigen, wenn die Hülferufe der Ghibellinen ungehört verhallten, so war seine Sache jenseit der Alpen verloren. War sie aber einmal gewonnen, dann durfte er mit Hülfe der Herzoge von Baiern auch auf die deutsche Königskrone hoffen.

Schon war Konrad Capece, der Generalvicar Konradin's, von Tunis aus auf Sicilien gelandet und fast die ganze Insel war ihm zugefallen, da setzte sich Konradin im September 1267 zu dem entscheidenden Waffengange in Marsch. Vorher gab er noch in einem weitläufigen, stark rhetorisch gefärbten Manifeste den deutschen Fürsten Kunde von seinem Vorhaben, seinen Rechten, seiner Stellung zur Curie, zu Manfred und zu Karl von Anjou. Langsam zog er durch Tirol über Bozen und Trient, er erhielt wol noch auf dem Marsche Zuzug, am 21. Oct. rückte er in Verona mit 12,000 Mann ein, wie die Annalen von Piacenza berichten. Die Mailänder Annalen sprechen von 3000 deutschen Rittern. Sein Oheim Ludwig wie sein Stiefvater Graf Meinhard von Tirol hatten ihn begleitet, Rudolf von Habsburg war in seinem Gefolge, viele hatte auch die Aussicht auf reiche Beute zur Heerfahrt gelockt. Gleich in Verona wurde ihre Treue auf eine harte Probe gestellt, die nicht alle bestanden. Im Süden Italiens erhoben sich zwar überall die Anhänger Konradin's, Rom öffnete sich seinem Bevollmächtigten Galvano Lancia, aber in allen lombardischen Städten mit Ausnahme von Pavia und Verona hatten die Welfen die Oberhand und sperrten die Wege. Ein Handstreich auf Brescia mislang Konradin, seine Geldmittel erschöpften sich, der Papst und sein Legat, der Erzbischof von Ravenna, verhängten die Excommunication über ihn, ein Monat verstrich thaten- und erfolglos nach dem andern. Da wurde auch sein Oheim Ludwig schwankend. Sein Rath, nach Deutschland zurückzukehren, fand kein Gehör, er half, soviel er konnte, durch Vorschüsse, für die ihm Konradin schwäbische Besitzungen verpfändete, im Januar 1268 zog er wieder heim, sei es, daß er seine Anwesenheit in Deutschland für seines Neffen Sache ersprießlicher hielt, namentlich für die deutsche Königswahl, sei es auch, daß ihn die jetzt eintretende günstige Wendung der Dinge entbehrlich zu machen schien. Daß er Konradin kaltherzig im Stiche ließ, wie sich viele seines Heeres verliefen, kann man schwerlich glauben, wenn man weiß, wie thätig er bisher für ihn gewirkt hatte. In der Lombardei aber eröffnete sich eben die Aussicht auf den glücklichen Fortgang des Unternehmens. Während Brescia durch den Kampf der Parteien ganz in Anspruch genommen und im Schach gehalten war, kam im Auftrage der Stadt Pavia ihr stets reichstreugesinnter Richter Detesalvo Botto nach Verona und erbot sich, Konradin sicher nach Pavia und Pisa zu bringen. Das war eine frohe Neujahrsbotschaft und Botto hielt sein Wort. Am 17. Jan. brach Konradin mit etwa 3000 Mann auf, Deutschen und Italienern, passirte ungefährdet den Oglio und die Adda und zog am 20. in Pavia ein. Hier fand zunächst seine Geldnoth ihr Ende. Die Stadt schenkte ihm 12,000 Pfund, Boten aus Pisa brachten 17,000 Unzen Gold. Mislang nun auch ein Anschlag auf Piacenza, wo Truppen Karl's von Anjou standen, und konnten die Genuesen nicht zum einmüthigen Anschluß bewogen werden, so glückte es Konradin doch, die Küste am Busen von Genua zu erreichen, sich auf pisanischen Galeren mit wenigen Begleitern einzuschiffen und am 7. April Pisa zu erreichen, wohin ihm schon Anfang Mai sein treuester Jugendfreund, Friedrich von Oesterreich, von Pavia aus nach angestrengten kühnen Gebirgsmärschen das Heer zuführte. Jetzt schien der Erfolg fast gewiß, der Weg nach Rom stand offen, ein Aufstand der Sarazenen zu Luceria hielt Karl von Anjou noch im Süden fest. Auf dem Marsche wurde im Arnothale der Großmarschall Karl's, Johann de Braisilva, völlig geschlagen und selbst gefangen genommen. Vor den Augen des Papstes, der sich zu Viterbo eingeschlossen hielt, rückte Konradin vorüber und am 24. Juli hielt er seinen glänzenden, feierlichen Einzug in Rom, vom Senator Heinrich von Castilien wie vom Volke der ewigen Stadt mit offenen Armen und lautem Jubel empfangen. Noch stand indeß die schwerste Entscheidung bevor, der Waffengang mit Karl von Anjou selbst. Derselbe stand in den Abruzzen östlich von Rom, die Straßen beobachtend, auf denen Konradin die Vereinigung mit den aufständischen Sarazenen suchen konnte. Am 18. Aug. brach derselbe auf, noch eine Strecke Weges auf der Via Valeria von den römischen Ghibellinen geleitet, bog dann von der alten Heerstraße ab, auf der ihn der Gegner zunächst erwartete, überschritt mehrere Gebirgsjoche und rückte dann im Thale des Salto aufwärts, wol in der Absicht, den Feind zu umgehen und so rasch wie möglich seinen Anhängern im Süden der Halbinsel die Hand zu reichen. Karl aber hatte inzwischen die verlorene Fühlung wieder gewonnen und trat am 22. Aug. am Abhange des Berges, auf dem das alte Alba liegt, Konradin's Heer entgegen.

Am folgenden Tage, am 23. Aug. 1268, fiel auf dem Palentinischen Felde zwischen Alba und Tagliacozzo das Schlachtenlos. Konradin war an Streitkräften überlegen, es gelang ihm, den trennenden Bach zu überschreiten und die Feinde zu werfen, Senator Heinrich setzte den Fliehenden in energischer Verfolgung nach, Konradin's Ritter zerstreuten sich auf der Wahlstatt. Da brach Karl mit seiner frischen Reserve, mit der er bisher im Hinterhalte gelegen, plötzlich hervor, überritt und zersprengte die überraschten Gegner völlig und trieb auch den zurückkehrenden Heinrich von Castilien, der sich unerschrocken von neuem in den Kampf stürzte, in die Flucht. Konradin war mit einigen Begleitern entkommen, er eilte zunächst nach Rom, von dort, wo ihm die Uebergabe des Capitols verweigert wurde und er sich nicht mehr sicher fühlte, wieder zurück ins Albanergebirge, schließlich flüchtete er an die Küste in der Hoffnung, die pisanische Flotte erreichen zu können, die eben einen glänzenden Sieg über die französischen Schiffe errungen hatte. Dort wurde er erkannt, festgenommen und an

Karl ausgeliefert. Im Triumphe wurden die Gefangenen nach Neapel geschleppt; welches Schicksal ihrer wartete, war bei dem rachsüchtigen Charakter Karl's von Anjou nicht zweifelhaft. In welcher Weise die Verurtheilung zum Tod erfolgte, ob und welche Proceßformen dabei innegehalten wurden, ist mit Sicherheit bei den sich widersprechenden Quellennachrichten nicht zu ermitteln. Mögen immerhin Stimmen rechtskundiger Männer gegen die Gesetzmäßigkeit der Todesstrafe laut geworden sein, die Entscheidung gab jedenfalls der Spruch des Königs und der war längst gefällt. Vom Papste war keine Rettung zu hoffen, er schwieg. Konradin und sein Freund Friedrich von Oesterreich bestätigten noch einmal in ihrer letzten Willenserklärung die früher gemachten Schenkungen ihrer Länder, Konradin bat seine Oheime, die bairischen Herzoge, noch um die Tilgung einiger kleinen Schulden, empfahl ihnen seine Stiefbrüder und gedachte einiger heimatlicher Klöster mit Vermächtnissen. Am 29. Oct. wurden beide mit neun Schicksalsgenossen auf den Campus Moricinus, jetzt Piazza del mercato, nahe am Meeresstrande zum Tode geführt. Völlig ruhig und gefaßt, mit zum Himmel gehobenen Händen, empfing er zuerst den Streich des Henkers, sein letztes Gedenken soll seiner Mutter gegolten haben, ihm folgten Friedrich und die andern. Sein Leichnam wurde zunächst am Meere unter Steinen verscharrt, später an geweihter Stelle, über der sich die Kirche Sta-Maria del Carmine erhob, beigesetzt, jetzt schmückt Thorwaldsen's schönes Marmordenkmal die Stätte. Allgemein war die Trauer über den so früh und schmählich gefallenen Jüngling, mit dem die letzte Hoffnung der Staufischen Partei erlosch, aus Deutschland wie aus Italien hören wir Stimmen der Klage und des Abscheus gegen seinen siegreichen Gegner. Der venetianische Dichter Bartolomeo Zorgi singt in einer Sirventes über Konradin's und Friedrich's Hinrichtung: „Hai! com vivon Tyes et Alaman, s'inzel cor an d'acquest dan sovinenza, quar tot lur miell en est dos perdut an e gazaingnat en gran desconoissenza." („Ha! wie können Deutsche und Schwaben nur leben, wenn ihr Herz an den Verlust denkt, denn all ihr Bestes haben sie verloren und große Schmach gewonnen.") Und in Deutschland klagt der Meißner: „gedenke wie unbarmeliche der künic Chuonrat wart verderbet da von noch allen diutschen vürsten eiset."

Mehr noch wie bei andern Gestalten des Mittelalters macht sich bei Konradin der Mangel an Nachrichten über die Persönlichkeit und ihre Entwickelung für den Geschichtschreiber empfindlich fühlbar. Jede Charakteristik würde in der Luft schweben. Wir kennen nur einige äußerliche Züge. Verschiedene Quellen berichten, daß Konradin sehr schön gewesen sei, schön wie Absalon, und daß er gut Lateinisch sprach. Daß er mit Sophie von Meißen vermählt gewesen, war selbst den meisten Zeitgenossen unbekannt. Neuere Forschung hat ergeben, daß wol sein Oheim Ludwig ihn bei der Vermählung im J. 1266 vertreten und daß er seine Braut sehr wahrscheinlich nie gesehen hat. Zwei Minnelieder, die unter seinem Namen gehen, singen in den üblichen Tönen von Liebesschmerz und Frühlingslust, das eine schließt mit den bezeichnenden Worten: „mich lât diu liebe sêre engelten, daz ich der jâre bin ein kint." Bei diesem spärlichen Material muß der Biograph Konradin's auf ein lebensvolles Bild verzichten und sich begnügen, an urkundlich sichern Daten die Einzelheiten seines kurzen Lebenslaufs festzustellen. Die zuverlässigste Zusammenstellung hierfür gibt die von J. Ficker besorgte Neubearbeitung der Böhmer'schen Regesta imperii V. Die letzte monographische Darstellung bietet Schirrmacher in seinem Buche, „Die letzten Hohenstaufen", das 1871 erschienen, seitdem durch Forschungen von Busson, Ficker, Del Giudice u. a. vielfach überholt ist.

(*W. Wiegand.*)

KONRAD I., Burggraf von Nürnberg, aus dem Hause Raabs*), wahrscheinlich der Sohn Gottfried's I. und Bruder Gottfried's II., zuerst erwähnt 1105. Als König Heinrich, der spätere Kaiser Heinrich V., sich gegen seinen Vater Heinrich IV. empörte, übertrug dieser die Vertheidigung der Burg Nürnberg „dem Burggrafen Gottfried (dem Vater) und (seinem Sohne) dem Konrad von Razaza". Die Berichte über die Vertheidigung lauten verschieden. Nach einigen brachte König Heinrich die Burg in seine Gewalt, nach andern nur die Stadt, während die Burg bis zum Tod des Kaisers gehalten wurde. Heinrich V. übertrug Gottfried und Konrad auch ferner den Schutz der Burg. Im J. 1123 erscheint Konrad mit der Bezeichnung von Nürnberg am Hofe des Kaisers, 1125 neben ihm mit der gleichen Benennung ein jüngerer Gottfried. Hierauf führt nur dieser Gottfried II. die Benennung von Nürnberg, während Konrad als Graf oder Herr von Raabs bezeichnet wird. Jedenfalls hat zwischen den Brüdern eine Theilung stattgefunden, nach welcher Konrad die österreichischen, Gottfried die fränkischen Besitzungen erhielt. Als Gottfried, wahrscheinlich auf dem Zuge Kaiser Friedrich's I. nach Italien 1158 bis 1160, gestorben war, ohne Nachkommen zu hinterlassen, wurden die Besitzungen wieder vereinigt durch

Konrad II., den Sohn Konrad's I., der bald Burggraf von Nürnberg, bald Herr von Raabs genannt wird. Er hatte den Feldzug 1158—1160 mitgemacht und erscheint oft in der Umgebung Kaiser Friedrich's I. So begleitete er ihn 1167 nach Italien, 1179 nach Sachsen, 1184 und 1185 nach Italien. Als Friedrich 1189 nach dem Heiligen Lande zog, geleitete ihn Konrad bis Wien an den Hof Leopold's V., wo er zum letzten mal in einer Urkunde vom 25. Aug. 1190 genannt wird. Nach dieser Zeit werden noch einige Schenkungen von ihm erwähnt, theils an das Kloster Garsten in Oesterreich, theils an das Schottenkloster zu Nürnberg. Am 8. Juli 1192 wird zum ersten mal urkundlich erwähnt sein Nachfolger in der Burggrafschaft Friedrich III. von Zollern. Mit Konrad starb das Geschlecht der von Raabs aus. Er war vermählt mit Hildegard, wahr-

*) Die Grafschaft Raabs war das zur Burg Raabs am Zusammenflusse der deutschen und der böhmischen Thaya gehörige Gebiet.

scheinlich Tochter des Grafen Konrad von Abenberg, und hatte eine Tochter Sophia, Gemahlin Friedrich's III. von Zollern, die alle Besitzungen erbte.

Konrad III., Burggraf von Nürnberg und Graf von Zollern, ältester Sohn Friedrich's I., Burggrafen zu Nürnberg (als Graf von Zollern Friedrich III.) und der Sophia, Tochter Konrad's II. Er und sein Bruder Friedrich IV. waren beim Tod ihres Vaters am 14. Juni 1201 noch zu jung, um die selbständige Verwaltung der väterlichen Erbschaft zu übernehmen. Ihre Mutter übergab ihnen die von ihrer Familie herrührenden Besitzungen erst längere Zeit nach dem Tode ihres Gemahls. Das Alter der Lehnsmündigkeit, das 12. Jahr, müssen aber beide schon erreicht haben, da im Mai 1205 Friedrich IV. zu Nürnberg als Zeuge einer Urkunde König Philipp's erscheint. König Philipp nahm die jungen Grafen an seinen Hof, wo sie bis zum Tod des Königs am 21. Juni 1208 wiederholt gefunden werden. Konrad begleitete Kaiser Otto IV. 1209 nach Italien. Als Friedrich II. 1212 in Deutschland erschien, schlossen sich die Brüder ihm an. In der ersten Zeit führen sie bald den Titel Grafen von Zollern, bald den Burggrafen von Nürnberg, in ihren Siegeln dasselbe Wappenschild, das Löwenschild. Sie besaßen demnach die väterlichen Reichslehen gemeinschaftlich, „zu gesammter Hand". Später — der genaue Zeitpunkt ist nicht festzustellen — nahmen sie eine Theilung vor: Konrad erhielt die nürnberger Burggrafschaft mit den sonstigen fränkischen und österreichischen Besitzungen — letztere aus dem Erbtheile der Mutter — und wurde so der Gründer einer fränkischen Linie der Zollern, während Friedrich die schwäbischen Lehen und Stammgüter erhielt und der Gründer einer schwäbischen Linie wurde. Konrad mußte nun auf den Titel Graf von Zollern, Friedrich auf den Burggraf zu Nürnberg verzichten. Mit dem J. 1227 hört die Fusion der beiden Titel in Urkunden auf, demnach ist vielleicht in diesem Jahre die Trennung durchgeführt. In ihren Siegeln aber behielten sie noch das Löwenschild als gemeinschaftliches Wappenzeichen bei und die Umschrift führte bei jedem den doppelten Titel. Dies erklärt sich daraus, daß für den Fall des Ablebens des einen von ihnen ohne männliche Nachkommen der andere succediren sollte. Als Friedrich IV. 1251 starb und einen Sohn hinterließ, verschwand das Löwenschild aus dem Siegel der schwäbischen Zollern und aus dem Siegel Konrad's der Titel Graf von Zollern. — Im Mai 1220 war Konrad auf dem Reichstage zu Frankfurt, wo Friedrich's II. Sohn Heinrich zum römischen König erwählt wurde; im Juli zog er mit seinen Truppen nach Augsburg, dem Sammelpunkte für den Römerzug, begleitete Friedrich zur Kaiserkrönung nach Rom und zog auch mit nach Neapel und Sicilien, wo er 1222 vor Giato im Kampfe gegen die Sarazenen lag. Auch noch 1223 war er in der Umgebung des Kaisers. Seit Mitte 1224 ist Konrad unter den Räthen König Heinrich's, den er auf mehrern Reisen durch das Reich begleitete. Im J. 1226 war er in Trient, wo ein Vertrag mit Frankreich geschlossen wurde, 1227 in Aachen, wo Heinrich's Gemahlin Margarethe zur Königin gekrönt wurde, darauf in Sachsen, wo Heinrich nach dem Tode Heinrich's von Braunschweig Erbansprüche durchzusetzen suchte. Dem jungen Könige war aber die Ueberwachung durch seine Räthe lästig und als er hörte, daß sein Vater nach dem Heiligen Lande gezogen war, machte er sich von der lästigen Bevormundung frei. Am 17. Juni 1229 erscheint Konrad zum letzten mal in der Umgebung des Königs. Darauf reiste er nach Italien, um den Kaiser bei seiner Rückkehr vom Kreuzzuge zu empfangen. In Apulien fand die Begegnung statt, nach welcher Konrad an den Hof Heinrich's zurückkehrte. Er begleitete nun den König nach Friaul, wo eine Aussöhnung mit dem kaiserlichen Vater stattfand. Konrad blieb nun bis zur Empörung Heinrich's an dessen Hofe, wo er noch im November 1234 weilt. Nachdem der Kaiser um die Mitte 1235 die Empörung unterdrückt hatte, hielt sich Konrad in der Umgebung desselben auf. In einer kaiserlichen Urkunde vom September 1235, welche die Erwerbung der Herrschaft Viernsberg durch Konrad bestätigt, werden seine dem Kaiser und Reiche geleisteten Dienste rühmend hervorgehoben. Um die Mitte 1236 zog der Kaiser nach Italien, während Konrad an der Vollstreckung der Acht gegen Friedrich von Oesterreich sich betheiligte, die dem König von Böhmen, dem Herzoge von Baiern und andern Fürsten übertragen worden war. In einem kurzen Feldzuge wurde die Altstadt Wien genommen und ein Theil des österreichischen Landes unterworfen, während Neustadt-Wien und mehrere feste Plätze in der Hand des Herzogs blieben. Konrad wurde die Vertheidigung des Gewonnenen und die Weitereroberung des Landes übertragen. Er behauptete sich unter harten Kämpfen bis zur Rückkehr des Kaisers aus Italien. Er blieb bei diesem in Wien vom Januar bis April 1237 und zog darauf mit ihm nach Italien, wo er an der Belagerung Brescias theilnahm, die im September 1238 aufgehoben wurde. Im J. 1239 kehrte er nach Deutschland zurück und nahm gleich darauf seinen Sohn Friedrich zum Mitregenten an. Als Papst Innocenz IV. 1245 auf dem Concil zu Lyon den von Gregor IX. 1239 gegen den Kaiser gesprochenen Bann erneuerte, verließ Konrad die Hohenstaufische Partei und wählte am 22. Mai 1246 zu Veitshochheim bei Würzburg den Landgrafen Heinrich Raspe zum Gegenkönig, der noch zu Weihnachten desselben Jahres unter dem Schutze Konrad's einen Reichstag in Nürnberg hielt. Auch nach dem Tode Heinrich Raspe's am 17. Febr. 1247 blieb Konrad der anti-Staufischen Partei getreu und schloß sich Wilhelm von Holland an. Dieser verschrieb ihm und seinem Sohne Friedrich am 24. Febr. 1249 vor Ingelheim die Nachfolge in die Reichslehen des letzten Herzogs von Meran, eines Schwagers von Friedrich, und für den Fall des kinderlosen Absterbens Rapoto's, Pfalzgrafen von Baiern, in die von Heinrich Raspe diesem zugewandten Reichslehen. Bald darauf erfolgte eine Aussöhnung mit den Hohenstaufen; im August 1249 hielt sich König Konrad IV. in Nürnberg auf. Konrad zog sich nun fast ganz von den Regierungsgeschäften zurück. Er starb am 30. Juni 1261 und wurde im Kloster

Heilsbronn bestattet. „Unverkennbar", sagt Riedel (Gesch. des preuß. Königsh. I, S. 107), „gehörte Burggraf Konrad zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit. Er erscheint als ausgerüstet mit allen den Eigenschaften, worauf sein Zeitalter vorzüglichen Werth legte. Unter einer Reihe von Kaisern und Königen ragt er auf Feldzügen wie in den Rathsversammlungen der Fürsten hervor." Er war vermählt mit Clementia, Gräfin von Habsburg, und hinterließ zwei Söhne, Friedrich III. und Konrad IV., und drei Töchter; Adelheid war vermählt mit dem Pfalzgrafen Rapoto von Baiern (sie war schon 1254 Witwe, lebte mit ihrer Tochter am burggräflichen Hofe und starb am 19. Okt. 1304), die zweite Tochter mit Markwart von Haideck, die dritte mit einem Grafen von Hirschberg.

Konrad IV., Burggraf von Nürnberg, Sohn Konrad's III. In Urkunden findet sich sein Name zuerst 1259. Er erbte die Herrschaften und Güter, welche sich sein Vater als Altentheil vorbehalten hatte. Zwar im Besitze des Burggrafentitels — er hieß der jüngere, sein Bruder Friedrich der ältere Burggraf — hatte er doch nicht die Mitbelehnung mit der Burggrafschaft erhalten und nicht einmal die Eventualsuccession in die Reichslehen bei dem kinderlosen Absterben seines Bruders stand ihm zu. Er starb am 6. Juni 1314. Er zeichnete sich aus durch Frömmigkeit und Anhänglichkeit an die Kirche, wovon viele kirchliche Schenkungen und Stiftungen zeugen (cf. Riedel, Gesch. des preuß. Königsh. I, S. 111). Er war vermählt mit Agnes von Hohenlohe, die ihn überlebte; er hatte drei Söhne und mehrere Töchter. Agnes vermählte sich mit Graf Friedrich von Truhendingen, Leucardis mit Graf Konrad von Schlüsselburg, eine zweite Agnes war Klosterfrau in Schefftersheim. Die Söhne traten in den Deutschen Orden: Friedrich und Konrad wurden nacheinander Comthure zu Viernsberg und sollen vor dem Vater gestorben sein, Gottfried überlebte seine Aeltern.

Konrad V., Burggraf von Nürnberg, Sohn des Burggrafen Friedrich IV. und der Margarethe, Herzogin von Kärnten und Tirol, besaß das Burggrafenthum gemeinsam mit seinem Bruder Johann seit dem 19. Mai 1332. Er starb schon am 3. April 1334 kinderlos. Seine Gemahlin war Irmgard, Gräfin von Hohenlohe, die später den Grafen Gerlach von Nassau heirathete.

Literatur über die Burggrafen Konrad I. bis Konrad V. Die Urkunden sind gesammelt in: Monumenta Zollerana, Urkundenbuch zur Gesch. des Hauses Hohenzollern, herausgeg. von Rudolf Freiherrn von Stillfried und Dr. Traugott Märcker (3 Bde., Berlin 1852, 1856, 1857). — Oetters, Versuch einer Gesch. der Burggraven zu Nürnberg (3 Bde., Frankfurt und Leipzig 1751, 1753, 1758). — von Lancizolle, Gesch. der Bildung des preuß. Staates, I, 1. (Berlin und Stettin 1828, die Quellen auf S. 26—29). — von Stillfried, Alterthümer und Kunstdenkmale des erlauchten Hauses Hohenzollern (2 Hefte, Berlin 1835 und 1859). — von Stillfried, Genealogische Gesch. der Burggrafen von Nürnberg (die Burggrafen von Nürnberg im 12. und 13. Jahrh.), Görlitz 1843, 1844. — Riedel, Die Ahnherren des preuß. Königshauses bis gegen das Ende des 13. Jahrh. (in Abhandl. der berl. königl. Akademie der Wiss. Hist. Klasse 1854). — Riedel, Gesch. des preuß., Königshauses I. (Berlin 1861). — Kletke, Quellenkunde der Gesch. des preuß. Staates II, S. 613—21 (Berlin 1861). *(Paul Schwartz.)*

KONRAD (der Pfaffe), deutscher Dichter des 12. Jahrh., Verfasser der ältesten Rolandsdichtung in deutscher Sprache. In dem Epiloge derselben (vgl. dazu W. Grimm in der Zeitschrift für d. Alterthum 3, 281 fg.) gibt der Dichter an, er habe ein in franziscer zunge, d. h. in französischer Sprache geschriebenes Buch als Quelle benutzt und dieses zuerst ins Lateinische, dann ins Deutsche übertragen, ohne etwas hinzuzusetzen oder auszulassen. Er wurde zu der Arbeit veranlaßt durch den Wunsch der Gemahlin seines Herrn, eines Herzogs Heinrich, die er ein mächtiges Königskind nennt und die, wie er sagt, das von dem Herzoge herbeigeschaffte Buch verdeutscht zu sehen begehrte. In jenem Herzoge, dessen Verdienste um die Bekehrung der Heiden der Dichter hervorhebt, sah W. Grimm Heinrich den Löwen, der mit Heinrich's II. von England Tochter Mathilde seit 1168 vermählt war und die heidnischen Slawen in Norddeutschland zum Christenthum bekehrte. Da nun der Epilog auf friedliche Zeiten hinweist, so würde das Gedicht zwischen 1173—77 fallen. Indeß verbietet die Alterthümlichkeit der Sprache und Reimbehandlung an eine so späte Zeit zu denken, und richtiger wird (zuerst von Gödeke, „Grundriß" 1, 22, und von O. Schade, „Veterum monumentorum decas", Weimar 1860, S. 63 fg.) der Herzog auf Heinrich den Stolzen gedeutet, der seit 1127 mit Kaiser Lothar's III. Tochter Gertrud vermählt war. Da Heinrich 1139 starb, Lothar als König, nicht als Kaiser bezeichnet wird, so muß das Gedicht vor 1133, dem Jahre der Kaiserkrönung, entstanden sein, wahrscheinlich zwischen 1131—33. Der Dichter lebte, wie namentlich die Tenuis im Anlaut von Eigennamen (Paligan statt Baligant des Originals) beweist, auf oberdeutschem Gebiete, wahrscheinlich in Baiern, dessen Herzog Heinrich war, wenngleich, nach manchen Reimen zu urtheilen, der Dichter dort nicht heimisch war.

Von der lateinischen Fassung, die der deutschen vorausging, haben sich Spuren nur in den Eigennamen erhalten, die zum Theil lateinische Endungen zeigen. Der Dichter behauptet, das Original treu wiedergegeben, nichts weggelassen, nichts hinzugefügt zu haben. Letzteres ist nicht richtig, indem gleich der Eingang des deutschen Gedichts ausführlicher ist, was für das Verständniß des einem deutschen Publikum nicht so wie dem französischen vertrauten Stoffes nothwendig schien. Seine Kenntniß der französischen Sprache war eine unvollkommene, und das erklärt manche Misverständnisse, die ihm begegneten, namentlich bei Eigennamen. Die Art seiner Nachdichtung sind wir im Stande zu beurtheilen, da wir seine Quelle in dem altfranzösischen Rolandsliede besitzen, das in seiner ältesten Gestalt sicher noch dem 11. Jahrh. angehört. Allein den volksthümlichen Charakter und das nationale Gepräge des französischen Gedichts trägt das

deutsche nicht; vor allem fehlt diesem der nationale Hintergrund, indem die französischen Helden in erster Linie für den Ruhm der dulce France kämpfen. Bei Konrad sind es gottbegeisterte, von tiefster Frömmigkeit durchdrungene Kämpfer, deren Gesinnung uns die Begeisterung der Kreuzzüge verstehen läßt. Der Geistliche tritt überall hervor, in dem gebetartigen Eingange, in den eingeflochtenen Bibelstellen, in dem überall das Märtyrerthum und die Sündhaftigkeit herauskehrenden Tone, in dem selbst Roland zu seinen Kampfgenossen redet.

Leider ist uns in keiner Handschrift das Gedicht vollständig erhalten. Den vollständigsten Text, der nur durch eine einzige Lücke zerrissen ist, enthält die mit ziemlich rohen, aber doch charakteristischen Bildern geschmückte heidelberger Handschrift (Cod. pal. germ. 112) aus dem Ende des 12. Jahrh. Sie ist in getreuem Abdrucke sammt den Bildern, begleitet von einer werthvollen Einleitung über die Sage, durch W. Grimm (Göttingen 1838) herausgegeben. Aelter und bedeutender ist die Handschrift der ehemaligen Johanniterbibliothek zu Straßburg, die in einer Anzahl größerer Bruchstücke etwa die Hälfte des Gedichts umfaßt; sie wurde von Schilter in seinem „Thesaurus antiquitatum Teutonicarum", T. II (Ulm 1727) abgedruckt, ist aber im Jahre 1870 beim Brand der Bibliothek untergegangen, leider ohne nach Schilter nochmals collationirt worden zu sein. Bruchstücke anderer Handschriften werden in Schwerin, Stuttgart (ihre Lesarten sind schon in Grimm's Ausgabe enthalten) und neuerdings in Erfurt („Zeitschrift für deutsche Philol." 10, 485 fg.) gefunden. Die Vergleichung der Texte ergibt, daß wir zwei verschiedene Recensionen, beide wol vom Dichter selbst herrührend, anzunehmen haben. Am Ende des 12. Jahrh. wurde Konrad's Gedicht durch einen niederrheinischen Dichter aus der Assonanzenform in genauere Reime umgedichtet, wobei der Umdichter daneben die jüngern, erweiternden Bearbeitungen des französischen Rolandsliedes benutzte. Erhalten ist uns diese niederrheinische Fassung nur in einer großen unter dem Namen „Karlmeinet" bekannten Compilation aus dem 14. Jahrh. (herausgegeben von A. von Keller, Stuttgart 1858; dazu Bartsch, „Ueber Karlmeinet", Nürnberg 1861, S. 87—208). Um 1230 folgte die viel mehr verbreitete Bearbeitung in rein mittelhochdeutscher Sprache durch einen österreichischen Dichter, den Stricker, der ebenfalls wie sein Vorgänger daneben die jüngeren französischen Texte zur Erweiterung heranzog und aus andern Quellen einen Eingang hinzufügte (herausgegeben von Bartsch, Quedlinburg und Leipzig 1857; dazu Bartsch in Pfeiffer's „Germania" 6, 28 fg.). In beiden Umdichtungen ist jedoch die dichterische Kraft des alten Gedichts gebrochen. — Die erste kritische Ausgabe von Konrad's Rolandsliede ist die von Bartsch (Leipzig 1874) in seinen „Deutschen Dichtungen des Mittelalters", 3. Bd., zu welcher der kritische Apparat in „Germania" 19, 385 fg. mitgetheilt ist.

(*K. Bartsch.*)

KONRAD (der Schenk von Landegg), ein Minnesänger aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrh., gehört einem edeln Geschlechte im Thurgau an, das seine bis ins 18. Jahrh. hinein sichtbare Stammburg am rechten Ufer der Thur in der St.-Gallischen Grafschaft Toggenburg hatte und sowol bei den Grafen von Toggenburg als auch beim Abte von St.-Gallen bedienstet war; bei letzterm hatte es schon im 12. Jahrh. das Erbschenkenamt inne. Daß unser Dichter hierher zu ziehen ist, wird zur Genüge durch das ihm gewidmete Bild in der pariser Liederhandschrift bestätigt: einem mit dem Abtstabe in der Hand auf einem Stuhle sitzenden Geistlichen, hinter dem sich das St.-Gallische Wappen befindet, reicht ein junger Ritter kniend einen Becher dar. Als Schenk (pincerna) erscheint Konrad neben seinem Bruder Leutold urkundlich zuerst 1271. Als Rudolf von Habsburg 1273 die Schirmvogtei über St.-Gallen erwarb, zog er, wie das Stift überhaupt, so auch Konrad von Landegg mit in seine kriegerischen Unternehmungen hinein, und dieser lag im Winter 1276 mit dem Könige vor Wien. Denn in einem Winterlied (von der Hagen, „Minnesinger" I, 353) sagt er ausdrücklich, daß er es vor dem vom Könige belagerten Wien singe. Für die geleisteten Kriegsdienste verpfändete ihm Rudolf 1281 die Vogtei Scheftenau im Toggenburgischen. Auch fernerhin scheint Konrad dem König gedient und ihn 1289 auf seiner Heerfahrt gegen den Grafen Otto von Hochburgund nach Frankreich begleitet zu haben. Darauf deutet ein anderes Lied (von der Hagen I, 357), in dem er das trübe, kalte Wetter in Frankreich, an der Seine und am Meere sowie bei Aisne beklagt; am Rhein und Bodensee gäbe es gewiß noch Sommerwonne. Dann preist der Dichter die Schönheit seiner Herrin vor den Frauen Hennegaus, Brabants, Flanderns, Frankreichs und der Picardie. Konrad kommt in Urkunden zuletzt 1304 vor, seine Söhne Leutold und Konrad von 1317 und 1321 an.

Konrad's Lieder, 102 Strophen umfassend, besingen ausschließlich die Frauenminne in der stereotypen Weise, indem sie jedesmal an den Wechsel der Jahreszeiten anknüpfen, und sind in Grundstimmung wie einzelnen Wendungen recht eintönig, aber in Form und Sprache sehr gewandt. Nur an den beiden bereits erwähnten Stellen, wo der Dichter auf seine persönlichen Verhältnisse anspielt, sind sie individuell gefärbt. Sie sind nur in der pariser Liederhandschrift überliefert und stehen in von der Hagen's „Minnesinger" im 1. Bande S. 350—363, die urkundlichen Nachweisungen über die Persönlichkeit des Dichters im 4. Bande S. 307—310. Dazu lieferte Bartsch in der „Germania" (IX, 149) einige Nachträge. Tieck („Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter", Berlin 1803, S. 109—120) hat 7 Lieder (28 Strophen) erneuert. Vgl. ferner Schönhuth in Schreiber's „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland" (Freiburg 1841), S. 384, und „Zwei St.-Gallische Minnesänger (Ulrich von Singenberg und Konrad von Landegg)"; herausgegeben vom Historischen Vereine (St.-Gallen 1866).

(*R. Hügel.*)

KONRAD (von Fussesbrunnen) ist ein deutscher Dichter, welcher der Blütezeit der mittelhochdeutschen Epik angehört. Rudolf von Ems in der bekannten literar-historischen Uebersicht im „Wilhelm" nennt ihn unter den verstorbenen Dichtern zwischen Freidank und Konrad Fleck. Danach müßte er etwa in das dritte Jahrzehnt des 13. Jahrh. gehören. Doch ist dies etwas zu spät wegen der alterthümlichen Wendungen und Ausdrücke, die zum Theil noch bei Konrad vorkommen. Andererseits verräth er in seiner „Kindheit Jesu" entschieden den Einfluß Hartmann's von Aue.[1]) Somit muß man das Gedicht etwa um 1205 setzen. Diemer (in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, philos.-histor. Klasse XIII, 269), hat in klosterneuburger Urkunden einen Chunrad de Phuosprugnen, Sohn des Gerunc, zwischen 1182 und 1186, Pfeiffer („Zeitschrift für deutsches Alterthum" VIII, 161) einen Ort Fuezprunn, jetzt Feuersbrunn, in der Nähe von Krems und Mautern in Niederösterreich nachgewiesen. Wenn dieser Chunrad de Phusprugnen also unser Dichter ist, so müssen wir in ihm einen Oesterreicher sehen, was in seiner Sprache keinen Widerspruch findet. Ferner muß er die „Kindheit Jesu" erst in reiferem Alter gedichtet haben. Dies stimmt auch gut zu dem, was er selber in der Einleitung dieser Dichtung über sich sagt. Dort klagt er sich an, daß er bisher, von Gott abgewendet, seinen ganzen Sinn auf Weltliches gerichtet und nur von der „Süßigkeit der Welt" gesungen habe, und um sich zu bessern, wählt er sein frommes Thema. Danach hat Konrad vor der „Kindheit Jesu" bereits andere Gedichte verfaßt, und die dort bekundete Fertigkeit in der Technik, die Gewandtheit seiner sprachlichen Darstellung weist allerdings darauf hin, daß jene nicht seine erste Dichtung ist. Doch hat sich keine der frühern erhalten. Auch daß Konrad kein Geistlicher war, müßte man aus obigen Worten schließen, wenn nicht schon die ganze Art, wie er seinen legendarischen Stoff in das Gewand der höfischen Dichtkunst kleidet, auf einen ritterlichen Dichter hindeutete. Konrad's Quelle für die „Kindheit Jesu" ist das Evangelium des Pseudo-Matthäus, und zwar nicht in der kürzern Fassung bei Schade, „Liber de infantia Mariae et Christi salvatoris" (Königsberg 1869), sondern in der längern in Tischendorf's „Evangelia apocrypha" (Leipzig 1876, S. 51 fg.). Unnöthigerweise nimmt Reinsch („Die Pseudo-Evangelien von Jesu und Maria's Kindheit in der romanischen und germanischen Literatur", Halle 1879, S. 28—29) eine französische Vorlage an. Der Stoff selber ist schon durch das liebliche Bild des unter Wundern heranwachsenden Jesuskindes poetisch. Konrad bringt noch seine formelle Gewandtheit und seine, besonders an Hartmann's „Gregor" gebildete, nicht geringe Erzählungskunst, die alle didaktischen Betrachtungen geflissentlich meidet, hinzu, um eine anmuthige Dichtung zu schaffen. Dabei folgt der Dichter seiner Quelle ziemlich genau, allerdings mit Auswahl unter den berichteten Wundern und anderer Anordnung derselben. Auch läßt er die Geburts- und Jugendgeschichte der Maria fort, da diese bereits von Meister Heinrich im „Anegenge" (einem uns verloren gegangenen Gedichte) dargestellt sei, und fügt ein paar Episoden[2]) hinzu. Von diesen tritt namentlich, schon durch den breiten Raum, den sie einnimmt, bedeutsam hervor und ist mit besonderer Liebe ausgeführt die Erzählung von den Räubern, die das Jesuskind auf der Flucht nach Aegypten gastlich aufnehmen, eine öfters begegnende Legende, in deren Darstellung sich Konrad am meisten an Petrus de Natalibus in dem „Catalogus sanctorum", Lib. III, Cap. 228 (bei Schade, Narrationes de vita et conversatione beatae Mariae virginis et de pueritia et adolescentia salvatoris, Königsberg 1870, S. 17) anschließt.

Das Gedicht ist, abgesehen von mehrern Fragmenten, in drei Handschriften überliefert. Die der wiener Hofbibliothek aus dem 13. Jahrh. (abgedruckt von K. A. Hahn in den „Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts", (Quedlinburg und Leipzig 1840, S. 67—102, Verbesserungen und Lesarten S. 136—146) bieten den ursprünglichen Text. In Laßberg's Handschrift (in Donaueschingen, 14. Jahrh.) hat es eine durchgreifende Ueberarbeitung erfahren von einem gelehrten Theologen, der dabei Konrad's Quelle, das Pseudo-Matthäus-Evangelium, zu Rathe gezogen hat. Eine andere Bearbeitung findet sich in der (jetzt verschwundenen) Handschrift des Deutsch-Ordensarchivs in Wien (Mitte des 13. Jahrh.); sie läßt im Anfange nach der Einleitung circa 1100 Verse (über ein Drittel des ganzen Gedichts) aus, weil deren Inhalt schon in dem in derselben Handschrift vorausgehenden „Marienleben" Wernher's vorkommt, auf das sie ausdrücklich verweist; auch der Schluß, in dem sich der Dichter „von Vuozesprunnen Kuonrat" nennt und sich gegen künftige Ueberarbeitungen verwahrt, ist hier ganz abweichend. Die Ansicht Feifalik's in seiner Ausgabe dieser letztern Handschrift (Wien 1859), daß in derselben die ursprünglichere Fassung erhalten und die Plusverse am Anfange des Gedichts in den beiden andern Handschriften späterer Zusatz seien, ist widerlegt von Bartsch in der Recension dieser Ausgabe („Germania" V, 247—256) und von Gombert (in dessen schon angeführten Schriften). Damit fällt auch Feifalik's Meinung, daß Konrad von Fußesbrunnen nicht der Verfasser der „Kindheit Jesu" sei. Eine gute kritische Ausgabe des Gedichts veranstaltete Karl Kochendörffer (Straßburg 1881; Heft 43 der „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker").

1) Nachgewiesen von Gombert in seiner Dissertation „De tribus carminibus theotiscis", Halle 1861 (S. 7 fg.; vgl. auch dessen Gymnasialprogramm: „Zu Konrad's von Fußesbrunnen Kindheit Jesu", Königsberg in der Neum., 1866) und von Bartsch (in der Germania VIII, 307—330); Sprenger (Germania XXVII, 370—374) zeigt, daß Konrad auch Heinrich's von Veldeke Eneide, Ulrich's von Zazikhofen Lanzelet und Gottfried's von Straßburg Tristan(?) zum Theil benutzt hat.

2) Vgl. über diese noch Schönbach in der Zeitschrift für deutsches Alterthum XXVII (1883), S. 65—67.

Konrad von Fußesbrunnen hat mehrfach Benutzung und Nachahmung gefunden, letztere besonders in der von ihm am Schlusse seines Gedichts beliebten Häufung von gleichen Reimen. Konrad von Heimesfurt folgt ihm hierin in seiner „Himmelfahrt" und „Urstende", Rudolf von Ems, der Konrad zu den hervorragendsten Dichtern rechnet, in seinem „Guten Gerhard", „Barlaam" und „Wilhelm". In das von K. A. Hahn (1845) herausgegebene „Passional" ist ein großer Theil der „Kindheit" zum Theil wörtlich übergegangen (vgl. Bartsch, „Germania" V, 432—444). Den größten Einfluß hat unser Dichter auf den schon genannten Konrad von Heimesfurt ausgeübt, sodaß man sie beide sogar für eine Persönlichkeit hat halten wollen. Ueber dieses Verhältniß findet man das Nöthige in dem Artikel: Konrad von Heimesfurt. (*R. Hügel.*)

KONRAD (von Heimesfurt) nennt sich in zwei deutschen Gedichten des 13. Jahrh. als deren Verfasser: in der von Pfeiffer („Zeitschrift für deutsches Alterthum" VIII, 156—200, dazu XVIII, 143 fg.) herausgegebenen „Himmelfahrt Mariä" und in der „Urstende" (d. i. Auferstehung), die Hahn in seinen „Gedichten des 12. und 13. Jahrh." (S. 103—128; 146—147) abgedruckt hat. In ersterm sagt er von sich:

Ich armer pfaffe Kuonrât,
geborn von Heimesfürte,
richeit und hôchgebürte,
kunst, zuht und hovewise,
swaz einen man ze prise
in dirre welt mag gefromen,
des bin ich wênic vollekomen.

Danach war Konrad Geistlicher. Sein Geburtsort Heimesfurt (urkundlich Heimenesfurt) ist das jetzige Heinsfart im Ries, in der Nähe von Oettingen (Pfeiffer a. a. O. S. 158). Die Handschriften bieten allerdings an obiger Stelle die Lesarten Hennesfurt und Himmelsfurt, aber den richtigen Namen hat Rudolf von Ems in der bekannten literarischen Stelle seines „Alexander", wo er von unserm Dichter, den er zwischen Gottfried von Straßburg und Wirnt von Gravenberg aufführt, sagt:

von Heimesfurt her Kuonrât,
der wol von gote getihtet hât,
den darf nicht riuwen sin were.

Bestätigt wird diese Namensform durch ein Akrostichon der Urstende, in dem der Dichter versteckt von sich Mittheilung macht. Dasselbe, nachgewiesen von R. Wülcker und Bartsch („Germania" XV, 157—161), lautet:

Chunrât von Heimesv(u)rt
hât diz bûch gimachet,
des râten unde v(u)rt
gûte namen swachet.

Haupt („Zeitschrift für deutsches Alterthum" XV, 468) hat in einer „Matricula nobilium" (bei K. F. Jung, „Miscellaneorum Tomus I", Frankfurt 1739, p. 5) unter dem J. 1204 einen Conradus de Heinsfurt nachgewiesen. Wenn dieser mit unserm Dichter identisch ist, so wäre derselbe adeliger Geburt gewesen, doch, nach den oben angeführten einleitenden Worten der „Himmelfahrt", nur ein armer Edelmann. Die „Himmelfahrt" muß er vor der „Urstende" gedichtet haben, denn während er in jener seinen Mangel an Uebung hervorhebt, lautet das Akrostichon der „Urstende" in den beiden letzten Zeilen, wo er auf seinen Namen anspielt, sehr selbstbewußt. In letzterm Gedichte weist er auch auf frühere Leistungen hin. Er beklagt sich im Eingange desselben sehr, daß früher andere an ihm herumgebessert und ihn gefälscht hätten; aus Verdruß darüber hätte er lange geschwiegen, sich jetzt aber besser vorgesehen. Augenscheinlich hat er durch das Akrostichon, das aus den Anfangsbuchstaben der einzelnen Sinnesabschnitte hervorgeht und sich fast bis ans Ende des Gedichts erstreckt, einer Ueberarbeitung vorbeugen wollen, wie sie die „Himmelfahrt" erfahren hat, deren drei Handschriften sehr stark voneinander abweichen. Aus diesen Einleitungsworten geht zugleich hervor, daß zwischen der Abfassung beider Gedichte ein längerer Zeitraum liegen muß; aber daß Konrad zwischen „Himmelfahrt" und „Urstende" kein Wort weiter geschrieben haben könne (Steinmeyer in der „Zeitschrift für deutsches Alterthum" XXVII, 83), folgt nicht daraus. Auch in der Technik zeigt sich entschieden ein Fortschritt von der „Himmelfahrt" zur „Urstende". Die Handhabung der Sprache und des Verses ist in letzterer bedeutend gewandter als in ersterer, die Composition geschickter. In beiden zeigt sich deutlich der Einfluß Gottfried's von Straßburg, vornehmlich aber Nachahmung Konrad's von Fußesbrunnen. Danach und nach der Stelle, die ihm Rudolf von Ems in seinem „Alexander" anweist, hat Konrad von Heimesfurt etwa im zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrh. gedichtet.

Beide Gedichte entlehnen ihren Stoff lateinischen apokryphen Schriften. Die „Himmelfahrt" einem angeblich von Bischof Melito von Sardes herrührenden „Transitus Mariae"; doch schließt sich Konrad an keine der beiden von Tischendorf („Apocalypses apocryphae", Leipzig 1866, p. 113 fg. und p. 124 fg.) veröffentlichten Versionen unmittelbar an, sondern irgendeiner bisher nicht nachgewiesenen Mischredaction, die mit beiden Züge gemeinsam hat (vgl. Franz Kramm, „Ueber Konrad's von Heimesfurt Sprache und Verskunst. Seine Himmelfahrt Mariä im Verhältnisse zu ihrer Quelle" [freiburger Dissertation], Straßburg 1882, S. 66 fg.; und Franz Gierth, „Ueber die älteste mittelenglische Version der Assumptio Mariae" [breslauer Dissertation, 1881], in den „Englischen Studien" VII, 10). Derselbe Stoff ist auch in einem andern deutschen Gedichte des 13. Jahrh. („Zeitschrift für deutsches Alterthum" V, 515) und noch später niederdeutsch („Germania" XV, 369) behandelt.

Die nur in einer Handschrift erhaltene „Urstende" ist gearbeitet nach dem sogenannten „Evangelium Nicodemi" (bei Tischendorf, „Evangelia apocrypha", Leipzig 1876, p. 333—432), das Christi Leiden, Auferstehung und Höllenfahrt erzählt. Doch trifft Konrad nicht ohne Geschmack eine Auswahl und benutzt im ersten Theile (den sogenannten „Gesta Pilati") daneben auch geschickt die kanonischen Evangelien, während er sich im zweiten Theile, dem „Descensus ad inferos", enger an

seine Vorlage anschließt (vgl. R. Wülcker, „Das Evangelium Nicodemi in der abendländischen Literatur", Paderborn 1872, S. 35—44). Der Gegenstand war im Mittelalter außerordentlich beliebt und viel bearbeitet (s. die Aufzählung bei Wülcker a. a. O.); aus späterer Zeit stammt eine mitteldeutsche gereimte Bearbeitung des „Evangelium Nicodemi" (Wülcker S. 44 fg.)*), und noch im 15. Jahrh. scheint es eine deutsche poetische Darstellung gegeben zu haben, die vielleicht eine Umarbeitung von Konrad's Gedicht gewesen ist (Wülcker S. 51 fg.).

In seinen beiden uns erhaltenen Gedichten zeigt Konrad von Heimesfurt die größte Uebereinstimmung mit Konrad von Fußesbrunnen in seiner „Kindheit Jesu"; an ihm hat er sich vornehmlich gebildet (freilich ohne ihn zu erreichen), ihm entlehnt er einzelne Wendungen, ihm ahmt er die Reimhäufung am Schlusse nach, und die ganze Behandlung des Stoffes ist in seinem Geiste; auch die Verwahrung gegen Ueberarbeitung findet sich bei beiden in gleicher Weise. Man hat daher, ehe das Akrostichon der „Urstende" aufgedeckt wurde, letzteres Gedicht verschiedenlich Konrad von Fußesbrunnen zugeschrieben (W. Grimm, „Zur Geschichte des Reimes", S. 16), während Pfeiffer („Zeitschrift für deutsches Alterthum" VIII, 158) schon das Richtige vermuthete. Wackernagel („Literaturgeschichte" 2. Aufl. I, 205, Anm. 51) wollte, da die „Urstende" und die „Kindheit Jesu" von einem Dichter herrühren müßten, beide Konrade identificiren, Heimesfurt sei dann der Geburtsort, Fußesbrunnen der Ort, wo Konrad sein Priesteramt geübt habe. Doch hat schon Gombert in seiner Dissertation „De tribus carminibus theotiscis" (Halle 1861) diese Ansicht mit Recht widerlegt und das Verhältniß der drei Gedichte überzeugend richtig gestellt, was von Bartsch („Germania" VIII, 307—330) bestätigt wurde. Konrad von Fußesbrunnen ist Laie, Konrad von Heimesfurt Geistlicher, ersterer verräth die Einwirkung Hartmann's von Aue, letzterer die Gottfried's von Straßburg. Die Uebereinstimmung erklärt sich leicht dadurch, daß beider Mundarten sich sehr nahe standen (Kramm a. a. O. S. 5 und S. 29) und überdies an der Sprache der großen Dichter gebildet waren, ferner durch die Gleichzeitigkeit beider Dichter, endlich durch die Gleichartigkeit des Stoffes und die bewußte Nachahmung des einen durch den andern. Konrad von Heimesfurt zu einem Oesterreicher zu machen, wie Gombert wollte, der sich vergebens bemühte, ein Heimesfurt in Oesterreich zu suchen, ist unnöthig, wie Bartsch (a. a. O. S. 316 fg.) zeigte. Sprenger („Germania" XXVII, 129—144) suchte nachzuweisen, daß Konrad auch das „Jüdel" (Legende von dem Judenknaben, der mit seinen christlichen Gespielen zum Abendmahl geht, von seinem Vater zur Strafe dafür in die Flammen geworfen, aber von der Heil. Jungfrau gerettet wird; abgedruckt von Hahn in den „Gedichten des 12. und 13. Jahrh.", S. 129—134) verfaßt habe, doch sind die von ihm zur Begründung seiner Ansicht behaupteten Uebereinstimmungen keineswegs zwingend und mit Recht verwirft Steinmeyer („Zeitschrift für deutsches Alterthum" XXVII, 83—88) die ganze Vermuthung. Dagegen weist letzterer („Anzeiger für deutsches Alterthum" VIII, 226) die Abhängigkeit Lutwin's in seinem Gedichte „Adam und Eva" (herausgegeben von Konr. Hofmann und W. Meyer, Tübingen 1881) von Konrad nach.

(*R. Hügel.*)

*) Von Heinrich Hesler? Vgl. Amersbach, „Ueber die Identität des Verfassers des gereimten Evangelium Nicodemi mit Heinrich Hesler, dem Verfasser der gereimten Paraphrase der Apokalypse" I., Programm des Großherzogl. Gymnasiums zu Konstanz 1883.

KONRAD (von Lichtenau), Propst des Prämonstratenserklosters Ursperg, gelegen zwischen Ulm und Augsburg, regierte von 1226—1240, Nachfolger des Propstes Burchard (s. d.), und gilt als Fortsetzer der von demselben angelegten Ursperger Chronik.

Diese Chronik ist ausgezeichnet durch den Versuch, die annalistische Uebersicht der Ereignisse auszuscheiden, um die Möglichkeit einer zusammenhängenden Darstellung zu gewinnen, ohne die Bequemlichkeit der annalistischen Uebersicht aufzugeben. Ferner ragt sie hervor durch großen Reichthum an zuverlässigen Nachrichten aus einigen Abschnitten der Staufischen Geschichte und durch entschiedene Abwehr der päpstlichen Anmaßungen in weltlichen Dingen. Die Verfasser waren Geistliche und zeigen nicht nur die volle Ehrfurcht vor der Kirche, sondern auch eifrige Sorge um die Kirche und die kirchlichen Dinge; aber das Verhalten des Papstes bei der Doppelwahl nach dem Tode Heinrich's VI., die Excommunication Friedrich's II. und den Einfall des Papstes in das Gebiet des auf dem Kreuzzuge abwesenden Kaisers tadeln sie mit den schärfsten Ausdrücken. Man wird an Walther von der Vogelweide erinnert, wenn man ad 1198 liest: Vix enim remansit aliquis episcopatus sive dignitas ecclesiastica vel etiam parochialis ecclesia quae non fieret litigiosa (d. h. die nicht während der Doppelwahl von Streitigkeiten zerrissen war) et Romam deduceretur ipsa causa sed non manu vacua. Gaude mater nostra Roma quoniam aperiuntur kataractae thesaurorum in terra ut ad te confluant rivi et aggeres nummorum in magna copia. Laetare super iniquitate filiorum hominum quoniam in recompensationem tantorum malorum datur tibi precium ... Und ähnlich spricht der Fortsetzer, wo er erzählt, wie der Papst das Gebiet des auf dem Kreuzzuge abwesenden Kaisers verheerte: Quis talia facta recte considerans non deploret et detestetur quae indicium videntur et quoddam portentum et prodigium ruentis ecclesiae?

Der erste Theil der Chronik besteht aus Ekkehard's berühmter Weltchronik (Ekkehardi Uraugiensis, d. i. des Abtes von Kloster Aura an der fränkischen Saale, Chronica ed. Waitz, Monum. Germ. VI, 1—267). Mit Kaiser Lothar beginnt Burkhard's selbständiges Werk. Wo er endete, ist nicht genau festzustellen. Weiland, dem wir die kritische Ausgabe der Monumenta Germaniae Scriptores XXIII, 333 fg. danken, schreibt

ihm die Erzählung von dem Kriege um Damiette und das Folgende zu. Ebenso entschied sich Otto Abel „Die Ursperger Chronik" (Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde XI, 76—115), dessen Untersuchung die Frage über Zusammenhang, Quellen und Interpolationen auf das gründlichste behandelt hat. Daß Konrad der Fortsetzer sei, ist nur durch eine späte, aber an sich nicht unglaubwürdige Nachricht bezeugt. Vielleicht hatte er auch an der Redaction des frühern Theils einen Antheil. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. oder noch später erfuhr die Chronik eine Interpolation. Namentlich wurde ein mit der übrigen Darstellung in schroffem Widerspruche stehendes Urtheil über Kaiser Philipp eingeschoben. Die scharfen Urtheile über den Charakter der Deutschen (more Teutonicorum qui sine lege et ratione voluntatem suam pro jure statuentes) gehören dagegen nicht zu den Interpolationen, sondern stammen aus den italienischen Quellen, aus welchen die Chronik vorzugsweise excerpirt wurde. Im Mittelalter scheint sie wenig gelesen zu sein, aber sie ist die erste von den deutschen Geschichtsquellen, welche gedruckt wurde.

Diese Ausgabe wurde durch Konrad Peutinger besorgt und führt den Titel: „Chronicon abbatis Urspergen. a Nino rege Assyriorum magno usque ad Fridericum II. Romanorum imperatorem." Am Schlusse: Idque Johannes Miller sollertia sua Augustae Vindelicorum imprimi fecit Anno salutis humanae MDXV decimo Kal. Novemb.

Literatur: W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. — O. Abel, Die Ursperger Chronik, Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde XI, 76—115. — L. Weiland, Einleitung und Ausgabe in Monumenta Germaniae Scriptores XXIII, 333 fg. (*G. Kaufmann.*)

KONRAD (von Marburg), der bekannte Beichtvater der heiligen Elisabeth und der berüchtigtste der deutschen Ketzerrichter, stammte aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem ritterlichen Geschlechte derer von Marburg, welches im Lahnthale, wo jetzt die Stadt Marburg liegt, saß und gegen Ende des 14. Jahrh. ausgestorben zu sein scheint; wenigstens kommt dasselbe nach dieser Zeit in den Urkunden des Staatsarchivs zu Marburg nicht mehr vor; möglich daß dasselbe, wie behauptet wird, seine Fortsetzung in den Schenks von Schweinsberg gefunden hat. Konrad's Geburt fällt in das letzte Drittel des 12. Jahrh. Ueber seine Jugend und seinen Bildungsgang wissen wir nichts, Zeitgenossen von ihm, wie der bekannte Cäsarius von Heisterbach, der wormser Annalist und andere Quellen bezeichnen ihn als einen gelehrten Mann, legen jedoch das Hauptgewicht seiner kirchlichen Thätigkeit auf die außerordentliche Wirksamkeit seiner volksthümlichen Predigt. Leere Vermuthungen, lediglich durch das völlige Schweigen unserer Quellen veranlaßt, sind es, wenn man Konrad in Paris oder Bologna studiren läßt, während die Annahme, daß derselbe längere Zeit sich in Rom aufgehalten habe, schon deshalb einige Wahrscheinlichkeit für sich hat, weil sie das nahe Verhältniß der Päpste zu ihm erklären könnte. Selbst über seine kirchliche Stellung ist man wenig unterrichtet; bis in die neueste Zeit nahm man an, daß Konrad von Marburg Glied eines geistlichen Ordensverbandes und zwar entweder Dominicaner oder Franciscaner, da nur diese in Frage kommen, gewesen sei, verleitet durch die Thatsache, daß vor allen Glieder der beiden Bettelorden mit der innern Mission, die in die Ketzerverfolgung ausartete, betraut waren, und gestützt auf die wenigsagende Behauptung späterer Compilatoren wie des fabulirenden Abts von Trittenheim u. a. Jedoch neigt man sich jetzt mehr dazu, in Konrad von Marburg einen Weltgeistlichen zu sehen, weil gegen die frühere Angabe gar manche Gründe zu sprechen scheinen; so vor allem seine Stellung als Schiedsrichter zwischen den einzelnen Ordensverbänden [1]), die kaum denkbar wäre, wenn er einem derselben selbst angehört hätte, die einfache Benennung als „praedicator verbi Dei" selbst in officiellen Schreiben, wie auch auf seinen Siegeln, zu dem der Titel „magister" (kaum möglich mit der gewöhnlichen Supplirung „haereticorum" „Ketzermeister", sondern wol eine wissenschaftliche Würde bezeichnend) oder „frater" kommt, welche beide gleicherweise Ordens- wie Weltpriester führen, endlich eine Stelle in einer Urkunde vom 11. Aug. 1232 [2]): „Magister Conradus de Marburg et frater Angelus de Minorum fratrum, praedicatores", worin also der College Konrad's von Marburg ausdrücklich als Franciscanermönch bezeichnet ist, während dieser selbst keinem Orden zugewiesen wird, was doch sicher an dieser Stelle geschehen sein würde, wenn er Dominicaner oder Franciscaner gewesen wäre. Sicher aber ist es, daß er einzelnen Congregationen wie den Dominicanern, Franciscanern und Deutschherren sehr nahe gestanden hat.

Wenn wir die Erzählungen des Abts von Trittenheim, welcher Konrad von Marburg schon als Theilnehmer der blutigen Ketzerverfolgung in Straßburg des J. 1212 bezeichnet [3]), als nicht quellenmäßig unberücksichtigt lassen müssen, so kann doch darüber wol kaum ein Zweifel sein, daß derselbe bereits unter Papst Innocenz III. (1198—1216), dem eigentlichen Vater der Ketzerverfolgungen, mit seiner Ernennung zum Kreuzprediger für Deutschland im J. 1214 seine inquisitorische

1) Wyß, Hessisches Urkundenbuch I, Nr. 27, S. 23 fg. Das daranhängende Siegel zeigt einen Geistlichen mit Buch und Kirchenfahne, und kann zur Entscheidung der Standesfrage durchaus nichts beitragen. 2) Ebendas. Nr. 28, S. 25; ebenso im Rommersdorfer Necrologium von Wegeler S. 96. 3) Auch Cäsar von Heisterbach erwähnt einen Magister Konrad als Theilnehmer an der straßburger Ketzerverfolgung des J. 1212, den Hausrath, Der Ketzermeister Konrad von Marburg, S. 13, für identisch mit Konrad von Marburg hält. Gegen diese Annahme spricht jedoch schon die allen gleichzeitigen Quellen gemeinsame Angabe, daß derselbe erst 1214 zu predigen begann und die Thatsache, daß um die genannte Zeit und in derselben Gegend noch zwei Persönlichkeiten mit der Benennung „Magister Conradus" auftraten, deren einen Cäsar von Heisterbach kurz vor der Erzählung der straßburger Ketzerverfolgung erwähnt und den er auch wol später gemeint wissen will. Vgl. Henke, Konrad von Marburg S. 45 fg. und Kaltner, Konrad von Marburg, S. 82.

Thätigkeit begonnen hat. Ob mit dem Amte eines Kreuzpredigers stets zugleich die Aufgabe der Ketzerbekehrung verbunden war, erscheint allerdings sehr zweifelhaft, wohl aber wissen wir von den meisten Kreuzpredigern dieser Zeit, daß sie neben ihrer eigentlichen Thätigkeit die innere Mission in der Kirche als ihre Pflicht ansahen.

Sein erstes urkundlich beglaubigtes Auftreten als Ketzerrichter in Deutschland datirt erst 10 Jahre später und bezeichnet zugleich den Weg, den Konrad von Marburg in Zukunft beschreiten würde. Unerfindlich ist es, aus welchem Grunde Ernst Ranke in dem Artikel „Konrad von Marburg" in der „Allgemeinen deutschen Biographie" seine Theilnahme bei der noch näher zu besprechenden Gelegenheit leugnet, da doch das Chronicon Sampetrinum und die Historia Landgraviorum ausdrücklich seiner erwähnen.[4]) Der Propst des Cistercienserinnenklosters Neuwerk zu Goslar, Heinrich Minnecke, hatte sich freisinniger Lehren schuldig gemacht und war von Konrad von Reisenberg, welcher für seine furchtbare Thätigkeit als Kreuzprediger und Verfolger der Albigenser mit dem Bisthume Hildesheim belohnt worden war, seines Amtes entsetzt worden. Die Nonnen waren jedoch mit dieser Maßregelung ihres Propstes keineswegs zufrieden, sondern wandten sich im Anfange des J. 1223 an den Papst Honorius III. und Kaiser Friedrich II. mit der Klage, daß Bischof Konrad und andere Feinde des Klosters das Gedeihen und die Eintracht desselben störten, die seelsorgerische Thätigkeit ihres Propstes neidisch hinderten und ihnen einen Mann als Seelsorger aufzwingen wollten, der sie an ihrem Seelenheile schädigen würde. Das hochinteressante Schreiben an den Kaiser athmet allerdings, wie Kaltner bemerkt, staatskirchliche Gesinnung in hohem Maße und zeigt, wie überaus fruchtbarer Boden damals in der deutschen Kirche für Staufische Ansichten war; aber während es auf kaiserlicher Seite niemand gab, der für die Hegung und Stärkung derselben thätig gewesen wäre, trat der Bischof Konrad mit aller seiner Energie und unerbittlicher Härte gegen denjenigen auf, der es gewagt hatte, solche für die päpstliche Hierarchie höchst gefährliche Ansichten zu erwecken. Minnecke wurde auf Befehl des Papstes festgenommen, zur Aburtheilung einem geistlichen Tribunal unter dem päpstlichen Legaten Konrad von Porto übergeben, an dem auch Konrad von Marburg theilnahm, und am Ende des J. 1224 als Ketzer verbrannt.

Von der Thätigkeit eines Ketzerrichters, in der wir Konrad von Marburg bei dieser Gelegenheit zum ersten mal sehen und die ihm später bei Zeitgenossen und der Nachwelt einen so furchtbaren Namen erwerben sollte, wurde der Magister bald darauf für eine längere Dauer abberufen, indem er an Stelle des verstorbenen Pater Rodinger zum Beichtvater der Landgräfin Elisabeth von Thüringen erwählt wurde. Wir erfahren aus gleichzeitigen Quellen nicht die Gründe, welche gerade seine Wahl bestimmt haben; geschehen ist es gegen Ende des J. 1225. Daß Konrad von Marburg damals schon einen sehr bedeutenden Ruf wegen seiner Sittenstrenge, seiner Frömmigkeit, seines Eifers gegen die Ketzer und seiner außerordentlichen Kraft als Prediger besaß, bestätigen ausdrücklich die Reinhardsbrunner Annalen; dies und möglicherweise auch Beziehungen zum thüringischen Hof mögen die Augen des jungen Landgrafen gerade auf ihn gelenkt haben. Es läßt sich gar nicht verkennen, daß Konrad seines Amtes als Beichtvater sehr gewissenhaft waltete, daß er seines Beichtkindes Seelenheil zu fördern suchte, wo er konnte, daß er aber dabei mit einer Roheit und Brutalität verfuhr, die selbst nicht mit der Zeit, in der er lebte, zu entschuldigen ist, ist ebenso sicher. Die zwölf Regeln, die Magister Konrad seinem Beichtkinde als Lebensmaximen empfahl, und an deren Echtheit kaum zu zweifeln ist, sind Beweis für die gewissenhafte Seelsorge, mit der er Elisabeth zur Seite stand; ideal-religiös ist seine Vorschrift für Elisabeth, worin er es ihr zur Pflicht macht, bei Tische nichts anzurühren, von dem sie nicht die Ueberzeugung hätte, daß es aus rechtmäßigen Einkünften herrühre und nicht unrechtes Gut sei; aber unmenschlich ist es, wenn er ihr die heiligste Mutter- und Menschenpflicht, die Liebe zu ihren Kindern, aus dem Herzen reißt, was weder in der Heiligen Schrift noch in den Anschauungen seiner Zeit geboten war. Unwürdig und im höchsten Grade widerwärtig endlich erscheint es, wenn er das Schergenamt gegen Elisabeth und ihre Mägde, die sich vor ihm entkleiden müssen, mit eigener Hand verrichtet; das wird niemand mehr christlich nennen.

Am thüringer Hofe wuchs das Ansehen des Magisters Konrad nach der Uebernahme des Beichtvateramtes bei der Landgräfin täglich mehr; er überzeugte den Landgrafen davon, daß derselbe sich weniger versündige, wenn er 60 Männer tödte, als wenn er eine Gemeinde einem unwürdigen Geistlichen anvertraue, und Ludwig übertrug Konrad von Marburg die Besetzung aller ihm als Landesherrn zustehenden Patronate. Zugleich mit der Bestätigung dieser Urkunde des Landgrafen erinnerte aber der Papst Gregor IX. den Magister daran, seine Thätigkeit als Ketzerrichter nicht ruhen zu lassen; er überträgt Konrad durch ein Breve vom 12. Juni 1227 die Bekämpfung der Häresie in Deutschland und beauftragt ihn mit der Auswahl von Gehülfen zu diesem Amte; von demselben Tage ist auch die päpstliche Vollmacht datirt, welche Konrad von Marburg ermächtigt, die deutsche Geistlichkeit zu gewissenhafterer Befolgung der Cölibatsgesetze anzuhalten.

Wenige Monate später brachte der Tod des Landgrafen Ludwig, der als Theilnehmer am Kreuzzuge am 11. Sept. 1227 zu Otranto starb, eine wichtige Veränderung im Leben Konrad's hervor. Als Elisabeth

4) Die betreffende Stelle im Chron. Sampetrin. ad annum 1220 (Mencken III, 250) lautet: „Hoc anno IV Kal. April. Henricus Minnikinnus, praepositus novi operis Goslariensis in Hildesheim a Conrado ejusdem loci episcopo et *C. praedicatore de Marburg* examinatus ac saepius commonitus saeculari judicio pro haeresi est crematus." Daß sich Konrad von Marburg an der Verfolgung der Stedinger nicht betheiligt hat, ist von Schumacher in seinem Buche über den Stedinger Krieg genügend nachgewiesen.

von der Wartburg vertrieben wurde und in Kissingen und Bamberg bei Verwandten Zuflucht fand, verließ auch der Magister Konrad das Schloß der thüringischen Landgrafen und scheint nach Marburg gegangen zu sein. Nachdem aber die Landgräfin später ihr Vermögen und Leibgedinge zurückerhalten hatte, eilte sie ihrem Beichtvater, den ihr der Papst zu ihrem Vertheidiger aufgestellt hatte, nach, um unter seiner Zucht in Marburg, das ihr von den Verwandten ihres Mannes als Witwensitz überlassen worden war, ein Gott geweihtes Witwenleben zu führen. Es dürfte zu weit führen, wollten wir auf die Art und Weise näher eingehen, wie Konrad von Marburg das weiche, gottergebene Herz Elisabeth's unter seinen herrischen Willen knechtete, es mag an dem zusammenfassenden Urtheile genug sein, daß die mittelalterliche Askese sich wol niemals in so abschreckender Form gezeigt hat, als wie er sie gegen Elisabeth in Anwendung gebracht hat, und daß in dem Magister, wie Lindner gelegentlich der Besprechung der Arbeit Kaltner's im Literarischen Centralblatte sehr richtig bemerkt, nicht allein der Geist der Zeit wirksam ist, sondern ihn persönliche Charakteranlage zu seiner rohen Handlungsweise getrieben hat. Als die edle Dulderin, um deren Haupt auch die protestantische Geschichtschreibung den unvergänglichen Strahlenkranz echt christlicher Tugend windet, erst 24 Jahre alt am 19. Nov. 1231 geendet hatte, lag es in der Natur der Sache, daß Konrad alles that, um sein Beichtkind, um deren gottseligen Lebenswandel er als Führer sich nicht geringes Verdienst erworben zu haben glaubte, vor den Augen der Welt in recht helles Licht zu setzen. Mit regem Eifer betrieb er Elisabeth's Heiligsprechung, aber die Verkündigung derselben durch den Papst sollte er nicht mehr erleben.

Schon im J. 1227 war, wie wir oben gesehen haben, Konrad von Marburg die Verfolgung der Ketzer vom Papste recht warm ans Herz gelegt; wie eifrig er jener Aufforderung nachgekommen ist, geht aus einem Dankschreiben des Papstes vom 11. Oct. 1231 hervor, worin er ihm die höchste Anerkennung über seine bisherige Thätigkeit als Verfolger der Ketzer spendet und ihn zur Fortsetzung derselben ermahnt. Im August 1232 ernannte ihn Gregor IX. zum Visitator monasteriorum in Alemannia, ein Amt, das dem Magister auch den Kampf gegen die Häresie im Schose der Kirche selbst zur Pflicht machte. Beide Briefe gaben in die Hände Konrad's von Marburg eine unerhörte Gewalt, indem der Papst ihm noch dazu die ausdrückliche Weisung gab, ohne Zulassung der Appellation gegen die Ketzer vorzugehen, und der harte Magister war gerade der Mann, dessen Gregor IX. zu seinen Zwecken bedurfte.

Damals wütheten bereits Konrad Dorso und ein Laie Johannes in so fürchterlicher Weise am Rhein gegen die Ketzer, daß die Wormser Annalen ihr Auftreten mit Recht als eine Strafe Gottes bezeichnen konnten; „Hundert Unschuldige", gaben die beiden als Grundsatz ihrer Handlungsweise an, „verbrennen wir, wenn nur ein Schuldiger unter ihnen sich befindet." Schon machte sich eine merkliche Opposition gegen das Wüthen jener im Volke und namentlich in der Geistlichkeit selbst geltend, als sich Konrad von Marburg zu ihnen gesellte. An der Spitze einer wilden Schar von Vagabunden, nichtsnutzigen Mönchen und wahnwitzigen Weibern durchzogen die drei nun Deutschland als furchtbare Werkzeuge der Vorsehung, die Deutschland durch ihr blutiges Wüthen und ihr elendes Ende vor dem Jammer einer beständigen Inquisition retten wollte. Man hat immer versucht, Konrad von Marburg bei seinen Ketzerverfolgungen als ein blindes Werkzeug der Kirche, als einen rücksichtslosen Eiferer für den Glauben, den das persönliche Interesse des Hasses und der Rache nicht trieb, darzustellen; aber wie will man diese Ansicht mit der Erzählung der Wormser Annalen (Mon. Germ. Script. 17, 39) in Einklang bringen? Graf Heinrich von Sayn („der Große" wegen der Länge seines Körpers genannt), der sich am Kreuzzuge betheiligt hatte, und allgemein, wie die Annalen ausdrücklich sagen, als ein „vir christianissimus" galt, wurde zugleich mit mehrern andern rheinischen Großen von Konrad von Marburg als Ketzer bezeichnet. Aber wir erfahren auch die persönlichen Gründe, die diesmal die Triebfedern zur Anklage Konrad's von Marburg bildeten. Als sich die wilde Schar desselben auf seinem Zuge durch das Rheinland der Burg des Grafen näherte, hatte der Magister um Aufnahme gebeten und hatte sie um so eher erwarten zu können geglaubt, da Graf Heinrich in naher Verwandtschaft zur verstorbenen Landgräfin Elisabeth gestanden hatte, aber dieser wies ihn wider Erwarten ohne weiteres von seinen Thoren ab. Da hätte ihm Konrad gedroht, daß er seine Burgen mit seinen alten Weibern heimsuchen wollte, und hatte ausgesprengt, daß Heinrich von Sayn gesehen worden sei, wie er auf einem Krebse durch die Luft dahingeritten sei! Wie gewaltig aber die Macht des Ketzerrichters und seiner Anhänger war, geht daraus hervor, daß Graf Heinrich auf diese lächerliche Anklage hin im Juli 1233 zu Mainz sich rechtfertigen mußte; es gelang ihm aber dies in so glänzender Weise, daß sämmtliche Bischöfe für ihn eintraten. Die Sache selbst sollte auch für den Ausgang Konrad's und das Ende der von ihm hervorgerufenen Bewegung entscheidend werden; auf seiner Heimreise wurde er in der Nähe des Frauenberges bei Marburg von Reisigen angefallen und trotzdem er jammernd um die Schonung seines Lebens bat, mit seinen Begleitern erschlagen.[5]) An der Stelle, wo der Magister elend umkam, errichteten die Deutschherren von Marburg, denen er im Leben manches Gute gethan, eine Kapelle, deren spärliche Trümmer noch heute zu sehen sind. Die vorurtheilsfreieste Beurtheilung hat Konrad von Marburg durch seinen eigenen Herrn, den Papst Gregor IX., der gewiß wie kaum ein anderer Zeitgenosse in der Verfolgung der Ketzer ein Gott wohlgefälliges Werk sah, erfahren: „Ecce Alemanni semper erant furiosi, et ideo nunc habebant judices furiosos!" soll er nach den Wormser Annalen gesagt haben.

---

5) Nach dem Nekrologe von Rommersdorf S. 96 (ed. Wegeler) ist der Todestag der 31. Juli.

Literatur: Henke, Konrad von Marburg (Marburg 1861). — Ad. Hausrath, Der Ketzermeister Konrad von Marburg (Heidelberg 1861). Bei Henke ist auch die frühere Literatur auf S. 33 fg. angegeben. — Jos. Beck (breslauer Dissert. vom J. 1871) und B. Kaltner, Konrad von Marburg und die Inquisition in Deutschland (Prag 1882), welches letztere Buch den Vorzug großer Ausführlichkeit und fleißiger Compilation hat, sind von confessionell-katholischem Standpunkte aus geschrieben. Feuilletonistisch gehalten ist ein Aufsatz Winkelmann's in der deutschen Rundschau (1881). Für die Urkunden betreffend Konrad von Marburg vgl. Wyß, Hessisches Urkundenbuch, Bd. 1. (*Georg Irmer.*)

KONRAD (von Megenberg), einer der fruchtbarsten und vielseitigsten Schriftsteller des 14. Jahrh., ist, da er nach der Aufschrift seines „Planctus ecclesiae" (Oudin, „Script. eccles." III, 902) dieses Gedicht 1337 in seinem 28. Lebensjahre schrieb, um 1309 geboren. Pfeiffer (in seiner Ausgabe von Konrad's „Buch der Natur", S. 15—29) hat wahrscheinlich gemacht, daß er aus Meinberg bei Schweinfurt stammte und daher seinen Namen führte. Er selber übersetzte diesen freilich mit falscher Etymologie durch „de monte puellarum", woraus dann die Entstellungen Maidenberg, Magdeberg u. s. w. hervorgingen. Nach Trithemius („Annales Hirsaug." II, 187, und „De script. eccles." in Fabricius, „Bibliotheca eccles.", Hamburg 1718, S. 157) empfing Konrad seine Bildung auf dem Gymnasium zu Erfurt und hielt dann acht Jahre lang in Paris philosophische und theologische Vorlesungen. In der That erwähnt Konrad in dem „Buch der Natur" seinen Aufenthalt in Erfurt und mehrfach den in Paris. An letzterm Orte erwarb er sich auch den Magistertitel, den er in verschiedenen Urkunden führt. Noch 1337 beobachtete er in Paris einen Kometen („Buch der Natur" 75, 26—31). Aber im Laufe dieses Jahres kehrte er nach Deutschland zurück und muß sich bald nach Wien begeben haben, wo er die Leitung der Schule bei St.-Stephan übernahm. Hier überfiel ihn eine Lähmung, sodaß ihm Hände und Füße den Dienst versagten. Ein Traum wies ihn, wie er selbst in der „Vita S. Erhardi" erzählt („Acta Sanctorum" Jan. I, 544), auf den im regensburger Kloster Niedermünster begrabenen heil. Erhard hin. Er begab sich deshalb nach Regensburg und erlangte dort wirklich Heilung in dem genannten Kloster. Dieser Umstand scheint für ihn die Veranlassung gewesen zu sein, seinen Wohnsitz nach Regensburg zu verlegen. Im J. 1342 finden wir ihn dort. In einer Urkunde vom 16. März 1342 verspricht Meister Konrad von Megenberg, dem römischen Kaiser Ludwig und dessen Kindern treu zu dienen und der Gnade wegen, die ihm vom Römischen Stuhle geschehen, dem Meister Otto von Rain, des Kaisers Schreiber, bei der Bewerbung um eine regensburger Pfründe nicht hinderlich zu sein. Vermuthlich aus dieser ersten regensburger Zeit stammt die von Schuegraf („Geschichte des Doms von Regensburg" II [= Verhandlungen des histor. Vereins von Oberpfalz und Regensburg, Bd. 12, Regensburg 1848] S. 217) aus dem Registerbuche des Domkapitels von 1585 mitgetheilte datumlose Verwahrung gegen Konrad's Anstellung als Pfarrer von St.-Ulrich, die ihm durch den ihm gewogenen Domdekan Konrad von Heimberg (später, seit 1368, Bischof von Regensburg) zutheil geworden war. Ob er infolge dessen die Pfarrei nicht erlangte, ist ungewiß. Jedenfalls wurde er sehr bald zum Kanonikus am regensburger Dome ernannt und in dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode als ein durch seinen Charakter, seine Gelehrsamkeit und unermüdliche Thätigkeit hervorragendes Mitglied des Bisthums, um dessen Ansehen und Würde er sich eifrig bemüht zeigte. Deshalb war er ein entschiedener Gegner des Bischofs Friedrich von Regensburg (1341—1367, von Geburt ein Burggraf von Nürnberg), der auf unverantwortliche Weise das Kirchenvermögen vergeudete und die Ehre des Domkapitels erniedrigte. Welches Ansehen Konrad wegen seiner Geschäftskenntniß genoß, zeigt der Umstand, daß er in einem Copiarium des regensburger Archivs ein „Rathgeb in der Stadt Diensten" genannt wird. Als solcher wurde er 1357 nach Avignon geschickt, um in der streitigen Abtswahl des Stifts von St.-Emmeran die Interessen des Stifts der päpstlichen Curie gegenüber wahrzunehmen, was er mit Erfolg that. Konrad starb am 14. April 1374 im 65. Lebensjahre und ward im Frauenstifte zu Niedermünster in Regensburg begraben. Im regensburger Augustinerkloster zeigte man noch in diesem Jahrhunderte zwei Bilder, die angeblich Konrad im Costüm eines Augustiners darstellten, was er zuletzt gewesen sein sollte (Schuegraf a. a. O. S. 220). Sein Siegel ist abgebildet bei Schuegraf (Tafel X A).

Ein großer Theil von Konrad's zahlreichen Schriften ist nur auszugsweise oder aus bloßen Anführungen bekannt. Lebhaften Antheil als Schriftsteller hat er vor allem an den kirchlich-politischen Kämpfen seiner Zeit genommen, doch waren ihm die politischen Ereignisse mehr nachträglich der Anstoß zu seinen publicistischen Schriften, als daß er unmittelbar in dieselben eingegriffen hätte. In dem heftigen literarischen Streite über den Ursprung und die Machtfülle der beiden höchsten irdischen Gewalten, welcher durch die Ansprüche Papst Johann's XXII. Ludwig dem Baiern gegenüber hervorgerufen wurde und sich auch unter den folgenden Päpsten fortsetzte, hielt sich Konrad auf päpstlicher Seite; daher und infolge seiner Stellung als Weltgeistlicher war er auch ein eifriger Gegner der Minoriten, die damals wegen ihrer Lehre von der geistlichen Armuth ebenfalls dem Papste feindlich gegenüber und zeitweilig auf seiten des Kaisers standen. Hierher gehört gleich die erste datirbare Schrift Konrad's, der 1337 noch in Paris verfaßte „Planctus ecclesiae in Germania", ein Gedicht in gereimten Hexametern, von dem Labbe („Nova Biblioth. mss. libr.", Supplem. V, S. 221) kurze Nachricht gegeben hat, nach ihm Oudin („Comment. de script. eccles." III, 902). Zwei Vorreden gehen dem Gedichte vorauf, eine an den Legaten Benedict's XII. in Deutschland, Arnold von Verdela (de Virdello), die andere an den päpstlichen Kapellan und Rechtslehrer Johannes de Piscibus gerich-

tet. Das Gedicht selbst zerfällt in zwei Theile: im ersten klagt die Kirche Deutschlands über das Zerwürfniß zwischen dem Papste und Ludwig dem Baiern, im zweiten wird der Klerus, besonders die Minoriten, getadelt, daß sie unter dem Schein der Einfalt die Kirche vergiften und das Zerwürfniß nähren. Gegen die Bettelorden richtete Konrad noch weit später eine besondere Schrift, den „Tractatus contra mendicantes ad Papam Urbanum V." (1362—70), den er selbst in seiner Schrift über die Pfarrgrenzen im 11. Kapitel erwähnt (Schuegraf, S. 223). Damit berührt sich auch ein anderer unter Konrad's Schriften genannter Tractat: „De erroribus Begehardorum et Beginarum"; denn diese von Papst Johann verdammten religiösen Bruderschaften hatten vielfach Beziehungen zu den Minoriten. Von letzterer Schrift findet sich nach Andreas Mayer („Diss. hist. de rev. canonicis eccles. cath. Ratisbonensis", in: „Thesaurus novus juris eccles." T. III, Ratisb. 1793, S. 89) eine Handschrift in der Bodleiana, ein Bruchstück ist in der „Maxima Bibliotheca patrum" T. XXV (Lugd. 1677), S. 310 abgedruckt, danach bei Gretser, „Opera omnia", T. XII (Ratisb. 1738), P. II, S. 98—99. Wahrscheinlich die bedeutendste von Konrad's politischen Schriften war das große Werk „Oeconomica" über den geistlichen und weltlichen Haushalt, das dem bamberger Bischofe Lupold von Bebenburg gewidmet, also zwischen den J. 1352 und 1362 abgefaßt ist. Es ist nur in den äußern Umrissen bekannt aus der Widmungsepistel, die B. G. Struve („Acta litt.", Jenae 1706, IV. 81—91) aus einer verschollenen Handschrift abgedruckt hat; am wichtigsten war wol das zweite Buch, worin Konrad (im dritten Theile) Johann von Jandun und den berühmten Marsilius von Padua bekämpfte, die früher behauptet hatten, der Kaiser könne einen Papst einsetzen.

In das J. 1354 gehören zwei an Karl IV. gerichtete Tractate, die Konstantin Höfler („Aus Avignon" S. 24—31) besprochen hat. Den ersten, „De translatione imperii" betitelten und von 1355 datirten, bemühte sich Konrad vergeblich, als Karl IV. 1354 mit Kriegsvorbereitungen beschäftigt zu Nürnberg weilte, diesem persönlich zu überreichen (Höfler, S. 25 Anm.). Er bekämpft darin die Beschlüsse des Kurvereins von Rense. Der Papst, führt er aus, hat das Kaiserthum an die Deutschen übertragen, er führt beide Schwerter; das Kaiserthum stammt nicht unmittelbar von Gott, erst die päpstliche Bestätigung gibt dem erwählten römischen Könige das Recht zur Regierung. In dem zweiten, von Höfler nicht näher benannten, bald nach dem Tode Erzbischof Balduin's von Trier (25. Jan. 1354) verfaßten Tractate wendet sich Konrad gegen Wilhelm von Occam und nimmt ihm gegenüber, der in seiner Abhandlung „De electione Caroli IV." die Gültigkeit der Wahl Karl's IV. angefochten hatte, Papst Clemens VI. und Karl IV. in Schutz. Auch hier stellt er die Eide von Rense als unerlaubt hin, da die Prüfung und Bestätigung des erwählten römischen Königs dem römischen Stuhle zukomme. Letztere Schrift ist wol identisch mit dem von Aventin („Annales Boicorum", Ingolst. 1554, Lib. VII, p. 786 und „Deutsche Chronica", Frankf. 1566, Bl. 500ᵃ) angeführten, 7 Jahre nach Kaiser Ludwig's Tode (gest. 1347) verfaßten „Tractatus pro Romana ecclesia et pontifice Joanne XXII. contra Wilhelmum Occam", worin Konrad, nach Aventin, Wilh. Occam einen Erzketzer schilt, der den frommen Kaiser Ludwig verführt habe wider den Papst.

Man sieht, Konrad scheute sich nicht, die äußerste Consequenz seines ultramontanen Standpunktes zu ziehen. Nicht nur die kaiserliche, sondern auch die königliche Gewalt ist danach ein bloßer Ausfluß der päpstlichen. Allerdings brachte er damit nur die demüthigenden Zugeständnisse, die Karl IV. selber in Avignon gemacht hatte, in ein System. Dies muß man ihm etwas zugute halten und Riezler („Die literar. Widersacher der Päpste zur Zeit Ludwig's des Baiern", Leipz. 1874, S. 292) thut ihm wol Unrecht, wenn er nun auch seine Aeußerungen patriotischen Unwillens über die deutsche Zwietracht in Zweifel zieht. Fast mit den gleichen starken Worten wie in der Widmungsepistel der „Oeconomica"[1]) drückt sich Konrad in dem Tractate „De transitu imperii" aus (Höfler, S. 26 Anm.): „Nam quid valet principem eligere et eidem minime obedire? O gens stolida et popule insipiens, utinam prima saperes et intelligeres et [ac?] novissima provideres." Damit scheint es dem zwar dem Traume seiner Zeit von einer theokratischen Universalmonarchie huldigenden, sonst aber verständigen Manne doch Ernst zu sein.

Auch in einem kirchenpolitischen Tractate „De ducibus Wavariae", der sich in einer wiener Handschrift findet und die Entwickelung und den Zweck des Kaiserthums mit besonderer Rücksicht auf Baiern verfolgen soll, vermuthet Martin Mayr („Neues Archiv der Gesellsch. für ältere deutsche Geschichtskunde", V, 137 fg.) ein Werk Konrad's.

Von Konrad's historischen Werken beziehen sich zwei speciell auf Regensburg: die um 1355 verfaßten „Statuta et consuetudines capituli ecclesiae Ratisbonensis" (abgedruckt bei Andr. Mayer, „Thes. nov. jur. eccles.", II, 1—37) und der „Tractatus de limitibus parochialibus in Ratispona editus a. d. 1373 die mensis Maji 21"; von letzterm, den Konrad also ein Jahr vor seinem Tode geschrieben hat, befindet sich nach Schuegraf (a. a. O. II, 222) eine Handschrift auf der regensburger Stadtbibliothek. Auf beide Schriften bezieht sich noch 1438 eine von dem regensburger Bischofe Friedrich von Parsberg zur Geltendmachung der Rechte des Hochstifts gegebene Verordnung (Schuegraf, S. 182).

Ein großes geschichtliches Werk Konrad's unter dem Titel „Chronicon magnum" oder „Chronicon summorum pontificum et imperatorum" erwähnt und benutzt im 15. Jahrh. Andreas von Regensburg in seinem „Chro-

1) „Quid enim proderit regem Romanorum elegisse et sibi minime obedivisse? imo quid proderit principem habere et principi suo invidere? Utinam prima saperent et intelligerent ac novissima providerent."

nicon generale“ (bei Pez, Thes. anecd., T. IV, P. III, Sp. 371, bei Eccard, Corp. hist. I, 1937). Es ist uns nicht erhalten. Eccard hielt ein bis 1296 reichendes „Breve chronicon episcoporum Ratisbonensium“, das er aus einem hamburger Codex des Andreas abdruckte (Corp. hist. II, 2243—52), für ein Bruchstück von Konrad's Chronik, da es im Anfange einiges aus derselben entnimmt und sie dabei citirt. Auch Lorenz („Deutschlands Geschichtsquellen“, I^2, 154) und Wahl („Andreas von Regensburg“, Göttinger Dissert., Eltville 1882) hielten dies „Breve chron. ep. Ratisb.“ für ein Werk Konrad's. Es ist aber nach Weiland („Ueber einige bairische Geschichtsquellen des 14. Jahrh.“, in den „Nachrichten von der königl. Gesellsch. der Wissensch. zu Göttingen“, 1883, S. 251) nur ein schlechtes Excerpt aus einem Werke des Andreas von Regensburg, entweder aus seinem „Chronicon generale“ oder aus seinem „Chronicon episc. Ratisb.“ (bei Oefele „Script. rer. Boic.“ I, 32—38). Lorenz' Annahme (a. a. O. I, 155, Anm. 2), daß Konrad's „Chronicon magnum“ sich nur mit der urältesten Zeit befaßt habe, beruht auf einem Misverständnisse und wird von Wahl (a. a. O. S. 14) widerlegt. Die Vermuthung Riezler's („Geschichte Baierns“, II, 575, und Allgem. Deutsche Biographie, XVI, 650), daß uns Konrad's Chronik vielleicht in dem von Waitz in den „Monumenta“ (Scriptores XXIV, 285—288) excerpirten „Chronicon pontificum et imperatorum Ratisbonense“, einer regensburger Fortsetzung der „Flores temporum“, erhalten sei, hat Weiland (a. a. O. S. 252) mit der Beobachtung zurückgewiesen, daß Andreas, der doch Konrad benutzt hat, jenes Werk nicht kennt. Weiland selbst (S. 250 fg.) vermuthet einen vielleicht zu bestimmtem Zwecke gemachten Auszug aus dem „Chronicon magnum“ in dem Ende 1371 und Anfang 1372 (vielleicht auch erst 1373) abgeschlossenen, eine Hauptquelle des Andreas bildenden sogenannten „Chronicon de ducibus Bavariae“ (bei Oefele, Script. rer. Boic. I, 40—44, danach Böhmer, Fontes I, 137—147), das wol in Regensburg[2]) verfaßt ist, übrigens in dem einzigen erhaltenen, von der Hand des Andreas geschriebenen Codex (Cod. lat. Monac. 903) weit mehr enthält, als Oefele hat abdrucken lassen (Weiland, S. 239 fg.). Danach hätte Konrad also bis kurz vor seinem Tode an dem Geschichtswerke geschrieben und dasselbe bis in seine letzten Lebensjahre geführt. Schwer zu vereinigen ist jedoch mit Konrad's Verfasserschaft die Bemerkung des Chronisten zum J. 1347, wo er von Karl IV. sagt (Böhmer, S. 145): „Quomodo autem vel ubi aut quando seu a quibus electoribus sit electus nunquam potui leviter experiri.“ Diese Unkenntniß mit der Gedächtnißschwäche des Alters erklären zu wollen (Weiland S. 253), ist mehr bequem als glücklich.

Zum Dank für die glückliche Heilung schrieb Konrad 1357 und 1358 ein „Officium de S. Erhardo“ und eine „Vita S. Erhardi“; von ersterer besaß Andr. Mayer (a. a. O. S. 88) eine Abschrift nach einer Handschrift des Klosters St.-Mang in Stadtamhof (Schuegraf S. 214, Anm. 240); letztere ist in den „Acta Sanctorum“ (Januar, I, 541—544) abgedruckt und weicht von den ältern „Vitae“ des Heiligen nur wenig ab. Ein solches Officium war wol auch die „Historia de S. Matthaeo“, die Konrad auf Bitten der Klostervorstände des Benedictinerstifts Asbach an der Rott, dessen Patron der heil. Matthäus war, verfaßte (Martin Mayr im „Neuen Archiv der Gesellsch. für ältere deutsche Geschichtskunde“, V, 216).

Ein philosophisches Werk Konrad's, das „Speculum felicitatis humanae“, handelt nach der kurzen Inhaltsangabe, die Andr. Mayer (a. a. O. S. 14) nach einer früher zu Regensburg befindlichen Handschrift gibt, in zwei Büchern von den menschlichen Leidenschaften und Tugenden; es ist von 1348 datirt und dem Herzoge Rudolf von Oesterreich gewidmet.

Auch als Dichter ist Konrad aufgetreten. In dem „Buch der Natur“ erwähnt er öfter seinen mit den Worten „Ave virgo praegnans“ beginnenden Lobgesang auf die Jungfrau Maria, in welchem er ihre Eigenschaften mit den zwölf Edelsteinen der Apokalypse (21, 19—20) in Parallele stellt. Nach Mayer (a. a. O. S. 91) befand sich derselbe handschriftlich in der ehemaligen Bibliothek zu St.-Emmeran. Zu Ehren des heil. Erhard dichtete Konrad, wie er in der Erzählung von seiner Heilung berichtet, zwei Hymnen: „O gemma pastoris lucida“ und „Salve splendor firmamenti“. Noch eine Reihe anderer Schriften Konrad's werden von Trithemius und andern Schriftstellern angeführt, so: „Politicorum Lib. I, Monastica ad ducem Austriae Lib. II, Super Sententias Lib. IV, Sermones varii, Collectio canonum poenitentialium, Quaestiones variae, Vita S. Dominici“, ohne daß sich von diesen etwas feststellen ließe.

Ueberhaupt haben sich die lateinischen Schriften Konrad's augenscheinlich keiner großen Verbreitung erfreut. Dies ist, was die politischen Schriften insbesondere angeht, nicht so auffällig, da diese, wie schon anfangs erwähnt wurde und wie sich im einzelnen aus den oben angegebenen Datirungen ergibt, den Ereignissen nachhinkten und also gewöhnlich in eine Zeit trafen, wo das Interesse für die besprochenen Dinge schon einigermaßen wieder erkaltet war. Eine ganz bedeutende Wirkung hat Konrad dagegen mit seinem „Buch der Natur“ ausgeübt, der ersten deutsch geschriebenen systematischen Naturkunde. Es gehörte im 14. und 15. Jahrh. zu den beliebtesten und gelesensten Schriften; in München allein sind 17, in Wien 8 Handschriften davon vorhanden (Pfeiffer S. V); noch von 1475—1499 wurde es siebenmal gedruckt (Hain, „Repertorium“ Nr. 4040—4046).

Weniger bedeutsam ist Konrad's „Deutsche Sphära“, die noch vor dem Buche der Natur entstanden sein muß, da er in demselben zweimal auf sie verweist. Sie ist eine Uebersetzung der „Sphaera mundi“ des Johannes a Sacrobosco (Joh. Holywood, gest. um 1250), das

2) Wichert in den „Forschungen zur deutschen Geschichte“, XVI, 64 fg., glaubt dagegen, daß es in Ober-Altaich entstanden sei.

erste deutsche Handbüchlein der Physik und Astronomie. Zwei Handschriften befinden sich in München, eine in Graz; aus letzterer hat Diemer („Kleine Beiträge zur ältern deutschen Sprache und Literatur", IV, in den Sitzungsber. der Wien. Akad., Philos.-hist. Kl., VII, 73—90) die gereimte Vorrede und einige Proben mitgetheilt. Konrad Hainfogel hat 1516 in Nürnberg, wie Diemer a. a. O. nachweist, Konrad's Arbeit, ohne dessen Namen zu nennen, unter dem Titel „Sphaera materialis" herausgegeben; in den spätern Drucken zu Köln 1519 und zu Straßburg 1533 und 1539 wird daher einfach Hainfoge als der Uebersetzer bezeichnet.

Auch das „Buch der Natur" (herausgeg. von Franz Pfeiffer, Stuttgart 1861) ist nach dem Lateinischen bearbeitet. Es handelt vom menschlichen Körper, von den Planeten und den physischen Erscheinungen auf der Erde, von den Thieren, Pflanzen, Edelsteinen und Metallen, zuletzt von den Wunderbrunnen und Wundermenschen. Hiermit erschloß Konrad zum ersten mal den Laien das Reich der Natur in seinem ganzen Umfange. Zwar finden sich vereinzelte Versuche in deutscher Sprache auch schon früher, in den sogenannten Physiologi, in den Arznei- und Kräuterbüchern, in dem Lucidarius, der Aurea Gemma, besonders in der sogenannten Mainauer Naturlehre. Doch bewegen sich diese in engern Kreisen; Konrad umfaßte zuerst methodisch das ganze Gebiet. Dabei schloß er sich keineswegs sklavisch an seine Vorlage an. Diese war das Buch „De natura rerum" des Thomas Cantimpratensis (von Cantimpré). Es ist nicht gedruckt, aber in vielen Handschriften verbreitet (vgl. Carus, Geschichte der Zoologie, S. 214) und von Vincentius Bellovacensis zum größten Theil in sein „Speculum naturale" aufgenommen. Thomas verfaßte die Schrift in den J. 1233—47 (Carus, S. 212) in 19 Büchern, denen er später noch ein zwanzigstes „De ornatu coeli et motu siderum" hinzufügte, welches Konrad, wenn es ihm vorlag, wegließ, weil es gleichen Inhalts war mit der „Sphaera materialis" des Johann von Holywood, die er ja schon übersetzt hatte. Das zweite Buch „De anima" nahm er nicht auf, da er nur von sinnlich wahrnehmbaren Naturgegenständen handelte. Der von Höfler („Konrad von Megenberg und die geistige Bewegung seiner Zeit", in der Theologischen Quartalschrift, Jahrg. 38, Tübingen 1856, I, 38—104) abgedruckte Tractat „Von der Sel" (S. 88—96), der in einigen Handschriften des Buches der Natur sich hinzugefügt findet, rührt nicht von Konrad her. Konrad selbst hielt anfangs (in der gereimten Vorrede 2, 6—8) Albertus Magnus für den Verfasser seiner Vorlage, doch wird er später daran irre, wie er denn überhaupt an seiner Quelle Kritik übt und nicht selten gegen dieselbe polemisirt. Wenn er natürlich auch im allgemeinen dem Aberglauben seiner Zeit huldigt, so gehört er doch nicht zu den leichtgläubigsten, oft regt sich in ihm sein nicht unbedeutender natürlicher Verstand und er bespöttelt oder verwirft einfach die wundersamen Nachrichten seiner Quelle oder die einfältigen Volksvorstellungen. Auch in der Anordnung im ganzen und einzelnen verhält sich Konrad seiner Vorlage gegenüber frei, er läßt zahlreiche Artikel ganz weg, kürzt andere, nimmt Erweiterungen vor, zum Theil aus andern in seinem Besitze befindlichen Quellen, zum Theil aus eigenen Beobachtungen; besonders im fünften und sechsten Stücke von den Kräutern und Edelsteinen finden sich zahlreiche Zusätze. Am selbständigsten tritt Konrad im zweiten Stücke vom Himmel und den Planeten auf, wo er viele volksthümliche Ansichten und eigene Erlebnisse von Naturerscheinungen mittheilt. Nach der Sitte seiner Zeit läßt er es auch nicht an der Einflechtung allegorisirender Moralisationen fehlen, mit denen er sich freimüthig an alle Stände wendet, wobei er seinen eigenen Stand insbesondere nicht verschont. So zeigt er sich auch hier als einen tüchtigen, mit Ernst auf Gerechtigkeit bedachten Mann. Konrad schrieb sein Buch, obwol ein Franke von Geburt, in der bairisch-österreichischen Mundart, die er sich während seines längern Aufenthalts in jenen Gegenden zu eigen gemacht hatte. Ein Jahrhundert nach ihm, im J. 1472, übersetzte Peter Königschlaher, Schulmeister und Stadtschreiber in Waldsee, auf Ansuchen Georg's des Truchsessen von Waldburg, dasselbe Werk des Thomas von Cantimpré, ohne von Konrad's Arbeit zu wissen, mit sklavischer Treue ins Deutsche (Pfeiffer, S. XXXII. Anm.). *(R. Hügel.)*

KONRAD (von Stoffel) ist ein deutscher Dichter, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. ein episches Gedicht „Gauriel von Muntavel" oder „Der Ritter mit dem Bock" verfaßte. Es ist in zwei Handschriften des 15. Jahrh. (in Donaueschingen und Innsbruck) erhalten, aber, da es sich wenig über das Mittelmäßige erhebt, bisher nicht publicirt. Nachricht davon gab zuerst Laßberg in seinem „Liedersaal" II, S. 61—65, einen Abschnitt daraus veröffentlichte W. Wackernagel in seinem „Altdeutschen Lesebuch" (2. Aufl., S. 643 fg.), ein anderes Stück Franz Pfeiffer in seinem „Altdeutschen Uebungsbuch" (S. 91 fg.), den Anfang A. Emmert in „Mone's Anzeiger" V (1836), Sp. 339 fg. Zeitteles („Germania" VI, 385—411) gibt eine vollständige Inhaltsangabe des Gedichts nebst Auszügen. Der Dichter nennt sich am Schlusse:

> Von Stoffeln meister Kuonrât
> hât daz buoch getihtet,
> mit rimen berihtet,
> der was ein werder frier man:
> ze Hispania er daz buoch gewan.

Die Namensform Kuonhart bei Wackernagel beruht auf einem Irrthume desselben. Unter den zahlreich in schwäbischen Urkunden begegnenden Mitgliedern des edeln Geschlechts von Hohen-Stoffeln, dessen Stammburg im Hegau (Baden) lag, kommen auch mehrere des Namens Konrad vor (Stälin, „Würtemberg. Geschichte" II, 769; Laßberg a. a. O. LXV und LXXX), von denen der 1279—1284 als Domherr zu Straßburg auftretende für unsern Dichter erklärt worden ist, weil des letztern Beiname „Meister" auf gelehrte Bildung hinzudeuten scheint. Doch ist dies keineswegs sicher. Das aus 5642 Versen bestehende Gedicht bewegt sich ausschließlich auf dem bekannten Gebiete der abenteuerreichen Romane von Artus und

seiner Tafelrunde, deren berühmteste Ritter in dem Epos auftreten, aber alle von dem Titelhelden Gauriel übertroffen werden. Dieser soll mit seinem Bocke ein Seitenstück zu Iwein, dem Ritter mit dem Löwen, sein. Daß der Dichter den Stoff in Spanien erhalten habe, ist wahrscheinlich ebenso eine Erfindung desselben wie vermuthlich die ganze Gestalt des Gauriel von Muntavel, der sonst unter den Rittern der Tafelrunde nicht begegnet. (*R. Hügel.*)

KONRAD (von Würzburg), der hervorragendste unter den Epigonen der mittelhochdeutschen höfischen Dichtkunst, ist nach der Angabe der „Annales Dominicanorum Colmariensium" (bei Urstisius, Scriptores rer. german. II, 22) im J. 1287 gestorben; nach dem Eintrag in dem „Liber vitae ecclesiae Basilensis" (handschriftlich im Karlsruher Archiv) starb er am 31. Aug. zu Basel und wurde daselbst in der Marien-Magdalenen-Abseite des Münsters begraben. Auffällig ist, daß zu demselben Tage in dem genannten Necrologium zugleich der Tod seiner Frau Bertha und seiner Töchter Gerina und Agnesa gemeldet wird; dies Zusammentreffen ist nur durch Annahme einer Seuche oder eines Unglücksfalles erklärlich, wenn nicht etwa eine Verderbniß in den Worten vorliegt. Die Mittheilung von L. Schneegans („Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" 1856, Sp. 34 u. 35), daß in den Sterbebüchern der ehemaligen Stiftskirche Zum jungen St.-Peter zu Straßburg als Konrad's Todestag der 1. Juni eingetragen sei, beruht vielleicht auf einem Irrthume so gut wie die übrigen Angaben desselben über Konrad's Tod. In der würzburger Handschrift von Konrad's „Goldener Schmiede" (jetzt auf der münchener Universitätsbibliothek) wird in einer Schlußnotiz behauptet, daß Konrad zu Freiburg im Breisgau begraben liege. In Basel besaß Konrad auf der Spiegelgasse (jetzt Augustinergasse) ein Haus, und noch über hundert Jahre nach seinem Tode (1398) kommt auf dieser Straße ein Hof Würzburg vor. In Basel hat Konrad jedenfalls auch längere Zeit gelebt, von dort sind die meisten der von ihm in seinen Gedichten angeführten Gönner: Johannes von Bermeswil, Heinrich Isenlin, Peter der Schaler, Heinrich Marschant, Arnold der Fuchs, Johannes Arguel, Leutold von Röteulein, Dietrich an dem Orte; dort sind der „Alexius", „Partonopier und Meliur", „Pantaleon", „Silvester" und der „Trojanerkrieg" entstanden. Wilh. Wackernagel („Baseler Handschriften" S. 3—5) hielt Konrad überhaupt für einen Baseler, indem er annahm, daß derselbe seinen Zunamen Würzburg von dem Hause Würzburg habe, das er in Basel bewohnte; er suchte dies gegen J. Denzinger, der für Würzburg eingetreten war (im „Archiv des histor. Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg", XII, 61—81), ausführlich zu begründen (Germania III, 257—266; s. dagegen IV, 113—115), doch liegen keine zwingenden Gründe vor, bei Konrad den hinzugefügten Ortsnamen in anderer als der gewöhnlichen Bedeutung aufzufassen, da das Haus Würzburg in Basel sehr wohl erst von seinem Besitzer Konrad den Namen erhalten haben kann.

Ehe Konrad nach Basel kam, dort zu einigem Wohlstande gelangte und ansässig wurde, scheint er auf seine Kunst gewandert zu sein, wie aus den Worten der Colmarer Annalen: „Conradus de Wirziburc vagus fecit rhitmos Teutonicos de beata virgine precisos" zu schließen ist. Auch wenn man den Ausdruck vagus mit Wackernagel (Germania III, 263) allgemeiner fassen will, so ist doch so viel sicher, daß Konrad um Lohn, also gewerbsmäßig die Dichtkunst ausübte, und daß er sich auch in Straßburg aufgehalten hat; denn daselbst hat er für den dortigen Dompropst, einen Herrn von Tiersberg, seinen „Otte" gedichtet, und einen andern Straßburger, einen Liechtenberger (vielleicht Bischof Konrad III. 1273 —1289), preist er in einem Liede. Der Umstand, daß Konrad von Rudolf von Ems in der bekannten literarhistorischen Stelle des Wilhelm nicht erwähnt wird, also zur Zeit der Abfassung derselben (um 1240) noch keinen Ruf gehabt haben kann, ist für die Zeitbestimmung von Konrad's Wirksamkeit unerheblich, da man mit Rücksicht auf sein Todesjahr seine Geburt doch nicht viel vor den Anfang des dritten Jahrzehnts wird hinaufrücken wollen. Daß er ein vorgerückteres Alter erreichte, ergibt sich aus einigen Anspielungen in seinen Gedichten.

Konrad war bürgerlichen Standes. Er sagt es in einem Liede selbst von sich und die bürgerliche Stimmung macht sich verschiedentlich in der Behandlung seiner ritterlichen Stoffe bemerklich. Seine Bildung war eine klösterlich-gelehrte; er verstand, nach eigener Aussage, das Lateinische und bearbeitete eine Anzahl seiner Werke (Otte, Engelhard, Alexius, Pantaleon, Silvester) nach lateinischen Quellen, benutzte auch im „Trojanerkrieg" neben seiner französischen Vorlage verschiedene römische Dichter. Des Französischen war er nach seinem Geständnisse im „Partonopier" nicht mächtig, doch scheint er sich später, wie die Bearbeitung des Trojanerkrieges vermuthen läßt, die Kenntniß dieser Sprache noch angeeignet zu haben. Auch in der häufigen Einmischung von Gleichnissen, die der fabelhaften Naturgeschichte entlehnt sind, zeigt sich Konrad's Gelehrsamkeit, nicht minder in dem Gefallen an theologischen Düfteleien. Auf die auffallende juristische Schärfe, die Konrad in seinen Gedichten, insbesondere dem Schwanritter, bekundet, hat Rich. Schröder aufmerksam gemacht und sogar geglaubt („Zeitschr. für Rechtsgeschichte" VII, 131 fg.), daß er vielleicht durch einen Lebensberuf als Schöffe oder Fürsprecher dazu angeleitet worden sei. Konrad's jüngerer Zeitgenosse, Hugo von Trimberg, hebt in seinem „Renner" (V. 1233 fg.) die Gelehrsamkeit Konrad's besonders hervor, doch nicht ohne einen tadelnden Seitenblick auf die Anwendung, die er davon in seinen Gedichten macht.

In der That ist in Konrad's Werken viel Erkünsteltes, Gemachtes; die dichterische Intuition hat bei ihm der Reflexion Platz gemacht, — es ist das Kennzeichen des Absterbens einer großen Literaturepoche, deren letzter Vertreter er ist. Die Form der großen Meister erscheint sorgfältig gewahrt und noch feiner ausgebildet, ja überfeinert, während doch die Ideale, welche die Form ge-

schaffen haben und erfüllten, verblaßt sind. An die Stelle eines hohen Aufschwungs ist das nüchterne, verstandesmäßige Erfassen getreten, eine fast handwerksmäßige Routine, die alles mit der gleichmäßigen Sorgfalt behandelt, macht sich breit. Dabei hat Konrad keine geringe Meinung von seiner Kunst: die Dichtkunst, sagt er, sei die einzige von allen Künsten, die nicht gelernt werden könne, sondern aus sich selbst entspringen müsse; ihn treibe wie die Nachtigall ein innerer Drang, sein Lebenlang zu singen, ohne Rücksicht darauf, ob ihn ein anderer höre. Ein wirklicher Dichter, wenn auch kein großer, war nun Konrad doch ohne Zweifel, insofern ihm die Gabe, einen Stoff mit Leichtigkeit zu gestalten und mit Anmuth darzustellen, unleugbar angeboren war. Es fehlt ihm auch nicht an Innigkeit, und mit liebevollem Sinne weiß er sich in seinen Gegenstand zu versenken. Er liebt es, in die Seelenstimmung seiner Personen einzudringen und ihre Reden mit feiner Psychologie breit auszuführen. Nur geht er hierin wie überhaupt in der Ausgestaltung der Details häufig zu weit. Die Worte strömen ihm in großer Fülle zu und er weiß den Strom nicht zu dämmen. Dies hat ihn schließlich sogar zu einem für seinen Stil charakteristischen Parallelismus der Sätze und Worte geführt.

Weniger tritt diese Fülle der Rede in Konrad's kleinern, aus der mehr volksthümlichen Sage geschöpften Erzählungen hervor, die meist auch wol in seine frühere Zeit fallen (Otte, Schwanritter, Herzmäre, Der Welt Lohn). In ihnen geht er, da er seinen Gegenstand ganz überschaut und völlig beherrscht, unverrückt auf das Ziel los und schafft hier durch seine gewandte Erzählungsgabe kleine abgerundete Kunstwerke, die auch heute noch ihre Wirkung auf den Leser nicht verfehlen und allgemein als seine besten Leistungen anerkannt sind. Aber in den großen Vorwürfen, die er später zur Behandlung erwählte (Partonopier, Trojanerkrieg), läßt er sich allzu sehr gehen; hier wirkt diese selbe Erzählungskunst, indem sie auf alle Einzelheiten in gleichem Maße angewandt wird, auf die Dauer sehr ermüdend. Indem der Dichter sich in jede Situation versetzt und sie aufs eingehendste ausmalt, verliert er den Ueberblick über das Ganze, und die Höhepunkte der Erzählung gehen in dem gleichmäßigen Schwalle der Worte unter. Man muß sich allerdings die Frage vorlegen, ob Konrad überhaupt in dem Augenblicke, wo er seine umfangreichen französischen Vorlagen zu übertragen begann, sich mit dem in ihnen behandelten Gegenstande völlig vertraut gemacht hatte und wußte, worauf er hinauswollte, besonders wenn er sich seine Quelle, wie es beim „Partonopier“ der Fall war, wegen mangelnder Kenntniß der Sprache vorübersetzen lassen mußte. Heinrich van Look in seiner unten anzuführenden Dissertation verneint in Bezug auf das genannte Gedicht diese Frage, während Kölbing (s. gleichfalls unten) das Gegentheil anzunehmen geneigt ist. Im „Trojanerkriege“ wenigstens ist eine eigene zweckbewußte Disposition des Dichters nicht zu verkennen.

Sprache und Verskunst handhabt Konrad mit größter Virtuosität. Das durch die Bemühungen eines Jahrhunderts zur Vollkommenheit ausgebildete Instrument seiner Kunst bietet ihm nicht die geringsten Schwierigkeiten mehr. Die von Gottfried von Straßburg, Konrad's Muster und Vorbild, angestrebte Glätte und Correctheit hat in ihm ihre höchste Vollendung erreicht. In dem Streben danach bemüht er sich, in seinen Versen noch mehr, als schon Gottfried gethan hat, einen regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung eintreten zu lassen, wodurch er mit zur Anbahnung der blos die Silben zählenden Metrik beiträgt. Den Schmuck der Alliteration, den Gottfried liebte, wendet er gleichfalls noch häufiger an. Das sogenannte Brechen der Reime in den erzählenden Gedichten, d. h. das Vermeiden des Zusammenfallens des Endes eines Reimpaares mit einem Satzende, ist bei Konrad mit größter Consequenz durchgeführt, die Reinheit des Reimes untadelhaft.

In den lyrischen Gedichten Konrad's zeigt sich am meisten die Ueberkünstelung in der Form. Seine großen Töne, wie die in der Colmarer Liederhandschrift (Bartsch, „Meisterlieder der Colmarer Handschrift“, Stuttg. 1862, S. 51—54 und S. 164—166) neben andern unechten namhaft gemachten: Aspiston, Morgenweise und Hofton, sind überaus kunstreich. An Reimspielereien ist kein Mangel. Ein Lied hat Konrad, in dem derselbe Reim durch eine Strophe sechzehnmal wiederkehrt. In einem andern finden sich lauter Schlagreime, wieder in andern bildet jedes Wort, ja jede Silbe einen Reim. Neben diesem äußerlichen Reichthume geht eine ziemliche Leere und Einförmigkeit des Inhalts einher, sogar wörtliche Wiederholungen kommen vor. Die Liebeslieder sind ganz schablonenmäßig, sie schildern die Freude an der Minne im allgemeinen und wenden sich in den seltensten Fällen an einen bestimmten geliebten Gegenstand, der dann gewiß auch nur fingirt ist. Konrad's lehrhafter Geist bricht am stärksten durch in seinen Sprüchen, die zum Theil religiöser Natur sind, zum Theil zu den Fabeln und Beispielen gehören. Es fehlt ihnen nicht an sittlichem Ernste, doch ist auch ihr Gedankenkreis ein ziemlich enger. Eine große Rolle spielen Klagen um die abnehmende oder, bei den schlechten Dichtern, übel angebrachte Freigebigkeit der Reichen. Diese Klagen finden sich ebenso am Eingange des „Partonopier“ und „Trojanerkriegs“. Besonders für sich hat Konrad diesen Gegenstand in einem längern allegorischen Gedichte behandelt, in dem die Kunst vor dem Richterstuhle der von den zwölf Tugenden umgebenen Gerechtigkeit als Anklägerin gegen die falsche Freigebigkeit auftritt und sich ein günstiges Urtheil erstreitet — eine Form der Allegorie, die in der Folge sehr beliebt wird. Wackernagel (Germania III, 262) hatte Konrad diese „Klage der Kunst“ (bei von der Hagen, Minnesinger, III, 334 fg.) sehr entschieden abgesprochen, doch ohne dies zu begründen; Eugen Joseph hat dagegen in einer besondern Schrift („Konrad's von Würzburg Klage der Kunst“, Straßburg 1885, Heft 54 der „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgesch. der german. Völker“) die Echtheit des von ihm zugleich mit abgedruckten Gedichts mit Erfolg vertheidigt. Auch in einem Tanzleiche bringt Kon-

rad eine ausgeführte Allegorie, indem er die Königin Venus und ihren Sohn, den Fürsten Amûr, auffordert, sich gegen Herrn Mars, der durch seine Herrschaft im Lande den Minnefreuden Abbruch gethan hat, zur Wehr zu setzen und durch die besänftigende Macht der Minne die kriegerischen Gemüther wieder friedlich zu stimmen. Spielt er hier auf die Wirren des Interregnums an, so preist er in einem spätern Spruche die Herstellung der Ordnung durch Rudolf von Habsburg. Der andere der beiden Leiche, die wir von Konrad haben, ist religiösen Inhalts. Auch ein paar Wächterlieder hat Konrad gedichtet. Dagegen ist das Ave Maria in der heidelberger Handschrift (v. d. Hagen, Minnesinger, III, 337—344) untergeschoben. Die Hauptgrundlage des Textes für Konrad's lyrische Dichtungen bildet die pariser Liederhandschrift; die übrigen in Betracht kommenden Handschriften sind von Bartsch im „Partonopier" (S. XV) aufgezählt, woselbst auch (S. 345—402) die Lieder und Sprüche herausgegeben sind. Vorher sind sie abgedruckt in von der Hagen's „Minnesingern", II, 310—335 (dazu IV, 723—730). Man vgl. noch Gust. Scheibler, „Zu den lyrischen Gedichten Konrad's von Würzburg. I. Der Strofenbau", Inaug.-Diss., Breslau 1874. Konrad's Töne sind von den spätern Meistersängern viel benutzt und finden sich in verschiedenen Meistergesangbüchern aufgeführt. Er selber wird als einer der zwölf alten Meister, welche die Singekunst erfunden haben, Konrad von Würzburg, ein Geiger am Hofe des Bischofs daselbst, schließlich Konrad Geiger oder Jäger genannt (v. d. Hagen, a. a. O. IV, 728 und 887 fg.).

Wenn von Konrad nur die lyrischen Gedichte auf uns gekommen wären, so würde er unter der großen Zahl mitstrebender Dichter keine besonders hervorragende Stellung einnehmen. Seine Hauptbedeutung liegt auf dem Gebiete der erzählenden Poesie. Hier stellt er sich als der Ausläufer und letzte namhafte Vertreter der höfischen Dichtkunst dar. Eine Mittelstellung zwischen beiden Dichtgattungen nimmt seine „Goldene Schmiede" ein, insofern als sie zwar ihrem Inhalte nach nichts Episches hat, aber die Form, die kurzen Reimpaare, von dort entlehnt. Es ist ein Lobgedicht auf die Jungfrau Maria, das Konrad auf der Schmiede seines Herzens, mit der Zunge als Hammer, aus dem Gold der Rede und dem Edelgesteine schimmernder Gleichnisse arbeitet. Er hat hier alle die theils der Heil. Schrift, theils den Naturerscheinungen entnommenen Bilder und Gleichnisse, mit denen man das Mysterium von der jungfräulichen Gottesmutter bisher zu versinnbildlichen gesucht hatte, zu einem Ganzen vereinigt. Wilh. Grimm, der die „Goldene Schmiede" herausgegeben hat (Berlin 1840), weist die weite Verbreitung dieser Vorstellungen im einzelnen nach (S. XXV—LIII). Konrad's Zusammenstellung derselben wirkt, da die Anordnung eine willkürliche ist und eine Steigerung nicht stattfindet, recht ermüdend. Grimm hielt das Gedicht wegen der Sicherheit, mit der Sprache und Versmaß gehandhabt sind, für eins der spätern Werke Konrad's, während Pfeiffer (Germania XII, 28) für wahrscheinlicher hielt, daß es noch in Straßburg entstanden sei, weil Konrad im Eingange Gottfried's gedenkt, den er bescheiden über sich stellt. Die Goldene Schmiede wird in einzelnen Stellen von Hugo von Langenstein, der sich überhaupt Konrad zum Vorbild genommen hatte, in seiner heil. Martina (1293) geradezu nachgeahmt, auch von andern Dichtern viel benutzt (vgl. Grimm, S. XIX fg.); wie lange sie sich in Ansehen erhielt, ist aus dem Umstande ersichtlich, daß noch aus dem Ende des 15. Jahrh. eine Handschrift datirt.

Als Konrad's früheste Arbeit ist wol der „Turnei von Nantheiß" anzusehen. Der Dichter nennt sich darin nicht, aber Docen, der das Gedicht in Maßmann's „Denkmälern" (München 1828, S. 138—148) abdrucken ließ, vermuthete schon in ihm den Verfasser. Pfeiffer (a. a. O. S. 28) hatte Lust, es Konrad als zu geistlos und eines verständigen und sinnigen Kopfes, wie er war, unwürdig abzusprechen, Gödeke (im Grundrisse) es dem Verfasser des Reinfried von Braunschweig, einem Nachahmer Konrad's, zuzuschreiben. Doch haben Haupt (in seinen Anmerkungen zu Konrad's „Engelhard") und Bartsch (in seiner Ausgabe des „Turnei" im Anhange zur Ausgabe des „Partonopier", S. 315—332) so viel Berührungen mit andern Werken des Dichters nachgewiesen, daß sie, im Zusammenhange mit der Uebereinstimmung der gesammten Manier, die Verfasserschaft desselben außer Zweifel stellen. Allerdings ist das Gedicht recht geistlos, da es bei der Erzählung eines von König Richard von England (gemeint ist wol der ritterliche Richard Löwenherz) zu Nantes abgehaltenen Turniers sich im wesentlichen die Schilderung von Kleidern und Wappen zur Aufgabe stellt und damit die später so beliebte Wappen- und Heroldsdichtung einleitet. Dem jugendlichen Dichter ist ein solches Machwerk wol am ersten zuzutrauen. Doch liebt es Konrad auch sonst (Schwanritter, Engelhard, Partonopier) Turnierbeschreibungen einzuflechten. Das Erzählte ist wol seine eigene Erfindung. In Bezug auf die Schilderung der Wappen hat aber R. Freih. von Mansberg (in der Wissenschaftlichen Beilage zur „Leipziger Zeitung" 1884, Nr. 95 und 96) gezeigt, daß sie naturgetreu und nach zuverlässigen Quellen gemacht, daher für die heraldische Wissenschaft werthvoll ist. Der Umstand, daß die einzige Handschrift (jetzt in München), in der das Gedicht erhalten ist, aus Würzburg stammt, weist vielleicht auch auf eine frühe Zeit hin.

Neben den „Turnei" und wol in dieselbe Zeit zu stellen ist Konrad's „Schwanritter", der mit jenem 22 gleichlautende Zeilen gemeinsam hat und auch sonst vielfach mit ihm zusammentrifft. Er berührt sich in seinem Inhalte mit dem vor 1290 verfaßten „Lohengrin" eines ungenannten Dichters und gibt die hier nach Nimwegen und unter Karl den Großen versetzte alte fränkische Schwanensage (vgl. „Le chevalier au cygne" p. p. Reiffenberg, Brux. 1846, Introduction) in einfacher Erzählung wieder. Die einzige (lückenhafte) Handschrift ist in Müllenhoff's „Sprachproben" (3. Ausg. 1878) getreu abgedruckt, von Franz Roth (Frankf. a. M. 1861) kritisch herausgegeben. Die Bedeutung des Gedichts für die deutsche Rechtsgeschichte hat Rich. Schröder in

der „Zeitschrift für deutsches Alterthum" XIII, 139 fg. entwickelt.

In gleich schlichter Weise erzählt Konrad in seinem in Straßburg gedichteten und gleichfalls der deutschen Sage entnommenen „Otte" (herausgeg. von Hahn, Quedlinb. und Leipz. 1838) die bekannte Geschichte von dem Ritter (Heinrich von Kempten), der sich an Kaiser Otto mit dem Barte vergreift und verbannt wird, aber später, obwol nackt im Bade befindlich, den Kaiser aus Lebensgefahr tapfer befreit und darauf wieder zu Gnaden angenommen wird. Konrad hat, wie er angibt, aus lateinischer Quelle geschöpft; aus welcher, läßt sich nicht feststellen, da seine Darstellung von den bekannten lateinischen Zeugnissen (Grimm, „Deutsche Sagen" II, 156 fg., Maßmann, „Kaiserchronik" III, 1074 fg.) abweicht. Geschrieben hat er das Gedicht auf Bitten des straßburger Dompropstes von Tiersberg. Dieser Name kommt mehrfach in straßburger Urkunden vor (Hahn, S. 35 fg.), es könnte wol der Bertoldus de Tiersberg sein, der 1247 als Kanonikus erscheint. Dieses Jahr wäre dann also der terminus a quo für die Abfassung des Gedichtes.

Zu Konrad's frühern Arbeiten sind gewiß auch die beiden andern kürzern Erzählungen zu rechnen: das „Herzmäre" und „Der Welt Lohn," die auch insofern zum „Otte" zu stellen sind, als sie, wie dieser, ihren novellenartigen Stoff der Personensage entnehmen. Im „Herzmäre" beruft sich Konrad im Eingange auf Gottfried von Straßburg, weshalb das Gedicht auch misverständlich diesem beigelegt worden ist. Doch nennt die eine Handschrift Konrad am Schlusse in entschieden echten Versen (s. Bartsch, Partonopier, S. XI). Es ist die in verschiedenen Versionen (s. von der Hagen, Minnesinger IV, 281 fg. und Gesammtabenteuer I, S. CXVI fg.) begegnende, besonders durch Boccaccio's Novelle „Guiscardo und Gismunda" und Uhland's Romanze bekannte Geschichte von dem Castellan von Couci, dessen Herz seiner Geliebten, der Gemahlin des Herrn von Fayel, von diesem als Speise vorgesetzt wird. Diese Namen nennt Konrad aber nicht. In „Der Welt Lohn" dagegen hat er eine beliebte mittelalterliche Vorstellung an den Namen eines bekannten deutschen Dichters angeknüpft. Herrn Wirnt von Grafenberg, dem Verfasser des „Wigalois" (um 1212), erscheint in herrlicher Schönheit und Pracht Frau Welt, der er so eifrig gedient, um ihn dafür zu belohnen; als sie ihn aber darauf ihre scheußlich anzuschauende Rückseite sehen läßt, geht er in sich, scheidet von Frau und Kindern, nimmt das Kreuz und stirbt nach steter Buße eines seligen Todes. Die dem Gedichte zu Grunde liegende Idee findet sich durch das ganze Mittelalter oft und in den mannichfachsten Formen ausgesprochen, besonders auch von Walther von der Vogelweide (vgl. Wackernagel in der Zeitschrift für deutsches Alterth. VI, 151—155). Der Guotäre, der etwas später denselben Gegenstand, ohne Wirnt's Namen zu nennen, poetisch behandelt (v. d. Hagen, Minnesinger III, 41—42, Bartsch, Liederdichter, S. 273—275), scheint Konrad gekannt und benutzt zu haben; eine prosaische Bearbeitung steht in Wackernagel's Lesebuch I², 945—948. Man vergl. noch F. Sachse, „Der Welt Lohn von Konrad von Würzburg. Ein Beitrag zum Verständniß mittelalterlicher Glaubens- und Lebensansicht", Berlin 1857. Die beiden zuletzt aufgeführten Gedichte Konrad's sind von Franz Roth herausgegeben („Der Welt Lohn" Frankf. a. M. 1843, „Herzmäre" das. 1846), außerdem stehen sie nebst dem „Otte" in verschiedenen Sammelwerken, wie Maßmann's „Gesammtabenteuer" (Bd. 1 u. 3) und Lambel's „Erzählungen und Schwänke" (blos Otte und Herzmäre, 2. Aufl., Leipz. 1883), wo sich auch Nachweisungen über die weite Verzweigung der betreffenden Sagenstoffe in der Literatur finden. Ins Neuhochdeutsche übertragen sind sie von Karl Pannier („Kleinere Dichtungen von Konrad von Würzburg", Sondershausen 1879).

Als das beste von Konrad's größern Werken erscheint der „Engelhard". Konrad ist hier in Geschick und Anmuth der Darstellung seinem Vorbilde Gottfried, dessen „Tristan" er auch die strophische Form des Eingangs nachmacht, am nächsten gekommen. Das Gedicht behandelt eine Variante der weitverbreiteten Freundschaftssage, die Sage von Amicus und Amelius, deren Freundestreue selbst vor dem Opfer der eigenen Kinder nicht zurückschreckt. Bei Konrad heißen die Freunde aber Engelhard und Dietrich. Er hat, wie er sagt, aus einem lateinischen Buche geschöpft, weicht aber von der von Mone in seinem „Anzeiger" V (1836), Sp. 145 fg. mitgetheilten lateinischen Legende bedeutend ab. Im ersten Theile, der die Werbung Dietrich's für Engelhard um Engeltrut behandelt, bringt er auch ein paar der deutschen Heldensage entnommene Personen; wenn dies auch nicht eine Erfindung Konrad's sein sollte, so ist es doch darum nicht nöthig, mit Rich. von Muth („Die Freundschaftssage im Engelhard Konrad's von Würzburg" in den Sitzungsber. der philos.-hist. Kl. der Wiener Akad., Bd. 91, S. 223—230) in diesem Theile der sonst dem Orient entstammenden Sage ursprüngliche deutsch-nationale Bestandtheile zu erkennen. Das Gedicht ist nur in einem alten, sehr seltenen Drucke (Frankfurt a. M., Kilian Han, 1573) auf uns gekommen; Moritz Haupt hat es in seiner Ausgabe (Leipzig 1844) sehr glücklich aus der Sprache des 16. Jahrh. in die Konrad's umgeschrieben.

Als das erste der in Basel entstandenen Werke Konrad's ist der heil. Alexius anzusehen. Dies ist aus der Art zu schließen, wie Konrad hier der beiden baseler Bürger, Johannes von Bermeswil und Heinrich Isenlin, gedenkt, auf deren Veranlassung er das Märe aus dem Latein (der Legende in den „Acta Sanctorum" Jul. IV, 251—253) ins Deutsche gebracht hat. Der zweitgenannte dieser Gönner ist noch 1294 als Pfleger des großen Spitals zu Basel nachweisbar (Wackernagel, „Die altdeutschen Handschriften der Baseler Universitätsbibliothek", Bas. 1845, S. 4). Maßmann („St.-Alexius' Leben", Quedlinb. und Leipz. 1843) hat das Gedicht zugleich mit sieben andern gereimten mittelhochdeutschen Bearbeitungen desselben Gegenstandes veröffentlicht (über eine weitere Alexiusdichtung s. „Zeitschrift f. deutsch. Al-

terth." XXVIII, 67—72), besser Haupt in der „Zeitschr. für d. Alterthum" III, 534—576 (dazu Lesarten von Pfeiffer, Germania XII, 41—48).

Noch zwei andere Legenden hat Konrad im Auftrage von baseler Gönnern aus dem Lateinischen deutsch gedichtet, den heil. Pantaleon (Ausgabe von Haupt in der Zeitschr. für d. Alterth. VI, 193—253) für Johannes von Arguel, und den heil. Silvester (Ausg. von W. Grimm, Götting. 1841) für Leutold von Rötenlein. Ersterer, einem Ministerialengeschlechte der Bischöfe von Basel angehörig, erscheint zuerst 1286 (Haupt a. a. O. 193—194; Pfeiffer, Germania XII, 26), letzterer, aus einem vornehmen adeligen Geschlechte, kommt seit 1264 als Domherr, 1281—84 als Archidiakonus, seit 1286 als Propst vor; er starb 1315 (Wackernagel, Die altdeutschen Handschriften der Baseler Universitätsbibliothek, S. 5; Bartsch, Germania IX, 148; Pfeiffer, ebendas. XII, 25). Da der Dichter Leutold von Rötenlein blos Pfründner am Dome zu Basel nennt, so muß der „Silvester" vor 1281 gedichtet sein, doch nicht allzu lange vorher. Der „Pantaleon" kann wegen des späten Vorkommens von Johannes von Arguel auch nicht viel vor 1281 gesetzt werden. Es wird also am passendsten sein, die beiden Legenden mit Pfeiffer in die Zeit zwischen 1277, wo Konrad seinen „Partonopier" abschloß, und 1281, wo er ungefähr den „Trojanerkrieg" begann, zu setzen. Für den Silvester, dessen Legende schon in die Kaiserchronik eingeflochten ist, hat Rödiger (Zeitschr. für d. Alterth. XXII, 145 fg.) in dem Sanctuarium des Mombritius die Quelle Konrad's nachgewiesen. Konrad hatte hier eine gern und, in Anbetracht des widerstrebenden Stoffes, nicht ohne Geschick benutzte Gelegenheit, in spitzfindigen Disputationen theologische Gelehrsamkeit zu entwickeln. Daß diese legendarischen Stoffe überhaupt seiner ganzen bürgerlich-gelehrten Richtung gemäß waren, läßt sich nicht leugnen, doch kann die öftere Wahl derselben nichts beweisen, da er sie ja auf Bestellung ergriff.

Noch eine vierte Legende, einen nur in Bruchstücken erhaltenen heil. Nikolaus, hat Bartsch Konrad beigelegt und als dessen Werk mit dem „Partonopier" zusammen (S. 335—342) herausgegeben. Allerdings finden sich hier manche Uebereinstimmungen mit Konrad's Art, doch hat Steinmeyer (Zeitschr. für d. Alterth. XIX, 223 fg. und XXI, 417 fg.) auch eine Reihe Abweichungen von dem Gebrauch Konrad's nachgewiesen und daher dessen Verfasserschaft mit Recht in Zweifel gezogen.

Noch vor der Abfassung der beiden zuletzt besprochenen Legenden hatte sich Konrad in seinem „Partonopier" an die Bearbeitung eines umfangreicheren, einer französischen Quelle entlehnten Stoffes gemacht, wieder auf Wunsch und mit Unterstützung eines baseler Kunstfreundes, des Patriziers Peter's des Schalers (urkundlich 1236—92). Ein zweiter Gönner, Heinrich Marschant, unterstützte ihn, indem er ihm das französische Buch verdeutschte; ein dritter Förderer seiner Arbeit war Arnold der Fuchs. Alle drei werden von Pfeiffer, der die verschollene einzige vollständige Handschrift 1866 wieder auffand und in der „Germania" XII, 1—41 besprach, in baseler Urkunden nachgewiesen (S. 18—20). In der Ueberschrift heißt es, die Geschichte hätte sich 1277 ereignet, was gewiß ein Misverständniß des Schreibers ist, der das Datum der Vollendung des Gedichtes falsch verstand. Aus Pfeiffer's Nachlaß gab Bartsch das Gedicht zugleich mit dem Turnei von Nantes, dem heil. Nikolaus und den Liedern und Sprüchen heraus (Wien 1871). Die Bruchstücke hatte früher Maßmann mitsammt einer niederländischen Bearbeitung derselben Vorlage veröffentlicht („Partonopeus und Melior", Berlin 1847). Letztere ist für sich publicirt von Bormans (Brüssel 1871), ein Bruchstück einer niederdeutschen Bearbeitung von E. Schröder (Germania XVII, 91 fg.). Das Werk ist, obwol zu Ende geführt, nicht abgeschlossen, da Konrad in seiner Quelle, dem Partonopeus de Blois des Denis Piramus (herausgeg. von Crapelet, Paris 1834), nicht mehr vorfand; einen wirklichen Abschluß bietet nur das niederländische Gedicht. Kölbing hat die verschiedenen Gestaltungen der Partonopeussage, die man eine umgekehrte Amor- und Psychesage nennen kann, und das Verhältniß der Bearbeitungen zueinander in den „Germanistischen Studien" II, 55—114 eingehend erörtert. Konrad lag, wie dem Verfasser des niederländischen Gedichts, eine andere französische Redaction vor, als sie durch die von Crapelet herausgegebene Handschrift repräsentirt wird (Kölbing S. 95 fg.). Seiner Vorlage gegenüber bewegt er sich, im Gegensatze zu der ängstlichen Treue der niederländischen Bearbeitung, ziemlich frei, er läßt die zahlreichen persönlichen Betrachtungen des Originals fort und belebt dessen trockene Darstellung durch farbige Schilderung und psychologische Vertiefung, kommt aber dabei auch fast auf das Doppelte des Umfangs (gegen 22,000 Verse). Konrad's Uebersetzerkunst hat Heinrich van Look („Der Partonopier Konrad's von Würzburg und der Partonopeus de Blois". Straßburger Disserrtation, Goch 1881) an dem Beispiele unsers Gedichtes entsprechend charakteristrt; doch kommt er dabei wol zu einem im allgemeinen zu harten Urtheil, indem er, im Gegensatze zu Kölbing, die bequeme Art, wie Konrad, ohne den nöthigen Ueberblick über das Ganze, sich nur an das Einzelne seiner Vorlage hält, in einem sehr ungünstigen Lichte erscheinen läßt.

Gegen das Ende seines Lebens begann Konrad ein Werk von ungeheurem Umfange, das er schon bis auf über 40,000 Verse gebracht hatte, als er es bei seinem Tode unvollendet hinterließ. Es ist die oft behandelte Geschichte des Trojanischen Krieges, aber ab ovo, nämlich mit der Geburt und den Jugendschicksalen des Paris wie des Achill beginnend und mit Einflechtung von weit ausgesponnenen Episoden. Fast bangt Konrad selbst vor der übergroßen Fülle seines Gedichtes, das er mit dem wilden Meere vergleicht, in welches sich viele Wasser ergießen. Er begnügt sich hier nämlich nicht, seiner Hauptquelle, dem Roman de Troyes des Benoît de Sainte-More (herausgeg. von Joly, Paris 1870), wie vor ihm Herbort von Fritslar gethan, einfach zu folgen, sondern er bemüht sich, wie er selbst sagt, die Risse derselben zu leimen, d. h. die Sage aus andern Quellen zu ergänzen,

zu welchem Zwecke er Ovid's Heroiden und Metamorphosen, besonders aber die Achilleis des Statius mit heranzieht (vgl. Bartsch, Einleitung zu Albrecht von Halberstadt; Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie, I, 133 fg; und besonders Dunger, Die Sage vom Trojanischen Kriege, Leipz. 1869, S. 43 fg.). Doch nennt er diese niemals, sondern beruft sich einfach auf Dares als den allgemein anerkannten besten Gewährsmann für diese Geschichten. Behandelt sind sie ganz im Geiste des mittelalterlichen Ritterthums, das hier unter der Maske des antiken Heldenthums seine letzte glänzende Darstellung findet. Konrad begann sein großes Werk etwa 1281, denn es ist im Auftrage des baseler „Singers" Dietrich an dem Orte verfaßt und dieser kommt mit dem Titel eines Cantors erst vom Mai 1281 an vor, übrigens sonst sehr oft (Pfeiffer a. a. O., S. 23). Sehr viel später als 1281 wird man mit Rücksicht auf den Umfang des Gedichtes den Beginn desselben nicht setzen wollen. Ein unbekannter Fortsetzer hat es in gegen 10,000 Versen zu Ende geführt, freilich nicht in Konrad's Geiste. Mitsammt der Fortsetzung ist das Gedicht herausgegeben worden von Adelb. von Keller (Stuttgart 1858; Nr. 44 der Bibliothek des literar. Vereins), die Lesarten und Anmerkungen dazu von Bartsch (Tübingen 1877; Nr. 133 der Bibl. des lit. Ver.). Vgl. noch Clemens Fischer, „Der altfranzösische Roman de Troie des Benoît de Sainte-More als Vorbild für die mittelhochdeutschen Trojadichtungen des Herbort von Fritslar und Konrad von Würzburg", Inaug.-Diss. von Münster (Paderborn 1883). Konrad's Gedicht wird noch in verschiedenen spätern handschriftlichen und gedruckten deutschen Prosaerzählungen vom Trojanerkriege zum Theil als Quelle benutzt (Dunger a. a. O. S. 66 fg.).

Von seinen Zeitgenossen wurde Konrad zu den besten Dichtern gezählt. Hermann der Damen und Raumsland preisen ihn bei seinen Lebzeiten (v. d. Hagen, Minnesinger IV, 872), Boppe nach seinem Tode (II, 383), Frauenlob dichtete ein eigenes Klagelied auf seinen Tod (III, 155). Noch um die Mitte des 14. Jahrh. rühmt ihn Leupold Hornburg von Rotenburg in seinem Lobgedicht auf die zwölf alten Singer (IV, 881). Sein ferneres Fortleben in der Tradition der Meistersänger ist schon berührt worden. Es darf nicht wundernehmen, daß einem so berühmten Dichter von Andern Werke untergeschoben wurden, um ihnen ein höheres Ansehen zu verleihen. So misbrauchen zwei oder drei Novellen, die zum Theil in v. d. Hagen's „Gesammtabenteuer", zum Theil in Keller's „Erzählungen" stehen, Konrad's Namen: „Von der halben Birn", „Die falsche Beichte" und wahrscheinlich auch „Alten Weibes List" oder „Heinz von Rothenstein", dessen Verfasser sich, wie auch unser Dichter, der arme Konrad nennt. Schon die schamlose Nacktheit dieser Novellen würde der Verfasserschaft des ehrbaren Konrad, der sich in solchen Dingen einer größern Zartheit befleißigt, widerstreiten. Goedeke (Grundriß I², 300) nimmt für diese untergeschobenen Gedichte einen jüngern Konrad von Würzburg an.

Ueber Konrad's von Würzburg Leben und Bedeutung handelt eine Monographie von K. J. Petelenz in dem Programm des krakauer Gymnasiums von 1881. Zur Chronologie von Konrad's Werken ist besonders der öfter citirte Artikel von Pfeiffer (Germania XII, 1—41) zu vergleichen. *(R. Hügel.)*

Konradin, Herzog von Schwaben, s. Konrad.

KONSHAKOW (oder Kondshakow), zwei Berge des Urals im russischen Gouvernement Perm, Kreis Werchoturje, südlich vom Hüttenwerke Bogoslowsk, unter 55° 40′ nördl. Br. Die Berge bilden einen felsigen Kamm, der sich 2 Kilom. weit von Westen nach Osten zieht und zwei Haupthöhen hat, deren höchste 1655 Met. mißt, also den höchsten Punkt des Urals überhaupt bildet. Der durch Schluchten sehr zerrissene Kamm besteht aus Granit; am Fuße finden sich reiche Kupfererze. In den Schluchten des Konshakow entspringt die Lobwa. *(P.)*

Konstantin, der Große, s. Constantinus I.

Konstantin, mehrere griechische Kaiser, s. Constantinus I.—IX.

KONSTANTIN PAWLOWITSCH (Grossfürst-Cäsarewitsch von Russland). Als zweiter Sohn des Großfürsten und nachmaligen Kaisers Paul Petrowitsch von Rußland und Maria Feodorowna's von Württemberg am 8. Mai (neuen Stils) 1779 geboren, wurde Konstantin wie sein ältester Bruder Alexander von seiner Großmutter, der Kaiserin Katharina II., der Erziehung der Aeltern entrückt, nach ihren besondern Tendenzen und Ansichten herangebildet. Die Großmutter war voll Zärtlichkeit und verhätschelte Konstantin trotz seiner Fehler. Obgleich er gute Regungen hatte, wollte er im Gegensatze zu Alexander sich nicht erziehen lassen; sein schroffes Wesen und seine unbändigen Leidenschaften ließen sich nie zügeln oder mildern, und doch besaß er eine enthusiastische Liebe und Verehrung zu dem ihm so unähnlichen und in allem überlegenen Bruder. „Konstantin glich dem Vater: obwol groß und gut gewachsen, hatte er eine harte und wilde Physiognomie, die des Adels, wo nicht des Charakters entbehrte; seine lebhaften und durchdringenden Augen, unter dichten Brauen verborgen, nahmen bisweilen einen Ausdruck fast lieblicher Gutmüthigkeit an. Uebrigens ließ er es sich nicht angelegen sein, die Abwesenheit der an seinem Bruder bewunderten glänzenden Eigenschaften auszugleichen. Er war bizarr, launisch, heftig, rachsüchtig. Nichtsdestoweniger hatte er die Gunst und die Bevorzugung seiner Großmutter gewonnen, da er sie mit Eulenspiegeleien und bösen Streichen belustigte. Er wollte niemals etwas lernen außer dem Exercitium und den Manövers der Truppen. Auch bekundete er bald eine ausschließliche Leidenschaft für den Soldatenstand." Er brachte mit der Zeit dem sentimentalen Alexander einigen Geschmack am Militär bei. Die Oberleitung der Erziehung der Großfürsten ruhte in der Hand des Grafen N. J. Saltykow, eines Höflings gemeinen Schlages, der als geistige Nullität zu seinem Berufe total verfehlt war; der viel wichtigere Untergouverneur war der Waadtländer, Oberst Cäsar Laharpe, ein theoretischer Schwärmer für die menschliche Freiheit, begeistert für die in seinen Augen

unvergleichliche französische Literatur und die Ideale Rousseau's. Seichte Oberflächlichkeit wurde in den jungen Köpfen eingebürgert, das ihnen beigebrachte Wissen war ungründlich und ungeordnet, Katharina schrieb für sie kleine sentimentale Schriften und M. N. Murawiew in usum Delphini zugestutzte historische, philosophische und moralästhetische Abhandlungen, die allen Eindruck auf Konstantin verfehlten. Katharina suchte zu verhüten, daß ihre Enkel sich Ausschweifungen überließen, und verheirathete sie darum frühzeitig. Konstantin hatte nicht die mindeste Neigung zur Ehe, wagte sogar Katharina zu opponiren, mußte sich aber schließlich fügen, so hart es ihm ankam, und heirathete, um nicht in volle Ungnade zu fallen, schon am 26. Febr. 1796 in seinem siebzehnten Jahre Juliane Henriette Ulrike, Tochter des Herzogs Franz von Sachsen-Koburg-Saalfeld (geboren am 23. Sept. 1781), wobei sie zur griechischen Kirche übertrat und den Namen „Anna Feodorowna" annahm. Beide Gatten bewahrten einander die Gefühle des Widerwillens, mit denen sie die Ehe schlossen, lebten in größter Verstimmung, blieben kinderlos und trennten sich nach einigen Jahren nach gegenseitigem Uebereinkommen; Anna lebte seit dem 6. Oct. 1801 im Auslande und starb erst am 15. Aug. 1860 zu Elfenau bei Zürich. Seit 1801 lebte Konstantin, wie wenn er nie mehr zu heirathen gedächte.

Katharina II. hatte dem Großfürsten einst den Namen Konstantin gegeben und ihn von einer griechischen Amme säugen lassen, um ihn recht augenscheinlich auf Byzanz hinzuweisen; sie hatte ihn zum Kaiser eines neuen byzantinischen Reichs, von dem sie und Fürst Potemkin träumten, ausersehen. Konstantin fehlte jedoch nicht nur jedes Talent, sondern auch jede Neigung zur Beherrschung eines Staats; war ihm alle Etikette und aller Prunk des Hofes ein Greuel, so graute ihm vor dem Gedanken, eine Krone tragen zu sollen. Mit Kummer sahen er und Alexander das große Mistrauen ihres Vaters. Paul fürchtete, sie würden ihm die Erbfolge streitig machen, was bekanntlich im Plane seiner Mutter lag, als diese 1796 starb. Auch als Kaiser sah Paul oft mistrauisch auf diese beiden Söhne, die seiner Mutter so lieb gewesen. Konstantin machte 1799 den Feldzug in Italien unter dem großen Suworow (s. d.) mit und zeichnete sich als tapferer Soldat derart gegen die Franzosen aus, daß ihn Paul zum Cäsarewitsch ernannte. Die Miswirthschaft Paul's wurde unerträglich; es bildete sich eine Verschwörung gegen ihn, während er seine Familie argwöhnisch beobachtete und mit Spionen umgab, daran dachte, seine älteren Söhne in der Citadelle von Schlüsselburg einzusperren oder gar nach Sibirien zu verschicken, ihnen bei jeder Gelegenheit seinen Ingrimm kundgab und die Kaiserin ihn vergebens zu begütigen suchte. Paul hielt schließlich Alexander und Konstantin, unter denen er jeden Verkehr abbrach, in dem Palaste unter strenger Aufsicht; seine Ermordung erlöste sie 1801 aus ihrer gefährdeten Stellung und erhob Alexander I. auf den blutgetränkten Kaiserthron. Im November 1805 traf Konstantin mit ihm im Lager des Oberbefehlshabers Golenischtschew-Kutusow (s. d.) bei Olmütz ein. Obgleich römisch-kaiserlicher General-Feldzeugmeister, zeigte der rohe Konstantin den Oesterreichern, die mit den Russen gegen Napoleon fochten, höhnende Geringschätzung und Dünkel, und er wie Fürst Dolgoruki bramarbasirten von der selbstverständlichen Besiegung Napoleon's. Bei Austerlitz führte er am 2. Dec. die kaiserlichen Garden in das Feuer, stritt mit Fürst Liechtenstein und Fürst Bagration gegen Lannes, Bernadotte, Kellermann, Rapp u. a., wurde von Bernadotte mit aller Gewalt angegriffen, warf sich, als die Lage der Russen sehr kritisch ward, gegen das feindliche Centrum und ritt ein Bataillon nieder; als aber die Kaisergarde unter Rapp über ihn herfiel, mußte er nach furchtbarem Gemetzel weichen und ein allgemeiner Angriff trieb die Russen gegen Austerlitz zurück. Mit Alexander verließ Konstantin beschämt den Kriegsschauplatz. Er nahm am preußischen Feldzuge 1806—1807 theil; aber während er im Frieden den begeisterten Soldaten zu spielen liebte, ging er gern den Gefahren des Schlachtfeldes mit ihren Gemüthsbewegungen aus dem Wege, zeigte sich wiederholt feige und war aus persönlichsten Motiven jedem Kriege entschieden abgeneigt. Am 12. Juni 1807 verließ er das Heer, eilte nach Tilsit zu Alexander I. und bestürmte ihn, Frieden mit Napoleon zu schließen. Bennigsen, der Oberbefehlshaber, benutzte seine bekannte Scheu vor blutigen Entscheidungen, um Alexander zum Frieden zu drängen. Alexander brach wie nach der Niederlage von Austerlitz jetzt nach der von Friedland zusammen und begann Unterhandlungen. Als General Duroc im Auftrage Napoleon's Bennigsen eröffnete, Alexander solle die Festungen Kolberg, Graudenz und Pillau den Franzosen einräumen oder sofort in Friedensverhandlungen eintreten, sandte Bennigsen Konstantin mit der erfreulichen Botschaft am 20. Juni zu Alexander nach Schawlen und Konstantin rieth eindringlich zur Annahme der Forderung. Konnte Alexander nicht über die preußischen Festungen verfügen, so ließ er wenigstens den Frieden einleiten, am 25. Juni erfolgte der Waffenstillstand und Konstantin begleitete seinen Bruder zur Begegnung mit Napoleon in Tilsit, im October 1808 über Weimar zum Erfurter Congreß. Im J. 1812 betraute ihn Alexander mit der Leitung der Arbeiten zur Versetzung Petersburgs in Vertheidigungszustand. Konstantin war unermüdlich dafür thätig und vertraute auf die Genialität Golenischtschew-Kutusow's. Entschieden sprach er dafür, vor Smolensk eine Schlacht zu liefern und die Stadt nicht preiszugeben, aber nach der Räumung und dem Brande Moskaus rief er wieder verzagt nach sofortigem Frieden, worin ihm selbst seine Napoleon hassende Mutter beipflichtete. Konstantin begleitete seinen Bruder auf den Feldzügen von 1812—1814 und nahm an vielen Kämpfen theil, ohne Hervorragendes zu leisten, stritt bei Leipzig an der Spitze der Garden und zog mit Alexander 1814 in Paris ein. Als exaltirte Royalisten unter der Führung des Vicomte Sosthène de La Rochefoucauld Napoleon's Statue von der Vendômer Säule herabstürzen wollten, ließen Konstantin und General Baron Osten-

Sacken sie herabnehmen, um sie zu retten. Konstantin wohnte dem Wiener Congresse an und ging von hier am 10. Nov. 1814 nach Warschau, um die Armee zu organisiren und die Civilverwaltung zu ordnen; er wurde Generalissimus der polnischen Truppen im Großherzogthume Warschau und berief auf Talleyrand's Vorschlag, nachdem Napoleon von Elba zurückgekehrt war, die ihm gefolgten Polen unter dem Obersten Jezmanowski im März 1815 nach Warschau heim (Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. während des Wiener Congresses, von G. Pallain, ins Deutsche übersetzt von P. Bailleu, Leipzig 1881). Alexander pflegte dem Bruder, der eine blinde Verehrung für ihn besaß, wichtige Pläne mitzutheilen und berieth mit ihm besonders Polen betreffende Fragen. Im September 1815 brachte Konstantin eine polnische Deputation zu ihm nach Paris; Alexander sandte ihn nach Warschau mit großen Vollmachten ausgestattet, während General Zajonczek erster Statthalter des neuen Königreichs Polen wurde, dessen Erbkönig der Kaiser selbst war; Konstantin erhielt den Oberbefehl des polnischen Heeres von 50,000 Mann. Tausend Mis- und Eingriffe erbitterten bald die Polen, und Alexander verzieh ihnen nicht den Undank für seine Wohlthaten. Konstantin erlangte keinerlei Autorität im Lande oder Einfluß auf den Gang der Regierung; seine schroffen Excesse trafen darum vorzüglich einzelne Individuen, Militärpersonen und in den Kasernen eingeschlichenes fahrendes Gesindel. Im allgemeinen war Konstantin in Polen nicht verhaßt; er hatte zu wenig Macht, um den Patrioten gefährlich zu erscheinen, war ebenso oft herablassend wie jähzornig und bevorzugte die Polen vor Russen und Deutschen; auch ging er auf ihre Eigenthümlichkeiten und nationale Art ein. Seine Lieblingsthätigkeit war die Organisation des polnischen Heeres, welchem er rasch den Charakter alter auserlesener Truppen verlieh; er stand schon um 3 Uhr nachts auf, um alle Arbeiten zu erledigen; um die Verwaltung des Königreichs kümmerte er sich fast nicht, mit seinem Heere glaubte er es glänzend bestellt.

Alexander sprach mehrmals mit Konstantin von Abdankung. Konstantin antwortete stets offen und unverhohlen, er verabscheue den Gedanken, einmal die Krone zu tragen. Als Alexander 1819 nach Polen kam, besprach er sich wiederum mit Konstantin wegen der Thronfolge; Konstantin äußerte aufs entschiedenste seinen Willen, niemals den Thron zu besteigen, und wünschte ein unübersteigliches Hinderniß zwischen sich und den Thron zu legen, indem er morganatisch heirathe. Er lebte mit einer reizenden Polin, der am 29. Sept. 1799 geborenen Johanna Antonowna, Tochter des Grafen Anton von Grudna-Grudzinski, Herrn der Herrschaft Witoslaw, und bat Alexander um die Einwilligung zur Scheidung von seiner Gemahlin und zur Heirath mit ihr. Der Kaiser stellte ihm vor, die Hochzeit mit einer römisch-katholischen Polin werde ihm den Thron kosten; Konstantin erklärte, er wünsche nichts sehnlicher, als seinem Bruder Nikolaus sein Thronrecht zu übermachen. Die Gräfin, welche Konstantin ungemein liebte und die äußerst wohlthätig auf seine rohe und heftige Natur einwirkte, gewann sich Alexander's volle Gunst und Werthschätzung, auch Nikolaus begegnete ihr freundlich. Auf kaiserliche Veranlassung schied der Heilige Synod am 1. April 1820 die Ehe Konstantin's mit der Cäsarewna Anna, und das gleichzeitige kaiserliche Manifest, welches die Scheidung bestätigte und Konstantin eine neue Ehe gestattete, setzte in der Voraussicht von Konstantin's Ehe mit der Gräfin fest: sobald ein Mitglied des Kaiserhauses eine Ehe mit einer keinem souveränen oder regierenden Hause angehörigen Persönlichkeit abschließe, können letzterer niemals die Rechte eines Mitglieds der allerhöchsten Familie zugewendet und Kinder einer solchen Verbindung niemals zur Thronfolge berufen werden. Als Illustration dieses Gesetzes konnte es gelten, daß Konstantin schon am 24. Mai 1820 in Warschau zur linken Hand die Gräfin heirathete; als Lohn seiner Verdienste um das polnische Heer erhielt er von Alexander am 4. Juli die herrlichen lowiczer Güter zu unabhängigem Besitze und am 1. Aug. (20. Juli) erhob Alexander die Gräfin zur Fürstin von Lowicz, welcher Titel auf die Kinder der Ehe übergehen sollte. Rußland sah mit Misbehagen die Ehe des Großfürsten, der dem Throne zunächst stand, mit einer römischen Katholikin und Polin, und die Polen zollten der Fürstin von Lowicz keineswegs die Achtung, die sie durch ihre versöhnende Milde und gütige Intervention bei Konstantin verdiente. Gerüchte, Konstantin habe dem Throne entsagt, tauchten bald hier und da auf, und Konstantin erklärte seinem Bruder Michaël 1821 entschieden, er werde nach dem Ableben Alexander's niemals die Krone annehmen, sondern sie gebühre Nikolaus, dem er mit auffallender Ehrerbietung begegnete. Im J. 1821 erhielt der Cäsarewitsch über sechs litauische Statthalterschaften discretionäre Gewalt und konnte hier nach eigenem Ermessen administriren, ohne darum nach Petersburg zu berichten. Konnte Polen über materielle Nachtheile durch Rußland keineswegs klagen, so verstimmten hingegen viele Maßregeln die patriotische Partei gegen die russischen Machthaber, und bald entstanden unter der Jugend und im Heere geheime Verbindungen, literarische Vereine und dergleichen, die sich über ganz Polen ausbreiteten, geleitet von Männern wie General Uminski, Professor Lelewel, Adam Mickiewicz u. a.; die Idee der Wiederherstellung des alten Polen fand reiche Nahrung und gewann immer mehr Boden, je schroffer das russische Regiment unter Konstantin's roher Faust auftrat. Bei einem Aufenthalte in dem ihm gehörigen Marmorpalais in Petersburg im Januar 1822 ließ sich Konstantin von seiner Mutter und dem Kaiser die Erlaubniß geben, im Interesse Rußlands zu Gunsten von Nikolaus auf die Thronfolge zu verzichten; am 26. Jan. richtete er ein vom Kaiser selbst durchgesehenes formelles Gesuch an ihn (s. bei Korff und Lacroix); Alexander zögerte trotz aller Unterhandlungen, das hochherzige Anerbieten anzunehmen, erst am 14. Febr. gab er seine und seiner Mutter Zustimmung. Hierbei blieb es, trotz wiederholter Wünsche Konstantin's wurde keine Staatsacte abgefaßt, die eine rechtskräftige Wirkung gehabt hätte; unmöglich

durfte aber eine Angelegenheit von solcher Bedeutung in bloßen Familienbriefen erledigt werden. Nikolaus und seine Gemahlin erfuhren nichts von dem Vorgefallenen, seine Geschwister Michael und Maria hielten reinen Mund und die Kaiserin-Mutter machte nur gelegentlich eine Anspielung. Alexander schleppte die Frage immer hin, ohne sie definitiv zu entscheiden, besprach sie 1822 auch mit der Fürstin Lowicz und zog den Grafen Araktschejew, den Fürsten A. N. Galitzin und den Erzbischof Philaret von Moskau ins Geheimniß. Nach langen Erörterungen und Skrupeln verfaßte Philaret ein kaiserliches Manifest, welches Alexander am 28. Aug. 1823 in Zarskoje-Selo unterzeichnete: er bestimmte, da Konstantin bei seinem Thronverzichte unweigerlich beharre, Nikolaus zu seinem Thronfolger. Das Manifest blieb Staatsgeheimniß, wurde versiegelt Philaret zugestellt, um es bei den Reichsacten in der Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä in Moskau aufzubewahren und im Falle des kaiserlichen Ablebens es, ehe zu einer andern Handlung geschritten werde, durch den Erzbischof und den Generalgouverneur eröffnen zu lassen. Unter dem tiefsten Geheimnisse deponirte Philaret das Manifest vor drei Zeugen in der Altarlade; drei Copien, von Galitzin's Hand, wurden nach einigen Wochen dem Reichsrathe, dem Synod und dem Senate gesandt, ohne daß jemand vom Inhalte erfuhr und ohne daß Nikolaus selbst wußte, was mit ihm beschlossen sei. Die Copien sollten im Verwahr bleiben, bis sie Alexander reclamire, und im Falle seines Todes sollte vor der Vornahme jeder andern Handlung eine außerordentliche Versammlung zusammentreten und die Papiere öffnen. Mit der Zeit vergaß die petersburger Gesellschaft die Papiere, die jetzt neue Vermuthungen, Alexander wolle abdanken, wachgerufen hatten. Konstantin legte der revolutionären Erregung in Polen sehr wenig Werth bei, war verblendet genug, die wachsende Gefahr zu verkennen, so viel Indicien auch zutage traten, und suchte Alexander's Befürchtungen zu verwischen; später begann er ängstlich zu werden, warnte selbst den nach Taganrog reisenden Bruder vor Revolutionären, die ein Complot gegen ihn wagen könnten, und kam in Polen Wühlereien auf die Spur. Alexander forderte ihn auf, nach seinem Ableben sofort der Kaiserin-Mutter das kaiserliche Rescript vom 14. Febr. 1822 (s. oben) zu übermachen und dem Thronfolger zu huldigen, in Polen aber solle er fortfahren zu walten wie bisher. Die Nachrichten von einer gefährlichen Erkrankung des Kaisers versetzten den Cäsarewitsch in grenzenlose Unruhe; sein Bruder Michael war bei ihm in Warschau, als der Tod Alexander's am 7. Dec. 1825 gemeldet wurde. Ihr Schmerz war maßlos, sie vergötterten Alexander als ihren Wohlthäter. Konstantin's Wille, den Thron nicht zu besteigen, blieb unerschütterlich. Als ihn der ungemein einflußreiche Generalcommissar des Königreichs, N. N. Nowossilzow, als Majestät anredete, wies er ihn schroff zurück und bezeichnete Nikolaus als nunmehrigen Kaiser. Die Hauptwürdenträger seines Haushalts und der Regierung wurden berufen: er theilte ihnen mit, er habe seine Rechte auf die Krone mit Einwilligung Alexander's auf Nikolaus übertragen, machte sie mit dem kaiserlichen Rescripte vom 14. Febr. 1822 bekannt, befahl eine Anzahl officieller Schreiben abzusenden, ließ Nikolaus den Eid der Treue schwören und leistete ihn zuerst auf Kreuz und Evangelium. Den Großfürsten Michael sandte er mit Briefen an seine Mutter und den Kaiser Nikolaus nach Petersburg; diesen war das Rescript vom 14. Febr. 1822 copirt beigelegt; von neuem verzichtete Konstantin feierlich zu Gunsten von Nikolaus, schwur ihm den Treueid und begnügte sich mit dem Titel Cäsarewitsch, indem er seine treuen Dienste bis zum Tode gelobte. Dem Fürsten Wolkonski und Baron Diebitsch theilte er mit, er bleibe in seinen bisherigen Functionen als Generaladjutant und ihr Dienstkamerad, und von Petersburg allein könnten sie Allerhöchsten Orts Ordres empfangen; im Vertrauen machte er sie mit dem vorläufig noch geheim zu haltenden Rescripte vom 14. Febr. 1822 bekannt. Der Cäsarewitsch hatte Wort gehalten und den Act edelster Selbstverleugnung vollzogen; nichts konnte seinen Willen erschüttern, er blieb standhaft. Er traf alle Vorkehrungen, um in Polen die Ruhe zu erhalten und mit Gewalt jeder Unordnung entgegenzutreten.

Als die Todesnachricht nach Petersburg gelangte (9. Dec.) ließ Nikolaus das Militär und die Würdenträger Konstantin I. huldigen und huldigte selbst in der kleinen Palastkirche; Rath, Senat und Garden huldigten. Die Kaiserin-Mutter machte Nikolaus Vorwürfe, weil er ja zum Erben bestimmt sei; er aber weigerte sich, die Krone anzunehmen. Die andern Truppen und alle Civilbeamten huldigten Konstantin, dem Nikolaus seine Huldigung nach Warschau überbringen ließ. Der Senat erließ einen Ukas in alle Provinzen, um die Huldigung vornehmen zu lassen, und alle Regierungsacte gingen in Konstantin's Namen vor sich; da er sich durch keine Bitten bestimmen ließ, nach Petersburg zu kommen, führte Nikolaus einstweilen die Geschäfte. Konstantin beharrte unerschütterlich bei seiner Entsagung, wie er am 14. und 20. Dec. Nikolaus schrieb. Somit war Nikolaus Kaiser. Durch Manifest vom 24., von ihm am 25. Dec. unterzeichnet, ergriff Nikolaus Besitz vom Throne. Da brach die lange wühlende Revolution aus; die Verschworenen stellten es so hin, als sei Konstantin mit Gewalt verdrängt worden, und am 26. Dec. kam es zu der entsetzlichen Straßenschlacht in Petersburg (s. Rußland, Geschichte), die nach viel Blutvergießen von Nikolaus I. siegreich entschieden wurde. Seit dem Tode Alexander's hielt sich der Cäsarewitsch in seinem Schlosse Belvedere zu Warschau in äußerster Zurückgezogenheit; jetzt nahm er in Person den Treueid an Nikolaus von den russischen und polnischen Soldaten entgegen, und sein huldigender Brief an Nikolaus vom 1. Jan. 1826 ist ein glänzendes Zeugniß freiwilliger Uneigennützigkeit und Entsagung. Auch die Militärrevolution in Südrußland, die Konstantin's Namen misbrauchte, wurde rasch erstickt; Konstantin blieb in Polen, um den Ausbruch einer Rebellion zu verhindern. Aber Nichtswürdige säeten Unfrieden zwischen ihm und Nikolaus, um

ihr schönes Einvernehmen zu stören; man wollte Konstantin einreden, der Kaiser halte ihn für den Mitschuldigen der Dekabristen, und wollte Nikolaus dahin bringen, zu glauben, Konstantin strebe Polen von Rußland loszureißen und für sich davonzutragen; selbst im Auslande, besonders in Frankreich, fanden solche Gerüchte Glauben, und der russische Gesandte, Graf Pozzo di Borgo, trat ihnen in der „Quotidienne“ von Paris direct entgegen. Jedoch wollte Konstantin nicht bei der Krönung in Moskau sein und schob seine zerrüttete Gesundheit vor; Intriguanten hatten ihm und seiner Gemahlin eingeredet, sein Leben und seine Freiheit seien in Gefahr, sobald er Nikolaus zu Gesicht komme. Sein Benehmen war geradezu unerklärlich, während Nikolaus ihm voll Güte und Huld begegnete, seine Mutter und sein Bruder Michael ihn bestürmten, den Gerüchten nicht durch seine Abwesenheit von der Krönung Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Nikolaus war unglücklich über seine Haltung; da traf er ganz unerwartet am 26. Aug. 1826 in Moskau ein, das Wiedersehen war ergreifend und Nikolaus ließ tags darauf die Truppen Konstantin ein Hurrah ausbringen, was diesen in große Unruhe versetzte und veranlaßte, den Kaiser hoch leben zu lassen. Die Menge begrüßte ihn, wo er sich zeigte, sympathisch; stets trug er die polnische Uniform, wie er sein Geschick an das Polens geknüpft zu haben schien. Er wohnte der Krönung am 3. Sept. bei, ließ sein Garderegiment vor dem Kaiser defiliren und reiste in aller Stille nach Warschau zurück. Zajonczek war gestorben, auf Konstantin's Wunsch blieb das Amt des Vicekönigs vorerst unbesetzt, er behielt nur den Titel des Generalissimus des polnischen Heeres, betrachtete sich aber als alleinigen Stellvertreter des Kaisers und Königs von Polen. Das beste Einvernehmen herrschte zwischen ihm und Nikolaus. Konstantin hatte sehr viel durch die Untersuchung der Verschwörung in Polen zu thun und mußte beständig erkennen, daß ihn die Polen trotz seiner Sympathien und seines Eintretens haßten, weil er sich weigerte, Polen für unabhängig von Rußland zu erklären und es loszureißen. Hatte man ihn bisher als Beschützer geehrt und ihm sein bizarres Wesen verziehen, so vergaß man jetzt seine Verdienste um Polen und lohnte mit schnödem Undanke, nannte ihn einen unerbittlichen Russen und bösen Feind, den Kerkermeister eines geknechteten Volks, einen entsetzlichen Tyrannen. Im Februar 1827 kam er nach Petersburg, enthielt sich der Betheiligung am Carneval, schien sehr gealtert und betete täglich am Grabe Alexander's I.; er besprach mit Nikolaus eingehend die polnische Lage und war voll Kummer über die Aufführung der Polen, die seine Güte derart mit Füßen traten. Nach seiner Rückkehr wurden von der Untersuchungscommission strenge Urtheile gefällt, die Nikolaus zur Revision dem polnischen Senate überwies, worauf dieser zu seinem großen Verdrusse am 17. Oct. 1828 alle Verurtheilten freisprach. Konstantin bereiteten die polnischen Zustände den tiefsten Kummer, während seine offene Begünstigung und Befürwortung der Polen ihm von Nikolaus verübelt wurde. Das Ableben seiner inniggeliebten Mutter führte ihn 1829 wieder nach Petersburg; hochherzig verzichtete er auf mehrere Verfügungen ihres Testaments, das ihn als ihren Lieblingssohn bevorzugte. Konstantin bat Nikolaus, sich noch 1829 in Warschau krönen zu lassen, vorerst aber den polnischen Reichstag hinauszuschieben, denn er sah in den Polen edle Vollblutpferde, denen man die Zügel fest anhalten müsse. Vergebens wünschte Nikolaus, Konstantin solle auch an den russischen Staatsgeschäften sich betheiligen, vergebens, er möge den Oberbefehl des Heeres gegen die Türken übernehmen, mit dem ein Theil des polnischen Heeres verbunden kämpfen solle; Konstantin zog sich ganz auf Polen zurück, dessen Bestes er erstrebte, aber durch die allgemeine Unzufriedenheit gehemmt, nicht durchführen konnte. Er wohnte der Krönung in Warschau an und Nikolaus erklärte die polnische Armee, sein Werk, für ein Musterheer; freilich kostete die maßlose Rigorosität, mit der Konstantin gegenüber den Soldaten verfuhr, ihm mehr und mehr ihre Liebe.

Infolge der Pariser Julirevolution kam der lange genährte Haß gegen die russische Herrschaft in Polen zum Ausbruch, Lelewel war die Seele der Conspiration (s. Polen, Geschichte). Manche Verschwörer dachten an die Ermordung des Cäsarewitsch inmitten seiner Truppen, um Polen frei zu machen. Am Abend des 29. Nov. 1830 überfiel eine Schar Fähnriche und Akademiker Belvedere, Konstantin's Residenz, und er rettete sich durch die Flucht zu seinen Garden, nachdem er stundenlang im Erdgeschosse herumgeirrt war. Der Sieg der Revolution war so durchgreifend, die polnischen Truppen desertirten derart zu den Rebellen, daß Konstantin nichts übrigblieb, als sich mit drei Regimentern russischer Cavalerie, zweien russischer Infanterie und zweien polnischer Garde am 30. aus Warschau zu entfernen. Mit nur 5000—6000 Mann ohne Gepäck und hinlängliche Munition stand er, durch die Weichsel von Rußland getrennt, mitten im revolutionirten Lande; sein Versuch, Unterhandlungen zu beginnen, scheiterte an den Bedingungen des von den Revolutionären eingesetzten Verwaltungsraths, welcher die Erfüllung der Constitution und die Zurückgabe der von Polen abgerissenen Provinzen forderte; Konstantin stellte sich und die Russen auf seinem Rückzuge nach Litauen unter den Schutz der polnischen Nation und versprach hingegen seine Vermittelung bei Nikolaus. Alle Unterhandlungen mit den Rebellen blieben fruchtlos, Konstantin trat den Rückzug ungefährdet an, erreichte am 11. Dec. Brzest Litewski und das russische Gebiet. Nikolaus sandte zur Züchtigung der Rebellen ein großes Heer unter dem Feldmarschall Diebitsch nach Polen, machte ihn zum Generalgouverneur des Königreichs und ertheilte ihm für Nothfälle unbegrenzte Vollmachten. Konstantin aber wollte, wo es sich um Polen handelte, nicht unthätig bleiben, bat Nikolaus um den Befehl eines Armeecorps und erklärte sich sogar bereit, unter dem ihm verhaßten Diebitsch zu dienen. Sehr widerwillig sah Diebitsch ihn an die Spitze der Reservearmee treten, während Konstantin nicht daran dachte, gegen die Polen eine entscheidende Kriegerrolle zu spielen, sondern wohlwollend für sie einzutreten und ihr

Fürbitter zu werden, und während der Bruder seiner Gattin, General Chlapowski, die Waffen gegen Nikolaus trug. Der Cäsarewitsch führte die Reservearmee von Suraz nach Sokoly und Wengrow. Hier befahl ihm Diebitsch durch den Grafen Toll, mit seinen sämmtlichen Truppen die Vorhut der Rebellen anzugreifen; Konstantin that es unter Zeichen des Unwillens, schlug die Polen und nahm Kaluszin ein. Seine taktlose Begünstigung der Polen, deren Erfolge ihn weit mehr zu freuen schienen als die der Russen, verletzte Diebitsch wiederholt; er beschwerte sich bei Nikolaus, tadelte offen den Großfürsten, der ihn als „General Samovar" verhöhnte, hatte mit ihm die unliebsamsten Scenen und forderte vom Kaiser den Abschied. Nikolaus tadelte seinen Bruder; dieser bat, ihn aus dem verwünschten Kriege scheiden zu lassen, und erhielt die erbetene Entlassung, worauf er sich nach Bialystok zurückzog. Als ihn Nikolaus im April an die Spitze einer neuen Reservearmee stellen wollte, wies Konstantin dies Anerbieten schroff ab, wünschte von ihm nichts weiter, als des Dienstes gegen Polen überhoben zu sein, und blieb in Zurückgezogenheit in Bialystok bei seiner leidenden Gattin; er war durchaus unzufrieden mit dem Kaiser, mit Großfürst Michael, mit Diebitsch u. s. w. Er hätte am liebsten Polen ganz verlassen und mit der Fürstin, die ihm keine Kinder schenkte, sein Schloß Strelna bei Petersburg als einfacher Privatmann bewohnt; er fühlte sich müde, von allem angeekelt; der Polenkrieg zerriß sein Herz. Nikolaus aber erinnerte ihn an seine Stellung als Vicekönig und Generalissimus, die ihm gebiete, sich an den Grenzen Polens zu halten, um im gegebenen Momente hier sein Amt wieder anzutreten. Konstantin's Schwager Chlapowski insurgirte Litauen, wollte ihn gefangen nehmen und als Geisel nach Warschau führen, er aber entkam nach Slonim. Die Cholera trat auf und trieb ihn besonders aus Sorge für die Fürstin nach Minsk, dann nach Witebsk, wo er am 27. Juni 1831 eintraf. Hier erschien Graf Orlow bei ihm, um ihm den kaiserlichen Befehl, in Polen zu bleiben, zu überbringen; er speiste mit ihm, es kam zu einem äußerst heftigen Auftritte und der Cäsarewitsch erlag in der Nacht des 27. der Cholera. Seine letzten Worte waren eine Bitte um Vergebung für die Polen, von der Nikolaus weniger als je hören wollte. Die Fürstin schnitt ihre Haare ab und legte sie in Konstantin's Sarg; er wurde in Petersburg am 29. Aug. bestattet. Seine Witwe starb am 29. Nov. 1831 im Palaste zu Zarskoje-Selo.

Vgl. Th. von Bernhardi, Geschichte Rußlands und der europäischen Politik, 1814—1831, Bde. I.—III. (Leipzig 1863—1877). — von Smitt, Geschichte des polnischen Aufstandes und Krieges 1830—1831, 4 Bde. (Berlin 1839—1848). — P. Lacroix, Histoire de la vie et du règne de Nicolas I., empereur de Russie, Bde. I.—V. (Paris 1864—1868). — Baron Modest Korff, Die Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus I. (Frankfurt a. M. 1857). — Russische Revue (herausgegeben von Karl Röttger), Bd. XI, S. 368—378 (Petersburg 1877). (*Arthur Kleinschmidt.*)

KONSTANTINE. Die Provinz Konstantine, zwischen Tunis und Algerien gelegen, bildet den östlichsten, orientalischen Theil des französischen Generalgouvernements von Algerien. — Das Mittelmeer bespült im Norden die durch den schroffen Abfall des „Kleinen Atlas" gebildete Riffküste vom Cap Roux bis zur Grenze der Provinz Algier auf circa 49 geographische Meilen, in der Luftlinie gemessen. Im Westen bildet die steile, rauhe, den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckte Bergkette Djurd-jura gegen Algerien, im Süden die Sahara die Grenze. — Die Provinz ist durchaus gebirgig, die höhern Regionen bewaldet und mit Gesträuch bedeckt, die niedrigen dagegen kahl und vegetationslos wie die Ebenen. Längs der Küste läuft bis zum Cap Blanco, steil und schwer ersteigbar, der „Kleine Atlas", besonders schroff im Westen an die Gestade herantretend. Dadurch ragt auch die Küste in mehrern Vorgebirgen weit in das Meer, so z. B. im Cap Carbon, Cavallo, Budjarone, Kabir, Tukusch, Garda, Rosa u. s. w. Zwischen diesen liegen eingebettet größere und kleinere Buchten wie die von Bougie im Westen, Philippeville mit den Gliedern von Kollo und Stora in der Mitte, Bona im Osten u. s. w. Diese bezeichnen zugleich die größeren Abweichungen von der sonst fast ostwestlich verlaufenden Küste. Im südlichen Theile erhebt sich der „Große Atlas", welcher im Dschebel Aurés ansehnlich aufsteigt (der Scheliha im Süden von Konstantine 2328 Met.). Lange, gewundene, oft senkrecht eingerissene Spalten — Bâb oder Pforten — durchziehen das Gebirge und geben geringer Mannschaft die Möglichkeit, ganzen Heeren zu widerstehen. Zwischen diesen beiden aus Sand- und Kalkstein zusammengesetzten Ketten breitet sich eine circa 1000 Met. hohe, wüste, mit zahlreichen Salzseen (Schotts) und Halfagras bedeckte Hochebene aus. So gliedert sich naturgemäß das Land in eine Reihe paralleler Zonen: das Rif, der nur ausnahmsweise anbaufähige Küstenstrich; das Tell, die wasserreiche Landschaft des Kleinen Atlas; die wüste Zone der Schotts; das Tell des Großen Atlas; endlich ein Steppengebiet mit reichen Weiden zur Zeit der Winterregen, mit dicht gesäeten Culturstellen, sowie mit einzelnen, von seßhafter Bevölkerung bewohnten Oasen: Tugurt 5000 Einwohner, Tamerna, Wadi Suf u. a.

Dieses Steppengebiet wird jetzt auch Sahara genannt, und zwar bezeichnet man das vom Wadi Igharghan durchzogene Tiefbecken als „Alger-Sahara". Dieses Depressionsgebiet, vor der französischen Eroberung mit der allgemeinen Bezeichnung Belad-el-Dscherid, d. i. Dattelland genannt, bildete einst ein Binnenmeer, welches bei Gabes mit dem Mittelmeere in Verbindung stand und den Römern in seinen Resten als lacus Tritonis bekannt war. Zahlreiche Palmenhaine, Städte, Burgen zierten zur Zeit der Blüte des arabischen Khalifats dieses Land. Durch artesische Brunnen, welche die französische Regierung in großer Zahl angelegt hat, wird es mehr und mehr in den Bereich der Cultur und Civilisation gezogen. Nach dem Berichte des hochverdienten leitenden Ingenieurs Jus waren von 1856—1879 im

Departement Konstantine allein 447 Bohrungen vorgenommen worden, davon sehr viele auf Kosten der Bewohner, von einer Tiefe von im ganzen 20 Kilom., welche 153,758 Liter Wasser in der Minute lieferten, also ein Quantum, das dem Bedarf von etwa 1 Million Bewohner genügen würde. Dazu kommen noch zahlreiche Bohrungen in den andern Departements. Das Wasser ist meist trinkbar, zuweilen aber stark brakig, zur Bewässerung der Dattelpalme aber stets geeignet. Interessant ist besonders die Entdeckung, daß sowol in den unterirdischen wie den oberirdischen Wasserbehältern ein kleiner den Barschen ähnlicher Fisch, Glyphisodon Zilii, in großer Menge lebt, der oft bei Bohrungen der Brunnen von dem aufsprudelnden Wasser mit an die Oberfläche gerissen wird, aber auch in einigen kleinen Seen, welche mit den unterirdischen Wasserbecken in Verbindung stehen, z. B. in der Merdschaja bei Tugurt, vorkommt.

Größere Flüsse fehlen der Provinz. Die größten sind folgende: Wad-el-Kebir oder Nummel (18 Meilen lang) über Konstantine mit Bu-merzug und Wad Endja; Sebûse (24 Meilen) in den Golf von Bona; Wad-Djedi in der Sahara. An den Flüssen, welche aus dem Aurès- und Ziban-Gebirge kommen, liegt eine Reihe von Oasen: El Kantara, El Utaia, Biskra u. s. w. Der im Südwesten von Bona gelegene, jetzt trockene Fezzara-See und Schott-Melghîr sind die bedeutendsten Wasserbecken.

Das Klima ist warm, doch Schnee und empfindliche Kälte in den Bergen nicht ausgeschlossen. Die Regenzeit (Winter) dauert vom September bis April. Im Januar stehen alle Blumen: Iris, Weißdorn, Geranium, Tulpen u. s. w. sowie Mandel-, Citronen- und Orangebäume in voller Blüte; das grüne Getreide schmückt die Felder, die Bananen sind reif, Erdbeeren und Champignons im Ueberflusse vorhanden.

Die Bevölkerung der Provinz ist aus zwei Hauptelementen zusammengesetzt, welche zur kaukasischen Rasse gehören und zwar 1) den Berbern (Resten der ursprünglichen Bevölkerung) im Stamme der Kabylen; sie wohnen in den unzugänglichen Gebirgen zwischen Setif und Bougie, wo sie schon den Karthagern widerstanden haben; 2) Arabern, den Eroberern des Landes. Diese bewohnen das Tell sowie die zum Anbau geeigneten Strecken. Man unterscheidet seßhafte Araber, welche Landbau oder Handel treiben und feste Wohnsitze haben, und Beduinen an den Grenzen der Sahara, welche von der Viehzucht, gelegentlich aber auch vom Raube leben. Aus der Vermischung der Berber mit Arabern und allen in das Land gekommenen Fremdlingen ist das Mischvolk der Mauren entstanden, welche, wie dies oft bei Mischvölkern der Fall ist, mehr die Schatten- als die Lichtseiten der ursprünglichen Nation aufgenommen haben. Diese bewohnen vorzüglich die Städte und sind die eigentlichen Träger des islamitischen Fanatismus, der von ihren Heiligen (Marabuts) immer wieder aufgestachelt wird. Zu diesen Hauptbestandtheilen der Bevölkerung kommen Türken, Juden und Neger. Von Europäern sind vorzugsweise Schweizer und Italiener eingewandert.

Die Provinz mit 1,291,418 Bewohnern steht unter einem Präfecten und zerfällt in administrativer Beziehung in das Civil-Territorium 26,043□Kilom. mit den Arrondissements von Bona, Bougie, Konstantine, Gullma, Philippeville und Setif und in das Militär-Territorium 101,021 □Kilom. mit den Stabdivisionen Batna, Konstantine, Bona und Setif.

Nächst Aegypten und der Capcolonie besitzt Algier das entwickeltste Eisenbahnnetz, von dem folgende Hauptlinien der Provinz Konstantine angehören:

Philippeville-Konstantine	87	Kilom.
Konstantine-Setif . . .	155	„
Bona-Gullma	88	„
Gullma-Kruhs	114	„ u. s. w.

Eine Telegraphenlinie von el-Aghuat durch das Land der Beni Mzab nach Wargla und von Biskra über Tugurt nach Wargla soll ausgeführt werden. Die Provinz liefert stetig wachsenden Ertrag an Getreide, Gerste, Weizen, Oliven, Kastanien, Taback und Wein; in großer Blüte steht die Schaf-, Rindvieh-, Pferde- und Kamelzucht.

Die Bergwerke liefern Kupfer-, Blei-, Silber- und Zinkerze, die Wälder Korkeichen und Eicheln, die Schottgebiete unerschöpfliche Mengen an Halfagras. Die Provinz besitzt die meisten Wälder und deshalb auch die meisten wilden Thiere. In den J. 1878—79 wurden nach Angabe des „L'Etat de l'Algérie" 47 Löwen und 175 Panther erlegt.

Die Geschichte dieser Provinz siehe unter Algerien.

Konstantine (röm. Cirta; phön. Quartha; arab. K'sentîna), Hauptstadt des gleichnamigen franz. Departements unter 36° 22′ 21″ nördl. Br. und 4° 16′ 36″ östl. L. mit 33,450 Einwohnern.

Konstantine war ursprünglich die Hauptstadt der numidischen Könige, von Micipsa dem Sohne Masinissa's unter Zuziehung griechischer Colonisten neugegründet. Gegen 114 v. Chr. gewann Jugurtha unter ihren Mauern eine entscheidende Schlacht über das Heer Adherbal's, eines Sohnes des Micipsa, welcher, nachdem die Stadt selbst erobert worden war, trotz der Intervention der Römer hingerichtet wurde. Einige Jahre später ward Jugurtha bei Cirta von Marius besiegt.

Unter der römischen Oberherrschaft gab J. Cäsar einen Theil der Stadt und ihres Territoriums an Sittius (civitas Sittianorum).

Anfang des 4. Jahrh. von den Truppen des Maxentius fast zerstört, wurde Cirta von Constantin etwa um 315 wieder aufgebaut und erhielt den Namen Constantina. Im J. 429 sehen wir die Stadt unter der Botmäßigkeit der Vandalen und 710, nach langer Belagerung von Sidi Okba erobert, unter der der Araber, welche ihren Besitz bis 1568 behaupteten.

In diesem Jahre ergab sich die Stadt den Türken, empörte sich bald darauf und wurde von Ali-Fortas, Dey von Algier, aufs neue wieder unterworfen. Von dieser Zeit ab war Konstantine Sitz des Beys der Provinz. Der letzte derselben Hadsch-Achmed gelangte 1826 zur Regierung. Als derselbe im J. 1830 seine Truppen

dem Dey von Algier zur Verfügung gegen die Franzosen gestellt hatte, verfügte die Regierung zu Paris durch einen Beschluß vom 15. Dec. 1830 die Absetzung Achmed's und ernannte als Nachfolger Sidi-Mustapha, Bruder des Beys von Tunis. Nichtsdestoweniger blieb Achmed Herr von Konstantine, welches sein Lieutenant Ben-Aïssa tapfer gegen die Franzosen vertheidigte. Am 13. Oct. 1837 gelang es dem Marschall Valée, die Stadt mit Sturm zu nehmen. Eine große Zahl tapferer Offiziere starben hier den Heldentod. Achmed floh zu Ben-Ganah, ergab sich aber 1848 dem Commandanten von Biskra, nachdem er lange Zeit im Aurés-Gebirge, von Stamm zu Stamm irrend, ein unstetes Leben geführt hatte.

Bis zum J. 1847 rein militärisch organisirt, erhielt Konstantine durch Dekret vom 25. April 1854 seine Civilverwaltung.

Großartig und gewaltig ist der erste Anblick dieser Stadt, des „Adlernestes", wie man sie oft genannt hat. Das Felsenplateau, welches die Stadt trägt, hat die Form eines Trapezes, dessen längste Diagonale von Süden nach Norden liegt, zugleich in dieser Richtung von 534—644 Met. ansteigend. Auf drei Seiten steil abstürzend, läuft die Felsenplatte nur auf der vierten Seite im Südwesten in eine kleine Ebene aus, welche den einzigsten natürlichen Zugang zur Stadt bildet. Der Rummelfluß umfließt $^2/_3$ der Platte und bildet mehrere Fälle, darunter einer von 195 Met. Höhe. Ueber diesen führt eine auf römischem Unterbau erbaute, aus zwei übereinanderliegenden Bogenreihen gebildete Brücke, el Kantara. Ueber diese läuft eine Wasserleitung, durch welche General Bedeau die Quellen des Mabruck nach den Cisternen der Kasbah leiten ließ, um so den größten Theil der Stadt mit Wasser zu versehen. Unweit der Brücke erblickt man Ueberreste eines Triumphbogens, Basreliefs, Wasserleitungen, umgestürzt Altäre, Säulen u. dergl. aus der Römerzeit.

Auf dem nördlichen, zugleich höchsten Theile des Felsens erhebt sich die Kasbah, das Capitol des einstigen römischen Cirta, welche nur die oben erwähnten, aus 33 Bassins bestehenden Cisternen, aus dieser Epoche bewahrt hat. Das Gebäude, von den Franzosen wiederhergestellt, schließt jetzt drei Kasernen, ein großes Krankenhaus, ein Arsenal und ein Proviant-Magazin ein.

Die ganze Unterstadt, d. i. der gegen Süden gelegene Theil, ist den Eingeborenen überlassen. Dieses arabische Viertel bietet wenig Interessantes: einige schmuzige Straßen, welche von kahlen, meist nur 1 Stockwerk hohen Backsteinbauten eingefaßt werden.

Das europäische Stadtviertel liegt vorzugsweise auf dem höheren Theile zwischen Kasbah und dem Thore Valée. Hier befinden sich die neuen durch Gas erleuchteten Straßen und Plätze, die christlichen Kirchen, die Präfectur, Handelskammer, Bank, Post, der Gerichtshof, das Theater, Lyceum, zahlreiche Schulen, das Bürgerhospital, die eleganten Hôtels und Cafés und das an Statuen, Torsen und Documenten reiche Museum. Der Truppencommandant wohnt in dem früheren Palais des Beys Achmed.

Unter den 13 Moscheen ist besonders die von Sidi Jakhdor bemerkenswerth. Von dem 25 Met. hohen, achteckigen Minaret derselben genießt man eine herrliche Rundsicht.

In gesunden klimatischen Verhältnissen gelegen, erfreut sich Konstantine einer angenehmen, wenn auch im Winter kühlen Temperatur. Die Isotherme von + 17,2° C, die Isochimene von + 10,2° C. und die Isothere von + 26,6° C. geben einen Anhalt für die Beurtheilung der mittleren Wärmegrade.

Die Bevölkerung der Stadt ist zusammengesetzt aus Franzosen, Fremden, Juden und mehr als 20,000 Eingeborenen. Diese letztern, meist geselliger wie die von Algier, auch im Verkehr mit den Fremden freundlicher als die Araber der Hauptstadt, treiben Gerberei, Sattlerhandwerk, Schuhmacherei und fertigen Teppiche an. Außerdem unterhalten sie einen lebhaften Karavanenhandel nach Biskra, Tugurt und Tunis.

Die europäische Industrie, von Tag zu Tag lebhafter werdend, geht einer blühenden Zukunft entgegen. Die Fabrikation von Teigwaaren und Kuchen, für welche zahlreiche Mühlen am Rummel das Mehl liefern, und der Tabacksbau sind augenblicklich vorzugsweise gepflegt. Konstantine ist aber auch der Markt und Stapelplatz für Getreide, Oel, Wolle, Felle, Leder, Cocons, Früchte, Wein, Melonen u. s. w.

Die anbaufähige Umgegend der Stadt zeigt nicht die Monotonie der Ebene, denn sie ist von Bergen und Hügeln unterbrochen, von denen einige, auffallend geformt, sich in unmittelbarer Nähe der Stadt erheben. Auf diese Weise ist Konstantine, trotz seiner isolirten Lage, dennoch kein fester Platz im modernen Sinne des Worts, denn der circa 600 Met. hohe Kudiat Ati sowie das Felsenplateau Mansurah gestatten eine bequeme Einsicht.

Quellen: Handbuch der Geographie von Klöden, Band IV, S. 709 fg. — Handbuch der Geographie von Daniel, Band I, S. 620 fg. — Geographisch-Statistisches Lexikon von Ritter. — Encyklopädie der Völker- und Staatenkunde von Hoffmann. — Lehrbuch der alten Geographie von Kiepert. — Staats- und Gesellschaftslexikon von H. Wagener. — Les annexes du 3. volume des Annales algériennes, la relation de ce siège mémorable, écrite par un officier de l'armée, p. 40 fg. — Vivieu de St.-Martin, Nouveau dictionnaire de Géographie universelle.

(Fr. Hedinger.)

Konstantinogorsk, Stadt und Festung im russischen Kaukasien, s. Constantinogorsk.

KONSTANTINOGRAD, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Poltawa, unter dem 49° 22′ nördl. Br. und 53° 7′ östl. L., 78 Kilom. im Ostsüdosten von Poltawa auf dem hohen Ufer der Berestowa gelegen, hat breite, regelmäßige Straßen, 2 große Marktplätze, 3 Kirchen, eine jüdische Gebetsschule, 52 Kaufläden, eine Kreisschule und eine deutsche Schule, einen Kronsgarten mit einer Baumschule, 4 Talgschmelzereien, 2 Oelmühlen, 5 Jahrmärkte und 5018 Einwohner, die sich vornehmlich mit der Fabrikation von Schachteln beschäftigen. Von einiger Bedeutung ist der

Handel mit Vieh und Talg. Die hier lebenden deutschen Colonisten (circa 300) fabriciren grobes Soldatentuch. Die Stadt hat ein sehr belebtes Aussehen durch die großen Scharen von Arbeitern, die durch dieselbe (circa 70,000 jährlich) auf ihrem Wege nach Neurußland passiren. Auf der Stelle der jetzigen Stadt war im J. 1731 vom General Tarakanow die Festung Bjelewskaja angelegt, die bei der Einrichtung der jekaterinoslawschen Statthalterschaft, 1797, zu Ehren des Großfürsten Konstantin Pawlowitsch in Konstantinograd umgetauft und 1802 zur Kreisstadt des Gouvernements Poltawa erhoben wurde. Der 109,4 □Meilen enthaltende konstantinogradsche Kreis hat Steppencharakter und eignet sich daher ganz vorzüglich zur Viehzucht. Besonders entwickelt ist die Zucht der feinwolligen Schafe, von denen es circa 300,000 im Kreise gibt.

(*A. von Wald.*)

KONSTANTINOPEL, seit der Mitte des 15. Jahrh. die Hauptstadt des Osmanischen Reichs, nachdem es seit 395 n. Chr. diejenige des Oströmischen Kaiserthums und 65 Jahre hindurch vorher diejenige des gesammten Römerreichs gewesen, auf dem Südostrande der das Marmarameer von dem Schwarzen Meere trennenden, sich gegen den Bosporus vorstreckenden Landzunge gelegen und den ganzen Raum einer von dem Marmarameere, dem Südausgange des Bosporus und der tiefen Bucht des Goldhorns gebildeten Halbinsel einnehmend, von einer $2^1/_2$ Meilen langen, mit mehr als 300 großen Thürmen flankirten alten Mauer eingeschlossen, bei den Türken Stanbul, spr. Stambul [1]), bei den Griechen Konstantinu-Polis, bei den Südslawen Zarigrad (Zarenburg), in den ältesten Zeiten Byzanz (s. Byzantium) geheißen, zählt mit den Vorstädten gegen 150,000 Häuser mit 1,100,000 Einwohnern. In dieser Ausdehnung ist es die Residenz der Sultane, als welche es in der türkischen Kanzleisprache Dar-i- oder Asitané-i-Seádet, die Pforte oder die Schwelle der Glückseligkeit, genannt wird, der Sitz der Hohen Pforte, d. i. der osmanischen Reichsregierung, der höchsten religiösen und richterlichen Behörden des Islam, eines ökumenischen Patriarchen der griechisch-katholischen (sog. orthodoxen) Kirche, eines desgleichen der eutychianisch-armenischen und desgleichen der unirt-armenischen Kirche, eines Khakham-Baschy (Oberrabbiners) der Juden, ferner der Vertreter sämmtlicher europäischen Mächte sowie der nordamerikanischen Freistaaten und Persiens, eines katholischen (lateinischen) Erzbischofs, mehrerer Mönchsorden und Congregationen, einer Diakonissenanstalt u. s. w. Es zählt eine Besatzung von gegen 25,000 Mann, welche in 12 wohlvertheilten, großen Kasernen Unterkunft finden. Zwei Schiffbrücken, über das Goldene Horn geschlagen, verbinden Konstantinopel mit der auf der Nordseite des besagten Hafens gelegenen, commerziell wichtigsten Nebenstadt Galata; außerdem aber vermitteln viele kleinere und größere Dampfschiffe nebst unzähligen leichten Böten, Kaiks (s. d.), den Verkehr mit allen übrigen Ortschaften an der Hafenbucht und am Bosporus. Die Stadt ist der Ausgangspunkt einer Eisenbahn, welche mit ihren Verzweigungen nach Adrianopel, Bellowa, Jamboly, Kuleli, Dede-Aghatsch, also zu den wichtigsten Punkten des thracischen Rumeliens führt. Dagegen wird der außerordentlich rege und ausgedehnte überseeische und auswärtige Verkehr durch eine österreichische, eine französische, eine deutsche und eine russische Post und acht regelmäßige Linienfahrten veranstaltende Dampfschiffgesellschaften besorgt, von denen diejenigen des Oesterreichischen Lloyd und der französischen Messageries maritimes die wichtigsten sind. Der Hafen von Konstantinopel wird alljährlich von ungefähr 23,000 größern und kleinern in- und ausländischen Kauffahrteischiffen besucht. Während in Stambul selbst der orientalische Städtecharakter, winkelige, oft schmuzige Straßen, an denen unscheinbare Häuserreihen mit herrlichen Zierbauten abwechseln, überdachte Bazars mit offenen, zugleich als Werkstatt dienenden Kaufläden, Dukkjans, und statt des Wirthshauslebens ein Zusammenhocken in Kaffeehäusern und offenen Barbierstuben, festgehalten wird, besitzt die Vorstadt Pera palastartig gebaute, massive Privathäuser, luxuriös ausgestattete Hotels, großartige Conditoreien, französische Cafés, elegante Läden, besonders für Frauenputz, Buchhandlungen, photographische Ateliers und eine italienische Oper. Die Kirchen, innerlich meistens sehr reich und nicht ohne Geschmack verziert, sind architektonisch unbedeutend; dagegen entfalten die Moscheen, in Stambul allein gegen dreihundert, und zwar besonders die sieben sogenannten Kaiserlichen Dschamis, mit hohen schlanken Minarets und das Gebäude krönender, weit spannender Centralkuppel, eine große Pracht. Dieselben sind nach dem Muster der von Mohammed II.

---

1) Stambul, wie wir seit einem Jahrhundert jahraus jahrein von jedem Reisebeschreiber, der die Tertia eines Gymnasiums absolvirt hat, von neuem belehrt werden, aus εἰς τὴν πόλιν, in die Stadt, entstanden. Diese Etymologie, welche nicht blos zum Verstand, sondern auch zur Phantasie redet, hat außerordentliches Glück gemacht. Sie setzt voraus, daß die Türken als ganz wilde Horde vor den Mauern der ihnen unbekannten großen Stadt erschienen, und da sie sich nach ihrem Namen erkundigten, von den Butter und Käse auf den Markt bringenden Landleuten die Antwort erhielten: εἰς τὴν πόλιν, mit welcher sie sich ebenso beruhigten, wie noch jetzt manche moderne Reihe Schriftsteller und ihr Publikum. Woher die altdorische Form τάν in Konstantinopel, dem vornehmlichsten Sitze des modernen Itakismus, darum bekümmerte man sich nicht; günstigstenfalls hätte aus is tin polin, wie die angeführten Worte gesprochen werden, im Türkischen Stambul werden können. Wie war es aber möglich, daß die Vertreter der anatolisch-türkischen Bildung von Konstantinopel nichts wußten, dessen Erwerb schon vor Jahrhunderten das Ziel des politischen Ehrgeizes der Seldschuken gewesen, ganz abgesehen davon, daß die Osmanen selber längst auch auf rumeliotischem Boden heimisch geworden waren und unablässig bald kriegerische, bald friedliche Beziehungen zu dem Kaiser gepflogen hatten? Im Islam war die Kenntniß Konstantinopels noch viel älter. Die Araber nannten die Stadt Kostantinijjet, und das dürfte auch für die Seldschuken ihre erste Benennung gewesen sein. Als aber nach der türkischen Eroberung Kleinasiens massenhafte Uebertritte der halb gräcisirten und christlichen Landesbewohner zum Islam stattgefunden hatten, da mußte durch den Einfluß dieser eine ihren alten Gewohnheiten mehr Rechnung tragende Benennung sich Bahn brechen, und so entstand aus Kostandipol Stambol, in welchem Worte die Silbe stan als Ueberbleibsel von Konstantin zu betrachten ist.

in eine Moschee verwandelte Sophienkirche Justinian's aufgeführt und gewähren Konstantinopel eine Horizontlinie, wie keine andere Stadt ihresgleichen besitzt. In Erinnerung an das zum Wappen des Osmanenreichs gewordenen Horoskop seines Gründers, Jupiter vor dem wachsenden Mond, trägt jede Kuppel als Verzierung den so charakteristischen vergoldeten Halbmond.

Nach diesen allgemeinen einleitenden Bemerkungen gehen wir zur Besprechung der Einzelheiten über. Die Stadt Konstantinopel, auf dem 41° nördl. Br. und dem $46,_{55}°$ östl. L. gelegen, bildet ein Trapezoid mit einer sehr kurzen und drei unter sich ziemlich gleichen langen Seiten. Die erstere, nach Osten blickend, liegt der kleinasiatischen Küste gegenüber und wird von dieser durch die südliche Fortsetzung des Bosporus und den Ausgang desselben in das Marmarameer getrennt; daran schließt sich zur Rechten in fast vierfacher Länge, dem Ufer des Marmarameeres folgend, die Südseite und zur Linken in $3^1/_2$-facher Länge, von den Gewässern der Hafenbucht bespült, die Nordostseite. Diese letztere beschreibt einen Theil des fast $1^1/_2$ Meilen tief in das Innere sich erstreckenden Bogens, welcher schon im Alterthum als das charakteristische Merkmal des Meerbusens galt und demselben den Namen Goldenes Horn, Goldhorn (Chrysokeras), verschaffte. Die vierte Seite endlich, die einzige, durch welche die Stadt mit dem Lande zusammenhängt, läuft von dem Goldenen Horne mit weiter westlicher Ausbiegung nordsüdwärts an das Marmarameer, die längste der drei Uferseiten, d. i. diejenige des Marmarameers, noch um 1000 Schritt an Länge übertreffend. Der also umschlossene Raum stellt in seiner Oberfläche ein welliges, an der Hafenseite höheres und von da nach dem Marmarameere sanft abfallendes, hier und da durch Wasserläufe unterbrochenes Tafelland dar, durch die Niederung von Jeni-Baghtsche, das einzige von außen in die Stadt eindringende und auf der Mitte der Südseite in das Marmarameer ausmündende Thal in zwei Hälften, eine größere nordöstliche und eine kleinere südwestliche, zerlegt. Da Konstantinopel ein neues Rom (*Νέα Ρώμη*) vorstellen sollte, so hat man sich schon in byzantinischer Zeit bemüht, aus den Terrainbewegungen der Hafenseite, und zwar von Osten nach Westen vorschreitend, sieben Hügel zu construiren, deren erster die Akropole des alten Byzanz und deren siebenter das mittelalterliche Schloß der Blachernen (Blachernen) getragen; so gering die Berechtigung dieser Eintheilung sein mag, so gewährt sie doch den Vortheil, die Bestimmung der Localitäten wesentlich zu erleichtern.

Die Bodengestaltung sammt dem Verkehrsbedürfnisse ergab das Straßennetz, welches sich in seinen Grundzügen während des 1550jährigen Bestehens von Konstantinopel wenig verändert haben dürfte. Die längste und wichtigste Straße ist diejenige, welche vom Serail, gleichsam dem Ostende der bewohnten Stadt, beginnend, im allgemeinen mit dem Ufer des Marmarameeres parallel laufend, die ganze Südseite der Stadt der Länge nach durchzieht und mittels des Selymbria-Thores, Siliwri-Kapyssy, in den sich vor den Mauern ausdehnenden, den Mohammedanern als Begräbnißplatz dienenden weiten Cypressenhain führt. Ihre Bedeutsamkeit beruht vornehmlich auf dem Umstande, daß in sie die einzige große Heerstraße einmündet, welche über den Ort Siliwri (Selymbria) — daher der Name des Thores — bis Eregli dem Meeresufer folgend, von letzterm Städtchen aus aber das Strandschagebirge in seinen Vorhöhen überschreitend und sich im Ergana-Thale fortsetzend, Konstantinopel mit der zweitwichtigsten Stadt des Reiches, Adrianopel, und im allgemeinen mit dem rumeliotischen Binnenlande in Verbindung setzt, sodaß sie für von der Hauptstadt ausgehende oder dorthin bestimmte Truppenzüge und Karavanen immer von hervorragender Wichtigkeit war. Auch die höhere Nordostseite der Stadt besitzt eine, dem Ufer des Goldhorns, in reichlicher Entfernung von diesem, parallel sich hinziehende Hauptstraße, welche aber erst vom dritten Hügel, d. h. dem die Stelle des alten Senatspalastes einnehmenden Eski Serai, dem heutigen Serasskjerat, beginnend, zu dem Edirneh-(Adrianopler) Thor führt und um $^1/_3$ kürzer ist als die ersterwähnte Straße. Von diesen beiden Hauptstraßen zweigen sich, den Stadtthoren entsprechend und namentlich nach der Hafenseite die Senkungen der Wasserläufe benutzend, andere ab, welche, wenn auch mit einiger Mühe, den Wagenverkehr gestatten, während an den jäheren Abhängen in der Regel nur für Fußgänger, seltener auch für Reiter passirbare Gassen den Verkehr ermöglichen. Hier und da haben die Hauptstraßen auch Parallelen, welche auf längern oder kürzern Strecken in kleiner Entfernung nebenherlaufen und der Vermeidung von des engen Raumes wegen leichtmöglichen Stauungen Rechnung tragen. Zu den Hauptstraßen werden alle diejenigen gerechnet, welche von Wagen, Pferden und Saumthieren benutzt werden können; sie sind gepflastert und besitzen nicht selten, wenigstens an einer Seite, eine Art von Trottoir, d. h. eine allerdings keineswegs mit glatten Steinen ausgestattete Erhöhung für die Fußgänger. Regelmäßig aber ist der für die Saumthiere bestimmte Theil gegen die Mitte zu gesenkt, um dem Regenwasser leichteren Abfluß zu gestatten. Die Breite ist stellenweise für zwei einander begegnende Wagen oder mit Baumaterial beladene Maulthiere hinreichend; wo dies nicht der Fall, da muß durch eine Seitengasse in eine Parallelstraße ausgewichen werden. Die Seitengassen sind eng und, wenn sie in einen Sack endigen, in der Regel ungepflastert. Sie werden fast nur von den Interessenten betreten, und ein Fremder thut gut, sich ihnen fern zu halten. Die Idee einer symmetrischen Anordnung der eine Straße einfassenden Baulichkeiten hat, solange Konstantinopel eine türkische Stadt ist, daselbst nie bestanden. Die Häuser sind demnach wol aneinandergereiht, jedoch ohne Rücksicht auf Geradlinigkeit, welche letztere, wo sie vorhanden, mehr der topographischen Formation als einem bestimmten Plane ihren Ursprung verdankt. Ueberall trifft man daher auf unregelmäßige Frontlinien der Häuserreihen, und da die Straßen selber vielfach nach rechts und links von ihrer geraden Richtung abweichen, so fehlt ihnen durchaus das Imposante, dessen selbst mittlere europäische Städte in ihrem

Innern nicht entbehren. Auffällig ist besonders der bunte Wechsel; an den von Wohlhabenheit des Eigenthümers zeugenden Konak drängt sich die windschiefe Hütte des Unbemittelten, dann folgt vielleicht, durch ein Eisengitter gegen die Straße abgeschlossen, aber durch das Grün seiner Cypressen weithin kenntlich, der enge Gräberhof eines der Derwischklöster, oder eine wegen Dürftigkeit der Eigenthümer vorläufig nur einen Schutthaufen darstellende Brandstätte, die niedrige Budenreihe von Obst- und sonstigen Victualien-, Fleisch- und Fischhändlern, das Mausoleum eines Weli oder ein aufgebauter Röhrenbrunnen. In den Privathäusern gelangen zwei Eigenthümlichkeiten zur Erscheinung, nämlich erstlich das Haremwesen und zweitens die Abwesenheit jedes Familienvorzugs in der Hauptstadt des der Adelsbildung ebenso wie das türkische Staatsprincip abholden Islam. Ersterem zu Liebe sind überall vor den Fenstern dichte Holzgitter, Kafèß, angebracht, welche allerdings das Gesehenwerden der Frauen des Hauses verhüten, dafür aber dem letztern ein blindes, kaltlassendes Ansehen geben; wohingegen aus dem letztern eine gewisse Gleichheit der Anlage hervorgegangen ist. Monumentale Stammsitze alter Familien, Häuser, deren Erbauer auf eine lange Folge von Geschlechtern Rücksicht nehmen zu müssen glaubten, wie sie unsere Städte zieren, gibt es in Konstantinopel nicht. Die einzige Aristokratie der Türkei ist das Beamtenthum, und da dieses die wechselnde Gnade des Großherrn zu seiner Grundlage hat, so sind auch seine Paläste leicht und rasch von Holz aufgeführte, im Innern wol mit Marmortreppen und allem europäischen Luxus ausgestattete, nach außen aber unscheinbare, auf architektonische Bedeutung von vornherein verzichtende Gebäude. Nichtsdestoweniger sollten die Beschreiber Konstantinopels endlich aufhören, ihren Lesern den seit der leichten Zugänglichkeit der Stadt so beliebt gewordenen Gegensatz zwischen der unvergleichlichen Pracht des äußern Anblicks und dem Ekel erregenden Eindruck des Innern immer von neuem aufzutischen und demgemäß dies Innere als werthlos kurz abzufertigen. Ist doch in unsern Tagen nur ein geringer Bruchtheil der Reisenden so ungebildet, daß er am Bosporus die Eleganz der Pariser Boulevards erwarten sollte. Für den Vorbereiteten aber wird das Häusergewirr zwischen dem Goldhorne und dem Marmarameere mit dem fremdartigen Treiben auf den Straßen, auch abgesehen von den die Einförmigkeit der Privatwohnungen unterbrechenden, eine Fülle architektonischer Genüsse gewährenden Prachtbauten, keineswegs eines eigenthümlichen Interesses entbehren. Was aber diese Prachtbauten anbetrifft, so verleihen sie durch ihre Zahl und Größe wie durch ihre geschichtliche Bedeutung Konstantinopel einen unbestreitbaren Vorzug vor den meisten andern Hauptstädten älterer und neuerer Zeit. In ihnen findet die Thatsache, daß Konstantinopel mehr als anderthalbtausend Jahre hindurch die Hauptstadt der reichen Länder des Orients gewesen, ihren beredten Ausdruck.

Während die vollständige Abwesenheit aller Reste von Privathäusern aus der vortürkischen Zeit nebst den alten Nachrichten von der Wirkung der Feuersbrünste auf Uebereinstimmung betreffs des benutzten Baumaterials der byzantinischen und der heutigen Wohnhäuser schließen läßt, hatten in der soliden Ausführung ihrer öffentlichen Bauten die oströmischen Kaiser die Tradition Italiens so vollständig beibehalten, daß trotz der langen Einwirkung pietätloser Roheit manche der alten Werke sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Ihrem Gründer Konstantin dem Großen verdankt die Stadt vor allem die Umfassungsmauer, welche sich in einer Länge von rund 21 Kilom. herumzieht und von den Türken, wenn auch hier und da als halbe Ruine, in ihrem gesammten Laufe erhalten worden ist. Allerdings ist der ursprünglichen Anlage nur ein Theil des jetzt Vorhandenen beizumessen; abgesehen von den unter türkischer Herrschaft ausgeführten Reparaturen, welche vornehmlich nach der Eroberung auf der Landseite in umfassender Weise erforderlich waren, mußte zu solchen schon in byzantinischer Zeit wiederholt, wie es heißt infolge von Erderschütterungen, geschritten werden, z. B. unter Theodosius II., unter Leo dem Isaurier, vor allem aber unter Theophilus, welchen, an den Thürmen der Hafenseite auf eingesetzten Marmortafeln ausgeführte Inschriften noch heute als ihren Erbauer nennen.[2]) Auch die Grundlage selber erfuhr insofern eine Veränderung, als zwei an den Endpunkten der Landmauer errichtete feste Schlösser, nämlich das der Blachernen oberhalb des Goldenen Hornes und das der Sieben Thürme, bei den Byzantinern Kyklowion oder Strongylon Kastelion (die runde Burg), bei den Türken Jedikuleh, am Marmarameere, mit der Stadt vereinigt wurden. Die Mauer hat eine Höhe von 18—20 Met., die häufigen, wenig höheren Thürme springen an den Wasserseiten viereckig vor, während man ihnen auf der Landseite, der größern Widerstandsfähigkeit wegen, auch hier und da eine runde und polygone Gestalt gegeben. Die Zinnen, welche diese Befestigung krönen, verleihen ihr vorzüglich auf der Landseite, wo die Mauer, von den Wurzeln der aus ihr hervorwachsenden Bäume vielfach zerrissen und mit Epheu überwuchert, sich als doppelte Linie mit davor, über einem jetzt verfallenen, tiefen Graben aufgeführter niederer Grabenmauer präsentirt, ein außerordentlich malerisches Ansehen. Auf der Hafenseite liegt die Mauer eine Strecke vom Ufer ab, sodaß sich daselbst Vorstädte gebildet haben, von denen die den Namen Balat, d. i. Palation, nach dem früher benachbarten Blachernenschlosse führende, und der Fenèr oder Fanal (Leuchtthurm), das Griechenviertel, die berühmtesten sind. Dagegen erhebt sich die Südmauer hart über dem Marmarameere und tritt nur an drei Stellen zurück, wo in griechischer Zeit sich Häfen befanden und seitdem durch jahrhundertelang fortgesetztes Heraustragen von Schutt dem Meere Boden abgewonnen worden ist. Die Propontismauer ist weit fester als die dem Goldhorn entlang laufende; sei es, daß man die letztere wegen der möglichen Absperrung der Bucht durch eine Kette für weniger gefährdet hielt, sei es, daß man bei Anlegung der erstern auf den gewaltigen Wogenschlag des Meeres

2) *Πύργος Θεοφίλου ἐν Χριστῷ αὐτοκράτορος.*

bei Südstürmen Rücksicht nahm. Demjenigen, welcher sich in einem Kahne diese Mauer entlang nach dem Schlosse der Sieben Thürme rudern läßt, fällt in ihr vor allem die kolossale Menge von Granitsäulen auf, welche, mit dem Fuße nach außen, quer in den Bau gefügt als Mauersteine verwandt worden sind und auf weite Strecken bald einfache, bald doppelte Quaderlagen bilden. Man sieht daraus, wie zahllose, in der Blütezeit des classischen Alterthums, hauptsächlich zu Ehren der heidnischen Gottheiten aufgeführte, durch das Christenthum werthlos gewordene Prachtbauten damals in Ruinen lagen und nur noch die Bedeutung von Material zu neu aufzuführenden Bauten aller Art besaßen. Zu Konstantin's und seiner Nachfolger Zeit hatten nur nach Steinart und Arbeit besonders werthvolle Säulen Anspruch auf architektonische Wiederverwendung, während die von Kleinasien massenhaft gelieferten 18—25′ langen schwärzlichgrauen Granitsäulen rücksichtslos zu Bausteinen degradirt wurden. Den Werth der Südmauer erhöhte der Umstand, daß die Bedeutung des Goldenen Horns, an dessen Ausgang das alte Byzanz nur gerührt hatte, zur Zeit der Gründung der neuen Stadt noch nicht vollständig erkannt worden war, und Konstantin sich die Front der letztern gegen das Marmarameer gewandt dachte, über welches mit den schöngestalteten Prinzeninseln und der buchtenreichen kleinasiatischen Küste bis zum bithynischen Olymp die Südabdachung der Stadt eine bestechende Aussicht gewährt. Daher die schon erwähnte mühselige Anlage der Südhäfen, welche, wie wir erfahren, zur Ausschiffung der von Italien hergeholten kostbaren Werkstücke dienten, daher die Bevorzugung der Südabdachung zur Errichtung der wichtigsten Gebäude, des Hippodroms, des zwischen diesem und dem Meere gelegenen Residenzschlosses Bukolikon und der Basilika der Weisheit Gottes, an deren Stelle zwei Jahrhunderte später Justinian seine als Moschee noch jetzt erhaltene gleichnamige Kathedrale, die Hagia Sophia, aufführte. Auch der wichtigste Platz des alten Konstantinopel, das Forum Constantini, ist hier zu erwähnen. Später wandte sich von selbst das Hauptleben der Stadt dem Goldenen Horne zu, und die Verschönerungen der letzten Jahrhunderte haben fast ausschließlich der nordöstlichen Abdachung gegolten.

Wie die Mauern, so sind auch die heutigen Thore die alten geblieben, wobei sich freilich nicht immer der Konstantinische Ursprung nachweisen läßt; während der langen griechischen Zeit der Stadt mag das eine und das andere im Interesse des Verkehrs später eröffnet worden sein. Die Hafenseite hat 14, je einer Anlandestelle (Iskeleh) für größere und kleinere Seefahrzeuge entsprechende Thore, unter denen Jaly-Kjöschk Kapyssy, das Thor des Uferkiosks, durch welches man in die Gärten und Vorhöfe des Serai gelangt, Baghtscheh Kapyssy, das Gartenthor mit der großen Mauth, und Eiwân Serai Kapyssy, das Thor des Balkon-Palastes, wegen der in dem Namen enthaltenen Erinnerung an den Wlachernenpalast, die wichtigsten sind. Der Thore der Landseite sind 10, wovon 5 vermauert, sodaß nur fünf offen sind. Am meisten wird von den Reisenden das St.-Romanusthor besucht, ungefähr die Mitte der Landmauer bezeichnend und von den Türken Top-Kapy, Kanonenthor, geheißen, nach der großen Kanone, deren sich der Eroberer Mohammed II. bei der Belagerung bediente und deren Wirkung die Legende übertrieben. Innerhalb dieses Thores bezeichnet eine Cypresse die Stelle, wo der letzte Paläologe, Konstantin XII., im Kampfe gegen den Sieger den Tod fand. Das Thor von Selymbria, Siliwri-Kapyssy, haben wir oben erwähnt; auf der Innenseite desselben ist, in Stein ausgehauen, der römische Reichsadler erhalten. Zwischen diesem Thore und demjenigen von Jedikuleh befindet sich das schon in griechischer Zeit zugemauerte sogenannte Goldene Thor, durch welches die Kaiser nach glücklichen Kriegen ihre Triumpheinzüge hielten; dasselbe ist an zwei zu seiner Verzierung in der äußern Mauer angebrachten Bresciasäulen erkennbar. Die Südseite besitzt 7 Thore, sämmtlich mit Anfurten versehen. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen Jeni-Kapy, das Neue Thor, und Kum-Kapyssy, das Sandthor, welche beide im Mittelalter geräumige Binnenhäfen mit dem Meere verbanden, und zwar das erstgenannte denjenigen des Eleutherius, das letztgenannte aber den kontoskalischen. Der eleutherische Hafen ist noch jetzt seinem Umfange nach erkennbar, dient aber, mit Erde und Schutt angefüllt, als Krautgarten und wird Wlanga Bostani, Wlanga-Garten, genannt, in welchem Namen sich vielleicht eine auf die Waräger (*βάραγγοι*) bezügliche volksthümliche griechische Hafenbenennung erhalten hat. Der kontoskalische Hafen ist gleichfalls mit Erde ausgefüllt und bis auf einen freien Platz, welcher noch heute bei den Türken Kadyrgha-Limani, Galerenhafen, heißt, mit Häusern überbaut; er muß als der eigentliche Kriegshafen der byzantinischen Kaiser betrachtet werden.[3]) Endlich befinden sich an der kurzen Bosporusseite Konstantinopels noch zwei Thore, beide, wie sich von selbst versteht, in das Serai führend, von denen das eine, an der äußersten Ostspitze der Halbinsel gelegen, wegen einer vor dem dortigen Palaste aufgestellten Batterie Kanonen-Thor, Top-Kapy, genannt wird, also dem westlichen St.-Romanusthore in seiner heutigen Benennung homonym ist. Die Gesammtzahl der offenen Thore Konstantinopels beträgt demnach 28.

Als Konstantin seine Stadt mit diesen Befestigungen umgab, hatte er in erster Linie Kriege mit Nebenbuhlern in der Herrschaft und erst in zweiter solche mit das Reich bedrohenden Barbarenvölkern im Auge. Ohne Zweifel erreichte er damit für seine Schöpfung die größtmögliche Sicherheit. Die Landbefestigung trotzte den Angriffen einer mit den damaligen Kriegsmitteln anrückenden Armee, die Galeren der Binnenhäfen aber sicherten das Uebergewicht zur See und damit die Verproviantirung der Stadt, da die plötzlichen Stürme der Propontis, der schlechte Ankergrund und der Mangel an leicht-

3) Andere alte Namen desselben sind: der Hafen der Sophien (*τῶν Σοφιῶν*) und der Julianische Hafen. Den letztern führte er nach einem Stadtpräfecten Julian, der sich um ihn Verdienste erworben. Der erstere ist räthselhaft.

erreichbaren Schutzhäfen keiner Flotte eine längere Blokade gestattete. Es fehlte nur noch die Versorgung mit Wasser, welches der Boden der Stadt ungenügend und in nicht trinkbarer Qualität lieferte. Um diesem Mangel abzuhelfen, wurden riesige Cisternen angelegt, in welche man, mittels unterirdischer Wasserleitungen, außerhalb der Stadt befindliche verdeckte Quellen leitete. Die beiden bedeutendsten dieser Behältnisse sind in dem durch die Bauten Konstantin's vorzugsweise verherrlichten südöstlichen Theile der Stadt, und zwar die eine auf der Westseite der Aja-Sofia, die andere auf der Westseite des Hippodroms gelegen. Jene wurde erst im Anfange dieses Jahrhunderts wieder entdeckt, nachdem sie gegen 350 Jahre verborgen gewesen. Man war erstaunt, in ihr ein klares, wohlschmeckendes Wasser zu finden, das doch, so meinte man, eine unabsehbare Zeit daselbst stagnirt habe; als man aber in demselben eine sanfte Bewegung wahrnahm, schloß man, daß es sich durch noch nicht aufgefundenen Zufluß, vielleicht vom Barbysos, dem westlichen Quellbache des Flüßchens der Süßen Wasser her, erneuere und an einer gleichfalls noch unbekannten Stelle gegen das Meer abfließe. Das hochgewölbte Dach dieses mit der Pracht römischer Architektonik aufgeführten unterirdischen Baues wird von nicht weniger als 336 Granitsäulen mit korinthischen Kapitälen in weißem Marmor getragen, welche so geordnet sind, daß in der größten Länge 28, in der größten Breite 16 Säulen eine Reihe bilden. Die Türken nennen dies wunderbare Werk Jèrè batàn Serai, das versunkene Schloß. Die andere vorerwähnte Cisterne ragt mit ihrem Dachgewölbe in die heutige Oberfläche der Stadt hinein und hat den Vorzug durch zum Wasserziehen gelassene Oeffnungen Licht und Luft zu erhalten. Ihr Dach wird von 224 marmornen Doppelsäulen, eine über der andern, ebenfalls korinthischer Ordnung, gestützt; ihre Bedeutung als Cisterne aber hat sie in unbekannter Zeit, wahrscheinlich durch Verfall des Wasserzuflusses, verloren. Sie wird, theilweise mit Schutt ausgefüllt und somit leicht zugänglich, von türkischen Handwerkern als Seidenspinnerei benutzt, wozu sich der weite kühle Raum wohl eignet. Die Türken haben ihr den Namen Binbir Direk, 1001 Säulen, gegeben; sie dürfte immer bekannt gewesen sein. Außer diesen sind noch vier andere, von 20—36 Säulen gestützte, und mehrere zerstörte Cisternen bekannt, deren Raum jetzt als Gärten verwandt wird; andere mögen noch der Wiederauffindung harren. Nach einer aus dem Anfange des 15. Jahrh. stammenden Nachricht muß die Vernachlässigung der Cisternen schon in griechischer Zeit begonnen haben. Die Unbequemlichkeit des Aufziehens von Wasser aus so tiefen Brunnen gestattet vielleicht die Annahme, daß bei ihrer Anlegung hauptsächlich die mögliche Kriegsnoth ins Auge gefaßt worden sei. Uebrigens kennen wir keine Zeit, wo Konstantinopel im Frieden oder im Kriege auf Cisternenwasser beschränkt gewesen wäre.

Schon das alte Byzanz war vom Kaiser Hadrian mit einem römischen Aquäduct versehen worden, und Konstantin fügte zur Versorgung der neuen Stadttheile einen zweiten bei. Bei der Dürre des sich westlich und nördlich vor Konstantinopel ausdehnenden Tafellandes war die Wasserfrage für die ungeheure Stadt eine schwierige; man mußte sich bis zu dem den Rand des Schwarzen Meeres bildenden Höhenzuge begeben, um die geeigneten Quellen zu finden. Beim Anwachsen der Volksmenge genügten indessen selbst diese nicht mehr, weshalb die Nachfolger Konstantin's durch Abdämmen von Waldthälern in besagtem Gebirge große offene Behältnisse anlegten, in welchen während der feuchten Jahreszeit der Ueberfluß der Quellen sammt dem Regenwasser festgehalten wurde, um dann allmählich durch die Aquäducte nach der Stadt abzufließen und auch während des regenarmen Sommers die Röhrenbrunnen daselbst zu speisen. Derartige, großen Teichen zu vergleichende Behältnisse legte Kaiser Valens für den Hadrianischen Aquäduct bei den heutigen Dörfern Halkaly und Kawas-Kjöi, Justinian dagegen für den Konstantinischen bei dem heutigen Dorfe Belgrad an. Beide Anlagen sind häufig bis in die neueste Zeit von griechischen und türkischen Herrschern erneuert und erweitert worden; namentlich die letztern haben die Segnungen der Einrichtung weit und breit auf die Vorstädte ausgedehnt und einerseits in den soliden marmornen Dammbauten der Teiche, Bend genannt, andererseits aber in den Sebils und Tschesdme's, Brunnenhäuschen, zu Konstantinopel eine große Prachtliebe entwickelt. Es kam dazu die islamitische Idee von der Verdienstlichkeit einer Wasserspende nicht nur für den Durst, sondern auch für die religiösen Waschungen; außer den Sultanen haben daher unzählige Privatleute seit der türkischen Eroberung als ein dem Höchsten vorzugsweise wohlgefälliges Wohlthätigkeitswerk Brunnen gestiftet, welchen man, freilich oft verfallen und wasserlos, überall in Konstantinopel begegnet. Die von den Sultanen angelegten sind zum Theil wahre Muster orientalischer Ornamentik. Alle diese Brunnen erhalten ihr Wasser von den großen Vertheilungsstellen, den Taxims, der Aquäducte, von denen der Justinianische mehr den hintern, westlichen, derjenige des Valens aber mehr den vordern, östlichen Theil Konstantinopels versorgt. Der letztere, welcher über den östlichen Höhenzug der Stadt bis an das Seraskjerat hinläuft, zeigt sich auch im Innern derselben unter dem Namen Bos Doghan Kjemeri, Grauer Falken-Bogen, noch in seiner ursprünglichen Gestalt, indem er über die zwischen der Moschee Mohammed's II. und der Anhöhe des Seraskjerats, d. h. dem 4. und 3. Hügel, befindliche Niederung mittels weithin sichtbarer, stellenweise doppelter Bogenreihe setzt. Kaiser Valens soll diese letztere aus dem Material der von ihm zerstörten Stadtmauer von Chalcedon errichtet haben.

Wir constatirten vorhin eine gewisse Uebereinstimmung des türkischen Konstantinopel mit dem griechischen in Beziehung auf Straßenlauf und Baumaterial der Privathäuser. Diese Bemerkung aber darf nicht auf die Prachtstraßen, Freiungen und öffentlichen Plätze der alten Stadt bezogen werden, welche mit Säulenhallen umgeben und mit mancherlei Bildwerken in Erz und Marmor geschmückt, bei der ersten Anlage mit Rom zu wetteifern bestimmt waren und nachher Jahrhunderte hindurch wei-

tere Bethätigungen der Kunstliebe sowol der Herrscher wie der Großen des Reichs erfahren hatten. Konstantinopel war gleichsam ein Museum, in welchem ein großer Theil der von einer fast tausendjährigen Kunstentfaltung der griechischen Städte des europäischen Festlandes, der Inseln, der kleinasiatischen Küste geschaffenen bildlichen Darstellungen jetzt, wo jene Städte ihre Schätze nicht mehr zu beschützen und hier und da auch nicht mehr zu würdigen wußten, eine sichere Stätte fand. Das Verschwinden all dieser Kostbarkeiten ist nicht den Türken allein beizumessen. Abgesehen von den zufälligen Vernichtungen bei Gelegenheit der auch im alten Konstantinopel häufigen Brände, der Straßenkämpfe u. dgl. sowie durch Naturereignisse, mußte während eines Zeitraumes von 1000 Jahren manches der Verwitterung erliegen, manches durch Vernachlässigung bei veränderter Geschmacksrichtung zu Grunde gehen. Wie Rom, so litt auch Byzanz unter der den Eintritt des Mittelalters kennzeichnenden Ueberwucherung des antiken Lebens durch das Barbarenthum. Die edelsten Kunst- und Literaturerzeugnisse aber wurden von den Franken nach ihrer Einnahme Konstantinopels und später, als gegenüber dem kräftig aufstrebenden Osmanenthume die Katastrophe des Reichs unvermeidlich geworden, durch die vornehmen Griechen auf ihrer Flucht fortgetragen. Nichtsdestoweniger beweisen die Aufzeichnungen des Franzosen Petrus Gyllius, welcher im 16. Jahrh. in Konstantinopel lebte, und des wenig später blühenden türkischen Schriftstellers Ewlia-Efendi, daß manche Denkmäler noch in türkischer Zeit bestanden, welche nachher auf nicht mehr zu ermittelnde Weise zu Grunde gegangen sind. Von bis auf unsere Tage geretteten Ueberresten des öffentlichen Schmuckes der alten Stadt ist zu erwähnen und wird viel besucht:

1) Der Hippodrom, welcher gewissermaßen noch seinen alten Namen bewahrt, denn seine türkische Benennung At-Meidani, Roßplatz, ist als Uebersetzung der griechischen zu betrachten; mit drei Antiquitäten, nämlich dem von Theodosius dem Großen auf einem mit Bildwerken und Inschriften versehenen viereckigen Marmorpostamente aufgerichteten, von Heliopolis in Aegypten hergebrachten Obelisk, ferner einer 16′ hoch aus der Erde aufragenden, drei spiralförmig sich aufwindende Schlangen darstellenden ehernen Säule, oben in eine von den drei hervorgestreckten, jetzt abgeschlagenen Häuptern gebildete Console endend, angeblich von Konstantin aus Delphi hergeholt, wo der Dreifuß der Pythia darauf geruht haben soll; endlich dem Tetrapleuron der Byzantiner, einem fast 32 Met. hoch aus großen Quadersteinen aufgeführten, auf einem Marmorpostamente ruhenden obeliskähnlichen Pfeiler von außerordentlich fester Bauart, in den Außenwänden mit vielen Löchern versehen, welche auf eine, vermuthlich ihrer Kostbarkeit wegen, zu irgendeiner nicht anzugebenden Zeit herabgerissene Erzbekleidung schließen lassen. Der At-Meidani bildet ein von Nordosten nach Südwesten sich erstreckendes, nicht ganz regelmäßiges Oblongum von 350 gegen 100 Schritt, dessen südöstliche Langseite von dem mit Arcaden und zierlichen Fenstermauern eingefaßten, mit seinen laubreichen Platanen, Ulmen und Cypressen das Auge fesselnden weiten Gehöfte der Sultan Ahmed-Moschee begrenzt wird, während einen großen Theil der Nordwestseite ein früher als Archiv und jetzt als Museum benutztes wol großes, aber schmuckloses Gebäude einnimmt. Da die drei vorerwähnten Alterthümer genau auf einer Linie stehen, welche in ihrer Verlängerung den heutigen Platz in zwei ungefähr gleiche Längshälften zerlegen würde, so kann man nicht bezweifeln, daß durch sie die Richtung der Spina, der Längsaxe des alten Circus, angegeben wird, auf welcher sich außerdem Bildsäulen, kleine Tempel und sonstige Kunstwerke erhoben. Wir dürfen auch annehmen, daß der Theodosische Obelisk hier ebenso den Mittelpunkt bildete, wie in Rom der Obelisk des Augustus denjenigen des Circus Maximus, sodaß man sich den alten Hippodrom südwestwärts eine Strecke über den jetzt abschüssigen Boden verlängert denken muß, wie auch G. Codinus, ein byzantinischer Schriftsteller des 15. Jahrh. in seinem Werke „De orig. Const." berichtet, der bis zu dem ehernen Tetrapleuron, d. i. dem oben besprochenen aufgebauten Obelisk, *ebene* Platz des Circus habe von da ab bis zu der Schleuderstelle (σφενδόνη), d. i. die Meta, wegen der Abschüssigkeit des Bodens auf mächtige Substructionen gestützt werden müssen, welche vielleicht infolge von eingetretener Baufälligkeit in türkischer Zeit weggeräumt worden sind.[4]) Der Hippodrom war schon im Anfange des 3. Jahrh. von Septimius Severus angelegt worden und zwar, wie berichtet wird, in den Gärten zweier Brüder und einer Witwe, also außerhalb der Mauern der damaligen Stadt; das unfertig gebliebene Werk erlangte aber erst durch Konstantin seine Vollendung, sodaß es den Denkmälern desselben beigezählt werden darf.

2) Drei sich über die Stadt vertheilende Denksäulen, eine dorischer und zwei korinthischer Ordnung. Die erstere, gegen 30 Met. hoch bei 10 Met. Umfang, durch wiederholte Feuersbrünste, welche um sie gewüthet, geschädigt und ihrer ursprünglichen Farbe beraubt, wird von den Europäern die Verbrannte Säule, von den Türken aber Tschember Tasch, Cylinderstein, oder schlechthin Dikilitasch, Steh-Stein, genannt. Ihr Schaft bestand ursprünglich aus 8 Porphyrstücken, welche Konstantin der Große von Rom herbringen ließ, um sie, mit goldbronzenen Reifen verbunden, aufzurichten und eine von Heliopolis in Phrygien stammende Bildsäule des Apollo als Sonnengottes, angeblich ein Werk des Phidias, daraufzustellen, welcher er in einer Inschrift seinen eigenen Na-

4) In den Werken über Konstantinopel begegnet man bis in die neueste Zeit der Behauptung, daß der ungeheure Raum, den die Ahmed-Moschee mit ihrem Hofe und den Nebengebäuden einnimmt, von dem Hippodrom abgetrennt worden sei, sodaß derselbe eine fast quadratische Gestalt gehabt haben würde. Wem der heutige Befund zusammt der Analogie mit den vielen vorhandenen Cirken, von denen der Circus Maximus unstreitig dem konstantinopolitanischen als Vorbild diente, nicht Belehrung genug ist, den verweisen wir auf den in den byzantinischen Schriften häufig vorkommenden, nicht classischen und daher erst in Konstantinopel gebildeten Ausdruck δρομικός = oblong von Gebäuden, d. h. hippodromähnlich gestaltet.

men verlieh. Im 11. Jahrh. wurde die Bildsäule mit den beiden obern Cylindern durch einen Südsturm niedergeworfen und im Fallen zerschmettert, worauf der Komnene Manuel den jetzt noch vorhandenen Aufbau als Kapitäl auf das Denkmal setzen ließ. Wann an Stelle der bronzenen Reifen die jetzt die Säule verunstaltenden eisernen gelegt worden, ist nicht zu ermitteln. Dieselbe bezeichnet das Südostende des nach Konstantin benannten Forums, eines mit Säulenhallen umgebenen ovalen Platzes, welcher sich nordostwärts bis an das Senatsgebäude, im heutigen Seraskjerat gelegen, erstreckte.

Von den beiden andern Säulen trägt die eine den Namen Marcian's und die andere denjenigen des Theodosius. An jene, ein ziemlich rohes Werk, nordwestlich von der großen Mohammed-Moschee in einem türkischen Garten befindlich, knüpft sich keine historische Erinnerung; die Türken nennen sie Kys-Taschy, Mädchenstein. Diese ragt mit einem Theile ihres eleganten Schaftes und ihrem Kapitäl über den Cypressen der östlichen Abdachung der Seraispitze hervor, sodaß sie von den Vorüberschiffenden wahrgenommen werden kann. Sie ist nach einem Siege über die Gothen von dem Kaiser der fortuna redux gewidmet worden.

An die Denksäulen schließt sich der einzige Ueberrest der kaiserlichen Paläste, nämlich eine an der Stadtmauer der Landseite auf dem westlichen Abhange des das Goldene Horn überragenden nordöstlichen Hügels gelegene Hausruine, welche, von den Türken Tekfur-Serai, das Schloß des Christenfürsten, von den Europäern aber ohne historische Begründung „Palast des Belisar" genannt, bei den Byzantinern als Tribunal, d.i. Versammlungssaal, en Ewdhomo (ἐν ἑβδόμῳ) auf dem siebenten Hügel, erwähnt wird. Das Gebäude bildet ein Viereck von 36 Met. Seitenlänge und ließe sich einem dreistöckigen, mit vieler Eleganz in den Maßen der Bogenfenster und der Thüren, sowie mit bemerkenswerther Ornamentik aufgeführten Thurmbau vergleichen. Das Innere scheint einen einzigen Saal gebildet zu haben, welcher von den äußerlich den Anschein zweier Stockwerke erweckenden beiden Fensterreihen erleuchtet wurde; das Erdgeschoß dürfte nur als Zugang und Treppenhaus gedient haben. Jetzt wird der seines Daches beraubte Saal von spanischen Juden bewohnt, welche sich in einem Winkel ein dürftiges Holzhäuschen errichtet haben. Die Nähe des ehemaligen Blachernenschlosses läßt auf einen Zusammenhang dieses Tribunals mit demselben schließen. Der besagte Palast der Blachernen, obwol viel frühern Ursprungs, wurde erst zur Zeit der Paläologen die beständige Residenz der Kaiser und dürfte nur den damaligen traurigen Verhältnissen des Reichs entsprochen haben. Nach der türkischen Eroberung verschwand er vollständig bis auf die gewölbten Substructionen, welche als Kohlenmagazine benutzt werden.

Daß von dem Senatspalaste des Kaiserthums, in welchem die Bekleidung des jeweiligen neuen Herrschers mit den consularischen Gewändern stattfand, mindestens die Stelle unter türkischer Regierung staatlichen Zwecken erhalten wurde, haben wir bereits erwähnt. Dagegen ist von dem Palaste des Theodosius, wo die fremden Gesandten empfangen wurden, und von dem Konstantinischen Residenzschlosse, dem Bukolikon, zwischen dem Hippodrom und dem Meere gelegen, jede Spur verschwunden. Das letztere, wahrscheinlich schon zur Zeit der Eroberung halbe Ruine, ist dasjenige, bei dessen Betreten Sultan Mohammed II. die oft wiederholten Verse des Firdusi[5]) citirt haben soll.

Wir gehen nunmehr zu den kirchlichen Denkmälern Konstantinopels aus byzantinischer Zeit über, unter welchen die Stadt sich des Besitzes eines der merkwürdigsten und bedeutsamsten Bauwerke des Erdbodens rühmen kann. Wir sprechen von der Aja (d. i. Hagia, im Neugriechischen gesprochen Ajia) Sofia, der vom Kaiser Justinian im 6. Jahrh. unserer Zeitrechnung aufgeführten und der in Christus verkörperten Weisheit Gottes gewidmeten Kathedrale, welche als der eigentliche Talisman der Kaiserstadt nicht allein bei den Christen, sondern auch bei den Mohammedanern des Orients eines solchen Ansehens genoß, daß, als sie nach 800jährigem Bestehen in eine Moschee verwandelt wurde, der Eroberer Konstantinopels Mohammed II. ihr den berühmten griechisch-christlichen Namen zu belassen für gut fand. In der Sophienkirche gelangen die Fortschritte, welche die Baukunst des Alterthums in Beziehung auf mannichfache Technik, auf die Kenntniß physikalischer und mechanischer Gesetze, sowie auf Anwendung mathematischer Berechnung gemacht hatte, Fortschritte, welche die uns überlieferte Literatur jener Jahrhunderte des beginnenden Niedergangs nicht ahnen lassen, zu ihrem vollendetsten Ausdrucke. Wenn die altgriechische Architektur mit ihren sorgfältigen Durcharbeitungen der Einzelheiten und der harmonischen Einfachheit des Ganzen schon im kaiserlichen Rom dem Geschmacke nicht mehr genügt, und das Verlangen nach neuen Formen zur kunstvollen Ausbildung des etrurischen Bogen- und Kuppelbaues geführt hatte, so galt es nunmehr, diese beiden unvermittelt nebeneinander bestehenden Elemente, den geradlinigen und den Gewölbebau, zu einem neuen Stile zu vereinigen. Die christliche Kirche, auf andern Voraussetzungen beruhend als der heidnische Tempel und andern Zwecken dienend, namentlich dem Bedürfnisse der Belehrung und Erbauung der versammelten Gemeinde Rechnung tragend, hatte, dem entsprechend, anders gestaltete Räume nöthig; sie konnte von dem durch ihre Erhebung zur Staatsreligion ihr zugefallenen Erbe an heidnischen Heiligthümern nur in seltenen Fällen Gebrauch machen. Es war natürlich, daß sie, welche einen Erstandenen verehrte, und deren vornehmstes Heiligthum die überwölbte Grabrotunde in Jerusalem war, dem Kuppelbau der Mausoleen eine besondere Bedeutung beimaß; da sie sich aber aus den ihren Zwecken angepaßten alten Basiliken bereits eine dem geradlinigen Stile angehörige typische Form geschaffen, so konnte auch ferner die Rundung nur als Zugabe, nicht als Grundlage be-

5) „Den Kämmererdienst im Schlosse der Cäsaren versieht die Spinne, und auf der Burg Efrasjäß rührt der Uhu die Parabetrommel."

nutzt werden. Es kam dazu die dem Christenthume eigenthümliche, sich in seinem Baustile aussprechende Vorliebe für das Symbolische; wie man in der T-Gestalt von Mittelschiff und Transsept der Basilika die Kreuzform gefunden hatte, so sollte die Kuppel das Himmelsgewölbe, d. h. nach der Bibel die Wohnung Gottes, und die sich unter ihr versammelnde Gemeinde den vom Christus liebenden Kaiser beherrschten gläubigen Erdkreis darstellen. Der Sophienkirche gelang es, diese verschiedenen Beziehungen zusammenzufassen. In dem Boden der Kirche, einem Raume von 252′ zu 218′, zeichnen vier quadratisch, je ungefähr 110′ abstehende, starke Pfeiler die Form des griechischen, d. h. gleichschenkeligen Kreuzes; dieselben tragen in bedeutender Höhe vier sie verbindende, breite Gurtbögen, über welchen im Verein mit vier großen Zwickeln sich kühn ein von 44 Fenstern durchbrochener Gesimskranz als Unterlage der den ganzen Mittelraum überdeckenden Kuppel erhebt. Gegen Norden und Süden sind die Gurtbögen mit je auf doppelter Arcade gestützten Füllwänden geschlossen; gegen Westen und Osten aber lehnen sich an sie große Halbkuppeln, welche selber in zwei kleinere Halbkuppeln und ein mittleres Tonnengewölbe ausgehen. Dies letztere überdeckt auf der Westseite den Haupteingang, während es auf der Ostseite in die Apsis, die Halbkuppel des Hochaltars, ausläuft. In den beiden Füllwänden, den Basen der Halbkuppeln und der die Apsis tragenden Rundwand, sind Fenster angebracht; das Tonnengewölbe über dem Haupteingange ist zu einem einzigen solchen verwerthet. Durch die Centralkuppel und die großen, östlich und westlich sich ihr anschließenden Halbkuppeln oder Konchen stellt sich der weite Mittelraum als ein ovales Langschiff dar, welches außen von den schon erwähnten vier Mittelpfeilern, im Osten und Westen von je zwei kleinern, die beiden Konchen stützenden, außerdem aber an der Nord- und Südseite von je drei Arcaden, einer größern geraden und zwei kleinern bogenförmigen, eingefaßt wird, jene die Hauptpfeiler untereinander, diese die Hauptpfeiler mit denen der Halbkuppeln verbindend. Diese letztern Arcaden sind je auf zwei riesigen Säulen von rothem Porphyr (rosso antico), von dem Sonnentempel Kaiser Aurelian's zu Rom herrührend, die erstgenannten auf je vier ebenso große Säulen aus orientalischer Serpentin-Brescia (verde antico), welche von dem berühmten Dianentempel zu Ephesus nach Konstantinopel gebracht worden sein sollen, gestützt. Die Arkaden tragen zum Theil die noch sonst auf Pfeilern und Säulen ruhende gewölbte Decke der Seitenschiffe, auf welcher wieder die Hyperoen oder Emporen angelegt sind. Diese letztern laufen, die Apsis des Hochaltars abgerechnet, um die ganze Kirche, auf deren Boden sie gegen 70′ hoch hinabsehen; sie werden gegen den Mittelraum durch Arcaden abgeschlossen, von welchen die über den schon erwähnten Eck-Arcaden des Erdbodens stehenden die Basen der kleinen Halbkuppeln, die über den mittleren Seiten-Arcaden stehenden aber die Füllwände der Gürtelbogen nord- und südwärts tragen. Vor der ganzen Westseite, durch eine Wand mit 9 Thüren — jetzt alle bis auf die mittlere geschlossen — abgetrennt, laufen in der Höhe der Seitenschiffe zwei, je 26′ breite Hallen der Esonarthex (innere Narthex) und der Exonarthex (äußere Narthex), über welche die Hyperoen sich in entsprechenden Räumen fortsetzen. Die architektonischen Verhältnisse sind so fein berechnet, daß das Auge des aus dem Esonarthex durch den Haupteingang um einen Schritt Vorgetretenen sofort bis zur Mitte der sich 190′ hoch erhebenden Kuppel aufblickt und ungehindert durch den ungeheuern Raum von 230′ Länge und 110′ Breite schweift, durch die obern und unteren Arcaden aber auch in die Seitenschiffe und die Hyperoen eindringt. Es gibt viele massenhaftere Gebäude als die Sophienkirche, aber in der Verbindung von Ebenmaß, Mannichfaltigkeit und Größe dürfte sie unübertroffen dastehen. Der kunstvollen baulichen Anlage entspricht aber auch die innere Ausschmückung. Dem Zeitalter ihrer Entstehung standen nicht nur die vielhundertjährigen Erfahrungen des verfeinerten Lebens in reichen orientalischen wie occidentalischen Städten, sondern auch die ganze Fülle der überlieferten ornamentalen Motive und daneben kostbares, den verfallenden Tempeln der Heidenwelt entlehntes Schmuckmaterial zu Gebote. Noch herrschte die aus der Glanzperiode des Römerreichs sich herschreibende Vorliebe für Säulen farbigen Gesteins von noch nicht wieder aufgefundenen Fundstätten, von den Italienern mit den Ausdrücken rosso, verde, giallo antico bezeichnet; derartige Säulen haben wir schon erwähnt, auch rother Granit, roth und weiß gefleckte Marmorbrescia findet sich unter den Säulen vertreten. Nur der ganz weiße Marmor scheint als die Farbenharmonie störend vermieden worden zu sein. Da hier die Säulen kein Gebälk, sondern Arcaden zu tragen hatten, so wurden die Kapitäle als Uebergang von der runden Säule zu dem viereckigen Bogenfuße nach oben viereckig gestaltet, sei es, daß sie aus tief und fein ausgehauenen Akanthusblättern mit vier, den ionischen Schnecken nachgebildeten Vorsprüngen bestehen, sei es, daß ganz neue Formen, wie diejenige eines leicht ausgeschwungenen Korbes, erfunden wurden. Uebereinstimmende Gleichheit wurde in den Kapitälen nicht gesucht, einen besondern Reiz aber besitzt ihre analoge Mannichfaltigkeit. Der gestreifte bläuliche Marmor von der Insel Marmara fand eine ausreichende Verwendung zur Bekleidung der sämmtlichen geraden Wände des Gebäudes einschließlich der Pfeiler, sodaß dasselbe, soweit es sich dem geradlinigen Baustile anschloß, den Eindruck eines Marmorwerkes machen sollte. Dagegen wurden die sämmtlichen Wölbungen, die Centralkuppel, die Halbkuppeln, die Apsiden, die Gewölbdecken der Seitenschiffe und Hyperoen gleichmäßig mit Glasmosaiken überkleidet und zwar in der Weise, daß solche mit eingelegten Goldblättchen den allgemeinen, goldschimmernden Grund bildeten, auf welchem durch blaue, grüne und rothe Steinchen die Ornamentirung der Gewölbrippen, die zwischen diesen herablaufenden Bänder von Rosetten, die Solitär-Rosetten und Guirlanden hineingearbeitet wurden. Auch die Marmorwände entbehren nicht einer ähnlichen anmuthigen Verzierung, indem sich zwei Gesimse, das erste in der Höhe der Seitenschiffe und das zweite oberhalb der Hy-

peroen durch das Gebäude herziehen, beide mit äußerst feiner Sculpturarbeit und das erste außerdem mit prächtigem, breitem, in farbigen Marmorstücken hergestellte Blumen, Blätter und Früchte bietendem Mosaikbande versehen. Den Goldmosaik-Feldern der Kuppeln, Zwickel und Füllwände sind ebenfalls musivisch hergestellte Bilder eingelegt. Aus der Höhe der als Himmelsdom gedachten Central-Kuppel blickt Gott, ein majestätischer Greis, die Hand segnend erhoben, huldvoll auf den im Kreuze des Kirchenplanes symbolisch dargestellten christlichen Erdkreis. In den vier Zwickeln zwischen den Gurtbögen und dem Gesimskranze sind als Vertreter der himmlischen Heerscharen Cherubim dargestellt nach der bekannten Stelle bei Jesaias mit zwei Flügeln das Antlitz und mit zweien die Füße bedeckend, mit zweien aber fliegend, also mit dem von der christlichen Kirche auf die Dreieinigkeit bezogenen Rufe Heilig! Heilig! Heilig! gedacht. Die Füllwände des südlichen und nördlichen Gürtelbogens symbolisirt die gottselige Menschheit durch die zwischen den Fenstern vertheilten Bilder der 12 Apostel, der 12 Propheten und hervorragender Kirchenheiligen. Leider hat das islamitische Vorurtheil gegen bildliche Darstellung lebender Wesen die Uebertünchung dieser sowie der übrigen in den Konchen und dem Esonarthex befindlichen Bilder, mit Ausnahme der als formlose Massen erscheinenden Cherubim, veranlaßt; jedoch hat man dieselben nicht als vernichtet, sondern nur als für ein toleranteres Zeitalter aufbewahrt zu betrachten. „Der Schimmer", sagt überschwänglich ein byzantinischer Schriftsteller, „der von den goldenen Wänden zurückgeworfenen, durch die zahlreichen Fenster eindringenden Sonnenstrahlen ist derart, daß man glauben möchte, das Licht komme der Kirche nicht von außen, sondern werde in ihr geboren, um von da die Welt zu erleuchten!"

Die Geschichte der Sophienkirche ist älter als der heutige Bau, denn schon 200 Jahre vor der Gründung dieses errichtete Konstantin auf derselben Stelle ein Gotteshaus unter der gleichen Benennung, welches als eine langgestreckte Basilika mit Holzdach, den damaligen Kirchen Roms analog, geschildert wird. Bemerkenswerth ist die Notiz des Georgios Kodinos [6]), daß daselbst vordem ein Idoleum mit vielen Bildsäulen, also wol eine Art von Pantheon, gestanden habe; da ein solches nur innerhalb der Mauern des alten Byzanz gedacht werden kann, zur Anlegung des Hippodroms aber von Kaiser Severus Gärten, d. h. außerstädtische Grundstücke, angekauft wurden, so sind uns zwei Endpunkte gegeben, zwischen denen ein Theil jener Mauer zu suchen. Es wird berichtet, daß die Konstantinische Kirche unter Arcadius abbrannte, daß sie unter Theodosius dem Jüngern schöner wieder aufgebaut, bei dem großen Nika-Aufstande wider Kaiser Justinian abermals zerstört wurde, und daß dann, wie Kodinos sagt, Gott dem Kaiser eingab, einen Tempel aufzuführen, wie er seit Adam nicht gewesen, noch je sein wird. Nachdem sieben Jahre hindurch die nöthigen Vorbereitungen, namentlich durch Herbeischaffen kostbarer Werkstücke, getroffen, wurde die Leitung des nunmehr begonnenen Baues in die Hände zweier ausgezeichneten Architekten, Anthemius von Tralles und Isidor von Milet, gelegt, welche denselben in einer Zeit von 8 Jahren ausführten. 17 Jahre nach ihrer Vollendung erlitt die Kirche einen Einsturz der aus rhodiser leichten Backsteinen erbauten Centralkuppel, welche sodann von Isidor dem Jüngern, einem Neffen des vorgenannten Milesiers, um 20′ weniger flach, also haltbarer, wenn auch wiederum nur in der Form eines Kugelsegments, hergestellt wurde. Vom 9. Jahrh. an — bis dahin scheint der Bau unversehrt geblieben zu sein — erwähnen die Schriftsteller wiederholter, nothwendig gewordener Reparaturen, und der Kaiser Andronicus der Aeltere fand es nöthig, außen die vier großen Strebepfeiler anzulegen, welche die Nord- und Südseite verunzieren, sodaß seit dem Beginn des 14. Jahrh. die äußere Schönheit des Gebäudes als seiner Haltbarkeit geopfert zu betrachten ist. Als im J. 1453 Mohammed II. Konstantinopel erobert hatte, ließ er es eine seiner ersten Sorgen sein, das berühmte Gotteshaus in eine Moschee zu verwandeln, zu welchem Ende mit dem Hochaltare die Ikonostasis und sämmtliche Bilder daraus entfernt, die Mosaiken übertüncht oder mit Stuck überzogen, in die Südostecke der Altar-Apside aber, also in schiefer Richtung gegen die Längenaxe des Baues, eine Betnische, Mihrâb, angebracht und außerhalb des Gebäudes ein hohes Minaret errichtet wurde, welchem nachher drei andere folgten. Die reiche Dotation der griechischen Kaiser blieb der Moschee; aber nach Errichtung der großen Sultans-Moscheen von den Nachfolgern Mohammed's wenig beachtet, verfiel sie äußerlich und innerlich, bis sie Sultan Abdulmedschid in den J. 1847—48 gründlich repariren, reinigen und ihre Mosaiken von ihrer verräucherten Hülle befreien ließ. Trotz der überall den Ornamenten zu Grunde liegenden Figur des griechischen Kreuzes behielt sie diesen Schmuck, während die Bilder wieder zugedeckt werden mußten.

Nicht blos weil die Sophienkirche ohne alle Frage die größte Merkwürdigkeit und der kostbarste Besitz Konstantinopels ist, haben wir uns länger dabei aufgehalten, sondern auch weil aus diesem Bauwerke unmittelbar der Kirchenbaustil der späteren Byzantiner und Neu-Griechen, der Armenier, der Georgier und Russen, sowie der osmanische Moscheenstil, mittelbar aber der romanische und der moreske Stil hervorgegangen. In Beziehung auf die übrigen kirchlichen Denkmäler der Stadt aus christlicher Zeit können wir uns kürzer fassen. Die griechischen Alterthumsforscher Konstantinopels zählen 17 noch vorhandene, mit Kuppeln überwölbte, in Moscheen verwandelte Kirchen auf, von denen aber nur zwei oder drei noch Ueberreste des alten musivischen Bilderschmucks zeigen, während die übrigen ihren Ursprung nur durch en Plan und die Bauart verrathen. Die bemerkenswerthesten sind: 1) die Pantokrator-Kirche, jetzt Seirek Dschami, mit vier Kuppeln, nämlich, außer der größeren centralen, drei kleineren, zwei westlichen und einer östlichen. Die Kuppeln sind höher gewölbt, fast halbkugelförmig, wie denn überhaupt einen solchen Bau in

6) G. C. Περὶ τῆς οἰκοδομῆς τοῦ ναοῦ τ. ἁ. Σοφ. p. 130.

Form eines möglichst flachen Kugelsegments nach den beiden Isidoren kein Architekt in Konstantinopel wieder versucht hat. Vier mächtige Säulen aus rothem ägyptischem Granit tragen anstatt der vier Pfeiler der Sophienkirche die Basen der Bogen, auf denen die Centralkuppel ruht. In der Nähe befindet sich ein Sarkophag aus orientalischer Serpentin-Brescia (verde ant.) mit Deckel, aber ohne Inschrift und längst seines Inhalts beraubt. 2) Die St.-Johanneskirche in dem südwestlichen Stadttheile Exi Marmara gelegen, jetzt Emir Achôr Dschamissi, die Stallmeister-Moschee, ein Gebäude, welches trotz wiederholter ungeschickter Restaurirung doch von seiner ursprünglichen Anlage genug bewahrt, um mit seinem Ursprunge vielleicht in die Konstantinische, sicher die vor-Justinianische Zeit gesetzt zu werden, eine Basilika, deren Langschiff von beiderseits sechs Säulen aus verde antico mit korinthischen Marmorkapitälen und deren Vorhalle von vier Säulen gleicher Ordnung gestützt wird. Bemerkenswerth sind darin Reste eines aus seltenen farbigen Steinen zusammengesetzten Estrichs in reinem antikem Geschmack. 3) Die St.-Sergius und -Bakchus Kirche, zwischen dem Hippodrom und dem sich gegen das Marmarameer öffnenden Tschatladythore gelegen, von den Türken Kjutschuk Aja Sofia, die kleinere Aja Sofia genannt, angeblich von Kaiser Justinian nach Vollendung des Baues der Sophienkirche unter Verwendung des übriggebliebenen kostbaren Materials errichtet, mit 18, die Arcaden stützenden Säulen ionischer Ordnung. 4) Die Irenenkirche, die größte griechische Kirche Konstantinopels nach der Aja Sofia, unfern dieser in dem ersten Hofe des großen Serai gelegen, wird von den Türken als Zeughaus und Kriegsmuseum benutzt und birgt eine Menge alter Standarten und sonstiger Trophäen, sowie eine werthvolle Sammlung mittelalterlicher Rüstungen. Dieselbe soll schon von Konstantin im römischen Basilikenstile gegründet worden sein, und erlangte in dieser Gestalt solche Bedeutung, daß die zweite Synode unter Theodosius in ihr abgehalten wurde. Mit der ursprünglichen Sophienkirche im Nika-Aufstande zerstört, wurde sie von Justinian in der Weise wiederaufgebaut, wie wir sie heute sehen, mit elliptischer Centralkuppel, welcher sich ostwärts eine Halbkuppel als Apside anlehnt, während westwärts eine kleinere, gleichfalls elliptische Kuppel sich zwischen Narthex und Halbkuppel erhebt. Das Gebäude macht einen schmucklosen Eindruck und hat, von der benachbarten Sophienkirche in den Schatten gestellt, offenbar auch in griechischer Zeit nicht zu Ansehen gelangen können.

Wenn man unter den noch vorhandenen alten Kirchen Konstantinopels, den eben besprochenen und den übrigen — allerdings die Aja Sofia ausgenommen —, wenige Belege gewinnt für die von den byzantinischen Schriftstellern belobte Pracht der christlichen Kaiserstadt, so finden die betreffenden Nachrichten in den nachgriechischen Moscheenbauten, zu welchen doch die Stadt fast ausschließlich das herrliche Material an Säulen und sonstigen Werkstücken lieferte, eine indirecte Bestätigung. Jedoch darf man nicht vergessen, daß die Schmuckbauten, denen diese Reste entnommen, sich nur wenig erhoben und vielmehr als Arcaden u. dergl. zur Decorirung öffentlicher Plätze gedient hatten. Dergleichen Gebäude können zur Verschönerung der Contouren einer von außen gesehenen Stadt nicht beitragen, und da die orientalische Christenheit auf die Errichtung von Glockenthürmen nie Werth gelegt hat, so mochte zur Zeit der Kreuzfahrer Konstantinopel wol durch den Reiz seiner Lage, durch seine Festigkeit und ungeheure Ausdehnung, nicht aber durch den äußern Anblick als Stadt imponiren. Die unvergleichliche Horizontlinie, deren es sich heute erfreut und deren vorzüglichste Eigenthümlichkeit die Kuppelpyramiden der sieben großen Sultansmoscheen, die hohen Minarets, die beides umgebenden Baumgruppen, hauptsächlich Platanen und Cypressen, sind, welche aus dem sich den Hügel hinanziehenden und unabsehbar das Plateau bedeckenden Häusermeere aufragen, muß als das Werk der türkischen Sultane betrachtet werden, welche, des Eindrucks sich bewußt, den die Kuppel der Sophienkirche als Schmuck der Stadt ausübte, diesen Bau auf vortrefflich gewählten Stellen zu vervielfältigen und zu übertreffen sich bemüht haben. Schon in seiner früheren kleinasiatischen Residenz, in Brussa am bithynischen Olymp, hatte das mächtige Haus Osman's sich durch Errichtung schöner Moscheen Verdienste erworben; schon vor Mohammed II. hatte ein conventionelles Familiengesetz jedem Herrscher, der aus den Kriegen wider die Ungläubigen reiche Beute heimgebracht, die Pflicht auferlegt, durch religiöse Bauten dem Verleiher der Siege seine Dankbarkeit zu beweisen. Aber die Vorbilder dieser waren noch die Moscheen und Minarets von Ikonium gewesen, woselbst aus vorzugsweise Persien entlehnten Motiven unter den Seldschuken-Sultanen eine besondere Gattung des sarazenischen Stils sich ausgebildet hatte. Nach der Eroberung Konstantinopels wurde die Ikonische Bauweise aufgegeben, und aus der St.-Sophienkirche ein neuer Moscheen-Typus geschaffen, so jedoch, daß man die allgemeine orientalische, aber unter den Seldschuken zu besonderer Vollendung gebrachte Ornamentirung beibehielt, und ihr zu Liebe das eigentlich Romanische des Baues selbst umgestaltete. Da nämlich diese Ornamentirung in einem mit stalaktitenähnlichen Sculpturen bekleideten sarazenischen Bogen der Betnische und des Haupteingangs ihren durch die Sitte geheiligten Anhalt besaß, so wurde durch sie die Durchführung des Spitzbogenstils bedingt. Der Pronaos oder Narthex, in welchem bei den Griechen die Katechumenen, d. h. die noch nicht in die Gemeinde Aufgenommenen, während des Gottesdienstes sich aufhalten sollten, fiel, ebenso wie die für die Frauen bestimmten Hyperoen der griechischen Kirche, als im Islam überflüssig, weg. Auch die Bevorzugung des Mittelschiffs vor den Seitenschiffen schien der Gleichheit der Gläubigen in der Gottesverehrung zu widerstreiten; an die vier Gürtelbögen, welche die hohe Centralkuppel trugen, wurden deshalb nicht blos nach zwei, sondern nach allen vier Seiten Halbkuppeln angelehnt und dadurch auch seitwärts ein freier, luftiger Raum geschaffen. In den vier Ecken, je zwischen den Basen zweier Halbkuppeln erhoben sich kleinere Kuppeln von

lediglich ornamentaler Bedeutung, besondere Sorgfalt wurde auf den vor dem Haupteingange befindlichen, ungefähr den gleichen Raum wie die Moschee einnehmenden Vorhof, Harâm, d. i. Heiligthum, genannt, verwendet; denselben umgibt eine nach außen durch zierliche Fensterwand geschlossene, nach innen offene, von prächtigen Arcaden getragene bleigedeckte Kuppelgalerie, während auf dem gelegentlich mit Cypressen bepflanzten, mit Marmor gepflasterten innern Hofe ein stilgerechter Brunnen das für die religiösen Waschungen nöthige Wasser spendet. Außerdem legte man noch ein das gesammte Gotteshaus einschließendes, äußeres Gehöfte an, welches von den Baulichkeiten religiöser Anstalten und wohlthätiger Stiftungen, Imarehs (Armenküchen), Medressehs (Hochschulen) Kutubhanes (Bibliotheken), Timârhânes (Irrenanstalten) u. dergl. m. eingefaßt, mit schattigen Bäumen bepflanzt zu werden pflegte und innerhalb welches auf der Rückseite der Moschee das Mausoleum des Stifters seine Stätte fand.

Gleich Mohammed II. hielt es, nachdem er dem Islam die Sophienkirche erworben, für seine Pflicht, nach ihrem Muster noch ein Gotteshaus der beschriebenen Art aufzuführen und damit gleich für seine Nachfolger die Norm der Nachahmung festzustellen. Sein Verfahren dabei ist nicht ohne Interesse. Nach der Eroberung der Stadt hatte es ihm nicht allein nöthig geschienen, derselben ein vorwiegend islamitisches Gepräge zu verleihen, sondern auch die christliche Bevölkerung, auf deren Steuerzahlungen zum großen Theil die Blüte des Kriegerstaats beruhte, zu erhalten und ihr die Knechtschaft erträglich zu machen. Zu diesem Ende war der griechische Klerus im Besitze der Mehrzahl der Kirchen Konstantinopels belassen, und dem aus der Aja Sofia vertriebenen Patriarchen das zweitwichtigste alte Gotteshaus, die im Centrum der Stadt, auf dem 4. Hügel, gelegene Apostelkirche[7]), als Kathedrale zugewiesen worden. Wahrscheinlich lag es von vornherein im Plane, mit der Beraubung der Griechen allmählich weiter zu gehen. Unter dem Vorwande, daß die Apostelkirche ganz in einem mohammedanischen Quartier liege, ließ sich Mohammed zwei Jahre später dieselbe wieder abtreten, um sie abtragen und nach abermals 10 Jahren auf ihrer Stelle eine große Moschee aufführen zu lassen, welche, als mit den Ungläubigen im Kampfe abgewonnenen Schätzen erbaut, den Namen des Gründers führen sollte. So entstand die Mehemedijeh, das Werk eines griechischen Baumeisters, Christodul, welcher damit für den in seiner unglücklichen Nation noch immer fortlebenden Kunstsinn Zeugniß ablegt. Die Moschee ist gegen 20′ niedriger als die Aja Sofia; der Umstand aber, daß sie mit ihrem Harâm an der Vorder- und einem Gräbergarten, die Mausoleen des Erbauers und seiner Familie enthaltend, an der Hinterseite, auf einer 12′ hohen Estrade steht, gibt ihr ein stattliches Ansehen. Den weiten Außenhof schließen reich dotirte Stiftungsgebäude ein, darunter 8 Hochschulen (Medressehs), Logirhäuser für viele Softas (Studenten), ein Imareh, wo gratis Speisen ausgetheilt werden u. dergl. m. Während bei der Erbauung der Mehemedijeh der weiße oder bläulich-gestreifte Marmor für Säulen, Thür- und Fenster-Pfosten u. s. w. bevorzugt worden war, sah noch dasselbe Jahrhundert eine zweite Moschee entstehen, in welcher der Reichthum der Stadt an farbigem Gestein seine Anwendung fand. Es war dies die von Sultan Bajasid, dem Sohne Mohammed's II., auf dem alten Forum Konstantin's erbaute, im J. 1498 vollendete Bajasidijeh, in welcher vor allem 20 herrliche Säulen aus Serpentin-Brescia, aus ägyptischem Granit und aus Jaspis bewundert werden. Das mit Cypressen bepflanzte Harâm dieser Moschee ist zwar kleiner als dasjenige der Mehemedijeh, übertrifft dasselbe aber an Schönheit und pflegt wegen der daselbst auf Grund einer alten Stiftung unterhaltenen zahllosen Tauben viel besucht zu werden. Das folgende 16. Jahrh., das glänzendste des Osmanenreichs, war auch das fruchtbarste an großartigen Moscheenbauten. Zunächst stellte im J. 1520 Sultan Suleiman die auf dem 6. Hügel, hoch über dem Binnenhafen von seinem Vater Selim I. erbaute, aber bei Ableben desselben noch unvollendete Selimijeh fertig, ein einfacheres, durch eine einzige große Kuppel ausgezeichnetes Gebäude, dessen Säulen von Alexandria Troas hergeholt worden waren. Nachdem dann der genannte Suleiman seinen Reichen Rhodus, Ungarn, Aserbeidschan und Irak beigefügt, begann er im J. 1547 seine eigenen Bauten mit der auf dem alten Forum Tauri errichteten, dem Andenken an seinen vier Jahre vorher verstorbenen Lieblingssohn Mohammed gewidmeten Schèhsadèh Dschamissi, d.i. Prinzenmoschee. Drei Jahre später, im J. 1550

7) Der griechische Erzbischof Konstantios, welcher in hohem Alter — er starb um 1848 mehr als hundertjährig, — nachdem er Patriarch von Konstantinopel gewesen, in dem Kloster von Chalki, einer der Prinzeninseln, ein wissenschaftlichen Forschungen gewidmetes Leben führte, ein zuverlässiger Gewährsmann, sagt in seinem 1844 zu Konstantinopel herausgegebenen Werke „Konstantinias" (Beschreibung des früheren und jetzigen Konstantinopels p. 132): „Von alten Leuten, welche selber von noch ältern unterrichtet waren, habe ich gehört, daß der herrliche, von Kaiser Justinian umgebaute und dann von der Kaiserin Theodora und dem Kaiser Basilios Makedo theilweise mit dem heiligen Geräth versehene Tempel der heil. Apostel der Form nach ein Langhaus war." Die Apostel-Kirche enthielt Reliquien des Andreas, des Timotheus und des Lukas; daher der Name. Eine besondere Merkwürdigkeit derselben waren zwei Mausoleen oder Hieroen, wie die Byzantiner sagten, nämlich des großen Konstantin und des Justinian, von denen jenes außer dem Porphyr (rosso antico) -Sarkophag Konstantin's noch 17 andere Steinsärge, meistens aus Porphyr und Serpentin-Brescia (verde antico), dieser denjenigen des Justinian aus „fremdem, unbekanntem Gestein" und 14 andere enthielt. Im J. 1848 wurden in einem der Höfe des Serai fünf große Porphyr-Sarkophage aus dem Erdboden aufgegraben und mit ihren Deckeln aufgestellt. Leider sind dieselben ohne Inschriften; jedoch läßt die Seltenheit des Materials und die Größe sicher auf Kaisersärge schließen. Hat vielleicht Mohammed II. unter dem Vorwande des Begrabens sie zu gelegentlicher Verwendung des auch bei den Türken hochgeschätzten dunkelrothen Gesteins dorthin bringen lassen? Offenbar waren diese gewaltigen Monolithen wie altes Gerümpel in die dafür vorbereitete Grube hinuntergestoßen worden, aus der sie nach langer Vergessenheit hervorgeholt wurden. An ehrenvolle Beisetzung war dabei nicht zu denken.

nahm er die seinen eigenen Namen tragende Suleimanijeh in Angriff, das vornehmste Meisterwerk türkischer Baukunst, dessen Vollendung fünf Jahre erforderte. Wie wir bei der Mehemedijeh gesehen, so besteht auch hier das Heiligthum aus einem dreigliederigen Oblongum, dem Harâm, der eigentlichen Moschee und dem Gräbergarten, welcher letztere unter seinen wohlgepflegten Mausoleen, zierlichen polygonen Kuppelgebäuden, außer demjenigen des Sultans selbst das seiner Lieblingsgemahlin Khurrem Sultân, von den zeitgenössischen Europäern Roxelana geheißen, u. a. m. enthält. Zum Bau dieser Moschee wurde das gesammte von Chalcedon, jetzt Kadhi Kjöi, herübergeholte kostbare Material der großen Euphemienkirche gebraucht. Besonders interessant ist die Verwendung von 4 hohen Säulen aus rosarothem ägyptischem Granit, deren Ursprung nicht mit Gewißheit zu ermitteln, zum Tragen der Gürtelarcaden, auf denen die Centralkuppel ruht. Was diese letztere anbetrifft, so hat sie gleichen Durchmesser mit derjenigen der Aja Sofia, sie ist aber gegen 20′ höher aufgebaut, also weniger kunstvoll, ohne daß dies ihrer Schönheit Eintrag thäte. Ueberhaupt hat diese Moschee das Problem harmonischer Verbindung der leichten mauresken Formen und farbenprächtigen Ornamente mit den wuchtigen Massen des Baues besonders glücklich gelöst. Außerordentlich wohlthätig wirkt die sorgfältig berechnete Dämpfung des Lichts, welches durch farbige Glasscheiben, wahrscheinlich persischen Ursprungs, einfällt. Mit dem Innern steht das Aeußere im Einklang. Eine besondere Zierde sind die Arcaden-Galerien, welche je zwei, eine über der andern, sowol an der rechten wie auch an der linken Seite des Gebäudes herlaufen. Von vier Minarets werden die Gebetszeiten ausgerufen. Der äußere Hof ist sehr geräumig; vom Eski Serai beginnend, nimmt er das gesammte Plateau des dritten Hügels ein und ist von geschmackvoll aufgeführten wohlthätigen Anstalten, u. a. vier Hochschulen, einer Bibliothek und einem Narrenhaus, umgeben. Die nächsten Nachfolger des großen Suleiman hatten seine Bauliebe nicht geerbt; erst ein halbes Jahrhundert später entschloß sich Sultan Ahmed I., über die Regel, daß für einen derartigen Bau das Geld im heiligen Kriege zu gewinnen, sich hinwegsetzend, die Hauptstadt mit einer neuen großherrlichen Moschee zu beschenken, für welche ein besonders günstiger Platz am Hippodrom bestimmt wurde. Der Bau wurde 1610 begonnen und 1614 vollendet. Diese Moscheë ist größer als diejenige der übrigen Sultane und mit 6 Minarets versehen; im übrigen dürfte der Bauherr die Absicht, seine Vorgänger zu übertreffen, nicht erreicht haben. Im Gegensatze zu der Suleimanijeh ist die Ahmedijeh sehr lichtvoll und mit Vergoldung und weißem Marmor verschwenderisch ausgestattet, jedoch stört die Umwandlung der die Gürtelbogen unter der Centralkuppel tragenden Pfeiler in aufgebaute, wegen ihrer Dicke unförmliche Säulen, sowie auch sonst ein Zurückgehen des Geschmackes bemerklich ist. Antikes farbiges Gestein findet sich hier nicht mehr verwandt; offenbar hatten die Bauten Suleiman's das noch Vorhandene erschöpft. Des Vorhofes mit seinen schattenden Bäumen haben wir schon bei Besprechung des Hippodroms gedacht. Auch die Gemahlin Ahmed's, Kjösemu (mit dem Hârems-Namen Mâh-Peïkjer, Mondgesicht), eine ausgezeichnete Frau, welche als Mutter zweier Sultane und Großmutter eines dritten auch politisch eine Rolle spielte, führte am Fuße des dritten Hügels nahe dem Hafenufer eine den vorerwähnten ebenbürtige Moschee auf, welche nach ihr Sultan-Walideh Dschamissi, die Moschee der Sultanin Mutter, genannt wurde, im Volke aber wol im Gegensatze zu der kurze Zeit vorher fertig gewordenen Ahmedijeh den Namen Jeni Dschami, die neue Moschee, erhalten hat. Außer diesen genannten besitzt Konstantinopel noch eine Anzahl kleinerer von Sultanen, Sultaninnen, hohen Staatsbeamten und reichen Privatpersonen gegründeter Moscheen[8]), welche, wenn auch an und für sich architektonisch werthvoll, da sie überall analoge Formen wiedergeben, zu beschreiben sich nicht verlohnt. Den Dschamis, d. h. mit Minber, hoher, steiler Kanzel zur Proclamirung der Souveränetäts-Fürbitte (Khutbeh) Freitag Mittags versehenen größeren Moscheen mit Dotation für mehrere Geistliche, schließen sich die kleineren, Mesdschid, mit nur einem Imam und zur Bedienung des niedrigen Minarets einem Muessin an, deren Konstantinopel eine große Menge in Gebrauch und vielleicht nicht viel weniger, sei es durch Brände, sei es durch andere Ursachen, zur Ruine geworden, als solche aber gewissenhaft erhalten, aufweist. Auch sind an dieser Stelle die als Grabkapellen dienenden Mausoleen, die Tûrbehs, zu erwähnen, polygone oder viereckige Kuppelgebäude, oft von großer Zierlichkeit in den Maßen und ebenso reicher wie geschmackvoller Ausstattung. Ein sargähnlicher Aufbau in der Mitte des Raumes, mit Shawls überdeckt und mit dem Turban des Verstorbenen geziert, wird für das Grab des letzteren ausgegeben, obwol er unter der Stelle in der wirklichen Erde ruht, und man demnach nur ein Kenotaphium vor sich sieht. Die Wände sind mit Mihrab, der Marmor-Estrich mit Bet-Teppichen versehen, und feingeschnitzte, mit Perlmutter ausgelegte Lesepulte (Rählehs) mit aufgeschlagenen Koran-Manuscripten laden zu Gunsten der Seele des Abgeschiedenen zur Lektüre des heiligen Buches ein. Besonders ausgezeichnete Tûrbehs sind außer den schon erwähnten des großen Suleiman und der Roxelane dasjenige des Sultans Abdulhamid I. an der Straße Vesir Jolu, sowie das prachtvolle, aber stillose des Sultans Mahmud II. an der Straße Diwân Jolu. Viele Tûrbehs sind zum Seelenheil des Verstorbenen mit wohlthätigen Anstalten versehen, wie wir deren als Nebengebäude der großen Moscheen kennen gelernt haben, in ernstem Stile aufgeführten, massiven Häusern mit kleinen vergitterten Fenstern, die kleinen

8) Wir erwähnen Nuri-Osmanijeh (das osmanische Licht), Laleli (die Tulpen-Moschee), Mihru Mâh (die Moschee der Prinzessinnen Sonne und Mond), Ali Pascha, endlich des sonderbaren) Namens wegen Tutkji-jedim „nimm an, ich hätt's gegessen", als Antwort des Erbauers auf ihm wegen der großen Ausgaben gemachten Vorstellungen).

Zellen gleichenden Zimmer überwölbt und mit Blei gedeckt. Da im Islam die Gelehrsamkeit als potenzirte Frömmigkeit[9]) betrachtet wird, so spielen hier höhere und niedere Lehranstalten, Medresseh's und Mektebs, die erste Rolle. Die Anstalten sorgen für den, allerdings sehr kärglichen, Unterhalt der Softas, besolden die Lehrer jeder Kategorie und beschaffen sogar die im Orient seltenen und kostbaren Bücher. Zu den Wohlthätigkeitsanstalten gehören daher in Konstantinopel auch die Bibliotheken, deren es außer einer großen Zahl nur bestimmten Personen zugänglicher dreizehn öffentliche gibt. Unter diesen sind die wichtigsten: die des Sultans Abdulhamid I., in welcher als hochgeehrte Reliquie die angeblich eigenhändigen Abschriften des Koran von Omar, von Othman und von Ali deponirt worden; diejenige des Mehemed Kjöprülü; des Raghyb-Pascha; des Ibrahim Pascha. In keiner dieser Bibliotheken ist für Ergänzung oder Vervollständigung gesorgt; wir würden sie nur Sammlungen werthvoller Manuscripte in arabischer, persischer und türkischer Sprache, sich über alle in den betreffenden Literaturen behandelten Gegenstände erstreckend, nennen können.

Als gleichfalls nach orientalischen Begriffen den religiösen Wohlthätigkeitsanstalten halb und halb angehörend, schließen wir hier die Hammams, warmen Bäder, und die Khans, Einkehrhäuser, an, welche beide in den belebteren Theilen der Stadt zur Charakteristik der Hauptstraßen beitragen. Die bessern Hammams sind sehr stattliche Gebäude, welche der Neuling trotz der fehlenden Minarets wegen der sie überwölbenden Kuppeln für Moscheen zu halten geneigt ist. Die erstere dieser überdacht einen weiten, viereckigen, in der Mitte bisweilen mit einem Springbrunnen verzierten, durch hochangebrachte Wandfenster erleuchteten Raum, in welchem sich das Bureau des Intendanten, eine Kaffeewirthschaft und für die Gäste zwei den Wänden entlang laufende Estraden, eine obere und eine untere, beide mit Matten oder Teppichen belegt, vorfinden. Da auf letztern die Gäste ihre Kleider ablegen, so führt die Localität den persischen Namen Dschamegjan (Kleider). Durch ein enges und wenig erleuchtetes Mittelgemach, Sowukluk, Kalthaus, benannt, welches den Gast an die höhere Temperatur zu gewöhnen dient, tritt man sodann in das unter der zweiten Kuppel befindliche Gemach, das Sydschaklyk, Heißhaus, welches durch unter dem Boden erzeugte Wasserdämpfe stark geheizt wird. Es ist dies ein polygoner, spärlich von oben erleuchteter Raum, in dessen Marmorestriche sich eine mittlere Erhöhung der Gjöbektaschy, Nabelstein, zum Ausstrecken und Kneten des Gastes befindet, während zur Seite in kleinen Nischen warmes und kaltes Wasser zur Hand ist, um die Reinigung zu vollenden. Hammams finden sich über die ganze Stadt vertheilt, jedoch sind die ansehnlichern ausnahmslos in der östlichen, vornehmeren Stadthälfte. Ebenda finden sich, als dem Mittelpunkte des Verkehrs, dem großen Basar, nahe, auch Khans, große, massive Gebäude von finsterem festungsmäßigem Ansehen, mit großem innerem Freihofe auf welchem die zum Waarentransport dienenden Saumthiere be- und entladen werden können. Den Hof umgibt eine doppelte Arcadenreihe, die untere vor Stallungen und Magazinen, die obere vor den Logirzimmern der Kaufleute herlaufend. Das aus kleinen, mit Blei gedeckten Kuppeln bestehende Dach und die soliden Steinwände geben wieder Feuersgefahr, die starke, eisenbeschlagene Thür des einzigen Eingangs aber wider die Raublust des Pöbels bei Aufständen Sicherheit. Besonders ausgezeichnete Khans sind der Vesir Khani am großen Basar, und besonders der Walideh-Khani, eine Stiftung der als Erbauerin der Jeni Dschami erwähnten Sultaninn Kjössemu.

Was den Basar, in Konstantinopel gemeinhin Tscharschy (vom persischen Tschahâr sû quadrivium) genannt, anbetrifft, so ist derselbe eine Schöpfung der Osmanen, welche ihn den überall in den levantinischen Städten bestehenden überdeckten Markthallen nachbildeten. Es ist ein weiter Complex von Gebäudeinseln, lange Reihen von Verkaufs- und zugleich Werkstatts-Butiken, d. h. Dukkjâns, je mit dahinterliegendem Waarenlager, bildend, in welchen die verschiedenen Handwerke oder Handelsbranchen gildenmäßig nebeneinander ihre Erzeugnisse, resp. Waaren feil haben. Offenbar wurde der älteste Theil auf dem Forum Constantini errichtet, auf welchem vielleicht unter den spätern byzantinischen Kaisern eine ähnliche Einrichtung bestand; daselbst befindet sich der Besesten (die Zeughalle), die am meisten architektonisch aufgeführte Abtheilung des Marktes, in welchem Waffen, Teppiche, Bücher und Manuscripte und allerlei Antiquitäten orientalischen Ursprungs ausgeboten werden. Die andern Basare scheinen je nach Bedürfniß allmählich hinzugekommen zu sein, nordwärts das Plateau und einen Theil der Abdachung gegen das Goldene Horn ausfüllend. Die einzelnen Basarinseln sind verschließbar und besitzen je ein Wächterpersonal, welches dafür sorgt, daß am Tage während der Verkehrstunden die Thore geöffnet sind und nachts keine Diebe eindringen. Der ganze von diesen Verkaufshallen eingenommene Raum soll gegen 7000 □Klafter betragen. Getrennt von dem Complexe, in größerer Nähe des Hafens, zieht sich der Myssyr-Tscharschyssy, der ägyptische Basar, den Ostfuß des dritten Hügels hinan, die sehr zahlreich vertretene Gilde der Attâr, Gewürz- und Droguenhändler, enthaltend, in deren Läden u. a. die den drei Naturreichen angehörenden Medicinalstoffe des Orients in einer sonst nicht vorkommenden Vollständigkeit und Fülle angetroffen werden. Dieser Basar, den man die alt-einheimische Apotheke der Hauptstadt nennen könnte, bildet eine lange Gasse, deren hohes, stattliches Spitzbogen-Gewölbe an das Langhaus einer gothischen Kirche erinnert.

Ueber das Straßengewirr der Basare im allgemeinen orientirt man sich am besten, indem man den sogenannten Seraskjer-Thurm, einen aus dem benachbarten Eski-Serai oder Seraskjerat hoch aufragenden, oben mit Feuerwache versehenen Thurm, besteigt, von welchem man

9) Nach dem Habiß (Ausspruch Mohammed's): Nur die Gelehrten fürchten Gott.

nicht nur über die Stadt, das Goldene Horn und die daranliegenden Ortschaften, sondern nordwärts bis weit den Bosporus hinauf und südwärts über das Marmarameer mit seinen Inseln und Küsten eine im höchsten Grade lohnende Aussicht genießt. Ueber das Eski-Serai aber, von dem wir bereits erwähnt, daß es die Stelle des Senatsgebäudes der alten Kaiserstadt eingenommen, haben wir noch Folgendes nachzutragen. Die dominirende Lage jenes Palastes im Herzen der Stadt oberhalb des Forum Constantini gefiel dem Sultan Mohammed II. so gut, daß er nach der Eroberung daselbst seine Residenz zu nehmen gedachte, zu welchem Zwecke er einen weiten Raum mit einer, noch jetzt vorhandenen, gegen 22′ hohen, beinahe eine halbe Stunde langen Mauer umgeben und im Innern die erforderlichen Baulichkeiten aufführen ließ. Erst später wurden ihm die großen Vorzüge der Ostspitze des von der Hauptstadt eingenommenen Raumes klar, und er beschloß daselbst ein neues Serai zu errichten, was auch von 1468 an ausgeführt wurde. 20 Jahre nach der Eroberung, also im J. 1473, konnte das Hoflager dahin verlegt werden, und seitdem diente das frühere Palais, jetzt Eski-Serai oder das alte Serai genannt, zur Aufnahme des Weibernachlasses früherer Herrscher und überhaupt verblühter Haremsschönen; bis unter Sultan Mahmud II. das Kriegsministerium, Seraskjerat, dahin gelegt wurde, und die Weiber in dem ebenfalls verlassenen neuen Palais an der Seraispitze Unterkunft fanden. Es ist bemerkenswerth, daß Mohammed II., wie er schon seine erste Residenz mit einer starken Mauer geschützt hatte, so die zweite mit eigentlichen mittelalterlichen Befestigungswerken, einer von vielen Thürmen flankirten Zinnenmauer, umgeben zu müssen glaubte. Gegen die Marmarameer-, die Bosporus- und die Hafenseite verstand sich dies von selbst; wenn aber die Mauer auch auf der Stadtseite fortgesetzt wurde, so kann man sich dies nur dadurch erklären, daß schon damals bedrohliche Volksaufstände gegen den Herrscher vorhergesehen wurden. Daß die Seraimauer auf der Stätte der alten Befestigungsmauer von Byzanz stehe, ist eine wiederholt aufgestellte, aber nicht zu erweisende Behauptung, wenn es auch natürlich ist, daß man etwa aufgefundene Substructionen der alten Mauer benutzte. Jedenfalls müßte man die große östliche Einbucht der Serai-Mauer, durch welche die Aja Sofia ausgeschlossen und der Stadt einverleibt wird, ausnehmen, da die Mauer von Byzanz, wie wir oben bewiesen, zwischen der besagten Kirche und dem Hippodrom hinlief. Nichtsdestoweniger umfaßt die Seraimauer einen Raum, auf welchem eine kleine Stadt wol Platz fände, sodaß daselbst, abgesehen von den für den Sultan, für sein Harem, für den Reichsschatz u. s. w. nöthigen Gebäuden, für die Kasernen einer Besatzung, für ein zahlreiches, militärisch organisirtes Civildienstpersonal, für Schmuckgärten, Cypressenhaine und weite Höfe die nöthigen Räumlichkeiten angewiesen werden konnten.

Topographisch ist das Serai eine Fortsetzung des Plateaus, auf welchem die Sophienkirche erbaut wurde; nahe seinem Abfalle in das Meer hebt sich dasselbe zu einem Hügel und bildet so die bei den alten Griechen so hoch geschätzte Vorbedingung einer auf Vertheidigung gegen Angriffe von der Landseite hingewiesenen griechischen Seestadt an barbarischer Küste. Auf diesem Hügel, welcher einst die Akropolis des alten Byzanz trug, und von welchem der Blick das gesammte Becken des Goldhorns, einen großen Theil des Bosporus und der Propontis beherrscht, legte der Sultan die Paläste seiner Residenz an, welche durch Baumanpflanzungen allmählich so verdeckt wurden, daß nur die bleigedeckten Kuppeln und ein Theil der weißen Außenwände aus dem Grün hervorragten. Um an jene Paläste zu gelangen, hat man zwei Vorhöfe und drei Thore zu passiren. Das erste dieser, wahrscheinlich von einem anatolischen Künstler hergestellt, ist schmucklos, entbehrt aber nicht einer gewissen düstern Majestät; es wird Babi-humajûn, das Kaiserthor genannt. Durch dasselbe gelangt man auf den ersten Hof, ein unregelmäßiges, mit einigen schlecht gepflasterten Wegen durchzogenes Rechteck von gegen 1000 Schritt Länge, an welchem die Großherrliche Münze, die Irenenkirche, jetzt Kriegsmuseum, das Finanzministerium u. s. w. liegen, und auf welchem der Zutritt jedermann gestattet ist. Das zweite Thor, von alterthümlichen spitzen Thürmen flankirt, aber ebenfalls ohne weitere Ornamentirung, heißt Bab-es-Selâm, Thor des Heils, und führt auf den zweiten Hof, einen kleineren, rings von Gebäuden eingeschlossenen rechteckigen Raum, an welchem die Gemächer der früher hier als Garnison stationirten Janitscharen und der Diwân-Saal gezeigt wird, in welchem der Großherr ungesehen den Berathungen seiner Minister beiwohnen konnte. Durch ein neben dem Diwângebäude befindliches reich geschmücktes Thor gelangt man von da zu dem ausschließlich dem Sultan, seinen Weibern und Eunuchen als Aufenthalt dienenden dritten Hof. Das besagte dritte Thor führt den Namen Bab-Seadet, Thor der Glückseligkeit; es wurde noch in der Mitte dieses Jahrhunderts von den sogenannten Sülflû Baltadschi, „gelockten Helebardirern", d. h. weißen Verschnittenen, bewacht, da aber dieselben schon damals auf den Aussterbe-Etat gesetzt waren, so dürfte zur Stunde von dieser häßlichen Reliquie nichts mehr vorhanden sein. Im Innern des dritten Hofes findet man sich in einem Gewirr von Häusern, Kiosks, isolirten Kuppelbauten, Höfen und Gärten, dem man es gleich ansieht, daß es nicht einem einheitlichen architektonischen Plane, sondern der Laune und dem wechselnden Bedürfnisse der Jahrhunderte seinen Ursprung verdankt. Unter den Baulichkeiten ist zunächst zu erwähnen der Thronsaal der Sultane gleich zur Linken des Einganges, sodaß bei besondern Anläßen, z. B. Audienzen fremder Gesandten, der Zutritt gestattet werden konnte; ein rein orientalisches mittelalterliches Gemach, prachtvoll mit Marmor und Vergoldung decorirt, nur durch farbige Fenster schwach erleuchtet, von nach unserem Geschmack kleinen Maßen, mit unverhältnißmäßig großem, reich ornamentirtem Kamin in der Mitte der dem Eintretenden gegenüber befindlichen Kleinseite des Rechtecks und zur Rechten desselben einer nicht minder unverhältnißmäßig großen mit kostbarem Gitterwerk umgebenen Estrade, auf welcher sich der Thron-

sitz des Sultans befindet. Es war in diesem Raume, wo bis Ende des vorigen Jahrhunderts den zur Audienz empfangenen Gesandten so viele Demüthigungen zugemuthet wurden. Dann ein einfaches Holzgebäude, einen einzigen ungeheuern Saal bildend, in welchem in Stockwerken übereinander, mittels leichter Treppen und Galerien erreichbar, eine Menge kleiner Gemächer zu beiden Seiten eines freigebliebenen Mittelraums, gleichsam einer Straße, hineingebaut worden sind. Dies Haus entspricht ungefähr der Idee, die man sich von einem Harem der frühern Jahrhunderte wol machen möchte und ist auch wol ohne Frage als solches angelegt worden. Nur aus einem begreiflichen nationalen Schamgefühle ist es zu erklären, daß es den fremden Beschauern als Kaserne und Schule der Itsch-Oglans, Pagen, bezeichnet zu werden pflegt. Ferner ein herrliches Marmorbad und schließlich ein auf hohem Sockel sich erhebendes stilvolles Kuppelgebäude, in welchem Reliquien des Propheten, u. a. sein als Reichsbanner dienender Mantel, und viele historische Curiositäten, die Miniaturbilder vieler Sultane u. dgl. m. aufbewahrt werden. Daß das Serai, anstatt wie der officielle Ausdruck lautet, eine Stätte der Glückseligkeit zu sein, für die meisten Sultane nur ein goldener Käfig gewesen ist, in welchem sie, durch Sinneslust sich betäubend, entweder dem vorzeitigen Marasmus oder dem gewaltsam herbeigeführten Untergange entgegengingen, ist aus der türkischen Geschichte bekannt genug. Schon früh zeigte sich daher auch bei ihnen ein Misbehagen an dem Orte, dem der eine durch unruhiges Lagerleben, der andere durch Bevorzugung Adrianopels als Residenz Ausdruck gab. Der Janitscharen-Aufstand vom J. 1703 machte der Freiheit in der Residenzwahl ein Ende, der Sultan wurde genöthigt, sein Hoflager im Serai von Stambul zu nehmen, und seitdem wachte die Truppe darüber, daß der Gebieter sich nicht wieder ihrem Einflusse entzog, bis es Mahmud II. im J. 1826 gelang, an den Kerkermeistern seines Hauses, den Mördern mehrerer seiner Vorfahren, blutige Rache zu nehmen. Derselbe Sultan siedelte dauernd in die Bosporusschlösser über und seitdem ist das Serai nur von dem Wächter- und Dienstpersonal sowie von den Haremen früherer Sultane bewohnt. Vorher hatte Mahmud ein neues Palais am Serai-Bûrnû, der Ostspitze, innerhalb des obenerwähnten Kanonen-Thores (Top-Kapy) angelegt. Dieses durch die theilweise Einbürgerung von europäischem Luxus in die noch ganz den orientalischen Bräuchen angepaßten Räume sich auszeichnende Gebäude ist hauptsächlich seiner unvergleichlichen Lage wegen besuchenswerth. Unter den abgelegenen Lusthäusern oder Kiosks des Serai sind zwei zu beachten, nämlich der die Mauer nach der Stadtseite in der Nähe das Pfortengebäudes überragende Alaikjöschkü (Standartenkiosk) wegen der sich an ihn knüpfenden historischen Erinnerungen, und der an der Südabdachung gegen das Marmarameer zu in einem Cypressenhaine liegende Gülhaneh Kiöschkü, Kiosk von Gulhaneh d. i. Rosenhaus, wegen des daselbst im December 1839 proclamirten berühmten Hattischerifs, welcher nach ihm seinen Namen erhalten hat.

Seitdem unter Mahmud II. mit der Anerkennung der intellectuellen Ueberlegenheit des christlichen Europa auch europäischer Geschmack und eine Vorliebe für europäische Sitte nach Konstantinopel gedrungen, wurden die alten orientalischen Formen vernachlässigt, ohne daß das an die Stelle tretende Neue auf Originalität Anspruch machen könnte. Nur selten sieht man noch jene solid und doch leicht gebauten, mit Geschick bemalten Wohnhäuser mit weit vorragendem Dache, jene Empfangszimmer mit doppelter Fensterreihe, unten mit weißem und oben mit farbigem Glase, jene schattigen Veranden, welche Sinn für Wohlleben verrathen. Die kostbaren Marmorpalais, welche hier und da an die Stelle getreten, vermögen nicht, den Beschauer in gleichem Maße für sich zu erwärmen. Auch die alte stilvolle Ornamentirung in Arabesken von Pforten, Balustraden, Galerien u. s. w. ist vielfach verlassen und theils gar nicht, theils durch geschmacklose Schnörkelei ersetzt worden. Auch ist ein Ueberhandnehmen nüchterner Nützlichkeitsbauten zu beklagen, ohne daß allerdings der Stadt die Poesie des südlich-orientalischen Charakters geraubt wäre. Als nur um ihres Zwecks willen wichtige Gebäude erwähnen wir der im Auftrage Sultan Abdulmedschid's erbauten Universität, mit welcher ein italienischer Baukünstler sich neben das herrliche Werk des Anthemius von Tralles zu stellen gewagt hat, das Pforten (d. h. Ministerial-) -Gebäude, das Kriegsministerium (Seraskjerat), das griechisch-orthodoxe Patriarchat im Stadttheile Fanal, das eutychianisch-armenische Patriarchat im Stadtheile Kum-Kapy, beide mit geräumigen und reichen, aber stillosen Kirchen, das türkische Mauthgebäude am Baghtsche-Kapyssy (Gartenthor) des Hafens. Bemerkenswerth wegen seines Inhalts ist das schon als am Hippodrom gelegen erwähnte Museum, eine Stiftung Abdulmedschid's mit werthvollen, auf die türkische Vergangenheit bezüglichen Gegenständen.

Konstantinopel kann nicht betrachtet werden ohne sein extramuranes Gebiet, dessen große Ausdehnung die Stadt gleichsam zum geographischen Begriff macht, dessen Beherrschung aber, wie in der Natur der Dinge begründet, so für sie eine Lebensbedingung ist. Dieses Gebiet, durch den lebhaftesten Verkehr mit der Stadt verbunden, zerfällt in drei Theile: 1) die Hafenortschaften, 2) diejenigen des rechten europäischen Bosporusufers und 3) diejenigen des linken kleinasiatischen. Das Goldene Horn und der Bosporus vereinigen in hohem Grade die Vortheile eines der Ebbe und Flut nicht unterworfenen Meeres mit denen eines Binnengewässers; zu allen Jahreszeiten halten die Ufer sich in gleicher Höhe über dem Wasserspiegel, sodaß die Häuser bis hart an den Rand vorgeschoben, die Marmorstufen der Paläste bis in die Flut selbst hineingelegt werden können. Zugleich aber wird durch die Nähe der Uferberge die Gewalt der Stürme gebrochen, welche nur ausnahmsweise und nie in gleichem Maße wie auf dem offenen Meere ihre zerstörende Wirkung zeigen. Dabei sorgt die Strömung, d. h. der beständige Abfluß des Schwarzen Meeres nach der Propontis, für stete Erneuerung des Wassers und

Entfernung des Unraths. Es ist demnach nur natürlich, daß die von bald sanfteren, bald schrofferen, vielfach durch Schluchten und Thäler unterbrochenen Gehängen gebildeten Ufer dieser Gewässer eine fast überall eng zusammenhängende Flucht von Dörfern, Villen, Palästen, Burgen, parkähnlichen Gärten, Moscheen und Minarets, aus lieblichem Grün hervorsehend, von Pinien-Terrassen, Begräbnißplätzen, die sich als Cypressenhaine darstellen, von sorgsam gehegten Laubholzgruppen und einzelnen, riesigen Zierbäumen umsäumt sind, sodaß für den Fremden die Berechtigung der ihm mitgetheilten verschiedenen Ortsnamen nur auf den hier und da von ihm bemerkten Landungsbrücken zu beruhen scheint. Wenn schon der Bosporus den Eindruck eines riesigen Stromes macht, so noch mehr die sich anderthalb Meilen tief in das Innere hinein erstreckende Bucht des Goldhorns, welche sich geographisch als Fortsetzung der von den beiden bedeutendsten Flüßchen des Tafellandes, dem Barbysos und Kydaris der Alten, jetzt Ali-Bey-Kjöi-Sui und Kjaghid (spr. Kjâd) -Hâne-Sui, gebildeten Mündungsniederung darstellt. Bei dem gewaltigen Aufschwunge, welchen infolge der Reformen Mahmud's II. der Handel der Hauptstadt nahm, genügte der bis dahin ausschließlich durch Kaiks vermittelte Verkehr der beiden Seiten des Hafens nicht mehr, und im J. 1838 ließ der Sultan von der für Pferde und Wagen den bequemsten Zugang zu dem Plateau der Hauptstadt bietenden Niederung zwischen den dritten und vierten Hügel aus nach der flacheren Westseite von Galata eine Pontonbrücke schlagen, welcher ungefähr 10 Jahr später eine zweite östlichere, dem beiderseitigen Verkehrsleben nähere nachfolgte. Damit zerfiel die Bucht in drei Theile, deren jeder allein für die größte Flotte der Welt bequemen Ankerplatz bietet, das sind, von der Bosporusseite anfangend, zunächst der Außenhafen, dann zwischen den beiden Brücken der Handelshafen und endlich westlich von der zweiten Brücke der Kriegshafen. Dieser letztere wird von dem auf einem Hügel des Nordufers, dem sechsten Hügel Konstantinopels gegenübergelegenen stattlichen Bau des Arsenals, Tersana[10]) genannt, überragt, an welches sich sehenswerthe Schiffswerften und ausgedehnte Fabriken aller möglichen Marinerequisiten anschließen. Von sonstigen am innersten Theile des Hafens gelegenen Ortschaften erwähnen wir das Dorf Ejjûb, auf der rechten (konstantinopler) Seite eine kleine halbe Stunde von dem Blachernenthore, Aiwân-Serai Kapyssy, entfernt gelegen und sich malerisch inmitten üppiger Gärten und Cypressenhaine vom Ufer aus den Berg hinanziehend, mit großer und prächtiger Moschee, auf der Stelle errichtet, wo im J. 672 Abu Ejjub Khâlid, ein ehemaliger Kampfgenosse Mohammed's und Führer der ersten islamitischen Expedition gegen Konstantinopel, im Kampfe wider das griechische Heer gefallen sein soll, sowie vielen Mausoleen von Sultanen und Sultaninnen. In der besagten Moschee, einer der Gründungen des Sultans Mohammed II., findet die bei den Osmanen an die Stelle der Krönung christlicher Herrscher tretende Umgürtung mit dem daselbst aufbewahrten Schwerte des Propheten statt. 2) Chaßkjöi und 3) Kassym Pascha, zwei volkreiche Flecken auf der Nordseite des Goldenen Horns, jenes im Westen und dieses im Osten der Admiralität gelegen. Chaßkjöi wird vorzugsweise von Juden und Kassym Pascha ausschließlich von Türken bewohnt. Oberhalb des letztern Ortes dehnen sich die dicht bewohnten christlichen Stadttheile St.-Dimitri und Tatâwola aus. Auf Kassym Pascha folgt ostwärts, das gesammte Norduſer des Handelshafens und noch darüber hinaus, zu großem Theile dasjenige des offenen Hafens einnehmend, der wegen seiner mittelalterlichen Mauern noch immer als Festung betrachtete Ort Galata, unter den frühern byzantinischen Kaisern als dreizehnte Region mit dem Namen Ta Syka (Feigen) zu Konstantinopel gerechnet, später aber den Genuesen für ihre Handelsfactorei überlassen, dann von ihnen als Eigenthum betrachtet und mit den noch vorhandenen Festungswerken versehen, deren hervorragendster Punkt, ein mächtiger, weithin sichtbarer Rundthurm, jetzt wie in Konstantinopel der Seraskjerthurm, oben mit einer Wache zum Erspähen und Kundgeben der häufigen Feuersbrünste versehen ist. Gleich oberhalb Galatas beginnt Pera, der als Wohnsitz der fremden Diplomatie seit dem vorigen Jahrhundert so berühmt gewordene Stadttheil, aus einer sehr langen Hauptstraße und einer Anzahl kurzer, meistens enger Seitengäßchen bestehend und durch die großartigen Prachtbauten der deutschen, der russischen, der englischen u. s. w. Botschaft verherrlicht.

An die östliche Stadtmauer Galatas lehnt sich Top-Hana, wörtlich Kanonenhaus, so benannt von der daselbst befindlichen Stückgießerei. Der Ort, welcher sich außerdem durch zwei schöne Moscheen, eine alte, von dem berühmten Renegaten Klytsch Ali, und eine neue, von Sultan Mahmud II. gegründet, sowie durch eine prächtige Artilleriekaserne auszeichnet, bildet mit seinem Ufer den Uebergang vom Goldenen Horn zu der europäischen Seite des Bosporus, welcher wir uns nunmehr zuwenden, uns, wie sich dies von selbst versteht, auf die Hervorhebung der wichtigsten Punkte der etwas über drei Meilen langen Küste beschränkend. Es sind dies zunächst das Thal von Dolma Bagtsche mit dem prächtigen Palais, welches Sultan Abdulmedschid in einem Zeitraume von 10 Jahren mit ungeheurem Aufwande daselbst aufführen ließ, und welches jetzt als die eigentlich officielle Residenz der Sultane betrachtet werden muß. Sodann, eine kurze Strecke weiter den Bosporus hinauf, das Schloß Tschyraghân, von Mahmud II. erbaut und lange Zeit sein sowie seines Nachfolgers Abdulmedschid Wohnsitz, mit herrlichen, sich den Berg hinanziehenden Parkanlagen, oberhalb welcher in einer besondern Einfriedigung sich der Sternenkiosk, Jyldys Kjöschü, der Lieblingssitz des regierenden Sultans Abdulhamid II., befindet. Weiter folgt Bebek mit seinen die Wände eines engen Thales hinansteigenden Villen, sowie einer herrlichen Baumgruppe mit großherrlichem Kiosk am Meere. Ferner Rumëli Hissâri, Burg Rumeliens, ein

10) Aus dem Italienischen Darsana, welches selber aus dem Arabischen Dar-es-San'a entstanden.

in dieser Umgebung überraschendes mittelalterliches Schloß mit gewaltigen Rundthürmen und zinnengekrönten Mauern, von Sultan Mohammed II. schon vor der Eroberung Konstantinopels zur Beherrschung des hier besonders engen Kanals nach der Form des arabischen Wortes Mohammed (محمد) erbaut. An den in der diplomatischen Geschichte des türkischen Reichs mehrfach erwähnten Küstenstellen Emirgjân und Balta Limân vorüber gelangt man weiter nach Therapia, einer großen Ortschaft auf weit gegen Osten vorspringendem und demnach dem kühlenden Winde des hier sichtbar werdenden Schwarzen Meeres ausgesetztem Vorgebirge, schon längst als bevorzugter Sommersitz der vornehmen fanariotischen Familien Konstantinopels bekannt, seit der Mitte dieses Jahrhunderts aber, durch successive Terrainschenkungen der Pforte an die Botschafter Frankreichs, Englands und Deutschlands zu einem wichtigen Aufenthalte der Diplomatie geworden. Oberhalb Therapias bildet die Küste eine tiefe, sichern Ankergrund gewährende Bucht, die Bai von Bujukdèrèh, so genannt nach einem in ihrem Grunde gelegenen großen Dorfe dieses Namens, dem Sommersitze der nicht in Therapia angesiedelten Gesandtschaften, u. a. Rußlands, welches hier eine schöne große Villa mit prächtigem Park besitzt. Bujukdèrèh bedeutet das große Thal, und in der That schließt sich an den Grund der Bucht eine weite, von einem Bächlein bewässerte Thalebene, aus welcher sich die mit Gottfried von Bouillon's Aufenthalte vor Konstantinopel in Verbindung gebrachte Platanengruppe erhebt. Bei Bujukdèrèh ändert sich insofern die Scenerie, als nunmehr die Uferberge höher werden, wildere Formen annehmen und sich hier und da mit Hochwald schmücken. Es sind die Ausläufer des Strandscha, welcher auf der rumelischen, wie seine jenseitige Fortsetzung auf der anatolischen Seite, dem Schwarzen Meere sich entgegenthürmend, hier durch die einen Ausgang nach der Propontis suchenden Gewässer durchbrochen worden ist. Von den nun folgenden Ortschaften ist nur noch das an Bujukdèrèh grenzende Sarijeri als Bosporusdorf im eigentlichen Sinne des Worts zu bezeichnen; darüber hinaus findet kein unmittelbarer Einfluß der Hauptstadt mehr statt. Abgesehen von den Forts, welche hier wie auf dem anatolischen Ufer die Einfahrt in den Kanal vertheidigen, haben die seltenen Dörfer daselbst lediglich eine seßhafte Bauern-, Hirten- und Fischerbevölkerung, während dem eigentlichen Bosporus entlang die einheimische Bevölkerung ganz gegen die während der Sommermonate daselbst Erfrischung suchende hauptstädtische zurücktritt. Der Konstantinopolitaner hat eine große Vorliebe für den von Schiffen und Kähnen belebten untern und mittlern Bosporus mit seinen blühenden Ufern, und doch ist schwer zu entscheiden, ob die Großartigkeit des Blicks auf die vor den wellenumtosten schwarzen Felsen des Eingangs sich ausdehnende bewegte Wasserfläche mit ihren seltenen Segeln nicht die Lieblichkeit jenes reichlich aufwiegt.

Die asiatische Seite hat vor der europäischen den Vorzug höherer Berge, größeren Quellenreichthums und fruchtbaren Bodens; sie steht ihr nach, insofern sie die schönere Horizontlinie bildet, auf welche von der gegenüberliegenden Seite der Blick fällt. Vom Schwarzen Meere hinunterfahrend erwähnen wir zuerst Hunkjâr Iskelessi, d. i. die großherrliche Anfurt, mit einem Kiosk des Sultans, nach welchem eine russisch-türkische Convention benannt worden; in der Nähe erhebt sich der Riesenberg (Mont-Géant) bei den Türken Jûscha Daghy, Josuas-Berg, mit auf dem Gipfel gezeigten 44 langem Grabe des Erzvaters, der höchste Berg am Bosporus. Dann die sogenannten Süßen Wasser Asiens, eine schöne Wiesenlandschaft mit großherrlichem Kiosk, durch welche sich ein wasserreicher Bach, der Gjöksu, schlängelt. Die Stelle befindet sich der oben erwähnten rumelischen Burg gegenüber und wird von Anadoli Hissâri, der anatolischen Burg, einem ähnlichen, nur nicht wie jene auf stolzem Felsenhange gelegenen, mit Mauern und Thürmen bewehrten Schlosse überragt. Südwärts schließt sich dem Thale ein weit vorspringendes, bis zu seinem hohen Gipfel bebautes Cap, Kandilli, an, von dessen Höhe man eine fast über den ganzen Bosporus sammt Konstantinopel sich erstreckende Aussicht genießt. Weiter abwärts folgt Bejlerbej, eine Sommerresidenz des Sultans, mit ausgedehnten Ziergärten von Mahmud II. angelegt. Weiter, der Mündung des Goldenen Horns gegenüber, Skutari, die einzige Ortschaft der asiatischen Seite, welche nach Bauart der Straßen, Ausdehnung u. s. w. den Namen einer Stadt verdienen würde, wenn ihr nicht die nothwendigen Erfordernisse einer solchen nach Landesbegriff, ein Bazar und Ringmauern, fehlten. Skutari, an welches sich unter seinem alten Namen Chrysopolis die Erinnerung an einen entscheidenden Sieg Konstantin's über seinen Schwager Licinius knüpft, besitzt eine zur Verschönerung des Blickes auf die asiatische Küste erheblich beitragende, ansehnliche Moschee und einen Kiosk des Sultans; ein hinter der Stadt liegender Berg, der Bulgurlu, wird vielfach wegen der Aussicht auf Konstantinopel und das Goldene Horn bestiegen. Südlich schließt sich an Skutari eine weite, dürre Hochfläche, Haydar Pascha Owassy genannt, mit von Sultan Selim III. erbauter riesiger Kaserne, der Selimijeh, und einem entsprechenden Militärhospital. Da wir hiermit schon Konstantinopel gegenüber angelangt sind, so kann weiter südwärts von einem Ufer des Bosporus, als des Kanals, füglich nicht mehr die Rede sein, denn die nun folgende Ortschaft, das besonders bei den Griechen beliebte Dorf Kadhikjöi, das alte Chalcedon, mit seinen Weingärten und Villen schaut schon gegen das Marmarameer und wird durch einen Arm desselben von Konstantinopel getrennt. Jedoch ist es wegen seiner nahen Beziehungen zu letzterm hier noch zu erwähnen.[11]) Chalcedon ist ein freundlicher Ort, in welchem man aber nach Resten des Alterthums sich vergebens umsieht,

11) Die zum Theil bekannte, mittelalterlich griechische Benennung von Localitäten am Bosporus habe ich anzuführen unterlassen, weil es in der That nur Namen sind. Wer sich dafür interessirt, der findet sie in Dr. M. Busch's Reisehandbuch der Türkei.

nachdem schon Kaiser Valens das Material der Stadtmauer zur Errichtung seines Aquäducts und später Sultan Suleiman der Prächtige die Ruinen der Euphemienkirche zum Bau seiner großen Moschee verwandt hatte.

Wie bereits angedeutet, stehen alle Bosporus-Ortschaften dadurch mit der Hauptstadt in so naher Beziehung, daß sie sämmtlich für die lange Sommerzeit dorther den Haupttheil ihrer Einwohnerschaft erhalten, manche aber kaum anders denn als Sommerfrischen existiren. Nicht allein der hohe türkische Beamte, der fremde Botschafter, der reiche Handelsherr, welcher außer seiner mit allen Bequemlichkeiten ausgestatteten Stadtwohnung ein eigenes prachtvolles Jaly, d. i. Uferpalais, besitzt, nicht nur die Masse der wohlhabendern kleinen Geschäftsleute, Krämer und Handwerker aller in Konstantinopel vertretenen Nationen und Confessionen, sogar viele Unbemittelte, socialen Sphären angehörend, welche in Europa an solchen Luxus nicht einmal denken würden, bringen es, wenn auch unter Selbstauferlegung großer anderweitiger Entbehrungen, fertig, für ihre Familie eine Landwohnung zu nehmen, wenn dieselbe auch oft nur in einem elenden Holzhäuschen an der kahlen, sonnedurchglühten Berghalde über einem Bosporusdorfe besteht. Im Frühjahre wird demnach der allgemeine Umzug, Götsch, wie die Türken sagen, nach dem Bosporus hinaus und mit Wintersanfang wieder nach Konstantinopel hinein gemacht. Für die rauhe Jahreszeit mag dann wol an die Stätten sommerlichen Wohllebens die Oede eines deutschen Curortes außer der Saison treten. Das Eigenthümliche ist dabei, daß nur die Frauen und Kinder Tag und Nacht auf dem Lande sind, die Männer dagegen morgens früh, die sich ihnen überall in Dampfschiffen und Kaiks bietenden bequemen und raschen Beförderungsmittel benutzend, zur Besorgung ihrer Geschäfte nach der Stadt fahren und erst mit Sonnenuntergang von da zu den Ihrigen zurückkehren. Wenn es also der Hauptsache nach dieselben Leute sind, welche dann die Hauptstadt und dann wieder die Vorstädte bevölkern, und beide zu einem Verwaltungscomplex vereinigt sind, so ist es ohne Zweifel angemessen, sie auch statistisch zusammenzufassen. Leider nur liegen noch keine Volkszählungen vor, es beruhen demnach die Angaben auf ungefähren Abschätzungen. Der Wahrheit dürfte für die Gesammtheit eine Zahl von 1,100,000 Seelen nahe kommen, von denen 600,000 auf die türkische, 230,000 auf die armenische, 150,000 auf die griechische, 30,000 auf die jüdische, 15,000 auf die sogenannte fränkische, d. h. europäische und 75,000 auf die zigeunerische, die südslawische, albanesische, zinzarische, arabische, kurdische und tartarische Bevölkerung entfallen. Die Zunahme scheint weniger dem Ueberschusse der Geburten über die Todesfälle als der Einwanderung zuzuschreiben. Es ist eine bekannte Klage der türkisch-anatolischen Landleute, daß ihre zum Kriegsdienst ausgehobenen und nach Konstantinopel gesandten Söhne auch nach erlangter Entlassung nicht zu ihren Angehörigen zurückkehren, sondern, an die Genüsse der Hauptstadt gewöhnt, daselbst irgendein Unterkommen suchen und sich häuslich niederlassen. Das Zuströmen der Armenier aus den wenig ergiebigen und unter politischer Unsicherheit durch Nomadenstämme, Kurden und Turkomanen leidenden Ländern Ost-Kleinasiens ist seit einem halben Jahrhundert ein sehr beträchtliches gewesen. Die Zunahme der Hauptstadt geschieht also zum großen Theil auf Kosten der entvölkerten Provinzen.

Die Industrie ist sehr bedeutend. Konstantinopel producirt Seiden-, Baumwoll- und Seiden-, Woll- und Baumwoll-Zeuge, geschmackvolle Stickereien in Gold, Silber und farbiger Seide in Filz, Tuch, Zephyr u. s. w. gestickte orientalische Frauenkleider, gestickte Collets und Schalwars, ausgezeichnete Gold- und Silberschmiede-Arbeiten, Kupfer und Messingwaaren mannichfaltiger Art, Sättel und Pferdegeschirr, Perlmutter-, Schildpatt-, Ebenholz-, Elfenbein-, Knochen- und Hornschnitzereien, Taback-Präparate, Pfeifenköpfe, Pfeifenrohre und sonstige Rauchrequisiten, Zuckerwerk, Confitüren u. s. w., welches alles im gesammten Orient reichlichen Absatz findet und wovon ein Theil auch auf den europäischen Märkten seinen Platz behauptet. Noch viel erheblicher als die Industrie ist der Handel der Stadt. Konstantinopel ist das vornehmlichste Emporium für die ostthracischen, nordanatolischen und überhaupt die pontischen Länder, welche sich daselbst mit den Industrieerzeugnissen Europas sowie den ihnen nothwendigen Colonialwaaren versehen und dagegen ihre für den Export nach Europa geeigneten Rohproducte, Häute, Getreide, Knochen, Farbstoffe und allerlei Droguen, als Zahlung bieten. Die glückliche Lage zwischen zwei Meeren und an der Grenze zweier Welttheile kommt in den merkantilischen Verhältnissen vorzugsweise zur Geltung; sie bedingt zugleich die leichte Versorgbarkeit der Weltstadt mit den nöthigen Lebensbedürfnissen, mit Schlachtvieh, hauptsächlich Hammelheerden, welche jahraus jahrein von den kurdischen Gebirgen durch Kleinasien, von dem Balkan und der Rhodope durch Rumelien herangetrieben werden, mit Nutz- und Brennholz von den Gebirgen Paphlagoniens (Kastamuni), mit Holzkohle aus dem Strandscha-Gebiete, mit Getreide aus Bithynien und der Donau-Niederung, mit Olivenöl und Wein von den griechischen Inseln u. s. w.. während zugleich der Bosporus durch Mannichfaltigkeit und Fülle von wohlschmeckenden und nahrhaften Seefischen, die Thäler der Küstenflüßchen durch ihren Reichthum an Früchten und Gartengemüsen zu der leichten Ernährung des Volkes das Ihrige beitragen. Stillschweigend werden diese Vorzüge auch von dem alten Spruche anerkannt, welcher an Konstantinopel nur drei Mängel findet, nämlich: fuoco, peste e dragomani [12]), jedoch ist zu bemerken, daß seit 1837 infolge der Einführung von Quarantaineanstalten die Pest völlig aufgehört hat, und Konstantinopel nunmehr als ein vorzugsweise gesunder

12) D. h. die bei allgemeinem Holzbau unvermeidlichen Feuersbrünste, die wegen Mangels an gesundheitspolizeilichen Maßregeln doppelt gefährliche Pest und die in den Gesandtschaftsdolmetschern verkörperte Rechtsunsicherheit, das Ergebniß der diplomatischen Jurisdiction und der Vielsprachigkeit.

Ort bekannt ist, dem die von den Straßen aufsteigenden Miasmen nicht schaden, weil sie in der, sei es von Norden, sei es von Süden her über die Stadt hinwehenden reinen Seeluft absorbirt werden. Den Hafen von Konstantinopel besuchen im Jahre ungefähr 15,200 Schiffe in langer Fahrt und 7800 Küstenfahrer, also im ganzen ungefähr 23,000 Schiffe, darunter 6500 Dampfer. Der regelmäßigen Dampfschiffahrtsverbindungen haben wir bereits gedacht.

Was die Geschichte Konstantinopels anbetrifft, so ist eine erschöpfende Zusammenstellung der betreffenden, längst ausgiebig verwertheten Angaben hier nicht unser Zweck, und wir können uns um so kürzer fassen, als wir schon bei der Besprechung der baulichen Denkmäler auf ihre historische Bedeutung Rücksicht genommen haben. Wie überhaupt der Ursprung der griechischen Colonien, so verliert sich auch derjenige von Byzanz in der Sagenzeit; wenn Eusebius den letztern in das J. 658 v. Chr. setzt, so ist dies eine willkürliche Annahme. Sogar an dem megarensischen Könige Byzas, dem angeblichen Gründer der nach ihm benannten Stadt, sowie an seiner Gemahlin Phidalea, welche diese durch Klugheit von den wilden Thraciern errettet haben soll, wird man irre, wenn man bedenkt, daß das Alterthum in Thracien noch zwei Orte mit ähnlich klingenden Namen kannte, nämlich Bizye und Bizone. Sicher scheint nur, daß Byzanz von den Megarensern, und zwar zu einer Zeit angelegt wurde, als schon andere griechische Colonien[13]) an der Propontis bestanden. Die Wahl der Ortslage auf der äußersten Spitze des Vorgebirges deutet auf Feindseligkeit der Landeseinwohner; der leichteren Abwehr möglicher Angriffe von der Landseite opferte man die Bequemlichkeit, welche die Lage im Innern des Goldhorns geboten haben würde. Die natürliche Festigkeit und die Möglichkeit, von ihm aus den Eingang des Goldenen Horns und des Bosporus zu beherrschen, gab dem Orte eine Wichtigkeit, die er nach Umfang und Volkszahl nicht beanspruchen konnte, weshalb er auch nacheinander für die Perser, die Spartaner, die Athenienser, die Macedonier das Ziel kriegerischer Unternehmungen bildete. Als die Römer im Orient auftraten, fanden sie bei den Byzantinern wider Philippus von Macedonien, wider Antiochus den Großen und wider Mithridates Unterstützung und ließen sie dafür im Genusse ihrer städtischen Verfassung, nach welcher ihr Hieromnemon — so hieß bei ihnen der Senat — nach wie vor die Stadt verwaltete. In dem Kriege des Kaisers Septimius Severus gegen seinen Nebenbuhler Pescennius Niger hatte Byzanz Gelegenheit, von der Festigkeit seiner Werke einen Beweis zu liefern. Auf Niger's Seite stehend, schlossen die Bürger dem Kaiser Severus die Thore und verwehrten ihm dadurch den bequemsten Uebergang nach Kleinasien; aus unbekannten Gründen aber blieben sie auch nach Niger's Tode seiner Sache treu, und konnten erst nach dreijähriger Belagerung durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden. Die Stadt verlor nunmehr ihre autonomen Rechte und wurde ihrer Mauern beraubt; jedoch stellte nach theilweiser Erneuerung ihrer Einwohnerschaft der Kaiser sie als wichtiges Bollwerk des Reiches wieder her. Auch Konstantin der Große belagerte daselbst vergeblich seinen Schwager Licinius und gelangte erst in ihren Besitz, nachdem er seinen, heimlich auf das kleinasiatische Ufer übergesetzten Gegner bei Chrysopolis (Skutari) endgültig geschlagen hatte. Auf Grund persönlicher Erfahrung vermochte daher Konstantin die längst erprobten, außerordentlichen Vorzüge des Ortes zu würdigen; und als er den Entschluß faßte, denselben mit 16facher Vergrößerung zu einer Riesenstadt auszubauen, um dahin die Regierung des von Rom aus eroberten Reiches zu verlegen, da konnte er nichts Besseres thun, als die alte Form der Befestigungen zu wiederholen, d. h. von Meer zu Meer an der Landseite eine Mauer aufzuführen, wie das Alterthum uns keine gleiche an Widerstandsfähigkeit hinterlassen, die Befestigungen an den drei Wasserseiten aber den etwa möglichen Seeangriffen anzupassen. Die Art und Weise, wie die Gesammtanlage der Stadt und dann noch ihre innere Ausschmückung mit Kunstwerken aller Art, mit stolzen Gebäuden, mit öffentlichen Plätzen, mit Säulenhallen und Denkmälern gleichsam in einem Gusse bewerkstelligt wurde, grenzt an das Fabelhafte, und schwerlich dürfte jemals eine andere Zeit sich gleicher Leistungen rühmen können. Wie aber ein rücksichtslos gehandhabter Despotismus gegenüber dem allmählich zu vollkommener Ohnmacht herabgesunkenen Staatsbürgerthume ihre Vorbedingung war, so muß sie in jeder Beziehung als die Schöpfung eines gealterten Staatswesens betrachtet werden; auch mit ihrem Kunstreichthume machte sie mehr den Eindruck eines todten Museums als einer lebendigen Werkstatt, wie das alte Griechenland und später Rom so lange gewesen war. Nur in der Kirchenmalerei entfaltete sich eine eigenthümliche Regsamkeit, und in der dem wirklichen Leben am nächsten stehenden Kunstgattung, in der Architektur, läßt sich sogar ein Fortschritt nachweisen, welcher aber mit der Aufgebung des classischen Geschmacks erkauft wurde. Der neuen Kaiserstadt kamen dabei die in der alten gemachten technischen Erfahrungen, die erweiterten mathematisch-physikalischen Wissenschaften sowie die in den weiten Reichen durch viele Jahrhunderte angesammelten Schätze an Materialien zu statten. So entstand die Sophienkirche, das wunderbare Werk Justinian's, welcher, wie er zu diesem Bau die architektonischen Schöpfungen seiner Provinzen plündern ließ, ebenso aus den juristischen Quellenschriften des für die Rechtswissenschaft so hochbegabten Römerthums sein Corpus Juris zusammenstellte, eine für alle Folgezeiten in ihrer Art nicht minder bedeutungsvolle Arbeit als die Kirche. Aber weder diese civilisatorischen Thaten noch die glücklichen Kriege des Kaisers vermochten das allmähliche Verderben des Reiches aufzuhalten; schon längst hatten Barbarenstämme die Aufnahme im Reiche erzwungen, immer neue Gegner tauchten auf, und die von der glänzenden Hauptstadt zum Schutz des Gebiets

---

13) Z. B. Chalcedon, spottweise die Stadt der Blinden genannt, weil ihre Gründer die noch unbenutzte, viel bessere Lage vor ihnen nicht bemerkt.

ausgesandten Truppen kehrten selten als Sieger heim. In Konstantinopel den von Justinian betretenen Weg weiter zu verfolgen, hat keiner seiner Nachfolger auch nur versucht; eine allgemeine Stagnation machte sich geltend. Im J. 624, nur 69 Jahre nach Justinian's Tode, sah Konstantinopel sich von den bis auf das rechte Bosporusufer nach Chalcedon vorgedrungenen Persern bedroht, und wenn dieser alte Feind des Römerreichs auch bald darauf von den Arabern vernichtet wurde, so erwuchs ihm doch in der schnell anwachsenden Macht des Islam ein neuer, viel schlimmerer. Nachdem die Khalifen Syrien und Aegypten gewonnen, zweifelten sie nicht mehr, daß ihnen die Weltherrschaft, als deren Symbol sie Konstantinopel betrachteten, bestimmt sei. Ihre Flotten eröffneten ihnen den Weg nach Smyrna, wo sie sich ein Winterlager einrichteten und von wo aus sie sieben Jahre hindurch (668—675) während der Sommermonate Belagerungsexpeditionen gegen Konstantinopel machten. Die verheerende Wirkung des in der Stadt erfundenen griechischen Feuers soll damals dieselbe gerettet haben. Schon im 7. Jahrh. begann auch die Bedrängung Konstantinopels durch die nördlichen Barbaren; auf die Belagerung der Avaren (624) folgten solche durch Bulgaren (705) und Russen (941). Die furchtbaren Siege des Kaisers Basilius II., des Bulgarentödters, im Anfange des 11. Jahrhunderts befreiten Konstantinopel von dieser Angst; aber die zu slawischen Kernländern gewordenen Balkandistricte wurden nur auf kurze Zeit zur Abhängigkeit gezwungen und rissen sich bald auf immer los. In demselben Jahrhundert eroberten die Seldschuken Kleinasien, und der Einfluß Konstantinopels wurde auf den Südtheil der Balkanhalbinsel beschränkt. Allerdings überwanden die Kreuzfahrer die Sultane von Nikäa und Ikonium; aber die abendländischen Ritter waren weit entfernt, ihr Blut für Konstantinopel und seine Kaiser verspritzen zu wollen. Ja ihre Erfahrung von der Schwäche des Kaiserthums erzeugte eine immer größer werdende Begehrlichkeit nach den schönen Ländern der Levante, welche im J. 1204 zur Eroberung Konstantinopels und zur Stiftung eines fränkischen Kaiserreichs führte. Diese Eroberung war die Vorläuferin der um 249 Jahre späteren durch die Türken. Die lateinischen Kaiser waren ebenso ohnmächtig wie die griechischen, denen sie im J. 1261 wieder weichen mußten, nachdem sie Konstantinopel kostbarer Kunstschätze beraubt und durch rohe Habgier den Bruch zwischen der morgenländischen und der abendländischen Kirche unheilbar gemacht hatten. Den fränkischen Dynasten, welche von den griechischen Inseln, dem Peloponnes, Athen u. s. w. Besitz ergriffen hatten, diese Länder zu entreißen, war das wiederhergestellte griechische Kaiserthum nicht im Stande; vielmehr beschränkte sich das von Konstantinopel aus beherrschte Reich nunmehr auf Ostthracien und Bithynien. Die wunderbare Festigkeit der Hauptstadt aber sicherte ihm noch ein fast 200jähriges Fortbestehen. Schon früh beschäftigte dieser kostbare Besitz die hochfliegende Phantasie der osmanischen Herrscher; doch glaubten dieselben nicht mit Erfolg zur Wegnahme der Stadt schreiten zu können, wenn sie nicht vorher alle andern Mächte der Balkanhalbinsel niedergeworfen. Aber auch nachdem im J. 1389 auf dem Amselfelde das Los gegen die Balkanslawen gefallen, nachdem Bajasid I. und Murad II. einen vergeblichen Belagerungsversuch gemacht, dauerte es noch bis 1453, daß die Stadt nach mehrwöchentlicher Vertheidigung, erschöpft an Mannschaften und Kriegshülfsmitteln, ohne alle Bundesgenossen, in die Gewalt Mohammed's II. fiel. Daß durch diese Eroberung, welche nicht allein das öffentliche, sondern auch das Privateigenthum, ja die Personen der Einwohner selbst zur Beute eines rücksichtslosen und rohen Feindes machte, mancher werthvolle Ueberrest des Alterthums zu Grunde ging, ist gern zu glauben. Daß man aber unrecht thun würde, die Türken allein für die Umwandlung der glänzenden Stadt Konstantin's in das nüchterne, nur durch die spätern Moscheenbauten wieder aufgeputzte Stambul verantwortlich zu machen, haben wir oben bemerkt. Seitdem Konstantin das Augusteum, das Forum, den Circus geschaffen, waren 1100, seit Justinian seine Kathedrale vollendet, 900 Jahre hingegangen; — manches mußte der Verwitterung, manches dem Unverstande späterer Jahrhunderte erlegen sein. Was uns aber an jüngern Kirchenbauten durch Umwandlung in Moscheen erhalten worden, reicht bei weitem nicht an die gleichzeitigen Leistungen selbst wenig bedeutender abendländischer Städte und zeigt, daß das stolze Konstantinopel sehr genügsam geworden. Dann erwähnen auch die byzantinischen Historiker selber gelegentlich eingetretener Verwüstungen durch Erdbeben, durch Südstürme, durch Feuersbrünste, durch Volksaufstände, wozu noch die pietätlosen Plünderungen der Franken während des kurzlebigen lateinischen Kaiserthums kamen. Die häufigen Erderschütterungen werden als der Grund für den traditionellen Holzbau der Privathäuser betrachtet; doch mag man sich ihre Wirkungen übertrieben und ihnen Mauerrisse und Einstürze von Gebäuden zugeschrieben haben, deren Ursache richtiger in winterlichen Regengüssen und langer Vernachlässigung zu suchen wäre. Gegen ihre Heftigkeit spricht unstreitig der Umstand, daß die Sophienkirche mit ihrer weitspannenden Backsteinkuppel so viele Jahrhunderte ausgehalten. Man begreift leicht, daß nach der Besitznahme der Stadt durch die Türken dieselben vernichtenden Kräfte in verstärktem Maße fortdauerten, sodaß manches Bauwerk spurlos verschwand, welches nach der jedenfalls sehr verhängnißvollen Eroberung mit stürmender Hand noch gesehen und beschrieben worden. Nicht nur der Baulust der Sultane, auch derjenigen einflußreicher Privatpersonen fielen werthvolle alte Reste zum Opfer. Wenn also Konstantinopel in dieser Beziehung Einbuße erlitt, so ist nicht zu verkennen, daß die Stadt, als sie zu der längst verlorenen Stellung einer Hauptstadt des Morgenlandes unter den Osmanen in unbestrittenerer Macht zurückgeführt wurde, als sie das oströmische Mittelalter gekannt hatte, auch den Faden der monumentalen Prachtbauten nach tausendjähriger Unterbrechung, vielleicht mit weniger künstlerischer Originalität, aber unstreitig mit gleicher Großartigkeit und mit nachhaltigerer Energie wieder an-

knüpfte, bis vor zwei Jahrhunderten der mit den österreichischen Siegen in Ungarn sich kundgebende politische Rückgang auch dort einen Stillstand zu Wege brachte. Die ungeheuern Einbußen, welche die Pforte seit dem Beginn des 19. Jahrh. durch die Losreißung Serbiens, Griechenlands, Bulgariens, Bosniens erlitten, haben Konstantinopel von neuem dahin gebracht, daß es sich nur als die Hauptstadt einer Hälfte der Balkanhalbinsel betrachten darf, und die Geschicke des oströmischen Kaiserreichs sich an ihm wiederholen zu wollen scheinen. Sollte aber die Katastrophe eintreten, und die militärische Entwickelung der Widersacher läßt den Gedanken an abermalige unabsehbare Verschleppung nicht aufkommen, so wird die herrlich gelegene Stadt, durch Eisenbahn und Dampfschiffe dem großen Weltverkehre erschlossen, keine dauernde Verödung zu befürchten haben, sondern vielmehr neuem Glanze entgegengehen. *(G. Rosen.)*

KONSTANZ (oder Kostnitz), Kreishauptstadt im badischen Kreise Konstanz, mit 13,580 Einwohnern (1880), liegt am Bodensee, wo der Rhein den obern mit dem untern See verbindet, und ist Endstation der Badischen Staatsbahn, der Schweizer Nationalbahn und der Linie Konstanz-Romanshorn der Schweizer Nordostbahn. Außerdem hat die Stadt auf dem Bodensee Dampferverbindung mit Friedrichshafen-Lindau-Bregenz, mit Ueberlingen-Ludwigshafen und auf dem Untersee und dem Rheine mit Schaffhausen. Die Stadt ist ziemlich weitläufig gebaut und mit der Vorstadt Petershausen jenseit des Rheins durch eine Brücke verbunden. Konstanz ist der Sitz eines Landescommissars, eines Landgerichts, Bezirksamts und Amtsgerichts. Ferner befindet sich hier eine Reichs-Oberpostdirection, Post- und Telegraphenamt, eine Garnison, ein Gymnasium, höhere Bürger- und höhere Mädchenschule. Die sehr gewerbthätige Bevölkerung producirt Tuche, Baumwollen- und Leinenwaaren, Essig, Cigarren. Auch findet sich eine Glockengießerei in Konstanz.

Unter den Kirchen ist vor allem der Dom hervorzuheben. In seinen ältesten Theilen (Gruftkirche) stammt derselbe wol aus dem 11. Jahrh.; die Säulen des Mittelschiffes, Monolithen, aus dem J. 1052, da Bischof Rumold die zusammengestürzte Kirche wiederherstellte, der übrige Bau ist aus dem 13.—16. Jahrh. Nachdem 1511 der Thurm durch Brand zerstört worden, wurde derselbe wieder aufgebaut und in den Jahren 1846—1858 durch eine gothische Pyramide gekrönt. Von der Plattform prächtige Aussicht auf die Alpen. — Die große Glocke von 1584 soll aus den beim Brand von 1511 geschmolzenen Glockengute gegossen worden sein. Der Haupteingang hat zwei Thüren mit Holzschnitzereien von Nikolaus Lerch aus dem J. 1470, auf 20 Tafeln Scenen aus dem Leben Jesu darstellend. Die große Orgel im Renaissancestile stammt aus dem J. 1520. Im Mittelschiffe wird eine Stelle gezeigt, auf welcher Joh. Huß bei seiner Degradation gestanden haben soll.

Während die südlichen Kapellen wenig Bemerkenswerthes darbieten, hat die erste der nördlichen Seitenkapellen beachtenswerthe Steinornamente, die zweite das Grabmal des Bischofs Otto von Sonnenberg, der 1477—1480 mit Ludwig von Freiburg um den bischöflichen Stuhl stritt. In der vierten Kapelle ist das Grabmal des Domherrn Andreas von Stein (gest. 1589), Werk des Bildhauers Hans Morink. In der Nähe befindet sich der einfache Denkstein des Generalvicars Heinrich von Wessenberg. Im nördlichen Seitenchore ist ein Steinbild „Mariä End" mit Bemalung aus dem 15. Jahrh. Nebenan führt eine schöne Steintreppe auf den obern Boden des Langhauses. Ueber dem Mittelaltare sind schöne Holzschnitzereien, daneben die Konradi-Kapelle mit einem leeren Sarkophage. Die Gebeine des heil. Konrad sollen sammt dem silbernen Sarge während der Belagerung durch die Schweden in den Bodensee versenkt worden sein. Der mittlere Chor hat beachtenswerthe Chorstühle von Nik. Lerch aus Straßburg. Auf dem Fußboden ist das Grabmal des Erzbischofs von Salisbury, Robert Hallum (gest. 1417), der eine Verbindung der Deutschen und Engländer zu gemeinsamen Reformen vor der Papstwahl beantragte. Die schönen Glasgemälde der drei Spitzbogenfenster des Mittelchors sind von Eggert in München ausgeführt. In der großen Sakristei ist eine Kreuzigung, werthvolles Altargemälde, das irrigerweise dem jüngern Holbein zugeschrieben wird. In den Grabkapellen des Kreuzganges ist ein im J. 1560 restaurirtes heil. Grab zu beachten, ferner Glasgemälde, gestiftet von Ten Brick, Fresken und Bischofsgräber.

Die Stephanskirche, ein gothisches Bauwerk edeln Stils aus dem 13.—15. Jahrh., mit Glasgemälden und Schnitzereien an den Altären. Die Reliefs im Chore, Scenen aus dem Leben Jesu darstellend, sind von Hans Morink, der auch das Sakramentshäuschen 1594 verfertigt hat. In der Augustinerkirche befindet sich ein Altarbild der konstanzer Malerin Ellenrieder und eine Kreuzabnahme von Christ. Storer.

Das ehemalige Dominikanerkloster auf einer Seeinsel, in welchem Huß vom 6. Dec. 1414 bis 24. März 1415 gefangen saß, ist 1875 zum eleganten Inselhotel umgebaut worden. Früher war eine Indiennefabrik in den Gebäulichkeiten des Klosters. Sehenswerth ist der ehemalige Kreuzgang mit Fresken aus dem 15. Jahrh.

Historisch merkwürdig ist das schwerfällige Kaufhaus mit dem sogenannten Conciliumssaale, in welchem 1417 die Papstwahl vorgenommen wurde. Die Wände weisen Fresken auf aus der Geschichte von Konstanz. Das letzte Bild ist eine Darstellung des Empfanges Kaiser Wilhelm's in der Stadt nach dem Kriege von 1870. In dem Hause befindet sich eine Alterthumshalle mit Gegenständen aus der frühern Zeit der Stadt und ihrer Umgebung.

Das Wessenberg-Haus, in welchem der Bisthumsverweser von Wessenberg gelebt hat und am 9. Aug. 1860 gestorben ist, enthält die Bibliothek, die Gemälde- und Kupferstichsammlung des Verstorbenen und gehört nunmehr der Stadt.

In dem frühern Zunfthause Rosgarten ist die städtische chorographische Sammlung untergebracht. Das sogenannte Rosgartenmuseum enthält vieles Denkwürdige

für Geschichte und Naturgeschichte der Gegend, z. B. Säle für die Baustilarten der Gegend, für Naturalien, für Geräthe und Verkehrsmittel.

Die Bürgermeisteramtskanzlei (Rathhaus) war früher ein Zunfthaus, dann die lateinische Schule und wurde 1592—1594 zur städtischen Kanzlei umgestaltet. Die Außenseite des Hauses wurde 1864 mit Fresken, Episoden aus der Geschichte der Stadt darstellend, bemalt, die von Wappen und Medaillons berühmter Konstanzer, wie des Reformators A. Blarer, Wessenberg's und der Malerin Ellenrieder umgeben sind. Der Hof ist eine der geschmackvollsten Bauten der Renaissancezeit. In der Kanzlei befinden sich die Handschrift von Ulrich von Richenthal's Chronik des Concils, städtische Chroniken, Glasgemälde u. s. w.

Auf dem obern Markte ist ein Haus mit der Inschrift Curia Pacis bezeichnet; hier soll Barbarossa mit den lombardischen Städten 1153 Frieden geschlossen haben. Auf dem Platze wurde der Burggraf von Nürnberg vom Kaiser Sigismund mit der Mark Brandenburg belehnt.

An dem Hause, in welchem Huß eingekehrt war, und wo er ergriffen wurde, ist sein Bild angebracht. Durch die westliche Vorstadt Paradies gelangt man auf den mit einem mächtigen Blocke bezeichneten Platz der Verbrennungsstätte des böhmischen Reformators.

In der Vorstadt Petershausen liegt das vom Bischofe Gebhard 953 gestiftete Kloster, das jetzt als Kaserne benutzt wird.

Die Abtei Kreuzlingen vor dem südlichen Thore liegt im Canton Thurgau und dient jetzt Schulzwecken. In der Kirche ist die von einem Tiroler aus Holz geschnitzte Passion zu beachten.

Konstanz, früher Constanz geschrieben (Kostnitz hat die Stadt nie geheißen; der Name rührt wol von den Böhmen her, die das mittelalterliche Costanz, Costenz so aussprachen), ist römischen Ursprungs. Angeblich durch Konstantin Chlorus oder Konstantin den Großen als Castell angelegt, wahrscheinlicher durch Valentinian oder Julian Apostata und zu Ehren seines Oheims benannt, erhielt es erst Bedeutung, als der Bischofssitz von Windisch (Vindonissa) um 560 hierher verlegt wurde. Schon 511 soll Fridolin ein Kloster hier errichtet haben. Irische Mönche errichteten im 7. Jahrh. vor der Stadt ein Schottenkloster. Durch die günstige Lage der Stadt angezogen, siedelten sich bald Großhändler hier an, dazu kamen der bischöfliche Lehnsadel und die Landsassen, sodaß Konstanz rasch aufblühte und namentlich seit den Kreuzzügen ein Stapelplatz des Handels wurde.

Die deutschen Kaiser verweilten gern in der Stadt. Karl der Große, Ludwig I., Otto II. waren in Konstanz und gaben den Bischöfen mancherlei Rechte. Heinrich III. hielt hier seine Rede gegen die Simonie und ordnete den allgemeinen Landfrieden an. Friedrich I. ließ sich in Konstanz von seiner Gemahlin scheiden und sagte Lodi seine Hülfe zu, wie er auch 1183 hier Frieden mit den lombardischen Städten schloß. Nach und nach wurden die Bürger selbständig, was zu Reibereien mit den Bischöfen führte, die sich Hoheitsrechte über die Stadt erworben hatten. Heinrich VI. sprach die Stadt von allen Abgaben an die Bischöfe frei. Im J. 1358 hielt Karl IV. einen Fürstentag in Konstanz. Im 14. Jahrh. kamen Judenverfolgungen und Aufstände der Zünfte gegen die Patricier vor. Großen Ruf erlangte die Stadt durch das Concil (1414—1418)); vgl. Concilien.) Im J. 1360 trat Konstanz dem Schwäbischen Städtebunde bei. Die Reformation wurde 1524 durch Ambros Blarer, früher Franciscanermönch in Alpirsbach, eingeführt. Der Bischof mußte mit seinem Kapitel die Stadt verlassen, da der größte Theil der Bürger sich der neuen Lehre zuwandte. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 reichte Konstanz mit den Städten Lindau, Memmingen und Straßburg die Confessio tetrapolitana zur Vermittelung im Abendmahlsstreite ein, die aber vom Kaiser und von den streitenden evangelischen Parteien nicht angenommen wurde. Die Weigerung, das Interim von 1548 anzunehmen, brachte die Acht über die Stadt, die von spanischen Truppen nach hartnäckigem Widerstande der Bürger eingenommen wurde. Nun begann die Zeit der Reaction und des Zerfalls der Stadt. Konstanz wurde dem Erzhause Oesterreich unterworfen und die Reformation gewaltsam unterdrückt. Die Kaufleute und reichen Gewerbtreibenden — die tela di costanza war in ganz Europa bekannt — wanderten aus, Jesuiten und Kapuziner zogen ein. Dem Antrage des schwäbischen Kreises, der Stadt die Reichsunmittelbarkeit wiederzugeben, widerstand Ferdinand I. Im Dreißigjährigen Kriege vertheidigte sich Konstanz tapfer gegen die Schweden, welche vom 30. Aug. bis 30. Sept. 1633 die Stadt belagerten. Im J. 1744 leistete Konstanz Karl VII. den Eid. Uebrigens sank die Stadt so sehr, daß in den Straßen Gras wuchs. Erst Joseph II. brachte eine Abhülfe, indem er mehrere hundert schweizer Colonisten — meist Uhrmacher — in die Stadt aufnahm, ihnen freie Religionsübung gestattete und manche Privilegien gab. Doch führten bald confessionelle Reibereien die meisten Eingewanderten wieder weg. Im Französischen Revolutionskriege wurde Konstanz 1796 und 1799 von den Franzosen besetzt. Im J. 1806 kam die Stadt an Baden. Die badische Regierung that alles, um Konstanz zu heben, Behörden wurden hierher verlegt, eine Garnison der Stadt gegeben; der Anschluß Badens an den Zollverein war von der besten Einwirkung auf die Hebung des Handels. Eine evangelische Gemeinde wurde gegründet, die eine schöne Kirche besitzt. Im J. 1863 wurde die Badische Bahn bis Konstanz geführt, 1871 an die Schweizer Bahnen der Anschluß erreicht.

Unter den Bischöfen sind hervorzuheben: Konrad der Gütige, der ein Spital in Konstanz stiftete, Gebhard II., der die Abtei Petershausen gründete, Heinrich IV., einer der prachtliebendsten Bischöfe der Stadt, der große Rechtsgelehrte Balthasar Märklin, Freund des Erasmus, Maximilian Christoph (gest. 1800), welcher die bildenden Künste beförderte und ein Naturaliencabinet anlegte. Der letzte Bischof war Karl Theodor von Dalberg, der Be-

schützer von Kunst und Wissenschaft, später Fürst-Primas und Großherzog von Frankfurt. Die Bischöfe residirten früher in Konstanz, wohnten aber seit Einführung der Reformation in Meersburg. Der letzte Bisthumsverweser war der edle Freiherr von Wessenberg. Im J. 1827 wurde der Bischofssitz nach Freiburg verlegt.

(*W. Höchstetter.*)

KOPAIS-SEE (*ἡ Κωπαὶς λίμνη*, heutzutage *λίμνη Τοπολίας*, oder auch nur *Λίμνη*) in Böotien, der größte See Griechenlands von 380 Stadien Umfang (*Strabo* p. 407), durch den Kephissos (Mavroneri) und einige kleinere Zuflüsse gebildet, die nach dem Euböischen Meerbusen zu, von dem sie durch das Kalkgebirge Ptoon auf eine Entfernung von 30 Stadien getrennt gehalten werden, nur unterirdische Abflüsse haben.

Im Sommer trocknet der größte Theil des fast durchgängig flachen Sees, dessen Ufer nur im Osten begrenzt sind, sonst überall beständig wechseln, ganz oder zum Sumpfe aus; nur die nördlichen Theile um die Stadt Kopä (Topolia) sind so tief, daß sie auch in den heißesten Jahren vom Wasser bedeckt bleiben. Die Ausdünstungen des sumpfigen Bodens verpesten aber die Luft so sehr, daß den größten Theil des Jahres Fieber in den Niederungen herrscht (*Pseudo-Dicaearch.* D. G. 1, 25; Müller, Orchom. p. 66) und nur eine dünne Bevölkerung in der Umgegend weilt.

Die Abflüsse des Sees finden durch unterirdische größere und kleinere Spalten (*καταβόϑραι*) statt, deren etwa 20 gezählt werden, die zu erweitern man schon im Alterthume den Versuch machte, nicht nur um die periodisch wiederkehrenden Ueberschwemmungen zu vermeiden, sondern um durch geregelte Entwässerung fruchtbaren Boden zu gewinnen und der Luftverpestung ein Ende zu machen. Denn nur 4 Katabothren führen jederzeit Wasser ab, die übrigen 16 liegen so hoch, daß sie nur bei eingetretener Regenzeit von dem Niveau des Sees erreicht werden.

Nach der Localsage der Thebaner (*Paus.* 9, 38, 6) waren die Spalten ursprünglich so weit, daß das ganze Wasser des Kephissos einen Abfluß durch sie fand, und auf dem Boden des späteren Sees standen mehrere Städte, Athenä und Eleusis (*Paus.* D. G. 9, 24, 2; *Strabo* p. 407), Arne und Mideia (*Strabo* p. 413; p. 59; vgl. p. 415): später wurden die Spalten durch ein Erdbeben verstopft (*Strabo* p. 406; nach *Paus.* 9, 38, 6; *Diod.* 4, 18 durch Herakles, der an den Minyern die Unterjochung der Thebaner rächen wollte), und durch eingetretene Ueberschwemmung gingen die Städte zu Grunde. Im äußersten Nordosten des Sees glaubt man (vgl. Forchhammer, Hellenika I, p. 170; Müller, Orchom. p. 54 u. a.) in etwa 16 Schachten Spuren von unvollendeten Arbeiten der alten Minyer zu finden, einen Abzugskanal des Kephissos zu bauen. Sicher ist, daß zur Zeit Alexander's des Großen ein Baumeister Krates aus Chalcis die Gänge systematisch zu erweitern begann, nach der Ueberlieferung mit großem Erfolg. Schon waren bedeutende Strecken trocken gelegt, in denen man die versunkenen Städte wieder zu erkennen glaubte (*Steph. Byz.* p. 35; *Diog. Laert.* 4, 4, 23), da wurde das Werk abermals unterbrochen, weil die umliegenden böotischen Städte sich zu zanken begannen, vermuthlich um den gewonnenen Boden und die Vertheilung der Kosten (*Strabo* p. 407). Reste des Unternehmens von Krates sind noch heute bei dem Dorfe Kokkino in der dortigen größten Katabothra zu erkennen. Im allgemeinen ist der heutige Umfang des Sees derselbe wie zu Strabo's Zeit, in dessen Tagen aber die Kephissosebene nach seinem eigenen Zeugnisse (p. 410) beinahe eine Wüste und menschenleer war, „während im Mittelalter unter der fränkischen Herrschaft der Zustand der Seeebene ein besserer gewesen sein muß, wie man aus einigen, an jetzt kaum zugänglichen Stellen befindlichen Thurmruinen schließen kann" (Bursian, Geogr. von Griechenland I, S. 199). Erst seit einigen Jahren sind die Arbeiten der Trockenlegung von einer Gesellschaft, die sich bedeutenden Vortheil von dem Unternehmen verspricht, wiederum energischer begonnen worden.

Unter den Producten des Sees zeichnen sich Flötenrohr und Binsen durch vorzügliche Güte aus (*Theophr.* hist. pl. 4, 11, 8; *Alciphr.* ep. 3, 49). Auf den höher gelegenen Theilen, die im Sommer frühzeitig austrocknen, wird Weizen gebaut, der im Alterthume wegen seines Mehlreichthums besonders geschätzt war (*Theophr.* hist. pl. 8, 4, 5; de caus. pl. 4, 9, 5); auch Reis- und Baumwollenbau wird viel getrieben; auf den Wiesen, auf denen die berühmte böotische Rossezucht gedieh (*Pseudo-Dicaearch.* D. G. 1, 13; Müller a. a. O. S. 78), weiden Rinder- und Schweineheerden. Die fetten Aale des Sees, deren Ausbleiben die athenischen Feinschmecker im Peloponnesischen Kriege so ungern verschmerzten, sind aus Aristophanes (Ach. 880 seq.; Pac. 1005; vgl. *Athen.* p. 27 E.; p. 71 B.; 295 C.; 297 C.; 622 F.) bekannt.

Ursprünglich, sagt Strabo p. 411, gab es keinen gemeinsamen Namen des Sees, sondern die einzelnen Theile wurden nach den ihnen zunächst gelegenen Städten benannt, Haliartis nach Haliartus, Kopais nach Kopä u. s. f. Allmählich aber wurde der Name Kopais der herrschende, weil bei Kopä die tiefste Stelle des Sees sich befindet, die auch im heißesten Sommer nicht austrocknet. Doch behielt der vom Kephissusflusse herrührende Name Kephisis stets auch Geltung. Nicht nur Homer bringt ihn Il. 5, 709 und Pindar Pyth. 12, 27; fragm. inc. 14, selbst Pausanias nennt den See regelmäßig noch Kephisis D. Gr. 9, 13, 3; 9, 24, 1; 9, 34, 5; 9, 38, 6. Vgl. Suid. und Hesych. s. v.; Et. M. p.; 500, 21; p. 512, 17.

(*W. Sieglin.*)

Kopaivabalsam, s. Copaivabalsam.

Kopal, ein Harz, s. Copal.

KOPCZYŃSKI (Onuphrius), geboren den 30. Nov. 1735 in Czerniejewo in Großpolen, trat 1752 in den Priesterorden und besuchte die Schulen in Warschau und Podoliniez, wo er die Gelübde ablegte; seit 1756 unterrichtete er in Radom, Piotrkow, Rzeszow und in andern Schulen; seine bevorzugte Lektüre bildeten römische und polnische classische Autoren. Als Mentor eines

jungen Edelmanns (Wislocki) ging er ins Ausland, besuchte Wien, Paris und andere Bildungsstätten. Zurückgekehrt, wurde er Lehrer am Collegium nobilium in Warschau, ordnete die Bibliothek daselbst und wurde auf den Vorschlag Ign. Potocki's Mitglied der der Unterrichtscommission unterstellten Gesellschaft zur Beschaffung mustergültiger Elementarbücher. Im J. 1780 schrieb er im Auftrage dieser eine Grammatik für Nationalschulen: „Gramatyka dla szkół narodowych“ in drei Theilen, welche als Schulbuch allgemein eingeführt wurde; 1785 erschien ein Auszug daraus: „Układ gramatyki dla szkół narodowych“, später, 1806, „Treść gramatyki polskiéj“ in Wilna. Nach der dritten Theilung Polens mußte Kopczyński in die Verbannung gehen; er lebte mehrere Jahre in Mähren und Böhmen und lernte die czechische Sprache kennen, wobei er vielfach Veranlassung fand, auf die Eigenthümlichkeiten seiner Muttersprache näher einzugehen. Nachdem ihm auf die Verwendung des Fürsten Ad. Czartoryski, des Ministers Alexander's I., die Rückkehr nach Warschau bewilligt worden, nahm er den Ruf der preußischen Regierung zur Uebernahme des Ephorats an, ein anderes Anerbieten als Religionslehrer am Lyceum mitzuwirken, lehnte er ab. Bald wurde er Provinzial der Piaristencongregation und Mitglied der Unterrichtskammer (Izba edukacyjna), und als solcher gab er 1806 „Grammaire polonaise pour les Français“ heraus, die er Napoleon widmete. Kurz vor seinem Tode (1817) gab er sein Werk „Gramatyka języka polskiego“ in den Druck, das erst nach seinem Tode 1817 erschienen ist. Der König Poniatowski ehrte ihn durch eine Medaille bene merentibus, die Mitbürger kurz vor seinem Tode im Jahre 1816 durch eine goldene Medaille mit der Inschrift: za gramatykę języka polskiego wdzięczni ziomkowie. Außer den genannten grammatischen Werken schrieb er noch grammatische Abhandlungen: „O duchu języka polskiego“ im 4. Bande der „Roczniki (Jahrbücher) Towarzystwa Przyjaciół Nauk“, in Warschau vom J. 1804; „Poprawa błędów w ustnéj i pisanéj nauce polskiéj“ 1808; ferner „Elementarz dla szkół parafijalnych narodowych, zawierający naukę czytania i pisania“ 1784; außerdem auch Broschüren pädagogischen und politischen Inhalts, von deren letztern die meiste Aufmerksamkeit auf sich lenkten: „Wiersz bohatyrski do niedowiarków“ 1792, in welchem er gegen die Furchtsamen auftritt, welche die gänzliche Vernichtung des politischen Bestehens von Polen befürchteten, und „Kalendae Octobres“ 1814, in welchen er die Gerechtigkeit des Congresses in Wien für Polen anrief.

In dem älteren grammatischen Hauptwerke von 1780 handelt der erste Theil von den wichtigsten Elementen der lateinischen und polnischen Sprache (die acht Redetheile), der zweite Theil behandelt die vollständige Flexion, der dritte die Wortbildung (Stammbildung) und die Syntax, in allen Theilen schließt sich die Grammatik des Polnischen an die lateinische an und jedem Theile sind Anmerkungen beigefügt, in denen gewisse Gesichtspunkte und beachtenswerthe Erscheinungen des Polnischen behandelt werden. Kopczyński fußte auf Statorius, Roter, Meniński u. a. und verfolgte praktische Gesichtspunkte, wobei das Latein als Leitfaden diente. Das Bestreben des Verfassers war, dahin zu wirken, daß das Polnische correct gesprochen und geschrieben werde; er empfahl zu diesem Zwecke das Studium der polnischen Schriftsteller des 16. Jahrh., der alten Lexica, den Umgang mit gebildeten Landsleuten und schließlich das Studium der Grammatik, deren Nothwendigkeit für die Erlernung der Muttersprache seinen Zeitgenossen zum Verständniß gebracht zu haben, welche dergleichen für überflüssig hielten, sein bleibendes Verdienst ist. Bei der Behandlung bestimmter Erscheinungen des Polnischen in den Abhandlungen suchte er dieses Bedürfniß noch näher zu legen.

Während die Grammatik von 1780 nur in Verbindung mit dem Latein behandelt wurde, bietet die posthume Grammatik von 1817 ein systematisches Lehrbuch der polnischen Sprache in drei Theilen: das Aeußere der polnischen Sprache, die elementare Grammatik (die hörbare Seite der Sprache); das innere Wesen der Sprache, Anleitung zum richtigen und verständnißvollen Gebrauch des lexikalischen und grammatischen Vorraths des Polnischen (die gedankliche Seite); die Schriftkunde, Grundsätze und Regeln der Orthographie (die sichtbare Seite der Sprache). Für die Schule waren der erste und dritte Theil der wichtigste. In jenem vermißt man noch eine Lautlehre; in den wenigen Brocken aus der Lautlehre, die der Verfasser von der Formlehre nicht trennt, spricht er von Diphthongen und Triphthongen; er kennt nur wenige Lautregeln, Elision, Kürzung, Erweiterung der äußern Form, so werden die Endungen der subst. masc. e, i, y als Kürzungen von owie erklärt. Der pädagogische Zweck, den der Verfasser vornehmlich in dem ersten Theile verfolgt, ließ ihn mit Lauten beginnen, von diesen zu Silben und weiter zu Worten schreiten, die er nach den acht Redetheilen durchnimmt, um schließlich über das Verhältniß der Worte zueinander, d. h. die Syntax zu sprechen, ohne dabei die Bedeutung und den Gebrauch der Conjunctionen zu erklären. Er beginnt seine Grammatik mit kleinen Lesestücken, gibt dabei Andeutungen, wie man mit Kindern beim Aussprechen der einzelnen Laute anzufangen habe, ferner darüber, wie man richtig syllabiren solle, erklärt Abkürzungen und römische Zahlen, gibt Vorschriften darüber, wie man nicht sprechen soll und welche Ausdrucksweisen correct sind — auf Schritt und Tritt läßt er sich von praktischen Gesichtspunkten leiten und betont, daß das richtige Sprechen und Schreiben die Hauptsache und daß die Aufgabe der Grammatik sei, die Fehler zu corrigiren, welche in der Umgangssprache oft gemacht würden; darüber schwebt ihm eine höhere Aufgabe, die vielen Eigenthümlichkeiten der Sprache zu registriren und ihren Reichthum zu zeigen. Der zweite Theil, der über die Bedeutung der Wörter, deren Kategorien und Anwendung in der Rede (Syntax) handelt, gibt sehr beachtenswerthe Winke über die Quellen und die richtige Behandlung des Wortvorraths, während der dritte Theil, die Orthographie, noch die Rathlosigkeit und das

Schwanken in orthographischen Fragen aus einer Zeit zeigt, wo die alte seit dem 16. Jahrh. übliche orthographische Praxis verlassen war. (*W. Nehring.*)

KOPEKE (eigentlich Kopéika) heißt eine zuerst um 1538 in Rußland geprägte geringwerthige Münze, welche ihren Namen von der Figur des Zaren zu Pferde und mit der Lanze (копье) in der Hand empfing, die gewöhnlich auf der einen Seite dieser Münze abgebildet erschien. Zu Anfang gab es nur Silberkopeken, für welche später festgesetzt wurde, daß 100 einen Rubel ausmachen sollten; ferner hatte man kupferne Den'gen, Denuschken, Deneschken oder halbe Kopeken und Poluschken oder Viertelkopeken sowie aus Silber 3-, 4-, 5-, 10-, 15-, 20-, 25-, 30- und 50-Kopekenstücke. Seit 1655 prägte man Kopeken in Kupfer aus, unter denen die altsibirischen (d. h. die 1764—1781 lediglich für den Umlauf in dem damaligen sibirischen Gouvernement geprägten Stücke) sowol von Münzkundigen wegen ihrer Seltenheit als von Goldarbeitern wegen ihres Beigehalts von edlem Metall und von den Fabrikanten Leonischer Waaren wegen des guten Kupfers und des vortheilhaften Preises (schweren Münzfußes) besonders gesucht werden. Von den ältesten Stücken zu $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Kopeken prägte man bis um 1700 aus dem Pud oder 40 russ. Pfund Kupfer für $12\frac{4}{5}$ Rubel, seit 1701 für $15\frac{2}{5}$ Rubel, von der sogenannten sibirischen Kupfermünze 25 Rubel; von 1730—1754 10 Rubel, von 1755—1757 8 Rubel; von 1757—1762 16 Rubel; im J. 1762 32 Rubel, von 1763—1780 16 Rubel, von 1781—1810 (Stücke zu 5, 2, 1, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Kopeken) ebenfalls 16 Rubel, von 1811—1832 (Stücke zu 2, 1 und $\frac{1}{2}$ Kopeken) 24 Rubel, von 1832—1839 (Stücke zu 10, 5, 2 und 1 Kopeken) 36 Rubel; nach dem Ukas von 7./19. Juli 1839 und bis um 1849 (Stücke zu 3, 2, 1, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Kopeken) 16 Rubel; zuletzt nach dem Ukas vom 3./15. Juni 1849 und bis um 1867 (Stücke zu 5, 3, 2, 1, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Kopeken) 32 Rubel Nennwerth, sodaß das Fünfkopekenstück der letzten Kategorie 6 Solotnik oder 576 Doli = 25,5945 Gramm schwer war, die kleineren Stücke nach Verhältniß. Seit 1770 (namentlich gemäß der Münzordnung von 1811) und bis Ende 1839 repräsentirten die Kupfermünzen die damalige, seit ungefähr 1780 im Preise gegen Silbergeld veränderliche, allmählich immer tiefer gesunkene Bankassignationen-Valuta, welche die herrschende Währung bildete und trotz der Einziehung des ihr zu Grunde liegenden Staatspapiergeldes rechnungsmäßig zum Theil noch viel länger beobachtet wurde, eine Valuta, in welcher seit 1. Juli 1839 gesetzlich 350 Kopeken oder $3\frac{1}{2}$ Papierrubel (Rubel Banco) = 1 Silberrubel galten.

Die älteren Kupfermünzen verschwinden mehr und mehr aus dem Umlaufe, und das wird bezüglich der reinen russischen Kupfermünze zunehmend der Fall sein, da jetzt infolge des Ukas vom 21. März (2. April) 1867 die geringere Scheidemünze in Bronze ausgeprägt wird. Von dieser Bronzemünze schlägt man Stücke zu 5, 3, 2, 1, halben und Viertelkopeken, und zwar aus dem Pud Bronze 50 Silberrubel Nennwerth oder 5000 Kopeken, wobei aber das Gewicht der verschiedenen Massen mit Weglassung der Bruchtheile in ganze Doli abgerundet wird, sodaß das Stück zu 5 Kopeken 368 Doli (= 16,352 Gramm, statt nach jener Grundlage 368,64 Doli oder 16,3805 Gramm), das Stück zu 3 Kopeken 221 Doli (= 9,820 Gramm), das Stück zu 2 Kopeken 147 Doli (= 6,532 Gramm), das Stück zu 1 Kopeke 73 Doli (= 3,244) Gramm, das Stück zu $\frac{1}{2}$ Kopeke 36 Doli (= 1,600 Gramm), das Stück zu $\frac{1}{4}$ Kopeke 18 Doli (= 0,800 Gramm) wiegt. Die Prägung der vorgedachten Bronzemünzen war bereits durch einen Ukas vom 3. April 1860 verfügt worden. Man ist nicht gehalten, von dieser Münzgattung für mehr als 3 Rubel oder 300 Kopeken in einer Zahlung anzunehmen, dagegen haben die Staatskassen dieselben als Zahlung für Steuern, Gebühren und Lasten in jedem Betrage zum Nennwerthe anzunehmen. — Als $\frac{1}{100}$ des Silberrubels hat die Kopeke einen Geltungswerth von 3,2393 oder ziemlich $3\frac{1}{4}$ Pfennig jetziger deutscher Währung, wenn man die deutsche Goldmark, wie amtlich und im Verkehr geschieht, zu $\frac{1}{3}$ Thaler früherer norddeutscher Währung rechnet. (*F. Noback.*)

KOPENHAGEN (dän. Kjöbenhavn, schwed. Köpenhamn, engl. franz. Copenhague), Hauptstadt des Königreichs Dänemark, liegt an dem hier 25 Kilom. breiten Sunde (Oeresund) zu beiden Seiten des schmalen Meeresarmes, welcher die kleine Insel Amager von Seeland trennt. Die Sternwarte liegt unter 55° 41′ 13″ n. Br. und 10° 14′ 30″ ö. L. von Paris (12° 34′ 40″ Greenwich). Die Stadt liegt auf ganz flachem Boden, welcher zum Theil erst dem Meere abgezwungen wurde, und präsentirt sich daher weder von der See- noch Landseite in besonderer Weise. Den Mittelpunkt des heutigen Kopenhagen bildet der Königs-Neumarkt (Kongens Nytorv), ein großer, unregelmäßiger Platz, von welchem die Hauptverkehrsstraßen und die sämmtlichen Pferdebahnlinien ausgehen, an der Grenze des nordöstlichen, regelmäßig gebauten jüngern Theils der Innenstadt und der unregelmäßigen, geschäftsreichen Altstadt im Südwesten. Beide werden im Halbkreise von den Gräben der alten Befestigungen umschlossen, grenzen östlich an den Hafen, südlich wird noch die Schloßinsel mit umfaßt, und jenseits des Hafens schließt sich das Viertel Christianshavn an, welches noch von den alten Befestigungen umgeben ist. Die Innenstadt zerfällt in die Viertel Strand-, Frimands-, Snarens-, Vester-, Nörre-, Klädebo-, Rosenberg-, Oester-, St.-Annä-Oester-, St.-Annä-Vester-Quartier. Jenseit der alten Festungsgräben findet sich noch ein zweiter Zug von Wasserbecken: Sortedams Sö, Peblinge Sö, St.-Jörgens Sö, jenseit derer das Viertel Oester- und Nörrebro, sowie südlich davon Vesterbro anschließt. Daran grenzt endlich westlich Frederiksborg, welches zwar rechtlich eine besondere Gemeinde bildet, in der That aber doch ein Theil von Kopenhagen ist. Eigenthümlich ist die Verschiebung der Himmelsgegenden, welche in den Benennungen so oft hervortritt, sodaß z. B. Oesterbrogade direct nördlich hinausführt, Nörrebrogade fast nach Westen. Dieselbe erklärt sich dadurch, daß ursprünglich der Gammeltorv den Mittelpunkt bildete, von dem Vestergade,

Nörregade, Oestergade ausgingen; die an letztere anschließenden Straßenzüge wurden durch die Uferlinie nach Norden abgelenkt.

Kopenhagen besitzt verhältnißmäßig wenig hervorragende Gebäude; mit wenigen Ausnahmen sind dieselben im Renaissancestile erbaut, bei den älteren machen sich holländische Einflüsse stark bemerkbar; es sind meist Ziegelrohbauten in diesem Charakter, die späteren sind fast durchaus italienisch. Aus der romanischen Zeit sind nur noch ganz vereinzelte Reste vorhanden, wie der runde Thurm.

Unter den Kirchen ist zuerst zu nennen die Frauenkirche, die Metropolitankirche des Landes, von Hansen erbaut, nachdem die alte 1807 zusammengeschossen war, im Centrum der Altstadt gelegen. Das Aeußere dieses italienischen Renaissancebaues ist ziemlich nüchtern, nur der Haupteingang ist durch eine Giebelgruppe von Thorwaldsen (Johannes der Täufer in der Wüste predigend) und die Statuen von Moses und David (von Bissen, beziehentlich Jerichau) geschmückt. Das ebenfalls ziemlich einfach gehaltene Innere besitzt seinen unvergleichlichen Schmuck in den Statuen Thorwaldsen's: Christus und die 12 Apostel, sowie der das Taufbecken tragende kniende Engel.

Von den übrigen Kirchen sind nur noch die Trinitatiskirche und die Erlöserkirche wegen ihrer Thürme bemerkenswerth, welche eine vorzügliche Ansicht der Stadt und ihrer Umgebung bieten. Auf den ersteren, den „runden" Thurm, führt ein mit Ziegeln gepflasterter Schneckengang, auf letzteren eine Wendeltreppe außen herum. Die 1795 abgebrannte Nikolaikirche ist nicht wieder aufgebaut worden, der Thurm wird als Wartthurm benutzt. Zu erwähnen ist noch die großartig gedachte, nördlich vom Kongens Nytorv gelegene Marmor- oder Friedenskirche, zu welcher Friedrich V. 1749 den Grundstein legte; der Bau wurde 1767 durch Struensee sistirt wegen der großen Kosten. Jetzt wird wieder daran gebaut.

Das königliche Residenzschloß, Christiansborg, auf einer Insel (Slotholm) gelegen, am 3. Oct. 1884 durch Brand zerstört, war nach dem Brande von 1794 durch Hansen im toscanischen Palaststile aufgeführt, 1828 vollendet. Seine nach dem Schloßplatze gewendete Nordostfaçade hatte eine Länge von 115,3 Met., die anstoßenden Seitenflügel waren 121,8 Met. lang. In den Nischen auf beiden Seiten des Portals die von Thorwaldsen entworfenen kolossalen Bronzefiguren des Hercules, der Minerva, Nemesis und des Aesculap. Reliefs desselben Künstlers schmückten das Frontispice und das Portal. Abgesehen von den Sammlungen war unter den Räumen des Schlosses besonders hervorzuheben der prachtvolle Rittersaal (27,7 Met. lang, 16,3 Met. breit, 13,2 Met. hoch) mit dem Ceres- und Bacchuszuge von Bissen im Fries, das Vorzimmer desselben mit dem Thorwaldsen'schen Alexanderzuge, und das Throngemach. Ein Theil des Schlosses enthielt die Gemäldegalerie, die Räume des Reichstages und des obersten Gerichtshofes. Daran schließen sich Ueberreste des alten Schlosses Christian's VI. mit dem großen Reithause, Ställen, dem Hoftheater, endlich die Hofkirche. Weiter südöstlich hängen damit zusammen die Ministerien, das geheime Archiv, die große königliche Bibliothek und das Zeughaus.

An der Nordwestseite des Schlosses liegt das Thorwaldsen-Museum, 1839—48 von Bindesböll im Stile etruskischer Grabbauten ausgeführt; in demselben ruhen die Gebeine des großen Künstlers. Ueber dem säulengetragenen Giebel der Hauptfaçade steht eine Siegesgöttin von Bissen.

Das sehenswertheste Schloß in Kopenhagen ist Rosenborg, im holländischen Renaissancestile (dem sogenannten Stile Christian's IV., den auch die Börse und Schloß Frederiksborg zeigen), seit 1604 durch Inigo Jones erbaut und mit drei Thürmen geschmückt, deren höchster 100 Met. erreicht. Es war fast 100 Jahre lang zeitweise Residenz der dänischen Herrscher, die Zimmer sind zu großen Theil noch im damaligen Geschmacke erhalten, namentlich das Schlafzimmer, in welchem Christian IV. starb. Stilgemäß mit den alten Kaminen und Möbeln eingerichtet, enthalten sie eine sehr vollständige Sammlung von historischen Gegenständen und Kostbarkeiten, Waffen, Trachten, Orden u. s. w. Zu dem Schlosse gehört der Park Rosenborg-Have mit schönen alten Bäumen und Sculpturen.

Das dritte Schloß in Kopenhagen ist Amalienborg, eigentlich vier getrennte Paläste, welche den achteckigen Frederiksplads einschließen mit der Reiterstatue Friedrich's V. Sie dienen als Wohnung für die Familie des Königs, des Kronprinzen, der Königin Witwe und des Ministeriums des Aeußern.

Von andern öffentlichen Gebäuden sind zu nennen: die Börse, niederländische Renaissance, mit einem eigenthümlichen Thurme; das Universitätsgebäude gegenüber der Frauenkirche mit dem anschließenden, vorzüglich eingerichteten neuen Gebäude der Universitätsbibliothek und dem zoologischen und mineralogischen Museum; die Synagoge; die Sternwarte auf der ehemaligen Rosenborgbastion mit einer Statue Tycho Brahe's; daran anschließend der botanische Garten; westlich davon das große Communehospital. Ferner am Nytorv das Rath- und Gerichtshaus (Rad-og Domhus) von Hansen 1815 erbaut, im Giebel die Anfangsworte des alten jütischen Gesetzbuches von 1241 tragend: Mit Gesetz soll man Land bauen (Med Lov skal man Land bygge); endlich das Nationaltheater, ein stattlicher Renaissancebau an der Südseite von Kongens Nytorv, 1874 durch Petersen und Dahlerup erbaut.

Nachdem Kopenhagen infolge der klugen Neutralität Dänemarks während der mannichfachen Verwickelungen der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte, brachten die schweren Unglücksfälle Anfang dieses Jahrhunderts in Verbindung mit der finanziellen Calamität des ganzen Landes die Stadt wesentlich zurück. Erst nach 1830 hatte sie sich einigermaßen erholt und seitdem ist sie in stets wachsendem Aufblühen begriffen. Im J. 1801 zählte sie 100,975 Einwohner, 1850 bereits 129,695

1870 schon 181291, endlich nach der Zählung vom 1. Febr., 1880: 234,850 Einwohner. Unter diesen waren in Kopenhagen geboren 127,519; zur protestantischen Kirche gehörten 228,661, unter den 6189 übrigen sind 1156 Katholiken und 3030 Juden. Eigentlich muß aber bei der Einwohnerzahl der Stadt noch das angrenzende Frederiksborg mit 26,510 Einwohnern mitgerechnet werden; es bildet zwar eine selbständige Gemeinde, ist aber vollständig mit Kopenhagen verwachsen. Das Areal der Stadt Kopenhagen beträgt innerhalb der alten Wälle 440 Hekt., außerhalb 1760 Hekt. Land, dazu kommen mit Einschluß des Hafens 2335 Hekt. Wasserfläche. Die Anzahl der Gebäude ist 6118 (1881).

Da die Bevölkerung des ganzen Staats 1,969,039 E. beträgt, so überragt Kopenhagen mit 11,9 Proc. der Gesammtbevölkerung das Land in einem Maße wie keine andere europäische Hauptstadt, nur London kommt ihm mit 10,9 Proc. einigermaßen nahe. Rechnet man noch Frederiksborg hinzu, so erhält man sogar 13¼ Proc. (wogegen freilich London im Umfange der Metropolitan and City Police Districts 13½ Proc. erreicht). Noch mehr tritt die herrschende Stellung Kopenhagens hervor, wenn man es mit der gesammten Stadtbevölkerung Dänemarks vergleicht, von welcher es 42,6 Proc., mit Frederiksborg 47,4 Proc. ausmacht. Man kann schon hieraus errathen, daß diese Oberherrschaft sich ebenso in Beziehung auf geistiges Leben zeigen wird, und in der That ist es in dieser Hinsicht geradezu der Mittelpunkt des skandinavischen Nordens.

An der Spitze der wissenschaftlichen Institute steht die Universität, 1479 durch Christian I. gestiftet, 1788 neu organisirt. Sie ist in 5 Facultäten getheilt und zählt ungefähr 70 Professoren und über 1000 Studirende. An dieselbe schließt sich die Universitätsbibliothek mit über 200,000 Bänden und 4000 Handschriften (namentlich altpersisch und indisch). Die königliche Bibliothek, im Schlosse Christiansborg untergebracht, ist eine der reichsten Europas, mit 550,000 Bänden und mehr als 20,000 Handschriften. Sie wurde durch Friedrich III. gestiftet.

Eine der bedeutendsten Sammlungen ihrer Art, nur von der stockholmer erreicht, ist das Museum nordischer Alterthümer. Im J. 1807 auf Anregung des Professors Nyerup gegründet, wurde sie durch den unermüdlichen C. J. Thomsen auf ihre Höhe erhoben und steht jetzt unter der Leitung Worsaae's. Sie zerfällt in fünf Abtheilungen: Gegenstände aus der Steinzeit (meist aus den Kjökkenmöddinger herrührend), aus der Bronzezeit, aus der Eisenzeit (namentlich Moorfunde), aus dem Mittelalter, aus der Neuzeit (bis gegen 1660) und ist von außerordentlicher Wichtigkeit für die Urgeschichte Skandinaviens.

Ebenbürtig steht neben dieser Sammlung das ethnographische Museum, eins der reichsten Europas, eine Schöpfung desselben Thomsen.

Neben diesen sind noch zu erwähnen: die nicht sehr bedeutende königliche Antikensammlung und die reiche königliche Münz- und Medaillensammlung. Mit der Universität verbunden sind noch das mineralogische und das zoologische Museum, letzteres namentlich für die Naturgeschichte des Walfisches das vollständigste; ferner das anthropologische Museum und die chirurgische Akademie.

An wissenschaftlichen Instituten sind ferner zu nennen: die polytechnische Lehranstalt, 1829 eröffnet, ihr erster Director war Oerstedt; ferner die Veterinärschule, 1773 von Abildgaard gestiftet, die Landbauhochschule, die Offizierschule, Seeoffizierschule, Navigationsschule, die Schule der technischen Gesellschaft.

An Kunstsammlungen ist Kopenhagen ebenfalls reich. Obenan steht unter denselben das Thorwaldsen-Museum, 1846 eröffnet. Es enthält von des Künstlers Hand 80 Statuen, über 220 Reliefs und 130 Büsten, daneben sämmtliche vorhandene Skizzen und Zeichnungen zu seinen Werken, endlich die von ihm gesammelten Kunstsachen und Bücher. Es gewährt einen schönen Einblick in das Schaffen und Leben des Meisters.

Die Gemäldesammlung umfaßt an 700 Bilder, die meisten der holländischen Schule angehörig, daneben Werke der älteren italienischen, spanischen, deutschen und vlämischen Schule. Die an 250 Bilder zählende dänische Abtheilung gibt einen guten Ueberblick über die Leistungen der Dänen auf diesem Gebiete.

Reich an Bildern der niederländischen Schule ist auch die 150 Nummern zählende Gräflich Moltke'sche Gemäldesammlung. Die königliche Kupferstichsammlung mit über 80,000 Stichen besitzt namentlich werthvolle Blätter von Dürer. Der Pflege der bildenden Künste gewidmet ist die Kunstakademie, 1754 begründet und 1814 neu fundirt.

An der Spitze der zahlreichen wissenschaftlichen und Kunstvereine steht die dänische Gesellschaft der Wissenschaften, gegründet 1742, und die königliche Gesellschaft für Alterthumskunde, welche seit 1825 eine hervorragende Wirksamkeit entfaltet hat und namentlich durch Mitglieder wie Thomsen, Rafn, Finn Magnusen, Petersen und Worsaae glänzt. Auch die Musik hat hier stets sorgsame Pflege gefunden.

Wie der höhere, so ist auch der Volksunterricht in Kopenhagen wohl gepflegt; in 148 Schulen finden sich 24,812 Schüler; 11 Hospitäler und Krankenhäuser, darunter das großartige Communehospital mit 800 Betten, dienen der Krankenpflege. Eine städtische Gasanstalt, 1857 eröffnet, und die in Frederiksborg im Söndermarken-Parke gelegenen Wasserwerke versorgen die Stadt. Den Verkehr unterhalten 296 Droschken, mehrere Omnibuslinien und ein Pferdebahnnetz von 27,8 Kilom. Länge. Den Landverkehr vermitteln die seeländische Nordbahn (Helsingör), Westbahn (Roeskilde-Korsör mit Anschluß nach dem Festlande über Fünen und direct nach Kiel) und Südbahn (mit Anschluß nach den südlichen Inseln und nach Rostock). Dieselben beförderten 1881 aus Kopenhagen 631,352 abgehende und 632,113 in Kopenhagen ankommende Reisende, außerdem beförderte die fast nur dem Vergnügungsverkehre dienende Klampenborger Localbahn 1,215,738 Personen. Der Güterverkehr der Bahnen

belief sich auf 4,286,871 Ctnr. eingehend und 2,572139 Ctnr. ausgehend.

Der Landverkehr spielt aber in dieser Stadt nur eine untergeordnete Rolle, sie ist mehr als irgendeine europäische Hauptstadt Seehandelsplatz, auch mit ihren Hinterländern steht sie mehr zur See als zu Lande in Handelsverbindung. Neben ihrer ausgezeichneten Lage am besten Eingange des Ostseebeckens verdankt sie diese Stellung ihrem vorzüglichen, jederzeit zugänglichen Hafen. Derselbe wird durch den Meeresarm gebildet, welcher Amager von Seeland trennt, und zerfällt in einen innern und äußern Hafen, welche durch den Zollhausbaum (Toldbodshommen) getrennt werden. Der äußere Hafen oder Rhede wird gegen den Sund begrenzt durch die Inseln, welche die Batterien Trekroner und Lynetten tragen. Der innere erstreckt sich mit einer Tiefe von 6—7,5 Met. 1820 Met. lang bis zur Knippelsbro, welche den südöstlichen Stadttheil Christianshavn mit der Schloßinsel verbindet. Oestlich neben dem Handelshafen erstreckt sich, durch eine 1020 Met. lange schwimmende Brücke getrennt, der etwa 7 Met. tiefe Kriegshafen, Flaadens Leie oder Orlogshavn, an welchen sich auf den kleinen nördlich von Christianshavn liegenden Inseln die Arsenale und Werften der Kriegsmarine anschließen. In dem Handelshafen finden sich Anlegeplätze von 3,25 bis 5,85 Met. Wassertiefe für die ausländischen Dampfer am Zollhause (Toldbod), für die einheimischen Dampfer an der Havnegade und an der parallel zum Ufer hinausgebauten Qvästhusbro. An den innern Hafen schließen sich noch schmälere Wasserarme an, die südliche Fortsetzung der Meerenge zwischen Knippelsbro und Langebro, ferner der bis an Kongens Nytorv reichende Nyhavn, die die Schloßinsel einschließenden Kanäle, und endlich derjenige, welcher Christianshavn seiner ganzen Länge nach durchschneidet. Dieselben bieten noch Anlegeplätze mit 2 bis 4,25 Met. Wassertiefe, sämmtliche Brücken sind daher als Zugbrücken eingerichtet. Die südliche Fortsetzung des Meeresarmes, Kalleboſtrand, 1200 Met. breit in der Nähe von Kopenhagen, ist so seicht, nur mit einer schmalen Fahrrinne von 2—3 Met., daß die Stadt von dieser Seite gegen Angriffe zur See vollkommen gedeckt ist; nur einzelne kleine Küstenfahrzeuge kommen von dieser Seite.

Der Verkehr Kopenhagens zur See ist ein recht bedeutender. Die eigene Handelsflotte der Stadt bestand im J. 1880 aus 298 Segelschiffen mit 35,150$\frac{1}{2}$ Tonnen Gehalt und 129 Dampfern mit 43,705 Tonnen und 10,074 Pferdekräften. Ein Vergleich mit frühern Jahren ergibt hierbei eine Abnahme der erstern, welche aber durch die Zunahme der Dampfer namentlich im Laderaume weit überboten wird, ein Zeichen der Prosperität.

Der gesammte Verkehr belief sich in demselben Jahre auf 16,059 Schiffe mit 859,547 Tonnen eingehend und 16,870 Schiffe mit 374,958 Tonnen ausgehend. Darunter waren: vom Auslande kommend 5782 Segelschiffe und 5033 Dampfer mit 321,559 bez. 390,634 Tonnen Ladung, vom Inlande kommend 3550 Segelschiffe und 1694 Dampfer mit 69,971 bez. 77,383 Tonnen. Es gingen nach dem Auslande 5671 Segelschiffe und 5076 Dampfer mit 43,786 bez. 179,393 Tonnen, nach dänischen Häfen 4125 Segelschiffe und 1998 Dampfer mit 42,865 bez. 108,914 Tonnen.

Von den 17,648,853 Ctnr. eingeführter Waaren waren zum Consum bestimmt 15,977,200 Ctnr., unter den 4,694,625 Ctnr. ausgeführter Waaren befanden sich 2,867,116 Ctnr. einheimische und 1,827,509 fremde Producte.

Die Hafeneinnahmen betrugen 932,627,49 Kronen, die Ausgaben 912,677,86 Kronen. Die gesammten Einnahmen und Ausgaben der Stadt im J. 1880 beliefen sich auf 5,456,601 bez. 5,607,736 Kronen.

Einen wesentlichen Antheil an dem regen Seeverkehre haben die regelmäßigen Dampferlinien, welche Kopenhagen mit einer großen Anzahl von Plätzen im In- und Auslande verbinden. Obenan stehen namentlich im Inlandsverkehre die Linien der Forenede Dampskibsselskab; ihre Schiffe gehen fünfmal täglich nach den Sundstationen bis Skodsborg, dreimal nach Helsingör und Helsingborg, dreimal nach Landskrona, siebenmal nach Malmö (kürzeste Verbindung zwischen Schweden und dem westlichen Europa). Ferner wöchentlich sechsmal nach Aarhus, zweimal nach Aalborg und den Limfjordstationen, zweimal nach Randers, einmal nach Grenaa, zweimal nach Horsens, ebenso nach Veile, zweimal nach den Stationen der südlichen Inseln. Ferner fahren die Dampfer der Gesellschaft regelmäßig nach Christiania (über Frederikshavn oder Gothenburg) nach Stettin, nach Faröer und Island, nach London, Antwerpen, Bordeaux, Königsberg, Libau, Newcastle, Bergen-Drontheim. Von andern Dampferlinien sind zu nennen: nach Bornholm (siebenmal wöchentlich), Stockholm, Göteborg, Lübeck, Hamburg, Riga u. s. w.

Das Klima Kopenhagens ist ein Seeklima; nach den auf der Landbauhochschule in den 20 Jahren 1861—80 angestellten Beobachtungen ist das Jahresmittel des Barometerstandes 759,5 mm (13 Met. über Meer), die mittlere Temperatur + 7,4° C., die höchste + 32,5, die niedrigste — 25,0; im Winter finden sich durchschnittlich 105 Frosttage; jedoch war der Hafen meist nur ganz kurze Zeit vom Eise verschlossen, 7 Winter war er ganz eisfrei, nur einmal 87 Tage lang gesperrt; seit dem Winter 78/79 wird er durch einen Eisbrecher offen gehalten. Der jährliche Niederschlag betrug im Mittel 557,7 mm und wechselte von 354—727 mm.

Obgleich das Klima Kopenhagens ein gesundes ist, so steht die Stadt doch im Vergleiche zum Staat ungünstig, denn die mittlere Lebensdauer beträgt für männliche und weibliche Personen 38,4 bez. 45,1 Jahre, während für ganz Dänemark sich die Zahlen 52,0 und 54,5 ergeben. Die Anzahl der jährlichen Todesfälle beträgt 26,1 pro Mille.

Geschichte. Nach der gewöhnlichen Annahme wurde Kopenhagen im 12. Jahrhundert durch den Bischof Axel (Absalon) von Roeskilde gegründet. Urkundlich wird aber berichtet, daß derselbe im J. 1165 eine Landung der Vikinger in „Hafn" verhinderte. Von anderer Seite wird die Gründung Waldemar I. (1157—82) zugeschrieben, welcher diese Stadt 1168 an den Bischof Axel schenkte (1186 bestätigt durch Urban III.). Munch hat ver-

muthet, daß der in der Eigils-Saga genannte Marktplatz Halöre (um 876) Kopenhagen gewesen sei. In den alten Urkunden führt es abwechselnd die Namen Hafn, Höfna Hafn, lateinisch Hafnia, Hafniensis civitas. Axelhus war der Name des festen Schlosses, welches die Stadt schirmte. Im J. 1242 und 1248 wurde sie von den Lübeckern eingenommen und theilweise niedergebrannt. Im J. 1254 erhielt sie ihr ältestes Stadtrecht durch den Erzbischof Jakob Erlandsen von Roeskilde, um 1280 ihre ersten Privilegien durch König Erich Glipping. In den Kämpfen der Nachfolger Waldemar's II. wurde sie nach der Schlacht bei Neseved abermals erobert; infolge der fortwährenden Kämpfe finden wir die Stadt im J. 1290 ebenfalls befestigt, namentlich gegen die häufigen Einfälle der Normänner; ein sehr heftiger Angriff derselben wurde 1306 glücklich abgeschlagen.

Im J. 1341 trat in der Geschichte Kopenhagens insofern ein Wendepunkt ein, als der damalige Bischof Johann Nyborg Stadt und Schloß an Waldemar IV. Atterdag auf zwei Jahre überließ gegen Verpfändung zweier anderer Schlösser; doch fand nie eine Rückgabe statt. Unter der Regierung dieses Königs wurde Kopenhagen zweimal, 1362 und 1368, von den vereinigten Lübeckern und Holsteinern eingenommen und geplündert, das Schloß großentheils zerstört. Ein neuer Angriff durch eine bedeutende Hanseatenmacht erfolgte unter der an Misgeschick reichen Regierung Erich's 1428, doch schlugen die Bürger denselben unter Führung der Königin Philippa ab.

Da die alte Königsburg in Roeskilde 1441 abbrannte, und 1443 ein großer Theil dieser Stadt sammt der Domkirche von einer großen Feuersbrunst vernichtet wurde, so wählte Erich's Nachfolger, Christoph von Baiern, das Schloß zu Kopenhagen zur Residenz und machte Kopenhagen zur Hauptstadt, indem er gleichzeitig ein neues Stadtrecht ertheilte.

Stadtpläne, welche aus dieser Zeit vorhanden sind, zeigen Kopenhagen von Wällen und Gräben umgeben; ihr Gebiet wird begrenzt durch die heutige Gothensgade, Nörrevold, Halmtorv, Nybrogade und die Linie vom Höibroplads nach Kongens Nytorv. Letztere sowie ihre Fortsetzung, die Bredegade, geben die damalige Uferlinie an, östlich davon finden wir nur einige ganz kleine Inseln an Stelle der jetzt dort liegenden Stadttheile, deren Gebiet also, ebenso wie das von Christianshavn, dem Meere abgewonnen worden ist. Die Insel Amager begann erst jenseit des heutigen Walles im Südosten. Im Grundbuche von 1496 (Jordebog) ist die Eintheilung der Stadt in Oestre-, Vestre-, Nörre- und Kjöbmangere-Rodermaal angegeben.

Als nach dem Untergange der Kalmarischen Union Christian II. 1523 gestürzt wurde, blieb die Stadt demselben treu, mußte aber nach sechsmonatlicher Belagerung durch seinen Nachfolger Friedrich I., der von einer lübecker Flotte unterstützt wurde, capituliren. Trotzdem schloß sie sich später noch einmal an Christian II. an, und ergab sich erst ganz ausgehungert nach einjähriger Belagerung an Christian III. 1536. Unter seiner Regierung wurde die Reformation eingeführt, nachdem Hans Tausen's Predigten die Bewohner für die neue Lehre gewonnen hatten.

Unter Christian IV. begann 1618 eine ausgedehntere Befestigung der Stadt, welche, durch die Belagerung von 1658—59 unterbrochen, Anfang der Regierung Christian's V. unter Oberleitung des Generals Henrick Ryſſe beendigt wurde; durch diese erhielt Kopenhagen seine jetzige Ausdehnung auf der Seeseite, während es auf der Landseite durch die Wälle begrenzt wurde, an deren Stelle sich jetzt die Boulevards hinziehen. In dieser Zeit hatte Kopenhagen noch die Belagerung durch Karl X. Gustav 1658 und 59 auszuhalten, der Hauptsturm 1659 wurde zwar glücklich abgeschlagen, aber die darauffolgende Blokade wurde erst durch den sogenannten Kopenhagener Frieden von 1660 beendigt. In dem Umschwunge, welcher auf diesen unglücklichen Friedensschluß folgte und durch den Reichstag zu Kopenhagen eingeleitet wurde, hatte namentlich die Haltung der Bürgerschaft unter Leitung ihres Bürgermeisters Hansen den Erfolg, daß das erbliche Königthum befestigt und die Privilegien des Adels beschränkt wurden. Von jetzt an hatte Kopenhagen mehr Ruhe zur friedlichen Entwickelung, doch mußte es 1700 noch einmal ein Bombardement durch eine vereinigte holländische, englische und schwedische Flotte aushalten, welches den nordischen Krieg eröffnete. Zwar wurde Dänemarks Theilnahme an diesem Kriege durch den Frieden von Travendal schnell beendet, aber nun trafen Kopenhagen kurz nacheinander andere schwere Unglücksfälle. Nachdem die Pest schon zwischen 1511 und 1674 nicht weniger als neunzehnmal gewüthet hatte, trat sie 1711 so furchtbar auf, daß 22,500 Menschen starben. Dann kam 1728 eine verheerende Feuersbrunst, welche fünf Kirchen, das Rathhaus und 1640 andere Gebäude verzehrte. Nach längerer Ruhepause trat mit Ende des Jahrhunderts wieder eine Zeit der Trübsal ein. Nachdem schon 1794 das Schloß Christiansborg gänzlich niedergebrannt war, wüthete im folgenden Jahre das Feuer drei Tage lang und legte 940 Häuser, das neue Rathhaus und die Nikolaikirche in Asche. Auf der Rhede von Kopenhagen erlag am 2. April 1801 die dänische Flotte der von Nelson geführten englischen und am 2. Sept. 1807 fand mitten im Frieden der bekannte Ueberfall durch eine englische Flotte statt, wobei Kopenhagen drei Tage lang bombardirt wurde, 305 Häuser sammt der Frauenkirche sanken in Asche, an 2000 Menschen kamen um und nach Uebergabe der Stadt wurde die ganze dänische Flotte fortgeführt.

Seitdem ist Kopenhagen bei den politischen Complicationen nicht wieder in directe Mitleidenschaft gerathen, dagegen hat es noch einmal schwer gelitten, als 1853 die Cholera ausbrach und gegen 4700 Opfer forderte. Die Erschütterungen des Jahres 1848 überstand die Stadt durch die besonnene, aber bestimmte Haltung ihrer Bewohner ohne Schaden und sie ist seitdem Sitz der constitutionellen Regierung.

Bis zum J. 1771 waren die Häuser der Stadt

ohne Bezeichnung; nun wurde befohlen durch königliches Placat, die Matrikulsnummern anzumalen und die Namen der Straßen an den Ecken. Mit dem Anwachsen der Stadt wurde jedoch die Verwirrung unerträglich, erst 1859 wurde festgesetzt, daß die Häuser in jeder Straße fortlaufende Nummern bekommen sollten, und zwar rechts gerade, links ungerade, vom Königs Neumarkt aus gerechnet.

Die Festungswerke auf der seeländischen Seite wurden durch Gesetz von 1867 großentheils der Stadt überlassen und alle Anbaubeschränkungen aufgehoben. Im J. 1857 wurde die städtische Gasanstalt eröffnet.

Aus dem bisher Gesagten ist ersichtlich, daß der Handel und namentlich der Seeverkehr in dem äußern Treiben Kopenhagens am meisten hervortritt, während die Thätigkeiten der Regierung und Verwaltung, des Militärs, der Wissenschaft und Kunst sich weniger auffällig abwickeln. Hierbei zeigt sich der Kopenhagener im allgemeinen emsig, einsichtig und gewissenhaft und namentlich äußerst höflich und entgegenkommend. Die guten Seiten der Bevölkerung erweisen sich vornehmlich an Sonn- und Festtagen zur Sommerszeit. Wo man hinkommt, begegnet man harmloser Fröhlichkeit, es wird wenige große Städte geben, in deren Umgebung auch an den Abenden solcher Tage ein so durchweg anständiger und angenehmer Ton herrscht. Die beste Gelegenheit, das Volk in dieser Hinsicht zu beobachten, bieten das großartige Vergnügungslocal Tivoli ganz nahe am Bahnhofe und der Thiergarten. Ersteres bietet in seinem parkartigen Terrain eine große Auswahl von Lustbarkeiten, Thierbuden, Seiltänzer, ein kleines Volkstheater, Rutschbahnen, Concerte, Feuerwerk u. s. w. Die wahre Sommerlust entfaltet sich aber im Thiergarten (Dyrehave), einem prachtvollen Buchenwalde, welcher bei Klampenborg, etwa 10 Kilom. nördlich von Kopenhagen beginnt und mit seiner Fortsetzung Jägersborghave sich über Skodsborg hinaus erstreckt. Der ganze Wald ist dann erfüllt von größern und kleinern Gesellschaften, die sich im fröhlichen Spiele tummeln oder unter den mächtigen Bäumen lagernd Pickenick abhalten. Am meisten concentrirt sich das Leben am Dyrehavsbakke (d. h. Hügel), landeinwärts von Klampenborg, wo sich nach Art des wiener Praters Buden mit allen möglichen Sehenswürdigkeiten und leiblichen Genüssen finden. Den Mittelpunkt bildet die namentlich in der Johannisnacht sehr besuchte Kirsten Piils Kilde (d. h. Quelle), der im Volke allerhand geheime Kräfte zugeschrieben werden.

Ueberhaupt bietet die Umgebung Kopenhagens durch ihre reiche Vegetation, die Nachbarschaft des Meeres und die freundlichen Dörfer, Schlösser, Villen vielfache Gelegenheit zum Naturgenuß. Außer den auch von Deutschen vielbesuchten Sommerfrischorten am Sunde: Klampenborg mit Wasserheilanstalt und Seebad, Charlottenlund mit prächtigem Schlosse und Park, Skodsborg, Taarbäk, Vedbek, Humlebek sind noch zu nennen: Helsingör mit dem berühmten Schlosse Kronborg, die nordwestlich davon liegenden Seebäder Marielyst und Hellebäk, die beiden Schlösser Frederiksborg und Fredensborg, letzteres am Esromsee, beide an der Bahn nach Helsingör.

(*W. Biermann.*)

Köpenick, s. Köpnick.

Kopernikus (Nik.), s. Copernicus.

KOPF (caput), auch **Haupt** genannt, ist der auf dem Halse aufsitzende, rundlich geformte oberste Theil des menschlichen Körpers, dessen Knochengerüst, aus 28 Knochen, welche theils durch Nähte, theils durch Gelenke oder durch Einkeilung miteinander verbunden sind, zusammengesetzt, die knöcherne Hülle bildet für das große und kleine Gehirn und für die Sinnesorgane des Gesichts, Gehörs, Geschmacks und Geruchs und demzufolge für Lebensfähigkeit und -Thätigkeit von höchster Bedeutung ist. Man unterscheidet am Kopfe zwei Haupttheile, den Schädel (cranium) und das Gesicht (facies); ersterer, richtiger mit Hirnschale zu bezeichnen, bildet einen halbkugeligen, in der Richtung von vorn nach hinten mehr oder weniger ovalen knöchernen Hohlraum, dessen Wandungen aus sieben Knochen, dem Stirnbein, Siebbein, Grundbein, sowie je zwei Scheitelbeinen und Schläfenbeinen gebildet werden; das Gesicht wird von den beiden Oberkieferbeinen, den Gaumen-, Pflugschar-, Thränen-, Wangen- und Nasenbeinen nebst den Nasenmuscheln, und von dem Unterkiefer zusammengesetzt, wozu noch die in Ober- und Unterkiefer sitzenden Zähne zu rechnen sind. Die Gesammtheit dieser nach Form, Größe, Stärke, sowie nach der Art ihrer Verbindung untereinander wesentlich voneinander verschiedenen Knochen bildet das knöcherne Gestell des Kopfes, welches, mit Fleisch, Fett, Haut und Haaren überzogen und seine verschiedenen Unebenheiten, Höcker, Vertiefungen und Vorsprünge dadurch ausgleichend, erst so dem Begriffe entspricht, den man vom nicht-anatomischen Standpunkte aus mit den Worten Kopf oder Haupt zu verbinden pflegt.

Der Kopf wird beim Menschen in aufrechter Stellung auf der Wirbelsäule balancirt, welches Balanciren durch die eigenthümliche Construction des das Hinterhauptbein mit dem ersten Halswirbel verbindenden Gelenkes (zwischen Atlas und Epistropheus) ermöglicht wird; in geneigter Stellung ist es vor allem das starke Nackenband (Ligamentum nuchae), welches im Verein mit den Nackenmuskeln ihn in seiner Stellung zu erhalten vermag; bei den Vierfüßern, bei welchen ja die geneigte Kopfstellung das Normale ist, findet man daher auch jenes Nackenband sowie die Nackenmuskulatur besonders stark entwickelt. Die Bewegungsfähigkeit des Kopfes nach allen Richtungen hin ist infolge der erwähnten Eigenthümlichkeit des ihn mit dem Halse verbindenden Gelenkes eine möglichst ausgiebige, sodaß er sich nicht blos nach vorn und hinten bewegen — beugen und strecken — sondern auch nahezu in einem Halbkreise sich drehen kann. Deshalb gehören auch Luxationen des Kopfes zu den seltensten Vorkommnissen und sind überhaupt nur dann möglich, wenn die äußere Gewalt das Gelenk selbst getroffen hat, und dadurch die Continuität zwischen Kopf und Halswirbel aufgehoben

ist (directer Sturz auf den Kopf, Schußfractur des Gelenks u. a.).

Wesentlich verschieden vom Bau beim Menschen ist Form und Bildung des Kopfes bei den Wirbelthieren. Namentlich tritt die Entwickelung der Schädelhälfte wesentlich gegen die hier viel hervorragender erscheinende Gesichts- und Kieferhälfte zurück; die Rundung der erstern, beim Affen noch einigermaßen der menschlichen sich nähernd, weicht bei den niedern Thierklassen immer mehr einer progressiven, namentlich in der Richtung von vorn nach hinten ausgesprochenen Abflachung, während letztere mehr und mehr schnauzen- oder rüsselartig sich verlängert und verschmälert. — Der Kopf der wirbellosen Thiere wird, je tiefer sie stehen, um so unvollkommener, und ist bei den niedern Arten oft nur dem Auge des Naturforschers als solcher erkennbar; in den untersten Klassen (Acephala) fehlt er gänzlich.

(*Alfr. Krug.*)

KOPFFÜSSER (Cephalopoda), Tintenfische (Tintenschnecken), Kraken, eine Klasse der kopftragenden Weichthiere, von denen bereits Aristoteles eine Anzahl von Formen bekannt war und deren häufigsten mittelmeerischen Vertreter er mit dem später auf eine völlig verschiedene Thierklasse übertragenen Namen Polyp bezeichnete (noch jetzt in den romanischen Thiernamen poulpe, polpo erhalten). Am Körper der nur im Meere lebenden Cephalopoden unterscheidet man den Rumpf, welcher rundlich oder mehr oder weniger gestreckt, walzig oder kegelförmig oder glatt erscheint, und dessen Rückenfläche (in der während des Schwimmens vom Thiere angenommenen Stellung) entweder continuirlich oder mittels eines besondern durch knorpelige Theile gebildeten Nackengelenks oder durch Muskelverbindung in die des Kopfes übergeht, während die untere oder Bauchfläche am vordern Rande eine quere spaltenförmige Oeffnung, den Eingang in die unter und vor den Eingeweiden liegende Athemhöhle trägt. Letztere, durch Ablösen der meist als „Mantel" bezeichneten Haut gebildet, daher auch Mantelhöhle genannt, birgt in ihrem Grunde die in einem oder zwei (nur bei Nautilus) Paaren vorhandenen Kiemen. Das in die Mantelhöhle aufgenommene Wasser wird zusammen mit den Excrementen und Geschlechtsproducten durch ein mit weiter Mündung nach innen gerichtetes, mit enger Oeffnung aus dem Mantelspalte vorragendes Rohr, den sogenannten Trichter, ausgestoßen. Durch dies Austreiben des Wassers erfolgt beim Schwimmen die stoßweise Rückwärtsbewegung des Thieres. Den Rückfluß verhindert eine nur den Octopoden fehlende Trichterklappe. An der untern Fläche des Trichters findet sich häufig jederseits ein aus Knorpel gebildeter Verbindungs- oder Schließapparat zwischen ihm und der innern Mantelfläche. An dem vordern Ende des Rumpfes sitzt der große Kopf, mit jenem im Durchmesser übereinstimmend, ihn zuweilen übertreffend, seltener kleiner. An ihm findet sich jederseits ein großes halbkugelig vorragendes Auge, dessen Außenwand häufig durchbohrt ist oder ganz fehlt, sodaß dann die freiliegende Linse (welche bei Nautilus sogar fehlt) vom Seewasser umspült wird. Seitlich hinter dem Auge liegt im Kopfknorpel eingeschlossen jederseits ein Gehörorgan, während sich eine jederseits in der Haut hinter dem Auge findende Grube oder Papille als Geruchsorgan darstellt. Der Kopf trägt acht oder zehn, den an seiner Vorderfläche liegenden Mund kreisförmig umgebende, mehr oder weniger verlängerte, bewegliche und an ihrer innern Fläche ganz oder nur an der Spitze mit verschieden entwickelten Saugnäpfen, zuweilen Haken besetzte Anhänge, die Arme, welche als Organe des Tastens, Kriechens, Greifens wirken und deren Zahl (sie als „Füße" bezeichnend und den Namen der Klasse veranlassend) die beiden großen Abtheilungen der Zehnfüßer und Achtfüßer bestimmt. Sind zehn vorhanden, so sind bei den jetzt lebenden Gattungen zwei derselben mehr oder weniger verlängert (Tentakel) und dann meist in besondere, innerhalb des Armkreises gelegene Taschen ganz oder theilweise rückziehbar. — Die Tintenfische sind Fleischfresser. Der Mund ist innerhalb der Lippen mit einem starken, papageischnabelartigen Kieferpaare bewaffnet. Die Zunge trägt eine Reibplatte, der der übrigen kopftragenden Mollusken ähnlich. Es finden sich vordere (am Kopfe) und hintere (in der Rumpfhöhle liegende), getrennte oder verschmolzene Speicheldrüsen. Auf die zuweilen mit einem Kropfe versehene Speiseröhre folgt der Magen, an welchen sich der gewundene und in einem, nach vorn gerichteten, über der innern Trichteröffnung liegenden, zuweilen mit lappigen Anhängen versehenen After mündende Darm anschließt. Eine umfangreiche Leber ergießt ihr Secret in einen meist dicht am Magen liegenden Blindsack. Die Gallengänge besitzen drüsige Anhänge, welche als Pancreas aufgefaßt werden. Das Blutgefäßsystem ist geschlossen. Das im hintern Theile des Eingeweidesackes liegende Herz treibt das Blut in den Körper (ist „systemisch") und empfängt das Blut, welches durch die Kiemen zurückläuft und in dieser Bewegung durch Kiemenherzen (d. h. muskulöse Erweiterungen der Kiemenarterien) unterstützt wird, in seitlichen Vorkammern. Eine den Kiemen angelagerte drüsige Masse deutet man als Milz. Die Nieren sind traubige Anhänge der Kiemenvenen, welche ihr Secret in weite, dünnwandige, jederseits mit einer Papille sich in die Mantelhöhle öffnende Säcke ergießen. Dem Endbarme sitzt unten mit einem stielförmigen Ausführungsgange der Tintenbeutel an, eine verschieden entwickelte, eine braunschwarze, intensiv färbende Flüssigkeit, Sepie oder Tinte, absondernde Drüse. Das Centralnervensystem stellt das sogenannte, aus einer obern und untern Hälfte (Kopf- und Fußganglion der andern kopftragenden Mollusken) gebildete Gehirn dar, welches, von einer knorpeligen im Kopfe gelegenen Kapsel umschlossen, Aeste in die Arme, Sinnesorgane, in den Mantel und die Eingeweide sendet. Außer der eben genannten Knorpelkapsel, welche den einzigen Fall eines bei wirbellosen Thieren vorkommenden einigermaßen entwickelten innern Skelets darstellt, haben die meisten Cephalopoden noch ein Hartgebilde, welches als äußere oder als in die Rückenhaut aufgenommene Schale erscheint. Von der aus aufeinanderfolgenden, durch ein Rohr (Sipho) mit-

einander verbundenen Kammern bestehenden Schale der Nautiliden, Ammoniten, Belemniten und Spirula an findet sich eine ganze Reihe allmählich einfacher werdender Formen, welche durch ihre trichterförmig nach vorn offene Endspitze (Phragmoconus) zunächst an die ursprünglichen Formen erinnernd, allmählich mit dem Kalkgehalte auch die Kammerung und Schichtung verliert und zuletzt als pfeilförmiges oder verkürztes, horniges, biegsames Gebilde, Schulpe, übrigbleibt, bei den jetzt lebenden Octopoden ganz verschwunden ist. Eigenthümlich charakteristisch für die Cephalopoden ist das Farbenspiel ihrer Haut. Infolge der Anordnung verschiedenfarbigen Pigments in übereinanderliegenden Schichten, welche durch die Contractilität der dasselbe enthaltenden Zellen abwechselnd allein oder in Combination sichtbar werden, wobei noch eine besondere Flitterschicht unterstützend oder modificirend wirkt, ändert sich die Farbe, hauchartig über den Körper sich ausbreitend oder auch auf einzelne Stellen beschränkt. Da die Zusammenziehung der Farbenzellen, Chromatophoren, unter dem Einflusse des Nervensystems steht (das betreffende Centralorgan liegt in der Nähe des Sehnervenursprungs, empfängt also die Reize höchst wahrscheinlich durch Reflexe von Gesichtseindrücken), hängt das Farbenspiel mit Affecten zusammen, wie auch biologische Beobachtungen beweisen. Die Cephalopoden sind getrennten Geschlechts. Die ursprünglich paarig vorhandenen Eileiter, in deren Wandungen Drüsen auftreten, werden durch Verkümmerung des einen unpaar. In der Nähe ihrer Mündung finden sich häufig Drüsen, deren Secret den Kitt zur Anheftung, Verbindung und Umhüllung der Eier bildet, die sogenannten Nidamentaldrüsen. In den Verlauf des Samenleiters ist meist ein Drüsenapparat eingeschaltet; das Endstück ist zur Needham'schen Tasche erweitert, in welcher die Samenkörper zu einem mit elastischen, das Vorschnellen der Samenmasse bewirkenden Einrichtungen versehenen Spermatophor verbunden werden. Die Begattung der Cephalopoden ist dadurch zu einem im ganzen Thierreiche fast einzig dastehenden geworden, daß ein Theil des Männchens, und zwar ein bei den meisten Arten bestimmter Arm zu einem die Uebertragung des Samens auf das Weibchen vermittelnden Organ geworden ist; diese Bildung geht in einzelnen Fällen so weit, daß der ganze mit Samen erfüllte Arm sich vom Männchen löst und, sich eine Zeit lang selbständig bewegend, zur Ablegung des Samens in die Mantelhöhle des Weibchens gelangt. Derselbe wurde von seinem Entdecker für einen parasitischen Wurm gehalten und Hectocotylus genannt. Die Entwickelung des Begattungsarms nennt man danach Hectocotylisation. Die Entwickelung erfolgt ohne Metamorphose. Die Embryonalanlage erinnert an die relative Lage der Körpertheile der Gastropoden. Der Embryo liegt mit der Bauch-, später Mundseite dem umfangreichen Dotter auf, sodaß letzterer einen kopfständigen Dottersack bildet, was schon Aristoteles bekannt war.

Die Größe der Tintenfische schwankt von einem Zoll bis zu vielen Fußen. Riesentintenfische (Kraken) sind zwar in der ihnen in Mythen zugeschriebenen Größe in das Bereich der Fabel zu verweisen. Doch weisen einzelne Reste (Armstücke von 30 Fuß Länge, Saugnäpfe von Tellergröße u. a.) auf kolossale Formen. Thiere bis 15 Fuß Länge und 1000 Pfund Gewicht wurden wiederholt an der Bank von Neufundland, ein Calmar von fast zwei Met. Länge (1880) bei Cette beobachtet. Cephalopoden kommen in allen Meeren vor; streng locale Beschränkung haben nur wenige Gattungen. Fossil kommen sie vom Silur an vor: Orthoceratiten vom Silur bis Jura, Ammoniten vom Silur bis zur Kreide, Nautiliden vom Silur bis Tertiär-, und in einer Gattung (Nautilus) bis zur Jetztzeit, Belemniten vom Jura bis zur Kreide. Die Eintheilung der lebenden Cephalopoden gründet sich zunächst auf die Zahl der Kiemen, dann auf die der Arme, endlich auf die Bildung der Augen. Wir erhalten somit: Vierkiemer (Nautilus) und Zweikiemer (alle übrigen Arten); letztere zerfallen in die Decapoden, Zehnfüßer, mit der Untergruppe der Oegopsiden (Offenäugige) und Myopsiden (Geschlossenäugige); zu erstern gehören die Ommastrephiden, zu letztern die Sepioladen (Sepiola, Rossia, Sepioloidea), Loligiden (Loligo, Loliolus) und Sepiaden. Den Uebergang zu den Octopoden, Achtfüßern, vermitteln die Loligopsiden. Die Octopoden umfassen die Cirroteuthiden, Philonexiden (mit Argonauta) und Octopodiden. Mit Berücksichtigung der fossilen Formen stellt sich der Stammbaum der Cephalopoden etwa so dar, daß von den Urdecapoden mit zehn gleichen Armen sich sehr früh die vierkiemigen Nautiliden lösten. Zweikiemig waren aller Wahrscheinlichkeit nach die Orthoceratiten und Ammoniten, sicher die Belemniten. Von diesen führte eine längere Entwickelungsreihe direct zu Sepia, während als Seitenzweige die ommastrephesartigen Oegopsiden und die myopsiden Sepioladen und Loliginiden auftraten und die Loligopsiden sich schon früher von dem Decapodenstamme zu trennen begannen.

(*J. Victor Carus.*)

KOPFGRIND, Ansprung, Freisam, Milchborke, oder Milchschorf (Crusta lactea) nennt man ein bald nur das Gesicht, bald auch zugleich den behaarten Theil des Kopfes befallendes Eczem meist in der chronischen und mit Pusteln vergesellschafteten Form (Eczema impetiginosum). Auf den Wangen oder auf der Stirn bilden sich, meist bei Säuglingen, seltener bei größeren Kindern und Erwachsenen, anfangs einzelne oder mehrere, auf gerötheter Hautfläche beisammenstehende kleine Bläschen, welche später zusammenfließen können und häufig mit Pustelchen vermischt angetroffen werden. Sie platzen meist binnen zwei Tagen und entleeren entweder eine klare gelbliche, klebrige oder etwas getrübte, eiterhaltige Flüssigkeit, welche an der Luft gerinnt und verschieden dicke, bräunlichgelbe Borken (Krusten) bildet, unter welchen sich eine rothe nässende Hautfläche findet. Werden die Borken abgelöst, so werden sie bald durch neue ersetzt. Dabei breitet sich der Ausschlag immer weiter aus und bedeckt schließlich eine große Fläche des Gesichts, welches dadurch in hohem Grade entstellt wird, besonders wenn die infiltrirte Haut in der Umgebung des Aus-

schlags sich stark anspannt, rissig wird und blutet, worauf sich der sich ergießenden Flüssigkeit der Bläschen etwas Blut beimischt. Dann erhalten die Borken ein dunkelbraunrothes Aussehen. An dem behaarten Körpertheile wird der Beginn des Eczems leicht übersehen, die Bläschen werden beim Kämmen der Haare zerkratzt, worauf die Haare verkleben und sich unter ihnen bald flache und weiche, bald dicke und harte Borken bilden. Zuweilen ist aber hier die Bildung von wässeriger oder eiterähnlicher Flüssigkeit nur sehr gering und es schuppt sich dann die geröthete Haut sehr stark ab (nach Art der Kleienflechte). Gleichzeitig kann das Eczem auch den Rumpf und die Extremitäten befallen und mit seiner Ausbreitung die Ruhe des kleinen Kindes sehr beeinträchtigen, da durch das fortwährende Jucken der Drang zum Kratzen ausgelöst wird. Daß der Kopf bei kleinen Kindern meist zuerst und meist in überwiegendem Maße befallen wird, hat wahrscheinlich seine Ursache in dem stärkeren Blutstrome nach dem Schädelinnern während der ersten Lebensjahre, wodurch Blutüberfüllungen des Gesichts und des behaarten Kopftheils erleichtert werden. Stets schwellen infolge der lebhaften Hautentzündung die benachbarten Lymphdrüsen mehr oder weniger stark an und es sind daher beim Kopfgrind die Nackenlymphdrüsen stets als mehr oder weniger große, kugelige oder bohnenförmige Geschwülstchen abzutasten. Der Kopfgrind ist seltener die Folge der Einwirkung örtlicher Reize, häufig entsteht er aus allgemeinen Ursachen (Scrophulose und dergleichen), am häufigsten infolge allgemeiner Schädlichkeiten (fehlerhafter Diät, Diätfehler). Sehr häufig führt eine säuerliche Nahrung (in Säuerung begriffene, häufig durch Träberfütterung gewonnene Kuhmilch) oder schwerverdauliche Kost überhaupt (Brot, Kartoffeln u. s. w.) zur Entstehung des Eczems, welches bei Fortdauer der oft schwer durchsichtigen Ursachen sehr hartnäckig sein kann. Früher glaubte man, daß man den Kopfgrind nicht zur schnellen Abheilung bringen dürfe, weil sich sonst andere Krankheiten (Gehirn- und Hirnhautkrankheiten u. s. w.) entwickelten. Dies könnte aber höchstens für die schnelle Unterdrückung des Hautausschlages ohne gleichzeitige Beseitigung seiner Ursachen gelten. Man hat daher bei dem Bestehen allgemeiner Ernährungsstörungen oder bei fehlerhafter Ernährung überhaupt die Behandlung in erster Linie gegen diese zu richten. Häufig tritt eine schnelle Besserung durch Aenderung der Ernährungsweise ein, sobald man z. B. durch Trockenfütterung der Kühe gewonnene Milch verabreicht, diese stärker als sonst verdünnt, Brot und Kartoffeln aus der Nahrung des Säuglings, der sie leider nicht zu selten erhält, verbannt und gegen die häufig bestehende Dyspepsie säuretilgende und abführende Mittel anwendet. In den seltenern Fällen, in denen von der Mutter genährte Säuglinge an Eczem erkranken, muß häufig die Nahrung der Stillenden geändert werden; besonders soll letztere Salate und mit Säuren bereitete Speisen vermeiden. Neben dieser allgemeinen Behandlung bedarf es aber auch einer örtlichen. Durch fleißiges Abweichen der Borken — am behaarten Kopftheile stets erst nach vorherigem Abschneiden der Haare — mit einem fetten Oele oder einer einfachen Salbe wird der immer von neuem Borken erzeugende Boden freigelegt und hierauf durch Bedecken mit einer wässerigen Lösung oder einer Salbe von Cuprum sulfuricum (Kupfervitriol) oder Argentum nitricum (Höllenstein) der Heilung zugeführt. In der Zwischenzeit zwischen den einzelnen Applicationen empfiehlt sich das Bedecken der kranken Hautflächen mit Hebra'scher Salbe (Empl. Litharg. simpl. und Ol. olivar. zu gleichen Theilen) bestrichenen Leinwandstreifen, um neue Borkenbildung zu verhüten. Große Reinlichkeit, häufige Bäder unterstützen die Behandlung und kürzen die Heilungsdauer wesentlich ab. In veralteten Fällen nützten Aufstreichen von Theer, grauer (schwarzer) Seife, sogenannter Schmierseife. Nur sehr selten wird man zu Quecksilberpräparaten seine Zuflucht zu nehmen nöthig haben. Häufig strafen sich erneute Diätfehler durch erneute Ausbrüche des Kopfgrinds, wodurch die endliche Heilung beträchtlich hinausgeschoben werden kann. (*E. Kormann.*)

KOPFSCHMERZ (Cephalalgia), von *κεφαλή*, Kopf und *ἄλγος*, Schmerz) ist eins der am häufigsten vorkommenden Uebel und ein Symptom der verschiedensten Krankheiten, kann aber unter gewissen Cautelen als selbständige Krankheit und zwar als reine Nervenaffection betrachtet werden. Er wird bald im ganzen Kopfe gefühlt, bald nur auf einer Seite, auf dem Scheitel, im Hinter- oder Vorderkopfe, ist bald stechend, bald bohrend, drückend, dumpf, kann aber auch auf eine verhältnißmäßig kleine Stelle beschränkt bleiben. Eine gleiche Mannichfaltigkeit herrscht bezüglich der Organe, in denen er sich entwickeln kann, denn sowol das Gehirn selbst, wie dessen Häute und knöcherne Umhüllung, als auch Haut und Muskeln des äußern Kopfes, Stirn-, Nasen-, Ohrenhöhlen können Sitz des Kopfschmerzes sein. Er findet sich bei allen Entzündungsprocessen außerhalb und innerhalb der Schädelkapsel: bei Erkrankungen der Knochenhaut und Knochensubstanz, bei Entzündungen in den im Schädel gelegenen Höhlen und Organen, bei Erkrankungen des Gehirns und seiner Häute; außerdem fehlt er nie bei fieberhaften Krankheiten, begleitet die meisten Verdauungsbeschwerden, Nervenkrankheiten, besonders Hypochondrie und Hysterie, tritt sowol bei Blutanhäufung als bei Blutleere im Kopfe auf. Man kann dabei in der Hauptsache folgende verschiedene Arten des Kopfschmerzes unterscheiden:

1) Den durch Blutüberfüllung (Hyperämie) der Kopfgefäße bedingten Kopfschmerz. Je nachdem diese Hyperämie eine active oder passive ist, sind dessen Symptome verschiedene: während bei activer Hyperämie der Kopfschmerz mehr klopfend ist und sich durch abnorme Schwellung und Pulsiren der Kopfgefäße, sowie Röthung des Gesichts und der Augen, vollen Puls, mouches volantes (Mückensehen) und Schwindel charakterisirt, auch bei tiefliegendem Kopfe sich steigert, ist bei passiver Hyperämie der Schmerz mehr dumpf, Gesicht und Ohren cyanotisch gefärbt; derselbe wird beobachtet bei Herzkranken, bei Geschwülsten am Halse, welche durch Druck auf die

Jugularvene (Halsblutader) den Abfluß des venösen Blutes aus dem Kopfe verhindern.

2) Der durch Blutleere (Anämie) der Kopfgefäße bedingte Kopfschmerz findet sich bei bleichsüchtigen Mädchen und Frauen nach schweren wiederholten Blutverlusten, nach zu lange fortgesetztem Stillen. Die hauptsächlichsten Klagen solcher Kranken sind Ohrensausen und Schwindel, bei hochgradiger Anämie auch Klopfen und Hämmern innerhalb des Schädels; niedrige Kopflage lindert hier meistens die Schmerzen.

3) Der rheumatische Kopfschmerz entsteht nach localer Erkältung des Kopfes, hat seinen Sitz in der Kopfschwarte und äußert sich als reißender, bei Aenderung des Wetters und der Temperatur sich steigernder Schmerz in dieser und in den Schädelmuskeln.

4) Der syphilitische Kopfschmerz ist meist auf syphilitische Entzündung der Kopfknochenhaut zurückzuführen, wird aber vielleicht auch dadurch bedingt, daß durch die syphilitische Erkrankung die Schädelknochen an ihrer Berührungsstelle mit der harten Hirnhaut rauh werden (Hutchinson).

5) Der neurasthenische Kopfschmerz entsteht infolge von Ueberreizung des Gehirns und Nervensystems überhaupt — besonders nach körperlichen und geistigen Anstrengungen, Nachtwachen, sorgenvoller, aufreibender Thätigkeit oder auch bei beginnender Desorganisation des Gehirns und seiner Umgebungen.

6) Der hysterische Kopfschmerz ist im wesentlichen als eine Unterart der vorigen Gruppe zu bezeichnen, welche jedoch durch die der Hysterie (s. d.) eigenthümlichen Symptomecomplexe eine gewisse specifische Färbung erhält.

7) Der sympathische Kopfschmerz soll von Störungen in entfernten Organen — Magen, Darm (Hämorrhoiden), Gebärmutter u. s. w. — abhängig sein, obgleich ein solcher Causalnervus nur selten mit Bestimmtheit nachzuweisen ist.

8) Der toxische Kopfschmerz entsteht nach Vergiftungen mit Alkohol (Säuferkopfschmerz), Chloroform, Opiaten und andern Betäubungsmitteln, Kohlendunst und bei Urämie (Blutvergiftung durch Uebertritt von Harnsäure ins Blut).

9) Der sogenannte nervöse Kopfschmerz endlich ist eine ziemlich vage Bezeichnung und muß oft als Lückenbüßer eintreten, wenn wir den Kopfschmerz nicht anders zu rubriciren vermögen.

Diagnose. Alle Formen von Kopfschmerz, welche in bestimmten Nervenbahnen verlaufen, sind den Neuralgien beizuzählen, alle halbseitig und anfallsweise auftretenden den Hemikranien. Ueber die Ursache des Kopfschmerzes und über dessen Sitz ins Klare zu kommen ist nicht immer leicht, da es oft unmöglich ist, zu entscheiden, ob z. B. die harte Hirnhaut mit ihren Nervenausläufern oder das Gehirn selbst der Ausgangspunkt des Schmerzes ist. Am wenigsten dürfen wir uns hierbei auf die Angabe der Kranken bezüglich der Localisation und der Natur ihres Kopfschmerzes verlassen.

Bezüglich der Therapie lassen sich allgemeine Rathschläge nicht geben, es müssen dabei die einzelnen Arten des Kopfschmerzes ins Auge gefaßt werden. Beseitigung der Ursachen ist die einzig richtige Behandlung des Kopfschmerzes, daher die verschiedensten Mittel, z. B. Ableitung des Blutandranges (nach der Haut, den Füßen), Anwendung der Kälte (nasse Compressen, Eisbeutel, kalte Sitzbäder), Brechmittel, Abführmittel, Hautreize (Senfteige in den Nacken), aber auch umgekehrt Nahrungsaufnahme, reizende Mittel (Alkohol, Wein), sowie Elektricität je nach Umständen anzuwenden sind. Bei dem sogenannten nervösen Kopfschmerz haben sich zum innerlichen Gebrauch am meisten bewährt das Chinin, Coffeïn, die Pasta guarana, Arsenik, Eisen, Bromkalium, Tinctura Gelhemii u. a. In den meisten Fällen empfiehlt sich Aufenthalt in den Bergen oder an der See, Seebäder sind nur mit allen Cautelen zu versuchen, Narcotica, Opiate, Chloral, Butylchloral u. s. w. wird man nur in schlimmen Fällen und nie anhaltend empfehlen dürfen.

Einer etwas ausführlicheren Besprechung dürfte schließlich noch der unter der Bezeichnung Migräne bekannte halbseitige Kopfschmerz zu unterziehen sein, womit man einen entweder ausschließlich oder vorzugsweise die eine Hälfte des Kopfes einnehmenden, in Anfällen auftretenden und in hartnäckiger Weise sich Jahre oder selbst das ganze Leben hindurch zeitweilig wiederholenden Kopfschmerz bezeichnet.

Bezüglich der Ursachen spielt das weibliche Geschlecht und die demselben eigenthümlichen geschlechtlichen Functionen — Pubertätsentwickelung, Menstruation, Gravidität — eine hervorragende Rolle; in zweiter Linie kann in vielen Fällen eine erbliche Uebertragung von Mutter auf Kind constatirt werden; auch ist ein gewisses Lebensalter — vom 15.—50. Lebensjahre — für Auftreten der Migräne besonders entscheidend. Ob eine gichtische oder rheumatische Diathese vorwiegend für diese Krankheit disponirt, ist noch nicht endgültig festzustellen. Bleichsucht und Blutarmuth können nicht als alleinige Ursachen derselben bezeichnet werden, da sie häufig genug auch bei vollsaftigen, plethorischen Personen beobachtet wird. Die Gelegenheitsursachen sind sehr mannichfach, bald ist es eine Indigestion, bald geistige Ueberanstrengung, Gemüthsbewegung, namentlich Aerger, welche Migräne erzeugen; in einzelnen Fällen kann selbst die Einwirkung grellen Lichtes, schrillen Geräusches, penetranter Gerüche die Veranlassung zu ihrem Auftreten geben.

Die den Migräneanfall begleitenden Symptome sind sehr mannichfaltig und individuell verschieden. Meist erwacht das Individuum mit einem fixen, die Schläfen- und Oberaugengegend der einen Seite einnehmenden Schmerze, welcher, anfangs dumpf und drückend, bald bohrend und spannend wird und sich binnen kurzem zur Unerträglichkeit steigert. Der Kranke sucht instinctiv den dunkelsten, geräuschlosesten Winkel auf, drückt den Kopf in die Kissen, um jeden Lichtstrahl, jedes Geräusch abzuhalten; dabei scheitert jeder Versuch, etwas zu genießen,

an beständiger Uebelkeit, die sich bald zu lästigem Würgen und Erbrechen steigert. So liegt der Kranke meist den ganzen Tag, bis am Abend nach wiederholtem stärkerem Erbrechen meist ein Nachlaß der Schmerzen eintritt und Patient in einen ruhigen Schlaf verfällt, aus dem er am andern Morgen gewöhnlich ganz wohl, nur noch etwas blaß und angegriffen erwacht.

Die Hemicranie ist gewöhnlich ein sehr hartnäckiges, chronisches Leiden, welches von der Kindheit bis über das Mannesalter hinaus eine immer wiederkehrende Plage darstellen kann, und erst an der Schwelle des Greisenalters aufhört. Ein bestimmter Typus in der Wiederkehr der Anfälle ist nur ausnahmsweise zu constatiren, gewöhnlich ist die Pause zwischen den einzelnen Anfällen eine verschieden lange und ihr Eintritt durch Zufälligkeiten bedingt.

Die Hemicranie ist als eine Krankheit der ganzen Constitution und der Migräneanfall nur als der äußere gewaltsame Ausdruck dieser constitutionellen Anomalie zu betrachten, ähnlich der constitutionellen Epilepsie, wo jeder epileptische Anfall ebenfalls nur die Ausgleichung einer immer wieder von neuem entstehenden krankhaften Spannung im Nervensysteme repräsentirt.

Die Diagnose bietet bei dem charakteristisch-typischen Gepräge des Symptomencomplexes keinerlei Schwierigkeiten; nicht unwichtig ist jedoch die Unterscheidung zwischen idiopathischer und symptomatischer Migräne, wie letztere bei Gehirnkrankheiten, namentlich Hirntumoren, nicht selten auftritt.

Bezüglich der Prognose ist zu constatiren, daß, wenn auch Migräne an sich wol nie den Tod veranlaßt hat, sie doch als ein überaus hartnäckiges Uebel gelten muß, für dessen Beseitigung der Arzt nie eine Garantie übernehmen kann.

Eine rationelle Therapie hat zunächst prophylaktisch dahin zu wirken, daß in Fällen der Erblichkeit Kinder migränöser Aeltern antinervös erzogen und namentlich zur Zeit der zweiten Zahnung und der Geschlechtsentwickelung vor geistiger Ueberanstrengung bewahrt werden. Im übrigen hat sie die zweifache Aufgabe, die Anfälle zu verhüten und den ausgebrochenen Anfall zu lindern. Für den ersten Zweck sind diejenigen Maßregeln die rationellsten, welche auf eine Besserung der Constitution berechnet sind: Eisenbäder, Seebäder, Kaltwassercuren, See- oder Gebirgsaufenthalt für Schwächliche, Anämische, geeignete Entziehungs- oder Trinkcuren (Karlsbad, Kissingen, Marienbad) für Vollsaftige. Von medicamentösen Stoffen hat das Coffeïn und Pasta guarana, sowie auch das Extr. Cannab. ind. (Haschisch) sich am meisten bewährt. Zur Coupirung oder Linderung des Anfalls selbst wird neben Chinin und Coffeïn neuerdings das salicylsaure Natron (Seeligmüller), sowie als Riechmittel das Amylnitrit vielfach benutzt, während außerdem Kälteapplication auf der leidenden Kopfhälfte sowie Compression derselben durch festen Druckverband zu versuchen ist. In neuester Zeit hat man die elektrische Behandlung durch den Batteriestrom mit Erfolg versucht, obwol solche wol nur in der anfallsfreien Zeit anwendbar sein dürfte. (*Alfr. Krug.*)

KOPFSTEUER, eine Steuer, welche jedem Angehörigen des Staats, ohne Rücksicht auf Vermögen und Einkommen, blos nach der Anzahl der „Köpfe" mit gleichem Maße auferlegt wird, und welche demnach die roheste und unvollkommenste Art der Besteuerung darstellt. Als Mittel, den gesammten Staatsbedarf aufzubringen, ist sie nur in den Anfängen der Cultur denkbar und sie soll im alten Aegypten und bei den Juden bestanden haben. Aber auch als eine neben andern Steuern erhobene Steuer ist die Kopfsteuer offenbar verwerflich und nur für Länder von der wirthschaftlichen Verwahrlosung wie die Türkei erklärlich. — Am längsten und in ausgedehntester Weise hat sich, abgesehen von der Türkei, die Besteuerung nach Köpfen oder „Seelen" in Rußland unter der Bezeichnung „Obrok" (Kopfgeld) erhalten. Dort entsprach diese Art der Besteuerung dem wie in der Familie so in der Gemeinde zur Erscheinung kommenden Patriarchalstaate und der vollkommenen Rechtsgleichheit der Glieder der Familie und der Gemeinde. An dem dieser letztern gehörigen Grund und Boden hatte der Einzelne und zwar jeder, der in der Gemeinde geboren war, ganz gleiches Nutzungsrecht. Da die Krone somit keine Veranlassung hatte, sich um die Ungleichheiten in den Vermögensverhältnissen wie in den geistigen und physischen Anlagen und Geschicklichkeiten der Individuen zu kümmern, so forderte sie von allen „Seelen" einen gleich großen Obrok. Ursprünglich vielleicht eine Landabgabe oder Pacht, gestaltete sich der Obrok in der Praxis als eine Kopfabgabe, da im Innern der Gemeinde kein Privateigenthum und kein individueller Besitz an Grund und Boden bestand. In neuerer Zeit wurde jedoch die Umwandlung des Obrok in eine Grundrente von der russischen Regierung in Verbindung mit den übrigen Reformen der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse angestrebt und mehr und mehr zur praktischen Ausführung gebracht. (*Albrecht Just.*)

KOPISCH (August), als Entdecker der blauen Grotte auf Capri weitberühmt, als humorvoller Dichter und als Dante-Uebersetzer mit Ehren zu nennen, ward als Sohn eines wohlhabenden, aber auch kinderreichen Kaufmanns am 26. Mai 1799 zu Breslau geboren. Schon als neunjähriger Knabe dichtete er gereimte komische Fabeln. Joh. Kaspar Friedrich Manso, ein tüchtiger Literarhistoriker, dessen Dichtungen die Xenien einem nicht ganz verdienten Spotte überantwortet hatten, gewann als sein Lehrer am Magdalenengymnasium Einfluß auf den talentvollen Schüler und suchte ihn für den Gelehrtenberuf zu gewinnen. Allein Kopisch begab sich, ohne das Gymnasium absolvirt zu haben, 1815 nach Prag, um sich dort an der Kunstakademie zum Maler auszubilden. Seine poetischen Versuche hatten durch die Freiheitskriege, deren begeisterten Ausbruch er ja gerade in Breslau mitansehen konnte, einen kriegerischen Schwung erhalten. Jetzt kehrte er von der Klopstock'schen Ode wieder zu Langbein, Lichtwer, Pfeffel und Geßner, der ja gleich ihm Dichter und Maler in Einer Person war, als seinen Mustern zurück.

Von Prag begab er sich nach Wien. Ein unglücklicher Sturz auf dem Eise beschädigte seine Hand derart, daß trotz aller wiederholten Heilungsversuche die Hoffnungen auf eine ruhmvolle Künstlerlaufbahn unerfüllt bleiben mußten. Eine vorübergehende Neigung zum Studium der Theologie machte in dem lebensfrohen Wien bald wieder poetischen Bestrebungen Platz. Meynert, der Sammler schlesischer Sagen und Lieder, übte auf den jungen schlesischen Dichter großen Einfluß und Wuk Stephanowitsch, der große Kenner und Sammler südslawischer Volkspoesie, gewann seine Theilnahme für das Volkslied. Nicht nur in seinen eigenen Poesien stimmt er glücklich die Weise des Volksliedes an, sondern auch als Sammler erwarb er sich Verdienste. Die versprochene Abhandlung über den verschiedenen Charakter der Volkspoesie in den verschiedenen Districten Italiens blieb allerdings ungeschrieben, allein seine treffliche Sammlung — italienischer Text und deutsche Uebersetzung — „Agrumi. Volksthümliche Poesien aus allen Theilen Italiens und seiner Inseln" (Berlin 1858) zeugt von dem nachhaltigen Eindrucke, den Stephanowitsch in ihm hinterlassen. Gab er sich in Wien auch nicht die Mühe, seine Gedichte aufzuschreiben, so erwarb er sich in kleineren Kreisen doch bereits einen Namen als Dichter. Die wiener Theater zogen ihn mächtig an, daneben aber beschäftigte ihn in ernstester Weise das Studium der Antike; die Tragiker, Herodot, Plutarch und Tacitus wurden seine Lieblinge. Im J. 1819 kehrte er nach Breslau zurück, suchte dann während dreier schmerzvoller Jahre in Dresden vergeblich die kranke Hand zum Dienst der Kunst zu zwingen, und ging endlich Heilung hoffend nach Italien. Bald fühlte er sich in Neapel und dessen Umgebung heimisch. Ein gewandter Schwimmer, entdeckte das „Deutsche Sonntagskind", wie Scheffel's Erdmännlein den „fahrenden Spielmann und leichtfertigen Maler" nennt, 1826 die seitdem von Unzähligen besuchte Grotta azzura auf Capri (vgl. F. Gregorovius, „Die Insel Capri", Leipz. 1868). Kopisch selbst erzählte (5. Bd. d. ges. Werke) den Hergang der Entdeckung in A. Reumont's „Italia" 1838. Für Donizetti dichtete er den Text zu einem Melodrama; mit dem Lustspieldichter Camerano, einem echten Vertreter des neapolitanischen Volkslebens, verband ihn freundschaftlicher Verkehr, ja Camerano brachte den in Neapel höchst populär gewordenen deutschen Künstler als Don Augusto Prussiano auf die Bühne. Wie sehr sich Kopisch in die selbst für Italiener kaum verständliche neapolitanische Volkskomödie hineingelebt hat, beweisen die Pulcinella-Uebersetzungen der Agrumi. Eine Reise durch Sicilien reizte ihn an, eine solche in größerem Maßstabe zu wiederholen; er bereitete sich ein Jahr lang darauf vor, denn auf dem Schauplatze der Ereignisse selbst wollte er ein großes Epos, die Kriege der Normannen mit den Sarazenen, dichten. Allein die 1827 erfolgte Bekanntschaft mit Platen hielt Kopisch in Italien zurück. Platen hat in drei Oden der Freundschaft, die ihn mit Kopisch, dessen „zärtliches huldvolles Gemüth" er rühmte, verband, einen tiefempfundenen Ausdruck gegeben. Kein Augapfel und keine Stimme sei seit langem seinem Gefühle so verwandt, seinem Ohre so süß und erfreulich gewesen wie die Gegenwart von Kopisch. Platen rühmte seinen Freund nicht nur als Lehrling der Kunst, die durch farbigen Reiz das Auge lockt, sondern auch als solchen, der in rhythmischen Gang das Wort zu fügen verstehe. Es war Platen selber, dessen Lehrling Kopisch hier wurde. Zwar ist er in der reimlosen Ode, die er nach Platen's Vorgange cultivirte, nicht eben glücklich gewesen. Die strenge Zucht, welche Geibel der Platen'schen Schule nachrühmt, trug aber auch bei Kopisch gute Frucht; sie war ihm um so heilsamer, als er bei etwas einseitiger Vorliebe für das Volksmäßige der Gefahr einer Vernachlässigung der Form nahe stand. Noch von Italien aus sandte er den schlesischen Provinzialblättern seine ersten Gedichte zum Druck. Ein Dichter war er in Italien geworden; mit der Malerei wollte es auch in Italien nicht glücken, das Handübel ließ sich nicht beseitigen. Zwar hat er einzelne Landschaftsbilder, wie die blaue Grotte, die Wasserfälle bei Terni, die Pontinischen Sümpfe wirklich ausgeführt; an dem von C. F. Langhans erfundenen und aufgestellten Pleorama des Golfes von Neapel nahm er auch als Maler Antheil, wie er als Schriftsteller „Erläuterungen der in dem Pleorama erscheinenden Gegenstände" (Breslau 1831) schrieb. Er selbst schuf ein plastisches Modell von Capri und der blauen Grotte; das meiste aber, was er als Maler schuf, blieb Skizze und in der Mappe. In den letzten Lebensjahren hatte er seine geliebte Kunst völlig aufgegeben.

Nach fünfjährigem Aufenthalte in Italien war er 1828 nach Breslau zurückgekehrt. Der Künstlerverein, der auch eine poetische Abtheilung in sich schloß, gewann an ihm ein thätiges Mitglied. Für den Componisten B. E. Philipp dichtete er die in Breslau aufgeführte Operette „Der arme Freier". Im „Archiv des Breslauer Künstlervereins" veröffentlichte er seine Novelle „Ein Carnevalsfest auf Ischia". Im J. 1832 erschien im Archiv das in Reißiger's Melodie überall verbreitete Trinklied „Als Noah aus dem Kasten war". „Satan und der schlesische Zecher" ist eins der besten humoristischen Gedichte, die wir Deutsche überhaupt besitzen. Eine köstliche Laune gibt sich in originellen Gedichten bei Kopisch kund, während unter den Gelegenheitsgedichten sich wenig Gelungenes findet.

Sein eigentliches Gebiet ist die lyrisch-epische Behandlung von Volkssagen. Mit Virtuosität weiß er onomatopoetische Wirkungen in seinen Gedichten von Heinzelmännchen und ähnlichen zu erzielen. Schwänke zu erzählen verstanden wenige wie er; ernste Balladen sind nicht seine Stärke, obwol Einzelnes wie „Old Mütterchen," „Psaumis und Puras" einen gewissen Ruf genießen. Seine beiden Versuche im Epos „Longobardenzug" und „Banso der Samaïte" blieben Fragmente. Zu größerer Gestaltung reichten seine Kräfte keineswegs hin, wie dies auch in seinen beiden Dramen „Walid" und „Chrimhild" sich zeigt. Die Anwendung des Stabreims in der Chrimhild sichert ihm als einem Vorgänger Richard Wagner's Beachtung, obwol er sich stofflich ganz eng an das mittelhochdeutsche Epos angeschlossen; in

„Walid" sind den Jamben einzelne Partien in antiken Metren eingemischt, die Platen's Lehre bei Kopisch erfolgreich zeigen. Die erste selbständige Sammlung seiner Gedichte gab er 1836 heraus. Er weilte damals bereits seit drei Jahren in Berlin, wohin er durch den Kronprinzen gezogen worden war, dem er in Neapel als Führer gedient und dabei sich seine bis an Kopisch' Lebensende dauernde Gunst erworben hatte. Er feierte denn auch 1840 den Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. durch mehrere Gedichte und ward noch in demselben Jahre im königl. Hofmarschallamte angestellt, um bei Ankauf von Kunstgegenständen sachverständige Gutachten abzugeben. Im J. 1844 wurde er zum Professor ernannt, 1847 erhielt er von seinem königlichen Gönner den Auftrag, eine Geschichte und Darstellung der Schlösser und Gärten Potsdams zu verfassen. Der „Dichter und Künstler" hatte hier eine dankbare Aufgabe gefunden, der er wohl gewachsen gewesen wäre, wenn nicht allzu große Gründlichkeit ihn in die Irre geführt hätte. Er verlor sich in das Studium der wendischen Urgeschichte von Potsdam und wollte dabei etymologische Leistungen aufweisen, ein Studium, das doch andere Vorkenntnisse gefordert hätte. Die einzelnen Abschnitte, welche er in den königlichen Abendgesellschaften in Sanssouci und Charlottenhof vorlas, fanden wenig Beifall und erst nach seinem Tode kam das eben noch zu nothdürftigem Abschlusse gebrachte Werk 1854 heraus.

Einzelne Beiträge lieferte er in L. Quien's „Spenden der Zeit", in Büchner's Deutsches und in das Berliner Taschenbuch, sowie in Chamisso's und Wendt's Musenalmanach. In Berlin begann er endlich sein Hauptwerk, die Uebersetzung und Commentirung der Divina commedia. In einer hauptsächlich aus Künstlern bestehenden Abendgesellschaft, deren Mitglied Kopisch war, wollte man Dante lesen. Die Unzufriedenheit mit der Uebersetzung von Streckfuß veranlaßte Kopisch 1836, sich selbst an einen Uebersetzungsversuch zu wagen. Im Winter 1837 auf 1838 weilte er wieder in Italien, eifrig an der Verdeutschung Dante's arbeitend, die nicht vor dem Sommer 1841 vollendet, dann in Berlin 1842 erschien: „Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Metrische Uebersetzung nebst beigedrucktem Originaltexte mit Erläuterungen, Abhandlungen und Register" (dritte Auflage durchaus revidirt, berichtigt und ergänzt von Th. Paur, Berlin 1882; vgl. Beil. z. augsb. Allg. Zeit. 1882 Nr. 251 „August Kopisch und seine Danteübersetzung"). Kopisch war ohne genügende sprachliche und historische Vorkenntnisse an seine schwierige Arbeit gegangen; nur Süditalien, nicht Toscana war ihm vertraut. Erst während der Arbeit lernte er, und neben vielen argen Schnitzern hat seine Arbeit doch Treffliches geboten. Ueber seine Auffassung der Uebersetzerpflichten sprach er sich im „Vorworte" aus. Wie später Prinz Johann (Philalethes) übersetzte er reimlos, suchte aber dafür Rhythmus und Gedankengang der Terzinenform streng zu wahren. Der ungelenke Versbau, Härten und Kakophonien ließen in dieser Arbeit den Schüler Platen's oft nicht erkennen; die Sprache der Uebersetzung ist aber auch männlich, kräftig, volltönend. Die Vorzüge der Kopisch'schen Uebertragung haben ihr dauernd zahlreiche Leser erworben.

Die übrigen literarischen Werke von Kopisch wurden erst nach seinem Tode gesammelt und 1856 von Karl Böttcher, der dem letzten Bande eine allzu kurze Biographie „Zum Leben des Dichters" beigab, in 5 Bänden (Berlin) herausgegeben. Ueber Kopisch berichtete auch K. G. Nowack im „Schlesischen Schriftsteller-Lexikon" VI, 60. Kopisch, der unerwartet zu Berlin am 6. Febr. 1853 starb, ist freilich keine hervorragende Dichtergröße. Was er als Maler ohne den Unglücksfall in seiner Jugend hätte leisten können, läßt sich nicht bestimmen. In mancher Hinsicht mag er an Goethe's Jugendgenossen, den Maler Müller, erinnern. Steht ihm Kopisch an Begabung nach, so übertrifft er ihn an formaler Ausbildung. Eine tüchtige deutsche Kernnatur, ohne Spur von Affectation; humorvoll und gemüthstief, lyrisch reichbegabt, so steht der Entdecker der blauen Grotte in der deutschen Literaturgeschichte des 19. Jahrh. als eine sympathische, der Theilnahme durchaus würdige Persönlichkeit da. *(Max Koch.)*

KOPITAR (Bartholomäus, slowenisch Jernej oder Jarnej), einer der bedeutendsten Slawisten und neben Dobrowsky und Wostokov der Mitbegründer der heutigen slawischen Philologie, ist geboren am 23. Aug. 1780 in dem oberkrainischen Dorfe Répnje, wo sein Vater Bauer war. Im J. 1790 kam er auf die Schule nach Laibach, wo er, der vorher kein Deutsch konnte, diese Sprache erst lernen mußte. Schon auf dem Gymnasium zeichnete sich Kopitar durch Fleiß und Begabung aus, und wurde 1799 vom Baron Sigmund Zois zuerst als Hauslehrer seines Neffen, dann als Secretär und Bibliothekar angestellt. In diesem Hause blieb Kopitar acht Jahre, mit mannichfaltigen, namentlich Sprachstudien und Philologie beschäftigt. Die Anregung zur Beschäftigung mit dem Slawischen kam ihm zum Theil durch den slowenischen Dichter Wodnik, der im Zois'schen Hause verkehrte, zum Theil durch zufällige Umstände. Das Resultat war die, nach dem damaligen Standpunkte der slawischen Studien beurtheilt, wahrhaft ausgezeichnete „Grammatik der slawischen Sprache in Krain, Kärnten und Steiermark" (Laibach 1808). In demselben Jahre ging Kopitar nach Wien, um Jurisprudenz zu studiren, gab aber dieses Studium auf und wurde als Censor der slawischen und griechischen Bücher, dann als Beamter an der Hofbibliothek angestellt. Als solcher erhielt er 1814 den Auftrag, die von den Franzosen 1809 nach Paris geführten Bücher und Handschriften dort zu übernehmen, bei welcher Gelegenheit er auch England besuchte. Im J. 1837 bereiste er Italien, ward 1843 Hofrath und erster Custos an der Hofbibliothek, starb aber schon am 11. Aug. 1844. Kopitar's Hauptwerk ist die Ausgabe des sogenannten „Glagolita Clozianus", Wien 1836 (s. den Art. Glagolitisch), namentlich die ausführlichen Prolegomena, in denen der Ursprung des Kirchenslawischen behandelt und die Theorie, diese Sprache gehöre dem slowenischen Zweige der slawischen Sprachfamilie an, sprachlich und historisch

begründet wird. Zu Silvestre's Ausgabe des slawischen Evangeliums von Rheims (Paris 1843) gab Kopitar „Prolegomena historica" (auch abgedruckt in Miklosich, „Slawische Bibliothek" I.) und die lateinische Uebersetzung. Eine Sammlung seiner kleineren Schriften, Aufsätze und Recensionen hat Miklosich herausgegeben („Barth. Kopitar's kleinere Schriften" 1. Thl., Wien 1857); darunter auch eine 1839 geschriebene Selbstbiographie Kopitar's (abgedruckt auch in „Slawische Bibliothek" I.). (*R.*)

KÖPKE (Rudolf Anastasius), namhafter Geschichtsforscher der Ranke'schen Schule, Herausgeber einer Reihe der besten Quellenausgaben in den Pertz'schen „Monumenta", außerordentlicher Professor der Geschichte an der berliner Universität, geb. den 23. Aug. 1813 zu Königsberg in Ostpreußen, gest. zu Schöneberg bei Berlin den 21. Juni 1870.

Rudolf Köpke — so schrieb er sich meist — war der Sohn eines Oberlehrers am Gymnasium Fridericianum zu Königsberg in Ostpreußen. Der Vater war seit 1817 am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin als Professor thätig; daher darf man Rudolf Köpke wol mit Recht ein berliner Kind nennen. Vom J. 1825 ab besuchte Köpke das Gymnasium, an welchem sein Vater Lehrer war; er verließ es 1832, 19 Jahre alt, mit dem Zeugniß der Reife. Köpke hatte schon als Schüler eine große Liebe zur Geschichtswissenschaft gehegt, welche in der Bibliothek seines Vaters reichliche Nahrung fand. Er ließ sich daher beim Beginn seiner Studien in die philosophische Facultät zu Berlin einschreiben, um vorzugsweise Geschichte zu studiren. Aber auch theologische Vorlesungen zogen den jungen Studenten an, und so trat er denn nach anderthalbjährigem Studium, theils auf philologischem, theils auf theologischem Gebiete, am 7. April 1834 definitiv in die theologische Facultät der berliner Universität über.

Man darf bei der Beurtheilung dieses auffallenden Wechsels im Studienplane Köpke's nicht außer Acht lassen, daß zu damaliger Zeit ein rein historisches Studium eine sehr gewagte Sache war, wenn es sich für den Betreffenden um die Verwerthung desselben zu einer festen Anstellung im Staatsdienste gehandelt hätte. An den höhern Schulen Preußens wurde die Geschichte damals noch meist von vorwiegend philologisch gebildeten Lehrern docirt, war mehr oder weniger Nebensache. Ein Zeugniß für die facultas docendi in Geschichte und Geographie in den obern Klassen, welches gegenwärtig die volle Anstellungsfähigkeit an höhern preußischen Lehranstalten in sich schließt, hätte daher zu Köpke's Zeit einem jungen Lehrer schwerlich den Weg zu einer wirklich aussichtsvollen Laufbahn im Lehrfache eröffnet.

Bange Zweifel, ob er im vollen Sinne den wahren innern Beruf zum protestantischen Geistlichen habe, und dazu eine historische Preisaufgabe, welche die philosophische berliner Facultät im J. 1834 stellte, brachten Köpke bald wieder zur historischen Wissenschaft und damit in das richtige Fahrwasser zurück. Köpke bearbeitete die gestellte Preisaufgabe über das Leben und die Thaten Heinrich's I., Königs von Deutschland, und gab sie ab. Obgleich er den Preis nicht davontrug, ließ er sich dadurch doch nicht entmuthigen. Er nahm vielmehr nun eifrig an den historischen Uebungen, welche Ranke leitete, theil und lernte durch dieselben die Fehlgriffe kennen, welche seinen ersten literarischen Versuch hatten misglücken lassen. Die strenge Quellenkritik und die sehr saubere Schreibweise, welche Köpke später so vortheilhaft auszeichneten, sind meines Erachtens auch als eine Frucht jenes Mislingens anzusehen.

Die rege Theilnahme an Ranke's historischem Seminar sowie die engern persönlichen Beziehungen, welche Köpke durch seine Strebsamkeit zu Ranke erhalten hatte, zeitigten Köpke's Erstlingsschrift, welche im Buchhandel unter dem Titel: „Jahrbücher des Deutschen Reiches unter der Herrschaft König Otto's I. 936—951", zu Berlin 1838 erschien. Diese Schrift bildete die zweite Abtheilung des ersten Bandes der „Jahrbücher des Deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause. Herausgegeben von Leopold Ranke". Köpke nennt sich auf dem Titel dieser Schrift Rudolf Anastasius; später schrieb er sich, wie schon bemerkt, vorwiegend nur Rudolf. Die erste Abtheilung des genannten ersten Bandes der Ranke'schen Jahrbücher über die Zeit Heinrich's I. hat Georg Waitz geschrieben, auch ein Schüler Ranke's.

Diese Schriften der beiden jungen Historiker der Ranke'schen Schule sollten für die spätern Arbeiten anderer in den Ranke'schen Jahrbüchern des Deutschen Reiches ein Muster sein und sind es auch bis in die neueste Zeit geblieben, wo die Jahrbücher nicht mehr unter Ranke's Leitung, sondern unter der Leitung der sogenannten historischen Commission zu München stehen und bis zur Zeit der Hohenstaufen vorgeschritten sind.

Köpke besaß nicht die genügenden materiellen Mittel, um sich aus Liebhaberei lediglich historischen Studien widmen und den sichern Broterwerb ganz aus dem Auge lassen zu können. Um sich eine feste Amtsstellung zu verschaffen, raffte er daher zu seinen historischen Kenntnissen seine altclassischen Studien von früher zusammen und legte im J. 1838 zu Berlin das sogenannte Oberlehrerexamen ab und zwar mit so gutem Erfolge, daß ihm von der Prüfungscommission ein Zeugniß ersten Grades, d. h. die unbedingte facultas docendi zuerkannt wurde. Hierauf begann Köpke seine Lehrthätigkeit am Joachimsthalschen Gymnasium und nach Ableistung des Probejahrs wurde er als Adjunct an dieser Anstalt angestellt.

Auch während seiner Lehrthätigkeit am Gymnasium, die übrigens nur bis zu Michaelis 1842 dauerte, blieb Köpke der Geschichte als seinem Specialstudium treu. Er schrieb damals die Dissertation: „De vita et scriptis Liudprandi, episcopi Cremonensis" (welche 1842 in erweiterter Gestalt gedruckt wurde) und erhielt auf Grund derselben von der berliner philosophischen Facultät das Doctordiplom.

Im J. 1842 wurde Köpke als ständiger Mitarbeiter der Pertz'schen „Monumenta Germaniae historica"

angenommen. Damit war sein alter Lieblingswunsch erfüllt, historischen Studien obliegen zu können und dabei zugleich ein wenn auch nicht ganz sicheres, so doch bei bescheidenen Ansprüchen genügendes Einkommen zu haben. Er gab daher sein Lehramt auf. Bis zum J. 1856, also vierzehn Jahre hindurch, ist Köpke Mitarbeiter der „Monumenta" geblieben und hat als solcher durch die sorgfältige Kritik in seinen Textausgaben Unübertreffliches geleistet. Die erste Quellenausgabe, welche 1846 in Bd. VII der „Monumenta" erschien, war „Herigeri et Anselmi episcoporum gesta". Im J. 1851 folgten die „Chronica Polonorum" und „Cosmas Pragensis", welche beide in Bd. X der „Monumenta" abgedruckt sind. Später erschienen in den Pertz'schen „Monumenta" noch andere Quellenausgaben zur Geschichte des deutschen Mittelalters.

Im J. 1846 habilitirte sich Köpke an der berliner Universität als Privatdocent für das Fach der Geschichte. Von 1850 ab (nicht von 1860 ab, wie hier und da zu lesen) hielt er auch an der berliner Kriegsakademie geschichtliche und literarhistorische Vorlesungen, die er erst im J. 1867 theils wegen geschwächter Gesundheit, theils in der Absicht, seine Kräfte mehr zu concentriren, aufgab.

Als Köpke im J. 1851 sich um die Verleihung der außerordentlichen Professur an der berliner Universität bewarb, erhielt er von dem damaligen Cultusminister von Raumer eine abschlägige Antwort dahin, daß die Facultät wegen Ueberfüllung mit Docenten gegen seine Ernennung gewesen sei.

Angesichts der politischen Thätigkeit, welche Köpke in den Sturmjahren 1848 und 1849 für die conservative Sache in Wort und Schrift entfaltet hatte, ist diese Abweisung seitens des hochconservativen Ministers von Raumer höchst auffallend. Man darf annehmen, daß weniger der Minister als die philosophische Facultät gegen Köpke's Beförderung gewesen sei. Politische Thätigkeit, sei es im conservativen, sei es im liberalen Sinne, wird einen Gelehrten immer von seiner eigentlichen wissenschaftlichen Aufgabe abziehen, solange er noch nicht die Höhe seiner wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit erlangt hat. Und die Höhe seiner wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit hatte Köpke im J. 1851 noch keineswegs erreicht. Er hatte zwar einige vorzügliche Quellenarbeiten und Quellenausgaben geleistet, aber neue Wege, wie etwa Ranke in seiner ersten Hauptschrift über die romanischen Völker, hatte er dabei nicht eingeschlagen. Und die politische Thätigkeit konnte ihn von größern literarischen Leistungen noch lange Zeit abziehen. Daher war die Facultät wol mit Recht damals gegen Köpke's Beförderung, welche der Minister vielleicht gern unterzeichnet hätte.

Abgesehen davon, daß Köpke seine politische Thätigkeit am besten unterlassen und die politischen Dinge ihrem Gange überlassen hätte, war auch der Kreis der Zuhörer, welche er als akademischer Lehrer damals um sich zu versammeln pflegte, nicht sehr zahlreich. Die Ursache dazu war wol besonders die etwas trockene Weise, in welcher Köpke seinen Stoff behandelte. Auch las Köpke ab, was er vortrug*); wenigstens war das in dem Colleg über die deutschen Quellenschriftsteller, welches ich im Semester 1857/58 bei ihm hörte, also über sein Hauptfach, der Fall. Schon aus dem Eindrucke, den ich damals von Köpke bekommen, glaube ich mit Recht schließen zu dürfen, daß Köpke als politischer Redner in der Sturmperiode ohne Bedeutung gewesen sein muß. Zudem war er klein und buckelig. Also fehlte ihm auch die körperliche Mitgabe der Mutter Natur, welche bei Rednern unter Umständen von Bedeutung ist.

Was Köpke in seinen Vorlesungen gab, war durchaus sicher begründet, ohne jede subjective Beimischung. Bernhardi hebt das ausdrücklich lobend hervor. Meiner Ansicht nach lag darin aber gerade ein Mangel. Der Universitätslehrer soll seine Zuhörer ja doch möglichst kritisch mit sich mitarbeiten lassen, soll gerade in seinem Fache subjectiv vorgehen. Woher soll denn der Studirende die akademische Arbeitsart anders kennen lernen als durch das geistige Mitarbeiten mit dem Lehrer?

Köpke machte geradezu den Eindruck der Aengstlichkeit in seinem Auftreten als Docent. Und Aengstlichkeit des Docenten reißt nie Zuhörer fort, regt Anfänger nicht an.

Es ist möglich, daß die zuletzt angeführten Thatsachen auch dazu beigetragen haben, daß die Facultät für Köpke's Beförderung nicht günstig gestimmt war.

Erst im J. 1856 wurde Köpke zum außerordentlichen Professor an der berliner Universität ernannt. In demselben Jahre gab er seine ständige Mitarbeiterschaft an den „Monumenta" auf; dieselbe hatte ihm zwar literarisch einen Namen, aber keinen Erfolg in der Carrière gebracht.

Köpke's Thätigkeit blieb merkwürdigerweise auch nach 1856 eine ziemlich zersplitterte. Köpke ließ sich damals viel zu sehr in literarhistorische Studien hineinziehen. Nicht nur lieferte er für Piper's evangelischen Kalender, für die Kieler Monatsschrift, Cotta's Morgenblatt, Pröhle's Vaterland u. s. w. zahlreiche Beiträge, sondern er trat auch in den Jahren 1855 und 1862 mit größern selbständigen Schriften literarhistorischen Inhalts auf, indem er eine Biographie Tieck's (2 Bde. 1855), die nachgelassenen Schriften Tieck's (2 Bde. 1855) und Nachträge zu Heinrich von Kleist's Werken (1862), letztere meist aus Tieck's Nachlasse entnommen, veröffentlichte. Mochte Köpke zu dem ihm geistesverwandten Romantiker Tieck in freundschaftlichen Beziehungen gestanden haben, so lag ihm doch eine literarische Arbeit über ihn und Kleist um so mehr fern, als er gerade zu jener Zeit, 1856, durch einen Contract mit der Weidmann'schen Buchhandlung zu Berlin in das richtige Fahrwasser als Historiker hätte kommen können.

Dieser Contract bestimmte, daß Köpke die deutsche Geschichte etwa in der Weise bearbeiten sollte, wie Mommsen die römische Geschichte dargestellt hatte. Köpke hat

*) W. Bernhardi, Rudolf Köpke (Berlin 1871), S. 14, behauptet das Gegentheil.

diesen Contract nie erfüllt, hauptsächlich deshalb, weil es ihm, wie er selbst sagte, schwer wurde, nach vorgeschriebener Form zu arbeiten. Er hat zu dieser deutschen Geschichte nur Vorstudien veröffentlicht unter dem Titel: „Deutsche Forschungen. Die Anfänge des Königthums bei den Gothen", Berlin 1859. Schon der Haupttitel dieser Schrift „Deutsche Forschungen" zeigt, daß Köpke nicht „Geschichte" schreiben, sondern nur Forschungen zu einer Geschichte herausgeben wollte. Er schlug eben den bequemern Weg ein, historische Resultate zu veröffentlichen, ohne sich die Mühe zu geben, sie in irgendeiner Form von dem Material der breitesten Beweisführung zu trennen; die Schrift trägt daher ganz das Gepräge der „Jahrbücher" an sich. Köpke hat sich, wie es scheint, nie von dem Eindrucke der ersten größern Arbeit in den Ranke'schen Jahrbüchern bei der Beurtheilung der Reife seiner literarischen Veröffentlichungen befreien können.

Es scheint fast, als ob Köpke diese Art Geschichte zu schreiben für die vollkommenste gehalten habe. Die Jahrbücher und alle verwandten Arbeiten der Ranke'schen Schule enthalten aber doch immer nur Bausteine zu einer Geschichte der betreffenden Zeit, aber keine Geschichte im großen Stile, zeigen keine Spur von historischer Composition. Die Verfasser derselben sind fleißige Träger von Bausteinen gewesen, aber fast durchweg keine Baumeister, wie ihr Haupt Ranke, geworden. So auch Köpke. Er war einer der fleißigsten und gewandtesten Steinträger der Ranke'schen Schule, aber den Aufbau eines historischen Werkes hat er nicht fertig gebracht.

Wegen der Unlesbarkeit ihrer Schriften für weitere Kreise, als die Fachgelehrten es sind, hat daher die Ranke'sche Schule auf die große Masse des deutschen Volkes so gut wie gar keinen Einfluß ausgeübt. Sie hat eben nur für die Fachgelehrten geschrieben. Dasselbe gilt wie von Köpke so auch von den andern hervorragenden Mitgliedern dieser Schule, wie Waitz, Wattenbach u. a., selbst W. Giesebrecht nicht ausgenommen. Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit ist zwar in weitere Kreise gedrungen; sie hat aber den Charakter der Jahrbücher völlig festgehalten und unterscheidet sich nur dadurch von den Arbeiten der andern Vertreter dieser Schule, daß sie eine geschickte Auswahl des Stoffs aufweist und das schwerfällige Beweismaterial in den Anmerkungen enthält.

Die Weidmann'sche Verlagshandlung hatte mit sehr richtigem Blicke eine allgemeine Leistung der kritischen Schule für die Förderung des deutschen Geschichtsstudiums als zeitgemäß erachtet, indem sie Köpke contractlich engagirte. Und Köpke wäre sicher weit eher als andere im Stande gewesen, eine deutsche Geschichte — und sei es auch nur des Mittelalters — zu schreiben. Köpke besaß — ganz abgesehen von der Sauberkeit seiner Quellenkritik, in welcher er keinem Mitgliede der Schule nachsteht — z. B. eine weit gewandtere Feder als Waitz; ja er erhebt sich in den „Deutschen Forschungen" zuweilen zu einer so ansprechenden Darstellung, wie Waitz sie in seinen Schriften nirgends zeigt. Er ist darin Giesebrecht ähnlich. Leider fehlte es ihm aber an Geschick wie Giesebrecht, resp. an Compositionstalent; daher erhob auch er sich nicht über die Schule zum Meister empor.

Die Lücke, welche Köpke offen gelassen, indem er keine deutsche Geschichte auf Grund des Contracts mit der Weidmann'schen Verlagshandlung schrieb, existirt noch jetzt. Wo ist in der deutschen Literatur ein so classisches Geschichtswerk über die deutsche Geschichte vorhanden, wie Frankreich es in der „Histoire de la France" von Guizot es besitzt? Einer neuen historischen Schule ist es deshalb vorbehalten, auf Grund der Bausteine der Ranke'schen Schule der deutschen Nation eine deutsche Geschichte zu liefern, welche die deutsche Vergangenheit in classischer Form und Anordnung dem gegenwärtigen Geschlechte vor die Augen stellt.

Schon während des Druckes der deutschen Forschungen war Köpke, wie sein Biograph Bernhardi S. 10 selbst hervorhebt, „genöthigt, zwar auch historisch, aber doch auf ungewohntem Gebiete zu arbeiten". Köpke hatte sich nämlich leider dazu verleiten lassen, die Geschichte der berliner Universität für die Feier des funfzigjährigen Bestehens derselben zu schreiben; für einen geistvollen Historiker sicherlich keine innerlich befriedigende Arbeit. Die Motive, welche ihn zur Uebernahme der Arbeit veranlaßten, sind mir nicht bekannt. Köpke verarbeitete das trockene urkundliche Material über die berliner Universität zu einer lebendigen Darstellung, welche im J. 1860 unter dem Titel: „Die Gründung der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin", erschien.

Weder nach dieser Arbeit noch nach der Veröffentlichung der Schriften über Widukind (1867) und über Hrotsvit von Gandersheim (1869), von welch letzterer noch im selben Jahre ein Auszug für das größere Publicum unter dem Titel „Die älteste deutsche Dichterin" erschien, erreichte Köpke das selbstverständliche Ziel aller Universitätsdocenten, nämlich die ordentliche Professur in seinem Fache, obgleich sein Name in den Fachkreisen den besten Klang hatte. Bei seinem Tode soll man damit umgegangen sein, ihn zum ordentlichen Professor zu ernennen.

Köpke besaß einen eisernen Willen und daher trotz seines gebrechlichen Körpers eine große Arbeitskraft. Er konnte deshalb neben seiner wissenschaftlichen Thätigkeit einen regen Briefwechsel mit verschiedenen literarischen Freunden unterhalten. Neuerdings sind in den „Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz" verschiedene seiner Briefe abgedruckt worden, von denen einige einen Blick in die Seelenstimmung Köpke's zu bestimmten Zeiten gewähren. Da schreibt er einmal: „Es ist alles Clique und Claque! Wer nicht zu der einen oder andern gehört, wird zu Boden getreten oder, was vielleicht noch schlimmer ist, zu Tode geschwiegen." Weil zu seiner Zeit die Ranke'sche Schule das Wort führte, so kann Köpke mit Clique und Claque nur die hervorragenden Führer derselben meinen, die ihn nicht nach seinem Wunsche aufkommen lassen wollten. Oder er schreibt: „So ist Geld und immer wieder Geld das allgemeinste, härteste, abstracte Schema des Lebens, der unerbittliche demokratische Gleichmacher, der erst die unbedingte Freiheit proclamirt, um hinterdrein auf ihren Trümmern die Tyrannei des

Kapitals zu errichten und die Gleichheit nicht der Freiheit, sondern der Sklaverei zu erreichen." Diese Wahrheit, welche Köpke hier so ansprechend in Worte faßt, ist alt genug. In Deutschland allerdings beginnt das Geld erst seit 1848 immer mehr die Herrschaft zu gewinnen in der Presse sowol wie in den socialen Verhältnissen. Dem Romantiker Köpke mochte das Umsichgreifen des in gewisser Hinsicht ja gerechtfertigten Realismus der Neuzeit wenig zusagen.

In noch trüberer Stimmung schreibt er (im J. 1865): „Sehe ich dieses Rennen und Jagen, dieses Genießen und Lechzen, dieses wilde Kämpfen und Ringen derer, die alle gleichsein und doch alle herrschen möchten, dieses Verleugnen und Verhöhnen des Idealen, so will es mir scheinen, als wären wir in einer furchtbaren Krisis, gleich der, welche das römische Weltreich zertrümmerte; als müßte in dieses Wirrsal, wo keiner den andern mehr versteht, wie ein Blitz von Gottes Thron eine neue große ursprüngliche Kraft hineinschlagen, ein Urgeist, wie Johannes der Täufer, wie der Apostel Paulus, ein Luther mit seinem donnernden *μετανοεῖτε* die Seelen aufrütteln, ohne Rücksicht auf menschliche Macht ihnen ihr wahres Bild zeigen, ihnen zeigen, daß der Menschen Wege nicht Gottes Wege seien!"

Die deutschen Kriege von 1866 und 1870 haben gezeigt, daß Köpke zunächst unrecht hatte, daß der zur Zeit in Deutschland herrschende Realismus noch auf gesunden Grundlagen beruht, indem er unter Bismarck's, des ausgesprochensten Realisten, Leitung die größten Erfolge in der äußern Politik erfochten hat. Andererseits ist aber nicht zu verkennen, daß Deutschland jetzt auch Keime in seinem Innern großzuziehen beginnt, welche bei dem Mangel religiös-sittlicher Tendenzen in der großen Masse des Volkes einst verderbliche Früchte erzeugen können, ja erzeugen müssen, sobald die mechanisch-sittlichen Tendenzen, welche an Stelle der religiös-sittlichen die Gegenwart beherrschen, den Kampf mit dem Gefolge des Realismus, nämlich mit dem crassesten Utilismus, nicht mehr aufnehmen können. Möge dieser Kampf, der Köpke's Vorahnung bewahrheiten würde, für Deutschland noch recht fern sein!

Köpke war nie verheirathet und lebte abgeschlossen für sich im Kreise seiner Angehörigen. Seine großen blauen Augen waren ein Spiegel seiner Gutmüthigkeit und Bescheidenheit. Schon seit 1852 kränkelnd, siedelte Köpke aus Gesundheitsrücksichten im Frühjahre 1870 nach Schöneberg, einem Vororte von Berlin, über. In seinem Testamente bestimmte er, daß sein Vermögen nach seinem Tode seiner Mutter und Schwester und nach deren Tode theils dem Joachimsthal'schen Gymnasium, theils der berliner Universität zu Gunsten unbemittelter Studirender zufallen sollte. Sein Wunsch, daß bestimmte seiner kleineren Schriften nach seinem Tode in einer besonderen Sammlung publicirt werden sollten, wurde durch F. G. Kießling, einen Lehrer des Joachimsthal'schen Gymnasiums, erfüllt, welcher im J. 1872 „Kleine Schriften zur Geschichte, Politik und Literatur von Rudolf Köpke" herausgab.

Einen warmen Nachruf widmeten dem Dahingeschiedenen sowol W. Bernhardi (Rudolf Köpke. Ein Gedenkblatt. Berlin 1870), wie W. von Giesebrecht (Erinnerungen an Rudolf Köpke. In von Raumer's Historischem Taschenbuch. 5. Folge, Bd. 2 und auszüglich in der „Deutschen Biographie"). *(R. Pallmann.)*

KÖPNIK (auch Cöpenik) ist eine alte preußische Stadt der Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Teltow, in 32 Met. Höhe auf einer Insel der Spree bei der Einmündung der Dahme oder Wendischen Spree gelegen, nahe im Nordwesten der Müggelberge (5 Kilom. oberhalb der Stadt, ansteigend zu 64 Met. Höhe), und im Westen des Großen Müggelsees, 19 Kilom. von Berlin, durch zwei Brücken mit dem Festlande verbunden, Station der Linie Berlin-Breslau der Preußischen Staatsbahnen. Die (1880) 8921 Bewohner, von denen 4335 männlichen und 4586 weiblichen Geschlechts sind, führen in 370 Häusern (21 haben andere Bestimmung) 1919 Haushaltungen. Zur Stadt gehören 3189 Hekt. Land, wovon 436 Hekt. Acker, 470 Hekt. Wiesen, 1208 Hekt. Holzungen und 763 Hekt. Wasserstücke u. s. w. sind. Die Stadt hat Post- und Telegraphenamt, Volksbank und ein altes Schloß. Das erste, älteste wendische Schloß, in welchem der letzte Wendenfürst Jaczo residirte, ward 1238 von Heinrich von Meißen überfallen, aber 1239 von den brandenburgischen Markgrafen zurückerobert. Kurfürst Joachim II., ein leidenschaftlicher Jäger, baute ein neues an die Stelle des alten. Hier hatte der Kurfürst Georg Wilhelm im April 1631 eine Zusammenkunft mit dem daselbst quartierten Gustav Adolf. Der Große Kurfürst ließ für den Kurprinzen Friedrich durch Rütger von Langenfeld 1677—1682 ein neues, das noch jetzt stehende, Schloß erbauen. Dasselbe selbst hat drei Stockwerke und zwei Seitenflügel, ist stattlich und durchweg geräumig. Im J. 1682 zog der Kurprinz (König Friedrich I.) ein und 1683 starb hier seine Gemahlin; die dieser nachfolgende zweite, Sophie Charlotte, wählte Charlottenburg; Köpnik stand 20 Jahre lang leer. Friedrich Wilhelm I., Sohn König Friedrich's I., folgte 1713 und genügte in Köpnik seiner Jagdlust; er ließ 1730 (28. Oct.) hier durch ein Kriegsgericht den Kronprinzen und den Lieutenant von Katte verurtheilen. Im J. 1749 wurde der Witwe des Herzogs von Würtemberg-Teck, der Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, Henriette Marie, Köpnik als Witwensitz angewiesen, die hier 30 Jahre verlebte; sie starb hier 1782, achtzig Jahre alt. — Im J. 1804 wurde Schloß Köpnik an den Grafen Schmettau verkauft, der 1806 starb. Im J. 1811 kaufte der Staat das Schloß zurück, das aber öde blieb. Vom J. 1821—1828 diente es als ein Demagogen-Gefängniß; 1851 wurde das Schullehrer-Seminar von Potsdam hierher verlegt. In dem durch Dampfschiffahrt mit Berlin verbundenen Orte bestehen große Fabrikanlagen, unter andern eine chemische Fabrik, zwei Shoddyfabriken, eine große Färberei, eine Linoleumfabrik, eine Glashütte, eine Wachstuchfabrik u. s. w.

(G. A. von Klöden.)

KOPP (Fridolin), ein als Historiker bekannt gewordener Benedictiner, stammte aus der damals vorderösterreichischen „Waldstadt" Rheinfelden, wo er am 8. Oct. 1691 geboren wurde. Früh schon dem Dienste der Kirche zugeneigt, besuchte er die Schule des aargauischen Klosters Muri, worauf er am 21. März 1708 daselbst Profeß that und 1715 die Priesterweihe empfing. Durch Einsicht und Gewandtheit verschaffte er sich bald Anerkennung: er wurde zum Kanzleiverwalter, dann zum Secretär der schweizerischen Benedictinercongregation ernannt, hierauf als Dekan nach dem graubündener Kloster Disentis postulirt und endlich am 16. März 1751 als Nachfolger des kurz vorher gestorbenen Fürstabtes Gerold II. Heimb mit der obersten Leitung seines Gotteshauses betraut. Zu dieser Wahl veranlaßte neben seiner geschäftlichen Tüchtigkeit wol auch das nicht geringe Verdienst, welches er sich durch die Vertheidigung seines Stiftes gegen die literarischen Angriffe des St.-Blasianers P. Marquard Herrgott (s. d. Art.) erworben hatte. Im ersten Bande der von diesem verfaßten „Genealogia diplomatica augustae gentis Habsburgicae" (Wien 1737) waren nämlich allerlei kritische Zweifel und Bedenken gegen das angebliche Alter und die geschichtliche Zuverlässigkeit der hochgehaltenen ältesten Klosterchronik, der „Acta Murensia", vorgebracht worden. Diese zu widerlegen, veröffentlichte Kopp 1750 eine ausführliche, aus der Stiftsofficin hervorgegangene Gegenschrift, die „Vindiciae Actorum Murensium pro et contra Marquardum Herrgott, . . . seu Acta fundationis Murensis monasterii tanquam ejusdem genealogiae fundamenta fidei suae asserta, solidisque rationibus et documentis sobrie et juste vindicata". Kopp deckte nicht ohne Glück verschiedene schwache Punkte der Darstellung Herrgott's auf, sodaß sich ein anderer St.-Blasianer, der Pater Rustenus Heer, bewogen fand, für seinen angegriffenen Collegen in die Schranken zu treten, um Kopp's Widerlegungen zu entkräften. Es geschah dies in der Schrift: „Anonymus Murensis denudatus et ad locum suum restitutus, sive Acta fundationis principalis monasterii Murensis denuo examinata et auctori suo adscripta" (Freiburg i. Br. 1755). Die Antwort von Muri blieb nicht aus; doch erfolgte sie erst nach dem Tode Kopp's, der am 17. Aug. 1757 aus dem Leben geschieden war, durch dessen Freund und Mitcapitular Johann Baptist Wieland als „Vindiciae Vindiciarum Koppianarum ac proinde etiam Actorum Murensium adversus Rustenum Heer adornatae" (Muri 1760; Baden 1765). Der Streit wäre wol noch länger fortgesetzt worden, wenn nicht das österreichische Herrscherhaus, dem die Anzweiflung seiner ältesten Hausgeschichte nicht gleichgültig sein konnte, durch die Erwirkung eines päpstlichen Machtwortes den vorläufigen Stillstand der literarischen Fehde herbeigeführt hätte. Es dauerte dann über hundert Jahre, ehe die historische Kritik sich von neuem mit der Stiftschronik von Muri beschäftigte, und erst unserer Zeit blieb es vorbehalten, zu sichern Resultaten über die Abfassungszeit und Zuverlässigkeit der „Acta Murensia" zu gelangen. Trotzdem ist Kopp's Verdienst nicht geringzuschätzen, und namentlich muß man anerkennen, daß er in den seiner Vertheidigungsschrift beigegebenen „Acta Murensia" einen besseren, vielfach berichtigten Text geliefert und dieselben der Benutzung weit zugänglicher gemacht hat, als dies vorher der Fall gewesen war. Der Zeit nach könnte er auch die anonyme „Epistola amici ad amicum super praetensa denudatione Anonymi Murensis, ex Muris mense Aprilis 1755" (ohne Druckort) verfaßt haben, wie die drei ersten der unten angeführten Quellen meinen; indessen ist unzweifelhaft, daß dieselbe von dem bereits genannten Wieland herrührt.

Literatur: H. J. Leu, Helvetisches Lexikon, 13. Thl. (1757) S. 479. — H. J. Holzhalb, Supplement zu demselben, 4. Thl. (1789) S. 297. (In beiden Werken unter dem Artikel „Muri".) — Mk. Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrh. Aarau 1812, S. 286 fg. — A. Schumann, Allgemeine deutsche Biographie 16. Bd. (1882) S. 679 fg. — Egb. Fr. von Mülinen, Helvetia sacra. 1. Thl. Bern 1858, S. 109. — Vgl. auch Theod. von Liebenau, Ueber die Entstehungszeit der Acta Murensia in der „Argovia. Jahresschrift der historischen Gesellschaft des Cantons Aargau" 4. Bd. Aarau 1866. S. XIX—XXXII. — Eine neue Ausgabe der Acta Murensia, besorgt von P. Martin Kiem, in den „Quellen zur Schweizer Geschichte, herausgeg. von der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz" 3. Bd., 2. Abthl. Basel 1883, S. 3—102. *(A. Schumann.)*

KOPP (Joseph) ist am 16. Nov. 1788 in Sommerau, Landgerichts Kötzling, an der böhmischen Grenze geboren. Seine Aeltern besaßen als königliche Grundholden einen Hof, den sie mit Schulden übernommen hatten. Sie waren arbeitsame, mäßige und fromme Landleute, besonders die Mutter, welche trotz der häuslichen Thätigkeit nicht Messe und Predigt versäumte. Sie hatte den Sohn früh zum Geistlichen bestimmt. Nicht ohne Schwierigkeiten konnte er die elementaren Kenntnisse erlernen, kam dann zu dem Chorregenten nach Neukirchen, um da die Anfangsgründe der lateinischen Sprache und der Musik zu erlernen. Angenehm war der fast drei Jahre dauernde Aufenthalt nicht; der Unterricht und die Kost waren das Geld, das seine Aeltern nur mit Mühe aufbrachten, nicht werth. Auch der Ferienaufenthalt bei seinem mütterlichen Oheim, der Benedictiner-Prior in Kötzling war, brachte ihm keine Freude, sondern erhöhte durch Spott und Mishandlung desselben seine Schüchternheit und Menschenscheu. Im J. 1799 kam er nach Straubing, wo er durch Vermittelung des Oheims nicht blos bei den Mönchen, sondern auch in bürgerlichen Familien Freitische erhielt und damit sich durchschlug. Auch der Lehrer der untersten Klasse verbitterte ihm durch Vorwürfe wegen seiner Armuth das Leben noch mehr. Aber als talentvoller Knabe machte er ausgezeichnete Fortschritte. Im J. 1802 kam er in das Gymnasium nach München, wo wieder Freitische und daneben angestrengter Privatunterricht den Lebensunterhalt schaffen mußten. Zum Abschluß seiner wissenschaftlichen Vorbildung ge-

hörte nach damaliger Ordnung der Besuch des Lyceums, auf dem Cajetan Weiller, der Historiker Berger, der Mathematiker Späth, der Physiker Siber und andere seine Lehrer waren. Am engsten schloß er sich an den damals von Gotha berufenen Fr. Jacobs an, bei dem er nicht blos regelmäßig die Vorlesungen besuchte, sondern auch in geselligem Verkehr und durch Privatübungen in der Lektüre der alten Schriftsteller und in lateinischen Schreibübungen gefördert wurde. Göller, Birnbaum, Schlichtegroll und Mittermaier bildeten mit ihm den engern Kreis, der den geliebten Lehrer umgab.[1]) F. Thiersch war damals nur am Gymnasium beschäftigt, ihm trat er erst später näher. Im Herbste 1810 unterzog er sich der Prüfung für das höhere Lehramt und bestand sie mit so gutem Erfolg, daß er auf die dringende Empfehlung von Jacobs ein Stipendium zu dem Besuche der Universität Heidelberg erhielt. Vom Herbste 1810 bis 1812 verweilte er auf dieser Hochschule. Böckh's Vorlesungen konnte er nur noch im ersten Jahre besuchen, weil dieser seine Heimat verließ, um dem Rufe nach Berlin zu folgen. Creuzer fand in ihm einen begeisterten Hörer für die Vorlesungen über Symbolik und Mythologie. In das philologische Seminar trat er nicht ein, weil ihn die philosophischen Studien zu sehr in Anspruch genommen hatten. Johann Jakob Wagner interessirte ihn durch seinen glänzenden Vortrag, gewann ihn aber nicht für seine Naturphilosophie. Auch Daub hörte er, ohne sich näher mit ihm oder seiner Lehre zu befreunden. Eng schloß er sich an Fries an, dessen System er eifrigst erfaßte und dem er auch Hausfreund wurde. Diesem Philosophen verdankte er die Hinweisung auf Aristoteles und dessen Philosophie, welche seitdem seine Lebensaufgabe wurde. Um J. H. Voß, dem er von München aus besonders empfohlen war, hat er sich nicht bekümmert; norddeutsche Naturen waren ihm zuwider. Sein näherer Umgang beschränkte sich auf wenige Landsleute; eine Theilnahme an dem muntern studentischen Treiben gestattete ihm die Kärglichkeit seiner Mittel nicht, aber auch sein reiferes Alter führte ihn mehr zu geistigen Genüssen und traulichem Umgange mit wenigen. Als er nach München zurückgekehrt war, hätte er bei seinen umfassenden Kenntnissen sich wohl zu einer akademischen Thätigkeit besonders geeignet, aber seine Mittellosigkeit gestattete ihm die Wahl eines solchen Lebensberufes nicht. Er mußte zu einer Lehrerstelle an der Lateinschule in München greifen und damit war er auf den Unterricht in einer der unteren Klassen angewiesen. Und er zeigte sich als ein tüchtiger Knabenlehrer, an dem seine Schüler wie an einem Vater hingen. Aber der Elementarlehrer fand auch in den geistig hervorragenden Kreisen die zuvorkommendste Aufnahme. So in dem Hause des Präsidenten Jacobi, Niethammer's, Roth's, Schlichtegroll's; mit Thiersch trat er in engere Verbindung; sein gründliches Wissen und seine selbständigen Ansichten machten ihn zu einem ebenbürtigen Genossen. Im J. 1815 wurde er Gymnasialprofessor, 1819 Professor der Geschichte und zweiter Vorstand des philologischen Seminars am Lyceum. Freimüthige Aeußerungen über kirchliche Verhältnisse führten seine Entfernung von dieser Stellung herbei. Man übertrug ihm dafür die Professur der Philologie und der deutschen Sprache. Als 1826 die Universität Landshut nach München verlegt wurde, ging das Lyceum ein und Kopp blieb einige Zeit amtlos. Indeß schon im Sommer 1827 wurde er als zweiter Professor der Philologie nach Erlangen geschickt und ihm die Mitdirection des philologischen Seminars übertragen.[2]) Der Wechsel der bewegten Residenz mit der stillen Universitätsstadt that ihm wohl, weil die Ruhe seine einsamen Studien begünstigte. Schon seine münchener Vorträge waren durch starke Abschweifungen vielfach gestört worden; in Erlangen, wo alle Welt Respect vor seiner enormen Gelehrsamkeit hatte, fanden sich nur wenige Zuhörer auf seinem Zimmer zusammen und er stand wenig mit ihnen in Verkehr.[3]) Desto mehr konnte er seinen wissenschaftlichen Forschungen nachgehen, zumal er nicht die mindeste Neigung zu literarischer Production hatte. Seinen täglichen Umgang bildete Friedrich Rückert, der ihn zu anhaltendem Studium der orientalischen Sprachen und zu Sprachvergleichung anregte. Auch Mathematik trieb er mit seinem Collegen Rothe. Schon in München hatte er außer einer kleinen Denkschrift auf F. H. Jacobi 1819 nur des Damascius Quaestiones de primis principiis aus zwei Handschriften zum ersten mal herausgegeben (Frankfurt a. M. 1826), aber wer kümmerte sich viel um diesen Neuplatoniker? Die Arbeit blieb unbeachtet. Mehr beachtet ist der Nachtrag zur Untersuchung (von Brandis) über das Schicksal der Aristotelischen Schriften im „Rheinischen Museum" 1829 S. 93—126. In Erlangen wußte endlich Präsident von Roth ihn zur Mitarbeit an den „Gelehrten Anzeigen" zu bestimmen und er lieferte seit 1836 vorzüglich Recensionen über philosophische Schriften, über Rückert'sche Dichtungen und über grammatische Werke.[4]) Auch in der „Hallischen Literaturzeitung" und in den „Heidelberger Jahrbüchern" finden sich Anzeigen von ihm aus früherer Zeit. Die Hauptarbeit seines Lebens sollte ein Lexicon Aristotelicum werden; zu der Herausgabe, für welche es die Buchhändler nicht an Aufforderungen fehlen ließen, ist er nicht gekommen. Die Handschrift ist nach seinem Tode der Universitätsbibliothek zu Erlangen überwiesen.

Kopp war ein Mann von kleiner Statur, aber gedrungen und in den späteren Jahren fast corpulent. Seine erste Gattin war Charlotte Dorner, eines Pfarrers Tochter aus dem Würtembergischen, die er im Niethammer'schen Hause kennen gelernt hatte. Er verlor sie an den Folgen des zweiten Wochenbettes. Später verheirathete er sich mit einer Cousine seiner ersten Frau aus Stuttgart. In München nahm er den jüngsten

1) Jacobs, Personalien S. 81.

2) Iwan Müller, De seminarii philologici Erlangensis ortu et fatis p. 11, weiß wenig über Kopp zu berichten. 3) Er soll einmal vor einem an der Wand hängenden Rock gelesen haben, lautet eine erlanger Tradition. 4) Döderlein hat sie S. 226 verzeichnet.

Sohn von Jacobs, Paul Emil, als dieser die Akademie der Künste daselbst besuchte, in sein Haus auf und „wurde dem funfzehnjährigen Knaben ein freundlicher Mentor“.[5]) Mit seiner zweiten Gattin hat er den Schmerz wiederholter Prüfungen getheilt, als er zwei hoffnungsvolle Kinder dahinsterben sah; fünf Töchter blieben ihm. Am 7. Juli 1842 ist er im kräftigsten Mannesalter gestorben und am 10. Juli begraben. An seinem Grabe hat Döderlein gesprochen.

Döderlein, Reden und Aufsätze Bd. 1, S. 214, wo auch Bruchstücke einer Selbstbiographie stehen; Aschebrenner im „Neuen Necrolog der Deutschen“ XX. (1842), Bd. 1, S. 503—520. *(F. A. Eckstein.)*

KOPP (Joseph Eutych), schweizer Geschichtschreiber. Nicht mit Unrecht wird Kopp's Name in eine Linie gestellt mit Niebuhr, Baur und Strauß, Männern, die es wagten, das uns Ueberlieferte kritisch zu sichten, das Wahre vom Falschen zu scheiden, die Geschichte von der Sage zu trennen. Mit mancher liebgewordenen Ueberlieferung mußte gebrochen werden, manches Herz wurde in seinem Innersten verletzt, wenn es den Forschungen der beiden letztgenannten Männer nachging, und ebenso fühlte sich mancher Schweizer zurückgestoßen von der unerbittlichen Kritik Kopp's, die ihm die Entstehung der Schweiz, den Grütlischwur, den Tellschuß, die Vertreibung der Vögte als Sage darstellte.

Kopp war als der Sohn eines armen Boten am 25. April 1793 in Beromünster (Canton Luzern) geboren worden. Nachdem er seinen ersten Unterricht in der Schule seines Heimatsortes erhalten hatte, bezog er 1806—1812 das Lyceum in Luzern. Mit seltenem Eifer widmete er sich dem Studium der Sprachen; als Autodidact lernte er französisch, englisch und italienisch, namentlich wußte er das Griechische so vollendet zu handhaben, daß der berühmte Professor Hug in Freiburg, der auf den tüchtigen Gymnasiasten aufmerksam gemacht worden war, ihn ersuchte, seine Studien an dem letztgenannten Orte zu vervollständigen. In der That bezog Kopp im J. 1812 die Universität Freiburg. Auch die bitterste Noth, die er während vier Semester litt, war nicht im Stande, sein ernstes Streben zu brechen, ja er fand, trotzdem seine Zeit durch Stundengeben sehr in Anspruch genommen war, noch Gelegenheit, seine sprachlichen Kenntnisse durch Erlernung des Hebräischen, Arabischen, Spanischen, Portugiesischen zu erweitern.

Im J. 1814 besuchte er seinen Bruder in Paris; nach einem neunmonatlichen Aufenthalte, den er sich durch Uebernahme einer Lehrstelle an einem dortigen Lyceum ermöglicht hatte, kehrte er in die Heimat zurück; drei Monate lang vicarirte er an der Cantonsschule in Aarau, dann folgte er einem Rufe Fellenberg's als Lehrer an das berühmte Institut in Hofwyl; im J. 1817 übernahm er die erste Lehrerstelle an der Secundärschule in Zurzach. Von hier wurde er 1819 als Professor der classischen Sprachen an das Lyceum nach Luzern berufen. Während voller 46 Jahre hat er sich mit unermüdlichem Eifer und peinlichster Gewissenhaftigkeit der Lehrthätigkeit gewidmet. Er wußte seine Schüler so für das classische Alterthum zu begeistern, und so sinnig wußte er ihnen dasselbe ästhetisch und historisch zu erklären, daß er bei allen die ungetheilteste Hochachtung genoß. Neben den Pflichten seines Schulamtes fand er noch Zeit, sich der Dichtkunst, die er von Jugend an geliebt und zum Theil auch gepflegt hatte, zu widmen. Seine erste größere, aber unvollendete Arbeit ist das auf fünf Acte berechnete Drama „Luceria“ (1820), „ein Anfang, der Großes verhieß“. „Innige Anlage, tiefes Gefühl, Ideenreichthum und Macht über die Sprache sind die Vorzüge dieser Dichtung.“

Im J. 1824 veröffentlichte er bei Jenni in Bern den „König Albrecht“; im gleichen Jahre lag „König Adolf“ im Manuscript vor und „Die Fischer“ wurden ebenfalls vollendet (letztere erschienen im 4. Bändchen von Kopp's „Dramatischen Gedichten“). In jenen Jahren „der Hochflut des dramatischen Dranges“ schrieb er noch „Ludwig der Baier“, dramatisches Gedicht in zwei Abtheilungen; „Die Perser“ blieben unvollendet, „Lykophron“, „Der grüne Zweig“ (ein Lustspiel) und „Friuli und Jaffeir“ blieben nur Entwürfe. Das J. 1825 zeitigte das Trauerspiel „Harald und Sigrith“, über welches ein dramatisches Preisgericht in München im J. 1856 das Urtheil fällte, daß es durch dichterischen Gehalt und dramatische Lebendigkeit bedeutendes Interesse erwecke. Im J. 1827 schuf er den „König Manfred“, über dessen Entstehung er im 4. Bändchen seiner dramatischen Werke Rechenschaft ablegte. Nun ruhte bis zum J. 1850 seine dramatische Muse. In Zeit von vier Wochen verfaßte er „Die Königswahl“, ein Stück, das als Prolog betrachtet werden kann zu der im J. 1852 vollendeten Trilogie: „König Rudolf“ und in der gleichen Zeit schrieb er das Schauspiel: „Graf Bero von Lenzburg oder die Gründung von Beromünster.“ So schön auch die Diction ist, so packend auch einzelne Scenen geschrieben sind, so sind doch die Dichtungen nie ins Volk eingedrungen. „Es fehlt ihnen das leichte Verständniß und jener fesselnde Zauber, wie der große Leserkreis ihn liebt und verlangt, kurz, der auf die Menge berechnete dramatische Effect geht ihnen ab, wenn auch dramatische Kunst darin nicht zu verkennen ist.“ Diese dramatischen Arbeiten führten folgerichtig ihren Verfasser zum Studium der historischen Quellenwerke und somit vermittelte die tragische Muse den Uebergang des Dichters zum Geschichtschreiber. Schon längst hatte er sich mit der Schweizergeschichte beschäftigt und mit Bewunderung hing er an Tschudi und Johannes von Müller, welch letztern er sogar getreulich ausgezogen hatte.

Seit 1826 hatte sich Kopp, angeregt durch diese Schriftsteller, ebenfalls der Geschichtschreibung zugewandt; er versuchte sich zunächst in kleineren Aufsätzen, die in der „Zuger Zeitung“ von 1826 und 1827 und in der „Helvetia“ (Jahrgang 1830) erschienen sind. Allerdings erzählt er hier noch getreu nach der Ueberlieferung, aber sein prüfendes Auge hatte bereits Widersprüche, Mängel

5) Jacobs, Personalien S. 167.

und Blößen in den bisherigen Darstellungen zu entdecken vermochte.

In dem J. 1832 faßte Kopp die Idee, die 500jährige Denkfeier des Eintritts Luzerns in den Bund der Eidgenossen durch eine auf archivalischer Forschung beruhende Darstellung jenes Ereignisses zu verschönen. Nun durchsuchte er die Archive, verglich die bereits gedruckten Urkunden mit ihren Originalen, fand neue, bis jetzt noch nie benutzte Schriftwerke; mit klarem Verstande studirte er an der Hand dieses Materials die Reichs- und Rechtsgeschichte und je länger je mehr wurde es ihm zur Gewißheit, „daß Müller's Geschichte der drei Länder grundfalsch sei". Bevor er an eine Bearbeitung denken konnte, mußte er zuerst im Besitze des möglichst vollständigen urkundlichen Materials sein. Im J. 1834 hatte er bereits 6500 Urkunden chronologisch registrirt, die sich alle auf die Zeit von 1273—1336 bezogen. Eine kleine Auswahl derselben ließ er 1835 in Luzern unter dem Titel: „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde" erscheinen, ein zweites Bändchen veröffentlichte er 1851 in Wien. „Damit war der Markstein einer neuen Aera der Schweizergeschichte gesetzt." Kopp's Name wurde im In- und Auslande vortheilhaft bekannt und die besten Geschichtsforscher der damaligen Zeit, wie Böhmer, Stälin, Chmel, Lichnowsky, Pertz, Schmeller, Uhland, Pfeifer, Grimm suchten Bekanntschaft mit dem bescheidenen Gelehrten anzuknüpfen. Mündlich und schriftlich tauschten diese Männer ihre Gedanken aus und unterstützten einander gegenseitig in ihren Arbeiten. Auch die eidgenössische Tagsatzung wußte in Kopp den Historiker zu schätzen und beauftragte ihn mit der Abfassung der „eidgenössischen Abschiede". Den ersten Band, der in mustergültiger Weise ein Vorbild für alle folgenden Bände dieses monumentalen Werkes wurde, veröffentlichte Kopp bereits 1839; er hatte in demselben die Urkunden der Jahre 1291—1420 aufgenommen. Unterdessen hatte er bereits an seinem Hauptwerke zu arbeiten begonnen. Den ursprünglichen Plan, eine „Geschichte Luzerns unter Oesterreich" zu schreiben, ließ er fallen und nahm sich vor, die Zeit von 1273—1336 unter dem Titel „Der Fall und die Wiederherstellung des heil. römischen Reichs und die eidgenössischen Bünde" vollständig zu behandeln. In verhältnißmäßig rascher Zeit nahm dieses Riesenwerk seinen Fortgang. Im J. 1845 erschienen bei Weidmann in Berlin die beiden ersten Bücher; 1847 veröffentlichte er das dritte Buch (Band II^{1}), 1854 folgte das neunte (Band IV^{I}), 1856 das zehnte (Band IV^{II}), 1858 das elfte (Band V^{1}, 1862 das sechste, siebente und achte (Band III); nach Kopp's Tode erschien das vierte Buch (Band II^{II}, 1871); die endgültige Redaction des fünften Buches und dessen Herausgabe hatte Prof. Busson in Innsbruck übernommen (Band II^{III}, 1871), während der Freund und College Kopp's, Prof. Lütolf in Luzern, das letzte Buch zur Bearbeitung übernahm. Aber auch Lütolf starb, bevor er seine Arbeit vollendet hatte; dieselbe wurde dann 1882 herausgegeben von Franz Stohrer (Band V^{II}), sie schließt aber leider ab mit dem Jahre 1334.

Das ganze Geschichtswerk zeichnet sich aus durch „riesigen Fleiß und ungewöhnliche Genauigkeit"; leider aber „wirkt das Werk geradezu betäubend durch die Massenhaftigkeit des nicht genügend gesichteten und unübersichtlichen Stoffes". Kopp verstand es nicht, über all den unzähligen Einzelheiten den allgemeinen Standpunkt festzuhalten, häufig gingen ihm klare Vorstellungen über rechtliche und Verfassungsverhältnisse ab, (Waitz, in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" 1857, Stück 72, 73, 74, 75) und ebenso wenig vermochte er es, bei all seinem Streben nur das Rechte und Wahre schreiben zu wollen, sich von der Tendenz-Geschichtschreibung fern zu halten. Dies haben Waitz (am genannten Orte), Riezler („Bairische Geschichte", Bd. II) und Meyer von Knonau („Jahrbuch für Schweizergeschichte", Bd. VII) nachgewiesen.

Eine Zeit lang hatte sich Kopp auch rege an dem Staatsleben seines Cantons betheiligt. Er war von 1828—1831 Mitglied des Großen Rathes gewesen; 1841 wurde er Mitglied des Verfassungsrathes und des Regierungsrathes. Im Schoße der letztern Behörde ist er eifrig eingetreten zu Gunsten der bedrohten aargauischen Klöster, dagegen wehrte er sich so viel als möglich gegen die Berufung der Jesuiten an die Schulen von Luzern; er betrachtete diesen Schritt als den Anfang eines unberechenbaren Unglücks. Er richtete bekanntlich nichts aus und mußte sogar als Erziehungspräsident den Vertrag mit den Jesuiten eigenhändig unterzeichnen. Nach dem ersten Freischarenzuge 1845 schied er aus der Regierung aus und widmete sich von nun an ausschließlich der Schule und der Geschichtschreibung. Sein Gesundheitszustand zwang ihn 1865, das Lehramt zu verlassen; aber nicht mehr lange genoß er die wohlverdiente Pension; er starb am 25. Oct. 1866.

Die Bedeutung von Kopp liegt weder im „Professor", noch im „Dichter", noch im „Staatsmanne", sondern im „Historiker"; als solcher hat er bahnbrechend gearbeitet.

Eine erschöpfende Biographie erschien über Kopp von Lütolf, Luzern 1868. *(G. Tobler.)*

KOPP (Ulrich Friedrich), berühmt vor allem als Paläograph, geboren zu Kassel am 18. März 1762, gehört einer im 18. Jahrh. in hessenkasselschen Diensten sich auszeichnenden Beamten- und Gelehrtenfamilie an. Sowol der Großvater Johann Adam Kopp wie der Vater Karl Philipp hatten es nicht nur zu angesehenen amtlichen Stellungen bei der landgräflichen Regierung gebracht, sie hatten sich auch daneben mit Eifer historisch-juristischen Studien gewidmet. Von beiden sind Rechtsdeductionen erhalten, die sie im Auftrage und im Interesse des hessischen Fürstenhauses angefertigt hatten; als bedeutendstes wissenschaftliches Werk J. A. Kopp's verdient dessen „Handbuch von der hessischen Gerichtsverfassung" erwähnt zu werden.

In dieselben Bahnen lenkte zunächst auch Ulrich Friedrich ein, indem er als Assessor bei der landgräflichen Regierung in Kassel eintrat. Bereits am 30. Juli 1788 wurde er zum Justizrath und Mitglied der Ober-

wegecommission ernannt; dann erfolgte 1793 seine Beförderung zum Regierungsrath, 6 Jahre später die zum Geheimen Referenten und Landsecretär. Im J. 1802 erhielt er die Direction des Hofarchivs, 1803 wurde er mit dem Titel eines Geheimen Cabinetsrathes ausgezeichnet. Aber bereits seit dem J. 1799 klagte er über seine schwache Gesundheit; in einer Eingabe an den Landgrafen sprach er die Befürchtung aus, daß er infolge dessen sich genöthigt sehen würde, von den Geschäften ganz zurückzutreten, und bat zugleich, einen jüngeren Beamten für diesen Fall als Nachfolger in seinen Vertrauensposten heranzuziehen. Erholungsreisen, die er 1801 nach Sachsen, 1803 in die Schweiz unternahm, scheinen eine dauernde Besserung seines asthmatischen Leidens nicht bewirkt zu haben. Endlich dürften ihn Unannehmlichkeiten in seiner dienstlichen Stellung, in der er unter dem Mistrauen des Landgrafen und späteren Kurfürsten zu leiden hatte, in seinem Entschlusse, sich ins Privatleben zurückzuziehen, bestärkt haben. Im Januar 1804 erhielt er auf sein Ansuchen seine Entlassung, nicht ohne ehrende Anerkennung seiner vielfachen Verdienste.

Noch in demselben Jahre verlieh ihm die juristische Facultät zu Göttingen für seine tüchtigen Leistungen auf historisch-juristischem Gebiete, zu denen er trotz der anstrengenden amtlichen Thätigkeit in der voraufgegangenen Zeit noch Muße gefunden hatte, die Doctorwürde. Seit seinem Rücktritte ins Privatleben widmete er sich ausschließlich den Wissenschaften mit einem Eifer und einem Fleiße, die bei seinem körperlichen Leiden geradezu staunenswerth sind. Er beschäftigte sich eingehend mit den ihm bislang ferner gelegenen Disciplinen der classischen und orientalischen Philologie und Alterthumskunde, wesentlich zur Vorbereitung für seine paläographischen Studien, durch welche er sich ein bleibendes wissenschaftliches Verdienst erworben hat. Mit der Zeit eignete er sich eine umfassende Belesenheit auf dem Gebiete der römischen Literatur und bedeutende Gewandtheit in der lateinischen Ausdrucksweise an; auch zu einer nothdürftigen Kenntniß des Griechischen brachte er es. Und noch in seinem 50. Lebensjahre hörte er in Heidelberg, wohin er nach der für Hessen-Kassel verhängnißvollen Katastrophe des J. 1806 übergesiedelt war, de Wette's Vorlesungen, um das Hebräische, dessen er zur Orientirung über das semitische Schriftwesen bedurfte, zu erlernen. Hier hielt er auch an der Universität — er war 1808 zum Honorarprofessor an derselben ernannt — Vorlesungen über Diplomatik. Häkeleien mit dortigen Professoren scheinen ihm jedoch den Aufenthalt in Heidelberg verleidet zu haben; er verließ diese Stadt sehr bald wieder, um sich dauernd bis an sein Lebensende in dem benachbarten Mannheim niederzulassen.

Den ersten Aufsatz paläographischen Inhalts hatte Kopp, soweit wir sehen, 1802 in der „Ephemeris Literaria Gothana“ veröffentlicht; diesem waren andere in verschiedenen Zeitschriften bald gefolgt, die von des Verfassers gründlichen Kenntnissen auf diesem Gebiete das sprechendste Zeugniß ablegten. Und noch während der trüben Tage Napoleonischer Herrschaft in Deutschland müssen die beiden ersten Bände der „Palaeographia critica“ im Manuscript nahezu zum Abschluß gelangt sein, darauf deutet das noch auf diese Zeit anspielende Motto: Cui nunc haec cura laborat? hin. Aber erst 1817 entschloß sich Kopp auf das lebhafte Drängen seiner Freunde hin zur Herausgabe derselben. Der erste Band enthält die lateinische und griechische Stenographie, der zweite das Lexikon der tironischen Noten. Diese, von denen Gruter und Carpentier noch ganz falsche Begriffe hatten, über deren Wesen Toustain, Gatterer und Schönemann die richtige Ansicht nur erst ahnten, sind in Kopp's Tachygraphie zur Evidenz aufgeklärt. Kopp gebührt das große Verdienst, überhaupt zuerst das Princip der Zusammensetzung der tironischen Noten richtig erkannt zu haben; er hat unwiderleglich bewiesen, daß diese Schriftgattung in ihrem Ursprunge nicht scriptura realis ist, wie man vorher allgemein angenommen hatte, sondern scriptura literalis. Dabei war er dann zugleich im Stande, neues Licht über die Ligaturen der römischen Majuskel zu verbreiten.

Um seinem Werke auch in der technischen Ausführung die möglichst vollkommene Gestaltung zu geben, hat Kopp alle Figuren in demselben selbst gezeichnet, sie theils in Holz geschnitten, theils in Kupfer gestochen, schwierigere Partien des Druckes sogar eigenhändig gesetzt und die Platten für die behufs Erläuterung der tironischen Noten beigegebenen Facsimiles einer Anzahl von Karolinger-Urkunden ebenfalls eigenhändig radirt. Daß er sich in seinen Beobachtungen über den Gebrauch der Noten in den Diplomen des 9. Jahrh. und daraus für die Echtheit resp. Fälschung derselben zu ziehenden Schlüsse geirrt hat, thut seinen Verdiensten auch nach dieser Richtung hin keinen Eintrag.

Uebrigens war er dauernd bemüht, das ihm zu Gebote stehende handschriftliche Material noch in weiterem Umfange zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Unausgesetzt arbeitete er an Kupferplatten zur Herstellung von Abbildungen der Kaiserurkunden, alter Siegeltypen, Abschnitten merkwürdiger Handschriften, die er in einer größeren Sammlung zu veröffentlichen gedachte. Leider hat ihn der Tod über der Vollendung dieses paläographischen „Prachtwerkes“, wie er es selbst gelegentlich bezeichnet, ereilt. Nur Theile desselben sind unter dem Titel „Schriftproben“ noch bei Kopp's Lebzeiten erschienen.

Seinen nachgelassenen paläographischen Apparat, soweit er noch beisammen war, hat in den 60ger Jahren Th. Sickel von Kopp's Erben für das Institut für österreichische Geschichtsforschung erworben und sich zugleich durch die Besorgung eines Wiederabdrucks der revidirten Kupferplatten sehr verdient gemacht. Die Kopp'sche Sammlung enthielt hauptsächlich Karolinger-Urkunden der Klöster Fulda und Hersfeld, deren Originale ihm von seiten der hessischen Regierung in liberalster Weise zur Verfügung gestellt waren. Leider sind 4 derselben in Kopp's Nachlasse nicht mehr aufgefunden, sodaß die Kupferplatten dadurch doppelt an Werth gewonnen haben.

Als die Frucht seiner Erholungsstunden von der angreifenden Thätigkeit, die die Vorbereitung seines Pracht-

werkes erforderte, ließ Kopp 1819 einen Band „Bilder und Schriften der Vorzeit" erscheinen, dem der zweite 1821 folgte. Es sind diese eine Sammlung von Aufsätzen vermischten Inhalts, über den Geburtsadel, die Bilder in der heidelberger und wolfenbütteler Handschrift des Sachsenspiegels mit farbengetreuen Reproductionen der Originalzeichnungen; daneben bringen sie Mittheilungen über seltene Handschriften, mit denen Kopp eine Erörterung über das Alter der Palimpseste verknüpfte. Den zweiten Band füllt fast ganz die Abhandlung über das semitische Schriftwesen. Auch dieses Werk erschien, wie die Paläographie, im Selbstverlage des Verfassers und wurde nur in einer beschränkten Zahl von Exemplaren abgezogen; bei den bedeutenden Kosten der Herstellung wagte es Kopp nicht, einem Buchhändler den Verlag anzubieten.

Inzwischen aber hatten Kopp's wiederholte Ausfälle gegen die Verbesserungssucht gegenüber schwierigen Lesarten unter den damaligen Philologen den mannichfachsten Widerspruch hervorgerufen. Die Begründung und Rechtfertigung seines Tadels suchte dieser darauf in den beiden weiteren Bänden zu liefern, die er der „Palaeographia critica" hinzufügte und in denen er sich bemühte, die Abwege klar zu zeigen, auf die das willkürliche Umspringen mit der Ueberlieferung nothwendig führen müsse. Dazu benutzte er eine der schwierigsten Gattungen von Inschriften, die der Amulette. Zu deren Erklärung im vierten Bande der „Paläographie" sollte der dritte den Weg durch allgemeine Bemerkungen bahnen, die sich auf Entstehung und Wesen der Amulette u. a. beziehen. Wie berechtigt Kopp's conservativer Standpunkt in vieler Beziehung war, hat die neuere Sprach- und Inschriftenforschung dargethan; aber wie es zu geschehen pflegt und wie es bei Kopp's doch nicht genügender philologischer Bildung nicht zu verwundern ist, er verfiel dabei in das andere Extrem, indem er die überlieferte Lesart jeder beliebigen Inschrift erhalten wollte, selbst wenn sie allen Regeln der Grammatik und Logik ins Gesicht schlug. Und noch verkehrter war es, daß Kopp diese seine Methode nicht blos auf Inschriften, sondern in gewissem Sinne auch auf die gesammte handschriftliche Ueberlieferung früherer Jahrhunderte angewendet wissen wollte, wie er denn in seiner Ausgabe des Martianus Capella zu deren praktischer Durchführung den Versuch gemacht hat, der naturgemäß scheitern mußte, so zwar, daß Kopp selbst in den spätern Abschnitten des Textes zu Conjecturen seine Zuflucht nimmt, die nun bisweilen recht gut sind.

Im Frühjahre 1834 unternahm Kopp eine Reise nach Marburg zum Besuch seiner dortigen Freunde; er erkrankte hier und starb ganz plötzlich am 26. März dieses Jahres. Um das Andenken des verstorbenen Freundes zu ehren, hat der Philologe Karl Friedrich Hermann die von Kopp vorbereitete Ausgabe des Martianus, deren erste Bogen bereits gedruckt waren, 1836 beendet; sie läßt, was die Textkritik anlangt, sehr viel zu wünschen übrig, gibt aber nach Art der holländischen Classikerausgaben des 18. Jahrh. eine treffliche Zusammenstellung des exegetischen Apparates, wie denn Kopp in den Holländern mit ihrer vielseitigen Gelehrsamkeit seine directen Vorbilder gesehen hat.

Die von dem Verstorbenen hinterlassene und von seinen Erben durch die Buchhandlung von Schwan und Götz in Mannheim veräußerte Bibliothek legt ebenfalls ein glänzendes Zeugniß für die umfänglichen Studien ihres ehemaligen Besitzers ab.

Außer den bereits genannten Werken Kopp's verdienen noch folgende, namentlich während seiner praktischen Thätigkeit im Staatsdienste veröffentlichte Schriften erwähnt zu werden: „Beiträge zur Geschichte des Salzwerkes in den Soden bei Allendorf", 1788; „Ueber die Verfassung der heimlichen Gerichte in Westphalen", 1794 (aus dem Nachlasse seines Vaters herausgegeben); „Handbuch zur Kenntniß der Hessen-Kasselschen Landesverfassung und Rechte in alphabetischer Ordnung", 6 Theile 1799—1804 (Theil 3—6 vom Consistorialrathe Wittich besorgt); „Bruchstücke zur Erläuterung der Teutschen Geschichte und Rechte", 1799 und 1801 (eine Sammlung von Abhandlungen vermischten Inhalts, vornehmlich zur hessischen Geschichte). Aufsätze ähnlicher Art wie die in den Bruchstücken sind in Schlözer's Staatsanzeigen, in Berg's Staatsmagazin, in der Heidelberger Literaturzeitung und a. a. O. zerstreut. (*Th. Ilgen.*)

KOPPARBERGS-LÄN oder Falu-Län ist eine Provinz Schwedens (Landschaft Dalarne), nach Norden grenzend an die Läns Gefleborg und Jemtland, nach Süden an Westmanland, Örebro und Wärmeland, nach Westen aber an das norwegische Österdalen (Amt Hedemarken); an Flächeninhalt 29,785,4 □Kilom. umfassend, nämlich 27,798 □Kilom. Land und 1780,4 □Kilom. Wasser, d. h. 537,2 □Meilen, also in der Größe des Königreiches Belgien; 1879 mit 190,751 Bewohnern (355 auf der □Meile). Das Län zerfällt in 7 Vogteien und Bezirksschreiberdistricte nebst 35 Länsmansdistricten; die ersteren sind Wester-Dal, Ofvan-Siljan, Nedan-Siljan, Kopparberg, Säter, Näsgård und Wester-Bergslagen. Es sind 3 Städte vorhanden: Falun 7305 Einwohner, Hedemora 1377 Einwohner, Säter 541 Einwohner.

Dies Län ist das Gebiet des 67 geogr. Meilen langen Dal-Elv (Länge des Glommen, um 3 geogr. Meilen kürzer als die des Main), welche neben der norwegischen Grenze, unfern des Fämun-Sees, als Öster- und Wester-Dal-Elv entspringt; erstere durchströmt auf der Mitte ihres Laufes den 8,3 geogr. □Meilen großen Siljansee (in 170 Met. Höhe) und nimmt dann im Westen von Falun rechts die Wester-Elv auf. Das ganze Gebiet führt den landschaftlichen Namen Dalarne, d. h. die Thäler, und trägt durch seine düsteren Höhen, tiefen lachenden Thäler, stillen Seen, reißenden Ströme und seine Fichtenwälder einen ernsten und daneben doch lieblichen Charakter. Es ist im allgemeinen ein Bergland, welches sich von den Höhen auf der norwegischen Grenze her stark gegen Süden und Südosten senkt, mit längern und kürzern Thalstrecken um die zahlreichen Seen zwischen den Bergen und den steinigen oder sandigen Höhen, welche namentlich in den nörd-

lichen und westlichen Gegenden ausgedehnte Wälder bedecken, deren werthvolles Material erst in der Mitte des 19. Jahrh. zugänglich gemacht ist. Bei der großen Ausdehnung des Läns, seinen ungleichen Höhen und verschiedenen Lagen zwischen den Gebirgsstrecken wird eine bedeutende Verschiedenheit im klimatischen Verhalten begreiflich; das rauhe Klima in den nördlichen und westlichen Theilen kann nur durch Verbesserung und Beschützung des dortigen geringen Ackerbaues, durch Entwässerung der ausgedehnten erkältenden Sümpfe und nassen Felder gemildert werden, welche am Fuße der Höhen sich hinziehen. Das Erdreich besteht daher in diesem Theile im allgemeinen aus Sand und Heide von geringer Fruchtbarkeit, außer im Rättviks-Kirchspiele (am Siljansee) und der zum Sofia-Magdalena-Kirchspiel gehörenden Insel Sollerö im Siljansee, nebst einem Theile vom Mora-, Orsa- und Ore-Kirchspiele, welche Kalkgrund haben mit vergleichsweise kräftigerer Production. Die Thäler sind indeß in diesen nördlichern Hochlandsstrecken neben den Wasserläufen eben und dicht bebaut; der Boden erfordert aber bei seiner Magerkeit und dem strengen Klima eine unablässige Arbeit, damit es möglich werde, demselben eine Ernte abzugewinnen. In Kopparbergs-, Säters-, Näsgårds- und Westerbergslags-Vogtei, oder den südlichen und südöstlichen Landstrecken unterhalb der Öster- und Westerdalelvs-Vereinigung, hat der Boden im allgemeinen eine große Fruchtbarkeit, da hier das Land mehr gegen die kalten Gebirgswinde geschützt ist. Daher hat hier der Ackerbau allgemein eine gute Entwickelung und verschafft im Verein mit dem Bergbau der Bevölkerung namentlich in der Näsgårds- und Westerbergslags-Vogtei eine vortheilhafte ökonomische Stellung. Im J. 1870 gewann man Weizen auf 1398 Hekt., Roggen auf 43,127 Hekt., Gerste auf 32,768 Hekt., Hafer auf 153,354,3 Hekt., Mengkorn auf 47,209 Hekt., Erbsen auf 4915,4 Hekt., Kartoffeln auf 139,337,4 Hekt., Rüben auf 828 Hekt., Grünfutter 36,393 Ctnr., Heu 730,584 Ctnr. Im J. 1870 zählte man 16,669 Pferde, 1249 Stiere, 529 Ochsen, 59,744 Kühe, 13,053 Stück Jungvieh, 73,982 Schafe, 32,560 Ziegen, 8168 Schweine. — Von großer Bedeutung für das Län und ein Haupterwerbszweig der Bewohner ist der Bergbau. Im J. 1870 waren auf Eisenerz im Gange 80 Gruben (263 lagen unbenutzt), welche 24 Pferdewerke, 52 Wasserwerke, 4 Dampfmaschinen und 865 Arbeiter beschäftigten und 1,646,850,5 Ctnr. Erz lieferten; auf Kupfererz 5 Gruben (8 unbenutzte) mit 5 Wasserwerken, die 427,404,4 Ctnr. Erz lieferten; auf Blei- und Silbererz 3 Gruben (19 unbenutzte), die 2244,2 Ctnr. Erz lieferten; 5 Eisengußwerke (1 unbenutztes) lieferten 7282,6 Ctnr.; 26 Stahl- und Manufactur-Eisenwerke (3 unbenutzte) mit 26 Wasserwerken und 603 Arbeitern lieferten 39,398,5 Ctnr.; 48 Stabeisenwerke (16 unbenutzte) mit 47 Wasserwerken und 1 Dampfmaschine bei 676 Arbeitern lieferten 283,677 Ctnr.; 47 Roheisenwerke (9 unbenutzte) mit 46 Wasserwerken und 1 Dampfmaschine bei 808 Arbeitern lieferten 772,102 Ctnr.; 2 Roh- und 2 Garkupferwerke, mit 904 Arbeitern, lieferten 8832,6 und 8073,3 Ctnr.; 1 Schmiede- und Walzkupferwerk lieferte 118,6 Ctnr.; 2 Nickelwerke mit 85 Arbeitern lieferten 209,8 Ctnr.; 1 Rothfarbenwerk 7159 Ctnr.; 2 Silber- und Bleihütten mit 20 Arbeitern 219,5 Ctnr. Blei und 123,8 Pfd. Silber, nebst 8,5 Pfd. Gold; 2 Schwefelhütten lieferten 4726,7 Ctnr.; 2 Vitriolwerke 3656 Ctnr. Eisen- und 1245 Ctnr. Kupfer-Vitriol. — Die Industrie, welche 4 Dampfmaschinen und 330 Arbeiter beschäftigt, ist unbedeutend; 1870 gab es 14 Lohgerbereien, 2 Sämischgerbereien, 8 Färbereien, 7 Walkmühlen, 3 Ziegeleien, 3 Pulverfabriken, 2 Brauereien, 1 Töpferei, 1 Papierfabrik (Grycksbo, 67 Arbeiter), 1 Zündhölzerfabrik (Torsångs, 23 Arbeiter), 1 Branntweinbrennerei (37,940 Kannen), 1 mechanische Werkstatt, Nähmaschinenfabrik, Tabacksfabrik, Holzölfabrik; in den Städten 2 Uhrenfabriken und 1 Schwefelsäurefabrik. — In Falun besteht eine höhere Elementarschule mit 230 Schülern, in Hedemora, Säters und Avesta ein Pädagogium, zusammen mit 56 Schülern (im ganzen 21 Lehrer und 286 Schüler). Falun hat 2 Bergschulen, Hedemora eine Volksschule; die Staats-Ackerbauschule zu Vaßbo zählt 12 Zöglinge. — Das Volk treibt mancherlei Nebenbeschäftigungen, wie Böttcher- und Tischlerarbeiten, im Kirchspiele Mora Uhrmacherei; die Frauen fertigen Stickereien und Arbeiten aus Haaren; das arme Kirchspiel Elfvedalen liefert schöne Porphyrarbeiten, und namentlich stammen von dort die kolossale Vase bei Rosendal im Thiergarten von Stockholm und der Sarkophag König Karl's XIV. Johann. — Die Thalmänner und Thalfrauen, Dalkarlar (Karl = Mann) und Dalkullor (Kulla = Frau), wonach das lateinische Wort Dalecarlia und das in Schweden völlig unbekannte Wort Dalekarlier gebildet worden ist), sprechen einen Dialekt, der vom Gemeinschwedischen stark abweicht, verstehen selbst aber das Schwedische, welches Unterrichts- und Kirchensprache ist. Das Volk ist ehrlich, treu, arbeitsam, genügsam, fest an alten Sitten hängend, und hat z. B. unter Engelbrecht und Gustav Wasa das Vaterland gerettet. Sehr viele suchen in der Fremde bessern Verdienst, als die ärmliche Heimat gewährt, und kehren mit dem Erworbenen wieder zurück. Das eigenthümliche Volksleben zeigt sich an Festtagen in den Kirchspielen um den Siljansee, wenn die Leute in ihren Sonntagskleidern, aus Thälern und Wäldern kommend oder auf dem See mit 10 oder 11 Paar Rudern wettfahrend, in die Kirchen strömen, sowie bei den geheimen Richtersprüchen der großen Dorfschaften, wo die Sittlichkeit des Volkes durch dessen eigene sittliche Kraft bewacht wird; oder in den Häusern, wo man neben dem Pfluge und der Sense die Werkzeuge des Uhrmachers oder Handwerkers und daneben die Bibel und die Luther'sche Postille sieht. Der ernste, oft düstere Charakter des Volkes spricht sich auch in den Molltönen der Volkslieder aus. Bemerkenswerth ist ferner, daß hier die alte nordische Runenschrift bis in neuere Zeiten bekannt und in Gebrauch blieb. Daß Mundart, Tracht und Sitten eigenthümliche sind, ist schon gesagt.

Stora Kopparberg heißt das der Stadt Falun annectirte Kirchspiel, welches umgeben wird von Sundbarn-, Svärdsjö-, Ahls- und Bjursas-Kirchspiel. Es ist bewaldetes Bergland, reich an Seen, deren größere sind:

Runn, Rog, Warpan, Grycken, Utgrycken, Groß- und Klein-Wällan, Tunsen, Spjutsjön, Tisken, Hossjön. Der höchste Berg ist der 287 Met. hohe Gryckebo; andere sind der Jungfrauberg, Hornberg, Jerlindsberg und Källslättberg. Infolge der Nähe von Falun ist der Anbau des Bodens ansehnlich und manche unfruchtbare Strecke ist durch Fleiß und Kunst ertragfähig gemacht. Uebrigens aber ist der Bergbau der wichtigste Beschäftigungszweig. Ehemals waren hier schon viele Kupferhütten im Gange, wie die großen vorhandenen Schlackenhaufen beweisen. Verlassene Gruben finden sich vielfach, wie die Skytt-Grube, 1/2 schwedische Meile von Falun, wieder aufgenommen 1563, liefert Zinkblende und Bleiglanz, wurde aber ehedem auf Kupfer bearbeitet; Svedsgrube, 1704 wieder aufgenommen; Bjus-Grube, 1706 nach hundertjähriger Ruhe aufgenommen. Auch auf Eisen gräbt man an mehrern Orten.

Stora Kopparberget, im Westen neben Falun, war ehemals Schwedens bedeutendste Kupfergrube, deren Ertrag sich indeß in neuerer Zeit sehr vermindert hat. Das Alter des Bergwerks ist ungewiß. Das älteste Document, welches von der Grube handelt, datirt aus dem J. 1347, in welchem jedoch von älteren Privilegien gesprochen wird; die gewaltigen Schlackenhaufen liefern überdies den Beweis, daß über die Aushüttung lange Jahre vergangen sein müssen. Das erwähnte Document stammt von Magnus II., und das darin gewährte Privilegium ist von Erich XIII. und späteren Regenten danach bekräftigt worden. Die Königin Margarethe besaß Kopparberget als Morgengabe; aber es ist nicht bekannt, wer vordem Besitzer der Grube gewesen ist. Indeß weiß man, daß im Mittelalter mehrere der Bischöfe in Westerås Antheile an der Grube besaßen, ingleichem auch die Folkunger. In neuerer Zeit gehört sie der Krone, und Königin Christina nennt sie in einem Briefe von 1634 „das höchste Regal im Reiche". Ein königlicher Berghauptmann steht jetzt an der Spitze des Werkes. Der Grubenertrag ist zu allen Zeiten verschieden gewesen. Vor dem am 25. April 1687 erfolgten großen Einsturze war der Ertrag am höchsten; in Karl's IX. Zeit stieg derselbe auf 12—15,000 Schiffspfund im Jahre und deshalb benannte der König die Grube „Schwedens Glück". Im J. 1650 stieg der Ertrag auf 20,321 Pfd.; 1633—90 ergab sie jährlich 11—12,000, 1633—1761 im Mittel 9615, unter Karl XII. 6000 Pfd. jährlich. Im J. 1842 ergab sie 2614 Pfd., 1850 wieder 4976 und seitdem zwischen 4 und 5000 Pfd.

Die Tiefe der Grube beträgt 356 Met. Die Winden und die Grubenkunst werden durch Wasser aus dem kleinen Wällornasee getrieben mit 85 Met. Fall. Schwedische Könige, namentlich aus dem Wasa-Geschlechte, haben wiederholt die Grube befahren. In der Umgebung von Falun ist alle Vegetation durch den aus den Hütten aufsteigenden Kupferrauch, welcher auch alle Gebäude mit einem grünen Beschlage überzieht, getödtet; dennoch ist das Bild des Ortes, aus der Ferne gesehen, schön. Für die Gesundheit scheint dieser Rauch nicht nachtheilig zu sein. Das Kupferwasser in der Grube schützt die Leichname gegen Verwesung. Zu dem Bergwerke gehört auch der Flecken Avesta, 800 Einwohner, mit Kupferhütten.

Neu-Kopparbergs heißt ein Bezirk (Härad) von Nora- und Lindes-Vogtei in Örebro-Län, mit dem einzigen Kirchspiele Ljusnarsberg.

Literatur. Hammar, Hist., geogr. och statistisk Lexicon öfver Sverige. 8 Vols. Stockholm, 1859—1870; Bidrag till Sveriges officiela Statistik. Jemte Sammandrag för åren 1866—1870. Stockholm 1873.

(*G. A. von Klöden.*)

KOPPE (Johann Gottlieb), königlich-preußischer Landesökonomierath, verdienter Landwirth und landwirthschaftlicher Schriftsteller, wurde am 21. Jan. 1782 zu Beesdau bei Luckau, wo sich seine Aeltern im Besitz einer Büdnerstelle befanden, geboren. Nachdem er die Schule zu Luckau eine Zeit lang besucht hatte, kam er in seinem elften Jahre auf das Lyceum zu Lübben, wo er bis zum J. 1797 blieb. Von Jugend auf mit der Landwirthschaft vertraut, wählte er diese zu seinem Lebensberufe und erlernte sie auf dem gräflich Solms'schen Gute Casel bis zum J. 1800. In demselben Jahre wurde er als Verwalter auf das Rittergut Gräfendorf auf dem hohen Flämming bei Jüterbogk empfohlen, in welcher Stellung er eine Reihe von Jahren verblieb. Hier schrieb er schon einige Aufsätze über landwirthschaftliche Gegenstände, welche in Thaer's „Annalen des Ackerbaues" Aufnahme, fanden und wodurch er mit Thaer in Verbindung kam. Dieser lernte Koppe's Kenntnisse bald schätzen und berief ihn im Jahre 1811 nach Möglin, wo er ihm die Führung der Wirthschaft und die Stelle eines Lehrers der Landwirthschaft an der neuerrichteten landwirthschaftlichen Akademie übertrug. Daß sich Thaer in seinen Erwartungen nicht getäuscht hatte, bewies zur Genüge der von Koppe herausgegebene, von Thaer bevorwortete „Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht" (2 Bde., Berlin 1813), ein Werk, durch welches Koppe seinen Ruhm als landwirthschaftlicher Schriftsteller begründete und das in jeder Hinsicht ein classisches genannt zu werden verdient. Dieses Lehrbuch der Landwirthschaft wurde von allen Seiten mit dem größten Beifalle aufgenommen und erlebte viele Auflagen. Als praktischer Landwirth und Lehrer wirkte Koppe zu Möglin in jeder Beziehung segensreich. Unter anderm trug er zur Gründung der berühmten mögliner Schafheerde durch den Ankauf sächsischer Zuchtthiere viel bei. Seine in Möglin und später in der Schafzucht gesammelten Erfahrungen legte er in dem Werke „Anleitung zur Kenntniß, Zucht und Pflege der Merinos" (Berlin 1827) nieder. Die Ereignisse des Jahres 1813, welche so gewaltige Veränderungen in den damaligen Verhältnissen hervorriefen, gaben auch Koppe Veranlassung, Möglin zu verlassen, weil die meisten jungen Männer in den Kampf für die Befreiung Deutschlands von ausländischem Joche zogen. Koppe ging als Administrator nach dem nahen Reichenau, einer Besitzung des Barons Eckardstein. Hier verwaltete er von 1814—1827 einen großen Theil der beträchtlichen Herrschaft und hob den Ertrag derselben, namentlich durch Erwei-

terung des Kartoffelbaues und Anlegung einer großen Brennerei, bedeutend. Sein Gehalt stieg mit dem Reinertrage der Wirthschaft, und hier legte er den ersten Grund zu seinem spätern Wohlstande. Der preußische Minister der Finanzen war mittlerweile auf Koppe's Kenntnisse und Thätigkeit aufmerksam geworden und gab ihm die erste Veranlassung, im J. 1827 die Pachtung der Domäne Wollup im fruchtbaren Oderbruche zu übernehmen. Hier bot sich für Koppe's Thätigkeit ein weiter Spielraum, weil sich die Wirthschaft nicht im besten Zustande befand. Koppe gelang es, den Ertrag derselben in kurzer Zeit so zu steigern, daß sich sein Wohlstand beträchtlich hob. Einen Beweis davon gibt der Umstand, daß er, noch ehe die Pachtzeit von Wollup ablief, im J. 1830 das ebenfalls im Oderbruche gelegene Amt Kienitz pachtete und daselbst, da sich der Boden besonders zum Rübenbau eignet, in Verbindung mit dem Chemiker Fischer eine Rübenzuckerfabrik im großen Maßstabe anlegte. Als für die Landwirthschaft ungünstige Umstände eintraten, hat ihm neben seinen anderweiten Unternehmungen der erhebliche Ertrag der Zuckerfabrik zu besonderer Stütze gedient. Durch diese beiden Pachtungen kam Koppe in vielfache Berührung mit der Staatsverwaltung, welcher seine Bedeutung als Landwirth nicht entgehen konnte. Deshalb wurde er bei Begründung des königl. preußischen Landes-Oekonomie-Collegiums im J. 1842 zum Mitglied desselben und später zum Landes-Oekonomierath ernannt. Ferner wurde er im J. 1846 als Laienmitglied in die Generalsynode zu Berlin und 1849 in die Erste Kammer berufen. Neue Ehrenbezeigungen erfuhr er im J. 1850, wo er von dem Könige von Preußen den Rothen Adlerorden zweiter Klasse mit Eichenlaub erhielt, und im J. 1854, wo er in den Staatsrath gewählt wurde. Koppe's letztes großartiges Unternehmen war der Ankauf des beträchtlichen Ritterguts Beesdau, in dem Orte seiner Geburt. Die Pachtungen von Wollup und Kienitz seinen Söhnen überlassend, zog er sich nach Beesdau zurück, wo er neben vielen andern Verbesserungen der erste war, welcher die Drainirung nasser Ländereien einführte. Er starb daselbst am 1. Jan. 1863. Werfen wir noch einen Blick auf Koppe's weitere literarische Thätigkeit, so ist zunächst zu bemerken, daß er im J. 1814 in Verbindung mit Schmalz, Schweitzer und Teichmann „Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft" (6 Bde., Leipzig 1814—24) herausgab. Diesem periodischen Unternehmen folgte seine „Revision der Ackerbausysteme" (Berlin 1818). Später sah er sich veranlaßt, seinen schon oben erwähnten „Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht", insbesondere für die Bedürfnisse angehender Landwirthe umzuarbeiten, und diese Umarbeitung unter dem Titel „Anleitung zu einem neuen vortheilhaften Betriebe der Landwirthschaft" (3 Bde., Berlin 1829, 10. Aufl., bearbeitet von E. Wolff, 1875) zu veröffentlichen. Spätere Schriften Koppe's sind: „Darstellung der landwirthschaftlichen Verhältnisse in der Mark Brandenburg" (Berlin 1839); „Ueber die Erzeugnisse des Rübenzuckers in ihren staatswirthschaftlichen und gewerblichen Beziehungen" (Berlin 1841); „Beiträge zur Beantwortung der Frage: Sind kleine oder große Landgüter zweckmäßiger für das allgemeine Beste?" (Berlin 1850); „Betrachtungen über die Grundsteuer" (Berlin 1850); „Ueber die Verwaltung der Landgemeinden" (Berlin 1851). Wie Koppe aus dem Volke hervorgegangen war, so wirkte er auch in ihm, und die weitesten Kreise durchdrang seine Lehre und sein Beispiel. Der Einfluß, welchen er auf die Entfaltung des Landbaues und damit auf die Wohlfahrt der Nation ausgeübt hat, ist so großartig, daß sein Name in den Annalen der Culturgeschichte unvergänglich sein wird. Was Koppe als Lehrer und Schriftsteller einst leisten würde, das kündigte sein erstes größeres Werk „Revision der Ackerbausysteme" an. Ein neues, frisches Leben durchweht diese Arbeit, mit der er die Fesseln sprengte, in die das früher gültige Wirthschaftssystem den Landbau geschmiedet hatte. Dazu berufen, reformatorisch zu wirken, war es Koppe's Sache nicht, mit schonender Pietät heilig gehaltene Satzungen und Axiome dieser oder jener Schule zu behandeln, und wie er der Dreifelderwirthschaft den Todesstoß gab, so warnte er gleichzeitig davor, durch Einführung der Fruchtwechselwirthschaft um jeden Preis und in starrer Form der freiern Bewegung der Landwirthschaft neue Fesseln anzulegen. Durchgreifender noch war Koppe's Einfluß als Schriftsteller in seinem umfassendsten Werke, das er den Landwirthen überliefert hat: „Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht." Dasselbe hat großen, unberechenbaren Nutzen gestiftet, und es wirkt fort und fort, niemals veraltend, eine ergiebige Quelle der Anregung und Belehrung. Kaum ein anderes landwirthschaftliches Lehrbuch dürfte in einer gleichen Anzahl von Exemplaren verbreitet sein. Es zeichnet sich ganz besonders durch die gelungene populäre Darstellung neben wissenschaftlicher Begründung der Lehre aus. Derselbe praktische Sinn und klare Verstand, dem man darin durchweg begegnet, spricht sich in allen seinen literarischen Arbeiten aus. Nicht minder hervorragend wie als Schriftsteller wirkte Koppe im Geschäfts- und öffentlichen Leben. Er hat nie ein Wort geschrieben und gesprochen, das er nicht durch ein Beispiel bethätigt hätte. Sein Ansehen wurde dadurch bedeutend, zumal alle seine Unternehmungen von dem überraschendsten Erfolge begleitet waren. Koppe war sich im vollsten Maße bewußt, daß das Geschäft Ernst und unausgesetzte Thätigkeit beanspruche. Von diesem Grundsatze war seine Thätigkeit getragen. Wo er auch wirthschaftete, immer war die Oekonomie genial, den bestehenden Verhältnissen genau angepaßt, organisirt, immer geregelt und controlirt durch die doppelte Buchführung, deren Schöpfer man ihn nennen kann. Der gelungenen Organisation der von ihm geleiteten Wirthschaften stand der Ernst einer exacten Geschäftsführung zur Seite, und hierauf beruhte Koppe's hervorragende Stärke, seine Ueberlegenheit andern ebenbürtigen Autoritäten der Landwirthschaft gegenüber. Wohl nahm Koppe als ein denkender Geschäftsmann seine eigenen Interessen streng wahr und erwarb sich, von Haus aus

unbemittelt, Reichthum, aber er machte davon auch den edelsten Gebrauch und wirkte mit unverminderten Kräften bis an das Ende seines Lebens für das Gemeinwohl. So hervorragend Koppe als Schriftsteller, Geschäftsmann und Staatsbürger war, würde er doch nie den durchgreifenden Einfluß auf seine Zeit geübt haben, wenn er nicht zugleich ein braver Charakter, ein Menschenfreund, ein ganzer deutscher Mann gewesen wäre. Ein sorgsamer Haushalter, war er zugleich der beste Hausvater, ein treuer, zuverlässiger Rathgeber, den Unglücklichen ein Helfer in der Noth. Um das Andenken Koppe's in einer seinen großen Verdiensten und seinem menschenfreundlichen Sinne entsprechenden Weise dankbar zu ehren, und dieser Ehrenbezeigung eine dauernde Wirksamkeit zu geben, wurde im J. 1863 eine Koppe-Stiftung ins Leben gerufen. An der Spitze derselben steht ein Curatorium, welchem stets ein männlicher großjähriger Descendent Koppe's, der diesen Namen trägt, als stimmberechtigtes Mitglied angehört. Die Stiftung, welche ihre Mittel aus einmaligen wie aus laufenden jährlichen Beiträgen gewinnt, ist bestimmt: 1) Zur vorübergehenden oder auch dauernden Unterstützung würdiger landwirthschaftlicher Beamten, im Falle dieselben durch Krankheit, unverschuldete Dienstlosigkeit oder Invalidität hülfsbedürftig werden, desgleichen zur Unterstützung ihrer Witwen und Waisen, sodann, wenn es die Mittel gestatten, auch 2) zu Beihülfen behufs Förderung der praktischen wie theoretischen Fachbildung strebsamer Landwirthe und 3) zur ermunternden Belobung hervorragender Leistungen im Dienste der Landwirthschaft durch Verleihung eines Koppe-Preises. *(William Löbe.)*

KOPPEL, Gemeinschaft für Weide, Jagd u. s. w. Koppelweide, Koppelhut, das Weiderecht mehrerer auf einer und derselben Flur, war noch nachtheiliger als das Weiderecht eines einzelnen; denn nicht selten suchten die Betheiligten den Vertrag oder das bestehende Verhältniß zu verletzen, und es war deshalb die Koppelhut fast immer ein Zankapfel. Wurde aber auch der beschränkende Vertrag aufrecht erhalten, so war doch wenig dabei zu gewinnen, denn Habsucht und Misgunst ließen nichts aufkommen oder doch keine gehörige Benutzung zu. Auch wurden in einem solchen Verbande auftretende Thierkrankheiten weit leichter und schneller verbreitet als außerdem. Aehnlich verhielt es sich mit der Koppeljagd, welche zwei oder mehrere Berechtigte zusammen oder doch auf derselben fremden Fläche auszuüben berechtigt waren. Seit 1849 ist sowol Koppelweide als Koppeljagd in Deutschland gesetzlich aufgehoben worden. Koppelbespannung ist diejenige Anspannungsart der Zugrinder, wo zwei Thiere ein Doppeljoch zusammentragen, also im wahren Sinne des Worts mit den Köpfen aneinandergekoppelt sind. Die Koppelbespannung gestattet allerdings gleichmäßigere Arbeit und leichteres Lenken der Thiere, ist aber in anderer Hinsicht die verwerflichste Anspannungsart, weil sie die Thiere in einen äußerst qualvollen Zustand bringt, ihre freiere Bewegung hemmt und besonders bei an Größe ungleichen Paaren oder bei dem Pflügen, wo das eine Thier immer in der Furche, also niedriger als das andere geht, das Zugvieh unbarmherzig plagt und abmattet. *(William Löbe.)*

KOPPELWIRTHSCHAFT, Ackerbausystem, welches theils in niedrigen Gegenden, besonders den Nord- und Ostseeniederungen Deutschlands, theils in Gebirgsgegenden vorkommt. Das Wesen derselben besteht darin, daß dasselbe Land abwechselnd regelmäßig zum Frucht- oder Grasbau benutzt wird. Die Koppelwirthschaft setzt große und zusammenhängende Feldflächen und von allen Lasten, namentlich Weidezwang, befreiten Boden voraus. Sie zerfällt 1) in die Holsteinische. Dieselbe stützt sich hauptsächlich auf die Rindviehzucht. Gewöhnlich werden bei ihr von einem Felde 4—6 Ernten von Halmfrüchten gezogen, worauf dann dasselbe Feld 4—6 Jahre zu Gras niedergelegt wird, was man Dreeschliegen nennt. Die einzelnen Koppeln sind mit Erdwällen umgeben und auf diesen Hecken von verschiedenen Holzarten angelegt. Diese Hecken, welche zugleich zur Holzerziehung dienen, nennt man Knicken. Gewöhnlich ist sämmtliches zu einem Gute gehörendes Land in 10 Koppeln eingetheilt, doch kommen auch Eintheilungen von 14 Koppeln vor. Die gebräuchlichste Fruchtfolge bei der zehnschlägigen Wirthschaft ist: 1) Brache, 2) Wintergetreide, 3) Gerste, 4) Hafer, 5) Hafer mit eingesäetem Kleegras, 6) Mäheklee, 7—10) Weide. Man macht diesem System folgende Vorwürfe: a) daß es dem Getreidebau eine größere Fläche des nutzbaren Areals entziehe als selbst die reine Dreifelderwirthschaft, ohne daß der bessere Weideertrag im Stande sei, von gleicher Fläche einen ebenso reichen Futterertrag zu liefern als der Anbau von Mähe- und Wurzelfutter in der Brache der verbesserten Dreifelderwirthschaft; b) daß die geringere Production der Weidepflanzen die Vermehrung der Düngerkraft der Felder verkümmere, indem der von dem Weidevieh abfallende Mist mehr oder weniger unnütz verflüchtige und weggespült werde. Die Vermehrung der Düngerkraft des Bodens nach einer solchen mehrjährigen Weidenutzung sei deshalb auch so unbedeutend, daß sie kaum zu einer Getreideernte genüge und deshalb schon zur zweiten gedüngt werden müsse; c) daß diese Weidenutzung die Cultur der Felder um so mehr erschwere, je thonhaltiger und gebundener, feuchter und graswüchsiger der Boden sei, und ein Wegfall der reinen Sommerbrache finde deshalb hier noch mehr Hindernisse als bei der Dreifelderwirthschaft, und nur die Beschränkung derselben auf einen kleinen Theil der Flur komme der Feldnutzung zu statten, wofür aber auch das Wintergetreide einen kleinern Theil einnehme. Letzteres lohne zwar in der Regel besser als bei der Dreifelderwirthschaft, seine kleinere Fläche habe aber zur Folge, daß man zur Benutzung des dem Getreidebau zugetheilten Theils der Flur mehr Sommergetreide, und zwar mehreremal nacheinander, anbauen müsse. Dieses zehre aber den Boden mehr aus als das Wintergetreide. Man hat diese Mängel der holsteinischen Koppelwirthschaft auch erkannt; man mergelt deshalb häufiger und baut verschiedenartigere Früchte an, sodaß auch

die Fruchtfolge eine wesentlich andere geworden ist, z. B. 1) gedüngte Brache, 2) Weizen und Raps, 3) Gerste mit Klee, 4) Mäheklee, 5) Weideklee, 6) Hafer, 7) Erbsen und Kartoffeln, gedüngt, 8) Roggen und Gerste mit Weißklee und Grassamen, 9—10) Weide. Auch kommen noch andere Fruchtfolgen vor, bei denen der Körnerbau mehr als der Futterbau vorherrscht, indem man ein Brachjahr hält, dann den Acker vier Jahre hintereinander zum Körnerbau und nur drei Jahre zum Futterbau benutzt. Wenn aber auch durch diese Verbesserungen die Einseitigkeiten der alten holsteinischen Koppelwirthschaft verändert worden sind, so sind doch die Wirkungen der mehrjährigen Weideschläge und die Beschränkung der Productionskraft der Felder geblieben. 2) Die Mecklenburgische Koppelwirthschaft. Dieselbe unterscheidet sich von der Holsteinischen dadurch, daß sie vorzugsweise den Getreidebau begünstigt, der Viehzucht dagegen weniger Aufmerksamkeit schenkt, daher die einzelnen Feldabtheilungen — Schläge genannt — in Binnen- und Außenschläge abgetheilt sind, und neben diesen in der Nähe der Wirthschaftshöfe noch einige kleinere Feldabtheilungen: Hof- oder Nebenkoppeln, vorkommen, und daß die einzelnen Schläge nicht mit Knicken eingefaßt sind. Die Zahl der Schläge wechselt zwischen 5 und 12. Die gewöhnlichsten Fruchtfolgen sind: Fünfschlägig: 1) Brache, gedüngt, 2) Winterkorn, 3) Sommerkorn, 4—5) Weide. Sechsschlägig: 1) Brache, gedüngt, 2) Wintergetreide, 3) Sommergetreide, 4) Winter- oder Sommergetreide, 5—6) Weide. Siebenschlägig: 1) Brache, 2) Wintergetreide, 3) Sommergetreide, 4) Erbsen und Hafer mit eingesäetem Klee, 5—7) Weide. Achtschlägig: 1) Brache, 2) Wintergetreide, 3) Sommergetreide, 4) Lein, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, 5) Wintergetreide mit eingesäetem Klee, 6—8) Weide. Neunschlägig: 1) Dreeschbrache, 2) Wintergetreide, 3) Sommergetreide, 4) Brache, gedüngt, 5) Wintergetreide, 6) Sommergetreide, 7—9) Weide. Zehnschlägig: 1) Dreeschbrache, 2) Wintergetreide, 3) Sommergetreide, 4) Brache, gedüngt, 5) Wintergetreide, 6) Sommergetreide, 7) Nachschlag, 8—10) Weide. In neuer Zeit hat man die neun- und zehnschlägige Eintheilung nach den Grundsätzen des Fruchtwechsels abgeändert und folgende Fruchtfolge eingeführt: 1) Halb gedüngte Brache, halb Weide, 2) halb Korn, halb Brache, 3) Weizen, 4) Gerste, 5) $^1/_3$ Klee, $^1/_4$ gedüngte Hackfrüchte, $^5/_{12}$ Erbsen- und Bohnengemenge, gedüngt, 6) Winterroggen 7) Hafer mit Klee, 8—9) Weide. Die Binnenschläge machen den größten Theil des Ackerlandes aus und werden am sorgfältigsten bestellt. Die Außenschläge bilden das vom Wirthschaftshofe entfernteste und geringste Ackerland, das seltener gedüngt, weniger pfleglich behandelt und anders bewirthschaftet wird. Die Außenschläge sind gewöhnlich in 5—7 Felder mit folgenden Fruchtfolgen abgetheilt: 1) Brache, 2) Wintergetreide, 3—8) Weide, oder 1) Brache, 2) Wintergetreide, 3) Sommergetreide, 4—7) Weide. Die Hof- oder Nebenkoppeln bilden das dem Wirthschaftshofe am nächsten gelegene Land, werden öfter gedüngt, sorgfältig bestellt und nach den Grundsätzen der Fruchtwechselwirthschaft mit Kartoffeln, Kopfkohl, Lein und Futterkräutern bestellt. Auch die Mecklenburgische Koppelwirthschaft hat mehrfache bedeutende Mängel, die im wesentlichen mit denen der Holsteinischen Koppelwirthschaft übereinkommen: nur darin hat die Mecklenburgische Koppelwirthschaft einen Vorzug, daß bei ihr mehr Stroh gebaut und die Düngerproduction gehoben wird, wenn es nicht zu sehr an natürlichen Wiesen mangelt. Immerhin wird eine dreifelderige Stallfütterungswirthschaft auf gleicher Fläche mehr als doppelt so viel produciren und rentiren als die Holsteinische und Mecklenburgische Koppelwirthschaft. Was jene großen Fluren durch ihre Weideschläge an Ausbesserungsarbeiten ersparen, geht durch die Bracharbeiten und die Entfernung der Felder vom Hofe wieder verloren. Die Mängel der mehrfelderigen Weidewirthschaft müssen übrigens um so mehr und um so nachtheiliger hervortreten, je weniger die Beschaffenheit des Bodens und das Klima das Gedeihen der Weidepflanzen begünstigen und je weniger die Form und Größe der Fluren einen bequemen und leicht abzuwartenden Weidegang des Viehes erlauben. 3) Die Märkische Koppelwirthschaft. Dieses System hat sich aus der Holsteinischen und Mecklenburgischen Koppelwirthschaft entwickelt, die Vortheile beider sich angeeignet und ihre Nachtheile geschickt vermieden. Es begünstigt den Getreidebau, ernährt den Viehstand im Sommer und Herbste auf kräftiger Weide, im Winter mit nahrhaftem Stallfutter und begünstigt die Haltung eines beträchtlichen Schafviehstandes. In der Regel ist mit ihm eine Spiritusfabrik verbunden, was jedoch nicht unbedingt nothwendig ist. Es kommen 9—13 Schläge vor. Die neunschlägige Koppelwirthschaft hat nachstehende Fruchtfolge: 1) Kartoffeln, stark gedüngt, 2) Sommerroggen, 3) Hafer oder Gerste mit Klee, 4—6) Weide, 7) Brache, 8) Wintergetreide, 9) Hafer und Buchweizen. Schlageintheilung und Fruchtfolge ändern sich durch örtliche Verhältnisse ab. Wird mit dieser Wirthschaftsform eine theilweise Sommerstallfütterung des Rindviehs verbunden, so nähert sie sich dadurch mehr der Vollkommenheit. 4) Die Egartenwirthschaft. Dieselbe wird in Gebirgsgegenden betrieben, wo die häufigen feuchten Niederschläge einen sehr üppigen Graswuchs bewirken. Sie unterscheidet sich von der Holsteinischen und Mecklenburgischen Koppelwirtschaft dadurch, daß bei ihr keine Brache gehalten, das Land öfter gedüngt und daß sie auf kleinen Flächen betrieben wird. Gewöhnlich beginnt sie 670 Met. über der Meeresfläche. Je nach Beschaffenheit des Bodens wird derselbe bald zur Grasproduction, bald zum Fruchtbau eine längere Reihe von Jahren benutzt. Namentlich läßt man gern den schweren Boden länger als den leichten zu Gras liegen. Aber auch das Klima leitet den Egartenwirth bei der Organisation seiner Betriebsweise. Je feuchter und kühler das Klima, oder je höher die Lage ist, desto mehr Land räumt er der Grasproduction ein; dagegen vergrößert er mit der abnehmenden Höhe, wo die atmosphärischen Niederschläge minder häufig und stark sind, auch wol in der Nähe von

Städten, die Zahl der Jahre, während welcher Getreide gebaut wird. Diese Jahre übersteigen jedoch sehr selten die Zahl der Grasjahre; vielfältig herrschen letztere vor, besonders in höhern Lagen, und häufig ist die Hälfte der Anbaujahre dem Graswuchse, die Hälfte dem Fruchtbau gewidmet. Die Schläge wechseln zwischen 3 und 12, doch kommen zehn- und zwölfschlägige Wirthschaften sehr selten vor; am häufigsten ist die sechs- und siebenschlägige Egartenwirthschaft. Die Aufeinanderfolge der Früchte ist: Dreischlägig: 1) Wintergetreide, 2—3) Gras. Vierschlägig: 1) Roggen, gedüngt, 2) Sommerweizen, 3—4) Gras. Fünfschlägig: 1) Sommerweizen, 2) Hafer, 3) Winterroggen, gedüngt, 4—5) Gras. Sechsschlägig: 1) Wintergetreide, gedüngt, 2) Hafer, 3) Roggen, gedüngt, 4—6) Gras. Siebenschlägig: 1) Winterweizen, gedüngt, 2) und 3) Hafer, 4) Roggen, gedüngt, 5—7) Gras. Bei der achtschlägigen Egartenwirthschaft werden bei zureichendem Dünger vier Halmfrüchte hintereinander angebaut, worauf vier Grasjahre folgen. Bei weniger reichem Düngervorrathe baut man dagegen nur dreimal Halmfrüchte und benutzt die Schläge 3 Jahre zur Wiese und 2 Jahre zur Weide. Die zehn- und zwölfschlägigen Egartenwirthschaften werden nur in ungünstigen Lagen und bei Mangel an Dünger angetroffen. Die sechsschlägige Egartenwirthschaft ist die vollkommenste, weil bei starker Düngung im dritten Jahre das Gras im vierten, fünften und sechsten Jahre sehr kräftig wächst. Da es selbst unter günstigen Vegetationsverhältnissen keinen Vortheil bringt, die Egarten länger als vier Jahre zur Grasnutzung zu verwenden, so ist die achtschlägige Eintheilung, bei welcher die Egarten fünf Jahre als Wiese und Weide benutzt werden, eine fehlerhafte.

(*William Löbe.*)

KÖPPEN (Friedrich), deutscher Philosoph, war als Sohn eines Pfarrers [1]) am 21. April 1775 zu Lübeck geboren und erhielt an der dortigen Katharinenschule seine Vorbildung. Im J. 1793 bezog er, um Theologie und Philosophie zu studiren, die Universität Jena, an der sich gerade damals die lebendigste Fortentwickelung der Kant'schen Ideen abspielte. Er hörte noch Reinhold und später Fichte, er trat der „Literarischen Gesellschaft" bei [2]), der auch der junge Herbart angehörte, und vertiefte sich gleichzeitig, durch Freunde angeregt, in die Schriften Fr. H. Jacobi's (s. d.), welche den nachhaltigsten und tiefsten Einfluß auf ihn ausübten. [3]) Dies bekundete sich schon in der Abhandlung, welche Köppen bei dem Abschlusse seiner zuletzt in Göttingen fortgesetzten Studien herausgab: „Ueber Offenbarung in Beziehung auf Kantische und Fichtische Philosophie" (Lübeck 1797; zweite Aufl. 1802). Dieselbe enthält in der Hauptsache eine Kritik von Kant's und Fichte's Religionsphilosophie und stellt sich zu diesem Behufe durchaus auf Jacobi's Standpunkt des „Glaubens" als einer unmittelbaren Erkenntniß des Unbegreiflichen.

Nachdem Köppen 1797 die Schweiz bereist hatte, kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, in der er bis zum Jahr 1804, wo er einem Rufe an die Sanct-Ansgariikirche zu Bremen folgte, theils mit der Ausübung des geistlichen Amtes, theils mit literarischen Arbeiten mannichfachen Interesses beschäftigt war. Er veröffentlichte in verschiedenen Zeitschriften Aufsätze und Recensionen, welche später zum Theil in seinen „Vermischten Schriften" (Hamburg 1806) wieder abgedruckt sind; auch erschien von ihm ein Bändchen „Episteln und Gedichte" (Magdeburg 1801) und eine „Lebenskunst in Beiträgen" (Hamburg 1801), eine Reihe eudämonologischer Betrachtungen enthaltend, in denen mit naivem Optimismus ein zufriedener Genuß der verschiedenen Lebensgüter anempfohlen wird. Ein Denkmal seiner geistlichen Amtsthätigkeit bilden seine „Reden über die christliche Religion" (Lübeck und Leipzig 1802). Er vertritt darin ganz im Sinne Jacobi's ein über die confessionellen Dogmen sich erhebendes, an das individuelle Gefühl appellirendes Christenthum des Herzens, und er hat diesen Standpunkt auch später festgehalten, als er in seiner „Philosophie des Christenthums" (2 Bde. Leipzig 1813—15, 2. Aufl. 1825) den verhältnißmäßig unbedeutenden Entwurf einer Religionsphilosophie herausgab, die zwar in edler Gesinnung, aber in sehr verschwommener und begrifflich wenig scharfer Darstellung eine ähnlich versöhnende Auffassung predigte.

Von Lübeck aus kam Köppen mit dem damals in dem nahen Eutin wohnenden Jacobi in persönliche Berührung, die sich bald zu einer treuen Freundschaft [4]) gestaltete. Er vollendete während einer Krankheit Jacobi's dessen Abhandlung „Ueber das Unternehmen des Kriticismus, die Vernunft zu Verstande zu bringen", welche mit der von Köppen verfaßten Fortsetzung in den von Reinhold (welcher damals in Kiel lebte) herausgegebenen „Beiträgen zur leichtern Uebersicht des Zustandes der Philosophie im Anfange des 19. Jahrhunderts" (Heft 3, Hamburg 1802, S. 1—110) erschien. [5]) Dieselben „Beiträge" hatten schon vorher (Heft 2, Hamburg 1801, Nr. IV) aus Köppen's Feder [6]) „Einige Gedanken über philosophische Systeme überhaupt und insbesondere die Wissenschaftslehre" gebracht. Als dann bei dem scharfen Angriffe, welchen Hegel in seiner Abhandlung „Glauben und Wissen" [7]) gegen Jacobi's Lehre richtete, auch Köppen nicht allzu freundlich [8]) behandelt worden war, setzte dieser die ge-

---

1) Vgl. Leben meines Vaters Johann Gerhard Köppen (Lübeck 1814). 2) Vgl. J. Smidt, Erinnerungen an Herbart, in des letztern sämmtlichen Werken, herausgegeben von K. Kehrbach, Bd. I, S. VIII. 3) Vgl. über Köppen's philosophische Entwickelung überhaupt seine Vertrauten Briefe I, 367 fg.

4) Ebendas. — Später hat sich Köppen auch um die Herausgabe von Jacobi's ges. Werken (v. Bd. IV) verdient gemacht. 5) Wieder abgedruckt in Jacobi's ges. Werken III, 61 fg. Die Redaction Köppen's beginnt S. 158 (in den Beiträgen S. 82). 6) Daß dieser anonyme Aufsatz von Köppen herstammt, bezeugt Jacobi ges. Werke III, 66 (in den citirten Beiträgen Heft 3, S. 6). 7) Im II. Bande des Kritischen Journals der Philosophie (1802), abgedruckt in Hegel's ges. Werken I, 1 fg. 8) Vgl. besonders a. a. O. S. 90 fg.

reizte Polemik in einer eigenen Schrift: „Schelling's Lehre oder das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts" (Hamburg 1803) fort, welcher drei Briefe verwandten Inhalts von Jacobi (S. 209 fg.) beigedruckt wurden.

Von Bremen aus wurde Köppen 1807 als Professor der Philosophie an die Universität Landshut berufen. Seine dortige Antrittsrede „Ueber den Zweck der Philosophie" (München 1807) gibt vielleicht den präcisesten Ausdruck seiner Lehre. Ausführlicher hat er dieselbe in seinem Hauptwerke „Darstellung des Wesens der Philosophie" (Nürnberg 1810)[9]) entwickelt. Im Anschlusse an seine akademische Lehrthätigkeit gab er einen „Leitfaden für Logik und Metaphysik" und einen „Grundriß zu Vorlesungen über das Naturrecht" (beide Landshut 1809) heraus; später veröffentlichte er zwei populäre rechtsphilosophische Arbeiten: „Politik" und „Rechtslehre", beide „nach Platonischen Grundsätzen" (Leipzig 1818 resp. 1819), und weiterhin eine Reihe von Besprechungen und Abhandlungen sehr verschiedenen Inhalts unter dem Titel „Vertraute Briefe über Bücher und Welt" (2 Bde., Leipzig 1820—1823), deren Anhang (II, 493—604) „Aphorismen aus den Papieren eines Geistlichen" ausmachen.

Nach Aufhebung der Universität Landshut wurde Köppen nach Erlangen versetzt, wo er in der Nacht vom 4. zum 5. Sept. 1858 gestorben ist. Er hatte inzwischen seine Stimme noch einmal erhoben, in der anonymen Schrift „Philosophie der Philosophie" (Hamburg und Gotha 1840), welche theils durch wunderliche Spielereien, wie z. B. die ausführliche Charakteristik philosophischer Lehren nach den „Präpositionen" (worunter auch „einander", „kaum", „wenn", „weder-noch" u. s. w. figuriren) theils durch eine unlogisch wirre Eintheilung des „Begriffgartens" in physische, anthropologische, logische und metaphysische Kategorien eine gewisse Greisenhaftigkeit verräth. Er setzt sich darin mit der weiteren philosophischen Entwickelung, vor allem mit Hegel, Fries, Herbart und Beneke auseinander und endet damit, der Philosophie im Hinblick auf den Wechsel der Systeme statt des exclusiven „Entweder-oder" den Durchgang durch ein vorsichtiges „Weder-noch" zu einem conciliatorischen „Sowohl-alsauch" zu empfehlen (S. 215 fg.).

In seiner philosophischen Lehre ist Köppen derart von Jacobi abhängig, daß er sich ohne irgendeine originelle Weiterbildung oder auch nur Umformung vollständig an denselben anschließt. Auch im Stile erscheinen seine Schriften als eine abgeschwächte Nachbildung der Jacobi'schen: sie zeigen eine ähnliche Gefühlswärme, in deren lebhafter Entfaltung manchmal schöne Geistesblitze durchblicken, aber auch einen ähnlichen Mangel an strenger begrifflicher Auffassung und Beweisführung. Doch ist anzuerkennen, daß Köppen's „Darstellung des Wesens der Philosophie" eine systematische und allseitige Zusammenfassung dieser Lehren darbietet, wie sie in dieser Durchsichtigkeit und Abgerundetheit dem Meister niemals gelungen ist.

Mehr fast noch als bei Jacobi tritt bei Köppen der Zusammenhang der „Gefühlsphilosophie" mit der individualistischen Strömung der deutschen Literatur hervor. Die Persönlichkeit ist für ihn Anfang und Ende der Philosophie, der theoretischen[10]) ebenso wie der praktischen[11]). Die Philosophie ist, wie die Religion[12]) ein Streben zum Unendlichen[13]), welches sich in unserm Bewußtsein als ein „unnennbares Gefühl" von Wahrheit, Freiheit, Gott geltend macht.[14]) „Einen Commentar dieses Ursprünglichsten im Menschen nennen wir — Philosophie." Aber alle die Principien, die zu einem solchen Commentar verwendet werden, erschöpfen das Unaussprechliche nicht: sie sind nur unzulängliche Namen dafür.[15]) Jedes philosophische System ist vielmehr ein persönliches Kunstwerk, wodurch eine Individualität, ihrem Wesen gemäß, sich das Unfaßbare faßbar zu machen sucht[16]); es ist deshalb einerseits der Ausdruck des Individualcharakters seines Urhebers[17]), andererseits aber vollständig nur für diesen selbst verständlich; „was wir von Systemen der Philosophie wissen, gleicht Inschriften über Gräbern."[18]) Die Philosophie ist eine „freie Kunst",[19]) und das philosophische Genie ist dem poetischen am nächsten verwandt.[20])

Darum gibt es kein allgemeingültiges „System" der Philosophie. Die vielgestaltige[21]) Wahrheit wird niemals eine erschöpfende und alle befriedigende Darstellung finden.[22]) Die Metaphysik kann nicht in der Form des Systems auftreten.[23]) Es ist eine Art von naturwüchsiger Reaction gegen die systembildende Tendenz der zeitgenössischen Philosophie[24]), mit der Köppen (hierin an Aufklärer wie Mendelssohn erinnernd) die Unnöthigkeit und die Gefährlichkeit des Systematisirens betont: wir bedürfen keines „Systems", um uns über unser Lebensglück Vorschriften zu machen[25]), und der das Gemüth verdüsternde „steckenpferdliche Sinn" wurzelt am häufigsten in der Systembauerei[26]), in der die Deutschen am schlimmsten sind.[27]) Auch dem Historiker ist nur zu empfehlen, daß er sich vor jedem philosophischen Sy-

9) Vgl. K. F. Schafberger, Darstellung des Wesens der Philos. des Hrn. F. Köppen, nebst Darstellung der eigenen Ansicht des Verfassers (Nürnberg 1813).

10) Leitfaden für Logik §. 7. 11) Vertraute Briefe I, 303; 339. 12) Reden über die Religion, S. 8. 13) Vertraute Briefe II, 132. 14) Ueber philosophische Systeme in Reinhold's Beiträgen Heft 2, S. 149. 15) Ebendas. S. 150. 16) Ebendas. S. 152 fg. 17) Vertraute Briefe II, 145. 18) Ueber Systeme S. 156. 19) Ebendas. S. 154. 20) Vermischte Schriften S. 16. 21) Vertraute Briefe II, 173. 22) Darstellung des Wesens der Philosophie S. 4. Vgl. Philos. der Philos. S. 6—9, wo sich Köppen in diesem Sinne zum Skepticismus bekennt. 23) Leitfaden für Logik §. 45. 24) Ueber Systeme S. 151 fg.; Darstellung S. 11 fg. 25) Lebenskunst S. 26. 26) Ebendas. S. 106. 27) Vertraute Briefe II, 126 fg. Vgl. Schelling's Lehre, S. 125, wo diese Systeme „Organisation unseres Nichtwissens, Nichtkönnens, Nichtbeweisens genannt werden".

steme hüte[28]), und das Gleiche gilt von dem Kanzelredner.[29])

Diese Beschränkung der Philosophie auf **lediglich individuelle Geltung** wird von Köppen an einzelnen Stellen, namentlich seiner späteren Schriften, so energisch betont, daß ihm jede Anerkennung allgemeingültiger Wahrheit verloren zu gehen droht. „Es gibt gar keine sogenannten allgemeinen Vernunftwahrheiten, sondern nur individuelle Vernunftwahrheiten. . . . Die Quelle aller Gewißheit liegt im Individuum.[30]) «Bei Bienen, Spinnen, Ameisen, Käfern ist ein allgemeines System der Philosophie denkbar; der Mensch hat ein individuelles.»"[31]) Und in seiner letzten Schrift sah er sich kaum in der Lage, der Protagoreischen Consequenz, daß für jeden wahr ist, was ihm so erscheint, zu entgehen.[32]) „Darum ist das Bewußtsein des Philosophen Richter über den Werth seiner Begriffe."

Einen Ausweg aus dieser Schwierigkeit suchte Köppen anfangs in der Weise, daß, da nur das Logisch-Formale allgemeingültig sei[33]), es ein System geben müsse, welches den formalen Gang alles individuellen Philosophirens bestimme und, während es selbst keinen „Gehalt" habe, allen Gehalt potentia umfasse.[34]) Als solches begrüßte er damals Fichte's Wissenschaftslehre, welche in dem „Ich" die „Identität von Denken und Sein" als den „**selbst nicht mehr in Begriffen darlegbaren Uranfang aller Begreiflichkeit**" an die Spitze stelle.[35]) In seiner späteren Zeit neigte Köppen dem eklektischen Gedanken zu, daß, nachdem durch all die Systeme alle möglichen Formen individuellen Philosophirens erschöpft seien, man durch historische Vergleichung zu der „Ueberhaupt-Wahrheit" gelangen könne und solle.[36]) In der ganzen Zwischenzeit aber nimmt Köppen den Jacobi'schen Standpunkt ein, daß in dem ursprünglichen Gefühle der Persönlichkeit die allgemeingültige Wahrheit der Philosophie gegeben sei.

In der erkenntnißtheoretischen Begründung dieses Standpunktes betont auch Köppen in erster Linie den Gegensatz des **unmittelbaren** und des **mittelbaren Wissens**. Alle Wissenschaft ist Erkenntniß durch Gründe; aber da sie zuletzt auf Gründen beruhen muß, die nicht mehr beweisbar sind[37]), so ist sie niemals absolut, sondern immer nur relativ[38]); „man könnte diese Relativität absolut nennen."[39]) Das Erkennen durch Gründe nennt Köppen „**Begreifen**"; die Gewißheit der letzten, nicht mehr beweisbaren Gründe nennt er mit Jacobi „**Glaube**".[40]) Alles Begreifen ist also eine nach den Gesetzen des Denkens gewonnene mittelbare Erkenntniß aus dem unmittelbar Gegebenen: unmittelbar gegeben aber ist uns nie etwas anderes als durch **Wahrnehmung**. „Geglaubt wird, was wahrgenommen wird"[41]); begriffen wird, was über die Verhältnisse des Wahrgenommenen durch Nachdenken erkannt wird.[42]) „Das gesammte menschliche Wissen . . . ist entweder Wahrnehmung oder Begriff; entweder unmittelbare Ueberzeugung oder durch Gründe gewonnene mittelbare Einsicht. Jenes heißt Glauben, dieses Begreifen."[43]) Der Fehler aller „**Reflexionsphilosophie**" — Köppen nennt sie im Gegensatze zu seinem „**Platonismus**" die „**Aristotelische**" und zählt dazu auch Schelling und Hegel[44]) —, ihre Erbsünde sei, zu „**beweisen das Unbeweisbare**", der Aberglaube an Beweise[45]): sie müssen, da sie nichts glauben wollen, bei dem Nichts enden.

Die einfachste und ursprünglichste Wahrnehmung, der Grundglaube, ist nun die Selbstgewißheit der Persönlichkeit, welche mit dem Gefühle der **Freiheit** identisch ist.[46]) Sie ist als absolute Selbstthätigkeit und Selbstbestimmung schlechthin unbegreiflich und unbeweisbar, aber unmittelbar gewiß; sie ist der absolute Ausgangspunkt der Philosophie. Aber neben dieser ihrer Unabhängigkeit findet sich die menschliche Persönlichkeit zugleich abhängig[47]), und in dem Gefühle dieser Abhängigkeit besitzt sie die nicht minder ursprüngliche und ebenso wenig beweisbare Glaubensgewißheit des von ihr verschiedenen Daseins. Diese Wahrnehmung ist aber doppelten Charakters.[48]) Als **Sinn** bezieht sie sich auf die äußere Natur, als **Vernunft**[49]) auf Gott und das Uebersinnliche. Und so gibt es drei ursprüngliche Objecte des Glaubens: das Dasein der Persönlichkeit, der Außenwelt und der Gottheit.[50])

Der **Dualismus** in der Wahrnehmungsthätigkeit, welche sich theils auf die Natur, theils auf das Uebersinnliche bezieht, gilt für Köppen als unüberwindlich.[51]) Zwar geht alles menschliche Denken darauf aus, das Einheitsprincip über diesen Gegensätzen zu finden[52]); zwar ahnen wir, daß die „Vernunft" als das Vollkommenere über die Natur herrscht, da alle Nothwendigkeit, wie

28) Vertraute Briefe I, 423 fg. 29) Reden über die Religion, Vorrede. 30) Vertraute Briefe II, 139. 31) Ebendas. S. 399. 32) Philos. der Philos. S. 233 fg. 33) Ueber Systeme S. 159. 34) Ebendas. S. 160 fg. 35) Ebendas. S. 177. 36) Vertraute Briefe II, 148 fg.; Philos. der Philos. S. 234 fg.; übrigens schon Darstellung des Wesens der Philosophie S. 21 fg. 37) Leitfaden für Logik §. 43. 38) Darstellung S. 97 fg. 39) Ueber den Zweck der Philosophie S. 24. 40) Darstellung S. 132 fg.; Leitfaden für Logik §. 63. Anfänglich hatte Köppen, dem Sprachgebrauche Jacobi's folgend, Glauben und Wissen exclusiv gegenübergestellt; vgl. Ueber Offenbarung S. 112 fg.

41) Darstellung S. 133. 42) Ebendas. S. 116. 43) Ebendas. S. 131. 44) Vertraute Briefe I, 305; 318. 45) Schelling's Lehre S. 125. 46) Darstellung S. 25 fg. 47) Ebendas. S. 54 fg. 48) Köppen wirft Kant vor, daß er das Wahrnehmungsvermögen auf die Sinnlichkeit beschränkt habe; vgl. Darstellung S. 118. 49) Seit seiner Freundschaft mit Jacobi acceptirte Köppen dessen willkürlichen Gebrauch des Wortes „Vernunft", doch nicht ohne vielfach auch davon abzuweichen. Vgl. Vertraute Briefe I, 304 fg.; Leitfaden für Logik §. 16, §. 58; drei Bedeutungen des Wortes entwickelt er Darstellung S. 50 fg. 50) Vertraute Briefe II, 505 fg.; Schelling's Lehre S. 186 fg., 205; Darstellung S. 55 fg., 153 fg. 51) Vertraute Briefe II, 393. Ursprünglich übrigens liebte es Köppen, diesen Gegensatz mit der Fichte'schen Terminologie als denjenigen von Subject und Object zu bezeichnen; vgl. Ueber Systeme S. 177, und noch Leitfaden für Logik §. 13. 52) Ueber den Zweck der Phil. S. 13 fg.

sie in derselben herrscht, nur „eine durch Vernunft gesetzte Ordnung sein kann"[53]; aber jeder Versuch, das eine aus dem andern abzuleiten, wie die entgegengesetzten Systeme des Idealismus und des Realismus, oder auch beide auf ein höheres (aber dann inhaltsloses) Princip zurückzuführen, wie die Identitätsphilosophie, ist stets gescheitert und von vornherein als verfehlt zu betrachten.[54] „Alle menschliche Philosophie ist doppelendig, weil der Mensch ein doppelendiges Wesen ist."[55]

Deshalb theilt sich nun die menschliche Erkenntniß in zwei Sphären: eine der *Unbegreiflichkeit* und eine der *Begreiflichkeit*.[56] Unbegreiflich sind die Objecte der Wahrnehmung, des Sinnes so gut wie der Vernunft: begreiflich sind die Verhältnisse des Wahrgenommenen durch das die Wahrnehmungen in Begriffen verknüpfende Nachdenken.[57] Hiernach gibt Köppen am Schlusse seiner Darstellung des Wesens der Philosophie (S. 153 fg.) eine Art von Encyklopädie der Wissenschaften, in welcher der Grundgedanke der ist, daß in jeder Wissenschaft zwischen Anschauungen des Sinnes und Ideen der Vernunft durch die Begriffe des Verstandes Beziehungen gewonnen und bewiesen werden. Logik und Mathematik erscheinen dabei als die beiden einzigen apodiktischen Disciplinen.

Den Gegenstand der Philosophie bilden die *Ideen*. „Idee nämlich heißt die Wahrnehmung durch Vernunft", wie Anschauung diejenige durch den Sinn.[58] Diese Ideen hat die Philosophie aufzusuchen und ihren Ursprung aus der Vernunft zu erweisen.[59] Hiernach besteht der „*Platonismus*" Köppen's nicht in der Methode[60], sondern nur in der metaphysischen Uebereinstimmung, daß beide für zwei verschiedene Erkenntnißkräfte, Sinnlichkeit und Vernunft, zwei gegenständliche Welten annehmen, deren Zusammenhang ein Problem bleibt. Von dialektischer Begriffsarbeit ist dagegen in Köppen's Werken nichts zu finden. Da vielmehr nach ihm nur das Natürliche in seiner Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit[61] begreiflich ist, alle Ideen aber, wie Freiheit, Gottheit, Unsterblichkeit, Schöpfung[62] u. s. w. unbegreiflich sind, so ist die Philosophie als „Vernunftwissenschaft" ursprünglich keine beweisende Wissenschaft[63]: sie ist es bei Köppen so wenig, daß man sagen darf, seine Methode sei lediglich diejenige des Behauptens. So nennt sich Köppen selbst einen von den „Mystikern, welche vor dem Geheimnisse Gottes bewundernd stillstehen"[64], wenn er auch mit den romantischen Mystikern nichts zu thun haben will.[65]

Die wichtigste Idee neben der Freiheit ist die *Gottheit*. Die „Vernunft" lehrt uns, daß auch der „höchsten Vernunft" Freiheit und Persönlichkeit zukomme[66], daß also Gott nur als Geist, als die absolut freie Person gedacht werden darf.[67] Auf die Persönlichkeit Gottes legt Köppen so großes Gewicht, daß er dieses Merkmal als das einzig entscheidende zwischen christlicher und unchristlicher Philosophie bezeichnet.[68] Sein Gegensatz gegen die Identitätsphilosophie, der so stark ist, daß er z. B. den ihm sonst so sympathischen Jean Paul wegen seiner Hinneigung dazu tadelt[69], bezieht sich hauptsächlich auf den pantheistischen Charakter derselben[70], den er geradezu für das Sinken der Religiosität in seinem Zeitalter verantwortlich macht.[71] Feinsinnig suchte er sogar gewisse Mängel in Goethe's „Natürlicher Tochter" und in Schiller's „Braut von Messina" auf diesen nach ideenhafter Allgemeinheit strebenden und das Individuelle vernichtenden Pantheismus ihrer identitätsphilosophischen Freunde zurückzuführen.[72]

Aber unser Wissen von Gott ist keine begriffliche Erkenntniß, sondern beruht nur auf Glaube und *Offenbarung*. Offenbarung aber darf nicht, wie bei Kant und Fichte, als erzieherische Vorbereitung[73], sondern muß als eine Urthatsache aufgefaßt werden, die immer unbegreiflich und unbeweisbar ist.[74] Deshalb ist jede Religion positiv[75], aber auch jede individuell. Denn da alle besondern Vorstellungen vom göttlichen Wesen anthropomorphistische Bilder sind[76], so gibt es keine allgemeingültige Religionslehre, während es eine allgemeingültige *Moral* geben muß.[77]

Auch von dieser freilich ist ebenso wenig wie von Gott eine Begriffswissenschaft möglich[78], die je vollendet werden könnte, und Köppen polemisirt häufig[79] gegen die Kant'sche Pflichtenlehre, besonders auch gegen den ihm wie Jacobi persönlich unsympathischen[80] kategorischen Imperativ. Aber die lösbare Aufgabe der Moralphilosophie ist die, von der „Vernunftherrschaft" und von der „Gewalt freier Persönlichkeit" in ihrer Durchdringung der gesammten Verhältnisse des wirklichen Lebens ein begeisterndes Bild zu geben.[81] So faßt Köppen auch die Aufgabe der Rechtsphilosophie, gegenüber ihrer Abtrennung von der allgemeinen praktischen Philosophie, im antiken Sinne, als die „Durchbildung der Idee des Guten in ihrer äußern Herrschaft über Sinnenverhältnisse, physische Macht und widerstrebende Thaten der Menschen".[82]

---

53) Darstellung S. 33; 69 fg. 54) Ebendas. S. 64; ausführlicher Ueber den Zweck der Philos. S. 16 fg. 55) Darstellung S. 60. 56) Ebendas. S. 109 fg. 57) Diese Erkenntniß führt allein den Charakter der Nothwendigkeit bei sich; vgl. Darstellung S. 127 fg. 58) Ebendas. S. 57. 59) Zweck der Philos. S. 1 fg. 60) Vgl. die Bemerkungen in dem Art. Köppen in Franck's Dictionnaire des sciences philosophiques, 2. Aufl. S. 885. 61) Schelling's Lehre S. 183 fg.; Ueber den Zweck der Philos. S. 25 fg. 62) Darstellung S. 30 fg., 88 fg. u. s. w. 63) Ebendas. S. 52. 64) Vertraute Briefe I, 105. 65) Ebendas. S. 99 fg.

66) Darstellung S. 39 fg. 67) Schelling's Lehre S. 187. 68) Vertraute Briefe I, 34 fg. 69) Vermischte Schriften S. 35 fg. 70) Vgl. die Gegenüberstellung im Leitfaden für Logik §. 80 fg. 71) Vermischte Schriften S. 109 fg. 72) Ebendas. S. 177 fg. 73) Ueber Offenbarung S. 119 fg. 74) Ebendas. S. 138 fg. Vgl. Philos. des Christenth. II, 86 fg. 75) Ueber Offenbarung S. 60. Vgl. Vertraute Briefe II, 175 fg. 76) Vertraute Briefe I, 64 fg. 77) Ueber Offenbarung S. 46 fg. 78) Darstellung S. 215 fg. 79) a. a. O. ferner Ueber Offenbarung S. 23 fg., 36 fg., 70 fg. 80) Vgl. Lebenskunst S. 345 fg. 81) Vertraute Briefe I, 337 fg. 82) Rechtslehre S. 12.

In der dritten metaphysischen Wissenschaft endlich, der **Aesthetik**[83]), bildet, ebenso wie die Freiheit in den beiden andern, das Genie die Grenze der verstandesmäßigen Begreiflichkeit. Weder formale noch materiale Principien reichen zur Erklärung des wiederum rein ursprünglichen Gefühls aus, mit dem sich das Schöne in der Production wie im Genusse geltend macht. Im Besondern vertritt Köppen, seiner ganzen Position gemäß, eine idealistische und antinaturalistische Tendenz: „es gibt so gut eine eigene Kunstwahrheit, als es eine Erfahrungs- und Sinnenwahrheit gibt"[84]), und seine einzelnen Bemerkungen über Poesie, Landschaftsmalerei und Musik[85]) zeigen Geschmack und feines Verständniß: wie Köppen denn überhaupt sich als ein vielseitig angeregter, tüchtig gebildeter und von edler Gesinnung erfüllter Mann darstellt, dessen philosophische Begabung jedoch den hohen Zielen, die er sich steckte, nicht immer angemessen war.[86])

(W. Windelband.)

83) Darstellung S. 262 fg.

84) Vermischte Schriften S. 137. 85) Vgl. die entsprechenden Essays in den Vermischten Schriften; außerdem Vertraute Briefe II, 118 fg. 86) Vgl. Nägelsbach, Worte am Grabe von F. Köppen (Erlangen 1858).

Ende des achtunddreißigsten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.